Lehrbuch der allgemeinen Geschichte vom Standpunkte der Kultur

von

Dr. Gustav Weiß,
Professor am Großherzoglichen Gymnasium zu Weimar.

Erster Theil.
Geschichte des Alterthums.

Weimar
Hermann Böhlau
1852.

Hof-Buchdruckerei in Weimar.

Dem Herrn

Dr. Hermann Sauppe,

Großherzoglichem Hofrathe und Direktor des Großherzoglichen Gymnasium zu Weimar,

aus Hochachtung

gewidmet

vom

Verfasser.

Vorrede.

Dieses Buch ist durch mein eigenes Bedürfniß hervorgerufen worden. Seit einer Reihe von Jahren wünschte ich, meinem Unterrichte in der allgemeinen Geschichte ein Lehrbuch zu Grunde zu legen: allein keines der vorhandenen entsprach meinen Anforderungen. Man halte das nicht für Anmaßung oder Unbescheidenheit. Nein, es werden noch viele Lehrbücher der allgemeinen Geschichte geschrieben werden müssen, ehe der Lehrstoff und die Methode auf diesem Gebiete sich so feststellt, daß die Erscheinung eines neuen Lehrbuches für überflüssig erklärt werden kann. Es wird das vielleicht nie, ja hoffentlich nie geschehen. Der Grund davon liegt in der Wissenschaft selbst, in ihrem außerordentlich großen Umfange und in der dadurch bedingten Subjektivität bei der Auswahl des Lehrstoffes und bei der Methode der Behandlung. Um zunächst von dem Lehrstoffe zu sprechen, so schienen mir die vorhandenen Lehrbücher theils zu wenig, theils zu viel zu enthalten. Zu wenig enthalten sie, weil sie vorzugsweise die politische Geschichte, die Kulturgeschichte aber entweder gar nicht, oder nur ganz kurz und nebenbei behandeln; zu reich aber ist der Inhalt in der Aufzählung einzelner Begebenheiten der politischen und der Kriegsgeschichte. Damit hängt dann die skizzenhafte, tabellenartige Behandlung zusammen.

Die allgemeine Geschichte zeigt uns den Entwickelungsgang der menschlichen Bildung von den ältesten Zeiten, soweit unsere Kenntniß reicht, bis zur Gegenwart. Die Kultur insofern sie in den Zuständen und Begebenheiten der Völker zur Erscheinung kömmt, bildet den Inhalt der allgemeinen Geschichte oder wie man sie auch zu nennen pflegt, der Weltgeschichte. Die allgemeine Geschichte vom Standpunkte der Kultur unterscheidet sich aber von

der Kulturgeschichte im engeren Sinne dadurch, daß sie die Erzeugnisse der Bildung nur im Zusammenhange mit dem sie erzeugenden Volksgeiste und den wieder mit diesem in inniger Verbindung stehenden Thaten und Schicksalen der Völker betrachtet; sie stellt das Staatsleben der einzelnen Völker in den Mittelpunkt ihres Gemäldes, weil der Staat der Träger und die Bedingung aller Bildung ist, und ein Volk ohne Vereinigung zu einem geordneten Staatsleben weder Bildung noch Geschichte hat. Das Staatsleben eines Volkes bildet den Mittelpunkt seiner Geschichte, aber auch nur diesen; um ihn gruppiren sich alle übrigen Leistungen des Volkes, gleichsam die Ausstrahlungen des Volksgeistes. Staat, Religion, Literatur, Kunst, Sitten und Gebräuche eines Volkes bilden ein organisches Ganze, sie stehen in einem engen Zusammenhange und in gegenseitiger Wechselwirkung. Sie alle zusammen geben dem Volke sein eigenthümliches Gepräge, und ihre Kenntniß ist deshalb nothwendig, um den eigenthümlichen Geist und die Bildung eines Volkes zu erkennen. Nicht die politische Bildung allein weist einem Volke seine Stelle und seine Bedeutung in der allgemeinen Geschichte an, sondern seine geistige Ueberlegenheit, sein Einfluß auf den Zustand und die Entwickelung anderer Völker und auf die allgemeine Bildung überhaupt. Würde wohl das kleine Athen, ja das ganze Griechenland eine so wichtige Stelle in der Weltgeschichte einnehmen und behaupten können, wenn nur die politische Bildung in Frage käme? Gewiß nicht. Wenn aber das der Fall ist, wenn Staat, Religion, Literatur und Kunst eng zusammenhängen, und die Leistungen eines Volkes auf allen diesen Gebieten zusammengenommen seine Bildung ausmachen, so darf auch in einem Lehrbuch der allgemeinen Geschichte nicht die politische Geschichte allein oder so vorzugsweise besprochen werden, daß die Darstellung der übrigen Leistungen nur wie ein Anhängsel beigegeben erscheint. Es muß schon in der Darstellung der innere Zusammenhang und die Wechselwirkung der verschiedenen Lebensäußerungen und mannigfachen Bildung eines Volkes hervortreten. Wie die Wichtigkeit eines Volkes von dem Grade der Einwirkung auf die Entwickelung anderer Völker abhängt; wie diejenigen Zeiträume hervorzuheben sind, in welchen eine solche Einwirkung stattfand oder sich vorbereitete, so ist auch bei dem einzelnen Volke das ausführli-

cher zu besprechen, wodurch dieses Volk sich ausgezeichnet und einen Einfluß auf andere Völker ausgeübt hat. Kaum brauche ich wohl ausdrücklich zu sagen, daß die allgemeine Geschichte nicht etwa ein Conglomerat der Geschichte der verschiedenen Kulturzweige, der Religion, der Wissenschaften, Künste u. s. w. ist, sondern daß jeder Zweig der Kultur nur erwähnt wird insoweit er zum Verständniß der Individualität des Volkes nothwendig ist und das Volk dadurch einen Einfluß auf andere Völker ausgeübt hat.

Wird aber auf diese Weise der Lehrstoff der Geschichte bedeutend erweitert, so ist es auf der andern Seite Pflicht, bei der Auswahl mit desto größerer Sorgfalt zu Werke zu gehen. Nur das wirklich Wichtige und Bedeutsame ist aufzunehmen, und durch die Darstellung die Auffassung und die Uebersicht möglichst zu erleichtern. Für den Geschichtsforscher ist fast nichts ohne Bedeutung, es kann ihm die kleinste Notiz einen wichtigen Fingerzeig geben: aber Schüler und selbst die besten Schüler oberer Gymnasialklassen sind noch keine Geschichtsforscher, sondern junge Leute, welche erst Geschichte lernen wollen, und das Lehrbuch soll ihnen eben den Stoff darbieten, welchen sie zu lernen haben. Es ist bei der Auswahl des geschichtlichen Stoffes für ein Lehrbuch nicht nur zu fragen, was ist an und für sich wichtig, sondern es ist auch sorgfältig Rücksicht zu nehmen auf das Alter, die Bildung und den künftigen Beruf der Schüler. Es ist über diese zu nehmenden Rücksichten und über die verschiedenen Stufen des Geschichtsunterrichtes in neuerer Zeit mancher treffliche Aufsatz geschrieben worden, und ich verweise nur auf eine Abhandlung von Fr. Körner (Versuch zur Organisation des Geschichtsunterrichtes, in der pädagogischen Monatsschrift von Fr. Löwe und Fr. Körner II. Jahrgang 11tes Heft). Die meisten Verfasser von geschichtlichen Lehrbüchern haben das Bestreben eine gewisse Vollständigkeit in der Aufzählung der einzelnen Begebenheiten und Jahreszahlen zu erreichen; und um den Umfang des Buches nicht zu groß werden zu lassen, sind sie dann genöthigt auch das Wichtigere kurz zu behandeln. Es gleichen deßhalb solche Lehrbücher mehr Geschichtstabellen als geschichtlichen Darstellungen, sie sind gleichsam Repertorien von Namen, Zahlen und einzelnen Begebenheiten; sie lassen den Schüler nicht nur kalt und theilnahmlos, sondern schrecken ihn ab. Der Schüler erfaßt nicht den ursachlichen Zusammenhang der

Begebenheiten; ja er versteht selbst die einzelnen Erscheinungen nicht; das Große und Erhabene flößt ihm keine Bewunderung, das Schlechte und Gemeine keinen Unwillen ein, weil er es nicht als solches erkennt; die Geschichte wird Sache des bloßen Gedächtnisses, die das Herz nicht erwärmt, die Urtheilskraft nicht schärft, den Charakter nicht bildet. Die Lehrbücher für obere und untere Klassen unterscheiden sich gewöhnlich nur quantitativ durch die größere oder geringere Masse des Stoffes: sie haben aber meistentheils einen tabellenartigen oder skizzenhaften Charakter, und der Unterschied besteht nur darin, daß die Tabellen für die oberen Klassen mehr Einzelnheiten enthalten als die für die unteren. Mit Recht hat man dagegen in neuerer Zeit wiederholt geltend gemacht, daß die Auswahl für die verschiedenen Alters- und Bildungsstufen nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ verschieden sein muß, d. h. daß die Auswahl des geschichtlichen Lehrstoffes nicht nur dem Umfange, sondern auch dem Inhalte nach dem Alter und der Bildung der Schüler angemessen sein soll. Man soll Kindern nicht Dinge vortragen und erzählen, für die sie sich noch nicht interessiren, die sie noch nicht begreifen, die sie höchstens mechanisch auswendig lernen. Doch ich will nicht über die verschiedenen Lehrbücher der einzelnen Bildungsstufen, sondern nur über ein Lehrbuch für die oberen Gymnasialklassen sprechen. Auch für ein solches muß die Auswahl mit der größten Sorgfalt getroffen werden; was man aber der Erwähnung werth achtet, das muß, wenn auch immer mit möglichster Kürze, doch so ausführlich besprochen werden, daß der Schüler die Bedeutung der einzelnen Erscheinung an sich und für den Zusammenhang der Begebenheiten versteht. Auch ein Lehrbuch für die oberen Gymnasialklassen darf kein bloßes Namen- und Sachregister sein, es muß den Lehrstoff in einer so klaren und anschaulichen Darstellung, in einer solchen Ausführlichkeit bieten, daß auch das Herz des jungen Lesers bewegt und die Phantasie beschäftigt wird, daß er das Lehrbuch nicht bloß liest, weil er muß, sondern weil es ihm Freude macht. Ein Lehrbuch für reifere Schüler ist kein Lesebuch für Kinder, aber es soll das Lesen eines solchen Buches auch keine geisttödende Strafhausarbeit sein. Die Geschichte hat als Unterrichtsgegenstand den großen Vortheil, daß sie die jungen Leute in hohem Grade anzieht, man vernichte nur diese Anziehungskraft nicht durch die trockene Form, in welcher

man den Lehrstoff bietet. Man verbinde das Angenehme mit dem Nützlichen. Jeder Gebildete wird sich in reiferen Jahren sagen, daß er sich mit einem großen Ballaste ihm später unnützer Gelehrsamkeit beladen hat. Es ist das nicht zu vermeiden, und scheint auch wohl oft schlimmer als es der Fall ist. Bei dem Unterrichte in der Geschichte kann aber gerade ein recht eifriger Lehrer am allerersten in den Fall kommen, seinen Schülern einen solchen unnützen Ballast aufzuladen. Das, meine ich, solle man so viel wie möglich vermeiden. Das Wichtige, das Bedeutsame präge man tüchtig ein, damit der Schüler daran für sein ganzes Leben einen Schatz von Kenntnissen besitze: aber man vermeide mit Sorgfalt jede unfruchtbare Gelehrsamkeit.

Man weist freilich bei den Lehrbüchern der Geschichte auf den Vortrag des Lehrers hin und setzt den Zweck des Lehrbuches nur darein, daß es zur Wiederholung des Vorgetragenen kurze Anhaltepunkte für das Gedächtniß bieten soll. Allein das scheint mir nicht ganz richtig zu sein. Nehmen wir auch an, der Vortrag des Lehrers sei in jeder Beziehung ausgezeichnet, klar, lebendig, hinreißend und eindrucksvoll; so wird doch der Schüler schon nach einiger Zeit zur Wiederholung des früher Vorgetragenen mehr als bloße Anhaltepunkte bedürfen. Man stelle doch an junge Leute nicht Anforderungen, die selbst Erwachsene nicht erfüllen würden. Besitzt aber ein Lehrer die Gabe des Vortrages nicht in vorzüglichem Grade oder ist er wohl gar so bequem, wie es doch leider auch vorkömmt, daß er sich mit dem Inhalte eines so skizzenhaften Lehrbuches begnügt und nur diesen dem Gedächtnisse seiner Schüler einprägt, so kann durch einen solchen Lehrer und durch ein solches Lehrbuch den jungen Leuten die für sie sonst im hohen Grade anziehende Wissenschaft ganz verleitet werden.

Ich habe oben im Allgemeinen davon gesprochen, daß ein Lehrbuch der Geschichte nicht bloß die politische Geschichte enthalten darf, daß es uns den Entwickelungsgang der menschlichen Bildung zeigen und folglich alle großen und folgenreichen Erscheinungen auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit umfassen soll; ich muß aber dieses noch ganz besonders von einem Lehrbuche für obere Gymnasialklassen verlangen. Nach eigener vieljähriger Erfahrung kann ich die Behauptung aufstellen, daß Gymnasialschüler, und zwar selbst

tüchtige und fleißige Primaner, sich viel weniger für die politische Geschichte als für die Kulturgeschichte interessiren. So groß auch bei den Studirenden auf der Universität das Interesse für Politik und politische Geschichte, oder vielleicht richtiger für politische Erscheinungen der neuesten Zeit sein mag, so gering ist es in der Regel noch bei Gymnasiasten. Daß Zeiten politischer Erregtheit, wie das Jahr 1848 und selbst die Gegenwart, davon eine Ausnahme machen, gebe ich gern zu. Die politische Geschichte beschäftigt mehr den Verstand, und zur Würdigung politischer Erscheinungen gehört eine gewisse Reife des Urtheils und Kenntniß des Lebens, während die ausgezeichneten Leistungen der Kunst und auch der Wissenschaft in ihrer Bedeutsamkeit viel anschaulicher hervortreten und Herz und Phantasie viel mächtiger anregen. In dem Alter aber, in welchem die meisten Gymnasiasten stehen, ist das Gemüth und die Phantasie thätiger und lebendiger als der Verstand; erst in den reiferen Jahren erlangt das ruhige Nachdenken und die Reflexion die Oberhand. Je mehr nun die meisten Gegenstände des Unterrichts, wie mir es scheint, etwas zu einseitig, auf die Ausbildung des Verstandes berechnet sind, oder wenigstens so betrieben werden, daß sie diesen vorzugsweise beschäftigen, je mehr Theilnahme beweisen junge Leute für solche Gegenstände, welche ihrer Individualität angemessener sind, welche ihrer leicht erregbaren Phantasie und ihrem warmen Herzen eine erfreuliche Nahrung geben. Man erwäge aber auch noch Folgendes. Junge Leute kennen natürlich das Leben noch nicht, sie sind aber von einem großen Drange nicht nur nach wissenschaftlicher Ausbildung, sondern auch nach Kenntniß des Lebens und der sie umgebenden Erscheinungen erfüllt. In ruhigen Zeiten tritt aber die Wirksamkeit des Staatsorganismus weniger hervor, und wenn das einmal der Fall ist, so geschieht es gewöhnlich auf eine Weise, daß dadurch die ideale Begeisterung junger Leute nicht erregt wird. Das Verständniß des Staatsorganismus ist für Gymnasiasten sehr schwierig; die Regierung und Verwaltung eines Landes hat nicht die Faßlichkeit, Anschaulichkeit und Idealität wie die großen Erscheinungen der Kunst, der Literatur, des Handels und der Gewerbe. Die Leistungen auf diesen Gebieten menschlicher Thätigkeit treten überall im Leben dem Jüngling entgegen, sie erregen seine Aufmerksamkeit, seine Neugier

und seine Wißbegierde, von ihnen etwas zu hören und ihre Ausbildung zu erfahren macht ihm Freude und Vergnügen. Je anschaulicher eine Leistung für einen Schüler ist, je bedeutsamer und wichtiger sie ihm erscheint, mit desto gespannterer Theilnahme wird er eine Mittheilung derselben aufnehmen und desto tiefer wird sich die Darstellung bei ihm einprägen. Die großartigen Leistungen auf den verschiedenen Gebieten der Kultur haben aber auch deshalb eine viel größere Anziehungskraft als die politische Geschichte für den von Begeisterung für das Ideale erfüllten Jüngling, weil sie ihm in einem viel reineren und idealeren Lichte erscheinen. Der in den ersten Jahren des Jünglingsalters stehende Schüler oberer Gymnasialklassen lebt noch ganz in seinen Idealen, und je idealer eine That und eine Leistung ist, desto geeigneter ist sie, die Theilnahme und die Begeisterung des Jünglings zu erregen. Die politische Geschichte zeigt uns nur zu oft den Menschen von einer weniger idealen Seite, wir lernen da die Herrschsucht und den Eigennutz und andere Begierden und Leidenschaften der Menschen kennen, während hingegen die ausgezeichneten Leistungen der Dichter, Künstler und Weisen, die folgereichen Entdeckungen und Erfindungen vielmehr als Werke reiner Begeisterung und edler Aufopferung erscheinen. Aus allen diesen Gründen glaube ich, daß die allgemeine Geschichte als Unterrichtsgegenstand an Anziehungskraft bedeutend gewinnen wird, wenn man mehr als bisher (wenigstens nach dem Inhalte der Lehrbücher zu urtheilen) auf die Kulturverhältnisse eingeht und diese nicht wie ein bloßes Anhängsel der politischen Geschichte behandelt.

Dieses zu thun, die Geschichte vom Standpunkte der Kultur darzustellen, scheint mir nun ganz besonders nothwendig für den Unterricht auf Gymnasien. Ich habe oben nachzuweisen versucht, daß die allgemeine Geschichte als Wissenschaft nicht bloß die politische Geschichte enthalten darf, sondern daß sie die ganze Bildung, d. h. die für die menschliche Entwickelung, für das Leben der Völker folgereichen Erscheinungen der Kultur umfassen muß; in einer solchen Ausdehnung ist die allgemeine Geschichte aber gewiß ganz vorzugsweise auf Anstalten zu lehren, welche eine allgemeine und eine wissenschaftliche Bildung erzielen. In Anstalten, welche zu einem bestimmten Beruf vorbereiten, nehme man auch in der Darstellung der

allgemeinen Geschichte darauf eine angemessene Rücksicht. Man hebe in Real-, Handels-, Militär- und Bürgerschulen auch in dem Unterrichte der allgemeinen Geschichte das hervor, was den jungen Leuten für ihren künftigen Beruf von Bedeutung und von Nutzen ist. Man belaste die Zöglinge einer Anstalt nicht mit einer Menge positiver Kenntnisse, die sie bald wieder vergessen, weil sie mit ihrer übrigen Bildung nicht im Einklange und für ihren künftigen Beruf und ihre Stellung im Leben nicht erforderlich sind. Aus demselben Grunde aber muß für den Unterricht auf Gymnasien die Behandlung der Geschichte vom Standpunkte der Kultur gefordert werden. Die deutschen Gymnasien erstreben eine allgemeine Bildung, sie sind vorzugsweise Vorbereitungsanstalten für die Universität, wo der Studirende theils seine allgemeine Bildung erweitern, theils die besondere Berufswissenschaft studiren soll. Man erlaube mir nun die Sache so anzusehen wie sie ist, nicht wie sie sein sollte. Die meisten Studirenden haben auf der Universität nur die Fachwissenschaft im Auge, die allgemeine Bildung wird selbst von fleißigen und strebsamen Studenten sehr vernachlässigt. Früher bestanden in den meisten deutschen Staaten Vorschriften, daß die Studirenden zur Erweiterung ihrer allgemeinen Bildung gewisse Kollegia, philologische, philosophische, geschichtliche, mathematische u. s. w. hören mußten: aber trotzdem wurde, mit seltenen Ausnahmen, in allen den Wissenschaften wenig gearbeitet, deren Kenntniß im Staatsexamen nicht verlangt wurde. Die Studenten belegten und die fleißigen hörten die vorgeschriebenen Kollegia: aber gewiß nur sehr wenige studirten mit Eifer und Ernst die zu ihrem künftigen Berufe nicht nothwendigen Wissenschaften. Traten nun solche, in ihrem Berufsfache vielleicht ganz tüchtige junge Leute, welche aber auf der Universität nur ihre Fachwissenschaft studirt hatten, in das praktische Leben, so fühlten sie überall ihre Einseitigkeit; es fehlte ihnen die Kenntniß der wichtigsten Erscheinungen. Die Schuld dieser Einseitigkeit, welche sie eigentlich sich selbst hätten zuschreiben sollen, legten sie dem Gymnasium und der Gymnasialbildung bei, und sie glaubten das mit um so größerem Rechte thun zu können, weil ihnen die auf der Schule getriebenen Disciplinen durch längere Vernachlässigung fremd geworden waren. Sie bedachten nicht, daß sie auf dem Gymnasium die alten Sprachen und die Mathematik ge-

trieben hatten, um dadurch ihren Geist zu üben und zu stärken, um dadurch eine allgemeine, geistige, formelle Bildung zu erlangen; sie hielten wohl gar die auf dem Gymnasium verlebte Zeit für eine zum Theil verlorene, weil sie die dort erlangten Kenntnisse im Leben anzuwenden keine Gelegenheit hatten. Der Mensch ist zu sehr geneigt, seine allgemeine, geistige Bildung, die Reife des Verstandes, die Schärfe des Urtheils, seine gute Gesinnung sich selbst, seinen natürlichen Anlagen und seiner eigenen geistigen Thätigkeit und Regsamkeit zuzuschreiben. Diese menschliche Schwäche scheint mir zum großen Theil die Ursache der Vorwürfe zu sein, welche den Gymnasien gemacht worden sind. Was man dem Gymnasium verdankte, das schlug man zu gering an; dagegen fühlte mancher in seinem Fache tüchtig gebildete Mann nur zu lebhaft den Mangel positiver Kenntnisse in allen sein Fach nicht unmittelbar berührenden Angelegenheiten. Mancher wissenschaftlich gebildete Mann mußte erröthen von Dingen nichts zu wissen, die für das Leben die größte Wichtigkeit haben, die nicht zu wissen für jeden Gebildeten eine Schande ist.

Einem solchen Mangel an allseitigen positiven Kenntnissen kann keine Wissenschaft besser abhelfen als die allgemeine Geschichte, und das Gymnasium kann den erhobenen Vorwürfen am besten dadurch begegnen, daß es seine Schüler mit einem reichen Schatz allseitiger und gründlicher Geschichtskenntniß ausstattet.

Bei der jetzigen Einrichtung, bei der gewährten Kollegienfreiheit drohen dem Gymnasium noch härtere Vorwürfe. Die Studirenden werden, wie mir bereits Beispiele bekannt sind, die Kollegienfreiheit benutzen, sie werden eilen die Universitätsstudien zu beendigen und sich deshalb noch einseitiger mit ihrer Fachwissenschaft beschäftigen. Die Einseitigkeit wird aber dann im Leben um so schmerzlicher empfunden werden, je mehr sie mit den Anforderungen unserer Zeit in Widerspruch steht. Das Leben verlangt jetzt von dem wissenschaftlich gebildeten Mann nicht nur Kenntniß seiner Wissenschaft, sondern auch allgemeine Bildung, Kenntniß der Vergangenheit und Gegenwart, Kenntniß der wichtigsten Erscheinungen des Lebens. Dazu ist aber vorzugsweise ein gründliches geschichtliches Wissen nothwendig. Die Geschichte bildet den ganzen Menschen, sie übt den Verstand, sie erregt die Phantasie, sie rührt und er-

greift das Herz, sie erfüllt den Menschen mit einer tüchtigen Gesinnung, sie begeistert für das Wahre, Gute und Schöne, sie lenkt das Vertrauen und die Hoffnung auf den ewigen Lenker menschlicher Geschicke.

Man meine nicht, daß ich das Studium der Geschichte auf das Gymnasium beschränken wolle; nein das ist nicht meine Ansicht. Ich habe aber die Ueberzeugung, daß die Studirenden, welche etwa geschichtliche Kollegia auf der Universität hören, wohl an Klarheit und Einsicht in den geschichtlichen Zusammenhang gewinnen, aber daß die wenigsten die Ausdauer besitzen werden, sich auch positive geschichtliche Kenntnisse einzuprägen. Die Studenten hören zwar geschichtliche Kollegia, aber nur sehr wenige studiren auch für sich die Geschichte. In der Regel trägt der Student nicht schwer an der Last seiner geschichtlichen Kenntnisse, und das Bündel ist bei dem Abgange oft noch leichter als bei der Ankunft. Je gründlichere Geschichtskenntniß ein Student mit auf die Universität bringt, mit desto größerem Nutzen und, ich glaube, auch mit desto größerem Eifer wird er geschichtliche Kollegia besuchen und überhaupt Geschichte studiren.

In neuester Zeit hat ein sowohl in der Wissenschaft als auch als früherer praktischer Schulmann geachteter Gelehrter seine Stimme gegen alle Lehrbücher der Geschichte erhoben und für den Geschichtsunterricht eine umfangreiche Lektüre der Quellen-Schriftsteller empfohlen. (Der Geschichtsunterricht auf Gymnasien von Carl Peter.) Gewiß jeder Geschichtslehrer hat mit Freude das in vieler Beziehung treffliche Buch gelesen, und ist dadurch vielfach angeregt und belehrt worden. Ganz besonders hat mir das über die verschiedenen Stufen des Geschichtsunterrichts auf Gymnasien und das über die Wichtigkeit und die Einrichtung des Elementarunterrichts Gesagte gefallen. Ich bin auch der Meinung, daß die Elemente der Geschichte, die Namen, Jahrzahlen und Hauptdata dem Gedächtnisse fest eingeprägt und ein sicheres Eigenthum der Schüler werden müssen. Auch habe ich bei meinem Unterrichte die selbstthätige Theilnahme der Schüler immer durch geschichtliche Aufgaben zu deutschen Ausarbeitungen zu erreichen gesucht. Ein Schüler bringt nur dann in einen geschichtlichen Stoff tiefer ein und eignet sich denselben vollkommen an, wenn er ihn selbstthätig verarbeitet und reprodu-

cirt hat. Ferner habe ich auch die Ueberzeugung, daß durch eine zweckmäßige Anordnung in der Lektüre der klassischen Schriftsteller nicht nur die Kenntniß in der Geschichte, sondern auch die Einheit des Gymnasialunterrichts gefördert und ein größeres Interesse an dem Studium der alten Sprachen erweckt werden würde.

Obgleich in diesen und in noch manchen anderen Punkten viele Lehrer der Geschichte mit Herrn Peter übereinstimmen und das von ihm Verlangte bei ihrem Unterrichte bereits bis jetzt befolgt haben werden, so habe ich doch gegen die vorgeschlagene Methode in dem angegebenen Umfange große Bedenken und ich zweifele, ob man auch nur an einem Gymnasium es wagen wird, die neue Methode in ihrer ganzen Ausdehnung in Anwendung zu bringen. Ich will nicht von der Schwierigkeit sprechen, welche schon die Herbeischaffung der dazu nöthigen Bücher haben wird; nein, die Hauptschwierigkeit liegt nach meiner Ansicht darin, daß die Schüler einen so umfangreichen Stoff nicht bis zur Klarheit verarbeiten, daß sie auf diesem Wege zu keiner Uebersicht der Geschichte gelangen und das Gelesene und Erklärte nicht zu ihrem unverlierbaren geistigen Eigenthume machen können. Lesen können vielleicht die Schüler die vorgeschlagenen Bücher und Stücke; schon fraglich ist es mir aber, ob es dem Lehrer möglich sein wird, das Gelesene den Schülern hinreichend zu erklären und einzuprägen. Es wird das seine großen Schwierigkeiten haben, eine so umfangreiche und so verschiedenartige Masse, welche doch wieder auf der anderen Seite den Lehrstoff nur sehr lückenhaft und unzureichend darbietet, ohne ein Lehrbuch, ohne eigenen Vortrag des Lehrers so zu verarbeiten, daß der Schüler gründliche und zusammenhängende Kenntnisse der Geschichte erlangt. Doch ich will meine Gründe nicht weiter auseinandersetzen, da für ein solches Buch eine umfassendere Widerlegung nöthig sein würde, als ich sie hier zu geben mir erlauben darf. Mir scheint es zum Gedeihen des Geschichtsunterrichts auf den Gymnasien vor allen Dingen nothwendig zu sein, daß man seine große Wichtigkeit mehr anerkenne und ihm nicht gleichsam die Lebensluft entziehe. Man gönne auch diesem Unterrichtsgegenstand die seinem Umfange angemessene Stundenzahl. Man bestimme ferner genau die verschiedenen Stufen des Unterrichts und die Aufgabe jeder Klasse und halte streng darauf, daß auch in diesem Lehrgegenstande jeder Schüler die

Aufgabe seiner Klasse gelöst habe, ehe er in eine höhere versetzt wird. Die Förderung des Geschichtsunterrichts wird dem Ansehen der Gymnasien selbst zum Vortheil gereichen. Denn gewiß ganz wahr heißt es am Schlusse der oben angeführten Schrift: „Gelingt es uns, der Geschichte zu ihrem Rechte zu verhelfen und es dahin zu bringen, daß unsere jungen Leute wohl angelegte und begründete Geschichtskenntnisse und das Bestreben und die Fähigkeit, dieselben immermehr zu erweitern und zu vervollkommnen, von den Gymnasien mit hinwegnehmen, und kommt es dahin, daß unsere literarisch gebildeten Männer ein wahrhaft fruchtbares und gediegenes geschichtliches Wissen — das in der Folge der Zeit immer mehr an Werth gewinnen wird — besitzen: so werden wir hierin auch den weniger Einsichtigen gegenüber den Gymnasien einen Vorzug, dem die Anerkennung nicht wohl versagt werden kann, und damit einen Schild gegen Angriffe verschafft haben, sie mögen von einer Seite kommen von welcher sie wollen."

Weimar den 29. August 1850.

Dr. G. Zeiß.

Einleitung.

Geschichte ist Erzählung des Geschehenen, und die Geschichte der Menschheit oder allgemeine Geschichte zeigt uns durch Darstellung der bedeutsamsten und folgenreichsten Ereignisse die Entwickelung der menschlichen Bildung von den ersten Anfängen bis auf die jetzige Stufe. Die Kultur, insofern sie sich in den Zuständen und Begebenheiten der Völker kund giebt, bildet den Inhalt der allgemeinen Geschichte, die aber darum nicht zu dem wird, was man im engern Sinne Kulturgeschichte nennt. Die allgemeine Geschichte legt die Darstellungen des Lebens der einzelnen Völker zu Grunde, ohne jedoch die Geschichten der einzelnen Völker bloß aneinander zu reihen; sie faßt zwar die Lebenserscheinungen der einzelnen Völker in ihrer Besonderheit auf, aber nur insofern sie ein allgemeines Interesse gewähren; sie betrachtet die einzelnen Völker als im Zusammenhang stehende und aufeinander einwirkende Glieder eines größeren Ganzen. Das Interesse, welches ein Volk erregt, hängt ab von dem Einfluß, welchen das Volk auf den Zustand und die Entwickelung anderer Völker ausgeübt hat. Die Geschichte der Menschheit hat deßhalb aus der Völkergeschichte diejenigen Völker hervorzuheben, welche auf die allgemeine Entwickelung der Menschheit einen bedeutsamen Einfluß ausgeübt haben und diejenigen Zeiträume ausführlicher zu schildern, in welchen solche Einwirkungen statt fanden, oder sich für die Zukunft vorbereiteten. Um das Volksdasein als ein Ganzes zu fassen und zu schildern, bringt die Geschichte der Menschheit das Staatsleben in den Mittelpunkt ihres Gemäldes und flicht in die Darstellung seiner Schicksale die Umrisse der Entwickelung der einzelnen Kulturzweige ein. Dazu ist sie berechtigt, weil der Staat Träger und Bedingung aller Kultur ist. Inhalt der Geschichte.

Wer die Gegenwart verstehen will, muß erforschen, auf welche Weise die Dinge die gegenwärtige Gestalt erhalten haben. Die Geschichte lehrt uns die Begebenheiten unserer Zeit richtig zu beurtheilen, sie läßt uns die Zukunft im Spiegel der Vergangenheit erkennen; sie macht uns mit den wichtigsten Erfahrungen des Menschen- Wichtigkeit der Geschichte

geschlechts bekannt und theilt uns für alle Verhältnisse des Lebens die nützlichsten Belehrungen und wirksamsten Ermunterungen mit. Die Geschichte hat aber nicht bloß diesen allgemeinen Nutzen, sondern sie ist nothwendig und unentbehrlich für jede Wissenschaft, für jeden Beruf und Stand. Für das tiefere Eindringen in jede Wissenschaft ist Kenntniß der Geschichte derselben unentbehrlich: diese ist aber ohne Kenntniß der allgemeinen Geschichte nicht zu erlangen.

Hülfswissenschaften.

Wie aber jede Wissenschaft mehr oder weniger der Geschichte bedarf, so benutzt auch die Geschichte die Resultate fast aller Wissenschaften, theils wegen ihres Einflusses auf das Leben, theils zur Beurtheilung von Erscheinungen derselben. Hülfswissenschaften der Geschichte werden vorzugsweise diejenigen genannt, welche entweder die Erforschung einzelner Geschichtsquellen zum Gegenstande haben, oder zur klaren Kenntniß der Begebenheiten unentbehrlich sind. Weil alles Geschehende an Raum und Zeit gebunden ist, so sind die wichtigsten Hülfswissenschaften der Geschichte die Geographie und Chronologie. Die Erdkunde oder Geographie lehrt den Schauplatz kennen, auf welchem sich die Begebenheiten zugetragen haben, indem sie denselben sowohl mathematisch-physisch, als historisch-politisch beschreibt und durch Karten bildlich darstellt. Ohne Kenntniß der Oertlichkeiten ist eine Anschauung von den Ereignissen unmöglich, und in der Beschaffenheit und der Lage der Länder sind wesentliche Bedingungen für das Leben der Völker enthalten. Die Chronologie ist die Lehre von der Zeitmessung. Sie zerfällt in die astronomische, welche durch die Beobachtung der Umlaufszeiten der Gestirne die natürlichen Zeittheile bestimmt, und in die historische, welche die bei den einzelnen Völkern üblichen Zeiteintheilungen und Zeitrechnungen ermittelt und die Zeit bestimmt, in welche einzelne Ereignisse gefallen sind. Andere Hülfswissenschaften der Geschichte sind: die Ethnographie oder Völkerkunde, welche sich mit der Untersuchung der physischen und sittlichen Eigenthümlichkeiten der Völker, mit ihrer Abstammung und Verwandtschaft beschäftigt; die Genealogie oder Geschlechterkunde, die Kenntniß des Ursprungs, der Fortpflanzung und der Verwandtschaft der merkwürdigen Geschlechter; die Epigraphik oder Inschriftenkunde, die Sphragistik oder Siegelkunde, die Heraldik oder Wappenkunde, die Diplomatik, welche die Regeln über Abfassung, Erklärung und historische Benutzung der Urkunden aufstellt.

Quellen der Geschichte.

Die Quellen der Geschichte bilden:

1) Werke, welche die Begebenheiten in ihrem Zusammenhange erzählen, pragmatisch-historische Schriften. Quellen vom ersten Range sind solche, deren Verfasser Theilnehmer oder Augenzeugen der Begebenheiten gewesen sind, oder wenigstens zu derselben Zeit gelebt haben. Quellen von geringerem Range sind die geschichtlichen Schriften, welche aus Werken der ersteren Art geschöpft sind.
2) Tagebücher, Jahrbücher und andere Sammlungen von Nachrichten.
3) Urkunden und Inschriften auf Denkmälern und Münzen, welche sich auf einzelne Begebenheiten beziehen.

4) Die ganze Literatur eines Volkes, welche der treuste und hellste Spiegel von dem geistigen Leben desselben ist.
5) Mündliche Ueberlieferungen eines Volkes, selbst Sagen und Mythen.
6) Denkmäler jeder Art, Altäre, Grabmäler, Denksäulen, Gemälde, Bildsäulen, geschnittene Steine, Waffen, Geräthschaften.

Die Auffindung des Geschehenen oder Vorhandengewesenen ist Aufgabe der Geschichtsforschung, die Prüfung und Sichtung der Quellen hinsichtlich ihrer Glaubwürdigkeit ist Sache der Kritik.

Die Ueberlieferungen vieler Völker beginnen mit Schöpfungssagen, welche in ihrer fabelhaften Hülle uns nur als die Anschauungsweise der Erzähler oder ganzer Zeitalter von Bedeutung sind. Bewundernswürdig einfach ist die Erzählung von der Weltschöpfung, welche die Bibel enthält. Die Frage aber inwiefern in ihr sichere Auskunft über die Anfänge der Erde ertheilt wird, ist nach den verschiedenen Ueberzeugungen von der entscheidenden Autorität der heiligen Urkunde sehr verschieden beantwortet worden. Auch die Aufschlüsse, welche die Beobachtungen und Forschungen der Naturkundigen über die Urwelt gewähren, lassen nur auf einzelne Punkte jener dunkeln Region Lichtstrahlen fallen. Den geringsten Aufschluß erhalten wir dadurch über die Urzeit des Menschengeschlechts, mehr über die Thierwelt, am meisten über die Erde. Die Verschiedenartigkeit des Gesteins, seine Lagerungen und Schichten zeigen die deutlichsten Spuren großer Revolutionen, welche die Erde einst erlitten hat, oder vielmehr die Erdrinde, denn das Innere der Erde kennen wir nicht.

Schöpfungssagen.

Aufschlüsse durch die Naturwissenschaften.

Die Geologie, die Wissenschaft, welche die Bildung der Erdrinde zu erforschen sucht, stützt sich auf die Beobachtung von Thatsachen, welche auch in spätern Zeiten Veränderungen der Erdoberfläche hervorgebracht haben. Denn man nimmt an, daß dieselben Erscheinungen bei der ursprünglichen Bildung thätig gewesen sind. Diese Erscheinungen lassen sich auf zwei zurückführen, auf die Wirkungen großer Wassermassen und der feuerspeienden Berge. Je nachdem die Geologen von der erstern oder letztern dieser Wirkungen die Bildung der Erdrinde vorzugsweise ableiteten, hat man sie Neptunisten oder Vulkanisten genannt. Die Neptunisten meinen, daß die Erde aus Wasser durch Niederschlag und Zurückziehen des Meeres entstanden sei; die Vulkanisten, daß zur Bildung der Erde vorzugsweise Feuer thätig gewesen sei. Das Vorkommen von Seemuscheln und andern Meergeschöpfen auf dem festen Lande, ja auf Bergen, zuweilen in solcher Menge, daß der ganze Boden daraus besteht, beweist, daß sie dort vom Meere abgesetzt sein müssen, und brachte schon die Alten auf den Gedanken, daß das Meer einst die Oberfläche der Erde ganz bedeckt und mannigfaltige Veränderungen hervorgebracht habe. Daran knüpfte sich die Ansicht, daß die ganze Erdbildung vom Wasser herrühre; sie scheint sich besonders in Aegypten, wo die Wirkungen großer Ueberschwemmungen fortwährend zu beobachten sind, entwickelt zu haben. Die Griechen hingegen, deren Wohnplätze den Erdbeben und vulkanischen Ausbrüchen ausgesetzt waren, neigten sich mehr den vulkanischen Vorstellungen zu.

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts wurde Gottlieb Werner der Begründer der wissenschaftlichen Geologie. Sein Grundsatz einer überall anzutreffenden gesetzmäßigen Lagerungsfolge derselben Gebirgsglieder hat sich zwar nicht für die ganze Erdoberfläche bewährt, ist aber doch der Anknüpfungspunkt fur alle spätern Forschungen geworden. Nach der verschiedenen Beschaffenheit der großen Lagerungen unterschied Werner drei Hauptabtheilungen, Formationen, als eben so viele Epochen der Erdrindenbildung; Urgebirge aus einer Zeit, in welcher es noch keine organischen Geschöpfe gab, und in welcher noch keine Trümmergesteine gebildet wurden; Flötzgebirge aus einer spätern Zeit, wo organische Schöpfungen entstanden und untergingen und wo sich aus der Zerstörung des früher vorhandenen Gesteins zahlreiche Trümmergesteine bildeten; zwischen beide setzte Werner das Uebergangsgebirge. Auf das Flötzgebirge folgt dann das tertiäre Gebirge, und auf dieses das aufgeschwemmte Land, ein älteres, Diluvium, und ein jüngeres, Alluvium. Werners Erdbildungslehre ist eine rein neptunische. Der ganze Erdkörper ist nach ihm aus dem Wasser hervorgegangen. Um das Entstehen der Kontinente, welche einst Meeresgrund waren, und den mehrfach wiederholten Untergang früherer organischer Schöpfungen zu erklären, nimmt er ein wiederholtes Anschwellen und Zurückziehen des Meeres an.

Aus der Schule Werners gingen die Männer hervor, welche die Einseitigkeit seines Systemes mit glänzendem Erfolge bestritten und der Feuerbildung wieder einen großen und mächtigen Wirkungskreis angewiesen haben, Leopold v. Buch und Alexander v. Humboldt. Und seitdem schreiben die meisten Geognosten die Bildung unserer Erdrinde der vereinten Thätigkeit des Wassers und der Vulkane zu. Auch nach der Entstehung des Menschengeschlechts dauerte der Kampf der Elemente, Fluthen und Ueberschwemmungen, Zerstörungen und neue Gestaltungen Jahrhunderte lang fort. Daher finden wir fast in allen Ländern, in denen sich eine dunkle Kunde von der Vorwelt erhalten hat, Sagen von gewaltsamen Verheerungen durch die Elemente, von Ueberschwemmung und Sündfluth.

Sagen von großen Fluthen.

Das Andenken an eine große Wasserfluth ist erhalten in der biblischen Erzählung von der Sündfluth und in den Sagen anderer Völker, welche mit der mosaischen Ueberlieferung höchst merkwürdig übereinstimmen. Wie in der biblischen Erzählung Noah, so werden in der indischen Sage König Satjavrata, in der babylonischen König Xisuthrus, in der griechischen Deukalion von der Gottheit allein zur Rettung bestimmt, während das übrige Menschengeschlecht wegen seiner Verderbtheit untergeht. Wegen einer solchen Uebereinstimmung können wir vermuthen, daß alle diese Erzählungen entstanden sind durch die Erinnerung an eine Ueberschwemmung, die einen großen Theil Südwestasiens betroffen haben mag.

Reste urweltlicher Thiere.

Daß die Revolutionen, welche der Erdoberfläche im Ganzen ihre gegenwärtige Gestalt gegeben haben, auch die organische Schöpfung theilweise zerstört haben, geht aus den Ueberresten und Abdrücken hervor, welche innerhalb der Gebirgslagerungen vorkommen. Fossile Knochen, welche heutigen Thierarten angehören, kommen nur

im tertiären Gebirge und in dem aufgeschwemmten Lande vor; in den Flötzgebirgen finden sich die Reste untergegangener Thierarten. Die Kenntniß dieser Geschöpfe verdanken wir besonders dem berühmten französischen Zoologen Cuvier, der sie aus unvollkommenen Gerippen, aus zerbrochenen und zertrümmerten Knochen zu schöpfen wußte. Es gehören diese Knochenreste zum Theil verschwundenen Thieren von einem seltsamen Bau und riesenmäßiger Größe an, wie dem Elephanten der Urwelt oder Mammuth, verschiedenen Arten vom Nashorn oder Flußpferde und anderen. Cuvier hat mehr als 90 früher unbekannte urweltliche Thierarten gefunden, größtentheils Säugethiere, ihre wesentliche Verschiedenheit von den analogen der heutigen Welt nachgewiesen und den Beweis geführt, daß diese nicht etwa von jenen abstammen, nicht für Abarten derselben gelten können. Die heutigen Thiere sind also an die Stelle der urweltlichen getreten, deren seltsame und ungeheure Gestalten einer besonderen Periode der Erdbildung angehören. Die Menschen scheinen erst nach der Periode der monströsen Bildungen die Erde bevölkert zu haben. Denn Menschenknochen kommen erst im letzten aufgeschwemmten Lande vor.

Die Geologie lehrt uns, daß die Erdrinde Veränderungen erlitten hat, ehe sie ihre jetzige Gestalt erhielt, die vergleichende Anatomie, daß auch die organischen Gebilde Veränderungen unterworfen gewesen sind.

Die ersten Wohnsitze der Menschen.

Die ersten Wohnsitze der Menschen zu bestimmen ist bei den vielen Umgestaltungen, welche der Erdball erfahren hat, sehr schwierig. Mit einiger Wahrscheinlichkeit hält man das mittlere Hochasien, westlich vom Himalaja für den ersten Wohnsitz der Menschen. Schlosser nimmt die Gegenden westlich vom Himalaja als den ersten Wohnsitz der kaukasischen Race an, die Gegenden östlich vom Himalaja als den der mongolischen und die Gegenden am Mondgebirge in Afrika als den der äthiopischen.

Menschenstämme.

Es bestehen in der Menschheit gewisse, stark hervortretende, nicht wandelbare, sondern von Geschlecht zu Geschlecht sich gleich bleibende Verschiedenheiten, auf welche, soweit unsere Beobachtungen wenigstens reichen, Klima, Nahrungsmittel und andere Einflüsse keine wesentliche Einwirkung üben. Nach diesen erblichen Verschiedenheiten theilt man das menschliche Geschlecht in Menschenstämme oder Racen, diese in Völkerstämme und diese wieder in Völkerzweige. Da es aber hier wie überall in der Natur keine scharfen Grenzlinien giebt, vielmehr mannigfache Uebergänge und Schattirungen, und da ferner die Stammverhältnisse der meisten Völker noch keineswegs wissenschaftlich erforscht sind, so weichen die Forscher in der Bestimmung der Racen, der Völkerstämme und Völkerzweige sehr von einander ab. Die am gewöhnlichsten angenommene Eintheilung ist die von Blumenbach in folgende fünf Menschenstämme, in den kaukasischen, den mongolischen, den äthiopischen, den indianischen oder amerikanischen und den malaiischen Stamm.

Der kaukasische Menschenstamm ist von Farbe mehr oder weniger weiß, hat rothe Wangen, langes, weiches, nußbraunes, einerseits

ins Blonde, andrerseits ins Dunkelbraune übergehendes Haar und die musterhafteste Schädel- und Gesichtsform. Zu demselben zählte Blumenbach die Europäer, die Westasiaten und die Nordafrikaner.

Der mongolische Menschenstamm hat eine meist waizengelbe Farbe, wenige, straffe und schwarze Haare, ein breites, plattes Gesicht, mit seitwärts vortretenden Backenknochen und enggeschlitzten Augenliedern. Er begreift in sich die Ostasiaten, jedoch mit Ausnahme der in der hinterindischen Halbinsel Malakka wohnenden Malaien, und die Eskimo's in Nordamerika.

Der äthiopische oder Negerstamm hat eine mehr oder weniger schwarze Farbe, schwarzes krauses Haar, einen schmalen, etwas zusammengedrückten Kopf, nach vorn vortretende Kiefern, aufgeworfene Lippen und eine stumpfe Nase. Er enthält alle Afrikaner, die im Norden von Afrika wohnenden Kaukasier ausgenommen.

Der amerikanische Menschenstamm, zu welchem alle Urbewohner Amerika's außer den Eskimo's gehören, ist lohfarb oder zimmtbraun, mit schlichtem, straffem, schwarzem Haar, breitem, aber nicht plattem, sondern mit stark ausgeprägten Zügen versehenem Gesichte und untersetztem Rumpfe.

Der malaiische Menschenstamm hat braune Farbe, dichtes schwarzlockiges Haar, eine breite Nase und einen großen Mund; zu ihm gehören die eigentlichen Malaien in Hinterindien, die Bewohner der ostasiatischen Inseln und Australiens.

Während andere Gelehrte noch eine größere Zahl von Racen annehmen, hat Blumenbach sein System noch mehr vereinfacht, indem er den kaukasischen Stamm für die Hauptrace erklärte, welche einerseits in die mongolische, andererseits in die äthiopische ausgeartet sei; zur mongolischen bilde die amerikanische, zur äthiopischen die malaiische den Uebergang. Darauf hat Cuvier nur drei Racen angenommen, die weiße oder kaukasische, die gelbe oder mongolische, und die schwarze oder äthiopische.

Die Frage, ob alle Racen von einem Menschenpaare abstammen, ist von den Gelehrten verschieden, bejahend und verneinend, beantwortet worden. Dagegen stimmen die meisten darin überein, daß die Racen nur verschiedene Formen einer und derselben Menschenspecies sind.

Völkerstämme.

I. In dem kaukasischen Menschenstamme unterscheidet man folgende Völkerstämme: den indogermanischen Völkerstamm, den armenischen, den iberischen, den illyrischen, den thracischen, den etruskischen, den semitischen, den finnischen, den türkischen, die Gruppe der Kaukasus-Völker und den nordafrikanischen Stamm.

1) Der indogermanische Völkerstamm führt diesen Namen nach zweien der wichtigsten Zweige desselben, nämlich dem indischen und dem germanischen. Er wird auch der indoeuropäische, der indopersische oder japetische Völkerstamm genannt, er wird auf mehr als 360 Millionen Menschen geschätzt und umfaßt die Bewohner des ganzen Erdstrichs, welcher sich von der Mündung des Ganges durch Mittel- und Kleinasien und durch Europa bis zum atlantischen Meere erstreckt. Außerdem hat sich dieser Völkerstamm auch in Amerika und in den anderen Welttheilen angesiedelt. Er zerfällt in sieben Völkerzweige:

a) Der indische Völkerzweig umfaßt die Hindus in Indien, deren Zahl man auf etwa 110 Millionen Menschen anschlägt, die Kafir's oder Siaphosch, eine kleine, isolirte Völkerschaft auf dem Hindukusch-Gebirge und endlich die durch viele Länder verbreiteten Zigeuner. Uebrigens leben in Indien einige von den Hindus verachtete, rohe Völker, welche weder zu dem indischen Völkerzweige, noch auch zu den Indo-Germanen gehören, die man aber bis jetzt ebensowenig irgend einem andern Völkerstamme unterzuordnen gewußt hat.

b) Der persische Volkerzweig wird auch der medopersische, der arische oder der iranische genannt. Zu ihm gehören von den Völkern des Alterthums die Meder, die Perser, die einst in der heutigen Bucharei wohnenden Baktrianer und Sogdianer und die im Kaukasus ansässigen und zur Zeit der Völkerwanderung in die Geschichte Europa's eingreifenden Alanen, sowie wahrscheinlich auch die Chaldäer. Die jetzigen Völker dieses Zweiges sind. die Tadschik's oder heutigen Perser, zu welchen auch die Bucharen gehören, die Parsi's oder Guebren in Persien und Indien, die Kurden in Kurdistan und in einigen Gegenden Mesopotamiens, Syriens und des östlichen Kleinasiens, die Afghanen in Afghanistan, die Beludschen im Süden dieses Landes, endlich die Osseten, ein kriegerisches Bergvolk des Kaukasus.

Ungewiß ist, ob die Scythen, auch Sarmaten oder Sauromaten genannt, die einst im Norden des kaspischen und des schwarzen Meeres bis zur unteren Donau umherschweifenden Völkerschaften, zu dem persischen Völkerzweige gehört haben. Ebenso ungewiß ist die Herkunft der Parther, welche, im Südosten der heutigen persischen Provinz Masanderan wohnend, 240—250 Jahre vor Christo ein großes vierhundert Jahre lang bestehendes Reich gründeten.

c) Der griechisch-lateinische Völkerzweig, auch der pelasgische genannt, war von den Zweigen des indogermanischen Stammes der erste, welcher aus Asien in Europa einwanderte; er begreift von den Völkern des Alterthums die Griechen, die Römer und die meisten Völker des mittleren und südlichen Italiens in sich. Die heutigen Italiäner gehören zu den Mischlingsvölkern Europa's, welche den romanischen Völkerzweig bilden. Auch die alten Griechen sind in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters stark mit eingewanderten Slaven-Völkern gemischt worden.

d) Der keltische oder gallische Völkerzweig ist in sehr früher Zeit, wahrscheinlich zunächst nach dem pelasgischen aus Asien in Europa eingewandert. Die Kelten oder Gallier drangen bis in das nach ihnen benannte Land Gallien und nach den brittischen Inseln vor. Der keltische Völkerzweig zerfällt in zwei Hauptgruppen, in die Kymren und die Ghadelen. Die Kymren bestanden aus den Galliern im engeren Sinne, den Belgen und den Britten: die ghadelischen Völker bestanden aus den Kaledoniern oder Pikten, den Stammvätern der jetzigen schottischen Hochländer, und den Skoten, den Stammvätern der Irländer, von welchen ein Theil nach Schottland übersetzte, dort die Pikten unterwarf und so die Veranlassung gab, daß der Name der Skoten (oder Schotten) auf den nördlichen Theil der Insel Britannien übergetragen wurde. Aus Gallien wanderten zu verschiedenen Zeiten einzelne Volkshaufen aus. Schon 500 Jahre

vor Christo erscheinen gallische Schaaren als selbstständige Völkerschaften im äußersten Westen der pyrenäischen Halbinsel angesiedelt. 400 Jahre vor Christo brachen zahlreiche gallische Horden in Italien ein, drängten die in Oberitalien wohnenden Ligurer, Etrusker und Umbrer nach Süden und ließen sich in dem zwischen den Alpen und den Apenninen gelegenen Lande bis zur Gegend von Ancona nieder, wo sie nun unter den Namen Senonen, Bojer, Insubrer, Lingonen, Cenomanen und Salassen unabhängig lebten.

Etwa um dieselbe Zeit machten andere zahlreiche Horden dieses Volkes Züge nach Osten. Sie besetzten die Alpen und das südliche Deutschland bis zur Donau, welche sie von den Germanen trennte, bis die Gallier in späterer Zeit von den Germanen größtentheils wieder verjagt und ausgerottet wurden. Diese gallischen Völkerschaften waren: die Helvetier, die Rhätier, die Vindelicier, die Noriker, die mit einem gallischen Volke in Italien gleichnamigen Bojer, welche im Nordosten der Noriker um den Plattensee wohnten und das nach ihnen benannte Böhmen (Bojerheim) eine Zeitlang inne hatten; endlich die Karnen, im Süden der Noriker bis zum Busen von Triest. Südöstlich von dem Alpengebirge ließen sich andere Gallier-Horden nieder, namentlich die Skordisken. Um 300 vor Christo siedelten sich gallische Schaaren in Thracien an, von wo sie 280 einen Raubzug nach Macedonien und Griechenland unternahmen. Ein Jahrzehnt nachher ging ein Theil dieser thracischen Gallier nach Kleinasien hinüber und ließ sich in dem nach ihm benannten Galatien nieder.

Ungeachtet der einst so großen Ausdehnung des keltischen Völkerzweiges ist derselbe bis auf sehr kleine Ueberreste verschwunden; fast alle keltischen Völker sind theils ausgerottet worden, theils durch Vermischung in andere Völker übergegangen. Nur im westlichen England, in Nordschottland, in Irland, in der Bretagne und in einem kleinen Theil der Alpen haben sich unvermischte keltische Reste erhalten. Diejenigen Reste des einst so großen keltischen Völkerzweiges, die sich zugleich durch ihre Abkunft und ihre Sprache noch als reine Kelten zu erkennen geben, kann man auf nicht mehr als etwa 4½ Millionen Seelen anschlagen; wenn man dagegen ohne Rücksicht auf die Sprache nur die unvermischte Abkunft zum Maßstabe nimmt, so dürfte jene Zahl sich auf etwa 9 Millionen erhöhen.

e) Der germanische Völkerzweig wanderte wahrscheinlich zunächst nach dem keltischen aus Asien in Europa ein. Wie für die alte Geschichte der griechisch-lateinische Völkerzweig des indogermanischen Völkerstammes der wichtigste ist, so ist es für die mittlere und neuere Geschichte der germanische. Die germanischen Völker wohnen in der frühesten Zeit zwischen der Nord- und Ostsee, dem Rheine, der Donau und der Weichsel, sowie in Skandinavien. Schon damals bestanden sie aus zwei, durch die Ostsee von einander getrennten Hauptstämmen, dem deutschen Hauptstamme auf dem Festlande und dem skandinavischen oder nordischen jenseit der Ostsee. Der deutsche Hauptstamm zerfiel wieder in drei Hauptabtheilungen: 1) den oberdeutschen Stamm (die Hermionen), zu welchem die Markomannen, die Quaden, die Hermunduren, die Chatten, die Sigambrer, die Ubier, die Bataver, die Cherusker und andere Völker gehörten; 2) den niederdeutschen (die Ingävonen), welcher aus den Cimbern,

Teutonen, Sachsen, Angeln, Jüten und Friesen bestand; 3) den gothischen (die Istävonen), welchem die Guttonen oder Gothen, die Gepiden, die Burgunder und andere Völker beigezählt werden.

Dieser Stammunterschied hat sich nicht erhalten, sondern mit den, für die neuere Gestaltung von Europa so wichtig gewordenen Wanderungen der germanischen Völker, welche wenige Jahrhunderte nach Christi Geburt ihren Anfang nahmen, trennten sich die stammverwandten Völker größtentheils von einander, und es entstanden Völkervereine und neue Namen, wie die der Alemannen, Franken, Hessen, Thüringer, Baiern und andere. Nur wenige der alten germanischen Völker, wie z. B. die Friesen, sind in ihrem frühesten Stammlande wohnen geblieben. Der gothische Stamm erlosch, indem er sich in Spanien und Italien mit nicht-germanischen Völkern vermischte. Diejenigen germanischen Völker, welche, wie die Gothen, bei und nach diesen Wanderungen sich mit überwiegenden fremden Elementen vermischten, werden nicht mehr zu dem germanischen, sondern zu dem romanischen Völkerzweige gerechnet. Der germanische Zweig besteht jetzt aus wenigstens 60 Millionen Menschen und zerfällt in sieben Nationen. Die größte derselben ist die der Deutschen, oder derjenigen Germanen, welche die deutsche Sprache reden; ihre Gesammtzahl beträgt gegen 50 Millionen. Sie haben den größten Theil von Deutschland inne und wohnen außerdem in einzelnen Gegenden von Ungarn, Siebenbürgen, Rußland, Schleswig, Frankreich, der Schweiz und Nordamerika. Die sechs anderen germanischen Völker sind: die Holländer, die Engländer, die Dänen, die Norweger, die Isländer und die Schweden. Die letzteren vier Völker bilden einen der zwei ursprünglichen Hauptstämme der Germanen, nämlich den skandinavischen oder nordischen.

f) Der romanische Völkerzweig begreift diejenigen Mischlingsvölker, welche die romanischen Sprachen sprechen, in sich, jedoch mit Ausnahme der zu dem thracischen Völkerzweige gehörenden Wlachen in Südosteuropa. Die romanischen Völker sind durch die großen Umgestaltungen, welche Europa zur Zeit der Völkerwanderung erlitt, entstanden, und eines der Haupt-Elemente derselben ist das germanische. Die Völker dieses Zweiges sind die Italiäner, die Spanier, die Portugiesen und die Franzosen.

Die heutigen Italiäner sind aus einer sehr mannigfaltigen Mischung von Völkern hervorgegangen. Nach den Einfällen der Kelten in Oberitalien, den Ansiedelungen der Phönicier und Karthager in Sicilien, Sardinien und Korsika und nach denen der alten Griechen in Sicilien und Unteritalien, d. h. nach den ältesten bekannten Einwanderungen in das bereits bevölkerte Italien, haben in der Zeit der Völkerwanderung germanische Völkerschaften in Ober- und Mittelitalien sich angesiedelt, namentlich die zum gothischen Stamme gehörenden Ostgothen und Longobarden. Nachher haben sich Araber in Unteritalien und Sicilien niedergelassen; dann Normannen aus der Normandie, d. h. romanisirte Germanen, und in neuerer Zeit Albanesen. Die Spanier und Portugiesen, von welchen jedoch die Basken als ein nichtromanisches Volk ausgeschlossen werden müssen, sind, wie alle Nationen des romanischen Zweiges, Mischlingsvölker. Die älteren Bestandtheile Beider sind die Iberer, welche als die

Ureinwohner der pyrenäischen Halbinsel anzusehen sind, Kelten, Karthager und Römer; die neueren Bestandtheile sind Germanen (besonders Westgothen und Sueven) und Araber. Das alt-iberische und das germanische Element sind das vorherrschende, das arabische ist am meisten im Süden, am wenigsten im Norden eingedrungen. Unter den Stammvätern der Franzosen sind die Kelten diejenigen, welche am frühesten in Frankreich wohnten. Im Suden siedelten sich schon früher iberische Volkerschaften an und dazu kam eine geringe Zahl griechischer Ansiedler. Durch die Unterwerfung der Kelten und Iberer Frankreichs unter die Römer bildete sich am stärksten im südlichen Frankreich eine Vermischung der alten Einwohner mit Römern. In Folge der Völkerwanderung setzten sich deutsche Völker nicht allein auf dem linken Rheinufer und in Belgien fest, sondern auch in den nördlichen und südöstlichen Gegenden des französischen Landes; ja die Westgothen nahmen ein Stück des Südwestens in Besitz. Die wichtigsten der in Frankreich eingewanderten deutschen Völker sind die Burgunder und ein Theil der Franken. Die Ersteren ließen sich in der südwestlichen Schweiz und in dem anstoßenden französischen Landstriche nieder; von den Franken siedelte sich ein großer Theil in dem nördlichen Frankreich an und gründete ein mächtiges Reich, welches den Namen des Frankenreichs erhielt. Einige Jahrhunderte später setzten sich auch Normänner aus Norwegen in dem noch jetzt nach ihnen benannten Lande fest. Die französische Nation besteht folglich, mit Ausnahme des zu ihr gehörenden Theils der Basken, des keltischen Restes in der Bretagne und der reinen Deutschen in Elsaß und Lothringen hauptsächlich aus einer Vermischung von Kelten, Römern und Germanen. In dem sudlichen Frankreich ist das römisch-keltische Element, in dem nördlichen das germanische vorherrschend.

g) Der lithauisch-slavische Völkerzweig, auch der sarmatische und wendische genannt, wanderte von den indogermanischen Völkern wahrscheinlich zuletzt in Europa ein. Er wohnte in der ältesten Zeit im Osten der Germanen, von der Weichsel an bis zur Südküste des finnischen Busens und bis über die Waldai-Höhen im Innern Rußlands hinaus. Gegenwärtig sind die Völker dieses Zweiges über das ganze russische Reich und einen Theil der Türkei und Deutschlands verbreitet, und ihre Wohnsitze erstrecken sich von dem adriatischen Meere bis nach Kamtschatka und von dem Balkan-Gebirge bis zu der Ostsee und dem weißen Meere. Dieser Völkerzweig zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, in die lithauische und die slavische. Die lithauische wird auf zwei Millionen Seelen geschätzt und umfaßt fünf Völker: die Letten, die Kuren, die eigentlichen Lithauer, die Jazwinger und die Preußen. Der slavische Theil, welcher in der ältesten Zeit im Süden der lithauischen und im Osten der germanischen Völker wohnte, wird auf 78½ Millionen Seelen veranschlagt. Die slavischen Völker waren schon einige Jahrhunderte vor Christo in die zwei Stämme der Slavinen und der Anten geschieden. Der Stamm der Slavinen, welcher jetzt auch der Stamm der nordwestlichen Slaven-Völker oder der böhmisch-polnische genannt wird, umfaßt die Mähren, die Slowaken, die Tschechen oder Böhmen, die Lechen oder Polen, die Pommern und Rugianer, die Wenden, welche auch Serben oder Sorben

heißen, die Wilzen, die Obotriten und die Wagrer. Der Stamm der Anten, welcher auch der russisch-serbische, oder der russisch-illyrische genannt wird, begreift die Russen und die illyrischen Slaven.

2) Der armenische Volksstamm besteht bloß aus den Armeniern, welche sich selbst Haikan nennen und deren Zahl auf 9 Millionen geschätzt wird.

3) Der iberische Völkerstamm besteht aus den Ureinwohnern der pyrenäischen Halbinsel. Außerdem wohnten Iberer im südlichen Frankreich und auf den Inseln Korsika, Sardinien und Sicilien. Die bemerkenswerthesten iberischen Völker des Alterthums waren die Lusitanier, die Cantabrer, die Vaskonen und die Celtiberier; die Letzteren waren vielleicht ein Mischlingsvolk von Iberern und Kelten. Die iberischen Völker haben sich mit anderen Völkern vermischt und nur ein einziger Rest derselben, das Volk der Basken, hat sich erhalten. Die Basken bestehen jetzt aus etwa 650,000 Seelen und wohnen in Biskaja und Navarra und auf der französischen Seite der westlichen Pyrenäen.

4) Der illyrische Völkerstamm wohnte im Alterthume um den nördlichsten Busen des adriatischen Meeres herum bis zur Po-Mündung und landeinwärts bis zur Save und zur ungarischen Donau. Die wichtigsten Völker dieses Stammes waren die Taulantier, die Liburner, die Istrier, die Veneder, die Dardaner und die Pannonier. Von den illyrischen Völkern hat sich nur ein einziger Rest erhalten, welcher sich selbst Skypetaren nennt, bei den christlichen Völkern aber den Namen der Albanesen und bei den Türken den der Arnauten führt. Man schlägt die Zahl der Albanesen auf etwas über eine Million an.

5) Der thracische Völkerstamm wohnte im Osten des illyrischen und im Norden von Griechenland bis zur Donau und dem schwarzen und ägäischen Meere. Einige Jahrhunderte vor Christi Geburt breitete er sich auch über die Donau hinaus in der Walachei und in Ungarn aus. Zu den thracischen Völkern gehörten die eigentlichen Thraker, die Odrysen, die Triballer, die Mösier, die Dacier und nach einigen Gelehrten auch die Macedonier. Von den thracischen Völkern hat sich nur ein Mischlingsvolk, die Wlachen oder Walachen, erhalten, welche sich selbst Rumunje oder Rumanje (d. h. Römer) nennen.

6) Der Volksstamm der alten Etrusker, welche sich selbst Rasenä nannten, ist in Betreff seiner verwandtschaftlichen Verhältnisse zu den übrigen Zweigen des kaukasischen Menschenstammes unbekannt.

7) Der semitische oder aramäische Völkerstamm führte den ersteren Namen von Sem, dem biblischen Stammvater der Juden, den zweiten aber von dem Worte Aram, mit welchem die Juden das Land Syrien im weiteren Sinne oder den von der Landenge von Suez, der Ostgrenze Arabiens und dem mittelländischen Meere bis zum Taurus-Gebirge und bis nach Mesopotamien sich ausbreitenden Landstrich benannten; denn dieser war ein Haupttheil des Wohnsitzes des semitischen Völkerstammes. Von den Völkern des Alterthums gehörten zu diesem Völkerstamm die Juden, die Araber, die Syrer, die Phönicier und die Karthager; die heutigen Völker dieses Stammes sind die Kopten in Aegypten, die Araber, die Mehrzahl der Abyssinier und die Juden.

8) Der finnische Völkerstamm wohnt in der frühesten Zeit seiner Geschichte im Nordosten von Europa und in den angrenzenden asiatischen Gegenden, und für den Ursitz desselben hält man das Ural-Gebirge. Er zerfällt in vier Zweige; in die nordwestlichen oder germanisirten Finnen, zu welchen die Lappländer, die Lieven, die Finnen und die Esthen gehören; in den permischen, den wolgaischen und den ugrischen oder ugorischen Zweig. Zu dem letzten gehört das wichtigste aller finnischen Völker, die Magyaren oder Madscharen. Sie wurden von den slavischen Völkern von jeher Ugrer genannt und aus diesem Worte ist der Name Ungarn entstanden. Sie wohnten ursprünglich am südlichen Ural und wanderten von dort im 9. Jahrhundert gegen die Donau-Mündung hin und von da in das Land, welches sie noch jetzt bewohnen. Ihre Zahl beträgt etwa 4 Millionen; alle finnischen Völker aber werden auf $7\frac{1}{2}$ Millionen Seelen angeschlagen.

9) Der türkische Völkerstamm wohnte ursprünglich in einem Theile des Altai-Gebirges und hat sich jetzt vom adriatischen Meere bis zum Lena-Flusse in Sibirien ausgebreitet. Die theils gegen das Ende der alten Geschichte, theils im Mittelalter erscheinenden Hunnen, Bulgaren, Awaren, Chasaren, Petschenegen, Usen, Kumanen und Szeckler gehören wahrscheinlich zu dem türkischen Völkerstamme oder sind doch aus einer Vermischung desselben mit finnischen und mongolischen Völkern entstanden. Nur von den Kumanen haben sich in Ungarn und von den Szecklern in Siebenbürgen Ueberreste erhalten. Die Vorfahren der heutigen westasiatischen Türkenvölker bestanden gegen die Mitte des Mittelalters aus zwei Hauptstämmen, nämlich aus den Oghusen und den Seldschucken. Im dreizehnten Jahrhundert entsprang aus dem ersteren derselben noch ein dritter Stamm, nämlich der der Osmanen. Die Oghusen sind das erste türkische Volk, welches die mohammedanische Religion annahm. Sie änderten bei diesem Uebertritt ihren älteren Namen in den noch heute bestehenden Namen Turkomanen oder Turkmanen um, welcher soviel bedeutet als Türken des Glaubens. Die Seldschucken gründeten im elften Jahrhundert in Khorasan ein großes Reich und breiteten sich bis nach dem Westen von Kleinasien aus. Sie erlagen im dreizehnten Jahrhundert den Mongolen und später den Osmanen, welche letzteren an ihre Stelle traten, Herren von Kleinasien wurden und später das griechische Kaiserreich eroberten. Die Osmanen sind das letzte Volk, welches von Asien in Europa einwanderte. Außer ihnen sind noch jetzt folgende türkische Völker bemerkenswerth: die Usbeken, die krim'schen Tataren, die kasan'schen Tataren, die Nogaier oder nogaiischen Tataren, die Baschkiren, die Tschuwaschen, die Meschtscheriaken, die Kumücken, die Basianen, die Truchmenen, die Karakalpaken und die Kirghisen.

10) Die Kaukasusvölker, d. h. alle in und an dem Kaukasus wohnenden Völker, welche zu keinem der übrigen Völkerstämme gehören, und

11) Die im Atlas ursprünglich einheimischen Völker und die Ureinwohner des übrigen Nordafrika sind in Beziehung auf ihre Verwandtschaft unter einander und mit den übrigen Völkerstämmen noch wenig erforscht. In Nordafrika lebten vor den in der Geschichte

bekannten Einwanderungen Völker, welche nicht zur Negerrace gehörten. Von den einheimischen Völkern Nordafrika's, welche im Alterthume erwähnt werden, sind die wichtigsten: die Aegypter, die Libyer, die Numidier, die Mauritanier und die Gätulen. In den Sprachen der noch jetzt in Nordafrika vorhandenen, ursprünglich einheimischen Völker zeigt sich ein Unterschied zwischen dem Osten und Westen des Landes, und man kann darnach diese Völker in zwei Hauptabtheilungen, eine westliche und eine östliche, oder in die Atlasvölker im Westen und den sogenannten äthiopischen Stamm im Osten von Nordafrika theilen. Die Atlasvölker der kaukasischen Race sind die Nachkommen der Numidier, Mauritanier und Gätulen des Alterthums. Das Hauptvolk unter ihnen sind die Berbern, eine aus vielen Stämmen bestehende, rohe und größtentheils mohammedanische Nation, welche in den Gebirgen des Atlas lebt. Ein zweites Volk sind die Mauren, ein Mischlingsvolk, welches von den alten karthagischen und römischen Kolonisten, von den eingewanderten Arabern und von den Berbern abstammt und in den Städten der Berberei wohnt. Ein drittes atlantisches Volk waren wahrscheinlich die von den Spaniern im 15. Jahrhundert größtentheils ausgerotteten Bewohner der canarischen Inseln, welche sich mit den dort angesiedelten Spaniern verschmolzen haben. Sie werden gewöhnlich Guanchen benannt. Zu dem äthiopischen oder nubischen Völkerstamm gehört ein Theil des abyssinischen Volkes, die Nubier und die im östlichen Nubien und im Osten von Oberägypten wohnenden Völker. Auch rechnet man zu ihm die alten Aegypter und deren Nachkommen, die Kopten.

II. Die Völkerstämme der mongolischen Race sind nach ihren verwandtschaftlichen Verhältnissen weit weniger bekannt als die kaukasischen. Man theilt die zur mongolischen Race gehörenden Völker in fünf Hauptgruppen.

1) der mongolische oder tatarische Völkerstamm. Der Ursitz desselben ist der Nordosten der Mongolei. Von dort breitete er sich weiter nach Westen hin aus, machte im dreizehnten Jahrhundert unter Dschingiskhan und seinen Söhnen große Eroberungszüge und wohnt noch jetzt von dem Westen der Mandschurei bis zu den Steppen der Kirghisen. Die zu diesem Stamme gehörenden Völker sind meistens noch Nomaden. Der mongolische Völkerstamm zerfällt in die Mongolen oder Tataren im Osten der Mongolei, die Buräten oder Burjäten um den Baikal-See und die Oelöten, welche in dem westlichen Theile der Mongolei bis zu den Steppen der Kirghisen hin wohnen. Zu den Oelöten gehören auch die in verschiedenen Gegenden Rußlands wohnenden Kalmücken.

2) Der chinesische Völkerstamm umfaßt die Chinesen, Japaner, Koreaner und Tübetaner. Die Chinesen sind von allen mongolischen Völkern in der Kultur am höchsten emporgestiegen. Man schätzt die Bewohner des chinesischen Reiches auf 360 Millionen. Chinesen haben sich außerdem in Vorder- und Hinter-Indien, in Java, Borneo und Celebes, in Manilla und an anderen Punkten des südöstlichen Asiens angesiedelt. Die Japaner sind mit den Chinesen wahrscheinlich eines Stammes und haben ihre erste Kultur aus China erhalten. Die Koreaner oder Kaoli auf der Halbinsel Korea stehen in einer

gewissen Abhängigkeit von China und Japan. Die Tübetaner, auch Tanguten genannt, wohnen nicht allein in dem an der Nordseite des Himalaja gelegenen Lande Tübet, sondern auch südlich vom Himalaja in Butan und in Nepal.

3) Der tungusische Völkerstamm ist von dem gelben, dem japanischen und theilweise dem ochotzkischen Meere an bis jenseit des Baikal-Sees und bis zum nördlichen Eismeere ausgebreitet. Er begreift die Mandschu's in der Mandschurei und die Tungusen im russischen Sibirien.

4) Unter dem Namen des sibirischen Völkerstammes faßt man eine Anzahl unciviliſirter Völkerschaften zusammen, welche im Norden und Osten Sibiriens und an der Küste des Eismeers bis nach Europa hinein wohnen, und welche eine gewisse Aehnlichkeit in der Lebensweise und dem geringen Grade ihrer Kultur haben: die samojedischen Völker, die Jenisejer oder Ostiaken von Jenisei, die Jukagiren am Eismeer, die Korjäken in Nord-Kamtschatka, die Kamtschadalen und die Kurilen.

Zu den Polarvölkern, aus welchen diese Gruppe fast ganz besteht, rechnet man auch die sibirisch-amerikanischen Völker, einige theils im äußersten Nordosten Sibiriens, theils in Amerika lebende wilde Völkerschaften, die Eskimo's im äußersten Norden Amerikas, die Tschugatschen im russischen Amerika, die Aleuten auf den gleichnamigen Inseln und die Tschuktschen am nordöstlichen Ende Sibiriens.

5) Die hinter-indischen oder indo-chinesischen Völker, deren Seelenzahl man auf 22 Millionen schätzt, sind zum großen Theil so gut wie gar nicht bekannt. Von den wichtigsten dieser Völker, den Anamesen, Siamesen, Birmanen und Peguern weiß man, daß sie zur mongolischen Race gehören.

III. Der Negerstamm oder die eingeborne afrikanische Menschenrace hat noch keine innere Entwickelung und deshalb fast keine historische Bedeutung. In der westlichen Hälfte der die nordafrikanische Wüste im Süden begrenzenden Länder finden sich jedoch Negervölker, welche, seitdem sie vor Jahrhunderten zum Mohammedanismus bekehrt wurden, in den Gewerben, im Handel und in der geistigen Bildung Fortschritte gemacht haben. Die Völker des mittleren und südlichen Afrika haben nicht alle eine negerartige Bildung. Man unterscheidet nach der Beschaffenheit des Haares, der Farbe der Haut und anderen körperlichen Eigenthümlichkeiten: die Hottentotten-Stämme im äußersten Süden; die nördlich an sie grenzenden Völkerschaften der Kaffern und Betschuanen und die noch nördlicher bis zur Sahara hin wohnenden Negervölker. Selbst von den Letzteren sind nicht alle als eigentliche Neger anzusehen; so haben z. B. die Fullah's eine mehr broncene als schwarze Farbe und eine mit keiner Negersprache verwandte Sprache.

IV. Der indische oder amerikanische Menschenstamm zerfällt in eine große Zahl von Völkerschaften; er hat noch weniger, als der afrikanische, in den Gang der Weltgeschichte bestimmend eingegriffen, zumal da er bis zur Entdeckung von Amerika, soviel man weiß, außer aller Berührung mit der übrigen Menschheit geblieben ist. Jedoch zeigen Ueberreste aus früherer Zeit in Peru und Mexiko, daß die Vorfahren von manchen uns nur als Wilde bekannt gewordenen

Indianerstämmen einst eine höhere Stufe der Gesittung eingenommen haben, als ihre zurückgesunkenen Nachkommen.

V. Der malaiische Menschenstamm hat keinen bedeutenden Einfluß auf den Entwickelungsgang der Menschheit ausgeübt, obgleich er Indien, einem uralten Sitze der Bildung, benachbart ist und die Anfänge indischer Kultur sich nach Java verbreitet haben. Ein Theil der malaiischen Völker besitzt seit längerer Zeit einen gewissen Grad von höherer Kultur und eine eigene Literatur, und bei allen findet sich, trotz manches barbarischen Charakterzugs eine besondere im Seewesen sich kund gebende Regsamkeit. Die Völker des malaiischen Stammes zerfallen, ihren Sprachen und ihrer Kultur nach, in zwei Hauptgruppen, in die malaiischen Völker im engeren Sinne und in die Polynesier oder Oceanier. Die malaiischen Völker wohnen auf der Halbinsel Malakka, auf den Philippinen, auf Java, Sumatra und allen Inseln, die zwischen den Philippinen, Neuholland und der Straße von Malakka liegen, so wie auf Madagaskar; sie bilden den mehr civilisirten Theil des malaiischen Stammes. Die Polynesier sind die Bewohner der großen Inselwelt, die sich von den Philippinen bis zu den Sandwichsinseln, bis Neuseeland und der Osterinsel hin ausbreitet, jedoch mit Ausnahme der schwarzen Menschen auf einigen dieser Inseln. Diese vielen Inselvölker waren zwar vor der Bekanntschaft mit den Europäern nie zum Besitze einer Schrift und zu einer höheren Kultur gelangt; aber sie besitzen eine große Bildsamkeit und eine gewisse Entwickelung in ihrem religiösen und politischen Leben, welche nicht gestatten, sie mit vielen Indianerstämmen oder mit den meisten Negervölkern auf eine Stufe zu stellen.

Vorzüge der kaukasischen Race.

Die kaukasische Race zeichnet sich vor den übrigen sowohl durch Schönheit, Ebenmaß und Mannigfaltigkeit der Körperform, als auch durch hohe geistige Begabung und verschiedene Individualität der Völker und einzelnen Menschen aus. Alle höhere Bildung ist von Völkern der kaukasischen Race ausgegangen, bei den Völkern anderer Racen finden sich nur einige unvollkommene Kulturerscheinungen. Die einzige Ausnahme machen die Chinesen, deren Bildung aber auch als eine so abgeschlossene, so seltsame dasteht, daß sie einer fremden Welt anzugehören scheint.

Ansichten von dem ersten Zustande des Menschengeschlechts.

Nach einer früher allgemeiner geltenden Ansicht hat sich der Mensch aus dem Zustande der Thierheit emporgearbeitet. Von Noth und Furcht getrieben hat er die Sprache erfunden, Fischerei und Jagd, dann ein nomadisches Hirtenleben geführt, später Ackerbau zu treiben gelernt und um sein Eigenthum, sich und seine Familie zu schützen sich durch einen Urvertrag in Staaten vereinigt; durch die Furcht vor schrecklichen und verderblichen Naturerscheinungen, wie Sturm, Gewitter und Erdbeben ist der Gedanke an eine höhere überirdische Macht in der menschlichen Brust erweckt worden.

Dagegen haben Andere behauptet, daß die Wildheit nicht Vorstufe der Kultur, sondern vielmehr der Verfall derselben gewesen und überall aus einer untergegangenen entstanden sei. Der Zustand der Kultur sei als der erste des Menschengeschlechts zu betrachten, welches nicht nur die Sprache, sondern auch die erste Grundlage

des Staates, der Religion, der Wissenschaften und Künste durch eine höhere Mittheilung unmittelbar empfangen habe.

Beides sind bloße Voraussetzungen. Es bleibt unbegreiflich, wie das Geistige in irgend einem Zustande zur Erscheinung kommen konnte, wenn es nicht in schon vorhandenen Ideen wurzelte, unbegreiflich, wie aus dem thierischen Instinkt das menschliche Bewußtsein, aus traumähnlichem Dasein die Vernunft, aus dem thierischen Geschrei die menschliche Sprache sich entwickeln konnte. Das Hervortreten des Geistes behält immer den Charakter des Wunderbaren, und dieses Wunderbare wird nicht faßlicher, wenn man es nicht mit der Entstehung des Geschlechtes gleichzeitig, sondern in irgend eine spätere Periode seiner Entwickelung setzt.

In der Natur entwickeln sich die Dinge allerdings aus unscheinbaren Keimen, aber aus gleichartigen. Der menschliche Verstand kann organische Kräfte sich dienstbar machen, aber nicht erzeugen; nie würde er die Sprache, in der ein organischer Geist lebt, vermöge einer Berechnung hervorgebracht haben. Die Sprache ist kein Erzeugniß der Thätigkeit, sondern eine unwillkürliche Emanation des Geistes, nicht ein Werk der Völker, sondern eine ihnen durch ihr Geschick zugefallene Gabe.

Auch der Staat, obgleich in seiner Entwickelung weit mehr ein Werk der menschlichen Selbstthätigkeit, ist doch in seinem Ursprunge und seinen ersten Anfängen kein Erzeugniß der Berechnung und Willkür.

Ebenso verhält es sich mit den Grundlagen aller Bildung. Die Kultur ist nicht als ein von Anfang an fertig dagewesener Zustand zu denken, noch weniger als ein erst nach mühselig gesprengter Schale der Thierheit aus Wahl und Ueberlegung hervorgegangener; sie ist eine unwillkürliche Ausstrahlung des Menschengeistes — eine Kraft, die ohne Berechnung, ohne Rücksicht auf ein zu befriedigendes praktisches Lebensbedürfniß, auf organische Weise aus ihren Keimen sproßte, wuchs und sich entwickelte. Allerdings haben die Noth und die Bedürfnisse des Lebens zu Erfindungen getrieben, die der Kultur zu Gute kamen, und es haben in ihren weitern Gang Berechnung, Gedanken und Erzeugnisse der Individuen bald fördernd bald hemmend eingegriffen.

Der Mensch war das letzte und vollkommenste unter den Geschöpfen der Erde; er war bestimmt eine Welt für sich zu sein und gehört nicht, wie alle andern Geschöpfe, der Natur allein, sondern sich und der Natur an; er hat statt des Instinkts, statt aller natürlichen Waffen Denkvermögen und Erfindungsgabe erhalten. Durch die Vernunft des Menschen kam in die äußere Natur eine neue Kraft, die vom ersten Anfange der Staaten bis auf den heutigen Tag Wunder gewirkt hat. Diese Kraft schuf aus Wäldern und Wüsten, aus dem Aufenthalte reißender Thiere paradiesische Gefilde, verwandelte ungesunde Sümpfe in bewohnbare Auen, machte aus dem festen Lande Inseln und aus Inseln festes Land, ebnete Berge und bezwang das Klima. Die freie Seele des gebildeten Menschen sprengte die Bande engherziger National-Vorurtheile, löste die Fesseln der von dem Kastengeist gemachten Einrichtungen und lehrte das ganze Menschengeschlecht als eine Familie, die Welt als einen Tempel eines Gottes des Erbarmens und der Liebe betrachten.

Dem Menschen waren von der Gottheit Organe verliehen, die ihn in den Stand setzten, seine Töne zu artikuliren, sowie die Gestalt seines Mundes und die Beweglichkeit seiner Lippen ihn vor allen Thieren der Sprache fähig machten. Die Sprache führte die Geselligkeit und das Zusammenleben herbei, erhöhte die Freuden desselben und erleichterte durch die in des Freundes Herz in Worten ausgegossenen Klagen das Ertragen körperlicher Leiden und innerer Schmerzen. Zwar deuten Krankheiten und Unglück dem Menschen an, daß er nicht sich allein, sondern auch der Natur angehört, und der Tod, der ihm am Ende einer rühmlichen Laufbahn als Bote des Friedens in des niedern Lebens ewigem Streite, als freundlicher Erlöser aus aller irdischen Mühsal erscheint, beweist dem stolzen Herrn der Natur, daß im irdischen Kampfe Gewalt über Vernunft und Recht siege. Dagegen aber zeigt ihm der aufrechte Gang, zu dem ihn die Natur vor allen Thieren bestimmt hat, daß er nicht für diese Erde allein berufen sei. Sein Auge schaute gen Himmel und erkannte eine Menge Welten. Der Mensch maß den Lauf der Gestirne und benutzte diese Kenntniß bei irdischen Geschäften, aber zugleich versenkte er sich in den unermeßlichen Raum des Weltalls, errieth das Wesen der Gottheit und der Welten ewiges Gesetz und vergaß der Erde Leid. Gesellig finden wir den Menschen zu jeder Zeit und in jedem Lande; Eskimo's, Feuerländer und Wilde aller Gattungen halten sich zusammen und bilden größere oder kleinere Gesellschaften. Im Zustande der ersten Zeit nährte sich der Mensch von dem, was ihm die Natur vorzugsweise zur Nahrung bestimmt hat, von Baumfrüchten, Wurzeln und andern saftigen Pflanzentheilen. Ein Fortschritt war es, als der Mensch Fleisch essen lernte. Damit war die Erfindung des Feuers verbunden. Das gekochte oder gebratene Fleisch konnten des Menschen Zähne für die Verdauung des Magens vorbereiten, was bei dem rohen Fleische nicht der Fall war. Nun wurden Künste erfunden, um Thiere zu fangen oder aus der Ferne zu erlegen. Dann folgte das Zähmen und Halten ganzer Heerden, und der Uebergang zum Hirten- oder Nomaden-Zustand war gemacht. Der erste Schritt zum geordneten Staatsleben wurde gethan und der erste Grund der Künste gelegt, als er Mensch feste Sitze einnahm und Ackerbau trieb.

Alle Völker, welche in der Entwickelung der Kultur eine große und eigenthümliche Rolle zu spielen berufen waren, fand die gewisse, d. h. weder mythische noch hypothetische, Geschichte schon in dem Besitze eines gewissen Grades von Bildung, welcher die im Wachsthume begriffenen Keime weiterer Bildung in sich trug, im entschiedenen Gegensatze zu den Stämmen, welche sich von der Stufe, auf welcher sie zuerst erblickt wurden, noch nicht erhoben haben.

Die gewöhnliche Eintheilung der Geschichte der Menschheit in die drei großen Haupt-Perioden der alten, mittlern und neuern, ist von dem Entwickelungsgange der einflußreichsten geschichtlichen Völker hergenommen. In der alten Geschichte, die mit dem Untergange des westlichen Römerreichs und dem Anfang der germanischen Herrschaft in Südwesteuropa, im fünften Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung schließt, herrscht die Bildung der Griechen und Römer, die Eintheilung der allgemeinen Geschichte.

Welt- und Lebensansicht, die wir die antike nennen. Den Inhalt der mittlern und neuern Geschichte bildet vorzugsweise die unter dem Einflusse des Christenthums stehende deutsche und romanische Bildung. Die Grenzlinie, welche die neuere Zeit von der mittlern scheidet, bildet nicht eine äußere Umwälzung, sondern eine Reihe von Ereignissen, die gegen das Ende des funfzehnten und im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts eine neue Epoche der Geistesentwickelung herbeigeführt haben. Diese Eintheilung beachtet nur die europäischen Bildungsepochen, nicht auch die asiatischen. Von einem universalen Standpunkte müßte man nach der Hauptverschiedenheit der Kultur zwei große Hauptmassen annehmen, die orientalische und die occidentalische, die erstere durch die Stiftung der mohammedanischen Religion in zwei große Perioden theilen, für die letztere dann die angegebene Eintheilung eintreten lassen. Aber die herrschende Methode zieht es mit Recht vor, sich für die ganze Weltgeschichte an die letztere zu halten und das Asiatische, von den Zeiten der Blüthe des Perserreiches an, dem Europäischen unterzuordnen. Man theilt die alte Geschichte in vier Perioden:

1) Von der ältesten Zeit bis auf die Gründung des Perserreiches durch Cyrus 560 v. Chr.
2) Von Cyrus bis auf Alexander den Großen, von 560—336 v. Chr.
3) Von Alexander dem Großen bis auf Augustus, von 336—30 v. Chr.
4) Von Augustus bis zum Untergange des weströmischen Reiches, von 30 v. Chr.—476 n. Chr.

Die alte Geschichte läßt sich aber nicht nach solchen allgemeinen Epochen (synchronistisch), sondern nur nach den einzelnen Völkern (ethnographisch) darstellen. Die alten Völker standen nur durch Handel und Krieg mit einander in Verbindung; sonst waren sie durch Sprache und Sitte, durch Verfassung und Gesetz, durch Kunst und Religion getrennt. Es giebt keine Begebenheit, welche von Babylon bis Rom und Karthago gleichzeitig gewirkt hätte. Die europäischen Völker seit dem Auftreten der Germanen hingegen haben Vieles mit einander gemein: Verfassung, Gesetze, Sitten und Religion. Darum läßt sich die alte Geschichte nur ethnographisch, die Geschichte seit dem Auftreten der Germanen hingegen auch synchronistisch erzählen.

Aelteste Auffassung und Aufzeichnung der Geschichte.

Für die alte Geschichte können wir nur den Endpunkt angeben, der Anfang erhebt sich aus Nacht und Dunkel erst zu schwacher Dämmerung, bis es allmälig immer heller wird. Die Gewißheit geschichtlicher Kunde kann nicht eher beginnen, als bis die Begebenheiten von Mitlebenden niedergeschrieben und so der Nachwelt überliefert werden. Vor der Erfindung der Schreibekunst oder vielmehr vor dem allgemeinen Gebrauche derselben zu ganzen Schriften war das Andenken der Begebenheiten der Aufbewahrung im Gedächtnisse anvertraut. Das mündlich Ueberlieferte veränderte sich, indem es von Mund zu Mund ging.

Das Bedürfniß in der Geschichte eine treue, der Wahrheit vollkommen gemäße Darstellung der Ereignisse zu besitzen, war in der

ältesten Zeit wenig oder gar nicht vorhanden. Wohl lebte in den Jugendzeiten aller nur einigermaßen kultivirten Völker das Verlangen nach einer Kunde von den frühern Menschengeschlechtern, die sie als beglücktere und begabtere betrachteten: allein es genügte, wenn man gewisse ganz allgemeine Grundzüge der Geschichte und der Charaktere der Helden, wie sie sich in der Ueberlieferung festgestellt hatten, wieder fand, man suchte nur poetische Wahrheit, die Uebereinstimmung der Gemüthsart oder Leidenschaften der handelnden Personen mit ihren Aeußerungen und Thaten und mit der Beschaffenheit des menschlichen Herzens überhaupt. Die älteste Geschichte war demnach poetisch, sie erklang in Heldenliedern, in epischen Gesängen. Zugleich war sie aber auch mythisch. Der Mythus gestaltet die geschichtliche Thatsache um nach der Auffassungsweise der Zeit, er sammelt die zerstreuten Strahlen, um ihnen die rechte Wirkung zu geben, in einen Brennpunkt zusammen; er verwandelt das Verwickelte in das Einfache, die allgemeinen Begriffe in Persönlichkeiten und drängt das Zerstreute zusammen. Die mythisch-poetische Geschichte geht bei größerer Reife der Völker in die prosaische über, welche die Wahrheit wiederzugeben sucht.

Vorher aber, und zum Theil schon neben der mythisch-poetischen findet sich eine andere Vorstufe der eigentlichen Geschichte, Aufzeichnungen merkwürdiger Begebenheiten als von Regierungswechseln, Kriegsanfängen, entscheidenden Siegen, Niederlagen, Friedensschlüssen, Seuchen und andern großen Naturschrecken, gewöhnlich durch die Priester und in den Tempeln aufbewahrt, oft wohl schon mit den ersten Anfängen der Schreibekunst begonnen. Erweitert erscheinen diese tabellenartigen Notizen als Chronik, d. h. als Jahrbücher, denen es nur um Aufbewahrung des Stoffes zu thun ist.

Allgemeine Bemerkungen über die asiatischen Völker.

Der erste Wohnplatz einer fortgeschrittenen Bildung war Asien, und zwar viele Jahrhunderte hindurch, in denen Afrika noch fast gänzlich in ein tiefes Dunkel gehüllt blieb, und Europa sich erst spät und langsam aus demselben hervorwand. Nach Asien weisen uns nicht nur die Sagen der Volker von ihrem Ursprunge, sondern auch die Geschichte der wissenschaftlichen Kenntnisse. Asien ist auch das Vaterland fast aller Religionen, welche sich durch ihre Verbreitung zu Weltreligionen erhoben haben. Schon durch seine geographische Lage ist Asien vor den übrigen Theilen der alten Welt begünstigt. Nur seine nördlichsten und südlichsten Gegenden leiden von übermäßiger Hitze und Kälte; in seiner größten Ausdehnung aber fällt es in die gemäßigte Zone, und seine reichsten und fruchtbarsten Länder lie-

Wichtigkeit von Asien.

Geographische Andeutungen über Asien.

gen in den Breitengraden, welche das Mittelmeer einnimmt. Dagegen erscheint Europa nur wie ein Anhang des nordwestlichen Asien; und Afrika gehört seinem größeren Theile nach der heißen Zone an. Der Flächeninhalt von Asien beträgt mehr als das Vierfache von Europa und ein Viertheil mehr als der von Afrika. Und auf diesem größten Schauplatze erblicken wir die höchste Mannigfaltigkeit und Schönheit sowohl der leblosen als der thierischen Geschöpfe. Europa hat keine Produkte, die nicht auch Asien hervorbringt; und in Afrika bleibt sich die Natur mehr gleich, so fremdartig sie auch dem Europäer erscheinen mag. Dagegen welch' eine Abwechselung in Asien! Welch' eine andere Schöpfung in den weiten mongolischen Steppen; in den blühenden Thälern von Kaschmir; in den heißen Ebenen von Bengalen; in den duftenden Hainen von Ceilon; und wiederum auf den beschneiten Gebirgen Sibiriens, und an den Küsten des Eismeeres! Die Meere, welche Asien umgeben, bilden allenthalben große Busen, welche den Zugang und den Verkehr erleichtern.

Zwei Gebirgsreihen laufen von Westen nach Osten und bilden mit den Zweigen, die sich nach Norden und nach Süden erstrecken gleichsam das Gerippe des ganzen Welttheils. Die erste dieser Gebirgsketten geht durch das südliche Sibirien und ist dem größten Theile nach unter der Benennung des Altai bekannt. Sie beginnt oberhalb des kaspischen Meeres, von wo ein Arm derselben, der Ural, in nördlicher Richtung, bis zum Eismeere hinläuft. Sie durchstreift alsdann, nur in mäßiger Höhe von nicht mehr als 6- bis 7000 Fuß, das südliche Sibirien; sie wird immer breiter, je weiter sie nach Osten geht, und vereinigt sich am östlichen Ocean mit der südlichen Gebirgskette. Diese beginnt in Vorderasien, deren südliche Küstenländer sie unter dem Namen des Taurus einnimmt; sie zieht sich alsdann durch Armenien, von wo ein Arm derselben der Kaukasus, in das Land zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere geht. Von Armenien erstreckt sie sich im Süden und Südosten des kaspischen Meeres durch Medien bis zu der Ostgrenze der großen Bucharei oder des alten Sogdiana. Hier theilt sie sich in zwei Hauptarme, von welchen einer eine nordöstliche, der andere eine südöstliche Richtung nimmt; beide aber bilden gleichsam die Gestade eines großen Sandmeers, der Wüste Kobi. Die nordöstliche Kette, ein Theil des alten Imaus, begrenzt dieselbe im Norden und geht dann nach der sibirischen Grenze, wo sie sich mit dem Altai verbindet. Der südöstliche Hauptarm begrenzt das nördliche Indien, geht durch groß und klein Tübet und verliert sich in dem mittleren China, an den Küsten des östlichen Meeres. Die indischen Grenzgebirge hießen bei den Alten der Paropamisus; ihre östliche Fortsetzung bildet das mit ewigem Schnee bedeckte Himalaja-Gebirge. Auf der nördlichen Kette oder den Höhen des Altai und seiner Zweige entspringen die großen sibirischen Ströme, der Irtisch, der Jenisei und die Lena, welche sich in das Eismeer ergießen. Auf der südlichen Bergkette nehmen die schon im Alterthume berühmten vier Hauptströme Asiens, der Euphrat und Tigris, der Indus und Ganges, ihren Ursprung, welche ihren Lauf nach Süden richten. Auf dem hohen Bergrücken, der unter dem Namen des Imaus und Mustag, an der Grenze

der kleinen Bucharei, die beiden Bergketten verbindet, entspringen theils an der Westseite der Gihon oder Orus und der Sirr oder Jaxartes, die ihren Lauf westlich nach dem kaspischen Meere nehmen und sich in den See Aral ergießen; theils an der Ostseite die großen chinesischen Ströme Ho-ang-ho und der Yantse-Kiang, die durch das nördliche und südliche China ihren Lauf nach dem östlichen Ocean richten.

Durch jene großen Gebirgsketten wird Asien in drei Theile getheilt, welche in Rücksicht auf das Klima, die Beschaffenheit des Bodens und die Sitten und die Lebensart der Bewohner von einander auffallend verschieden sind. Der nördlichste Theil, von dem Altai bis zum Eismeer, das jetzige Sibirien, ist den Alten unbekannt geblieben. Seine wenigen Bewohner sind sämmtlich Jäger- und Fischervölker. Wichtiger sind für den Geschichtsforscher die zwischen den beiden großen Gebirgsketten, von dem kaspischen Meere bis zu dem östlichen Ocean liegenden weitläuftigen Steppenländer des mittleren Asiens oder Hochasiens. Sie bilden den Kern von Asien, ein Hochland von der ausgedehntesten und zum Theil höchsten Massenerhebung, welche die Erde kennt, obwohl Bergketten und Einsenkungen in mannigfaltiger Höhe wechseln. Diese Länder sind wegen Mangel an hinreichender Bewässerung und weil sie wegen ihrer hohen Lage größtentheils ein rauhes Klima haben, nicht zum Ackerbau geeignet; dagegen enthalten sie sehr fruchtbare Weiden. Diese Beschaffenheit des Bodens und der Mangel an Waldungen und allen großen Holzarten bestimmte die Lebensart der hier wohnenden Völker. Sie führen ein herumziehendes Hirtenleben, und ihre weiten Ebenen sind oft meilenweit von zahllosen Heerden größeren und kleineren Viehes bedeckt, welche den Reichthum dieser Völker ausmachen. Diese ziehen mit ihren Heerden von den abgeweideten Plätzen zu anderen, die ihnen neue Weiden versprechen. Bürgerliche Verfassungen können sich bei ihnen nicht bilden, weil diese erst die Folge fester Wohnsitze sind. Dagegen sind die Bande der Verwandtschaft fester und ausgedehnter als es bei den Europäern der Fall ist. Jedes Volk zerfällt in mehrere Stämme und diese wieder in mehrere Horden, deren jede eine Anzahl Familien umfaßt. Die Stellen der Magistrate vertreten die Häupter der Familien und Stämme, welche im Frieden die Richter und in den Kriegen die Anführer sind und oft eine in Despotismus ausartende Herrschaft ausüben. Nicht selten werden die Häupter einzelner Stämme durch Gewalt oder durch Wahl die Häupter des ganzen Volkes und verbreiten dann als mächtige Eroberer an der Spitze furchtbarer Heere Tod und Verderben über reiche und fruchtbare Länder, wie Attila und Timur. Die Bewohner von Asien.

Der dritte Theil von Asien umfaßt alle diejenigen Länder, welche von der südlichen oder taurischen Bergkette theils eingenommen werden, theils südlich von ihr liegen, sowie die Halbinsel von Vorderasien. Südasien beginnt mit dem 40° n. B. und geht als ein großes Kontinent bis zu dem nördlichen Wendezirkel; über diesen hinaus bis tief in die heiße Zone erstrecken sich die drei großen Halbinseln, Arabien und Vorder- und Hinter-Indien. Es begreift daher Südasien: Vorderasien, die Provinzen des neupersischen Reiches vom Tigris bis zum Indus, Vorder- und Hinter-Indien, Tübet und das

ganze eigentliche China. Ueber die meisten dieser Länder goß die Natur ihren reichsten Segen aus. Sie haben ein mildes Klima und sind zum großen Theil von einer Menge größerer oder kleinerer Ströme bewässert. Die edelsten Obst- und Getreidearten stammen aus ihnen her; die thierische Schöpfung zeigt sich hier in ihrer höchsten Schönheit; die Baumwollenstaude und die Seidenraupe, die kostbarsten Gewürze und Räucherwerke sind in ihnen zu Hause; Gold, Edelsteine und Perlen finden sich in ihnen in vorzüglicher Menge. Von einer solchen Natur umgeben wurde hier der Mensch etwas ganz anderes, als in den Steppen des mittleren Asiens. Die Natur hatte ihn hier nicht zum Hirtenleben bestimmt, und schon die graueste Sage des Alterthums setzt in diese Länder den Anfang des Landbaues, des Weinbaues, sowie den Ursprung der Städte und der ersten politischen Verbindungen. Zwar ziehen auch noch in Südasien, vorzüglich wo sich kräuterreiche Steppen finden, wie zwischen dem Euphrat und Tigris, zahlreiche nomadische Stämme umher; aber diese stammen entweder aus den nördlichen Steppen oder auch aus den arabischen Wüsten her. Im Allgemeinen bildet die Parallele unter den 40° n. B. die Grenzlinie zwischen den Hirten- und den Ackerbau treibenden Völkern, wenn auch der Uebergang nur allmälig ist.

Frühe Entwickelung der südasiatischen Länder.

Südasien ist der Schauplatz für die Entfaltung der asiatischen Kultur geworden. In vielen dieser Länder findet bereits die älteste Geschichte entwickelte, zum Theil künstliche Staatsverhältnisse, und die Bedürfnisse des Lebens zur Bequemlichkeit und Pracht gesteigert. Reiche Städte mit Tempeln und Palästen bilden den Mittelpunkt dieser Civilisation; Kenntnisse, Künste und Fertigkeiten schmücken das Leben; ein weit verbreiteter Handelsverkehr verknüpft die Länder und Völker. Aber fast eben so früh hat die Ueppigkeit durch die große Leichtigkeit sich zu nähren und durch die dargebotenen Genüsse diese Völker erschlafft und in eine Unthätigkeit versenkt, welche die weitere Entwickelung erstickt hat, und in derselben Art haben die Familien- und Staatsverhältnisse Asiens gewirkt, welche zum Theil selbst wieder als eine Folge der klimatischen und Natureinwirkungen erscheinen. Schroff tritt in allen geselligen Beziehungen die Ungleichheit unter den Menschen hervor. Das Verhältniß des weiblichen Geschlechts zum männlichen erscheint als ein Dienstverhältniß, und selbst die Ehe nur als eine besondere Art desselben. Die Frau ist dem Manne gegenüber unterwürfige Magd, wie es deren mehrere geben kann und giebt. Denn die Vielweiberei ist gestattet, dadurch das schöne Wechselverhältniß von Mann und Weib unmöglich gemacht und das ganze Familienleben auf einer niedern Stufe zurückgehalten. Die Dienstbarkeit, welche im Hause und in der Familie durch die Knechtschaft und die Polygamie besteht, findet im Staate durch den Despotismus statt. Die despotische Staatsform hat sich theils aus dem patriarchalischen Nomadenstaat, theils aus dem Kastenstaat entwickelt.

Einförmigkeit in den asiatischen Verhältnissen.

So viele und so bedeutende Revolutionen auch in Asien statt gefunden haben, so herrscht in der Geschichte dieses Welttheils doch eine große Einförmigkeit. Reiche entstehen und Reiche gehen unter,

aber die neu entstandenen nehmen immer wieder dieselbe Form an, welche die vorigen hatten. Eine ähnliche Einförmigkeit, wie in den Verfassungen der großen asiatischen Reiche finden wir auch in dem Verkehre der Bewohner. Der Handel dieses Welttheils war von jeher vorzugsweise Landhandel und wurde in großen Handelsgesellschaften oder Karavanen geführt. Zur Beförderung des Handels dienten theils die großen Heerstraßen, deren im persischen Zeitalter, wie im mongolischen gedacht wird, theils Gebäude zu der Aufnahme der Karavanen, die Karavansereien. Ohngeachtet der vielen und großen politischen Veränderungen, welche Asien von Nebukadnezar und Cyrus bis auf Dschingis-Khan und Timur erfahren hat, blieb der innere Verkehr doch im Ganzen derselbe, wenn er sich auch im Einzelnen veränderte oder auf eine kurze Zeit unterbrochen wurde. Er stellte sich wiederum her und nahm seine alte Form in eben dem Maaße wieder an, als die Form der neu entstandenen Reiche wieder dieselbe wurde, welche die der vorigen gewesen war. Seine Hauptsitze veränderten sich nicht, und die Länder, in welchen diese waren, prangten immer mit reichen und blühenden Städten, die nach den schrecklichsten Verwüstungen wieder aus ihrer Asche emporstiegen. Nur die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien hat dem asiatischen Handel eine andere Richtung gegeben, da seitdem die südlichsten Küstenländer, besonders die von Vorderindien, Hauptsitze des Handels geworden sind.

Hauptländer des asiatischen Handels.

Unter den verschiedenen Ländern von Asien zeichnet sich vorzüglich Indien durch die Mannigfaltigkeit und den Reichthum seiner Erzeugnisse aus. Es war daher ein Hauptland des asiatischen Handels; seine Erzeugnisse wurden stets nach dem Abendlande ausgeführt, wenn auch die Wege, auf denen dies geschah, sich veränderten. Diejenigen Länder, welche die Stapelplätze oder letzten Niederlagen der indischen Produkte waren, haben große Wohlhabenheit und Reichthum dadurch erlangt.

Für das ganze westliche Asien und für Europa war Babylonien der Stapelplatz. Ein großer Theil der indischen Produkte wurde hier verarbeitet und bei der großen Fruchtbarkeit des babylonischen Bodens durch neue vermehrt. Baktra und Marakanda, die wir jetzt unter dem Namen der großen Bucharei begreifen, waren für das nördliche Asien die Niederlage der Waaren, welche aus Indien und China kamen, während die unter gleicher Breite an der Westseite des kaspischen Meeres liegenden Länder die natürlichen Marktplätze für die zahlreichen Horden des mittleren und nördlichen Asiens waren. Die Küstenländer des Mittelmeeres endlich, Phönicien und Vorderasien, waren die Stapelplätze der asiatischen Waaren, welche über das Meer nach Europa oder Afrika verfahren wurden. Ihre Bewohner, Griechen und Asiaten, bildeten sich als Zwischenhändler zwischen drei Welttheilen zu seefahrenden Völkern und vertauschten auf ihren Märkten spanisches Silber und preußischen Bernstein gegen indische Gewürze und arabischen Weihrauch. Bereits vor der Entstehung der persischen Monarchie blühten daher von der Meerenge von Byzanz bis nach Aegypten eine fast ununterbrochene Reihe reicher Handelsstädte. Die Produkte des asiatischen Handels waren:

1) Kostbarkeiten, edle Metalle, Gold, Silber, Edelsteine und Perlen; 2) Waaren zur Bekleidung, Wolle, Baumwolle, Seide und Pelzwerk; 3) Spezereien, Gewürze und Räucherwerk.

Indo-Germanen und Semiten.

Im Allgemeinen ist es die kaukasische Race, und von ihr wieder die beiden großen Sprach- und Völkerfamilien der Indo-Germanen und Semiten, welche auch in Asien das größte Interesse darbieten. Die älteste Geschichte findet die Völker dieser Race, wie noch heutzutage, über den Südwesten von Asien verbreitet. Nach der Sprachverwandtschaft zählt man jetzt zu den Semiten nicht nur die Hebräer und Araber, sondern auch alle diejenigen Völker, welche eine den Sprachen dieser Volksstämme verwandte redeten. In diesem ausgedehnten Sinne erstreckte sich das semitische Sprachgebiet ursprünglich über den größten Theil Vorderasiens, von den armenischen Gebirgen bis zur Südspitze Arabiens, und von dem Tigris bis zum Mittelmeer, und erscheint also in merkwürdiger Weise wie eingesprengt in das ungleich größere Gebiet der indo-germanischen Sprachen, zu welchen in Asien die der alten Inder und Iranier, in Europa die der Griechen und Römer, der deutschen, slavischen und lettischen Völker gerechnet werden.

Seit der ältesten Zeit war die Entwickelung aller höhern Bildung im Besitze dieser beiden großen Völkergruppen; sie übertreffen alle anderen Völker in der Entdeckung der nützlichen Künste, der Einrichtung des Staates, der Vervollkommnung der gesellschaftlichen Zustände, in der Hervorbringung der herrlichsten Werke der schönen Kunst. Seit einer Reihe von Jahrhunderten hat sich die höhere Bildung mehr und mehr auf die Indo-Germanen koncentrirt. Beide Völkerfamilien haben sich eigenthümlich entwickelt, sie haben trotzdem vielfältig von einander gelernt und auf einander gewirkt, aber auch in großen geistigen und materiellen Kämpfen ihre Kräfte gegen einander versucht. Eine bedeutsame Verschiedenheit angeborner Eigenschaften findet unter ihnen statt. Die Semiten besitzen nicht das harmonische Gleichmaß aller Seelenkräfte, durch welches die Indo-Germanen sich auszeichnen. Eigenthümlich ist den Semiten ein großer Scharfsinn, ein kühner rastloser Unternehmungsgeist, große Leidenschaftlichkeit und Sinnlichkeit. Die Anschauungsweise des Semiten ist subjektiv und egoistisch. Daher ist seine Poesie lyrisch; das Epos, bei dem das Ich des Dichters vor dem Gegenstande zurücktritt, gelingt ihm nicht, noch weniger das Drama. Von den übrigen schönen Künsten liebt er am meisten die Musik, die der unmittelbarste Ausdruck des bewegten Gemüths ist. Die großen Schöpfungen der Skulptur und Malerei gehören nur den Indo-Germanen. Die Semiten zeigen ein eifriges Streben nach Erkenntniß des Göttlichen; von ihnen sind die monotheistischen Religionen ausgegangen. In seiner Religion aber ist der Semite selbstsüchtig und ausschließend; Jehovah ist nur der Gott der Hebräer; alle anderen Götter sind falsch. Und wenn auch Allah nicht allein der Gott der Araber sein, sondern sich die ganze Welt unterwerfen will, so ist sein Wesen doch ebenso egoistisch; auch er bestreitet jedem andern Gotte jedes Moment der Wahrheit. Die Semiten mußten ihrer Lehre nach intolerant und zum Fanatismus, wie zur starren Anhänglichkeit an ihr

religiöses Gesetz geneigt sein. Die Geschichte bezeugt es, daß bei ihnen der religiöse Enthusiasmus sich am heftigsten kund giebt. Die indo-germanischen Völker stehen auf sehr verschiedenen Stufen der Bildung und Bildungsfähigkeit. Die Haupt-Kulturvölker derselben zeigen größere Klarheit, Ruhe und Besonnenheit als die Semiten. Sie besitzen größere Fähigkeit für die Ausbildung der mannigfachen Verhältnisse auf allen Kulturgebieten, besonders auf dem der Kunst. Mit großer Biegsamkeit des Geistes haben sie sich später auch den religiösen Sinn der Semiten angeeignet, darin ihre Lehrer sogar übertroffen, und alle höhere Bildung so in sich vereinigt, daß sie jene weit hinter sich gelassen haben.

Die Chinesen.

China ist das östlichste Land von Asien; es hat jetzt einen Umfang von 152,960 Quadratmeilen, das von ihm abhängige Korea 4000 und das ebenfalls in einiger Abhängigkeit von China stehende Tübet 30,200 Quadratmeilen. Im Norden hat China Wüsten und Eisfelder; im Süden Gebirge und beinahe undurchdringliche Wälder, im Osten das Weltmeer, im Westen Wüsten und den höchsten Bergrücken der Erde. Die natürliche Abgeschlossenheit von China ist noch verstärkt durch die berühmte große Mauer, welche etwa 200 Jahre v. Chr. an der nördlichen Grenze gegen die Einfälle kriegerischer Nachbarvölker erbaut worden ist. Sie ist 150, nach Anderen 300, nach Gützlaff 1000 geographische Meilen lang, 20 Fuß hoch und unten 25, oben 15 Fuß breit; sie geht über 6000 Fuß hohe Berge, durch tiefe Thäler und mittelst Bogen über Flüsse. Ohngefähr alle 200 Schritte ist ein Thurm und hier und da Thore. An manchen Stellen ist sie doppelt und dreifach. In den Produkten des Landes findet sich nicht die Fülle und Verschiedenheit, welche man vermuthen sollte; ein großer Theil des Landes ist wegen der bergigen Natur unfruchtbar. Vieh ist verhältnißmäßig in sehr geringer Zahl vorhanden, und die wilden Thiere können bei der großen Bevölkerung und den kahlen Feldern keine Schutzplätze finden. Dagegen sind die westlichen und südwestlichen Provinzen reich an mineralischen Produkten. Die Einwohnerzahl giebt der Staats-Census zu 360 Millionen an. Das Land.

Die Chinesen sind das gebildetste Volk des im östlichen Asien wohnenden mongolischen Menschenstammes. Ihr Staat ist der älteste der noch jetzt bestehenden. Die Ueberlieferungen über die ältesten Zeiten sind ganz fabelhaft. Nach alten Annalen hat man den Anfang der Herrscher-Dynastie Hia, der ersten, welche man auf die Die chinesischen Geschichtswerke.

entschieden fabelhaften Zeiten folgen läßt, auf das Jahr 2207 v. Chr. berechuet. Die alten Jahrbücher sind aber im dritten Jahrhundert v. Chr. verbrannt und erst 200 v. Chr. Geb. nach mündlichen Ueberlieferungen wieder hergestellt worden und sind daher voll Lücken und Widersprüche. Die Kenner der chinesischen Literatur setzen den Anfang der gewissen Begebenheiten ins achte Jahrhundert. Aber auch nach jener Zeit können die chinesischen Jahrbücher nicht für das gelten, was wir auf einem höheren Standpunkte als Geschichte zu betrachten haben. Sie enthalten nur ganz äußerliche Begebenheiten, Empörungen, Thronraub und Dynastienwechsel, in denen sich keine innere Volksentwickelung abspiegelt, und wohl auch nicht abspiegeln kann, weil China eine solche gar nicht gehabt hat. Die chinesische Geschichte, eintönig wie die Sprache, erzählt in demselben Tone das Alltägliche wie das Außerordentliche.

Einige Andeutungen der chinesischen Geschichte.

Die Stammväter der Chinesen sind von Nordwesten her in China eingewandert, haben die Ureinwohner unterworfen, den mittleren Theil von China besetzt und hier zuerst einige Bildung entwickelt. Für den Gründer des chinesischen Reiches gilt Fohi (um 2600 v. Chr.), welcher eine Bilderschrift erfand, das Jahr in Jahreszeiten theilte und die Ehe und eine geordnete Regierung einführte. In das Jahr 2297 v. Chr., in die Regierungszeit des ausgezeichneten Kaisers Yao, setzen die chinesischen Jahrbücher die Sündfluth. Im Jahr 1122 gelangte durch Empörung Wu-wang auf den Thron und suchte sich dadurch zu behaupten, daß er den Großen des Reiches und seinen Verwandten große Länderstrecken als Fürstenthümer verlieh. Diese Feudal-Verfassung bestand so lange als die von Wu-wang gestiftete Dynastie der Tschehu regierte, von 1122 bis 248 v. Chr. Durch die vielen Hofhaltungen wurde zwar die Bildung über das ganze Land verbreitet, und Künste, Gewerbe und Handel belebt: aber auch die Kraft der obersten Regierung geschwächt. Die Fürsten leisteten oft dem Kaiser keinen Gehorsam und führten unter einander beständig Kriege. Im sechsten Jahrhundert v. Chr. (551—479) lebte der berühmte Weltweise Konfucius (eigentlich Kong-fu-tse). Damals war durch die immerwährenden Kriege alle bürgerliche und sittliche Ordnung zerrüttet, und Konfucius unternahm es durch die Predigt einer strengen Moral die Glückseligkeit der alten Zeit wieder herzustellen. Sein Moralsystem läßt sich auf den Grundsatz einer unbedingten Unterwürfigkeit der Kinder gegen ihre Eltern, der Weiber gegen ihre Männer, der Unterthanen gegen ihre Fürsten zurückführen. Dem Freunde müsse man treu sein und mit Gott in Eintracht leben. Um diese Pflichten einzuschärfen, verordnete er Gebräuche aller Art, und das Ceremoniell vertritt die Stelle der Religion. Der sittliche Standpunkt, insofern er auf freier Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Guten beruht, ist durch diese Lehre gänzlich getilgt. Konfucius sammelte und ordnete die in seinem Volke seit alter Zeit herrschenden Ideen über höhere Dinge und die von früheren chinesischen Weisen gegebenen Lehren und erforschte die Gewohnheiten seines Volkes. Indem er dann dieses alles zu einem Ganzen verband, das Alte theils wiederherstellte, theils durch Neues verwandter Art ersetzte, wurde er der Gründer der chinesischen Literatur, der

Stifter des religiösen Glaubens und der heutigen Staatsverfassung von China. Er gewöhnte die Chinesen wieder an die frühere patriarchalische Staatseinrichtung und veranlaßte die Wiederherstellung derselben, welche für das ganze Reich erst zwei Jahrhunderte nach seinem Tode statt fand. Konfucius hatte viele Schüler; seine Lehrweise war die peripatetische, die sokratische. Nach Verlauf mehrerer Jahrhunderte als die Grundsätze des Philosophen zur Staatspolitik theoretisch angenommen worden waren, erzeigte man ihm göttliche Verehrung. In allen Städten ist seinem Andenken ein Tempel geweiht, in jeder Schule betet man ihn an wie andere Götzen, und man betrachtet ihn als den Schutzpatron der Gelehrten. Seine ganze Familie wurde geadelt; das Haupt derselben hat zu bestimmten Zeiten eine Zusammenkunft mit dem Kaiser, in welcher die vorzüglichsten Lehren des Weisen wieder in Erinnerung gebracht werden. Die Bücher des Konfucius und die seines Schülers Mengtse, welcher 100 Jahre nach ihm gelebt hat, sind die einzigen, welche seit mehr als 2000 Jahren in allen Schulen des großen Reiches gelesen worden sind, die das Kind auswendig lernt und der greise Doktor erklärt. Die Form, welche durch Konfucius Bemühungen die Chinesen annahmen, ist unter allen Umwälzungen beibehalten, und jeder Versuch für das verjährte Alte etwas Besseres zu geben mit Hohn abgewiesen worden. Denn der König der Philosophen hat ja alles gelehrt, alles gesagt, alles entdeckt und alles mitgetheilt. Konfucius war sehr ehrgeizig und eigennützig, und seine theoretischen Ansichten mußten sich ganz diesem Zwecke fügen. Er war praktisch nützlich sich selbst, seinen Schülern und dem Staate, und darum ist sein Ruhm so dauernd. Der chinesische Weise lebte und wirkte in und für die Gegenwart und betrachtete weltlichen Genuß für das höchste Glück; er suchte in dem geordneten Staatsleben das einzige Heil für die Menschheit. Seine Schriften sind nicht reich an Gedanken; das Meiste versteht man ohne sachliche Erklärung; nur die Einkleidung und die Sprache ist schwerer verständlich. Ein etwas älterer Zeitgenosse des Konfucius war der mehr spekulative und zum Mysticismus sich hinneigende Philosoph Laotse oder Laokiun.

Nach dem Sturze der Dynastie der Tsin (248 bis 206 v. Chr.) wurde die frühere patriarchalische Verfassung wieder hergestellt und das ganze chinesische Reich unter einem Herrscher vereinigt. Damals wurde im Nordosten von China zum Schutze gegen die Einfälle eines nomadischen Volkes die große Mauer aufgeführt oder die bereits vorhandenen Theile zu einem Ganzen verbunden. Das kriegerische Nomadenvolk wird Hiong-nu genannt und, wahrscheinlich mit Unrecht, für die Hunnen gehalten. Der bedeutendste Fürst der Tsin-Dynastie, Tschingwang, soll, um jeden Wunsch und jede Erinnerung an den frühern Zustand zu unterdrücken, alle Schriften außer den ihm unbedenklich scheinenden haben verbrennen und viele Gelehrten haben hinrichten lassen. Die Angabe von der Verbrennung der Schriften ist aber wahrscheinlich eine Erdichtung.

Im Jahre 420 n. Chr. zerfiel China in zwei verschiedene, von besondern Kaisern regierte Reiche, welche man nach ihrer Lage das des Nordens und das des Südens zu nennen pflegt. Im Jahre 590 wurden sie wieder vereinigt. Türkische und mongolische Horden

fielen wiederholt verheerend in das Land ein. Die Mongolen unterwarfen sich zuerst den nördlichen Theil des Landes; dann dehnten sie ihre Herrschaft auch nach Süden hin aus. Dem Eroberer Dschingiskhan, welcher sich aus türkischen und mongolischen Stämmen eine Macht gegründet hatte, erlag das ganze China. Im Jahre 1280 wurde Kublaikhan, Dschingiskhans Enkel, von dem ganzen chinesischen Volke als Herrscher anerkannt.

Die mongolischen Kaiser, die Dynastie der Ywen, regierten von 1280—1368. Damals wurden christliche Missionäre nach China gesendet und der berühmte Venetianer Marco Polo unternahm dahin seine Reise. Auch der Lamaismus, die Religion der mongolischen Kaiser, schlug damals in China festere Wurzel. So kam China unter der mongolischen Herrschaft mit fremder Bildung in nähere Berührung: allein dennoch fand in dem Wesen der Chinesen keine Aenderung statt. Das Fremde nahm den chinesischen Charakter an.

Die mongolische Herrschaft stürzte 1368 Tschu, ein Mann von niederer Herkunft, welcher sich als Kaiser Hong-wu nannte. Die von ihm gestiftete Dynastie, die der Ming, erlag 1644 einer Empörung. In Folge derselben wurden die nordöstlich von China wohnenden Mandschu's, der sogenannte tungusische Zweig des mongolischen Menschenstammes herbeigerufen und setzten ihren eigenen Fürsten auf den chinesischen Thron. Diese Mandschu-Kaiser, die Dynastie der Tai-Tsin, besitzen noch jetzt die Herrschaft und haben ebenfalls keine Veränderung in dem Wesen des chinesischen Volkes hervorgebracht.

Charakter. Die von den Chinesen stets behauptete Abgeschlossenheit ist nur dadurch möglich gewesen, daß das ungeheure Reich den Verkehr mit anderen Völkern entbehren kann. Bei der Unzugänglichkeit und fast gänzlichen Unbekanntschaft mit anderen Ländern und Völkern schätzt und achtet das chinesische Volk nur sich, und diese Selbstbewunderung hat zu der trägen Ruhe, in welcher es schlummert, nicht wenig beigetragen. Wie im Orient überhaupt wohl die Völker, aber viel weniger als in Europa die einzelnen Menschen eine hervortretende Individualität zeigen, so ist dieses ganz besonders in China der Fall. Dieser Einförmigkeit der Menschengestalten entspricht die Einförmigkeit der Landschaften, der Thier- und Pflanzenwelt und des Klima's, sowie die der Erzeugnisse der Menschenhand, der Acker- und Garten-Kultur, der Industriezweige, der Sitten und Manieren. Und die Einsylbigkeit der Sprache, das Abgemessene, eng Begrenzte und Beschränkte der Künste, der Wissenschaften und der Literatur paßt vollkommen zu diesem übereinstimmenden Charakter des Landes und des Volkes.

Eigenthümlich ist den Chinesen das starre Festhalten an ihren Einrichtungen und der Mangel der fortschreitenden Entwickelung. Fremde Sitten haben, wenn sie von den Chinesen angenommen wurden, sich dem chinesischen Charakter anpassen müssen. Eigenthümlich ist den Chinesen ferner die einseitige Ausbildung des Verstandes, bei höchst mangelhafter Entwickelung der Phantasie und des Gemüthes. Die Chinesen sind ein Verstandesvolk, und ihr Streben ist vorherrschend auf das Nützliche und Zweckmäßige gerichtet. Daher

ist auch alles, was der Befriedigung der äußeren Bedürfnisse dient, Gewerbe, Ackerbau und Kanalwesen schon sehr früh in einem hohen Grade vervollkommnet worden, während alles, was dem Leben einen höhern Schmuck verleiht, was das Herz und die Phantasie anregt, stets roh und unausgebildet geblieben ist. Vorherrschend der Befriedigung sinnlicher Bedürfnisse hingegeben entbehrt der Chinese jeden Sinn für das Edle und Schöne. Seine Literatur besteht fast nur in Werken des bloßen Verstandes; wahre Poesie und Kunst fehlen in China. Die Religion des gemeinen Volkes ist eine Verbindung abergläubiger Vorstellungen und Gebräuche, die der Gebildeten eine bloße Philosophie und Moral. Sinn für wahre Ehre und aufopfernde Tapferkeit, Liebe und Begeisterung für das Vaterland finden wir bei den Chinesen nicht. Zu den guten Eigenschaften der Chinesen gehören Zufriedenheit mit den gegenwärtigen Umständen, große Ausdauer in Unglücksfällen, unermüdeter Fleiß, kindliche Liebe und eheliche Treue der Weiber. Auf der Schattenseite findet man die größte Gleichgültigkeit bei den Leiden Anderer, grenzenlose Ruchlosigkeit, sklavische Kriegerei und betrügerische Gewinnsucht, Feigheit und Falschheit, Wollust und Unmäßigkeit. In dem Charakter des Chinesen finden sich so viele Widersprüche, daß man sich kaum überreden kann, es könnten solche Laster und Tugenden derselben Person angehören.

Die Regierungsform ist die patriarchalische, und an der Spitze des Staates steht der Kaiser, der Sohn des Himmels, welchem alle zur größten Ehrerbietung und zu sklavischem Gehorsam verpflichtet sind. Die kaiserliche Familie und außer ihr nur die Nachkommen des Konfucius haben erbliche Vorrechte. Die Regierung ist für den Kaiser die Leitung einer Maschine, deren Räderwerk er kennen muß, um keine den Gang desselben störende, mit den überlieferten Regeln und Einrichtungen nicht zusammenstimmende Neuerung zu gestatten. Daher wird der Kaiser von Jugend auf abgerichtet und mit einer Masse ererbter Gelehrsamkeit belastet. Dem Kaiser zunächst steht die Stufenreihe der Beamten oder Mandarinen. Sie zerfallen 1) in Civil-Mandarinen, ungefähr 15000, deren verschiedene Rangordnungen sich durch die Zahl der Pfauenfedern an der Mütze unterscheiden, und 2) in Kriegs-Mandarinen, ohngefähr 20000, deren fünf Klassen verschiedene, farbige Knöpfe an der Mütze tragen. Die Mandarinen sind stufenweise von einander abhängig; jeder ist der Sklave des über ihm stehenden und der Gebieter des ihm untergeordneten Beamten. Im Gegensatze zu den Beamten sind alle anderen Bürger des Staates und namentlich die Gewerbe treibende Klasse verachtet und werden, so reich und so geschickt sie auch sein mögen, nur als bloßer Pöbel angesehen. Ein Kaufmann oder ein Künstler muß gegen jeden Beamten immer die Worte: ihr kleiner, ihr schlechter Diener, im Munde führen.

Regierung und Verwaltung.

Die Verwaltung ist bis auf das genaueste an bestimmte Regeln gebunden und wird schriftlich und deshalb mit großer Umständlichkeit geführt. Die Rechtspflege wird erleichtert durch sehr genaue Gesetzbücher; die Untersuchungen geschehen zum Theil öffentlich, und zur Erzwingung des Geständnisses wird die Folter angewendet. Unter

den Verbrechen ist Kindermord häufig. Die Strafen sind Prügel mit Bambusröhren (10—100), Gefängniß, Verbannung, Erdroßlung, Köpfen und Aufschlitzen des Bauches. Das Kriegswesen kostet große Summen, ist aber schlecht bestellt. Die Soldaten sind schlecht und ohne Uebung und ein chinesisches Heer sieht sehr buntscheckig aus.

Wie alle Beamten in eine stufenförmige Reihenfolge eingetheilt sind, so haben auch die Provinzen, die Städte und Dörfer des Reiches eine bestimmte Rangordnung, und in der Hauptstadt sind die obersten Beamten aller Zweige versammelt. Der Rangunterschied erstreckt sich nicht nur auf die öffentlichen Gebäude der verschiedenen Städte, sondern auch auf die Bauart der Privathäuser, auf die Kleidung und die häusliche Einrichtung. Ein großer Theil der Privatangelegenheiten, fast das ganze Leben und alles, was geschieht, ist durch Vorschriften bestimmt. Die Aufrechthaltung dieser strengen Ordnung wird durch die auswendig gelernte Moral, durch die Standesunterschiede und durch Stockschläge mit dem Bambusrohre, denen alle Stände unterworfen sind, bewirkt.

Ackerbau, Gewerbe und Handel.

Der Zustand des Hauswesens, des Ackerbaus und der Gewerbe ist seit den ältesten Zeiten fast unverändert geblieben. Von diesen Einrichtungen sind einige noch jetzt ebenso unvollkommen, wie in uralter Zeit, bei anderen ist die frühzeitig erlangte Vollkommenheit nicht weiter ausgebildet worden. Eine Hauptbeschäftigung der Chinesen ist der Ackerbau, und die Werkzeuge desselben haben sich in ihrer ersten Einfachheit bis jetzt erhalten. Um den Ackerbau zu heben führt der Kaiser selbst einmal in jedem Jahre den Pflug. Zur Befruchtung des Landes werden Kanäle gegraben und das Wasser durch Maschinen gehoben. Wiesenkultur kennt der Chinese nicht, dagegen wird viel Fleiß auf den Gartenbau verwendet. Die Art und Weise des Flußbaues und des Kanalwesens, die eigenthümliche Verfertigung von Backsteinen und Ziegeln reicht bis in das höchste Alterthum hinauf. Die Chinesen prägen noch immer nur kleine, durchlöcherte Münzen, aus einer Mischung von Zinn und Kupfer, einen halben Pfennig an Werth. Bei größeren Zahlungen reihen sie diese Münzen zu 100 Stück auf eine Schnur von Draht, oder zahlen mit Silberstücken oder den aus Europa erhaltenen spanischen Thalern. Dagegen ist die Erfindung bequemerer Schreibmaterialien, als viele der älteren Völker je kennen gelernt haben, von den Chinesen schon in sehr früher Zeit gemacht worden. Die Bereitung desjenigen Papiers, dessen sich die Chinesen gegenwärtig bedienen, ist schon 150 v. Chr. erfunden. Die Verarbeitung der Wolle und Baumwolle, die Verfertigung von Porzellan und vieler Hausgeräthschaften war schon in sehr alter Zeit bis auf einen gewissen Grad gediehen. Auch die von den Chinesen erfundene Seidenzucht und die Verfertigung seidener Stoffe reicht in ein sehr hohes Alterthum hinauf. Seidene Zeuge waren im ganzen Alterthum sehr selten und kostbar, und die Griechen und Römer erhielten solche erst nach Alexander dem Großen über die Bucharei her von den Chinesen. Die Kunst der Chinesen zu färben, ihre durchsichtigen Hornarbeiten, ihr Glas, künstliche Blumen, Tusche, Feuerwerke, ihre Holz- und Elfenbeinarbeiten sind bewundernswerth. Die Chinesen haben den

Kompaß, das Schießpulver und eine Art von Bücherdruck früher gekannt als die Europäer, aber was in Europa zu den wirkungsreichsten Umgestaltungen geführt hat, ist dort bei dem Anfange und bei einer ungeschickten Anwendung stehen geblieben.

Kunst. In der bildenden Kunst sind die Chinesen nicht über die ersten Anfänge hinaus gekommen. Ihre Kunstwerke zeigen nur verstandesmäßige Berechnung und Fleiß, nicht ideale Schönheit. In der Malerei verstehen sie die Umrisse von Naturgegenständen mit Sorgfalt und Treue wiederzugeben, in Allem was darüber hinausgeht, ist die Darstellung unbeholfen und geistlos, oft verzerrt und lächerlich. Ihre Bilder sind ohne Perspektive und richtige Schatten, jedoch mit lebhaften, brennenden Farben und ängstlicher Sorge für Kleinigkeiten ausgeführt. Die Bildhauerkunst ist kleinlich und bizarr: ihre Götzenbilder und Zierrathen an Tempeln, Brücken und Thürmen sind geschmacklos. Die Baukunst schafft aus Holz auf steinernen Unterlagen. Die Tempel sind entweder blos Kapellen oder große mit Säulen eingeschlossene Räume, an deren einem Ende ein Saal mit dem Götterbilde sich befindet. Größere Tempel bestehen aus mehreren solchen Hofräumen, an den Ecken stehen zweistöckige Pavillons und darin die Götterbilder. Mehrere Bauwerke, besonders der älteren Zeit, sind bewundernswürdig, so der Kaiserkanal, mehrere Straßen, die große Mauer. Die Brücke von Loyong über einen Meerbusen, ist die größte auf der ganzen Erde; sie ist 26,800 Fuß lang und ruht auf 300 Pfeilern. Die Gartenkunst ist geschmackvoll und natürlich. Die Musik und der Gesang der Chinesen aber sagen europäischen Ohren nicht zu.

Erziehung. Die Erziehung der Chinesen ist nicht eine Entwickelung des jugendlichen Geistes zu selbstthätigem Denken, sondern ein bloßes Abrichten durch Auswendiglernen der Sittenlehre und der von den Voreltern ererbten Kenntnisse. Den Schülern wird vorzüglich Ehrfurcht gegen Eltern und Lehrer eingeprägt. Gegenstände des Unterrichts sind: das Lesen der heiligen Bücher und das Erklären derselben, Rechtschreiben und Stilübungen. Jeder wird examinirt, der Krieger wie der Civilbeamte, und die Erlangung einer höhern Rangordnung ist von dem Besitze der dazu erforderlichen, genau bestimmten, auswendig zu lernenden Kenntnisse abhängig. Die geistige Bildung ist eine bloße Gedächtnißsache, sie steht unter der genauesten Aufsicht der Regierung, und wird von dieser wie bei uns Maß und Gewicht geregelt. Die Regierung bestimmt die Art und den Inhalt des Unterrichts und läßt die nöthigen Bücher schreiben. Die Gelehrten haben sich ganz dem Tone der Regierung gefügt. Man giebt auf der Bühne noch Stücke, welche schon vor 1000 Jahren gespielt worden sind. Das Ziel aller Bildung ist nur Geschäftstüchtigkeit, und der Maßstab für den Werth derselben ist der daraus für den Staat entspringende Nutzen. Geist und Talent finden an sich keine Anerkennung.

Sprache. Die chinesische Sprache gehört unter die einsylbigen und flexionslosen. Der eigentliche Wortvorrath besteht in ohngefähr 500 Sylben,

deren Zahl durch die verschiedenen Accente, mit denen sie ausgesprochen werden, verdreifacht werden kann. Das einzelne Wort hat sehr verschiedene Bedeutungen. Der daraus entspringenden Undeutlichkeit wird häufig durch Verbindung zweier Synonymen abgeholfen. Bei der gänzlichen Flexionslosigkeit der chinesischen Wörter kann man eigentlich von dem Vorhandensein der grammatischen Redetheile gar nicht sprechen; die meisten Wörter können bald als Substantiva, bald als Adjektiva, Verba oder Partikeln gebraucht werden. Welchen Rang ein Wort in dem Satze einnimmt, hängt zunächst von der Stellung desselben ab, und die Konstruktion ist daher fest bestimmt und höchst einfach. Wo durch die Stellung der Wörter die Bedeutung derselben nicht genau genug bestimmt ist, bedient man sich zur Andeutung der Kasus und beim Verbum der Tempora und Modi gewisser Partikeln.

Schrift. Die Beschaffenheit der chinesischen Schrift bietet dem Streben nach geistiger Bildung ein großes Hinderniß. Die Schriftzeichen sind nämlich nicht Buchstaben fur die einzelnen Laute, sondern Zeichen für bestimmte Begriffe; jedes Wort hat ein besonderes. Zwar lassen sich diese Zeichen wieder in eine kleinere Zahl von Grundzeichen oder Schlüsseln zerlegen: aber dennoch ist das Erlernen der chinesischen Schrift sehr schwierig und verlangt lange Zeit. Die vollständigsten Wörterbücher erklären 100,000 solcher Zeichen; indeß sind unter dieser Zahl eine Menge Varianten, veralteter Zeichen und Kunstausdrücke, so daß die eigentliche Zahl viel geringer anzunehmen ist. Die Buchdruckerkunst wurde 950 n. Chr. erfunden. Man schnitt die Schrift einer ganzen Seite auf Holztafeln und druckte diese ab.

Literatur. Die eigenthümliche Richtung der chinesischen Literatur wurde durch Konfucius bestimmt, welcher die ältesten Lehren und Ueberlieferungen sammelte und in den fünf Kings zusammenstellte. Diese enthalten Geschichte, Gesetze, Sittenlehren, Gedichte, Klugheitsregeln, Reden und Denksprüche, und ihr Inhalt gilt für unübertreffliche, heilige Weisheit. Die Kings bilden den Hauptgegenstand des Unterrichts, und man sucht nicht nur die darin enthaltenen Lehren zu erfassen, sondern auch die Schreibart derselben nachzuahmen. 1) Der Yking (Buch der Verwandlungen) enthält eine Art philosophischer Symbolik; 2) der Schuking (Geschichtskanon) enthält die ältesten geschichtlichen Nachrichten, welche Konfucius zusammenstellte als Beispiele und Lehren für Fürsten und Unterthanen, als die wahre Regierungsweisheit und die ersten Grundsätze für das bürgerliche Leben; 3) der Schiking (Liederkanon) ist eine Sammlung von Liedern zum Lobe edler und zum Tadel böser Menschen, von Konfucius aus einer Menge alter Lieder ausgewählt; 4) der Tschun-tsieu (Frühling und Herbst), eine Fortsetzung des Schuking, eine Chronik der Reiche, in welche zu Konfucius Zeiten China zerfallen war; 5) der Liking (das Buch des Ritus), schildert die Ceremonien, welche von allen Klassen, an allen Orten und bei jeder Gelegenheit zu beobachten sind. Eine sechste Sammlung, der Yoking, über die Musik, ist verloren gegangen. Ein anderes wichtiges Werk sind die Reichsannalen, die Geschichte der verschiedenen Dynastieen. Sie wurde um

100 v. Chr., nach Vernichtung eines älteren Geschichtswerkes begonnen und bis 1644, bis zur Regierung der jetzigen Dynastie, fortgesetzt. Die Jahrbücher einer jeden Dynastie erscheinen immer erst unter der folgenden. Die Reichsannalen enthalten die Geschichte von 2637 v. Chr. bis 1644 n. Ch. und außer der Geschichte des Staates auch die des Handels, der Erfindungen, der Literatur und biographische, statistische und geographische Angaben. Außerdem haben die Chinesen noch viele Werke über Philosophie, Religion und Moral, über Geographie, Geschichte und Gesetzgebung, über Medicin, Mathematik und Astronomie, über Kunst und Gewerbe; ferner Reisebeschreibungen, Romane und lyrische und dramatische Poesien u. s. w. Man muß dem Fleiße der chinesischen Gelehrten alle Anerkennung widerfahren lassen, nur hat er freilich nicht weit geführt. Ein philosophischer, Entwickelung erzeugender und befruchtender Geist ist in der chinesischen Literatur nicht zu finden; auch die realen Wissenschaften sind ziemlich in der Kindheit geblieben.

Die Chinesen haben wegen ihrer einseitigen Ausbildung des Verstandes nur in einem sehr geringen Grade ein eigentlich religiöses Bedürfniß. Alle Einrichtungen und Gesetze sind nur für dieses Leben berechnet: den Unterthan zu einem gehorsamen Staatsbürger zu bilden ist der einzige Zweck. Starrer Materialismus und, wenn nicht Leugnen des Unsichtbaren, doch Gleichgültigkeit gegen alles, was mit den Sinnen nicht gefaßt werden kann, ist den Chinesen eigenthümlich. Ihre Religion besteht nur in Gebräuchen, in der Erfüllung moralischer Pflichten und in einer Art dunkler Naturphilosophie. Der ganze Kultus ist nur Trommeln, Hämmern der Gong (eines Instruments von beckenähnlicher Form), Weihrauch brennen, Kopf anstoßen und Niederbeugen. Jede Religion, welche die bestehenden Staatseinrichtungen nicht beeinträchtigt und sich dem chinesischen Wesen anpaßt, wird geduldet, und zwischen den Anhängern der drei in China bestehenden Religionen findet nur eine sehr geringe Feindschaft statt. Die Chinesen verehrten schon in sehr alter Zeit den Himmel und außerdem viele Geister der Erde, der Gestirne, Städte, Berge, Flüsse, die Seelen der Vorfahren, vorzüglich die der Kaiser. Die Gottheiten suchte man durch Gebete und Opfer günstig zu stimmen. Konfucius, zu dessen Zeit das Reich und der Glaube in Verfall gerathen waren, strebte darnach nicht nur die politischen Verhältnisse des Landes zu verbessern, sondern auch den alten Glauben wieder herzustellen. Er ermahnte, das höchste Wesen und die Götzen der Natur so zu verehren, wie es Sitte unter den Völkern sei: er verbot aber über die Religion zu grübeln. Ins Unsichtbare wollte er nur durch Zahlen und Berechnungen eindringen und materialisirte so viel als möglich alles Höhere. Ueber das Wesen der Gottheit und das Leben nach dem Tode gab er keine Aufklärung. Demohngeachtet verordnete er sehr streng, daß den abgeschiedenen Seelen Opfer gebracht würden, und stellte es als eine der heiligsten Pflichten auf, welche man den Eltern schuldig sei. Konfucius wollte nur eine Anweisung zum wahren Glücke geben, welches nach seiner Ansicht in der Selbsterkenntniß, in der Herrschaft unserer edleren Natur, in treuer Pflichterfüllung und dem Wohlwollen gegen andere Menschen besteht. Religion.

Im Einklange mit dem im chinesischen Volke überhaupt herrschenden Geiste wird der Gehorsam gegen die Eltern und den Staat als eine der höchsten Tugenden anerkannt und daher den großen Männern der Vorzeit Verehrung erwiesen. Die Religion des Konfucius ist die der meisten Gebildeten. Die zweite in China herrschende Religion ist die von Lao-tse oder Lao-kiün, einem älteren Zeitgenossen des Konfucius, gestiftete, deren Bekenner sich Tao-tse nennen. Sie ist aus einer uralten, in Ostasien einheimischen Weltansicht entstanden. Die Vernunft (Tao) ist der Urgrund aller Dinge, und die Seelen sind nur Ausflüsse (Emanationen) des göttlichen Wesens. Die von Sünden rein gebliebene Seele kehrt nach dem Tode des Menschen in das göttliche Wesen zurück, während die entartete an einen andern Körper gebunden wird (Seelenwanderung). Das höchste Gut ist der durch Geringschätzung des Aeußern und durch Unterdrückung der Begierden gewonnene Seelenfrieden. Jetzt ist diese Religion ein Gemisch von Glauben an Zaubereien und von den wunderlichsten Bestrebungen geworden. Viele Anhänger dieser Religion leben in Einöden, um Umgang mit den Feen zu haben; andere machen Gold, und noch andere bereiten einen Trank der Unsterblichkeit. Am allgemeinsten verbreitet ist die in Indien entstandene Religion des Buddha, welchen die Chinesen Fo nennen. Sie hat sich vermischt mit altchinesischen und konfucischen Lehren, ist zu einem Götzendienst herabgesunken und ist die Religion des Kaisers und des Pöbels. Statt einer Sittenlehre hat diese Religion nur abergläubische Gebräuche und predigt Gehorsam gegen die Priester, welche Bonzen heißen. Eine Menge Priester, Mönche und Nonnen, welche angeblich mit den Göttern in der nächsten Berührung stehen, leben auf Kosten des Volkes in träger Ruhe.

Geduldet sind in China außerdem Muhamedaner, Juden und Christen; die letzteren werden jedoch öfters verfolgt und ihnen sind seit 1815 die Kirchen geschlossen worden.

Inder.

Das Land. Südlich von der gewaltigen Bergkette des Himalaja breitet sich Vorderindien aus. Es wird im Süden vom Meere, im Norden vom Himalaja, im Westen und Osten von Bergketten begrenzt, welche im Westen den schmalen niedrigen Ufersaum des Indus überragen, im Osten sich hinter dem Ufer des Brahmaputra erheben. Indien liegt zwischen dem $34\frac{1}{2}^{0}$ und 6^{0} n. B. und zwischen den 86^{0} und 114^{0} östlicher Länge; der Süden desselben gehört der tropischen, der Norden der subtropischen Zone. Indien hat ohngefähr die Gestalt eines Trapeziums. Eine von der Mündung des Indus

bis zu der des Brahmaputra gezogene Linie theilt es in zwei ziemlich gleiche Dreiecke mit aneinander geschobener Grundfläche. Das nördliche Dreieck ist das kontinentale Hindostan, das südliche, Dekhan genannt, ist die mittlere der drei großen Halbinseln, in welche das Festland von Asien nach Süden ausläuft. An Flächeninhalt hat das nördliche Dreieck ohngefähr 34,800 Quadratmeilen, das südliche 30,200, das ganze Indien gegen 65,000. Die Entfernung von der Mündung des Indus bis zu der des Brahmaputra ist so groß als die von Bayonne nach Konstantinopel, und die von dem Norden nach dem Süden Indiens so groß als die von Neapel bis nach Archangel. Nehmen wir von Hindostan die Gebirgslandschaften des Himalaja, die äußersten Länder im Westen und Osten und die Berglande im Norden des Vindhja aus, so bleibt ein großes Tiefland übrig, welches nach seinen beiden Hauptstromsystemen in zwei große Gebiete zerfällt: das des Indus und des Ganges. Der erste Fluß nimmt die fünf Ströme des Pengab von Osten und den Kabulfluß von Westen auf und führt sie dem indischen Meere zu; die Länge des Hauptstromes kann auf 340 geogr. M. u. sein Stromgebiet auf 18900 Q. M. geschätzt werden. Dieses westliche Tiefland ist vom östlichen durch ein wüstes und trockenes Land, die große und kleine Wüste im Osten des Indus geschieden. Der zweite Hauptstrom, der Ganges, führt mit sich zum bengalischen Meerbusen außer der Jamuna viele östlichere Südergüsse des Himalaja und die nordostwärts strömenden Gewässer des Vindhja; sein Lauf ist etwa 320 g. M. lang, sein Stromgebiet erstreckt sich über mehr als 36000 Q. M. Der Brahmaputra durchläuft nach seiner 200 M. langen Wanderung durch Tübet in Assam 75, in Bengalen 50 g. M.

Eine ganz andere Gestalt als Hindostan hat Dekhan, welches ein tropisches und vorherrschend ein Tafelland ist. Von dem Gebirgsgürtel des Vindhja, der Indien von W. nach O. durchschneidet und die Scheidewand zwischen Hindostan und Dekhan bildet, erstreckt sich längst der Westküste das Ghatgebirge, nur einen schmalen Landsaum mit kurzen Westströmen übrig lassend. An der Ostseite der Ghat laufen die Ströme ostwärts ab gegen das bengalische Meer. Das Tafelland des Dekhan hat also seine Senkung gegen Osten, es ist ein von Bergflächen und Hügeln erfülltes Hochland ohne tiefere Thaleinschnitte; an der Ostküste liegt ebenfalls ein schmales Tiefland. Das Dekhanische Hochland hat im Ganzen keine sehr große Erhebung, doch ragt es in seiner Gesammtheit in die kühlere Gebirgssphäre hinein und ist der schwülen Hitze des Südens entrückt.

Dekhan ist ein meerumspültes Land, doch schließen die Berge im Osten und Westen sein Inneres mehr oder weniger von der offenen Küste ab; vom Osten ist es am zugänglichsten. Hindostan ist vorherrschend Binnenland und hat nur wenig Gestade, dieses jedoch an der Mündung seiner zwei großen weit hinauf schiffbaren Flüsse, die viele schiffbare Zuflüsse haben; sein Inneres ist daher zugänglicher als das des Dekhan. Dieses ist vom ersteren durchgängig durch Bergketten getrennt und hat gleichsam eine insularische Lage; doch ist die Trennung nicht so groß, daß die Einheit mit dem Nor-

den dem Auslande gegenüber aufgehoben würde. Die einzelnen Theile von Dekhan haben unter sich eine große Verschiedenheit.

So besitzt Indien in seiner Ausdehnung von den Riesenspitzen des Himalaia bis zu seinen südlichsten Küstensäumen eine große Mannigfaltigkeit der geographischen Gestaltungen und klimatischen Erscheinungen. Man darf jedoch über dieser Mannigfaltigkeit nicht vergessen, daß Indien als ein Ganzes sich von andern Ländern bedeutend unterscheidet: die Lage im Süden des Schneegebirges, die abschließenden Grenzen, die Eigenthümlichkeit der klimatischen Verhältnisse, gewisse Gewächse und Thiere machen es physikalisch zu einer eigenen Welt, und so sehr es auch politisch in einzelne Staaten zerfiel, so waren diese Theile gegen die Masse des Ganzen nicht mächtig genug, um aus dem Verbande mit ihm selbstständig herauszutreten zu können. Indien erscheint nach außen als eine Einheit; es war berufen, ein eigenthümliches Kulturleben in seinem Innern zu entfalten. Doch war es auch wiederum von der übrigen Welt nicht so scharf gesondert, daß es nicht Verbindungen und Berührungen mit andern Ländern gehabt hätte, die auf seine Schicksale einwirken sollten. Es ist durch seine Lage und seine Grenzen nach außen sehr geschützt, ohne vom Verkehr mit andern Ländern ausgeschlossen zu sein; es konnte ungestört die eigenthümliche Richtung seiner Anlagen verfolgen und durchführen, zugleich aber durch Berührung mit andern Ländern, obwohl zum Theil auf weiten Umwegen, angeregt werden und anregend auf sie wirken. In der ganzen früheren Geschichte Indiens zeigt sich aber nur der Zusammenhang mit den westlich von Indien wohnenden iranischen Völkern, durch den auch die Verbindungen mit den noch westlicheren Ländern, mit dem inneren Asien und China vermittelt wurden. Die Völker, welche Indien in frühester Zeit und später innerlich umgestalteten, gehören dem Westen; ein sehr geringer Theil der indischen Bevölkerung kam aus dem Norden und Osten. Durch die Lage am Meer hat Indien ostwärts eine leichte Verbindung mit Hinterindien und mit den reichen Inseln des östlichen Meeres, namentlich Sumatra und Java, endlich mit China; westwärts mit dem persischen Meerbusen und mit Babylon, mit dem südlichen Arabien, mit Aegypten und mit der südlicheren Ostküste Afrikas.

Um die Weltstellung Indiens zu begreifen, muß man seine Größe als besonderes Land anderen Ländern gegenüber, seine mannigfaltige Gliederung im Innern mit dem daran geknüpften Reichthum an vielfachen und kostbaren Erzeugnissen in Erwägung ziehen. Es ist weder ausschließlich Tiefland noch Hochland, sondern vereinigt die verschiedenen Stufen von beiden, es bietet die Erscheinungen der Tropen wie die der Polarländer dar. Die Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse und Völkerzustände in Indien beruht außer der Verschiedenheit der Breite auch auf den großen Unterschieden der Erhebung; in den Ländern am Himalaja ist mittel- und südeuropäisches Klima mit entsprechenden Gewächsen und Thieren, aber auch Gebiete wo wie unter den Polen alles Leben vor Kälte erstarrt. Das südliche heiße Dekhan ragt in Nilagiri unter 11° 5' in die Sphäre der Schneebildung hinein; es bietet große Plateau-

flächen mittlerer Höhe und flache heiße Küstensäume, Hindostan hingegen große niedrige Ebenen.

Die Menge und die Vertheilung der Gewässer, die Verschiedenheiten in der Natur des Bodens begründen weitere Unterschiede. So wird Indien zu einem in seinem Innern mannigfaltig gestalteten Lande im Gegensatze zu den gleichförmigen Kulturgebieten des Nilthals und des untern Euphrat.

Indien erscheint in Beziehung auf Fruchtbarkeit als ein ausgezeichnet begünstigtes Land. Nur die Indus-Wüste ist ein eigentlich unfruchtbares Gebiet; das östliche Plateau des Deckhan, ein Theil der Koromandel-Küste, einzelne Striche des Nord-Vindhja-Landes sind im Allgemeinen weniger fruchtbar, als die übrigen Theile; des ganz unfruchtbaren Landes ist nur sehr wenig; große Gebiete sind noch nie der Cultur gewonnen worden, würden aber sehr fruchtbar sein. Das Delta des Indus, obwohl ein angeschwemmtes und reich bewässertes Land, ist viel weniger von der Natur begünstigt als das des Ganges. Das Pengab, das Fünfstromland, tritt in der Geschichte viel bedeutender hervor, als die Gebiete am untern Flusse. Seine fünf Flüsse sind wie der Indus schiffbar und bieten große Erleichterungen des innern Verkehrs dar, so wie sie ebenso viele Hauptpunkte der Landesvertheidigung bilden. Dieses Land mit seinen fruchtbaren Thälern ist zum Ackerbau sehr geeignet und günstig gelegen für den Handel zwischen Indien und dem Westen, nur war es bei Angriffen auf Indien vom Westen her diesen zuerst ausgesetzt. Ein Strich unfruchtbaren Bodens durchzieht den Südostheil des Landes, und ist der Sitz schwer zu bändigender Wanderstämme. Diese Hirtenstämme so wie die Bewohner der im Nordgebirge bestehenden kleinen Fürstenthümer bedrohen die Ruhe des Pengab. Alexander fand in der nordwestlichen Hälfte des Pengab kleinere Staaten unter Königen, in der südöstlichen freie Völker mit beinahe republikanischer Verfassung. Den Gangesanwohnern gelten die Pengabvölker als halbunreine Geschlechter. Das weite Tiefland des mittleren Indiens, das Flußgebiet der Jamuna und Ganga, ist ein großer Fruchtboden, von vielen Flüssen durchströmt und fruchtbar gemacht. Da ist das Mittelland (Madhjadeça), die reichste Vorrathskammer unter den Einflüssen des indischen, subtropischen Klima's, ein Land geringen Wechsels und geringer Uebergänge, wo jeder Theil eng mit dem Ganzen zusammenhängt. Das verknüpfende Band, gleichsam die Lebensader dieser Gesammtwirkung ist die Ganga, auf weiter Strecke schiffbar, alle andern Ströme vom Süden und Norden in sich vereinigend. Die großen Ebenen dieses Stromgebietes sind die unerschöpflichen Gruben des Reichthums indischer Erzeugnisse. Der Boden bringt jährlich doppelte Ernten hervor. In diesem Tieflande ist die indische Cultur ganz eigentlich zu Hause, hier hatte sie sich am frühesten und vollständigsten entwickelt, ein alter Hauptsitz der Herrschaft, des Unterrichts und der religiösen Verehrung, des gesetzlichen und verfeinerten Lebens, der Kunst, des Gewerbfleißes und des Handels drängte den andern. Hier lagen im Alterthume an der Jamuna die Hauptstädte Indraprastha und Mathura, an der Ganga Hastinapura und Kanjakubga und am Zusammenflusse beider Pratishthana.

Auch das östliche Hindostan ist durchgängig ein Tiefland, mit üppig fruchtbaren, gutangebauten und viel erzeugenden Gegenden.

Ceylon.

Ganz nahe an der südlichsten Spitze von Indien liegt die Insel Ceylon; sie erscheint wie ein losgerissener Theil des Festlandes; ihre Zustände sind durchaus indisch, und ihre Geschichte ist ganz mit der indischen verschlungen. Ceylon ist für den Handel höchst günstig gelegen, durch sein Klima ein gesunder und schöner Wohnort für die Menschen und reich an Schätzen der Natur. Das Meer nährt die geschätzten Perlenaustern und Seemuscheln und lagert das schönste Salz an den Ufern ab; die Berge sind reich an Eisen; die Menge und Mannigfaltigkeit der edlen Steine hat nirgends ihres Gleichen. Die Insel ist reich an Wild, das Meer an Fischen; das Pflanzenreich bildet aber Ceylons Hauptreichthum; nirgends zeigt sich die üppig wuchernde Fülle des tropischen Wachsthumes reicher entfaltet; Ceylon ist vor allen die Palmen- und Gewürzinsel; sie hat drei Aussaaten und Ernten im Jahre. So bildet diese Insel gleichsam die Krone der indischen Lande; sie ist aber auch in historischer und antiquarischer Beziehung außerordentlich wichtig. Eine der ältesten Heldendichtungen läßt den göttlichen Helden Rama sie der Gewalt der Riesen und Unholde entreißen und einem frommen König anvertrauen. Man kann darin die Erinnerung eines früheren Versuchs, die Insel von Indien aus zu kolonisiren nicht verkennen. Ceylon besitzt nicht nur große Denkmale der Baukunst, sondern ist auch ein Hauptsitz des sonst in Indien, mit Ausnahme Nepals, verschwundenen Buddhismus geblieben, der Mittelpunkt der südöstlichen Verbreitung dieser Lehre. Die Literatur der Insel endlich füllt eine große Lücke der indischen Literatur aus.

Naturerzeugnisse.

Ueber die außerordentliche Fruchtbarkeit und den unermeßlichen Reichthum an Produkten aller Art war schon bei den Alten nur eine Stimme. Die Thierwelt Indiens umfaßt namentlich Elephanten von seltener Größe, Nashorne, Löwen, Tiger, Panther, Luchse und andere Raubthiere, Kameele, Affen der verschiedensten Arten, Buckelochsen, Büffel, kleine aber sehr schnelle Pferde, Maulesel, Esel, Schaafe mit Fettschwänzen, Ziegen, gute Jagdhunde, Krokodile, Schildkröten, Papageien und andere Vögel mit herrlichem Gefieder, Perlenmuscheln, Scorpione und Seidenwürmer. Aus dem Pflanzenreiche werden erwähnt: alle Arten von Getreide, besonders Weizen und Gerste, Flachs, Hirse, Reis, Sesam, woraus ein treffliches Oel bereitet wird, Feigen und andere Südfrüchte, Wein, jedoch in geringer Menge, Bananenbäume von ungeheuerer Größe, Palmen, Burbaum, eine Menge Bauholz aller Art, Ebenholz, Fruchtbäume, Bambus, Baumwollenstauden, Papyrusstauden, Pfeffer, Zimmt und andere Gewürze, Myrrhen, Kardamomen, Sandelholz, Kostus, Narde, Kampfer, Indigo. Das Mineralreich endlich liefert: Gold, Edelsteine, Silber, Eisen, Zinn und Steinsalz.

Der Name des Landes und der Bewohner.

Die alten indischen Schriften nennen das Land Gambudvipa, Bharatakhanda oder Arjavarta, Bezirk der Arja, sie theilen es in das nördliche, mittlere und südliche Land und betrachten den nörd-

lichen und mittleren Theil vom Himalaja bis an die Berggruppen des Vindhja als das eigentliche Stammland, was über diese Grenzen hinauslag, als unrein. Der Name Inder ist entstanden aus dem indischen Sindhu, d. i. Anwohner des Sindhus (Indus), auf welche er nach einheimischem Gebrauch beschränkt war. Erst von den westlichen Völkern wurde der Name in weiterer Bedeutung von den Bewohnern des hinter dem Indus liegenden Landes gebraucht. Die alte einheimische Benennung ist Arja d. i. die ehrwürdigen Männer, die Leute aus gutem Geschlechte, welchen Namen sich die drei oberen Kasten als Beobachter des heiligen Gesetzes beilegen.

Die Bevölkerung von Indien übersteigt 140 Millionen. Wie in seinen Naturerzeugnissen bietet Indien auch in seiner Bevölkerung eine große Mannigfaltigkeit dar; wir finden Völker, welche noch in der größten Rohheit leben; andere, welche den höchsten Grad der dem Lande eigenthümlichen Bildung erreicht haben, und zwischen ihnen in der Mitte stehen andere auf verschiedenen Stufen der Bildung. Die Bevölkerung zerfällt in drei Völkerstämme; der eine, der arische, bewohnt Hindostan und das nördliche Dekhan; der zweite, den wir den dekhanischen nennen wollen, bewohnt Dekhan; und zwischen diesen beiden finden sich zu beiden Seiten des Vindhja verschiedene Stämme, die zu keinem von beiden zu gehören scheinen. Die arischen Inder sind das östlichste Volk des großen indogermanischen Volksstammes; sie sind mit ihren nächsten Nachbarn, den Iraniern, auch in Beziehung auf die Sprache am meisten verwandt. Sie sind wahrscheinlich von Nordwesten her in Indien eingewandert und haben sich zuerst in dem oberen Theile des Gangesgebietes niedergelassen. Sie haben die Physiognomie und Gestalt der kaukasischen Race, nur sind sie von dunklerer Farbe und etwas kleiner als die übrigen Völker dieser Race. Das Haar ist glänzendschwarz, lang, glatt und weich, nicht gekräuselt; der Bart stark und lang, wenn sie ihn wachsen lassen. Die Gestalt des Körpers ist schlank, die Hände und Füße sind von besonderer Zierlichkeit; die Haltung anmuthig und gewandt. Die Hautfarbe ist von dunklem Gelb, welches sich dem Rußschwarz oder der Broncefarbe nähert; die Haut ist zart und zeigt bei plötzlicher Gemüthsbewegung einen Uebergang in Blässe. Bewohner.

Auch die dekhanischen Inder haben die kaukasische Physiognomie und Gestalt, ihre Hautfarbe ist aber dunkler als die der Arier, ohne die Schwärze der Neger zu erreichen. Man hält sie auch für ein Volk der kaukasischen Race, welches aber seiner Abstammung und Sprache nach von den Ariern verschieden sei. Die dekhanischen Völker haben mit nicht zahlreichen Ausnahmen die arische Religion und das arische Gesetz angenommen, ihre Sprachen aber sind, obwohl mit arischen Bereicherungen stark versetzt, doch in Formen und den ursprünglichen Wörtern eigenthümlich. Der älteste Zustand der dekhanischen Völker scheint ein sehr roher gewesen zu sein und hat sich noch bei einzelnen Völkern des Dekhan erhalten; die von den arischen Indern verbreitete Bildung ist nicht überall durchgedrungen und nur bald ein größerer, bald ein geringerer Theil angenommen worden. Die Völker auf beiden Seiten des Vindhja,

also in der Mitte von Indien, erscheinen als eine besondere Race, welche sich den Negern nähern, ohne es zu sein, ein wenig begabtes, der Rohheit oder der Erniedrigung oder der Verdrängung unterworfenes Geschlecht; wahrscheinlich die ältesten Bewohner Indiens. Die an die Arier grenzenden Stämme haben arische Bildung und Sprache angenommen; die im innern Lande haben ihre eigenthümlichen Zustände bewahrt. Wahrscheinlich kamen die arischen Inder zu den rohen dekhanischen Völkern nur in geringerer Anzahl als bekehrende und bildende Ansiedler; sie konnten ihre Bildung, nicht ihre Sprache verbreiten. Zu den Vindhjavölkern aber kamen sie nicht als einzelne Boten eines gebildeteren Volkes, sondern als Eroberer in Masse und verdrängten oder unterwarfen sich die früheren Bewohner.

Kenntniß von Indien.

Obgleich die Inder zu den ältesten Völkern gehören und der Anfang der indischen Bildung in sehr frühe Zeit fällt, ist Indien doch erst 327 v. Chr., als Alexander d. Gr. einen Theil dieses Landes unterwarf, den Griechen etwas näher bekannt geworden. Allein diese Kenntniß ist sehr dürftig. Erst seitdem die Engländer in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts sich die Uferlande des Ganges unterworfen haben, sind die literarischen Schätze Indiens den europäischen Gelehrten zugänglich und Gegenstand ihres Fleißes geworden.

Kenntniß von dem alten Indien erhalten wir aber nicht nur durch die in ein hohes Alterthum hinaufreichenden indischen Quellen, sondern auch durch die alten Tempel und Bildwerke, Ruinen von Städten, Inschriften und Münzen, endlich auch durch die Beobachtung der Sitten und Einrichtungen des heutigen Indiens. Denn alles, was wir über das alte und über das heutige Indien wissen, läßt uns schließen, daß Indien auf einer in sehr alter Zeit erlangten Stufe im Allgemeinen stehen geblieben ist.

Geschichte in unserem Sinne haben die Inder nicht. Der historische Kern ihrer Sagen ist viel versteckter und verschleierter als bei anderen Völkern. Die poetische Sage hat sich nie zu einer gewissen, von Zeitgenossen geschriebenen Geschichte entwickelt, und eine Ueberlieferung der Begebenheiten in ihrer objektiven Wahrheit hat für den Inder keinen Werth. Die Inder haben keine kritische und pragmatische Geschichte, keine allgemeine des ganzen Landes, keine Kulturgeschichte. Die Brahmanen haben nur Chroniken der einzelnen Länder, die bloß die Geschichte der Könige enthalten und über die Zustände in der Regel keine Belehrungen darbieten. Für die ältesten Zeiten sind die Angaben überdies unzuverlässig. Die Buddhisten dagegen haben historische Werke, in welchen auch die Geschichte ihrer Religion erzählt wird, und viel vollständigere Berichte über die Könige gegeben werden, welche dieser Religion zugethan waren. Sie bieten uns außerdem sehr werthvolle Nachrichten über die Sitten und Gebräuche der älteren Zeit dar. Ihre zuverlässige Geschichte beginnt erst mit der ihrer Religion.

Verbreitung der indischen Kultur.

Die Kenntniß der indischen Verhältnisse ist von großer Wichtigkeit. Die mit großen Anlagen ausgerüsteten arischen Inder haben

bereits in sehr früher Zeit eine sehr merkwürdige, eigenthümliche Bildung erlangt. Indien ist für Ostasien der Mittelpunkt des geistigen Lebens geworden, und selbst das so streng abgeschlossene China hat die Religion der Mehrzahl seiner Bewohner von Indien empfangen. Obgleich die Inder außerhalb ihres Landes nicht als Eroberer aufgetreten sind und Auswanderungen in Großem nicht unternommen haben, so fehlt es doch nicht an Spuren indischer Kolonien in ostasiatischen Ländern. Indische Ansiedler haben ihre Religion und Bildung auf der Insel Java verbreitet. Weniger haben die Züge nach Indien auf die dortige Bildung eingewirkt, obgleich Indien seit den frühesten Erinnerungen bis zur Gegenwart der Sitz eines großen Handelsverkehrs gewesen ist. Die reichen Gaben der Natur und die Erzeugnisse des Kunstfleißes haben Indien stets zu einem ganz vorzüglichen Anziehungspunkte für Herrscher und Völker gemacht. Die Völker, welche den Handel mit indischen Waaren trieben, haben stets dadurch große Reichthümer gewonnen. Und doch waren es mehr Gegenstände des feineren Lebensgenusses, welche die westlichen Völker aus Indien holten. Im Vergleich mit der Ausfuhr war die Einfuhr nur gering, da der Reichthum Indiens an Erzeugnissen der Natur und des Kunstfleißes sehr wenige Bedürfnisse übrig ließ, welche vom Auslande aus zu befriedigen waren.

Eigenthümlichkeit der Inder.

Die arischen Inder besitzen die ausgezeichnete geistige Anlage des indogermanischen Volksstammes. Bei ihrer Einwanderung aus einem Nordwestlande nach Indien, fanden sie sich von einer ganz neuen reichen Welt umgeben; ihr Geist mußte mächtig angeregt und zu einer neuen Weise der Thätigkeit getrieben werden. Das Land nährte die Menschen nicht ohne Anstrengung und ließ sie nicht in Trägheit verfallen: aber es belohnte die Arbeit mit den reichsten Geschenken. Die größere Milde des Klimas, die Fruchtbarkeit des Landes und seine freigebige Fülle an herrlichen Gaben mußten dem neuen Leben eine heitere Farbe mittheilen und große Erleichterungen gewähren. Eine sinnige, tiefgefühlte Freude an der Natur, eine freundliche Anschauung des Lebens durchdringt die älteren Schöpfungen des indischen Geistes, das Nachdenken über die Natur bildet die Grundlage der kontemplativen Richtung, die so eigenthümlich mit der ältesten indischen Poesie verwebt ist. Ueberall in der Natur erscheint dem Inder das Göttliche gegenwärtig.

Die Einwirkung der indischen Natur auf den Charakter des Volkes zeigt sich ferner in der allen Indern eigenthümlichen Neigung zur Ruhe. Zu dieser wird die in bestimmten Zeiten wiederkehrende Hitze ohne Zweifel viel beigetragen haben. Die Inder sind in ihrer äußeren Thätigkeit mehr unthätig, als träge; sie sind nicht unternehmend, aber sehr fleißig; sie können sehr ausdauernd sein und große Beschwerden mit Geduld ertragen. Sie scheuen Mühseligkeiten und Gefahren mehr aus Furcht vor Störung ihrer Ruhe, als aus Mangel an Muth, den sie besitzen. Die religiösen Lehren stellen als höchstes Ziel des Strebens die absolute Ruhe auf, Beruhigung jeder Leidenschaft im irdischen Leben, ewige Ruhe in Gott im zukünftigen. Ein wichtiger Charakterzug der Inder ist ferner das Stehenbleiben auf einer gewissen Stufe. Der indische Geist erreichte

auf jedem Gebiete der Wissenschaft, auf dem er thätig war, eine gewisse Höhe; auf dieser schloß er ab und gab den Fortschritt auf.

Perioden der indischen Geschichte.

Die Geschichte Indiens zerfällt in zwei große Perioden; die erste reicht von den ältesten Zeiten bis zum Ende des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung, die zweite von da bis auf die Gegenwart. In der ersten bleibt Indien selbstständig; die Beherrschungen durch Fremde sind vorübergehend und auf die westlichen Länder beschränkt; in der zweiten brechen fremde Eroberer aus dem Westen gegen Indien hervor, dehnen ihre Herrschaft stets weiter aus und unterwerfen sich zuletzt das ganze Land. Sie führen nicht blos Krieg, um Länderbesitz zu gewinnen, sondern in der Absicht, den alten Glauben der Inder zu vertilgen und den Islam an dessen Stelle zu setzen; es ist zugleich ein Kampf der Religionen, in dem die Wuth des Islam sich an der Festigkeit des indischen Glaubens bricht. Das achtehalb Jahrhunderte lang durch selten unterbrochene Kriege und Verwüstungen erschöpfte Land fällt endlich einer europäischen Macht, den Engländern, anheim.

In der ersten Periode bildet einen Abschnitt die Erscheinung einer neuen Religion, des Buddhismus, dessen Entstehung in die erste Hälfte des sechsten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung gesetzt wird. Der Buddhismus erstrebte eine Umgestaltung der brahmanischen Verfassung und rief einen nachhaltigen und allgemein verbreiteten Zwiespalt in der ganzen Entwickelung des indischen Wesens hervor. Seit der Erscheinung des Buddhismus gewinnen die Nachrichten über indische Geschichte eine festere chronologische Grundlage. Die buddhistische Literatur bildet die Scheidewand zwischen den alten Denkmalen des brahmanischen Geistes und den neuern, zwischen welchen sie mit ihren ältesten Werken in der Mitte liegt. Die geistige Bewegung, welche der Buddhismus hervorrief, fängt in mehr als einer Beziehung eine neue Zeit in Indien an und scheidet zwei wesentlich verschiedene Perioden.

Gleichzeitig mit den Anfängen des Buddhismus tritt auch in der Stellung der übrigen asiatischen Länder die größte Umwälzung ein; das von Cyrus gestiftete persische Reich vereinigt zuerst die alten Kulturländer des vorderen Morgenlandes zu einem großen Ganzen. Durch die von Darius veranstaltete Beschiffung des Indus durch Skylar von Karyanda und die Ausdehnung der persischen Macht auf die indischen Grenzländer tritt Indien zuerst in eine sicher beglaubigte politische Berührung mit der übrigen Welt, und eine Folge dieser Verbindung sind die ersten erhaltenen Nachrichten über Indien, welche dem Hekataios und Herodot zukommen.

Auch die zweite Periode zerfällt wieder in zwei Abschnitte. Das Jahr 1744 bezeichnet für Indien den Anfang einer neuen Wendung in der Stellung der Ausländer zu seinen politischen Verhältnissen. Der 1744 in Europa zwischen Frankreich und England erklärte Krieg ward auch nach Indien übergetragen, wo bisher die Europäer nie bleibend oder wirksam aus ihrer Stellung als Kaufleute herausgetreten waren. Die Streitigkeiten und die Schwäche der muslimischen Herrscher boten den Europäern Gelegenheit dar, sich bei den inneren Angelegenheiten Indiens zu betheiligen und ihre

eigene Fehde im Namen und auf Kosten der indischen Herrscher fortzusetzen. Die Engländer gingen 1765 als Sieger aus diesem Kampfe und wurden Beherrscher Bengalens und einiger angrenzenden Länder. Seitdem haben sie ihre Macht über ganz Indien ausgedehnt, ja sogar die natürlichen Grenzen des vorderen Indiens überschritten. Indien steht also in dieser zweiten Periode unter fremder Herrschaft; diese ist aber in dem ersten Abschnitt eine muhamedanische und asiatische, verbunden mit despotischer Willkür und Verachtung des einheimischen Gesetzes, mit stetem Wechsel der Herrscher, unaufhörlichen Kriegen, rücksichtsloser Erpressung und fanatischer Glaubensverfolgung; in dem zweiten Abschnitt ist die Herrschaft eine christliche und europäische, und zwar eines Volkes, welches eine große Fähigkeit kraftvoller Verjüngung und fortschreitender Entwickelung in seiner Geschichte bewährt hat. Unter englischer Herrschaft sind Ruhe und Sicherheit des Eigenthums, Duldung des altväterlichen Glaubens, eine geregelte Verwaltung und Befolgung des überlieferten Gesetzes an die Stelle despotischer Willkür getreten. Unter muhamedanischer Herrschaft beschränkte sich die politische Berührung Indiens mit dem Auslande auf die nächste Nachbarschaft und bestand meist nur in wiederholten, verwüstenden Raubzügen der westlichen Grenzvölker; jetzt verschlingen sich Indiens Schicksale stets enger mit den Interessen der Politik, des Handels und der Industrie, welche die ferne europäische Welt beherrschen. Wenn die englische Herrschaft einen langen Bestand haben wird, so stehen den indischen Zuständen noch große Aenderungen bevor und es dürfte dem alten Brahmanenthum schwieriger sein, den Einwirkungen des christlichen Unterrichts und der europäischen Aufklärung zu widerstehen als der brutalen Bekehrungssucht des Islam.

Der gemeinschaftliche Ursitz der indogermanischen Völker scheint das Land zwischen dem kaspischen Meere und dem kalten Hochlande auf dem Westgehänge des Belurtag und Mustag gewesen zu sein. Auch für den zweiten großen Zweig der kaukasischen Vökerfamilie, den semitischen, bezeichnet die Sage der Hebräer als den ursprünglichen Wohnsitz das iranische Hochland im weitesten Sinne. Als das Eden der Hebräer ist wohl das Land zu denken, welches im W. vom Tigris und Euphrat, im O. vom Oxus und Indus umflossen wird. Von den Völkern des indogermanischen Stammes sind die Iranier mit den Indern am meisten verwandt. Beide Völker führen den gemeinschaftlichen Namen Arier, bewohnen die einander am nächsten gelegenen Länder und gingen im Alterthum ohne eine bestimmte Grenzscheide unvermerkt in einander über. Endlich treten auch bei den Indern und Iraniern besondere Uebereinstimmungen in der Religion, den Sagen und der Sprache hervor, wie sie unter zwei anderen Völkern der indogermanischen Familie sonst nicht zu entdecken sind. Es erscheint deshalb höchst wahrscheinlich, daß die Inder mit den iranischen Völkern gemeinschaftliche Ursitze gehabt und mit diesen am längsten zusammengewohnt haben. Die Iranier bezeichnen nun als ihre ältesten Wohnsitze den äußersten Osten des ganzen iranischen Hochlandes, die Quellgebiete des Oxus und Jaxartes oder das kalte Hochland auf dem Westgehänge des Belurtag

Geschichte Indiens vor Buddha.

und Mustag. In diesen Gegenden, in dem äußersten östlichen hohen Iran waren wohl auch die ältesten Sitze der arischen Inder. Die Einwanderung nach Indien geschah durch das westliche Kabulistan und das Pengab, sie war eine friedliche und allmälige, so lange die Arier vom Ertrage ihrer Heerden lebten und wenig Ackerbau hatten. Als sich die Stämme an Ackerbau und feste Wohnsitze gewöhnt hatten, wichen sie nicht mehr freiwillig, es entstanden Kämpfe und gewaltsame Verdrängungen. Bei weiterer Verbreitung stießen die Arier auch auf nicht verwandte Völker, die auch nur der Gewalt wichen. Die arischen Inder erscheinen in den Hymnen der Veda's als ein kriegerisches, in viele kleine Stämme getheiltes Hirtenvolk, welches sich kämpfend vorwärts drängte und dessen Stämme im beständigen Kampfe mit einander begriffen waren. Bereits im vierzehnten Jahrhunderte scheinen sie sich im Induslande niedergelassen zu haben. Als die arischen Stämme das Gebiet der fünf Flüsse erfüllt hatten, scheinen sich ihre weiteren Wanderungen getheilt und theils nach Osten in das offene, große Gebiet der Jamuna und Ganga, theils längst dem Flusse nach dem Süden gegangen zu sein. Denn sowohl an der Indus-Mündung als im Flußgebiete der Jamuna und der Ganga werden alte Reiche erwähnt. Hauptsitze der Herrschaft in letzterem Gebiete, in Madhjadeça, waren Ajodhja, Mitbila, Pratishthana, Hastinapura und Magadha. Die Inder fuhren ihre ersten Könige auf die zwei großen Dynastien von Ajodhja und Pratishthana zurück. Nach Osten sind die Arier nicht weiter als in das untere Gebiet des Brahmaputra vorgedrungen. Der Ausbreitung im Norden setzte der Himalaja eine Grenze. Das westlichste seiner Thäler, Kaçmira, war einer der ältesten Sitze der brahmanischen Lehre. Der Süden von Indien war ursprünglich eine große Waldwildniß, und die brahmanische Kultur verbreitete sich zuerst dahin durch Missionen, durch brahmanische Ansiedelungen. Die Sage von dem ersten Versuche der Arier sich erobernd nach dem Süden zu verbreiten, erzählt das Epos Ramajana. Ob die ursprüngliche Sage den Zug des Rama bis nach Lanka (Ceylon) ausdehnt, läßt sich bezweifeln.

Das erste arische Reich des Südens soll an der Ostküste das der Stadt Madhura oder der Pandja-Könige gewesen sein. Die Ansiedelungen der Arier erreichten zuerst die Küsten und zwar wie es scheint, die südlichsten. Das läßt vermuthen, daß sie zur See unternommen wurden. Dafür spricht auch, daß die periodischen Winde (die Monsune), welche im indischen Meere vom April bis Oktober aus Südwest, vom Oktober bis April aus Nordost wehen, die Schiffahrt erleichterten, während das innere Land damals ganz unwegsam und ungastlich war. Schon vor dem Jahre 1000 vor Chr. scheinen die nördlichen Inder mit ihren südlichen Landesgenossen in Verbindung gestanden und Schifffahrt zwischen der Indus-Mündung und der Malabarküste stattgefunden zu haben. An der Westküste von Indien ist auch das Land Ophir zu suchen, von welchem die Phönicier indische Erzeugnisse nach dem Westen brachten. Man meint den Namen Ophir in dem der Abhira wiederzuerkennen, welches Volk indische Schriften und griechische Geographen an die Indus-Mündung setzen. Man nimmt an, daß die Phönicier

ihre frühesten Reisen nach Indien bereits im zwölften Jahrhundert unternommen haben. An der Westküste war Surashtra ein arisches Reich. Die zwei Hauptvölker Madhjadeças waren die Kuru und die Pankala. Von den Kuru wurde die Stadt Hastinapura gegründet. Der Herrscherſitz eines großen Reiches war Magadha, dessen König Garasandha viele Könige überwunden und viele Stämme des arischen Volkes aus ihren Sitzen vertrieben hatte. Die weitere Verbreitung der arischen Religion und Herrschaft und das letzte Drängen der arischen Stämme unter einander schildert ein zweites episches Gedicht, Mahabharata. Es erscheinen darin die westlicheren Völker am Indus und der fünf Ströme mit den östlicheren im Kampfe. Das mächtige Geschlecht der Pandava, an der Spitze der östlicheren Völker, besiegt die Könige der Kuru und verdrängt sie vom Throne. Die Sage hat eine ganze Periode der Geschichte in den Verlauf von wenigen Jahren und das letzte Drängen der arischen Stämme unter einander in eine einzige große Schlacht von achtzehn Tagen zusammengefaßt.

Ein für die indische Geschichte höchst wichtiges Ereigniß ist das Auftreten Buddha's. Von den sehr abweichenden Angaben über das Jahr seines Todes hat die der südlichen Buddhisten, der Singhalesen, die größte Wahrscheinlichkeit für sich. Nach dieser Angabe starb Buddha 543 vor Ch. Er hieß nach seinem Familiennamen Çakjamuni, der Einsiedler aus dem Geschlecht der Çakja; er nannte sich selbst Çramana-Gautama oder den Einsiedler aus der Familie des Gotama. Er war der Sohn eines Königs und bestimmt der Nachfolger in der Regierung zu werden; er erhielt nicht nur Unterricht in dem Gebrauche der Waffen, sondern auch in den Künsten und Wissenschaften. Als er sechzehn Jahre alt war, wurde er mit drei Frauen verheirathet und verlebte die ersten 28 Jahre seines Lebens in den drei ihm von seinem Vater erbauten Palästen, den Genüssen ganz hingegeben. Im neun und zwanzigsten Jahre erwachte in ihm das Nachdenken übrr die Vergänglichkeit und den ewigen Wechsel der Dinge, und er beschloß, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, um über die Mittel nachzusinnen, durch welche die Welt von den Uebeln befreit werden könne. Er führte den Entschluß gegen den Willen seines Vaters aus, verließ seine Frauen und seine Paläste, schnitt sich die Haare ab, zog seine kostbare Kleidung aus und ein gelbes Kleid an und wanderte, von Almosen lebend, zu den Einsiedeleien berühmter Brahmanen. Bald eignete er sich deren ganze Wissenschaft an, und es sammelten sich Schüler um ihn. Er erkannte aber, daß die Lehren und ascetischen Uebungen der Brahmanen nicht zur Befreiung führen könnten. Er verließ mit seinen fünf Schülern die Einsiedelei und zog sich zurück nach einem Dorfe, wo er sich sechs Jahre den härtesten Kasteiungen und der Entsagung der Nahrung unterwarf und ununterbrochenem Nachdenken hingab. Er sah jedoch zuletzt ein, daß die zu weit getriebene Enthaltsamkeit von Nahrung auch die Geisteskräfte schwäche und beschloß wieder etwas Nahrung zu sich zu nehmen. Als er dieses that, verließen ihn seine Schüler, weil er dadurch sein Gelübde gebrochen hatte. Çakjamuni versenkte sich nun unter einem

Buddha.

Baume sitzend ganz in die Betrachtung und erreichte die vollkommene Erkenntniß; er wurde dadurch Buddha oder der Erleuchtete. Er suchte seine fünf Schüler wieder auf, und als er ihnen verkündigte, daß er die Würde eines Buddha erlangt habe, nahmen sie seine Lehre an und blieben treue Anhänger seines Gesetzes. Er sandte nun Schüler aus, um das Gesetz zu verbreiten. Er selbst durchwanderte von dieser Zeit an die nächsten 19 Jahre die Länder des mittleren und östlichen Indiens, seiner Lehre durch seine Predigten, durch den Eindruck seiner einnehmenden Persönlichkeit und seiner Tugenden und durch Wunder stets zahlreichere Schüler gewinnend. Das Predigen war ein vor ihm nie angewendetes Mittel der Belehrung. Dadurch wurden dem ganzen Volke die Wahrheiten zugänglich gemacht, deren Besitz bis dahin das Privilegium der Brahmanen gewesen war. Bei einem so wundergläubigen Volke, wie den alten Indern, welche meinten, daß man sich durch Buße übermenschliche Kräfte erwerben könne, mußte der Glaube an seine Wunderthaten leicht Eingang finden. Auf seinen Wanderungen wurde er von vielen Anhängern begleitet, andere lebten als Einsiedler in den Wäldern, der Betrachtung sich widmend. Während der vier Monate der Regenzeit konnten die Bhiru, die Bettler, wie seine Anhänger im Allgemeinen genannt wurden, sich in Wohnungen zurückziehen, um über Gegenstände der Lehre nachzudenken; nach Verlauf der Regenzeit mußten sie wieder zusammen kommen; sie bildeten dann eine heilige Versammlung und besprachen sich über die Ergebnisse ihres Nachdenkens während der Zeit der Ruhe.

Buddha wurde bei seinem Unternehmen von mehreren unter den gleichzeitigen Königen vielfach unterstützt, und die Verbreitung seiner Lehre hatte einen großen Erfolg. Nach seinem Tode wurde sein Leichnam mit großen Ehren verbrannt, und die Asche in eine goldene Urne gelegt. Ueber die Reliquien Buddha's entstand ein Streit, und dieser wurde dadurch beigelegt, daß sie in acht Theile getheilt und zu deren Aufbewahrung in acht Städten Stupa's, kuppelförmige steinerne Gebäude, erbaut wurden.

Nach der Beendigung der Todtenfeier hielten 500 Anhänger Çakjamuni's sieben Monate lang eine Versammlung und stellten die heiligen Schriften der Buddhisten zusammen. Sie umfassen drei Sammlungen; in der ersten sind die Aussprüche und Reden Çakjamuni's, in der zweiten die Disciplin, in der dritten die Dogmatik und Philosophie enthalten. Eine zweite buddhistische Synode wurde später gehalten, um die Mißbräuche in der Disciplin, welche eingerissen waren, abzustellen.

Nach Indien unternommene Eroberungszüge.

Die von den Griechen erzählten Züge des Dionysos und Herakles nach Indien, sind Fabeln. Auch der angebliche Zug des Sesostris nach Indien ist bis jetzt durch kein ägyptisches Denkmal bestätigt worden. Dagegen muß den Feldzügen des Ninus nach Baktrien und der Semiramis nach Indien eine historische Wahrheit zugestanden werden, da man in den Ueberresten eines assyrischen Gebäudes bei Birs Nimrod in der Nähe von Mosul Basreliefs gefunden hat, auf welchen Gefangene mit dem baktrischen Kameel, dem Elephanten und dem Rhinoceros dem Könige vorgeführt werden.

Daß die Herrschaft der assyrischen Könige sich bis an die Grenzen Indiens erstreckte, scheint daher nicht zu bezweifeln. Es wird berichtet, daß die Astabener und die Assabener, welche in Kabulistan, die erstern bis an den Indus wohnten, einst den Assyrern, dann den Medern gehorchten und später dem Cyrus Tribut leisteten; Cyrus scheint aber die von ihm eroberten östlichen Länder wieder verloren zu haben. Erst von Darius Hystaspis besitzen wir beglaubigte Nachrichten über seine Beziehungen zu den Indern. Er ließ Skylar von Karyanda eine Entdeckungsreise unternehmen, um Indien genauer kennen zu lernen und den Seeweg von der Indusmündung bis zu den Häfen des innersten arabischen Meerbusens zu untersuchen. Nachher unterwarf Darius die Inder bis an den Indus, und dadurch erhielten die westlichen Völker die ersten genaueren Berichte über Indien. Auch in dem Heere des Xerxes und in der letzten Schlacht des Darius Kodomannus werden Inder erwähnt.

Der Feldzug Alexanders nach Indien.

Der Feldzug Alexanders des Großen kann im eigentlichen Sinne des Wortes als eine wissenschaftliche Expedition betrachtet werden, ja als die erste, bei der ein Eroberer sich mit Gelehrten aus allen Fächern des Wissens, mit Naturforschern, Landmessern, Geschichtschreibern, Philosophen und Künstlern umgeben hat. Für die Geschichte Indiens hat Alexanders Feldzug eine große Bedeutung, und zwar erstens deshalb, weil man durch ihn einen Theil Indiens genau kennen lernte; zweitens, weil Indien in der zunächst folgenden Zeit mit den westlichen Staaten in einiger Verbindung blieb und ein diplomatischer Verkehr zwischen den Königen von Palibothra und den Seleuciden und Lagiden unterhalten wurde. Eine spätere Nachwirkung jenes Feldzuges war es, daß die griechischen Könige Baktriens indische Länder eroberten und beherrschten. Die Absicht endlich Alexanders, in dem ägyptischen Alexandria einen Sitz des indischen Handels mit den vom mittelländischen Meere begrenzten Ländern zu gründen, hat erst nach seinem Tode ihre Früchte getragen und zwar die reichsten während der römischen Kaiserzeit.

Alexander begann seinen indischen Feldzug im Frühling 327, nachdem er sich mit großer Mühe die nördlichsten Provinzen des Perserreichs unterworfen hatte. Er sammelte zu Baktra sein Heer, welches zu 120000 Mann angegeben wird, ging über den Paropamisus, drang in dem Pengab bis zum Hyphasis vor und unterwarf sich das Land. Bei den Paropamisaden werden keine Fürsten erwähnt, und sie scheinen in viele kleine Stämme getheilt gewesen zu sein. Die Bewohner des Pengab zerfielen in mehrere Reiche und wurden von Königen beherrscht, von denen Taxiles, Abisares und Porus die mächtigsten waren. Das Land des Taxiles lag im Westen des Indus und war sehr fruchtbar und gut angebaut, die Hauptstadt Taxila war groß und reich und hatte eine wohlgeordnete Verfassung. Taxiles oder wie er eigentlich hieß, Mophis unterwarf sich dem Alexander freiwillig, schenkte ihm 3000 Opferstiere, über 10000 Schaafe, 25 Elephanten und ohngefähr 200 Talente Silber und stellte ihm 700 Reiter. Das Heer des Porus bestand aus mehr als 200 Elephanten, 400 Streitwagen, 4000 Reitern und ohngefähr 50000 Mann Fußvolk. Porus konnte nur

nach einem hartnäckigem Kampfe zur Unterwerfung gebracht werden. Sein Reich umfaßte das Gebiet zwischen dem Hydaspes und dem Akesines. Die Völker des Fünfstromlandes wichen in ihren Sitten von den Völkern im inneren Lande ab und es werden bei ihnen keine Kasten und Brahmanen erwähnt, doch scheinen sie Brahmanen gehabt zu haben. Zwischen dem Hyarotis und dem Hyphasis wohnten Völker, welche keine Könige hatten und „die königslosen und von dem heiligen Lande ausgeschlossenen" hießen. Die eigenthümliche Verfassung dieser Stämme läßt sich daraus erklären, daß in ihrem weniger fruchtbaren Lande neben dem Ackerbau noch ein Hirtenleben geführt wurde und zum Theil vorherrschte. Sie waren durch diese Lebensweise weniger an feste Wohnsitze gebunden, sie konnten sich leichter der Herrschaft der benachbarten Fürsten entziehen und ihre Unabhängigkeit behaupten. Ihre Lebensweise schützte sie auch gegen einen überwiegenden Einfluß der brahmanischen Gesetzgebung und gewährte ihnen die Freiheit, ihre alten Sitten zu bewahren. Das mächtigste und kriegerischte dieser Völker waren die Kathaier; bei der Erstürmung ihrer Hauptstadt Sangala sollen 17000 erschlagen und 70000 gefangen worden sein. Alexander ließ den meisten Königen ihre Reiche und setzte nur Satrapen über sie; er beabsichtigte in Indien nur eine mittelbare Herrschaft und die Anerkennung seiner Oberhoheit. Am Hyphasis angelangt wurde er durch das dringende Verlangen der Macedoner zur Rückkehr bewogen. Die Ursache, daß ein so sieggewohntes und ruhmsüchtiges Heer sich weigerte, seinem Führer zu neuen größeren Siegen zu folgen, war die Furcht die Mühseligkeiten eines Feldzuges während der Regenzeit nochmals ertragen zu müssen; zweitens die Berichte von der großen Macht des Königs der Prasier und der Tapferkeit der Inder im inneren Lande; endlich das Heimweh der Macedoner und die Aussicht, daß die Heimkehr durch weiteres Vordringen in unbestimmte Ferne gerückt werden würde.

Zum Andenken seiner Thaten und zum Danke gegen die Götter, die ihn soweit siegreich geführt hatten, ließ Alexander zwölf hohe, thurmähnliche Altäre aus Quadersteinen errichten. Auf diesen opferte er, und das Heer beging gymnastische Reiterspiele. Dann trat Alexander seinen Rückmarsch an. Am Hydaspes angekommen ordnete er alles an, was nöthig war, um das Heer auf dem Hydaspes, dann auf dem Akesines und aus diesem auf dem Indus bis zum Meer zu führen. Zum Admiral der Flotte ernannte er den Kreter Nearchos, zum Steuermann seines eigenen Schiffes den Onesikritos. Die Flotte bestand aus etwa 80 Triremen, 200 Schiffen ohne Verdeck, 800 Ruderschiffen und einer Anzahl Böte, so daß die ganze Zahl der Fahrzeuge beinahe 2000 war. Die Abfahrt fand am Ende Oktobers 326 statt. Krateros begleitete mit einem Theile des Heeres auf dem westlichen Ufer und Hephästion mit einem andern Theile auf dem linken Ufer die Flotte, auf welcher sich Alexander selbst befand. Von den Völkern, welche Alexander auf diesem Zuge unterwarf, waren die Maller und die Oxydraker die wichtigsten. Erst im Frühjahr 325 gelangte er in den Indus. In dem Lande Sind, welches sich von der Einmündung der Pengabströme in den Indus bis zum Meere erstreckt, trieb die Bevölkerung Ackerbau,

war friedlich und von Königen beherrscht, die Brahmanen waren verehrt und einflußreich. Unter den Königen war Musikanos der mächtigste und der Beherrscher eines wegen seiner Fruchtbarkeit gepriesenen Reiches. Durch einen unerwarteten und raschen Angriff wurde er von Alexander zur Unterwerfung genöthigt, aber im Besitz seines Reiches gelassen, später jedoch wegen einer unternommenen Empörung gekreuzigt. Ein zweiter Herrscher des untern Indus, Portikanos, fiel bei der Vertheidigung einer Stadt.

Auf den Besitz des untern Induslandes scheint Alexander eine besondere Wichtigkeit gelegt zu haben, weil er dessen Verwaltung nicht einheimischen Königen ließ, sondern einen Satrapen damit beauftragte. Die Wichtigkeit, welche dieses Land in seinen Augen hatte, erklärt sich aus der günstigen Lage desselben für den Handel mit dem reichen östlichen und südlichen Indien. Er untersuchte selbst die Mündungen des Indus und gründete, wie er schon in den anderen eroberten Ländern gethan hatte, auch hier eine Reihe Städte, durch welche sowohl der Handel beschützt, als auch der Besitz des Landes gesichert werden sollte. Zum Hauptorte des Verkehrs zwischen Indien und den Provinzen seines Reiches an dem persischen und arabischen Meerbusen bestimmte er die Stadt Pattala, welche an der Stelle lag, wo der Indus sich in zwei große Arme spaltete. Nachdem Alexander schon früher den Krateros mit einem Theile seines Heeres durch das Land der Arachoten und Zaranger nach Karmanien hatte zurückkehren lassen, brach er am Ende des August 325 mit dem größern Theile seines Heeres von Pattala auf und überschritt die Gebirge im Westen des Indus, um durch Gedrosien nach Karmanien zu ziehen. Nearchos erhielt den Befehl, mit der Flotte erst den günstigen Nordostwind abzuwarten, welcher sich im November einstellt und erst im Dezember beständig wird. Nearchos Abfahrt fand aber schon am neunten September statt, weil die Inder nach dem Abzuge Alexanders wieder Muth gefaßt, Nearchos angegriffen und vertrieben hatten. Nach großen Verlusten gelangte Alexander nach Karmanien, wo Krateros mit seinem Heere zu ihm stieß. Später kam auch Nearchos zu ihm, nachdem er die Flotte bis nach Harmozia geführt hatte.

Nach Alexanders Tode 323 bestätigte Perdikkas als Reichsverweser die griechischen Satrapen in Indien. Die Könige Porus und Taxiles scheinen von der macedonischen Herrschaft fast unabhängig gewesen zu sein.

Befreiung Indiens von der macedonischen Herrschaft.

In dem Jahre 317 ließ Eudemus den Porus durch Meuchelmörder umbringen. Diese unedle That war wahrscheinlich durch eine Auflehnung der indischen Könige gegen die fremde Herrschaft hervorgerufen. Der Mord ihres alten, ehrwürdigen Königs steigerte den schon vorhandenen Haß der Inder gegen die Fremden und rief einen allgemeinen Aufstand hervor. Der Hauptleiter dieses Aufstandes war Kandragupta, welchen Justin Sandrocottus nennt; die von ihm gegründete Dynastie trägt den Namen Maurja. Kandragupta stammte von einem unedlen Geschlechte und war im Pengab zur Zeit von Alexanders Anwesenheit. Er war der Urheber der Befreiung Indiens von der macedonischen Herrschaft

und derjenige, welcher die Inder antrieb, sich gegen Alexanders Statthalter zu empören und sie zu erschlagen. Wahrscheinlich eroberte Kandragupta zuerst die Reiche des Porus und Taxiles, dann noch andere Reiche und zuletzt die Stadt Palibothra, wo er den König Nanda tödete und sich die Herrschaft aneignete. Nanda war wahrscheinlich derjenige König der Prasier und Gangariden, von dessen großer Macht Alexander am Flusse Hyphasis Kunde erhalten hatte. Mit Kandragupta führte auch Seleucus einen Krieg, in welchem er den Indus überschritt; er scheint aber in diesem Kriege nicht glücklich gewesen zu sein, denn er trat für 500 Elephanten die Theile Gedrosiens, Arachosiens und des Paropamisadenlandes an Kandragupta ab, welche im Osten des Grenzgebirges am Indus liegen. Von dieser Zeit an erhielt sich der Verkehr der Seleuciden mit den Königen von Palibothra. Sie schickten sich gegenseitig Geschenke und Seleucus dem Kandragupta als Gesandten den Megasthenes. Dieser muß sich längere Zeit in Indien aufgehalten haben, da er dieses Land in jeder Beziehung genau beschrieben hatte. Kandragupta hatte ein größeres Reich gegründet, als irgend ein früherer indischer König; es dehnte sich bis an die Mündungen des Ganges aus und umfaßte die Völker des Pengab; er hatte das ganze Arjavarta erobert. Sein Heer bestand aus 600000 Fußsoldaten, 30000 Reitern und 9000 Elephanten. Kandragupta regierte 24 Jahre und starb 291. Sein Sohn und Nachfolger Vindusara regierte von 291 bis 263. Zwischen ihm und den Seleuciden wurde der freundschaftliche Verkehr noch unterhalten; auch knüpften mit ihm die Ptolemäer Unterhandlungen an, und Philadelphus sandte den Dionysius nach Indien. Vindusara's Sohn und Nachfolger Açoka (263—226) trat von der brahmanischen Religion zum Buddhismus über und ließ es sich angelegen sein, Buddha's Lehre und die von ihr vorgeschriebenen Gesetze und Tugenden in seinem eigenen Reiche und in den angrenzenden Ländern zu verbreiten und aufrecht zu erhalten. Bei diesem Könige tritt der in der ganzen indischen Geschichte vereinzelt dastehende Fall ein, daß zu den Nachrichten in den Geschichtswerken noch seine eigenen Inschriften hinzukommen, welche gewissermaßen die von dem Könige seinem Volke vorgelegte Rechenschaft enthalten; sie gewähren eine genaue Einsicht in die damaligen Zustände Indiens und zeigen den wohlthätigen Einfluß des Buddhismus auf die Bestrebungen des Königs. Das wichtigste Ereigniß unter der Regierung des Açoka ist die dritte Synode der Buddhisten im Jahr 246. Auf ihr wurde beschlossen, die Lehre Buddha's durch Missionen in fremden Ländern verkündigen zu lassen. Von den Ländern, in welchen durch Açoka's Bemühungen der Buddhismus eingeführt wurde, ist besonders Ceylon zu nennen. Der Buddhismus ist seitdem die Religion des Landes geblieben und diese Insel ist der Hauptsitz seiner südlichen Verzweigung und gilt den Bewohnern Hinterindiens für ein heiliges Land, weil ihnen von dorther die Lehre zugeführt worden ist.

Der König Açoka.

Der wohlthätige Einfluß des Buddhismus auf den König Açoka zeigte sich in dessen Bemühen, seine ganze Zeit der Beförderung des zeitigen und jenseitigen Wohles seiner Unterthanen zu widmen. Er erklärte, daß er sich selbst durch seine Anstrengungen nicht be-

friedige; daß er stets bestrebt sei, das Heil der Menschen in dieser und in jener Welt zu befördern, und ermahnte seine Söhne und Enkel, dieses Benehmen stets zu befolgen. Er stellte besondere Beamte an, welche ihm überall Bericht erstatten sollten, damit er sogleich die Geschäfte besorgen könne; andere, welche dem Landvolke die Beobachtung des Gesetzes anempfehlen und durch Zureden Uebertretungen verhindern sollten. Auch die Inschriften dienten als ein Mittel, das Gesetz und die von ihm vorgeschriebenen Tugenden zu verbreiten und zu befestigen. Açoka zeigt sich in seinen Inschriften als einen der menschenfreundlichsten und gerechtesten Herrscher, von welchen die Geschichte zu berichten weiß. Seine Fürsorge beschränkt sich nicht auf die Menschen, sondern umfaßt auch in Uebereinstimmung mit dem Hauptgesetze des Buddhismus die Thiere. Açoka strebte die von dem Buddhismus gebotenen Pflichten zu verbreiten, nämlich Mitleid, Freigebigkeit, Gehorsam gegen die Eltern und die Lehrer, Verehrung der Brahmanen, gute Behandlung der Diener, Nichtverletzung aller erschaffenen Dinge und das Nichttödten der lebenden Wesen. Unter Açoka's Tugenden ragen drei besonders hervor: seine Gerechtigkeit und die mit ihr gepaarte Milde der Gesinnung, seine Freigebigkeit und seine Duldung der Menschen anderen Glaubens. Die Todesstrafe wurde, wenn nicht abgeschafft, doch nur selten zugelassen. Auch zeigte Açoka eine großartige Thätigkeit die Provinzen seines großen Reiches mit Bauwerken auszustatten, sowohl mit solchen, die den Gründer seines Glaubens zu verherrlichen bestimmt waren, als auch mit solchen, die zum Nutzen der Bewohner dienen sollten. Açoka starb 226 vor Chr. nach einer Regierung von 37 Jahren. Nach Açoka's Tode zerfiel das große Reich in drei kleinere unter Açoka's drei Söhnen. Von diesen scheint der eine, Galoka, nach Besiegung seiner Brüder den größeren Theil des väterlichen Reiches wieder erobert zu haben; er beherrschte außer Kaçmira ein großes Gebiet des nordwestlichen Indiens. Die Dynastie der Maurja regierte bis 178 vor Chr.

Verfolgung der Buddhisten.

Von dem Gründer der folgenden Dynastie der Çunga, Pushpamitra, ist vor allen Dingen die Nachricht wichtig, daß er, von den Brahmanen dazu aufgefordert, die Buddhisten verfolgte. Auch die folgenden Könige der Dynastie der Çunga, welche von 178 bis 66 vor Chr. regierten, waren Freunde der Brahmanen und Beförderer ihrer Religion. Eine Folge dieser Uebermacht der Priesterkaste war es, daß viele buddhistische Geistliche das innere Indien verließen und nach dem westlichen Indien zogen. Die Brahmanen aber benutzten ihre wiedergewonnene Macht, um einem ihrer Geschlechter, den Kanva, zur weltlichen Herrschaft zu verhelfen. Die blutigen Kämpfe, welche nun gegen die Buddhisten geführt wurden, sind in ihrer Einzelheit nicht bekannt; sie endigten, wahrscheinlich im siebenden Jahrhundert unserer Zeitrechnung, damit, daß der Buddhismus unterlag und Vorderindien fast ganz räumen mußte.

Die Stiftung des parthischen und baktrischen Reiches.

Unter den aus dem Reiche Alexanders entstandenen macedonischen Dynastien beherrschte die der Seleuciden fast dieselben Länder Asiens, welche zu Alexanders Reiche gehört hatten. Die Beschrän-

kung der Seleuciden auf die westlichen Länder erfolgte seit 250 durch die Losreißung Parthiens unter einheimischen Fürsten, den Arsaciden, welche 230 auch Hyrkanien und Medien, die Länder am Tigris und Euphrat erobern. Noch vor dem Abfall der Parther machte sich in Baktrien Diodotus unabhängig von den Seleuciden und gründete das baktrische Reich. Dieses bestand bis 140 vor Chr., wo es durch den Partherkönig Mithridates unterworfen wurde. Die griechischen Könige von Baktrien unternahmen nicht nur Eroberungszüge nach Indien, sondern beherschten auch die westlichen Länder Indiens bis zum Hydaspes.

Das griechisch-indische Reich. Noch vor dem Sturze des baktrischen Reiches, entstand wahrscheinlich 160 vor Chr. in den westlichen Ländern Indiens ein griechisch-indisches Reich. Der bedeutendste unter den griechischen Königen dieses Reiches war Menandros, welcher seine Herrschaft bis an die Jamuna und im Süden bis Surashtra ausgedehnt haben soll. Das Reich wurde 85 vor Chr. eine Beute der Indoscythen.

Die Indoscythen. Mit diesem Namen werden von den Alten die nach Indien eingewanderten turanischen Völker benannt. Um 165 vor Chr. begann nämlich, veranlaßt durch das in Nordwesten von China wohnende wahrscheinlich türkische Volk der Hiungnu, eine Völkerwanderung der im Norden des Jaxartes wohnenden turanischen oder scythischen Völker nach dem Süden. Die Scythen oder Saka eroberten um 130 vor Chr. Baktrien und 127 vor Chr. Drangiana. Von hier aus scheinen sie Arachosien und das Land am untern Indus unterworfen und dann ihre Herrschaft auch nach dem Norden bis in das Pengab und nach Kabulistan ausgedehnt zu haben. Im Jahr 57 vor Chr. wurden die Scythen von dem indischen Könige

Vikramaditja. Vikramaditja besiegt und zum Andenken an dieses Ereigniß eine noch jetzt übliche Zeitrechnung eingeführt. Vikramaditja gilt in der indischen Ueberlieferung als ein Beschützer der Wissenschaften und Künste, welcher viele berühmte Männer an seinem Hofe um sich versammelte. Die Herrschaft der Scythen in Indien scheint durch Vikramaditja nur unterbrochen, nicht vernichtet worden zu sein. Denn es wird auch einem anderen Könige, Çalivahana, die Vernichtung der Saka-Könige zugeschrieben, und darauf gründet sich eine zweite Zeitrechnung, welche mit dem Jahre 78 nach Chr. beginnt. In der folgenden Zeit bis zum zehnten Jahrhundert treten in der indischen Geschichte nur einzelne wichtige Momente hervor. Seit dem Anfange des zehnten Jahrhunderts wurde Indien von muhamedanischen Völkern erobert und es beginnt der Jammer des unglücklichen Volkes.

Die Kasten. Eine der ältesten Einrichtungen der Inder, welche mit der brahmanischen Religion und der ganzen Staatseinrichtung eng zusammenhängt, ist die Eintheilung in Kasten, d. h. in erbliche, nach Beschäftigungen, Rechten und Pflichten streng geschiedene Stände. Das natürliche Forterben der Verhältnisse von dem Vater auf den Sohn ist bei den Indern durch die Gesetze und die Religion zu einer unübersteiglichen, allen Fortschritt hemmenden Schranke geworden. Die Mitglieder der ersten oder der Priester-Kaste heißen

Brahmanen, die der zweiten oder der Krieger-Kaste Xatrija's, die der dritten, welche Viehzucht, Ackerbau und Handel treiben, Waischa's, die der vierten, der gewerbtreibenden oder dienenden Kaste, Sudra's. Nur die Mitglieder der drei höheren Kasten sind arische Inder, die Sudra's hingegen die unterworfenen Urbewohner des Landes. Die Rangordnung und Absonderung der drei höheren Kasten hat sich allmälig durch Gewohnheit und Sitte, wenn auch nicht ohne Kämpfe, gebildet und ist erst später durch Religion und Gesetz festgestellt worden. In der ältesten Zeit bestanden keine Kasten, in den Veda's werden sie gar nicht genannt. Erwähnt wird aber die höhere Befähigung des Purohita zu der Anbetung der Götter, der Verrichtung der Opfer und der Vermittlung der Gunst der Götter. Purohita bedeutet ein bei dem Opfer vorangestellter, und in der frühern Zeit traten einzelne Männer als hierzu vorzüglich befähigte auf, es war aber keine besondere Würde. In den Veda's finden sich auch schon Andeutungen, daß sich die arischen Inder als herrschendes Volk einem unterworfenen gegenüber bezeichnen. Nachdem die arischen Inder sich in Besitz der weiten Gebiete des inneren Landes zwischen dem Himalaja und dem Vindhja, an den Ufern der Jamuna und der Ganga gesetzt hatten, mußte sich ihr Leben in seinen verschiedenen Aeußerungen allmälig anders gestalten. Diese vollendete Gestalt stellt uns das Gesetzbuch des Manu dar, in welchem die religiöse, die politische und die bürgerliche Verfassung mit ihren Gesetzen für die einzelnen Kasten als schon abgeschlossen uns vorliegt. Die Entstehung der Kasten steht im engsten Zusammenhange mit den neuen Richtungen des Lebens, welche die Inder in ihren neuen Wohnsitzen einschlugen. Die Würde des Purohita wurde ein förmliches Amt. Er war der Hauspriester des Königs, er wurde bei allen Angelegenheiten zu Rathe gezogen und erwarb sich bei einem so frommen Volke, wie die alten Inder, bald eine geistige Herrschaft über den Willen des Königs. Der erste Fortschritt zur Entstehung der Kasten war, daß das Amt des Purohita ein erbliches wurde. Der Name der sich allmälig bildenden Priesterkaste wurde von dem Brahmana entlehnt. Brahma oder Brahmana bezeichnet den, der das Gebet an die Götter spricht. Er hatte die Leitung und Oberaufsicht über das Opfer. Aus der hohen Bedeutung, welche allmälig die Opfer erhielten, und aus der wichtigen Stelle, welche der Brahmana bei dem Opfer einnahm, erklärt sich die Anwendung seines Namens auf die ganze Kaste. Dazu kam noch, daß gewisse Geschlechter durch ihre Lieder berühmt waren und daß sie dadurch bei der Einrichtung des Kultus, bei welchem diese benutzt wurden, einen besonderen Einfluß ausübten. Es wurden zum liturgischen Zwecke Sammlungen von Liedern veranstaltet, und dadurch Schulen veranlaßt, welche sich in die Ueberlieferung der gesammelten Texte theilten und sich der Erklärung derselben widmeten. In ihnen trat ein neues Band zwischen den Mitgliedern ein; es waren nicht mehr Leute desselben Geschlechts, sondern Lehrer und Schüler, und die heiligen Schriften und ihr Verständniß wurden dadurch ein Gemeingut aller die sich diesen Bestrebungen hingaben, aber auch dieser ausschließlich. Aus diesem Verhältnisse des ausschließlichen Besitzes der heiligen Bücher und der Kenntniß derselben,

auf welche die richtige Verrichtung der Opfer gegründet war, scheint sich die Absonderung der Brahmanen als eine besondere Kaste am einfachsten erklären zu lassen. Es mußte ihr Interesse sein, die anderen Stände von diesem Besitze auszuschließen, und sie benutzten zu diesem Zwecke das hohe Ansehen und den großen Einfluß, den sie sich erworben hatten. Sie wurden von den Königen reichlich für ihre Leistungen belohnt und gewannen dadurch eine äußere Unabhängigkeit. Das Eigenthum der Brahmanen war geheiligt. Die Brahmanen haben nicht ohne Kämpfe ihren Vorrang errungen und erst allmälig hat sich die vollständige Absonderung des Priesterstandes von dem des Königs und des Kriegers vollzogen. Das Gesetzbuch stellt die vollendete Unterwürfigkeit der Könige unter die Macht der Brahmanen dar. Wenn in der ältesten Zeit die Könige aus freiem Willen die Priester für die Verrichtung der Opfer beschenkten, so war es in dem geordneten indischen Staate ihre Pflicht geworden, dieses zu thun. Die Gaben bestanden vorzugsweise in Kühen, jedoch auch in Schätzen. Die Brahmanen, auf solche Weise von den Königen geehrt, belohnt und beschützt, konnten sich in ungestörter Ruhe ihren Beschäftigungen und Neigungen hingeben. Da sie an den Kämpfen keinen Antheil nahmen, vermehrten sich ihre Geschlechter sehr, und auch dadurch wurde ihre Macht und ihr Einfluß vergrößert. Der Beruf der Brahmanen ist das Lesen und Erklären der heiligen Schriften und die gottesdienstlichen Verrichtungen. Sie sind nicht allein Priester, sondern auch Lehrer, Aerzte, Gesetzkundige und Räthe des Königs. Ihr ganzes tägliches Leben ist an ein strenges und zeitraubendes Ritual gebunden, und sie müssen jede Vernachlässigung durch harte Büßungen wieder gut machen. Ihr Wandel soll tadellos sein, sie müssen fasten, beten und sich häufig waschen; dürfen, außer zu einem Opfer, kein Geschöpf töden, nichts vom Thiere Kommendes, höchstens geweihtes Opferfleisch, genießen und mit niemandem aus einer andern Kaste essen. Ihre Ländereien waren, so lange Indien unabhängig war, von Abgaben frei, die Brahmanen haben das Recht Almosen anzunehmen, während die andern Kasten nur Almosen geben dürfen. Alle anderen Kasten müssen den Brahmanen die höchste Ehrerbietung, ja Unterwürfigkeit beweisen; deren Personen werden als heilig und unverletzlich betrachtet. Einen Brahmanen darf der König nicht hinrichten lassen, sondern kann ihn nur aus seinem Reiche verbannen, aber mit Sicherung von dessen Eigenthum. Die Brahmanen zerfallen nach ihrer Abkunft in verschiedene Klassen, und die größte Ehrerbietung wird denjenigen erwiesen, welche sich die Erklärung der Veda's zu ihrem Hauptberufe erwählt haben. Nach dem Gesetzbuche des Manu soll der Brahmane, wenn er Runzeln, graue Haare und Nachkommenschaft seiner Nachkommenschaft erblickt, aus dem Dorfe in den Wald ziehen. Er tritt dann in das dritte der vier Stadien des Lebens und wird Waldbewohner. Er nimmt das heilige Feuer mit und lebt von Früchten, Wurzeln und Wasser, gekleidet in ein Kleid von Rinde oder dem Felle einer schwarzen Gazelle, die fünf täglichen Opfer verrichtend, mit dem Lesen des Veda beschäftigt und der Betrachtung hingegeben zur Reinigung seines Leibes, zur Vermehrung seiner Wissenschaft und Frömmigkeit, zur

Vollendung seines Geistes. Das vierte Stadium ist eine Steigerung des vorhergehenden; der Einsiedler muß allein sein und ohne Feuer von Almosen leben, Stillschweigen beobachten und seine Gedanken stets auf den höchsten Geist richten, den Tod nicht wünschen, noch fürchten. In der ältesten Zeit waren die Einsiedeleien in der Einsamkeit der größten Wälder, entfernt von den Wohnungen der Menschen, theils einzelne, theils mehrere vereinigt. Später wohnen die Einsiedler nicht mehr in entlegenen Wäldern mitten unter wilden Urbewohnern und deren Grausamkeit preisgegeben, sondern entweder im inneren Lande in wohlgeordneten Reichen oder, wenn an den Grenzen der arischen Herrschaft, doch in der Nähe von schützenden Königen in zahlreichen Einsiedeleien, ungestört sich ihren Uebungen hingebend, von den Königen besucht und geehrt.

Der Name der Xatrija kömmt her von Xatra, welches Kraft, Stärke bedeutet. Das Kriegergeschlecht hat daher seinen Namen von seiner Körperstärke erhalten, und die Benennung wird erst entstanden sein, als das Geschäft des Kriegers anfing ein besonderes zu werden und Leute dafür gesucht wurden, welche sich durch ihre Stärke auszeichneten. Erst nach der Aussonderung der Xatrija aus dem übrigen Volke als eines besonderen Standes der Krieger bildeten sich allmälig die edeln und heldenmüthigen Gesinnungen, welche die altindischen Krieger beseelten. Die wichtigste Waffe war den alten Indern der Bogen und die gewöhnlichste Art des Kämpfens die auf Wagen. Auch der Elephanten bedienten sie sich im Kriege. Die Krieger hatten eigene Ländereien, und in Friedenszeiten mußte jeder Soldat für seinen Unterhalt sorgen, im Kriege sich mit einem geringen Solde begnügen. Aus der Kriegerkaste sollten die Könige genommen werden; es kamen aber auch Könige aus den beiden anderen höheren Kasten, ja sogar aus den Sudra's vor. Die gewöhnlichste Benennung des Königs ist Rag, was Richter bedeutet. Als in dem mittleren Lande sich größere Königreiche bildeten, erscheint ein solcher König als ein Herrscher über Vasallen, welche dem Aufgebote zum Beistande im Kriege gehorchen mußten, sonst aber unabhängig regierten. Zur Anerkennung seiner Herrschaft bedurfte der König der Salbung oder der Weihe. Seine Anerkennung hing demnach von den Brahmanen ab. In der ältesten Zeit fand jedoch bei der Einsetzung eines neuen Königs und bei der Ernennung seines Nachfolgers eine Theilnahme der übrigen Kasten statt. Die Macht der Könige war durch die Brahmanen beschränkt, aus deren Kaste die vornehmsten Beamten genommen werden mußten. Es finden sich aber auch Spuren, daß ein König sich über die Brahmanen stellte, und daß die theokratische Oberleitung sich gegen einen kräftigen König, wenn die Kriegerkaste mit ihm einverstanden war, nicht immer geltend machen konnte. Trotz der Bedeutung der Brahmanen war die Macht der Könige doch sehr groß; sie wurden als die Eigenthümer aller Ländereien angesehen, die Landleute hatten diese nur gegen eine wechselnde Abgabe vom Ertrage zur Benutzung inne. In der ältesten Zeit wanderten die arischen Inder umher und bauten das Land, in dem sie verweilten. Als sie in das innere Land jenseits der Jamuna gekommen waren, schloß sich ihnen eine neue Welt auf, ein großer Reichthum der mannigfaltigsten und

kostbarsten Erzeugnisse. In diesem Lande wurde der Ackerbau die vorherrschende Beschäftigung des Volkes, und die Viehzucht trat gegen diesen zurück. Nachdem die Arier große Gebiete eingenommen hatten, deren Erzeugnisse verschieden waren, wurde auch ein Austausch durch den Handel ein Bedürfniß. Viehzucht, Ackerbau und Handel waren die Beschäftigung der Waischa's. Erst allmälig wurde die dritte Kaste auf diese drei Beschäftigungen beschränkt und setzte sich ihre Sonderung in drei Abtheilungen fest. Die Mitglieder der drei höheren Kasten heißen die Zwiefachgeborenen, weil ihre, bei der vierten Kaste nicht statt findende, in den Jünglingsjahren erfolgende feierliche Aufnahme in ihre Kaste als eine zweite Geburt angesehen wird. Nur die drei höheren Kasten dürfen die heiligen Schriften lesen, während es den Sudra's sogar wie eine schwere Sünde verboten ist, dem Lesen derselben zuzuhören. Die religiösen Handlungen sind für jede Kaste verschieden, und niemand darf sich anmaßen die einer höhern Kaste zu vollbringen. Die vierte Kaste, die der Sudra's, ist entstanden aus den unterworfenen Urbewohnern. Der Name war ursprünglich der eines besonderen Volkes am unteren Indus und ist dann bei der Unterwerfung der Urbewohner in dem inneren Lande auf die ganze dienende Kaste ausgedehnt worden. Die Sudra's sollen die Diener der übrigen Kasten sein und ihnen gehorchen; doch erlaubt ihnen das Gesetzbuch Manu's auch Handel zu treiben, nur sollen sie sich kein Vermögen erwerben. Jetzt bilden die Sudra's die eigentliche gewerbtreibende Klasse und sie beschäftigen sich auch mit dem Ackerbau. Die zweite und dritte Kaste sind im Laufe der Zeit fast ganz ausgestorben. Wenn ein Brahmane in seinem Stande keinen Unterhalt findet, kann er als Soldat dienen, sich durch Ackerbau und Viehzucht nähren und mit gewissen Ausnahmen auch Handel treiben. Eben so ist es den beiden anderen höheren Kasten in Zeiten großer Noth gestattet, selbst bis zu häuslichen Hülfsleistungen herabzusteigen. Der Stand des Vaters erbt nur durch die Ehe mit einer Frau aus derselben Kaste auf die Kinder fort. Die von Eltern verschiedener Kasten Geborenen bilden die unreinen oder Mischkasten, deren Zahl zu 36 und noch höher angegeben wird und von denen jeder ein bestimmtes Gewerbe angewiesen ist. Nicht alle unreinen Kasten aber sind aus verbotenen Verbindungen unter den gesetzlichen Kasten hervorgegangen; einige Namen deuten auf eine bestimmte Beschäftigung hin; mehrere Namen gemischter Kasten sind zugleich die von besonderen indischen Völkern, welche wahrscheinlich die ihnen zugeschriebenen Beschäftigungen zuerst oder mit besonderem Erfolge betrieben haben. Andere Namen von unreinen Kasten sind Namen der Urbewohner, z. B. der der Kandala, welche heut zu Tage unter dem Namen Paria's in unbegrenzter Verachtung leben. Sie dürfen nicht in Städten oder Dörfern, noch in deren Nähe wohnen; was sie berühren, gilt für unrein, selbst Wasser, das durch ihren Schatten gelaufen ist; und für verunreinigt hält sich jeder, der sie nur erblickt. Neuere Reisende schildern die Paria's als wilde, räuberische, thierisch schmutzige Menschen. Die gemischten Kasten finden sich nicht alle in jedem Staate.

Die Mischkasten.

Von den gemischten Kasten werden die Vratja unterschieden, welche durch ihre Geburt einer der drei höheren Kasten angehörten, aber durch die Vernachlässigung der Aufnahme in die Kaste ihre Ansprüche eingebüßt hatten. Der Name Vratja wird dann aber auch in weiterer Bedeutung von Völkern gebraucht, welche die brahmanischen Einrichtungen nicht angenommen oder nicht aufrecht erhalten haben.

Die Kasten-Eintheilung macht die Staatseinrichtung zu einer unveränderlichen und hemmt jede Entwickelung des Volkes zu einem besseren und edleren Dasein. Durch die Vorstellung von der Nothwendigkeit und Heiligkeit der Kasten ist das Ansehen der Priesterschaft fest gegründet, und diese gestattet keinen Fortschritt, kein Emporkommen echt menschlicher Größe. Mit Stolz blickt jede Kaste auf die niedereren und mit Haß auf die höheren; ein gleiches Streben und eine Vereinigung gegen die Unterdrückung der Oberen ist nicht möglich. Die Kasten und ihre Unterabtheilungen sind unübersteigliche Schranken, welche das Volk in eben so viele Theile spalten. Der große Gedanke Vaterland, welcher andere Völker zu den edelsten Thaten begeisterte, ist dem indischen Volke fremd, und daher ist dieses, trotz seiner Abneigung gegen das Fremde und trotz seiner Tapferkeit stets fremden Eroberern erlegen. Jeder weiß nur von seinem nächsten Oberern, keiner etwas vom Ganzen; jeder lebt nur für sein Dorf, für seine Kaste und findet in dem Hinsinken in ein mechanisches Fortleben sein Glück. Jedem Theile ist eine bestimmte Form des Lebens und eine bestimmte Art von Bildung vorgeschrieben, über die hinauszugehen für Sünde gilt Der Gedanke einer fortschreitenden Entwickelung des menschlichen Geschlechtes ist mit einer solchen Einrichtung unverträglich, die Ausbildung jeder Individualität, die freie Bewegung der dem Einzelnen von der Gottheit verliehenen Kräfte ist aufgehoben, und die Mehrzahl des Volkes ist zu bloßen Lastthieren der anderen herabgesunken.

Die Regierung ist monarchisch; Republiken gehören zu den Ausnahmen. Die Thronfolge ist nach den Rechten der Erstgeburt erblich, und der Sohn konnte selbst noch bei Lebzeiten des Vaters als Mitregent auftreten. Der Monarch soll gleichsam ein Ebenbild Gottes auf Erden sein und, wäre er auch ein Kind, von den Menschen verehrt werden, weil eine große Gottheit in ihm unter Menschengestalt wohne. Der Monarch soll sich alle erforderlichen Regententugenden zu erwerben suchen; er soll besonders achten auf die religiösen Pflichten, auf seine Begierden und auf den Wohlstand; vermeiden soll er: Ausschweifung, Würfelspiel und unmäßiges Jagdvergnügen; denn Wein, Weiber, Jagd, Geldanleihen, das Hören auf falsche Anklagen und übereilte Strenge im Bestrafen ziehen das Verderben eines Königs nach sich. Die wichtigste Verpflichtung des Monarchen ist, daß er als personificirte Gerechtigkeit die ausübende Gewalt handhabt, und, soviel er kann, in seinem Lande das Gute befördert. Er soll in jeder Provinz einen Gerichtshof einsetzen, bestehend aus zehn bejahrten Brahmanen; das Obertribunal aber soll er an seinen Hof verlegen und in allen Fällen das letzte Votum haben. Kriminalsachen gehören gänzlich vor

Regierung und Verwaltung.

sein Forum. Zu den Hauptverbrechen zählen die indischen Gesetze Mord, Ehebruch, den Genuß berauschender Getränke, das Hazardspiel, das Verlassen der Kaste, das Zerstören öffentlicher Gebäude und Anlagen, die Münzverfälschung, Bedrückung von Seiten der Fürsten, Gewaltthaten gegen Priester, gegen Büßende, gegen Ackerbauer und Frauen, dem Arbeiter seinen Lohn vorzuenthalten und einen Tempel oder heiligen Ort zu betreten, ohne vorher sich gereinigt zu haben. Die Verbrechen sind um so größer, wenn sie von Personen höherer Stände oder gegen diese verübt werden. Die Strafen waren hart und es lag ihnen im Ganzen eine Art von Vergeltungsrecht oder die Talio, besonders gegen das verbrecherische Glied zum Grunde. Einem Taschendiebe sollen die Finger abgeschnitten, bei dem Einbruche die Hand abgehauen werden; wer eine Schleuse zerstört, wird ersäuft; der Ehebrecher soll auf glühendem Eisenbette umkommen. Die härteste Strafe ist das Ausstoßen aus der Kaste, gewöhnlich mit Landesverweisung verbunden. Zu den entehrenden Strafen, besonders bei Kriegsgefangenen, gehört das Haarabschneiden.

Konnte der Richter die Wahrheit nicht durch Zeugen ermitteln, so fand der Eid statt, wobei man entweder heiliges Feuer oder Wasser berührte, oder sich vor dem Tempel des rächenden Siva stellte. Bei wichtigen Zweifeln, bei Verletzung ehelicher Treue und ähnlichen Vergehen trat die Feuer- oder Wasserprobe ein.

Es wird das Wohlwollen der indischen Fürsten und die von der sonstigen Zurückgezogenheit morgenländischer Despoten abweichende Popularität gerühmt. Der Fürst war der Herr des Landes, ausgenommen der priesterlichen Ländereien. Der Fürst konnte einen jeden mit Land belehnen oder das Lehen aufheben; die Ländereien der Priester aber waren unantastbar und durften mit keinen Steuern belegt werden. Zehn Dörfer bilden einen Bezirk, zehn solche einen größeren und zehn von diesen ein Gebiet, über welches der König einen Beamten setzte. Jeder Bezirk, jede Stadt und jedes Dorf bildete ein abgeschlossenes Ganze. Von dem Ertrage der Ernte des ganzen Dorfes wird die Steuer für den Fürsten und für den Priester des Bezirkes, die Besoldung für die Brahmanen des Dorfes, dessen erbliche Beamten, die Handwerker, den Arzt und die Musikanten und andere Angestellte abgezogen und der Rest nach dem Verhältnisse des Ackerbesitzes getheilt. Von Abgaben frei waren die Brahmanen, ferner die Handwerker und Arbeiter, und überhaupt alle, welche keine liegenden Gründe besaßen. Außer diesen Einkünften hatte der Fürst Antheil an Zoll und Handel. Wahrscheinlich erhielt auch der Monarch eines größeren Staates einen gewissen Tribut von geringeren Fürsten, die mit ihm verbindet oder in Lehensverhältnissen standen. Aus diesen Einkünften des Fürsten wurde sowohl der Hofstaat als auch die Besoldung der Beamten bestritten.

Das Volk hing mit Liebe an seinen Fürsten, wie jede Gemeinde an ihrem Vorsteher, und wohin auch die Griechen kamen, allenthalben war das Land trefflich angebaut, die Städte blühten durch Handel und Gewerbe und heitere Dörfer waren mit fröhlichen Einwohnern angefüllt.

In der früheren Zeit hatte der König außer seinem Purohita keinen Minister, später wählte er aus den Brahmanen mehrere Minister, deren Zahl zu sieben, aber auch zu achtzehn angegeben wird. Megasthenes berichtet, daß nicht nur in allen Zweigen der Regierung die größte Ordnung herrschte, sondern daß auch in den größeren Städten eine für alle Angelegenheiten der Bürger und der Fremden sorgende Verwaltung eingeführt war.

Die Grundlage der indischen Bildung ist die Religion, von der mehrere Entwickelungsstufen zu unterscheiden sind. Der Geist der Inder war in der ältesten Zeit von dem Einflusse der Natur noch so mächtig beherrscht, daß die göttlichen Wesen, die er sich erschuf, nothwendig den Charakter von Naturgöttern erhalten mußten. Wie bei den übrigen indogermanischen Völkern, so hat auch bei den Indern der Begriff des Göttlichen aus dem des Lichtes sich gebildet und der Gegenstand ihrer ältesten Götterverehrung waren die Erscheinungen und Wirkungen des Lichtes. Diese treten am deutlichsten und wohlthätigsten in dem die Erde erleuchtenden, erwärmenden und befruchtenden Tageslichte der Sonne hervor; in der feierlichen Stille der Nacht strahlt das Licht dem Menschen aus geheimnißvoller Ferne in den zahllosen Sternen entgegen. Seine furchtbare und zerstörende Kraft zeigt sich in dem Blitze bei den Gewittern, die aber auch eine wohlthätige Wirkung ausüben, indem sie den befruchtenden Regen bringen, und der Blitz, welcher das Gewölk zerreißt, mußte der einfachen Naturanschauung der ältesten Menschen als That eines mächtigen und furchtbaren, aber auch gütigen Gottes erscheinen. Man erklärt sich hieraus, warum die Sitze der Götter in die Luft und in den Himmel verlegt wurden. Auf der Erde und unter den Menschen und in ihren Wohnungen ist das Feuer der Stellvertreter des Lichtes, und es lag daher nahe, neben dem Lichte ebenfalls das Feuer als eine Wirkung der göttlichen Macht zu betrachten. Diese Anschauungen der Natur treten deutlich hervor in den ältesten und höchsten indischen Göttern, wie sie in den Veda's dargestellt werden. Der höchste unter allen ist Indra, der Gott des leuchtenden Himmels, der blauen Luft und der Gewitter. Er ist vor den anderen Unsterblichen geboren, die er mit Kraft geschmückt hat. Er hat die schwankende Erde festgemacht, die erschütterten Berge eingerammt und den Himmel gestützt. Er führt den Blitz und den Donnerkeil, mit welchem er die bösen Geister erschlägt, welche die Gewässer des Himmels gefangen halten; er bringt der Erde den befruchtenden und erfrischenden Regen. Er ist auch der Gott der Schlachten, zu welchen er auf seinem mit falben Rossen bespannten Wagen auszieht. Die Religion.

Varuna, welcher in der späteren Mythologie der Gott des Meeres und der Gewässer geworden ist, nimmt unter den in den Veda's erwähnten Göttern eine sehr verschiedene Stelle ein. Er ist der Gott des äußersten, die Luft umschließenden Himmelsgewölbes und hat daher seinen Namen Umfasser erhalten. Er ist auch der Gott des Raumes, dessen Unermeßlichkeit besonders in der Nacht den Menschen sich aufschließt. Bei ihm treten aber auch ethische Beziehungen hervor: er hat die Aufsicht über die Handlungen der Men-

schen; er ist der geheimnißvolle Gott, dessen unsichtbares, allgegenwärtiges Walten in den Zuständen der Menschen sich bethätigt.

Der dritte vedische Gott ist Agni, der Gott des Feuers. Er heißt der Opferpriester und führt den Göttern das Opfer zu; er ist der Vermittler zwischen den Menschen und den Göttern; er ist der Beschützer des Hauses und der Gemeinde.

Diesen drei vornehmsten Göttern werden auch Frauen, Indrani, Varunani und Agnaji zugeschrieben.

Unter den übrigen Naturgöttern treten besonders die Lichtgötter hervor, vor allen die Sonne und die Morgenröthe.

Der Luft, dem Gebiete des Indra, gehören die Winde, die theils als ein einziger Gott, theils als einzelne Götter aufgefaßt werden. Rudra ist der Gott der Stürme, der Vater der Winde; er heißt auch Menschenvertilger und wird angefleht, daß sein Kühe- und Menschen-tödender Pfeil fern bleibe. Er wird auch angerufen um den Menschen und den Heerden Glück zu bringen; er giebt den Menschen die ihnen angemessene Nahrung; er trägt in seiner Hand die vorzüglichsten Heilmittel. Später ist Rudra ein Name des Siva geworden; in den Veda's ist er noch ein dem Indra untergeordneter Gott. Ebenso Vishnu, welcher ein Freund des Indra heißt und das glänzende Firmament bedeutet. Auch das Gestirn des großen Bären, das Siebengestirn, die Erde und die Gewässer werden göttlich verehrt.

Einer höheren Stufe der Entwickelung, auf welcher der Geist sich bereits zur Anschauung des sittlichen Lebens erhoben hatte, gehört in den Veda's besonders Brahmanaspati an, der Herr oder der Beschützer des Gebets. Er bezeichnet die Andacht und wird als Vermittler zwischen den Göttern und Menschen gedacht. Ferner verehrten die Inder ihre Vorfahren und die Tugenden als schützende Genien.

In der vedischen Götterlehre findet sich kein System, obwohl Indra schon der mächtigste der Götter ist; erst in den Erklärungen der Veda's wurde eine systematische Anordnung der Götter gegeben. In diesem Systeme ist Indra nicht der höchste Gott, sondern die Sonne, welche als die Seele des Alls gefaßt wird. Diese Fassung ist aus dem Bedürfnisse entstanden, eine höchste Gottheit an die Spitze der vielen göttlichen Wesen des alten Glaubens zu setzen. In dem Glauben des Volkes behauptete aber Indra seine höchste Stelle und auch im Gesetzbuche des Manu und in den epischen Gedichten ist er der König der Götter und wohnt im Himmel. Auf einer anderen Stufe der Entwickelung erscheint die Mythologie in den epischen Gedichten. Die alte Bedeutung der Naturgötter war dem Bewußtsein entschwunden; die Götter erscheinen jetzt personificirt, sie haben bestimmte Gestalten angenommen, sie sind auf die Erde herabgestiegen und nehmen lebhaften Antheil an den Schicksalen der Menschen. Die Halbgötter wohnen auf der Erde und sind durch keine scharfe Grenze von den Menschen geschieden.

Es findet sich in dieser Ausbildung der Mythologie die reine Idee der Gottheit ohne Versinnlichung durch Menschengestalt unter dem Namen Brahma (als grammatisches Neutrum). Die Gottheit erscheint als die Weltseele, als ein ewiges, allumfassendes Urwesen.

Durch Ausfluß aus demselben sind alle Dinge entstanden, durch dasselbe leben sie und in dasselbe kehren sie wieder zurück, zur Erkenntniß und zur Seligkeit. Die Welt ist also Entfaltung des göttlichen Wesens. Die drei höchsten persönlichen Götter sind Brahma (als Masculinum), Vishnu und Siva. Brahma wurde von den Brahmanen als höchster Gott verehrt, während von dem Volke in verschiedenen Theilen von Indien theils Siva theils Vishnu als der höchste Gott angebetet wurde. Damit nun ihr eigener Gott Brahma neben Vishnu und Siva seine Würde als höchster Gott behaupte, benutzten die Brahmanen die in den Veda's ausgesprochene Ansicht, daß das höchste Wesen drei Zustände habe, Schöpfung, Fortbestehen und Zerstörung und erklärten den Brahma für den Schöpfer, Vishnu für den Erhalter, Siva für den Zerstörer. So bestanden diese drei Götter als die höchsten neben einander. Die Lehre von der Trimurti, der Einheit der drei großen Götter, gehört erst einer spätern Zeit an. Siva war ursprünglich der Gott der gewaltigen Zeugungskraft der Natur; er heißt der Herr der Thiere, und ihm ist der Stier als Symbol gegeben. Er führt als besondere Waffe den Dreizack, welcher die Gewalt bedeutet, und ein Netz, welches ein Symbol seiner besonderen Herrschaft über die Thiere ist. Auf Siva sind nachher die Ansichten von dem vedischen Rudra übertragen worden, der die gewaltsamen Zerstörungen der Stürme bezeichnet. Durch diese Verbindung ist Siva der zerstörende Gott, der Gott des Todes geworden und trägt als solcher eine Halskette von Todtenschädeln.

Um die Welt vor dem Einflusse der bösen Gewalten zu retten und Ordnung und Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten erschien Vishnu in mancherlei Gestalten (Incarnationen) auf der Erde, als Brahmane Rama und als Königssohn Rama. In einer dieser Verkörperungen führte Vishnu den Namen Krishna und wird deßhalb auch unter diesem Namen verehrt. Krishna wird als ein von einem Könige erzeugter Gott und als Kriegsheld gedacht. Unter dem Namen Govinda erschien Vishnu als ein friedlicher Hirtengott. Unter den drei großen Göttern standen die Lokapala, die Weltbeschützer, die Beherrscher der verschiedenen Weltgegenden; es waren anfangs wahrscheinlich nur vier, später acht. Eine dritte Klasse bildeten die Devagana oder Götterschaaren. Von Brahma steigt die Stufenleiter der Wesen bis zu den Thieren und Pflanzen herab. Die Geschöpfe überhaupt und insbesondere die Menschen sinken in mancherlei Wanderungen der Seele durch verschiedene Gestalten entweder immer tiefer herab und erfernen sich so immer weiter von der vollkommenen Seligkeit des göttlichen Wesens in die unselige Welt der Verderbniß und des Bösen, oder sie kehren durch innere Reinigung ihres ganzen Wesens zu ihrem göttlichen Ursprung wieder zurück. Vergehungen werden durch künftige Verstoßung der Seele in Thierleiber gebüßt. Man hütet sich daher auch kleinere Thiere zu tödten oder zu verletzen, weil man im Thiere den ehemaligen Mitmenschen bemitleidet. Durch Selbstbeherrschung, Kenntniß der heiligen Schriften und Vollbringung der darin vorgeschriebenen heiligen Handlungen meint man zu höheren Stufen emporzusteigen. Es zeigt sich aber bei diesen frommen Uebungen der verderbliche

Glaube, daß man durch äußerliche Handlungen das ersetzen könne, was an Reinheit des Herzens mangelt. Daher gehen viele von den Entsagungen zu körperlichen Peinigungen und selbst aufgelegten furchtbaren Qualen über und meinen darin das untrüglichste Mittel zur Entsündigung und zum Emporsteigen zu höheren Stufen zu besitzen.

Der Buddhismus. Kein Ereigniß hat so tief in alle bestehenden religiösen, politischen und bürgerlichen Zustände der Inder eingegriffen als der Buddhismus. Als Buddha auftrat, bestand längst der brahmanische Priesterstaat und war auf eine scheinbar unerschütterliche Grundlage erbaut. Der Priesterstand wurde von den übrigen Kasten als der Besitzer der göttlichen Offenbarung und der aus ihr geschöpften Kenntniß der wahren Gottesverehrung und des rechten Wandels, als der einzige Inhaber der Wissenschaften verehrt. Das ganze Leben war geregelt und allen Mitgliedern des Staates ihre Stellung und die aus ihr entspringenden Rechte und Pflichten bestimmt. Selbst bei den Menschen der niedrigsten Kasten hatte sich der Glaube festgesetzt, daß ihr Loos eine durch ihre Geburt herbeigeführte Nothwendigkeit sei. Unter diesem Volke, bei welchem das Bewußtsein der Freiheit unterdrückt, dem der Gedanke an eine Verbesserung seiner Zustände ganz fremd war, trat Buddha gegen die Allmacht der Brahmanen in die Schranken. Statt wie die Brahmanen die höchsten Wahrheiten als ein ausschließliches Vorrecht zu betrachten, trug er in einfacher Sprache allen Menschen ohne Unterschied seine Lehren vor. Seine Hauptlehren waren, daß die weltlichen Dinge beständigem Wechsel unterworfen, daß die Zustände dieses Lebens Folgen von Handlungen eines frühern seien, daß es eine unendliche Folge von Geburten und Wiedergeburten gebe, daß die höchste Seligkeit in der Befreiung von der Nothwendigkeit wiedergeboren zu werden bestehe, daß der Schmerz das Loos alles Lebendigen sei und jeder darnach streben müsse, sich von ihm zu befreien. Ein Vorzeichen davon, daß nach diesem Leben der Mensch zu der höchsten Befreiung, dem Nirvana oder der Vernichtung gelangt, ist schon in diesem Leben der Besitz unbegrenzter Erkenntniß, die Kenntniß der physischen und sittlichen Gesetze und die Ausübung der sechs höchsten Vollkommenheiten: der Freigebigkeit, der Tugend, der Wissenschaft, der Energie, der Geduld und der Barmherzigkeit. Diese Lehren trugen Buddha und seine Anhänger nicht in Schulen, sondern im Lande herumwandernd und predigend dem Volke vor. Diese Weise des Unterrichts war in Indien eine ganz neue und von der der Brahmanen abweichende, von welchen außerdem nur Schüler aus ihrer eigenen Kaste angenommen wurden. Entschieden trat Buddha dem Ansehen der Brahmanen entgegen, indem er im Besitz der höchsten Erkenntniß zu sein behauptete und dadurch die Gültigkeit der Veda's als höchster Quelle der Erkenntniß leugnete und die Grundlage des brahmanischen Systemes untergrub. Der wichtigste Einfluß der Brahmanen mußte aufhören, wenn die Opfer abgeschafft wurden, die sie allein zu verrichten das Recht hatten. Die Buddhisten bezeugten ihre Verehrung den Bildern Buddha's und seinen Reliquien durch Darbringung von Blumen.

Auch Buddha erkannte die Kasten, welche die Grundlage des indischen Staates bildeten, als bestehend an und erklärte ihren Ursprung aus der Lehre von den Belohnungen und Strafen für frühere Handlungen. Er nahm aber Menschen aus allen Kasten ohne Unterschied als Anhänger an und ertheilte ihnen ihren Rang nach ihrem Alter und ihrer Würde. Er machte dadurch alle Menschen unter sich gleich und legte also den Grund zu einer Abschaffung der Kasten und griff dadurch die Grundlage der brahmanischen Herrschaft an. Den Brahmanen galt als höchste Tugend die Beobachtung der Ceremonien und Satzungen, durch welche ihr ganzes Leben geregelt war, als wichtigste Thätigkeit die Beschäftigung mit ihrer Theologie, Philosophie und Mythologie; sie kümmerten sich nur um die Angelegenheiten ihrer Kaste. Buddha's Zweck war hingegen alle Menschen zu retten und sie von der Weltlichkeit zur Tugend zu führen. Der brahmanische Büßer suchte durch seine Entsagungen und Kasteiungen nur für sich eine Stelle in einem der verschiedenen Götterhimmel zu erlangen, während der buddhistische sich die Würde eines Buddha zu erwerben bezweckte, durch welche er allen Menschen Heil zu bringen vermochte.

Buddha erkannte keine Götter an und gab sich selbst nur für einen Menschen aus, obwohl für einen besonders begabten. Er legte das Hauptgewicht auf die Ausübung der Tugend und schrieb der Beobachtung der Ceremonien nur einen sehr geringen Werth zu. Der Buddhismus konnte sich aber von der indischen Mythologie nicht frei erhalten, und allmälig wurden alle brahmanischen Götter in die buddhistische Religion aufgenommen, aber dem Buddha untergeordnet.

Die Disciplin der Buddhisten wurde früh geregelt, und die buddhistische Geistlichkeit erhielt eine feste Gliederung, in welcher die verschiedenen Grade der Würde nach dem Alter, der Tugend und Erkenntniß bestimmt waren. Diese Einrichtung wurde zuerst dadurch hervorgerufen, daß die Bhiru nach der Regenzeit zusammenkamen und eine Versammlung bildeten, in welcher sie sich über ihre Angelegenheiten besprachen. In dieser Versammlung war die Stellung der Theilnehmer genau bestimmt. Die Gliederung der buddhistischen Hierarchie wurde aber auch ferner durch das Zusammenleben in Klöstern und durch das nothwendige Zusammenhalten gegen ihre Widersacher befördert. Der Aufnahme in den geistlichen Orden geht der Unterricht vorher; dann erhält der Novize die Weihe, welche erst im zwanzigsten Lebensjahre ertheilt werden darf. Der Buddhist erhält dann den Namen Bhiru. Anfangs waren die Klöster, die Vihara, Orte, in welchen die Bhiru nach Ablauf der Regenzeit zusammenkamen, um bei dem Unterrichte ihres Meisters gegenwärtig zu sein und wo reisende Geistliche eine Wohnung fanden. Bald jedoch blieben die Mitglieder dem Kloster für immer treu. Die Versammlungen der Buddhisten mußten das Bewußtsein ihrer Einheit bei ihnen erhalten und kräftigen. Die Lehre von der Seelenwanderung, nach welcher die guten Handlungen in dem nächsten Leben belohnt, die schlechten bestraft und nach dem Verhältnisse beider die Zustände bei der nächsten Geburt bestimmt werden, war den Buddhisten und Brahmanen gemeinschaftlich. Das brahmanische

Gesetz schreibt aber dem Sünder vielfache, zum Theil qualvolle Büßungen vor, während die Buddhisten solchen Strafen keine Wirkung beilegten und nur Reue verlangten, welche sich durch öffentliches Bekenntniß vor der Versammlung kund gab.

Der Buddhismus hat seine Lebenskraft dadurch bethätigt, daß er durch Missionen weit über Indien hinaus über das ganze innere und östliche Asien verbreitet wurde; er zählt nach dem Christenthume die größte Anzahl von Anhängern. Nach Berghaus hat die christliche Religion 474, die buddhistische 454 Millionen Anhänger. Die folgenreichste Begebenheit in der Geschichte seiner Verbreitung ist seine Einführung in China und seine öffentliche Anerkennung vom kaiserlichen Hofe 61 nach Chr.

Es lag in der Natur der Sache, daß der Haß und Neid der Brahmanen durch die Ausbreitung des Buddhismus und den Uebertritt der mächtigsten Könige des Landes zu dem neuen Glauben aufs höchste gereizt werden mußten. Sie konnten sich nicht verhehlen, daß ihr Ansehen bei dem Volke gefährdet sei, und daß ihr Einfluß auf den Willen der Könige aufhören werde. Je gesicherter sie früher ihren Besitz der höchsten Würde im Staate geglaubt hatten, desto größer mußte ihre Erbitterung sein. Der Kampf der zwei großen Parteien, in welchen nach der Verschiedenheit der religiösen Ansichten das indische Volk sich theilte, ist uns nicht genau bekannt. Wir wissen nur, daß das Brahmanenthum endlich den Sieg errang und der Buddhismus ganz aus Vorderindien verdrängt wurde.

Die Sprachen.

Die indischen Sprachen bilden die indische oder sanskritische Sprachfamilie des indogermanischen Sprachstammes. Die wichtigste und älteste indische Sprache ist das Sanskrit, welches die vollkommene Sprache bedeutet und die Sprache des Kultus und die Hauptsprache der Literatur ist. Seit dem zehnten Jahrhundert nach Chr. ist das Sanskrit nicht mehr Volkssprache, wird aber noch von den Brahmanen erlernt, um die heiligen Schriften zu verstehen, und auch noch zu gelehrten Schriften benutzt. Eine andere, dem Sanskrit am nächsten verwandte Sprache ist das Pali, welches jetzt nur noch in Hinterindien und auf der Insel Ceylon von den Buddhisten als Sprache des Gottesdienstes und der Literatur gebraucht wird. Eine dritte todte Sprache ist das Prakrit, in welchem die heiligen Schriften der religiösen Sekte der Dschaina's abgefaßt sind und welches auch in indischen Dramen und anderen Dichtungen vorkömmt. Prakrit, welches gemeine Sprache bedeutet, werden auch alle indischen Sprachen im Gegensatz zum Sanskrit genannt. Außerdem giebt es in den verschiedenen Provinzen von Indien noch viele Volkssprachen, welche mit dem Sanskrit mehr oder weniger verwandt sind.

Die Literatur.

Die Inder haben eine sehr reiche und zum Theil sehr alte Literatur, sie ist den Europäern erst zum kleinsten Theile bekannt. Das älteste Denkmal der indischen Literatur sind die vier Veda's. Es sind vier in Sprache und Geist verschiedene Werke, welche zu verschiedenen Zeiten abgefaßt worden sind. Sie zerfallen in zwei Theile, in die drei älteren Veda's und den Atharvan. Jeder Veda enthält theils Gebete und Hymnen, theils liturgische Vorschriften,

Beweise für ihre Gültigkeit und Erzählungen zu ihrer Erläuterung und Bestätigung. Der Atharvan enthält Hymnen einer späteren Periode, in welcher das Gebet nicht mehr der Ausdruck des unmittelbaren religiösen Gefühls, sondern zur Zauberformel geworden war; es sind Sprüche zum Schutze gegen die verderblichen Wirkungen der göttlichen Gewalten, gegen Krankheiten und schädliche Thiere, Anrufungen heilsamer Kräuter und Verwünschungen der Feinde. Die Sammlung der Hymnen des Atharvan wird in das elfte Jahrhundert vor Chr. gesetzt. Später als die Veda's ist das Gesetzbuch des Menu oder Manu, eines angeblichen Herrschers, entstanden. Es ist ebenfalls ein heiliges Werk der älteren Zeit. Das Ganze zerfällt in zwölf Bücher, welche das öffentliche und Privatrecht umfassen; das Werk beginnt mit einer Schöpfungssage, handelt dann über Erziehung, von den Heirathsgesetzen, den häuslichen Pflichten, den Fasten und Reinigungen, der Gottesverehrung, der Regierung und Gesetzgebung und der Handhabung der Gesetze, dem Handel, den gemischten Kasten, der Buße und Sühnung und schließt endlich mit der Seelenwanderung und dem Leben nach dem Tode. Es zeigt sich in diesem Werke das Streben die Monarchie mit dem Priesterthume zu vereinen und diesem unterzuordnen. Der Brahmanenstand erscheint hier in seiner furchtbaren Größe, als allgebietender Stellvertreter der Gottheit; Recht ist nur was mit der Theologie übereinstimmt. Ebenfalls heilige, aber nicht aus dem früheren Alterthume herrührende Schriften sind die zahlreichen Erläuterungsschriften der Veda's; ferner die vier Upaveda's oder Unterveda's, in welchen über Musik und Tanzkunst, Medicin, Botanik, das Kriegswesen, die Künste und Gewerbe u. s. w. gehandelt wird; endlich die sechs Vedanga's oder Glieder der Veda's, welche die Grammatik des Sanskrit, die religiösen Gebräuche, die Astronomie u. s. w. enthalten. Die achtzehn Purana's oder religiösen Epopöen haben einen mythologischen und historischen Inhalt; sie handeln von der Schöpfung, den Thaten der Götter und den ältesten, oft wunderlichen Sagen. An die Purana's schließen sich zwei große epische Gedichte an, das Ramajana und das Mahabharata, denen ein historischer Kern zu Grunde liegt. Diese Gedichte wurden anfangs in den Brahmanenschulen mündlich überliefert und bei festlichen Gelegenheiten vor dem Volke vorgetragen. Bei der später erfolgenden Aufzeichnung erhielten sie wahrscheinlich erst die gegenwärtige Form. Das Lesen der epischen Gedichte ist keiner Kaste verboten, und in dem Ramajana wird gerühmt, daß auch ein Sudra, der es höre, dadurch veredelt werde. Zunächst aber sind sie für die Kriegerkaste bestimmt, deren Vorfahren darin gepriesen werden. Außerdem haben die Inder Fabeln und Mährchen; die Thierfabel wurde zu einem Thierepos erweitert. Die Entstehung des Drama's fällt erst in die Zeit des Königs Açoka. Das indische Drama ist wahrscheinlich aus den Tänzen bei den großen Opferfesten entstanden. Der erste Schritt dazu war die Verbindung der Tänze mit Gesängen, in welchen eine That besungen wurde; der zweite, daß die verschiedenen Personen, welche sie verrichtet hatten, durch verschiedene Tänzer vertreten wurden; der dritte, daß an die Stelle der Gesänge Reden gesetzt wurden. Der älteste Gegenstand des Drama's war aus der Göttergeschichte her-

genommen und zwar aus der des Vishnu. Die Götter und hochstehenden Personen reden das Sanscrit, die anderen Menschen die Volksdialekte. Von allen Völkern haben die Inder zuerst spekulative Philosophie getrieben, welche bei ihnen zu der Religion und Poesie in enger Beziehung stand. Auch Astronomie haben die Inder getrieben und Ausgezeichnetes in der Mathematik geleistet; eine der wichtigsten Erfindungen für die Mathematik wie für das Leben, die der Decimalziffern, ist auf die Inder zurückzuführen, von denen sie die Araber erhalten haben. In den realen Wissenschaften haben sich die Inder weniger ausgezeichnet. Ihre chemischen Kenntnisse sind unbedeutend und haben meist die Bereitung des Lebenselixirs zum Zwecke. Die Botanik bearbeiteten sie besonders in Bezug auf die Medicin. Zu Alexanders Zeit waren die indischen Aerzte die besten im griechischen Lager, obgleich es auch, wie gegenwärtig, wandernde Sophisten und Charlatane gab. In der Chirurgie waren die ältesten Inder weiter als die neueren. Unter den Operationen werden der Steinschnitt, das Staarstechen oder vielmehr das Niederdrücken des Staars und das Ersetzen der Nase aus der Stirnhaut oder die Rhinoplastik erwähnt. Auch das Impfen der Menschen- und Kuhpocken ist in Indien sehr alt.

Tempelbauten.

Wie die Poesie und Philosophie stand auch die bildende Kunst in enger Verbindung mit der Religion und war auf die Verherrlichung derselben gerichtet. Nach den Beschreibungen von Bauwerken in den epischen Gedichten hatten die Inder frühzeitig Fortschritte in der bürgerlichen Baukunst gemacht; ihre Hauptstädte waren von Wällen und Gräben umgeben und hatten gerade Straßen und öffentliche Plätze; die Paläste der Könige waren groß und prachtvoll. Eine Anregung zur Errichtung von Bauwerken gab der Buddhismus. Diese waren theils Vihara's zur Wohnung der Geistlichen, theils Stupa's zur Aufbewahrung von Reliquien oder zum Andenken an eine Handlung Buddha's. Die großartige Thätigkeit, welche der König Açoka in dieser Beziehung entwickelte, setzt eine hohe Stufe der Baukunst voraus und mußte zugleich dazu dienen, sie zu fördern. Diese älteren Gebäude waren aus Ziegelsteinen erbaut, und haben daher den Verwüstungen des Landes durch die fremden Eroberer nicht widerstehen können. Dieses ist jedoch bei den in Felsen ausgehauenen Tempeln der Fall, die wahrscheinlich aus einer spätern Zeit stammen.

Es sind Felsengrotten, von Menschenhänden zu gewaltigen Tempeln erweitert, mit denen sich zuweilen ein gleichfalls aus dem Felsen gemeißelter Freibau verbindet. Es giebt in Indien eine große Menge solcher riesenmäßigen Anlagen. Am frühesten wurden die Grotten auf der kleinen Insel Elephante bei Bombay, von einem kolossalen Elephanten so genannt, von europäischen Reisenden besucht. Größere Monumente dieser Art trifft man auf der nahegelegenen Insel Salsette. Der Berg, in welchem sie sich befinden, hat die Form eines Hufeisens und ist wie ein Amphitheater ausgehöhlt worden. Der Haupttempel, welcher in Porphyr ausgemeißelt ist, hat eine imposante Höhe, eine Länge von 100 Schritt und eine Breite von 40 Schritt. Auch ist er mit vielen Säulengängen,

Treppen, Kammern und Teichen versehen. Die Wände sind bedeckt mit Inschriften und Sculpturen. Noch größeres Staunen erregen die riesenmäßigen Anlagen bei dem Dorfe Ellora, in der Mitte von Vorderindien. Eine Meile lang krümmt sich amphitheatralisch ein Berg, senkrecht von oben bis unten ausgehöhlt und in unzählige Tempel zu einem wahren Pantheon der Inder verwandelt. Siva allein hat hier an zwanzig Tempel. Die Beschreibung aller dieser Grotten, die auf großen Säulenreihen in mehreren Stockwerken über einander liegen, mit ihren Treppen, Gallerien, Vorhöfen und Brücken von Felsen, über ebenfalls ausgehauenen Kanälen, ist unmöglich, da selbst diejenigen, welche sie gesehen haben, von der Größe so ergriffen wurden, daß sie kaum eine Schilderung wagen. Ein anderes Wunderwerk des indischen Alterthums liegt an der Koromandelküste unfern Madras. Es führt bei den Schiffern den Namen der sieben Pagoden, weil sich sieben Tempel hinter einander in das Meer erstrecken und bei flachem Wasser über eine Meile weit wie Klippen hervorragen sollen. Bei den Eingeborenen heißen diese Ueberreste Mavalipuram.

Nicht geringeres Erstaunen erregen die Tempel über der Erde, von den Europäern gewöhnlich Pagoden genannt. Ihre Form ist die Pyramide, oben aber sind sie meistens abgerundet. An den Haupttempel schließen sich mannigfache Nebentempel, Säulenhallen und Herbergen für die Wallfahrer an. Sie finden sich im ganzen Indien und auch auf den ostindischen Inseln.

Die bildende Kunst.

In den Grotten und Tempeln sind die Wände mit zahlreichen Malereien und Hautreliefs in Stein bedeckt. Der mechanische Theil der Arbeit an diesen Darstellungen wird gerühmt, während sie in Beziehung auf Geschmack mit den rohen Kunstversuchen der Südsee-Insulaner in eine Reihe gestellt werden. Es zeigt sich in diesen Werken das Streben über die Natur hinauszugehen, theils durch das Kolossale der Gestalten, theils durch eine widernatürliche Zusammensetzung von thierischen und menschlichen Körperformen und durch eine häßliche Vervielfältigung einzelner Glieder des Körpers. Durch die größere Zahl der Arme wollte man übermenschliche Kraft, durch mehrere Köpfe göttliche Weisheit bezeichnen. Die Kunst vermochte auf dieser Stufe noch nicht, den Ausdruck des Göttlichen und Erhabenen in menschliche Gestalt und Züge zu legen, die den Verhältnissen und dem Ebenmaße der Natur treu bleiben. Außerdem findet sich in diesen Darstellungen eine weichliche Behandlung der fleischigen Theile ohne deutliche Bezeichnung des Knochenbaues und der Muskeln und macht bei der gewaltigen Größe der Körper den Eindruck von Schlaffheit und machtloser Sinnlichkeit. Die Kunst, Mosaikbilder zu fertigen, haben die Inder ebenfalls besessen.

Gewerbe und Handel.

Wie das ganze Leben der Inder, so zeigen auch der Ackerbau, die geachtetste der äußeren Beschäftigungen, die Gewerbe und der Handel eine frühe Ausbildung, aber auch den Mangel an Weiterentwickelung. Zu mechanischen und sitzenden Beschäftigungen geneigt, haben die Inder in Handarbeiten eine große Kunstfertigkeit erlangt, aber die freie Thätigkeit des erfinderischen Geistes wurde durch die

Einrichtungen des Staates gehemmt. Das Haupterzeugniß der indischen Industrie waren gewebte Stoffe von bewundernswürdiger Feinheit, besonders feine Baumwollengewebe. Auch der kunstreichen Metallarbeiten, namentlich ihrer Kunst in Erz zu gießen, geschieht Erwähnung. Mit diesen Erzeugnissen der Industrie, weit mehr aber noch mit den Naturprodukten ihres so reich gesegneten Landes trieben die Inder schon seit den ältesten Zeiten einen lebhaften Handel. Die früher ausgedehnte Schifffahrt der Inder scheint nach und nach sich bedeutend vermindert zu haben, als sich erst die Phönicier, dann die Araber zu Vermittlern des indischen Handels aufgeworfen hatten. Zu dem Seehandel gesellte sich später, als Perser und Syrer nähere Verbindungen mit Indien angeknüpft hatten, auch ein blühender Landhandel von den nördlichen Gegenden des Landes aus. Die Ausfuhrartikel waren Edelsteine, Perlen, Elfenbein, Schildpat, rohe Seide, seidene und baumwollene Stoffe, Pfeffer, Narden, Sesamöl, Zucker, Indigo u. s. w. Dagegen wurden Silberwaaren, ungefärbte Wollenzeuge, Kupfer, Zinn, Blei, Korallen, griechische und italiänische Weine, Schmucksachen, Salben und Essenzen eingeführt.

Die Iranier.

Das Land.

Das Hochland, welches sich westlich von Indien ausbreitet, erhielt von dem Namen des bewohnenden Volkes (Airja in der Zendsprache) den Namen Airjana, und wurde von den mittleren Persern Airan, von den neueren Iran genannt. Dieser Name wurde in der ältesten Zeit auf die Länder im Osten der großen Wüste beschränkt, aber schon seit den Zeiten des altpersischen Reiches auf die nächstverwandten westlichen Stämme der Meder, Perser u. s. w. ausgedehnt. Im Gegensatze zu Iran wird schon in ältester Zeit das nördlich gelegene Land, sowohl die weiten caspischen und Orus-Ebenen, als die östlichen Bergländer, die Heimath nomadischer Hirten- und Kriegerstämme, von den Ariern Turan genannt. Iran, viel kleiner als Indien, ist von Randgebirgen umgeben, durch welche nur wenige Engpässe und schmale Schluchten einen Zugang gestatten. Die Randgebirge bilden Stufenländer, deren mehrere durch eine üppige Vegetation und ein heißes Klima ausgezeichnet sind, während das Innere größtentheils die Natur der Wüste und ein kühles und trockenes Klima hat, arm an Bäumen und Flüssen ist, und nur durch künstliche Bewässerung zu ergiebiger Fruchtbarkeit gebracht werden kann.

Abstammung und Name des Volkes.

Das Volk, welches dieses Land bewohnte, gehörte zu dem indogermanischen Stamme und ist von allen Völkern dieses Stammes den arischen Indern am nächsten verwandt. Es nannte sich selbst Arier; dieser Name, sowie ein anderer alle Iranier umfassender, kömmt aber in dem späteren Alterthume nicht mehr vor. Die

Gesammtheit des Volkes trat gegen einzelne Zweige zurück, wie die Baktrer, Meder und Perser, welche nach einander die Oberherrschaft erlangten. Ein neuerer Schriftsteller nennt die alten Iranier nach ihrer heiligen Sprache das Zendvolk; das Zend ist aber nur im östlichen Iran, im westlichen ein verwandter Dialekt, das Altpersische, gesprochen worden.

Zend-Avesta.

Die in der Zendsprache abgefaßten heiligen Schriften, Zend-Avesta genannt, sind in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von dem Franzosen Anquetil du Perron nach Europa gebracht worden; sie sind an Werth und Alter verschieden, und die Abfassung der älteren muß vor die Zeit von Alexanders Eroberungen fallen.

Sage von der Einwanderung.

Nach einer Sage in den Zendbüchern sind die Iranier von Nordosten her, von dem Lande an den Quellen des Oxus und des Jaxartes, in ihr Land eingewandert, und mit ihrer Einwanderung verbreitete sich der Ackerbau und die von diesem ausgehende Civilisation.

Religion.

Der ganzen Weltbetrachtung des Volkes liegt die Ansicht von einer ursprünglichen Scheidung aller Dinge in gute und böse, sowohl in physischer als in moralischer Hinsicht zu Grunde. Zwar hat Zervane Akerene, die ungeschaffene Zeit, die beiden göttlichen Wesen Ormuzd und Ahriman hervorgebracht, aber das höchste göttliche Wesen tritt dann gänzlich zurück, die Erschaffung und Leitung der Welt dem Ormuzd und Ahriman überlassend. Ormuzd begann die Schöpfung und vollendete sie, es war eine Schöpfung des Lichts und des Guten. Ahriman, eigentlich als der Zerstörer dem Ormuzd als Erhalter gegenüber gedacht, war doch auch Schöpfer, nämlich eines auf Zerstörung berechneten Reiches der Finsterniß und des Bösen. Dem Lichtreiche ist das Reich der Finsterniß bis ins Einzelne entgegengesetzt, so daß jedem Wesen des Ormuzd ein von Ahriman geschaffenes gegenübersteht. Alle reißenden Thiere, alle Thiere, welche das Licht scheuen, alle beschwerlichen und schädlichen Insekten sind Geschöpfe Ahrimans.

Wie die ganze physische Welt zwischen Licht und Finsterniß, so ist die moralische zwischen dem Guten und Bösen getheilt. Beide Reiche sind in einem steten Kampfe begriffen; am Ende aber wird das Gute siegen.

In beiden Reichen stehen zwischen dem obersten Herrscher und den irdischen Geschöpfen höhere und niedere Geister. Den Thron des Ormuzd umstehen sechs Geisterfürsten, Amschaspands genannt; zu ihnen gehört als siebenter Ormuzd selbst als ihr Herr und Fürst. Dann folgen die Geister zweiten Ranges, die Izeds, welche den Amschaspands, wie diese dem Ormuzd, dienen. Unzählbar sind die Schaaren der übrigen Geister, Fervers genannt. Jedes geschaffene Wesen hat seinen Ferver, der ihm als sein feineres geistiges Vor- und Urbild inwohnt. Getrennt von den erscheinenden Geschöpfen werden die Fervers als Schutzgeister gedacht; sie verleihen leibliches und geistiges Heil dem, der im frommen Gebet sich an sie wendet. Im Reiche des Ahriman hingegen hausen die Devs, von denen jedes

Unglück und jedes Laster stammt; den Amschaspands entsprechen die Erzdevs, welche ihren Fürsten Ahriman umgeben.

Die Ormuzdlehre scheint zunächst zu stammen von dem über einen großen Theil von Asien verbreitet gewesenen Dienst der Gestirne, von welchen das Himmelslicht auf die Erde strahlt. Wenn sich der einfachen Betrachtungsweise schon überall das Licht der Finsterniß gegenüber als das heilsame, erfreuende Lebenselement darstellt, so war es um so mehr der Fall in Iran, wo der wolkenlose Himmel in wundervoller Klarheit prangt und die ganze Natur in einem eigenthümlichen Lichtglanz erscheinen läßt. Vor allem wurde der Sonne, der Quelle des Lichtes, Verehrung erwiesen. Verehrung genoß auch das Feuer, als das Licht ausströmende Naturelement; nach bestimmten Vorschriften geweiht, wurde es an besonderen Orten als heiliges Feuer stets unterhalten. Zur Ormuzdlehre gestaltet, erhielt der materielle Lichtdienst einen geistigen Charakter. Das Licht war nun nicht mehr bloß das physisch Gute, es bedeutete sinnbildlich auch das moralisch Gute, und Licht und Feuer wurden nicht bloß als sinnliche Naturkräfte, sondern auch als Sinnbilder höherer geistiger Mächte verehrt. Diese Verehrung hielt sich lange Zeit ganz an die Natur, und zu Herodots Zeit hatten die Perser weder Bildsäulen noch Tempel, sondern opferten auf Anhöhen. Noch während der Dauer des altpersischen Reiches wurde eine Verehrung göttlicher Wesen in Abbildern eingeführt, welche aber später wieder verschwand. Noch später ist der Lichtdienst zu einer ganz materiellen Anbetung des Feuers geworden und hat sich in dieser Gestalt bei den noch vorhandenen Abkömmlingen der alten Iranier, den Parsen, besonders in Surate in Vorderindien, erhalten.

Sittliche Vorschriften.

Der Mensch steht zwischen den Welten des Ormuzd und Ahriman in der Mitte. Was von Ormuzd, dem Urquell aller Reinheit, kömmt, ist rein, was von Ahriman, dem Urquell der Unreinheit, ist unrein. Der Mensch, frei in der Wahl seiner Handlungen, aber schwach, würde den Verführungen des Ahriman und der Devs erliegen, die ihn Tag und Nacht umlauern, wenn Ormuzd ihm nicht sein Lichtgesetz enthüllt hätte. Ormuzd, der Verkünder der heiligen Satzung, strebt darnach sein Reich zu erweitern und endlich den Sieg zu erringen, er will auch den Menschen zum Heile führen. Durch die Beobachtung des Gesetzes ist der Mensch im Stande, allen Nachstellungen der Devs zu entgehen und das Heil der Seele und des Leibes zu erlangen. Der Mensch soll rein denken, rein reden und rein handeln. Er soll alle Berührung mit dem Unreinen fliehen; hat er sie nicht vermeiden können, so muß er sich durch viele und umständliche Gebräuche wieder reinigen. Diese, so wie die Opfer, Gebete und Vorlesungen aus den heiligen Büchern bilden einen Haupttheil des Gottesdienstes. Besonders verunreinigt die Berührung der Leichname von Thieren und Menschen, denn die Fäulniß ist das eigentliche verunreinigende Prinzip. Damit die Todten durch Berührung weder das Feuer noch die Erde, beides reine und heilige Elemente, verunreinigten, wurden sie frei ausgesetzt, so daß sie die Erde nicht berührten, bis fleischfressende Vögel sie bis auf die Knochen verzehrt hatten, die dann gesammelt und

aufbewahrt wurden. Die heiligen Schriften enthalten außer der Vorschrift, das Gesetz des Ormuzd zu erfüllen, noch die Mahnung, daß der Mensch Oerter anlege, wo sich Priester, Frauen, Kinder und Heerden in reinen Versammlungen aufhalten; daß er unangebautes Land anbaue und unbewässertes bewässere; daß er die zum Ackerbau nöthige Viehzucht treibe und für die Vermehrung der Hausthiere sorge. Die Bekenner des Ormuzd werden zum Kampfe gegen die Ungunst der Natur und gegen die ganze Welt des Bösen aufgefordert. An den Ormuzdkultus ist also das Bestreben geknüpft die Civilisation zu fördern und zu erhalten und in Ormuzd ist das Prinzip der physischen und der daran geknüpften geistigen Kultur, in dem neidischen und schadenstiftenden Ahriman das der Wildheit und Rohheit. Diesen Gegensatz faßt das Zendvolk auch räumlich auf. Seinem Lande Iran, dem Wohnplatze des Segens unter Ormuzd Obhut, steht entgegen der im Nordosten jenseits des Oxus gelegene Landstrich Turan, wo seine ungläubigen Erbfeinde unter dem Einflusse des Ahriman als Nomaden umherziehen.

Stände d. Zendvolks.

In den Zendbüchern werden vier Stände, Priester oder Magier, Krieger, Ackerbauer und Gewerbsleute erwähnt; zur ersten Klasse gehörten auch der König und die Richter, zur vierten die Kaufleute. Die vier Kasten können nur die Städtebewohner und die ackerbautreibende Bevölkerung, nicht auch die wandernden Hirten umfaßt haben und die Kasteneintheilung ist nicht so streng durchgeführt gewesen wie in Indien und Aegypten.

Geschichtliche Andeutungen.

Ueber die älteste iranische Geschichte und das Zeitalter des religiösen Gesetzgebers, des berühmten Zerduscht, von den Griechen Zoroaster genannt, sind wir gänzlich in Ungewißheit. Einige versetzen den Zoroaster 5000 Jahre vor den trojanischen Krieg, d. h. in eine völlig fabelhafte Zeit, andere in das Zeitalter des Darius Hystaspis.

Das älteste iranische Reich, welches griechische Geschichtschreiber erwähnen, ist das von Baktrien in dem heutigen Balkh an der Nordostgrenze von Iran. Die historischen Nachrichten beschränken sich auf die Erwähnung fremder Eroberungszüge dahin, besonders eines assyrischen.

Meder.

Mehr ist von der Geschichte Mediens überliefert. Dieses in West-Iran gelegene Land galt bei den Alten für eines der wichtigsten Asiens, wegen seiner Größe, seiner vortheilhaften Lage, der Menge der kriegerischen Bewohner, der trefflichen Pferdezucht und der in den niedrigen, warmen Strichen gesegneten Fruchtbarkeit. Die Meder waren ein tapferes Reitervolk.

Im dreizehnten Jahrhundert wurden sie von den Assyrern unterworfen und standen fünfhundert Jahre unter deren Botmäßigkeit. Dann erkämpften sie ihre Unabhängigkeit und wählten, damit Ordnung und Sicherheit bei ihnen herrsche, 709 v. Chr. den Deïokes zum König, welcher sich als gerechter Richter in seiner Ortschaft einen guten Namen erworben hatte. Deïokes baute die Hauptstadt Ekbatana mit siebenfachen Ringmauern, von denen eine immer in-

nerhalb der andern errichtet ward, im Umkreise der innersten die Königsburg mit dem Schatze. Dem Deïokes folgten nach seinem Tode aus seinem Geschlechte die Könige Phraortes, Kyaxares und Astyages. Phraortes unterwarf die Perser. Unter Kyaxares aber wurden die Meder selbst eine Zeit lang den Scythen unterthänig. So heißt bei Herodot ein Volk, dessen Hauptwohnsitze im heutigen europäischen Südrußland zwischen der Donau und dem Don waren. Sie gehörten wahrscheinlich zu der mongolischen Race und waren von Hochasien nach Europa eingewandert. In ihrer Lebensweise glichen sie den heutigen Reiter- und Hirtenvölkern Hochasiens. Zur Zeit des Kyaxares brachen sie vom Kaukasus her in Asien ein, besiegten die Meder, durchstreiften und verwüsteten die Länder bis zur Grenze Aegyptens und beraubten die Völker acht und zwanzig Jahre lang. Nach Verlauf dieser Zeit machte Kyaxares ihrer Herrschaft ein Ende. Nach Vertreibung der Scythen unternahm Kyaxares in Gemeinschaft mit den Babyloniern einen Krieg gegen die Assyrer.
605 v. Chr. Er eroberte die assyrische Hauptstadt Ninive und unterwarf sich das Land. Dem Kyaxares folgte nach einer vierzigjährigen Regierung sein Sohn Astyages, von dem in der persischen Geschichte die Rede sein wird.

Babylonier und Assyrer.

Das Land. Die fruchtbaren Gegenden am Euphrat und Tigris waren der Sitz des babylonischen und assyrischen Reiches. Babylonien lag zwischen den beiden Flüssen, im Süden vom persischen Meerbusen begrenzt, und seine Hauptstadt war Babylon oder Babel. Assyrien hingegen mit der Hauptstadt Ninive lag jenseits des Tigris, östlich von Mesopotamien; im weiteren Sinne wurde öfters auch Babylonien zu Assyrien gerechnet. Babylonien, jetzt Irak Arabi genannt, ist eine den jährlichen Ueberschwemmungen des Euphrat und Tigris ausgesetzte Ebene, welche im Alterthume durch Kanäle zu einem sehr fruchtbaren Lande gemacht war. Der südwestliche, an Arabien grenzende Theil hieß Chaldäa. So fruchtbar aber auch Babylonien an Getreide und ähnlichen Gewächsen war, so arm war es an Bäumen. Auch gab es bei Babylon keine Steine, aber einen unerschöpflichen Vorrath der besten Ziegelerde, von welcher theils an der Sonne getrocknete, theils in Oefen gebrannte Backsteine von großer Festigkeit gemacht wurden. Zu der Fruchtbarkeit des Bodens kam noch die vortheilhafte Lage des Landes, durch welche es zum Hauptsitze des asiatischen Völkerverkehrs bestimmt schien. In der Mitte zwischen dem Indus und dem Mittelmeer gelegen, war es der natürliche Stapelplatz der kostbaren Waaren des Ostens, die dem Westen zugeführt wurden. Der persische Meerbusen bildete gleichsam die große Handelsstraße, welche die Natur den seefahrenden Völkern des indischen Meeres bis tief in die Mitte von Asien

hinein gebahnt hatte, und die beiden großen Ströme waren gleichsam die Fortsetzung dieser Straße, welche die Verbindung mit den Anwohnern des schwarzen und kaspischen Meeres eröffneten. So von der Natur begünstigt, mußte dieses Land der Sammelplatz der Völker werden, und blieb es, so lange der innere Verkehr von Asien blühte. Erst als die Europäer auf dem Ocean den Weg nach Indien fanden, sanken die reichen Städte am Euphrat und Tigris, und Babylonien, gedrückt von dem doppelten Joche der Anarchie und des Despotismus, wurde, was es ursprünglich gewesen war, eine unfruchtbare Steppe. Gegenwärtig liegt dieses herrliche Land unter der rohen Türkenherrschaft fast unbenutzt da, aber alte Trümmer von Städten und Bewässerungsanstalten bezeugen die frühere Blüthe. — Assyrien, welches größtentheils dem heutigen Kurdistan oder Mosul entspricht, ist im Norden gebirgig, im Süden eine von Flüssen reichbewässerte und zum größten Theile fruchtbare Ebene.

Geschichte.

Frühzeitig bildeten die Bewohner beider Länder besondere Völker unter den Namen Babylonier und Assyrer. Nach dem ersten Buche Mosis war Assyrien erst von Babylonien aus bevölkert und Babylon bereits in der frühesten Zeit gegründet worden.

Der erste Beherrscher von Babylonien soll Nimrod, ein gewaltiger Jäger, gewesen sein. Die Babylonier wurden von Ninus, dem Gründer des assyrischen Reiches und der Hauptstadt Ninive, unterworfen, und Babylonien blieb Jahrhunderte hindurch eine Provinz des assyrischen Reiches. Ninus unterwarf sich das westliche und mittlere Asien. Bei der Besiegung eines älteren baktrischen Reiches zeigte ihm Semiramis, die Gemahlin eines seiner Generale, einen Weg zur Eroberung der lange vergebens belagerten Hauptstadt Baktra. Ninus entbrannte in Liebe zu der Semiramis und nöthigte deren Gemahl sie ihm abzutreten, weshalb dieser sich entleibte. Nach dem Tode des Ninus übernahm Semiramis als Vormünderin ihres Sohnes Ninyas die Regierung. Sie wird als eine unternehmende und kriegerische Frau geschildert und soll bis nach Indien und auf der andern Seite bis in das Innere von Afrika vorgedrungen sein, Babylon neu gegründet, Kunststraßen und Kanäle angelegt und andere Bauwerke errichtet haben. Die großartigen Bauwerke Babylons werden der Semiramis, in wahrscheinlicheren Nachrichten dem viel späteren babylonischen Könige Nebukadnezar zugeschrieben. Im Gegensatz zu seinen kriegerischen und kühnen Eltern verließ Ninyas die Hauptstadt nicht und brachte sein ganzes Leben unter seinen Kebsweibern und Verschnittenen hin. Nach ihm soll eine lange Reihe von weichlichen und unthätigen Königen gefolgt sein. Diese Erzählungen sind höchst sagenhaft; ebenso die Angabe von der langen Dauer des assyrischen Reiches. Es steht bis jetzt nur so viel fest, daß seit dem dreizehnten Jahrhundert ein großes assyrisches Reich mit der Hauptstadt Ninive bestand. Wie weit sich dieses Reich erstreckt habe, kann man nicht mit Bestimmtheit sagen, nur daß weiß man, daß Babylonien, Medien und Persien ihm unterworfen waren. Bis zum achten Jahrhundert unserer Zeitrechnung ist die folgende Geschichte der Assyrer dunkel. Im achten Jahrhundert erhoben sich die Meder, Perser

und Babylonier gegen die assyrische Herrschaft und machten sich unabhängig. Die Meder und Perser behaupteten ihre Selbstständigkeit, die Babylonier hingegen geriethen bald wieder in Abhängigkeit vom assyrischen Reiche. Babylonien wurde ein Lehnreich, auf dessen Thron die assyrischen Könige zuweilen ihre Söhne und Verwandten setzten. Die assyrische Macht wurde durch die Losreißung einzelner Völker zwar geschwächt, aber keineswegs zerstört. Denn im achten Jahrhundert werden assyrische Könige genannt, welche ihr Reich nach dem Westen hin ausbreiten, Babylonien, Syrien, Israel und Phönicien bedrängen und unterwerfen. Zuerst wird Phul genannt um 770, welcher die Reiche von Damaskus und Israel in Schrecken setzte. Der folgende König Tiglath Pileser unterwarf 740 ganz Syrien und einen Theil von Israel und versetzte einen Theil der zehn israelitischen Stämme in die Länder am kaspischen Meere. Der folgende König Salmanassar eroberte nach dreijähriger Belagerung die Hauptstadt Samaria (722), machte dem Reiche Israel ein Ende und vollendete die Wegführung der zehn Stämme. Auch Phönicien, mit Ausnahme von Tyrus, kam damals unter assyrische Herrschaft. Der folgende König Sanherib mußte den gegen Aegypten unternommenen Eroberungszug aufgeben, verlor in Palästina einen Theil seines Heeres durch die Pest und wurde nach seiner Rückkehr nach Assyrien von zweien seiner Söhne ermordet. Nun warf sich sein jüngerer Sohn Assarhadon, der Statthalter von Babylonien, zum Herrscher auf und regierte acht Jahre über Assyrien und Babylonien.

Etwas über 600 Jahre vor Christi Geburt regierte der durch seine Schwelgerei sprichwörtlich gewordene Sardanapal. Unter ihm machte sich der assyrische Statthalter von Babylonien, Nabopolassar unabhängig und griff in Verbindung mit dem medischen Könige Kyaxares das assyrische Reich an. Sardanapal unterlag, wurde in Ninive belagert und verbrannte sich mit seinen Weibern und Schätzen. Ninive wurde zerstört, und in das assyrische Reich theilten sich die Eroberer.

Nun wurde 605 v. Chr. Babylonien der herrschende Staat in Vorderasien. In einem Kriege mit Nabopolassar dehnte der ägyptische König Necho seine Herrschaft bis zum Euphrat aus. Nabopolassars Sohn aber, Nebukadnezar [604—561 v. Ch.], eroberte nach Besiegung Necho's bei der Stadt Karchemisch oder Kirkesium am Euphrat diese Länder wieder, zwang den König Jojakim von Juda ihm zu huldigen, zerstörte Jerusalem (585) und führte viele Juden nach Babylonien. Die Phönicier unterwarfen sich ihm freiwillig; nur Tyrus vermochte er nicht zu besiegen. Auch Aegypten eroberte Nebukadnezar, und die an dasselbe grenzenden Länder soll er sich zinsbar gemacht haben. Dieser große Eroberer hat wahrscheinlich die gewöhnlich der Semiramis zugeschriebenen Wunderwerke von Babylon aufführen lassen.

Nach dem Tode des Nebukadnezar 561 v. Chr. sank unter den folgenden Königen das babylonische Reich. Der letzte König von Babylonien, welcher sich mit dem lydischen Könige Krösus gegen die Perser verbunden hatte, wurde von Cyrus besiegt, Babylon nach der Trockenlegung des durch diese Stadt fließenden Euphrat

erobert und Babylonien 538 v. Chr. zu einer persischen Provinz gemacht.

Ueber die inneren Verhältnisse der Assyrer haben wir fast gar keine Nachrichten, mehr hingegen über die Babylonier. Ninive.

Der Umfang von Ninive wird zu 11—12 deutschen Meilen, die Bevölkerung zu zwei Millionen Seelen angegeben. Die Mauern von Ninive, welche ein längliches Viereck bildeten, sollen 100 Fuß hoch und so breit gewesen sein, daß auf ihnen drei Wagen neben einander fahren konnten, und sollen mit 1500 Vertheidigungsthürmen versehen gewesen sein. Obgleich diese Angaben wohl übertrieben sind, so mag Ninive doch in seiner Zeit die größte Stadt Vorderasiens gewesen sein. Die Einwohner müssen einen ausgebreiteten Handel getrieben und einen großen Reichthum besessen haben. Die Trümmern von Ninive sind bei dem heutigen Mosul entdeckt und in der allerneuesten Zeit Nachgrabungen veranstaltet worden. Man hat die Mauern eines großen Palastes gefunden; die äußeren Wände sowohl als die der Säle im Innern sind mit Basreliefs bedeckt. Es sind Darstellungen sehr verschiedener Art, Festaufzüge und besonders kriegerische Scenen, Schlachten mit Streitwagen, Belagerungen u. s. w. Sieger und Besiegte unterscheiden sich in Gesichtszügen und Kleidung; in den letzteren meint man Semiten zu erkennen. Man hat eine große Menge Waffen, Gefäße, Bronze- und Elfenbeinarbeiten und einen Obelisk aus Basalt von sieben Fuß Höhe gefunden. Der Obelisk enthält zwanzig Basreliefs mit Schlachten, Belagerungen und vielen Thieren, namentlich Elephanten, Nashörnern, baktrischen Kameelen und Affen. Es erinnern diese Darstellungen an den indischen Feldzug der Semiramis. Menschen und Pferde sind, wenn auch nicht ohne einzelne Fehler in der Zeichnung, im Ganzen gut aufgefaßt, die Bewegungen lebendig und ausdrucksvoll. Es giebt sich darin eine Kenntniß und ein Geschmack kund, welche Alles, was wir sonst von eigenthümlicher altasiatischer Kunst kennen, weit hinter sich zurücklassen. Der Stil dieser Werke stimmt mit keinem bekannten überein. Um so schmerzlicher ist es, daß wir die assyrische Kultur sonst gar nicht kennen. Man kann von den Assyrern nicht einmal bestimmt angeben, zu welcher der Hauptvölkerfamilien sie gehörten, da man ihre Sprache nicht kennt. In den Ruinen von Ninive sind Inschriften gefunden worden in einem Alphabet, welches man wegen der Form Keilschrift nennt, sie sind aber noch nicht enträthselt. Semiten waren die Assyrer schwerlich, eher dürften sie dem Zendvolke verwandt gewesen sein.

Der Ruhm von Babylon knüpfte sich besonders an die großen Bauwerke. Herodot nennt Babylon die prächtigste aller Städte. Diese Pracht erhielt es erst in den Zeiten seiner letzten Unabhängigkeit, als es unter Nabopolassar als Hauptstadt im Gebiete des Euphrat und Tigris an die Stelle des zerstörten Ninive getreten war. Nach Herodot bildete die Stadt ein Viereck, von dem jede Seite 120 Stadien oder drei geographische Meilen lang war. Die Berichte neuerer Reisenden bestätigen diesen bedeutenden Umfang, nur darf man denselben nicht in gleicher Weise als Maßstab der Bevöl- Babylon.

kerung annehmen als in Europa. Die Bauart der Häuser war anders. Die Häuser waren mit Gärten und Höfen umgeben. Der Euphrat schied die Stadt in zwei Theile, welche durch eine steinerne Brücke mit einer hölzernen Decke in Verbindung standen. Umgeben war Babylon mit Mauern von gebrannten Ziegelsteinen, welche nach Herodot 200 Ellen hoch und 50 Ellen dick waren. Auf beiden Ufern des Flusses lagen königliche Paläste. In dem östlichen Theile der Stadt befand sich eine große aufgemauerte Steinmasse mit vier ungeheuren Terrassen, welche mit Erde bedeckt und als Gärten angelegt waren. Das Wasser wurde aus dem Euphrat bis auf die oberste Höhe auf künstliche Weise geleitet. Diese sogenannten schwebenden Gärten führen zwar den Namen der Semiramis, waren aber eine Anlage des Nebukadnezar, der sie wegen seiner Gemahlin, einer Tochter des Kyaxares, aufführen ließ, um diese mit einem lebendigen Bilde ihres medischen Vaterlandes zu erfreuen. Berühmt war auch der Belustempel, ein viereckiger hoher Thurm. Er bestand aus acht Stockwerken, deren abnehmende Durchmesser ihm ein pyramidenähnliches Ansehen gaben. Um denselben liefen auswärts Treppen mit Ruheplätzen. Auf dem obersten Absatze stand das Heiligthum mit einem goldenen Tische und Sitze. Die Ruinen des Belustempels meint man noch jetzt in den Birs-Nimrod oder Nimrods-Burg genannten Trümmern zu erkennen.

Babylon verfiel, seit es die eigenen Könige verloren hatte. Schon im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung hausten wilde Thiere innerhalb der Ringmauern. Jetzt ist die Stätte, wo Babylon einst stand, mit Trümmern und Schutthaufen bedeckt und die Strecken zwischen den einzelnen Ruinengruppen sind mit Ziegeln, Backsteinen und Scherben wie übersäet. Seit zwei Jahrtausenden sind sie durch die Regenströme von den zerfallenden Mauern herabgespült und weit umher geführt worden, und fortwährend werden diese Haufen und Mauermassen von den in der Nähe hausenden Arabern wie Steinbrüche benutzt, ganze Schiffsladungen von Ziegeln auf dem Euphrat fortgeführt.

Abstammung der Babylonier.

Die Babylonier waren Semiten. Man theilt die Sprachen dieser Völkerfamilie in drei Hauptzweige, den hebräisch-phönicischen, den arabischen und den aramäischen; zu dem letztern gehört die Mundart der Babylonier, gewöhnlich die chaldäische genannt. Doch brauchen die griechischen Schriftsteller die Benennung Chaldäer weniger für das babylonische Gesammtvolk, als für einen Theil desselben, der in der Landschaft Chaldäa am persischen Meerbusen wohnte. Die Chaldäer waren entweder ein in Babylonien von der ältesten Zeit einheimisches oder ein schon lange vor der assyrischen Eroberung eingewandertes Volk. Sie scheinen der ursprünglich kultivirte Stamm gewesen zu sein, und die babylonische Priesterkaste führte vorzugsweise diesen Namen.

Staatsverfassung.

In Babylon wie in Assyrien hatten die Könige eine unumschränkte Gewalt. Nach den Nachrichten im Propheten Daniel war die Verfassung des babylonischen Reiches der persischen ähnlich; ein Herrscher mit despotischer Gewalt, ein Hof, an dem Eunuchen die

ersten Stellen bekleiden; eine Eintheilung des Reiches in Satrapien, die von Statthaltern beherrscht werden und bei denen eine Abstufung des Ranges und der Titel und oft auch eine Trennung der Militär- und Civil-Gewalt statt fand.

Religion. Die Babylonier verehrten die Gestirne, besonders die Sonne und den Mond, und nächst ihnen die übrigen fünf Planeten. Der oberste Gott, der Sonnengott, ist Belus oder Bel; er ist auch der Gründer des Staates und der Stadt. Wie Bel das oberste männliche Prinzip in der Natur ist, so ist die Mondgöttin Mylitta das oberste weibliche, sie ist zugleich Symbol der gebärenden Natur. Die Leitung des Gottesdienstes und den alleinigen Besitz der höheren Bildung hatte die Priesterkaste, welche Chaldäer, in der Bibel Magier genannt wird. Neben der Priesterkaste gab es keine anderen Kasten. Unter die durch Geburt der Priesterkaste angehörenden Mitglieder wurden auch Leute aus dem übrigen Volke und sogar Ausländer, wie z. B. der Prophet Daniel, wegen ihrer Kenntnisse oder auf Befehl des Königs aufgenommen. Sie hatten ein vom König ernanntes Oberhaupt, zerfielen nach ihren Beschäftigungen in Klassen, waren im Lande vertheilt und lebten von den ihnen angewiesenen Gütern.

Kenntnisse. Die Chaldäer beschäftigten sich wegen der göttlichen Verehrung der Gestirne und weil man nach der Stellung derselben für jede Handlung die glückliche Stunde bestimmte und die jährlichen Ueberschwemmungen eine genaue Beobachtung der Jahreszeiten erforderten, frühzeitig mit der Astronomie und wegen der Kanäle und Dämme mit der Geometrie. Die babylonischen Berechnungen der Mondfinsternisse erregen wegen ihrer Genauigkeit noch jetzt Bewunderung. Die Beobachtungen, welche dazu erforderlich waren, setzen Zeitmessung voraus, und wir wissen, daß die Babylonier die Eintheilung des Tages in zwölf Stunden kannten und gebrauchten. Zur Bestimmung derselben bedienten sie sich einer Wasseruhr, welche später auch von griechischen Astronomen angewandt wurde. Zu ihren großartigen Bauwerken bedurften die Babylonier eines genauen räumlichen Maßes und sie sind, wenigstens unter den westasiatischen Völkern, die ersten gewesen, welche ein System der Maß- und Gewichtseintheilung gehabt haben. Von ihnen haben dieses die syrischen Küstenvölker und von diesen die Griechen angenommen. Die Babylonier brachten die Kunst, aus den Sternen die künftigen Geschicke der Menschen zu bestimmen, in ein förmliches System, von Griechen und Römern chaldäische Wissenschaft genannt, wie Sterndeuter bei diesen Völkern Chaldäer hießen. Auch mit Traumdeuterei, Zauberei und Arzneikunde befaßten sich die Chaldäer.

Künste, Gewerbe und Handel. Um das durch keine Gebirge geschützte Babylonien gegen kriegerische Nomadenvölker zu sichern, führte man Festungswerke auf und so bildete sich frühzeitig die Baukunst aus. Wegen Mangels an Bausteinen lernte man Backsteine und Ziegeln verfertigen.

Frühzeitig war das Land mit Hülfe der Bewässerungsanstalten gut angebaut, große Städte angelegt und die städtischen Gewerbe

entwickelt und vervielfältigt. Die einheimischen Kunstprodukte waren besonders Webereien, wollene und baumwollene Gewänder, Teppiche, wohlriechende Wasser, geschnitzte Handstöcke und geschnittene Steine. Babylon stand mit den Hauptstädten und Hauptländern des persischen Reiches in lebhaftem Verkehr. Aus dem persischen Indien holten die Babylonier Edelsteine, große indische Hunde, Färbewaaren, Shawls und Goldsand. Auf der anderen Seite stand Babylon durch eine große von Babylon nach Susa und von da nach Sardes und Ephesus führende Handelsstraße mit Vorderasien in Verbindung. Eine andere Richtung des babylonischen Handels ins innere Asien ging nach Norden, besonders nach Armenien. Die Armenier benutzten den Euphrat, um ihre Waaren nach Babylon zu bringen. Auf dem persischen Meerbusen wurde schon lange vor der Perserherrschaft eine bedeutende Schifffahrt getrieben, welche sich bis an die Westküste von Vorderindien ausdehnte. Diese Schifffahrt trieben vielleicht weniger die Babylonier als vielmehr Phönicier, welche sich an den Ostküsten Arabiens und auf den nahe gelegenen Baharein-Inseln niedergelassen hatten. Sie holten die Waaren aus Indien und brachten sie theils nach Babylon, theils zu den phönicischen Handelsstädten, von wo aus sie weiter verbreitet wurden. Die Gegenstände dieses Handels waren: arabischer Weihrauch, indische Spezereien, Elfenbein, Ebenholz, Edelsteine und persische und indische Perlen.

Alles was wir von dem alten Babylon lesen, giebt uns ein Bild von Reichthum, Glanz- und Prachtliebe, aber auch zugleich von Ueppigkeit, Ausgelassenheit und einem in Schwelgerei ausartenden Wohlleben. Die Ausgelassenheit der Sitten zeigte sich besonders in den freieren Verhältnissen der Frauen.

Phönicier.

Das Land.

Die Phönicier, ein Volk des semitischen Stammes, sind in sehr früher Zeit in das nach ihnen benannte Land eingewandert. Dieses war ein schmaler Küstenstrich zwischen dem Mittelmeer und dem Libanon, ohngefähr 25 bis 28 Meilen lang und 3 Meilen breit, im Norden von Syrien und im Süden von Palästina begrenzt. Dieses schmale Küstenland, reich an Buchten und Häfen, war mit hohen Gebirgen bedeckt, welche auch zum Theil als Vorgebirge in die See hinausliefen und deren Waldungen das schönste Bauholz für die Flotten und Wohnungen der Phönicier darboten. Auf diesem Küstenstriche erbauten die Phönicier eine Reihe von Städten und Ortschaften, die fast ununterbrochen zusammenhingen und mit den in den Häfen liegenden Handelsflotten, den absegelnden und ankommenden Schiffen einen wunderbaren Anblick gewährt haben müssen. Als die älteste phönicische Stadt wird Sidon genannt, deren Tochterstädte die übrigen waren. Vor allen ausgezeichnet war

Tyrus, Alttyrus auf dem Festlande und das später entstandene Neutyrus auf einer benachbarten Insel. Andere wichtige Städte waren Aradus, Berytus (jetzt Beirut), Byblus und Tripolis. Von dieser Herrlichkeit sind jetzt nur noch geringe Spuren vorhanden, die Städte und ihre Prachtgebäude sind in Trümmer gesunken und die Häfen versandet.

Das Land bildete niemals einen Staat, sondern war von den ältesten Zeiten an bis auf die persische Herrschaft stets in eine Anzahl einzelner Städte mit ihren Stadtgebieten getheilt. Die einzelnen Städte waren unabhängig von einander und nur für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten zu einem Bunde vereinigt, an dessen Spitze die angesehenste stand. In den einzelnen Städten herrschte ein durch die Aristokratie beschränktes Oberhaupt, dessen Herrschaft bald erblich, bald lebenslänglich, bald auch nur auf eine bestimmte Zeit übertragen war. Die Macht der Könige scheint auch durch die Religion beschränkt gewesen zu sein. Die Priester bildeten eine zahlreiche und einflußreiche Klasse und scheinen den Königen am nächsten gestanden zu haben. Verfassung.

Die Geschichte der Phönicier dreht sich um die Städte Sidon und Tyrus, welche abwechselnd an der Spitze der Phönicier standen.

In der ältesten Zeit ist Sidon die mächtigste Stadt, welche schon zu Josephs Zeit mit Aegypten Handel treibt und zur Zeit der Auswanderung der Juden aus Aegypten als eine weithin herrschende Stadt erscheint. Zur Zeit Homers waren die Kleiderstoffe von Sidon berühmt. Sidon gründete an anderen Punkten Phöniciens Kolonien, namentlich das später so mächtige Tyrus. Die Kultur Phöniciens erlangte einen rascheren Aufschwung, als die Ackerbau treibenden Israeliten die um Phönicien wohnenden Nomadenvölker verdrängten und auch die Bewohner des benachbarten Syrien zu höherer Bildung gelangten. Die Bedürfnisse dieser Völker förderten die Gewerbsthätigkeit und den Handel der Phönicier. Andeutungen der phönicischen Geschichte.

Zur Zeit von David und Salomo war Tyrus die mächtigste Stadt Vorderasiens und stand an der Spitze von Phönicien.

Der assyrische König Salmanassar, welcher dem Reiche Israel ein Ende machte, zwang auch die Phönicier ihm zu huldigen. Nur die Tyrier widerstanden mit siegreichem Muthe seinem Angriffe. Zwar fiel Tyrus in seine Gewalt: aber die Bewohner zogen sich auf eine kleine, vor demselben gelegene Insel zurück, welche von jetzt an Neu-Tyrus hieß. Fünf Jahre vertheidigten sich die Tyrier gegen die Uebermacht der Feinde, und endlich mußten die Assyrier unverrichteter Sache wieder abziehen. Tyrus blühte von neuem auf; den Tyriern dienten Sidonier und Araber als Matrosen, von der Nordküste von Afrika, vom rothen Meer her und aus Persien erhielten sie Söldner; sie besaßen eine große Handelsflotte, ihre Schiffe waren zum Theil auf das prachtvollste verziert und bei festlichen Gelegenheiten mit Segeln von feinen baumwollenen Zeugen versehen.

In der folgenden Zeit bedrohte der babylonische König Nebukadnezar, der Zerstörer von Jerusalem, die Freiheit der Tyrier. Die übrigen Phönicier huldigten ihm; die Tyrier aber zogen sich wieder

auf ihre Insel zurück und behaupteten ihre Unabhängigkeit, obgleich das babylonische Heer dreizehn Jahre in Phönicien blieb und sie bekriegte. Nur Alt-Tyrus fiel in die Gewalt Nebukadnezars, welcher alle Einwohner nach Babylonien wegführen ließ.

Als Cyrus die persische Herrschaft über Vorderasien ausdehnte, unterwarfen sich die Phönicier, jedoch wahrscheinlich nur unter gewissen Bedingungen. Sie waren zum Seedienst und zu gewissen Abgaben verpflichtet, behielten aber ihre seitherigen Einrichtungen und verwalteten sich selbst. Sie ordneten auf einer von Zeit zu Zeit zu Tyrus statt findenden Versammlung von Abgeordneten der einzelnen Städte ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten. Nur durch die Bedrückungen persischer Statthalter und Kriegsanführer hatten die Phönicier und namentlich Sidon zu leiden, welches damals wieder über Tyrus emporblühte und der Mittelpunkt des phönicischen Seewesens war. Mit den kleinasiatischen Griechen bildeten die Phönicier den Kern der persischen Seemacht.

Um die Mitte des vierten Jahrhunderts nahmen die Phönicier, von Sidon aufgeregt, an einer in Aegypten ausgebrochenen und von da nach Asien verbreiteten Empörung Theil. Die Empörung mißlang, und die phönicischen Städte unterwarfen sich bei der Annäherung des persischen Heeres wieder. Nur die Sidonier steckten, um jede Flucht zu verhindern, ihre Schiffe in Brand und verbrannten ihre Stadt, sich selbst und ihre Schätze, als ihre Stadt durch Verrath eines mit ihnen verbündeten Fürsten in die Gewalt des persischen Königs gefallen war. Zwar wurde Sidon bald wieder aufgebaut und war nach zwanzig Jahren wieder bevölkert und blühend: allein Tyrus schwang sich durch seinen Handel von neuem über dasselbe empor.

Alexander dem Großen unterwarfen sich die phönicischen Städte mit Ausnahme von Tyrus, welches damals nur aus der Inselstadt bestand. Erst nach einer Belagerung von sieben Monaten konnte Alexander die Stadt einnehmen. Die Tyrier wurden grausam bestraft; alle, welche in Alexanders Gewalt fielen, als Sklaven verkauft. Zwar hob sich die Stadt auch damals wieder: allein der Welthandel zog sich nach dem von Alexander gegründeten Alexandria in Aegypten, Phönicien verlor seine Bedeutung für den Handel und blieb seitdem ein unselbständiger Theil fremder Reiche.

Kolonien. Die Lage der Phönicier machte es ihnen unmöglich, sich in Asien durch Eroberungen auszubreiten, aber ein offenes Feld zur Anlegung von Kolonien boten ihnen die Inseln und Küsten des mittelländischen Meeres. Das System sich durch Kolonien zu verbreiten, war eine natürliche Folge ihres Handels, welcher Anlagen dieser Art nothwendig machte; zugleich fand aber auch ihre Politik darin das zweckmäßigste Mittel, den in großen Handelsstädten sich häufenden Pöbel zu entfernen und dadurch Staatsumwälzungen vorzubeugen. Die Richtung ihres Koloniensystems ging längs den Küsten des Mittelmeeres von Osten nach Westen zu, weil ihr Seehandel ihrer Lage gemäß eben diese Richtung hatte und haben mußte. Die Kolonien waren an den Küsten des Mittelmeeres ungleich vertheilt, indem sich in gewissen Gegenden viele und dicht bei

einander, in anderen wenige oder gar keine fanden. Wenn man die griechischen und phönicischen Kolonien nach ihrer geographischen Lage mit einander vergleicht, so scheint es beinahe, als hätte ein stillschweigender Vertrag zwischen beiden Nationen bestanden, sich gegenseitig einander aus dem Wege zu gehen. Die Griechen besetzten mit ihren Kolonien die Küsten von Kleinasien und des schwarzen Meeres, das südliche Italien, den größten Theil der sicilianischen und die gallischen Küsten, während sich die Phönicier vorzugsweise an der Nordküste von Afrika in der Gegend von Karthago und in dem südlichen und westlichen Spanien ansiedelten. Die phönicischen Kolonien, durch ihre Entfernung von dem Mutterlande begünstigt, machten sich mit der Zeit unabhängig und standen mit dem Mutterlande nur durch Handel, wechselseitige Pietät und die Verehrung der Nationalgötter in Verbindung. Die Gründung der meisten phönicischen Kolonien fällt in die blühenden Zeiten von Phönicien, in die Zeit von Salomo bis Cyrus (1000—560 v. Chr.). Die Inseln des Mittelmeeres, Cypern und Kreta, sowie die Sporaden und Cykladen und Thasos hatten phönicische Kolonisten erhalten. Die Städte auf Rhodus hatten phönicischen Kultus. Auch an den West- und Nordküsten von Kleinasien fanden sich Spuren der Phönicier; nur wurden sie von hier verdrängt, als die Griechen die Inseln und Küsten von Kleinasien besetzten. Wir finden ferner phönicische Kolonien auf Sicilien, Sardinien, Korsika und den balearischen Inseln. Ein Hauptland für die Kolonien der Phönicier war Spanien; der südliche Theil des jetzigen Andalusien, welchen damals die Turditaner bewohnten, war gleichsam phönicisirt, und man fand dort, nach Strabo's Bericht, über 200 Oerter, denen man einen phönicischen Ursprung gab. Diese Landschaft wurde von den Phöniciern Tartessus genannt. Auf einer kleinen Insel außerhalb der Säulen des Hercules gründeten die Phönicier bereits 1100 vor Chr. Gades mit einem berühmten Tempel des tyrischen Hercules. Die Säulen des Hercules waren im Alterthum gleichsam die Grenze der bekannten Welt, und die Länder, welche außerhalb derselben lagen, blieben in ein tiefes Dunkel gehüllt. Die Phönicier suchten dieses durch ihre geheimnißvolle Zurückhaltung noch zu vermehren: allein es wäre ihrer ganzen Verfahrungsart und Handelspolitik entgegen gewesen, wenn sie sich nicht an einigen Stellen der nördlichen spanischen Küste und auf den sorlingischen Inseln angesiedelt hätten. Ein zweites Hauptland der phönicischen Niederlassungen war die Nordküste von Afrika, besonders der mittlere Theil derselben, das nachmalige Gebiet von Karthago, das jetzige Tunis. Ihre dortigen Niederlassungen waren ebenso viele Standpunkte, sowohl für den westlichen Handel, als auch für den in das innere Afrika. Dieser ganze Strich der Küste war mit einer Reihe ihrer Pflanzstädte bedeckt, von denen wahrscheinlich das um 1100 v. Chr. gegründete Utika die älteste war. Später wurden Karthago, Adrumetum, Tysdrus, Groß- und Klein-Leptis angelegt. Ging auch die Hauptverbreitung des phönicischen Völkerstammes durch Kolonien nach Westen, so fehlt es doch auch am arabischen und persischen Meerbusen nicht an Spuren phönicischer Niederlassungen. Im persischen Meerbusen erinnern die Namen einiger Inseln, Tyrus oder

Tylos und Arados, welche man für die jetzigen Bahrein Inseln hält, an die Phönicier.

Handel und Schifffahrt.

Phönicien war für den Handel und die Schifffahrt sehr günstig gelegen. Der Handel der Phönicier war schon im hohen Alterthume so ausgedehnt, daß er ein Welthandel genannt zu werden verdient. Indem er kostbare, dem verfeinerten Lebensgenusse dienende Waaren aus den entlegensten Ländern herbeiführte, giebt er uns durch seine Ausbreitung und seine Gegenstände das sprechendste Zeugniß von einer Civilisation, wie man sie in jenen früheren Jahrhunderten kaum erwarten sollte. Den lebhaftesten Verkehr hatten die Phönicier mit ihren Kolonien, namentlich mit Spanien, welches Land sie durch seine Fruchtbarkeit und seinen Metallreichthum anzog. Spanien brachte nicht nur Getreide, Wein, Oel, Wachs, feine Wolle und Früchte hervor, sondern war damals auch das silberreichste Land der Erde. Man fand aber auch Gold, Eisen, Zinn und Blei. Von Gades aus fuhren die Phönicier bis zu den kassiteridischen Inseln (den heutigen sorlingischen oder Scilly=Eilanden). Von diesen Inseln holten sie Zinn, welches noch heutzutage dort gewonnen wird. Von diesen Reisen brachten sie auch den im Alterthum hochgeschätzten Bernstein mit zurück, den sie aber wohl durch Zwischenhandel erhielten, nicht von dem preußischen Uferlande selbst holten. Mit den östlichen und südlichen Ländern, deren kostbare Erzeugnisse die Phönicier gegen andere Waaren eintauschten, standen sie theils auf Landwegen in Verbindung, theils auf den Wasserstraßen des Euphrat und des rothen Meeres. Als Ziel ihrer Fahrten vom rothen Meere aus wird Ophir genannt. Unter diesem Lande kann man nur das südliche Arabien oder Indien verstehen, und das letztere hat die größere Wahrscheinlichkeit für sich. Daß die Phönicier vom persischen Meerbusen aus Fahrten nach Indien unternommen haben, ist keinem Zweifel unterworfen. Nach der Erzählung des Herodot sollen Phönicier um das Jahr 600 v. Chr. auf Befehl des Königs Necho von Aegypten auf einer Fahrt von drei Jahren von dem rothen Meere aus um die Küsten von Afrika herumgefahren und durch die Säulen des Hercules zurückgekehrt sein. Die Wahrheit dieser Erzählung wird sehr bezweifelt: doch scheint gerade die Angabe, daß die Phönicier bei der Umschiffung von Libyen die Sonne zur Rechten gehabt hätten, für die Richtigkeit der Erzählung zu sprechen. Neben dem Seehandel trieben die Phönicier auch Seeräuberei und führten schöne Weiber und Knaben mit sich fort, um sie dann als Sklaven zu verkaufen. Um den gewinnreichen Handel mit den kostbaren Erzeugnissen entfernter Länder nicht mit anderen Völkern zu theilen, hüllten die Phönicier die Wege dahin in Dunkel und verbreiteten Mährchen über die den Reisenden dort drohenden Naturschrecken.

Landhandel.

Die Waaren, welche die Phönicier dem Auslande zuführten, bestanden zwar zum Theil in den Erzeugnissen ihres Fleißes, den Werken ihrer Manufakturen und Fabriken, allein noch weit mehr in den Produkten, welche aus den asiatischen Ländern von ihnen abgeholt, oder auch ihnen zugebracht wurden. Sie holten die rohen Stoffe,

welche ihre Künstler und Handwerker verarbeiteten, aus der Ferne und hatten daher auch einen ausgedehnten Landhandel. Für den Landhandel werden hauptsächlich folgende Karavanenstraßen erwähnt: 1) über die Landenge von Suez nach Memphis, wo den Phöniciern ein eigenes Quartier eingeräumt war und sie die Erzeugnisse des inneren Afrika, Gold, Ebenholz, Straußfedern, Elfenbein eintauschten und dagegen Wein einführten; 2) nach dem glücklichen Arabien, von wo sie besonders Räucherwerk bezogen; 3) nach Babylon durch die Wüste, hauptsächlich über Tadmor oder Palmyra und den am Euphrat gelegenen Handelsplatz Thapsakus. Webereien, Elfenbein, Edelsteine und Gewürze waren hier Handelsgegenstände; 4) nach Armenien und dem Kaukasus, woher sie Sklaven, Pferde und Kupfer holten. Palästina war das Kornland der Phönicier und lieferte ihnen außerdem Wein, Oel und Balsam. Aus Syrien erhielten sie theils Getreide und Wein, theils feine Wolle von den Nomadenstämmen, welche die syrischen und arabischen Sandwüsten durchzogen.

Der Gewerbfleiß der Phönicier war mannigfaltig und für ihre Zeit erstaunenswerth. Berühmt war die Gießkunst, Goldschlägerei, Weberei und Stickerei der Tyrier; die Verfertigung von Bildwerken und Ornamenten wurde in Tyrus im Großen getrieben. Andere Erzeugnisse des phönicischen Kunstfleißes waren gefärbte Stoffe, sidonische Leinwand und die aus edlen Metallen, Elfenbein, Ebenholz und Bernstein verfertigten Geräthschaften. Die Erfindung des Glases sollen sie durch Zufall gemacht haben, indem bei einem Feuer die zur Unterlage eines Topfes genommenen Salpeterstücke mit dem Sande des Bodens und der Asche zusammenschmolzen und so das Glas erzeugten. Das Glas wurde meistens zu Schmucksachen und Gefäßen, auch wohl zu Säulen verwendet und war ein einträglicher Handelsartikel. Auch die Entdeckung des Purpurs sollen sie einem Zufall verdanken. Ein Hund soll an der Meeresküste Muschelthiere gefressen, sich dadurch roth gefärbt und so auf die den Purpur liefernden Seemuscheln aufmerksam gemacht haben. Zur Purpurfärberei wurden zwei Arten von Schalthieren verwendet, die Trompeten- und die eigentliche Purpurschnecke. Unter den asiatischen Purpurschnecken wurden die von Tyrus für die besten gehalten. Schon der natürliche Saft war von verschiedener Farbe. Besonders roth und schwarz, und durch Mischung mit anderen Stoffen wurden gegen dreizehn Farben hervorgebracht. Der berühmteste Purpur war der tyrische, von der Farbe des geronnenen Blutes. Die damit gefärbten Zeuge hatten in der Fläche angesehen einen schwärzlichen Schein, von der Seite zeigten sie das glänzendste Farbenspiel. Diese schillernde Farbe und die unverwüstliche Dauer gaben den Purpurzeugen ihren großen Werth. *Gewerbfleiß und Erfindungen.*

Die Erfindung der Rechnenkunst und der Buchstabenschrift wurde im Alterthum ebenfalls den Phöniciern zugeschrieben, wenigstens erhielten die Griechen die letztere von ihnen und von den Griechen die Römer.

Die Grundlage der phönicischen Religion war Gestirndienst, der aber durch abergläubische Ausbildung der an die Sterne ge- *Die Religion.*

knüpften, persönlich gedachten göttlichen Mächte vergröbert worden war. Der Hauptgott war Baal, der semitische Stammgott Bel, die Sonne. Er wurde auch als Feuergott Moloch verehrt. Bei großen Unfällen wurden ihm Menschen, besonders Kinder geopfert, welche dem ehernen, glühend gemachten Götzenbilde in die Arme gelegt wurden und unter schrecklichen Qualen umkommen mußten, während die anwesenden Mütter ihren Schmerz nicht einmal laut werden lassen durften. Zweifelhaft ist es, ob Melkarth, der von den Griechen der tyrische Hercules genannt wurde, mit Baal für identisch zu halten ist. Unter den weiblichen Gottheiten war Astarte die erste, die Stamm- und Schutzgöttin der Sidonier.

Karthago.

Sage von der Gründung. Gleichzeitig mit Gades 1100 vor Chr. wurde Utika in Nordafrika von den Phöniciern angelegt. Doch berühmter als diese Stadt wurde das später von tyrischen Auswanderern gegründete Karthago. Die Zeit von dessen Gründung wird sehr verschieden angegeben. Nach der Sage war Dido, die Schwester des Beherrschers von Tyrus, Pygmalion um das Jahr 880 v. Chr. die Gründerin dieser wichtigen Handelsstadt. Sie wanderte, als ihr Bruder aus Gier nach den Schätzen ihres Gemahls Sichäus diesen ermordet hatte, mit einer Anzahl Misvergnügter aus und erhielt nach der romanhaften Sage das Gebiet für die zu gründende Stadt dadurch, daß sie von den ungebildeten Einwohnern so viel Land kaufte, als mit einer Ochsenhaut umspannt werden könne, und dann mit der in Streifen geschnittenen Haut einen bedeutenden Strich einfaßte.

Das karthagische Gebiet in Afrika. Karthago lag auf einer Halbinsel in der Nähe des jetzigen Tunis; es war nicht die einzige und auch nicht die erste phönicische Kolonie an der Nordküste von Afrika. Die ganze Küste westlich von der kleinen Syrtis bis an die Säulen des Hercules und noch weiter besetzten die Phönicier mit ihren Niederlassungen. Theils lockte sie die Fruchtbarkeit des Landes, theils der Handel mit den einheimischen nomadischen Völkern, theils dienten diese Niederlassungen als Stationsorte für den Verkehr mit Spanien. Die meisten dieser Kolonien waren wahrscheinlich ursprünglich klein, bereicherten sich aber und machten sich ziemlich unabhängig von dem Mutterlande. Karthago, von einer wegen bürgerlichen Zwistigkeiten aus Tyrus weggezogenen Partei gegründet, ist wohl von Anfang an fast unabhängig gewesen. Tyrus und Karthago beobachteten jedoch gegen einander die Pflichten der Pietät, welche Mutterstaat und Kolonie einander schuldig waren, und Karthago ehrte den tyrischen Hercules durch Gesandtschaften und Opfergaben. Mit den einheimischen Völkern suchte Karthago anfangs ein gutes Vernehmen zu erhalten und zahlte einen jährlichen Tribut; sobald es sich aber

stark genug fühlte, verweigerte es den Tribut und eroberte nach harten Kämpfen einen Strich Landes von ausgezeichneter Fruchtbarkeit, nämlich das Land an der Meeresküste südlich von Karthago, ohngefähr in den Grenzen des heutigen Staates von Tunis. Die Eingeborenen dieses karthaginiensischen Gebietes hießen Libyer; sie hatten feste Wohnsitze und trieben Ackerbau. Die Bewohner einer Anzahl von Küstenstädten dieses Landes vermischten sich mit Karthagern und wurden Libyphönicier genannt. Theils um die Herrschaft über diese Völker zu behaupten, theils um die ärmeren Bürger der Hauptstadt mit Ländereien zu versorgen und das Anwachsen des Pöbels zu verhindern, legten die Karthager in diesem Gebiete eine Menge Kolonien an, welche in strenger Abhängigkeit gehalten wurden und deren Tribut eine Hauptquelle für den karthagischen Staatsschatz war. Sie werden zwar Städte genannt, waren aber wohl mehr offene Orte als Städte und deshalb eine sichere Beute jedes Eroberers, welcher einen Einfall in das Gebiet von Karthago wagte. Von diesen karthagischen Pflanzstädten muß man die ursprünglich phönicischen Kolonien unterscheiden, Utika, Leptis, Adrumetum und Hippo. Diese waren freie Städte, kleine Republiken mit ihren Stadtgebieten, kamen aber, als Karthago mächtig wurde, in eine gewisse Abhängigkeit in der Form eines Bundesverhältnisses.

Im inneren Land lebten die Numidier d. i. Nomaden, umherziehende Hirtenstämme. Wie noch jetzt die Beduinenstämme schweiften auch damals die unbezwungenen Numidier in den an herrlichen Weiden reichen Abhängen des Atlasgebirges umher. Sie waren bei dürftiger und enthaltsamer Lebensweise der größten Anstrengung fähig und stellten den Karthagern für Sold leichte Truppen, besonders vortreffliche Reiter. Der östliche Theil des karthagischen Gebietes, die schmale Küstenstrecke zwischen der kleinen und der großen Syrte, der jetzige Staat Tripolis, war nur an einigen von kleinen Flüssen bewässerten Stellen zum Ackerbau geeignet und daselbst waren auch karthagische Kolonien angelegt. Im Ganzen war der Boden zum Ackerbau nicht passend, wie noch jetzt, und daher blieben die einheimischen Stämme Nomaden. Sie dienten Karthago als Vormauer gegen den Staat von Cyrene und bildeten für die Karthager Karavanen, welche durch die libyschen Wüsten bis zu den Ufern des Niger und östlich bis nach Oberägypten und Aethiopien Züge unternahmen. Das karthagische Gebiet ist ein von waldigen Verzweigungen des Atlasgebirges durchzogenes Land mit einer sandigen Küste, deren wellenförmiger Boden bei sorgfältiger Bewässerung höchst ergiebig ist. Die Karthager hatten ihr Land, besonders in der Nähe der Hauptstadt vortrefflich angebaut. Meilenweit um Karthago bildete das Land gleichsam nur einen einzigen, aufs beste bewässerten und angebauten Garten und war mit den schönsten Landhäusern geschmückt. Karthago hatte sich, unterstützt durch seine vortreffliche Lage, durch die große Fruchtbarkeit und das herrliche Klima des Landes, durch Ackerbau, Handel und Gewerbsthätigkeit, über alle Kolonien der Phönicier nach und nach emporgeschwungen und war die mächtigste Handelsstadt des Westens der alten Welt geworden. In der Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Christo hatte die Stadt Karthago, nach einer wahrscheinlich etwas über-

triebenen Angabe, 700,000 Einwohner und einen Umfang von fünf deutschen Meilen, und die Zahl ihrer Pflanzstädte belief sich auf 300. Die Zeit und die näheren Umstände der Machtvergrößerung Karthagos sind unbekannt, mit einiger Wahrscheinlichkeit kann man vermuthen, daß nach der Unterwerfung Phöniciens durch die Perser im sechsten Jahrhundert die phönicischen Colonien im fernen Westen sich den Karthagern angeschlossen und dadurch zur Hebung Karthagos beigetragen haben. Schon früher waren durch die Angriffe der assyrischen und babylonischen Könige viele Tyrier zur Auswanderung nach Karthago bewogen worden.

Auswärtige Besitzungen.

Die Besitzungen der Karthager beschränkten sich nicht auf Afrika; Sardinien, die balearischen Inseln und Malta haben sie sich unterworfen und sich auf Sicilien und Korsika angesiedelt. Mit Ausnahme von Italien und Gallien finden wir sie fast auf allen Inseln und Küsten des westlichen Mittelmeeres; überall traten sie in die Fußtapfen der Phönicier und nahmen zum Theil deren Stelle ein. Dieses geschah auch in Spanien, wo die früher phönicischen Besitzungen, die dortigen Bergwerke und der Handel in ihre Hände kamen. Begünstigt durch seine Lage fast in dem Mittelpunkte seiner auswärtigen Besitzungen und gestützt auf das Uebergewicht seiner Land- und Seemacht wußte Karthago seine Kolonien in strenger Abhängigkeit zu erhalten. Auch für die Karthager waren die Säulen des Hercules nicht die Grenzen ihrer Unternehmungen. Jenseits derselben, sowohl an der westlichen Küste von Spanien als auch an der Westküste von Afrika, in den jetzigen Reichen von Fez und Marocko haben sie Pflanzorte gegründet.

Staatsverfassung.

Karthago war von Anfang an eine Handelsstadt und hat sich unstreitig durch Handel am meisten bereichert und gehoben. Allein neben dem Handel stand auch der Ackerbau in hoher Achtung. Die Landwirthschaft wurde in allen ihren Theilen selbst von den angesehensten Männern des Staates nicht bloß getrieben, sondern auch in Schriften behandelt. Die Karthager bauten also die Wohlfahrt und das Gedeihen ihrer Stadt nicht allein auf Verkehr und Schifffahrt, sondern auf eine breitere und umfassendere Grundlage.

Der karthagische Staat hatte mit den berühmtesten Freistaaten der alten Welt das gemein, daß eine einzelne Stadt sein Haupt war. Die Bürger dieser Stadt bildeten die herrschende Körperschaft. Ohne Zweifel nahm Karthago anfangs, wie alle Kolonien der alten Welt, die Verfassung seiner Mutterstadt an, und so wird denn auch die sagenhafte Dido als erste Königin genannt. Frühzeitig scheint aber das Königthum abgeschafft und an dessen Stelle eine gemäßigte mit demokratischen Elementen gemischte Aristokratie gesetzt worden zu sein. Während der blühenden Periode der Republik bis auf die Römerkriege dauerte diese Verfassung unerschüttert fort; erst in der letzten Zeit führte der durch Gewinnsucht und übermäßigen Reichthum verdorbene Nationalcharakter Veränderungen herbei.

Einen Erbadel mit erblichen Vorrechten, d. h. eine Anzahl von Familien, die allein durch ihre Geburt ein ausschließliches Recht auf die Staatsverwaltung gehabt hätten, wie die römischen Patri-

cier in den früheren Zeiten, scheint es in Karthago nicht gegeben zu haben. Dagegen erlangten einzelne Familien durch Reichthum, Kriegsruhm und andere Vorzüge ein solches Ansehen, daß die Feldherren und hohen Magistrate ausschließlich aus ihnen genommen wurden. An der Spitze des Staates standen zwei Suffeten, die aus den vornehmsten und reichsten Familien gewählt wurden und wahrscheinlich lebenslänglich regierten. Sie werden bald mit den spartanischen Königen, bald mit den römischen Consuln verglichen. Der Oberbefehl über das Heer war nicht mit ihrer Würde verbunden, konnte ihnen aber ausdrücklich übertragen werden; er hörte nach Beendigung der Unternehmung wieder auf. Den größten politischen Wirkungskreis hatte der Senat, er berathschlagte über alle Staatsangelegenheiten, er hatte die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, wahrscheinlich die Oberaufsicht über das Kriegswesen, die Finanzen und die Polizei, sowie die gesetzgebende Gewalt. Wenn die Suffeten und der Senat über eine Angelegenheit nicht einig waren, wurde sie zur Entscheidung an das Volk gebracht. Die Zahl der Senatoren ist nicht bekannt; ihre Würde war lebenslänglich. Ein Ausschuß des Senates waren die Hundertmänner, ein engerer Rath, welchen griechische Schriftsteller Gerusia nennen. Ursprünglich hatte dieses Kollegium die Bestimmung, über Aufrechterhaltung der Verfassung zu wachen. Seine Gewalt vergrößerte sich mit der Zeit und artete in drückenden Despotismus aus. Die Mitglieder der Gerusia wurden von den Pentarchien gewählt, und diese waren wahrscheinlich Ausschüsse der Gerusia selbst, welchen gewisse Zweige der Verwaltung übergeben waren. Vor die Volksversammlung scheint nichts gebracht worden zu sein, was nicht schon vorher in dem Senate berathen worden war. Auch bei den Wahlen der Magistrate scheint eine Vorwahl des Senates vorausgegangen zu sein. Waren die Suffeten und der Senat über eine Maßregel einig, so brauchte sie dem Volke nicht vorgelegt zu werden; bei einer Meinungsverschiedenheit hingegen hatte das Volk die Entscheidung. In der Volksversammlung konnte jeder Bürger auftreten und sich frei über die vorgelegte Angelegenheit aussprechen. Volksgerichte, wie in Athen und Rom, gab es in Karthago nicht, sondern alle Rechtshändel wurden von Magistraten entschieden. Aristoteles erwähnt auch Gastmähler der Genossenschaften und vergleicht sie mit den spartanischen Phiditien. Es scheint dieser Vergleich jedoch nicht ganz zu passen, und wir haben uns wohl politische Vereine zu denken, deren Zusammenkünfte und Berathungen mit gemeinschaftlichen Mahlzeiten verbunden waren.

Die Einkünfte der Republik bestanden erstens in dem Tribute der unterworfenen Völker. Die afrikanischen Küstenstädte, welche fast alle reiche Handelsstädte waren, entrichteten ihre Abgaben in Geld oder edlen Metallen, die Bewohner des Binnenlandes und der daselbst angelegten Kolonien hingegen in Naturalien. Eben so war es auch in den auswärtigen Besitzungen, besonders in Sardinien. Eine zweite Quelle der Staatseinkünfte waren die Zölle, welche sowohl in den Häfen der Hauptstadt, als auch in denen der abhängigen Städte erhoben wurden. Eine dritte, und in den späteren Zei- Staatseinkünfte.

ten vielleicht die ergiebigste Quelle der Einkünfte waren die Bergwerke, besonders die spanischen. Die Karthager hatten, wenn auch noch kein Papiergeld, doch etwas Aehnliches, nämlich Münzzeichen, denen im Verkehr ein eingebildeter Werth beigelegt wurde.

Seehandel. Den Umfang des karthagischen Handels zeigen schon die auswärtigen Besitzungen und Niederlassungen der Karthager. Die Stadt Karthago war das Haupt des Staates, und die Bürger von Karthago das herrschende Volk; die Kolonien dagegen sollten nur zu Stapelplätzen und Faktoreien an fremden Küsten dienen. Die Hauptstadt bildete den Mittelpunkt des Handels, und die Kolonien wurden so weit beschränkt, daß ihr Handel nur zum Vortheil der Hauptstadt gereichte. Daraus erklärt es sich, daß keine dieser Kolonien eine große Handelsstadt geworden ist. Die Hauptstadt öffnete ihre Häfen den fremden Schiffen und Kaufleuten; allen übrigen Städten in dem Gebiete der Republik war dieses entweder gänzlich verboten oder wurde doch möglichst erschwert. In den letzteren mußte der Verkauf der fremden Schiffsladungen durch öffentliche Versteigerung geschehen und der Staat haftete dem fremden Kaufmann für die Bezahlung. Die Karthager hatten zu dieser eigennützigen Politik ihre ganz besonderen Gründe. Ihr Handel war größtentheils Tauschhandel mit ungebildeten Völkern, welche den Werth ihrer Waaren nicht kannten und diese oft gegen Kleinigkeiten hingaben; jede Konkurrenz mußte ihnen den Markt verderben. Ferner waren Afrika und Sardinien die Kornländer, welche Karthago in den Stand setzten, seine zahlreichen Heere zu ernähren; die freie Ausfuhr des Getreides mußte der Republik gefährlich werden. Obgleich Karthago mit seiner Mutterstadt und mit den Ländern des östlichen Mittelmeeres in Handelsverkehr stand, so war doch sein Augenmerk mehr auf die westlichen Länder gerichtet. Sicilien und das südliche Italien waren die nächsten Ziele seiner Schifffahrt, hier hatten karthagische Kaufleute sich niedergelassen und führten besonders Wein und Oel nach Karthago. Wie lebhaft der Verkehr mit dem übrigen Italien gewesen sei, zeigen die Handelsverträge Karthago's mit den Etruskern und Römern. Diese Verträge bezogen sich auch auf die Einschränkung der damals von allen seefahrenden Völkern getriebenen Seeräuberei. Nach Italien brachten die Karthager schwarze Sklaven, Edelsteine, Gold und karthagische Manufakturwaaren; von Malta bezogen sie feine und weiche Gewänder; von den liparischen Inseln wurde Alaun ausgeführt; von Korsika Wachs und Honig; von der Insel Aethalia, dem jetzigen Elba, Eisenerz und daraus gefertigte Geräthschaften, auf den balearischen Inseln, Majorka und Minorka, wurden gegen Wein und Sklavinnen, Früchte und Lastthiere, besonders Maulesel eingetauscht. Ein Hauptziel der karthagischen Schifffahrt war Spanien, welches Land der beste Markt für die Erzeugnisse des karthagischen Kunstfleißes, sowie die dortigen Bergwerke eine der ergiebigsten Quellen der karthagischen Schatzkammer waren. Außerhalb der Säulen des Hercules folgten die Karthager den Spuren der Phönicier; auf den sorlingischen Inseln tauschten sie gegen irdene Geschirre, Salz und eiserne Geräthschaften Zinn und Blei ein, ungewiß aber ist es, ob sie den Bernstein

an den Küsten des baltischen Meeres geholt oder durch Zwischenhandel bezogen haben. Die karthagischen Kolonien an der Westküste von Afrika, an den Küsten des jetzigen Fez und Marocko, beweisen den Verkehr mit den dortigen afrikanischen Völkerschaften. Der Hauptmarkt dieses Handels war die Insel Cerne. Die Karthager brachten allerhand Putzsachen für Frauen, Geschirr für Pferde, künstliche Becher, irdene Gefäße, Wein und ägyptisches Linnen dahin und tauschten dagegen Elephantenzähne, Häute und Fische ein. Aus Herodot sehen wir, daß die Karthager noch südlicher bis zu den Goldländern, welche erst am Senegal beginnen, gekommen sind. Sie tauschten daselbst durch eine Art stummen Handel, durch Hinlegen der Waaren ohne mit den Einwohnern zu verkehren, gegen ihre Waaren Gold ein. Noch jetzt wird nach der Erzählung neuerer Reisenden in jenen Gegenden auf diese Weise der Tauschhandel getrieben.

Ueber den Landhandel der Karthager haben wir weniger Nachrichten; doch reicht das von Herodot über den inneren Verkehr von Afrika Mitgetheilte hin, um uns sowohl den großen Umfang jenes Handels, als auch die Aehnlichkeit mit dem jetzigen erkennen zu lassen. Er wurde durch Karavanen geführt, welche die zwischen den Syrten lebenden Nomaden-Völker bildeten. Eine Karavanenstraße führte von Oberägypten über das alte Ammonium und Augila zu den Garamanten, den Bewohnern des heutigen Fezzan; eine andere noch weiter südlich zu den im Süden der Wüste gelegenen Goldländern. Gegenstände dieses Handels waren: Salz, Datteln, Sklaven, Gold und Edelsteine. Landhandel.

Die Karthager hatten von jeher ihr Hauptaugenmerk auf die Ausbildung ihrer Seemacht gerichtet und sie übertrafen durch die leichtere Bauart ihrer Schiffe und durch Gewandtheit in den Bewegungen sogar die griechischen Seestaaten auf Sicilien. Die Karthager waren im Seewesen im westlichen Theile des Mittelmeeres eben so berühmt als die Rhodier im Osten. Der Hafen zu Karthago war der Hauptkriegshafen, in welchem fur 220 Kriegsschiffe Docken angelegt waren, und über denselben Magazine, welche alles zur Ausrüstung der Schiffe Nöthige enthielten. Die Heere der Karthager bestanden nur zu einem kleinen Theile aus Bürgern, größtentheils aus Söldnern und Truppen der unterworfenen Völker. Numidier, Libyer, Mauren und andere afrikanische Unterthanen, sowie später Eingeborne von Spanien und Gallien bildeten mit kampanischen und griechischen Söldnern das Landheer und die Bemannung der Flotte. In Zeiten der Noth bewaffnete man sogar auch die Sklaven der Stadt. Solche Heere konnten nur durch harte Strafen in ihrer Pflicht gehalten werden. Auch gegen die Führer, die doch karthagische Bürger waren, verfuhr man mit großer Strenge, weil Truppen solcher Art von einem ehrgeizigen Führer leicht gewonnen und gegen den Staat selbst gebraucht werden konnten. Griechische Söldner und Generale nahmen die Karthager aus Vorsicht nur selten in Dienste und entließen sie dann sobald als möglich, weil sie die Ueberlegenheit der Griechen im Kriegswesen kann- Kriegswesen.

ten. Den besten Theil des karthagischen Heeres bildeten die leichtbewaffneten numidischen Reiter. Die Balearen, welche meistens nur in geringer Zahl mitzogen, waren die besten Schleuderer der alten Welt und trugen als plänkelnde Leichtbewaffnete und als Vortrab in manchen Treffen nicht wenig zur Entscheidung bei. Einen Haupttheil des Heeres bildeten die Kriegselephanten, zu deren Abrichtung man in der Nähe der Hauptstadt eine besondere Anstalt hatte.

Religion. Die Religion und die Sitten der Karthager waren orientalisch. Ihre Religion war die durch den Einfluß fremder Religionen etwas veränderte phönicische oder der im ganzen Orient verbreitete Stern- und Feuerdienst. Sie verehrten den Baal oder Moloch auf ebenso schreckliche Weise wie die Phönicier. In den Zeiten der Noth oder zum Dank für errungene Siege wurden dem Hauptgotte von Staatswegen die schönsten Kinder, zuweilen auch auserlesene Kriegsgefangene geopfert. Ein strenges Gesetz verbot den Eltern der geopferten Kinder jedes Zeichen von Schmerz. Als Agathokles von Syrakus 310 vor Chr. Karthago bedrohte, ließ der Senat 200 Kinder der vornehmsten Bürger opfern.

Charakter. Bei einer mit so grausamen Opfern verbundenen Religion kann es nicht befremden, daß die Regierung grausam und die Strafen barbarisch waren, und daß troß aller Sittenpolizei die gröbsten Unsittlichkeiten und unnatürlichsten Laster herrschten. Die Karthager waren ein finsteres und ernstes Volk, hart gegen Untergebene, verzagt im Unglück, wüthend im Zorn und hartnäckig in den einmal gefaßten Beschlüssen. Die Unredlichkeit der Karthager war so verschrieen, daß die punische Treue bei den Römern zum Sprichwort geworden war. Die Karthager besaßen den semitischen Scharfsinn und die Gewandtheit sich eine fremde geistige Bildung anzueignen; Achtung gebieten ihre unermüdliche Strebsamkeit und ihre aufopfernde Vaterlandsliebe.

Literatur. Bei der einseitig praktischen Richtung und dem vorherrschenden Handelsinteresse der Karthager konnten sie keine große wissenschaftliche Bedeutung erlangen. Nur Einzelne machten sich mit der philosophischen Bildung der Griechen bekannt. Die Literatur der Karthager blieb fast allein auf landwirthschaftliche, geographische und historische Werke beschränkt. Etwa 500 Jahre vor Chr. schrieb Mago ein ausgezeichnetes Werk über den Landbau, welches ins Griechische und nach einem Beschlusse des römischen Senates auch in das Lateinische übersetzt wurde. In der Kunst leisteten die Karthager noch weit weniger als in der Wissenschaft; sie bedienten sich für ihre künstlerischen Bedürfnisse griechischer Künstler.

Geschichte. Die karthagische Geschichte theilt man in drei Abschnitte. Der erste umfaßt die ältere Zeit bis auf den Anfang der Kriege, welche Karthago mit den griechischen Kolonien auf Sicilien führte, oder bis auf die Niederlage bei Himera 480 v. Chr. Der zweite Abschnitt reicht von da an bis auf die Zeit der Kriege mit den Römern 480 bis 264 v. Chr. Der dritte endlich umfaßt die Zeit der

drei punischen Kriege, in welchen Karthago zuletzt erlag, 264 bis 146 v. Chr.

Anfangs war Karthago sowohl von den benachbarten afrikanischen Herrschern, als auch zum Theil von dem Mutterlande abhängig. Die Karthager zahlten anfangs den Eingebornen Tribut; bald aber fühlten sie sich so stark, daß sie den Libyern den Tribut verweigerten und durch glückliche Kriege sich dieselben unterwarfen. Schon früh sandten sie Kolonisten aus, welche die Hauptpunkte der Küste im Westen und Osten besetzten. Von dem Mutterstaate Tyrus wurden sie immer unabhängiger, während sie zugleich durch neue Einwanderungen von dort und durch Verbindung mit anderen phönicischen Pflanzstädten an Macht und Ansehen gewannen. Fünf bis sechshundert Jahre vor Chr. begannen die Eroberungen und Niederlassungen der Karthager in europäischen Ländern. Karthago unterwarf sich die Balearen, Malta und Elba und legte auf Sardinien, Sicilien, Korsika und auf der Südküste von Spanien Kolonien an. Um die aus Kleinasien nach Korsika übergesiedelten Phokäer in den italiänischen Gewässern nicht aufkommen zu lassen, verbündeten sich die Karthager mit den Etruskern und lieferten 536 v. Chr. den Phokäern eine Seeschlacht, welche diese bewog, Korsika zu verlassen. Im ersten Jahre der römischen Republik, 509 v. Chr., schlossen die Karthager mit den Römern einen Vertrag, in welchem beide Völker die Verkehrsverhältnisse von Italien und Afrika im Namen ihrer Bundesgenossen ordneten. In diese Zeit fällt auch die Beschiffung der westafrikanischen Küste und die Anlegung von Kolonien durch Hanno, sowie der Besuch der Westküste von Spanien und Gallien durch Himilko.

Am Ende des ersten Zeitraumes stand Karthago als ein mächtiger und blühender Handelsstaat da, als Herrscherin eines großen Gebietes in Afrika und bedeutender auswärtiger Besitzungen. Die afrikanischen Nomaden-Stämme leisteten im Kriege als treffliche Reiter gute Dienste, und gewährten im Frieden den fleißigen karthagischen Handelsleuten einen sicheren Absatz für ihre Waaren. Die vielen an der Küste angelegten Kolonien vermittelten den Verkehr mit dem inneren Afrika und lieferten die bedeutendsten Beiträge zu den Staatsausgaben.

Die Kraft, welche Karthago während der ersten Jahrhunderte seines Bestehens gesammelt hatte, zeigte sich hauptsächlich in dem hartnäckigen Kampfe um den völligen Besitz von Sicilien. Schon die Phönicier hatten sich auf Sicilien niedergelassen, wurden aber, als die Griechen sich ausbreiteten, zuletzt auf den westlichen Theil der Insel beschränkt, so daß nur Motya, Soloeis und Panormus ihnen als Hauptplätze blieben. Mit diesen standen die Karthager zuerst in Verkehr, später unterwarfen sie dieselben. Von hier aus suchten sie weiter nach Osten vorzudringen. Dieses Streben wurde durch die vielen Streitigkeiten, welche die griechischen Städte unter einander hatten, begünstigt. Ein solcher Zwist gab wahrscheinlich auch Veranlassung zu dem Zuge, den die Karthager 480 v. Chr. nach Sicilien unternahmen. Die Karthager sollen ein Heer von 300000 Mann unter Hamilkars Anführung abgesandt haben, dieses aber von Gelo von Syrakus und Thero von Agrigent zu Lande

und zu Wasser geschlagen und gänzlich vernichtet worden sein. Die sicilischen Griechen behaupteten, der Sieg sei von ihnen an demselben Tage gewonnen worden, an welchem die Perser bei Salamis besiegt worden wären. In den folgenden 70 Jahren unternahmen die Karthager nichts gegen Sicilien, nach Justin waren sie durch Kriege in Afrika beschäftigt. Erst zur Zeit des peloponnesischen Krieges machten sie von neuem den Versuch, sich Sicilien zu unterwerfen. Die folgenden Kriege der Karthager werden später theils in der Geschichte von Sicilien, theils in der römischen Geschichte erzählt werden.

Die Israeliten.

Wichtigkeit der israelitischen Geschichte.

Die Israeliten sind ein sehr wichtiges Volk, theils wegen der höchst ausgezeichneten Eigenthümlichkeit, welche dieses Volk gleich beim Eintritt in die Geschichte entwickelt und bis auf diesen Tag bewahrt hat, theils wegen des unter den Königen David und Salomo auf das westliche Asien ausgeübten Einflusses, theils weil die Geschichte und Literatur der Israeliten durch das unter diesen entstandene Christenthum eine große Wichtigkeit für alle Völker erhalten haben. Auch sind die israelitischen Schriften zum Theil die ältesten Geschichtswerke.

Ansichten von der Glaubwürdigkeit der israelitischen Schriften.

Während früher alle Schriften des alten Testamentes als unter dem unmittelbaren Einflusse des göttlichen Geistes geschrieben angesehen wurden, trat im achtzehnten Jahrhundert die Ansicht hervor, daß die sämmtlichen historischen Schriften des alten Testamentes erst in Zeiten geschrieben wären, wo das jüdische Volk und Reich schon ihrem Untergange nahe gewesen wären, und zwar im Interesse einer verderbten und selbstsüchtigen Hierarchie. Um diese zu unterstützen, wären die früheren Begebenheiten entweder ganz und willkürlich erfunden, oder die alten bis dahin nur mündlich vorhanden gewesenen Ueberlieferungen vielfach verfälscht und mit Mährchen durchwebt niedergeschrieben worden. Man muß den religiösen Inhalt des alten Testamentes von dem geschichtlichen unterscheiden. Die jüdische Religion, wie sie von Geschlecht zu Geschlecht überliefert und in der heiligen Schrift aufgezeichnet worden ist, erscheint als eine höhere Offenbarung des göttlichen Geistes, welche sich nicht für ein Ergebniß der natürlichen Geistesentwickelung bei dem israelitischen Volke erklären läßt. Dagegen kann der geschichtliche Inhalt des alten Testamentes nicht denselben Anspruch von Untrüglichkeit machen; denn die Offenbarung war nicht dazu bestimmt, frühere Begebenheiten zu enthüllen oder ihre Kunde zu erhalten.

Der Monotheismus der Israeliten war kein starrer, durch bloße Ueberlieferung überkommener Besitz, sondern er durchdrang jede höhere Geistesthätigkeit, und auch die israelitischen Erzähler früherer Ereignisse strebten darnach, diese große religiöse Idee anschaulich zu machen und zu verherrlichen. Der Gedanke, welcher der ganzen israelitischen Geschichte zu Grunde liegt, ist der einer steten unmittelbaren Leitung der Nation durch die Hand Gottes. Das israelitische Volk sah sich als eine Familie von Brüdern an, deren Haupt und Leiter Gott sei. Das Volk war nach den Ansichten der Israeliten Gottes Eigenthum, und der Staat hatte keinen anderen Endzweck, als den der Religion. Ihre Geschichte betrachteten die Israeliten als die Geschichte einer Erziehung an der Hand Gottes, welcher sein Volk strafend und belohnend durch wechselnde Ereignisse dem höchsten Zwecke entgegenführe. Mit dieser Grundidee hing die Hoffnung auf einen Messias oder Erlöser zusammen, welcher einst als sichtbarer Gesandter des unsichtbaren Gottes unter den Israeliten erscheinen und ein die ganze Menschheit umfassendes Reich stiften werde. Einfluß des Monotheismus auf die Auffassung der israelitischen Geschichte.

Die israelitische Geschichte zerfällt in folgende Perioden: Perioden der israelitischen Geschichte.

1) Von Abraham bis Moses, 2000 bis 1490 v. Chr.
2) Das israelitische Volk unter Hohenpriestern, Richtern und Stammhäuptern als ein verbündeter Freistaat. Von Moses bis Saul, 1490 bis 1095 v. Chr.
3) Die Herrschaft der Könige bis zur Zerstörung von Jerusalem durch Nebukadnezar, 1095 bis 585 v. Chr.
    a) Die Herrschaft der Könige über den ganzen Staat bis 975 v. Chr.
    b) Ueber die getrennten Königreiche. Das Reich Israel geht unter 722, das Reich Juda 585 v. Chr.
4) Palästina unter persischer Oberherrschaft, 585 bis 332 v. Chr.
5) Palästina unter Alexander und den griechischen Königen von Aegypten und Syrien, 332 bis 130 v. Chr.
6) Die Herrschaft der Makkabäer, 130 bis 39 v. Chr.
7) Die Zeit der Abhängigkeit von Rom bis zur Zerstörung von Jerusalem, 39 v. Chr. bis 70 n. Chr.

Die Israeliten, das Hauptvolk des semitischen oder aramäischen Völkerstammes, sind aus dem Lande am oberen Euphrat und Tigris nach Palästina eingewandert. Ihr ältester Name Hebräer soll die von jenseits gekommenen oder die Fremdlinge bedeuten und ihnen bei der Uebersiedelung nach Palästina gegeben sein. Es scheint dieser Name aber eine andere Bedeutung gehabt und mit dem Worte Araber ein und derselbe gewesen zu sein. Später kam der Name Israeliten, gegen das Ende der israelitischen Geschichte der Name Juden und daneben wieder der älteste Name Hebräer auf. Erste Wohnsitze. Namen.

Die Geschichte der Israeliten beginnt mit der ihrer Stammväter. Das Bewußtsein des engen Zusammengehörens vermöge der festen Bande der Nationalität wird am anschaulichsten und begreiflichsten als das der gemeinschaftlichen Abstammung von einem und Die Patriarchen.

demselben Urvater gefaßt. Es ist aber kaum denkbar, daß ein Führer wie Abraham, in welchem spätere Geschlechter schon den ganzen Kern und Geist der Volksthümlichkeit erblicken, nur von Knechten umgeben gewesen sei. Sicherlich haben sich an die hebräischen Patriarchen schon Stammverwandte als Freie angeschlossen, welche jene so als ihre Häupter verehrten, daß alle folgenden Geschlechter von ihnen auch leiblich abzustammen überzeugt waren. Die Geschichte der Erzväter ist ein eben so wahres als liebliches Bild der Sitten und Treuherzigkeit friedlicher Nomaden, wie wir aus so alten Zeiten kein ähnliches besitzen. Die Erzväter zeichnen sich durch Frömmigkeit und Gottergebenheit aus. Als der erste in der Reihe dieser Ahnen tritt uns die leuchtende Gestalt Abrahams entgegen, ein Mann von der edelsten und lautersten Gesinnung und der größten Ergebenheit in den Willen Gottes. Erst seit seiner Zeit erscheinen die Israeliten als eine Familie oder kleinerer Stamm, welcher von einem Oberhaupte oder Patriarchen geleitet wurde und noch nomadisch umherzog. Unter Abraham wanderte dieser Nomaden-Stamm aus Mesopotamien nach Palästina oder Kanaan (2000 v. Chr.), führte aber auch hier ein wanderndes Hirtenleben. Durch Mißwachs genöthigt, zog der kleine Stamm auch einmal nach Aegypten, kehrte aber bald wieder nach Palästina zurück. Unter Abrahams Sohn Isaak und unter seinem Enkel Jakob, welcher auch Israel hieß, setzten die Israeliten als ein einfaches Hirtenvolk mit unverdorbenen Sitten und mit der Verehrung eines einzigen Gottes ihr nomadisches Leben fort. Der Monotheismus der Juden ist erst durch Moses und seine Lehre recht ausgebildet worden; er war aber der Grundlage nach schon in der Religion der Erzväter vorhanden. Der Gott der Patriarchen war von den heidnischen Göttern ganz verschieden; er war der über die ganze Natur erhabene Schöpfer des Himmels und der Erde, der allein selbständige Gott, der heilige Gott, der das Gute belohnt und das Böse bestraft.

Aufenthalt in Aegypten.

Jakob hatte zwölf Söhne, welche die Stammväter der zwölf Stämme der Israeliten wurden. Der jüngste von Jakobs Söhnen, Joseph, wurde als Sklave nach Aegypten verkauft und stieg dort durch wunderbare Fügungen zur Würde des ersten königlichen Beamten empor. Er ließ auch seine Angehörigen nach Aegypten kommen, und es wurde ihnen hier das weidereiche Land Gosen in Unter-Aegypten als Wohnsitz angewiesen (um 1900 v. Ch.). Die Israeliten blieben 430 Jahre in Aegypten und vermehrten sich in dieser Zeit zu einem ansehnlichen Volke. Sie waren den Aegyptern als Hirten, Fremde und Andersgläubige sehr verhaßt und wurden, als sie auch durch ihre große Zahl dem ägyptischen Staate gefährlich zu werden schienen, hart bedrückt. Man zwang sie zu schwerem Frohndienste, suchte ihre große Zahl zu vermindern und beschloß endlich sogar sie gänzlich auszurotten.

Moses.

Die grausame Verfolgung der Israeliten führte aber ihre Befreiung und Wiedererhebung herbei. Moses, in alle ägyptischen Wissenschaften und Religionsgeheimnisse eingeweiht, trat als Retter seines Volkes auf. Er gab den Israeliten, welche unter dem Drucke

der ärgsten Knechtschaft religiös und sittlich entartet waren, ihre Freiheit, ihren Glauben und ihr Vaterland wieder und stellte durch eine neue Gesetzgebung nicht nur ihre Religion und ihre politische Freiheit gegen einen alsbaldigen neuen Untergang sicher, sondern erhob auch die Israeliten zu einem Hauptvolke der Erde. Moses und sein Bruder Aaron führten die Israeliten, welche damals aus 600,000 streitbaren Männern bestanden, aus Aegypten nach dem nördlichen Arabien 1490 v. Chr. Hier zog Moses mit seinem Volke, um es aus dem sittlich und religiös gesunkenen Zustande zu einer edleren Gesinnung und zur Reinheit seines früheren Glaubens zu erheben, lange Zeit nomadisirend umher, und erst nach vierzigjähriger Wanderung und nach Mosis Tode gelangte das jüdische Volk in sein altes Vaterland zurück. An dem Berge Sinai hatte Moses den Israeliten die Gesetze gegeben, nach welchen sie fortan leben und in Kanaan ihren Staat einrichten sollten.

Die mosaische Gesetzgebung.

Durch die mosaische Gesetzgebung wurde die Religion auf das innigste mit dem Staate und dem Leben seiner Bürger in Verbindung gebracht. Die Hauptzwecke, welche Moses durch seine Gesetzgebung zu erreichen suchte, waren die Befestigung des Glaubens an einen einzigen Gott, die Herstellung einer Verehrungsweise, welche nicht in blos sinnliche Gebräuche und sittenverderbliche Ceremonien ausarten könnten, die Ueberführung der Israeliten vom Hirtenleben zum Ackerbau. Die religiösen Lehren und Vorschriften, welche den Glauben an einen Gott von neuem wecken und erhalten sollten, bilden die Grundlage der ganzen Gesetzgebung. Der beseligende Glaube an einen Gott war bei den Israeliten von den Vätern her ein wichtiger Bestandtheil des Volksbewußtseins; er war durch den Aufenthalt in Aegypten verdunkelt und hatte angefangen in Götzendienst überzugehen; es war daher eine Auffrischung und Kräftigung desselben zur Erhaltung und Ausbildung der Nationalität und zur Entwickelung des Volkes nöthig. Ein Gott, eine Anbetungsstätte und eine Sinnesart sollten sich gegenseitig bedingen und das israelitische Volk verbinden. Ein großes Gewicht war auf die Einheit des Gottesdienstes und des Heiligthumes gelegt. Bei Todesstrafe war verboten, an anderen Orten zu opfern als in der Wüste vor der Stiftshütte, in Palästina an der dort zu bestimmenden heiligen Stätte. Ohne seinen Monotheismus würde sich das israelitische Volk unter den heidnischen Völkern, zu denen es zog, verloren und in ihnen aufgelöst haben. Moses betrachtete sich daher nur als an das israelitische Volk gesandt und verbot streng jede Vermischung mit anderen Völkern.

Der mosaische Staat ist eine systematische, kirchliche Einheit und das ganze jüdische Staatsleben ein fortdauernder Gottesdienst. Die Israeliten sind ein der Gottheit besonders geweihtes Volk und das Eigenthum Gottes, der mit ihnen einen Bund geschlossen hat. Daher konnte ein Israelit nie gegen seinen und der Gottheit Willen auf ewig in seinem Lande leibeigen bleiben. Der israelitische Knecht soll nur sechs Jahre dienen und im siebenten wieder frei werden. Eine andere Folge dieses nahen Verhältnisses aller Israeliten zu Gott war die Absonderung von allen nicht auf ähnliche Weise

Gott Geweihten, von allen Nichtisraeliten. Mit Stolz sahen die Israeliten auf die anderen Völker herab.

Wie Gott als der Herr aller Israeliten und diese als seine Knechte gedacht wurden, so erscheint noch vielmehr alles Besitzthum als ihm gehörig. Gott ist im israelitischen Staate der alleinige Grundeigenthümer. Daher dürfen die Israeliten ihr Grundeigenthum nicht für immer verkaufen. Von 50 zu 50 Jahren fanden sogenannte Jubeljahre statt, und in jedem Jubeljahre fielen alle Grundstücke wieder an die alten Eigenthümer oder deren Erben zurück. In jedem siebenten Jahre und überdies im Jubeljahre sollte das Land Gott heilig und Brache sein. Es sollte nicht gesäet werden, Weinberge und Gärten sollten keine Pflege erhalten, und Alles, was ohne menschliche Arbeit von der Natur selbst hervorgebracht würde, sollte Gemeingut Aller sein.

Der ganze mosaische Staat war auf Ackerbau und Viehzucht berechnet; der Grundbesitz war die Grundlage der gesellschaftlichen Verhältnisse. Handwerker und Kaufleute gab es nicht. Die Geräthe, welche zum Ackerbau nöthig waren, machte jeder Israelit sich selbst, die Kleidung für die Familie die Hausfrau und ihre Dienerinnen. Der Handel war durch das Gesetz gegen die Zinsen, so lange dieses Gesetz beobachtet wurde, zur Kindheit verdammt. Daher waren auch die Städte (die Levitenstädte ausgenommen) nur feste Orte zur Zuflucht bei feindlichen Ueberfällen.

Bei den Israeliten fand Polygamie statt und die ordentliche Eingehungsweise der Ehe war Kauf. Es ist dieses altorientalische Sitte, welche sich schon vor Moses findet. Die Frauen standen zu den Männern in strenger Unterordnung. Ebenso waren die Kinder der väterlichen Gewalt unbedingt unterworfen. Für die vom Vater eingegangenen Verpflichtungen, namentlich die Schulden, müssen die Kinder einstehen, und der Vater kann die Kinder zur Tilgung der Schulden in die Knechtschaft verkaufen. Die väterliche Gewalt endete durch den Tod des Vaters, durch den Verkauf der Kinder oder durch die Heirath der Töchter.

Ein der väterlichen Gewalt ähnliches Verhältniß fand statt zwischen dem erstgebornen Sohn und seinen Geschwistern. Der Erstgeborne erhielt bei der Theilung des väterlichen Grundeigenthums einen doppelten Antheil; er hatte aber auch die Verpflichtung, die Familie zu schützen und, wenn ein Todtschlag vorgekommen war, die Verpflichtung zur Rache. Das nächste Erbrecht und die Verpflichtung zur Blutrache finden sich überall vereinigt, wo patriarchalische Verhältnisse bestehen.

Der Erstgeborne jedes Hauses hieß das Haupt des Hauses, mehrere Häuser, die einen gemeinschaftlichen Stammvater hatten, machten ein Geschlecht aus, und diese Geschlechter hießen die Häuser der Väter. Wie die einzelnen Familien ihr Haupt hatten, so auch wieder diese Geschlechter. Die Geschlechter, welche zusammen einen der jüdischen Stämme bildeten, hatten endlich auch ihr Stammhaupt. Die Stammhäupter zusammen, als die Fürsten von Israel oder die Fürsten der Gemeinde, bildeten eine Oberbehörde des Volkes; die zwölf Söhne Jakobs waren in ihnen gewissermaßen vertreten und so das Volk immer noch das erweiterte Haus Israels.

Diese Einrichtung der Stammobrigkeiten und der Familienverhältnisse findet sich überall, wo ein patriarchalisches Leben geführt wird. Die mosaische Gesetzgebung hat sie als die natürlichen Institute der früheren Zeit in sich aufgenommen und im Ganzen unverändert gelassen.

Die Stämme Israels unter ihren Fürsten traten auch wohl selbständig hervor; selbst in der späteren Zeit, als schon israelitische Könige herrschten, sind diese Stammfürsten von der größten Wichtigkeit.

In allen Städten sollten Richter eingesetzt werden, genommen aus Leviten, Priestern und den Obersten der Stämme. Für den Fall, daß sich das Volk einen König geben wolle, verordnete die mosaische Gesetzgebung Folgendes: „Du sollst den zum Könige über dich setzen, den der Herr dein Gott erwählen wird;" „er soll nicht viele Rosse halten;" „der König soll sich keinen Schatz an Gold und Silber sammeln". Auch soll er regieren nach einer Abschrift des mosaischen Gesetzes, welche ihm von den Leviten überreicht wird. Endlich soll er nicht viele Weiber haben. Ohne Kriegsmacht, ohne Geld, ohne Anhang sollte der König vor dem Priester zittern, und wenn er für sich und seine Familie die Herrschaft und das Leben lange zu erhalten wünschte, dem Gesetzbuche der Priester gemäß regieren. Ein solcher König stand ganz unter dem Einflusse und der Hoheit der Priester; er konnte nur entweder der Hohepriester selbst sein, wie es die späteren Makkabäer waren, oder ein den Priestern untergeordneter Beamter. Die Besorgung des Gottesdienstes war das Stammgut des Stammes Levi; das eigentliche Priesteramt blieb dabei Familiengut der Familie Mosis, die in den Nachkommen seines Bruders Aaron fortbestand. Das Haupt des Stammes Levi war die Familie Aarons, und die Familie Aarons sollte in dem zum Hohenpriester bestimmten Gliede derselben ein Haupt haben, welches zugleich das geistliche Haupt der ganzen Nation sei. Durch eine feierliche Weihe wurde zuerst Aaron von Moses selbst zum Hohenpriester erhoben, seine Söhne zu Priestern gemacht, hernach ihnen die übrigen Leviten als Beistand zugeordnet. Die Familie Aarons umfaßte also die eigentlichen Priester, die übrigen Leviten waren Priestergehülfen, Gesetzkundige, Richter und Aerzte. Während unter die übrigen Stämme, deren Zahl zwölf durch die Theilung von Josephs Stamm in die Stämme Manasse und Ephraim erhalten ward, das Land Kanaan vertheilt wurde, erhielten die Leviten den Zehnten vom Ertrage des Bodens und es wurden ihnen 48 Städte im Gebiete aller übrigen Stämme angewiesen.

Wenn schon die anderen Stammhäupter einen außerordentlichen Einfluß auf alle öffentlichen Verhältnisse übten, so muß das Haupt des Stammes Levi, der Hohepriester, durchaus als die oberste Spitze des mosaischen Staates betrachtet werden, von dem in letzter Instanz die Entscheidung aller schwierigen Fragen abhängig war. Auch war er der Inhaber und Verwalter des Nationalheiligthumes; denn nur ein Ort sollte im israelitischen Reiche für den Gottesdienst ausersehen werden.

Als Herr und König des Staates wurde Gott selbst gedacht, und alle Verbrechen, durch welche seine Wirksamkeit als Staats-

oberhaupt geleugnet oder gestört wurde, erschienen als todeswürdige und Majestätsverbrechen. Dahin gehört Abgötterei, Verletzung der heiligen Gebräuche, Gotteslästerung und das Auftreten eines falschen Propheten. Wer einen anderen Gott anbetete, der war unmittelbar Rebell gegen das Staatsoberhaupt, dessen Recht an seine Person, auf Grund und Boden und Gesetzgebung er durch sein Thun leugnete. Die Verletzung der heiligen Gebräuche galt als ein Zeichen der Lossagung vom Dienste Gottes.

Damit sich die Israeliten erinnern möchten, daß ihr Leib, ihr Grund und Boden nicht ihnen, sondern Gott gehöre, sollte zu gewissen Zeiten ihre Macht über Leib und Gut aufgehoben sein; sie sollten weder ihren Leib, noch ihr Gut brauchen. Dies sollte an jedem siebenten Tage oder am Sabbath statt finden. Ueberdies sollte das Land in jedem siebenten Jahre Ruhe haben und im siebenmal siebenten (dem neunundvierzigsten oder funfzigsten) sollten alle menschlichen Verträge über Leib und Gut erloschen und das alte von Gott verordnete Verhältniß wieder hergestellt sein. Es sollten also diese Festzeiten dazu dienen, die Abhängigkeit von Gott in Erinnerung zu erhalten. Andere Feste, wie zum Beispiel das Passahfest, waren verordnet, um das Andenken an Gottes wunderbare Fürsorge zu erhalten, noch andere waren Dankfeste u. s. w.; alle aber hatten den Sinn, die Beziehung zu dem unsichtbaren Staatsoberhaupte immer von neuem zu beleben. Diesen Zweck hatten auch die Speise- und Reinigkeitsgesetze, welche den Israeliten einen innigeren Verkehr mit Ausländern fast unmöglich machten und jeden Einzelnen täglich und stündlich daran erinnerten, daß er nicht unter jene anderen Völker, sondern zu dem Volke Gottes gehöre, und welche also den Nationalstolz nährten und eine Verschmelzung mit fremden Sitten auf keine Weise zuließen.

Spätere Zusätze der mosaischen Gesetzgebung.

Die mosaische Gesetzgebung hat theils patriarchalische Verhältnisse in sich aufgenommen, theils einen künstlichen Priesterstaat eingerichtet. Diese ganzen Einrichtungen sollen auf dem Zuge von Aegypten nach Palästina dem israelitischen Volke bekannt gemacht worden sein, und in den Büchern Mosis und in dem Buche Josua wird auch erzählt, daß diese Verfassung eingeführt und auf Palästina übertragen worden sei. Die Bücher der Richter und Samuelis dagegen enthalten zwar Vieles, was von dem Bestehen jener patriarchalischen Verhältnisse zeigt, aber es ist dies so, daß man sieht, diese patriarchalischen Verhältnisse fanden allein statt und von jenem künstlich eingerichteten Priesterstaate war noch nichts vorhanden; ja eine Menge Begebenheiten werden erzählt, welche das Vorhandensein eines solchen Priesterstaates unmöglich machen. Ein mit so fanatischer Konsequenz durchgeführtes hierarchisches System, wie die mosaische Gesetzgebung, konnte nicht leicht von einem Menschen gegeben sein, weil die Folgerungen des hierarchischen Prinzipes erst nach und nach eingesehen werden. Noch weniger reichte ein Menschenalter hin, um an die Stelle des freien nomadischen Lebens eine solche Verfassung zu setzen, durch welche fast alle menschlichen Verhältnisse verletzt wurden. Auch läßt sich ein hierarchisches Prinzip nicht ohne eine gewisse äußere Noth und Verlegenheit durchführen;

nur die Noth und Bedrängniß macht die Menschen geneigt, sich zu so harten Opfern zu entschließen, wie die Hierarchie verlangt. Wie allmälig hat sich die Hierarchie des Mittelalters ausgebildet, und selbst bei diesem langsamen Gange, wie oft hat sie fast die ganze Mitwelt gegen sich aufgebracht? Ferner finden wir seit der Zeit, welche das Buch Josua umfaßt, bis auf David die Opfer und religiösen Handlungen nirgends ausschließlich an einen Ort verwiesen, wie dies in dem Pentateuch der Fall ist. Es scheint vielmehr, daß man willkürlich Altäre errichten konnte, und für solche Altäre pflegte man hochgelegene Stellen auszusuchen. Erst später, als der eine Tempel in Jerusalem gegründet war, galten diese Opfer auf den Höhen als ketzerisch und als sündlich. Vor David fand also eine freiere Weise des Gottesdienstes statt; aber auch noch lange nach David bestanden die Opfer auf den Höhen, welche wahrscheinlich nur von einer hierarchischen Partei als Götzenopfer dargestellt wurden. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit der priesterlichen Würde. Von Josua's Tode bis auf Eli findet sich eine Lücke in der Geschichte des Priesterthums. Es zeigen sich wohl die Anfänge des priesterlichen Standes, aber dieser ist noch sehr weit von einer so geschlossenen Hierarchie entfernt, wie sie sich im Pentateuch als von Moses verordnet darstellt. Von Leviten, als mit dem heiligen Dienst besonders betrauten Personen, kömmt in dieser Zeit gar nichts vor. David trägt sogar die oberpriesterliche Kleidung, und auch Salomo benimmt sich nicht nur so, als ob er über den Priestern stehe, sondern erscheint auch bei der Einweihung des Tempels in priesterlichen Verrichtungen. Wie die Israeliten außer dem Orte, wo die Bundeslade stand, Gott auch an vielen anderen Orten Altäre bauten und Opfer brachten, so konnten auch andere Männer, welche nicht priesterlichen Stammes waren, Jehovahs Dienst versehen. Es entspricht also der ganze priesterliche und gottesdienstliche Zustand noch bei weitem mehr den übrigen patriarchalischen Verhältnissen dieser Zeit, als wir es der mosaischen Gesetzgebung zu Folge annehmen müßten.

Aus allen diesen Gründen ist man zu der Annahme gekommen, die Abfassung des Pentateuch sei mit Moses nicht gleichzeitig, sondern falle in viel spätere Zeit, die einzelnen Theile des Pentateuch seien einander nicht gleichzeitig, sondern ältere und neuere schriftliche Urkunden seien darin zu einem Ganzen vereinigt und alle späteren Bestimmungen über rechtliche und priesterliche Verhältnisse demselben einverleibt worden, indem man an den Namen Moses die späteren Gesetze am geschicktesten anknüpfen zu können geglaubt habe. Als einen ferneren Beleg dafür, daß die Bücher Mosis nicht in allen ihren Theilen zu derselben Zeit verfaßt seien, führt man auch die vielen Widersprüche, Anachronismen und Wiederholungen an, welche in ihnen vorkommen. Der Pentateuch enthält eine Reihe zusammenhängender, herrlicher Sagen von religiöser Bedeutung und dichterischer Schönheit; an diesen edlen Kern alter Volkssagen sind aber mannigfach neuere angereiht, zum Theil aus etymologischer Spielerei hervorgegangen, zum Theil aus Volkshaß, zum Theil durch dichterische Ausschmückung einfacher Data. Die Grundlagen der mosaischen Gesetzgebung, d. h. die zehn Gebote,

die alten Familienverhältnisse und die Verehrung eines Gottes sind, wenn nicht ihrer Form, doch ihrem Inhalte nach, als alt anzusehen. Dagegen sind alle Gesetze, welche den ausgebildeten Levitismus und die jüdische Hierarchie betreffen und was damit zusammenhängt, die Gesetze von den Sabbath- und Jubeljahren, das Königsgesetz, die meisten Ritualgesetze u. s. w. spätern, zum Theil außerordentlich späten Ursprungs. Sie sind kurz vor das Exil, in das Exil und kurz nach demselben zu setzen. Namentlich ist dieses der Fall mit dem ganzen fünften Buche Mosis, welches von dem Geiste der späteren Zeit und von dem Einflusse der Leviten voll ist.

Wahrscheinlicher Entwikkelungsgang der Hierarchie.

Die Entwickelung der jüdischen Hierarchie scheint ohngefähr folgenden Gang genommen zu haben: Zu den Zeiten der Richter fand eine noch sehr patriarchalische Weise der Gottesverehrung statt, und das Priesterthum war nur noch in seinen Anfängen. Die glänzenden Zeiten des israelitischen Königreiches gaben durch einen prachtvollen Kultus und durch die Erbauung eines Haupttempels den Priestern eine höhere Stellung und größeren Einfluß. Zugleich ward dadurch aber auch der Grund gelegt zu zwei einander entgegenstehenden Parteien. Die Priester des Haupttempels und alle, welche sich ihnen anschlossen, stellten die Opfer auf anderen Altären als götzendienerisch dar; während die weltlichen Großen am Hofe stets auch einen dem Priestereinfluß widerstrebenden Einfluß behaupteten und die Opfer auf den Höhen beschützten. Da diese weltlichen Vornehmen zugleich die reichsten Grundeigenthümer waren, so schloß sich das durch sie gedrückte Volk den Priestern, den Vertheidigern der Theokratie, den Propheten an, und diese Freundschaft zwischen den Armen und den Priestern war es, welche Letzteren die Einrichtung des Jubel- oder Erlaßjahres eingab, in welchem die Grundstücke von neuem vertheilt werden sollten. So kämpften die Parteien bis sich unter Josia (642—610 vor Ch.) die priesterliche Partei alles Einflusses auf den König bemächtigte. Nun wird plötzlich ein Gesetzbuch gefunden, von dem Niemand weiß, wo es herkömmt, was aber den Kern der mosaischen Gesetze und die priesterlichen Ansichten von der Herrschaft Gottes enthalten zu haben scheint. Kurz darauf bricht das Unglück über Juda herein; es folgen die 70 Jahre des Exiles. Als die Erlaubniß zur Rückkehr ertheilt wird, wandern vorzugsweise dem Gesetze und dem Priesterthume Ergebene und Arme wieder nach Palästina; und in diese Zeit, wo die Hohenpriester zugleich immer mehr das Oberhaupt der ihrer politischen Selbständigkeit beraubten Nation werden, in diese Zeit fällt wahrscheinlich die letzte Hauptbearbeitung der fünf Bücher Mosis.

Mosis Verdienste.

Was im Einzelnen von Mosis Geschichte und von seiner Gesetzgebung wahr sei, das kann nicht mehr ausgemittelt werden. Das aber bleibt Moses, daß er dem israelitischen Volke ein selbständiges Dasein gab, daß er den Auszug aus Aegypten ins Werk setzte, daß er die Israeliten vom Nomadenleben zum Ackerbau überführte und daß er durch seine Darstellung Gottes als unmittelbaren Gesetzgeber und höchsten Leiter seines Volkes dem Stamme Levi es möglich machte, diesen ganz eigenthümlichen theokratischen Staat zu ent-

wickeln. Die Entwickelung der Hierarchie ist zwar später erfolgt, aber der Grundstein der Hierarchie muß schon von Moses gelegt oder, wenn er schon früher vorhanden war, von Moses von neuem festgestellt worden sein. Aaron war auf dem Zuge gestorben, und auch Moses starb (um 1450 v. Chr.), nachdem er das Heerführeramt in die Hände des kräftigen Josua niedergelegt und von den Höhen am todten Meere das seinem Volke bestimmte Land erblickt hatte.

Das Land Kanaan.

Das Land Kanaan oder Israel, später Palästina genannt, ist eigentlich der südlichste Theil Syriens, 31 Meilen lang und 20 Meilen breit, ohngefähr 450 Quadratmeilen groß. Im Norden grenzt es an den Libanon, im Osten an die syrische, im Süden an die arabische Wüste, im Westen an einer nicht breiten Stelle an das Mittelmeer. Denn die nördlichen Küsten hatten die Phönicier, die südlichen die Philister im Besitz. Vom Meere steigt es allmälig zu gebirgigen Hochebenen empor, welche sich gegen Osten hin, nach dem Jordan zu, in steilen Abfällen herabsenken. Von dem Libanon und Antilibanon zieht sich nach Süden die Hochebene Galiläa, das südliche Hochland wird in das Gebirge Ephraim und das Gebirge Juda getheilt. Auch im Osten des Jordan erstreckt sich ein Hochland. Diese Gebirge bestehen aus Kreide und kreidigem Kalke und enthalten eine Menge natürlicher und künstlicher Höhlen, welche nicht nur zu Grabstätten, sondern auch zu Zufluchtsörtern dienten. Unter den Flüssen ist der Jordan merkwürdig; er fließt durch das galiläische Meer, auch See Genezareth oder Tiberias genannt, dessen Städte und reizende Ufer ein Hauptschauplatz des Lebens Christi waren. Aus diesem Landsee kömmt der Jordan wieder hervor und ergießt sich südlich in einen zweiten, den Asphaltsee oder das todte Meer. Dieses, beträchtlich unter dem Niveau des mittelländischen Meeres, in einer nackten, öden Wüste gelegen, ist von steilen Felsklippen umgeben und enthält ein dickes, salzig bitteres, keinen Fisch und keine Pflanze nährendes Wasser. Das Land war im Alterthume höchst fruchtbar; es hatte treffliche Weiden, getreidereiche Aecker, ergiebige Oel- und Weingärten und Fruchtbäume der edelsten Art. Heut zu Tage sind mit der Volksmenge auch Ackerbau und Ergiebigkeit sehr gesunken; doch ist an einzelnen Stellen die berühmte Fruchtbarkeit Palästina's noch bemerkbar. Eine Plage des Landes sind: Erdbeben, verheerende Ueberschwemmungen, tödtliche Gluthwinde und zerstörende Heuschreckenzüge. Nördlich von Palästina wohnten die Phönicier, am südlichen Meeresufer die Philister, welche nicht nur bedeutenden Handel trieben, sondern auch ein sehr kriegerisches Volk waren.

Eroberung und Vertheilung von Kanaan.

Moses hatte die Eroberung des Landes Kanaan und die Vertreibung oder Ausrottung der bisherigen Bewohner befohlen, damit die Israeliten nicht durch Berührung mit ihnen zum Götzendienst verführt würden. Die Aufgabe der Eroberung war keine leichte; denn man hatte es mit civilisirten, kriegsgeübten und zum Theil in sehr festen Städten wohnenden Völkern zu thun. Da die im Süden von Palästina wohnenden Edomiter und Moabiter den Durchzug durch ihre Länder verweigerten, so versuchten die Israeliten

von Osten her in Palästina einzudringen und eroberten nach Besiegung der Amoriter und anderer Stämme, deren im Osten des Jordan liegendes Land. Da diese Gegenden treffliche Weiden enthielten, so baten die Stämme Ruben, Gad und der halbe Stamm Manasse ihnen das Land zu überlassen, obgleich es nicht zum eigentlichen Palästina gehörte. Diese Bitte wurde ihnen unter der Bedingung gewährt, daß sie den übrigen Stämmen bei der Eroberung des westjordanischen Landes Beistand leisteten. Nach siebenjährigen Kämpfen hatte Josua erst Süd- und Mittelpalästina zum größten Theile, sowie einige Striche von Nordpalästina erobert. Damit glaubte er sich vorläufig begnügen zu dürfen und vertheilte durch das Loos das Land unter die zwölf Stämme, indem er es jedem einzelnen Stamme überließ, sich allein oder mit Hülfe anderer den noch unbezwungenen Theil seines Looses zu erobern. Wahrscheinlich glaubte er das ganze Volk für gemeinschaftliche Kriegsunternehmungen nicht länger zusammenhalten zu können und meinte einen Anfang der festen Ansiedelung machen zu müssen. Die Stiftshütte mit der Bundeslade wurde zu Silo, im Gebiete des mächtigen Stammes Ephraim, aufgestellt, und an diesem Orte sollten die allgemeinen Versammlungen gehalten werden. Die Eroberung des Landes war nicht die Folge rasch auf einander gewonnener Siege, sondern sie kam in Folge einer Reihe unzusammenhängender Heldenthaten zu Stande. Der Moses in den Mund gelegte Grundsatz, nichts leben zu lassen von den Einwohnern, was Odem hat, ward nicht befolgt, viele der Besiegten wurden bloß zinspflichtig, und bedeutende kanaanitische Stämme scheinen sich zwischen den Israeliten behauptet zu haben. Einzelne israelitische Stämme führten noch lange ein nomadisches Leben, welches Moses zu unterdrücken gesucht hatte. Während die Lösung der gestellten Aufgabe nur durch das kräftigste Zusammenwirken möglich war, brach unter den zwölf Stämmen oder Staaten häufig Zwietracht und Kriege aus. Der Krieg gegen die Kanaaniter wurde nicht mit vereinter Kraft und daher mit geringem Erfolge geführt; ein großer Theil des Landes, die phönicischen Küstenstädte im Norden und die philistäischen im Süden, kam nicht in den Besitz der Israeliten. Mancher Stamm wurde von den Feinden unterworfen oder im Verkehr mit den heidnischen Nachbarn von ihrem Götzendienste angelockt, und so von den übrigen Stämmen getrennt. Die Israeliten dieser Zeit erscheinen als ein Volk, welches mit der Feststellung seiner einfachsten politischen Verhältnisse noch nicht fertig geworden ist. Auch in Beziehung auf die Gottesverehrung zeigt sich noch keine festgehaltene Ordnung; Leviten werden zwar genannt, aber auch als Diener der Götzen; dagegen verrichten Männer, die nicht levitischer Abkunft sind, Opfer und heilige Gebräuche. Mit den im Norden wohnenden Phöniciern standen die Israeliten in freundschaftlichen Beziehungen, weil sie von jenen für das allmälig gebildeter werdende Leben ihre Bedürfnisse bezogen und die Phönicier wiederum für ihren Landhandel den Durchzug durch Nordpalästina bedurften. Dagegen hatten die Israeliten von andern siegreichen Nachbarn, namentlich von den Philistern, viel zu dulden, und es fanden fortwährend feindliche Reibungen statt.

Da traten von Zeit zu Zeit begeisterte Helden auf, welche den sinkenden Patriotismus und Glauben aufrichteten, bewaffnete Schaaren um sich versammelten und ihrem Volke die Freiheit errangen. Ihre Thaten erscheinen als durch göttliche Berufung hervorgegangen, und ihr ganzes Ansehen beruht auf freier Anerkennung. Die Wirksamkeit dieser Helden war daher eine zufällige und nicht selten eine sehr rohe und grausame. Sie standen theils an der Spitze des ganzen Volkes, theils einzelner Stämme; sie blieben nach geendigtem Kriege gewöhnlich auch als oberste Beamte an der Spitze des Staates und wurden Richter genannt. Die berühmtesten sind Gideon, Jephtha und Simson. Die Richter.

So gute Folgen die Thaten der Richter auch hatten, so wurde doch dadurch die nöthige Einheit weder allgemein noch dauernd hergestellt. Ihre Gewalt erscheint deshalb auch keineswegs als eine ausreichende. „Zu selbiger Zeit war kein König in Israel; ein jeglicher that, was ihm recht däuchte." So lautet die Klage, in welche das Buch der Richter mehrmals ausbricht. Die Priester, die doch am meisten die Pflicht gehabt hätten, Recht zu üben, übten nur Gewalt; von außen aber drängten die Feinde; die Philister schlugen die Israeliten in einer großen Schlacht, in der sogar die Bundeslade verloren ging. Der Retter aus dieser Noth war Samuel. Moses brachte die Israeliten von dem Nomadenleben zu festen Wohnsitzen und zum Ackerbau, Samuel hingegen führte eine geordnete Regierung ein. Samuel, gerecht, fromm, uneigennützig und einfach, belebte den Nationalsinn seines Volkes wieder und begeisterte dasselbe zum Kampfe gegen die Philister. Mit den vereinigten Kräften der Israeliten besiegte er die Philister, denn die Hand des Herrn war gegen sie, so lange Samuel lebte. Die Geschäfte eines Richters und (obgleich kein Levit) die eines Priesters versah er mit Billigkeit und in der Furcht des Herrn und dadurch wurde es ihm möglich, das Volk von dem kanaanitischen Götzendienst abwendig zu machen und zu der Verehrung Jehovah's zurückzuführen und durch diese zu einigen. Samuel war nicht nur Richter, sondern wurde auch von allen Stämmen als ein Prophet geachtet, in dessen Stimme sie die Stimme des durch ihn redenden Jehovah verehrten. Er gründete die sogenannten Prophetenschulen, in welchen junge Männer in den damals verbundenen Künsten der Poesie und Musik geübt und in allem unterrichtet wurden, was sie zur Leitung und Belehrung des Volkes befähigte. Sie lebten nach der alten Sitte einfach und prunklos. Aus diesen Schulen gingen nicht allein die größten Dichter, sondern auch jene begeisterten Patrioten, die Propheten, hervor, welche sich zu dem großen Berufe erhoben, die Sprecher für die öffentliche Freiheit und Tugend zu sein und das Volk und später die Könige mit kühnem Muthe an ihre Pflichten und die Befolgung des mosaischen Gesetzes mahnten. Samuel.

Samuel blieb Richter über Israel bis in sein hohes Alter. Als er alt geworden war, setzte er seine Söhne als Richter ein; allein ihre Handlungsweise war nicht geeignet, die Israeliten getröstet Samuels Ende entgegensehen zu lassen. Sie hatten allmälig die Segnungen eines geordneten Lebens kennen und lieben ge-

lernt und sahen nun nach Samuels Tode neuen Unordnungen und natürlich auch neuen Kämpfen mit den Philistern auf der einen, mit den Ammonitern auf der anderen Seite entgegen. Diese Erwägungen und der kriegerische Geist, welcher damals die Israeliten beseelte, erregten in den Israeliten den Wunsch, einen König zu haben, welcher die Stämme vereinigt halte und sie im Kriege anführe. Vergebens ermahnte sie Samuel von diesem Begehren abzulassen, da es im Widerspruche mit der mosaischen Gesetzgebung stehe; er stellte ihnen vor, in welche Knechtschaft sie unter einem König versinken würden, wie dieser über ihre Söhne und Töchter, über ihre Knechte und Mägde verfügen würde nach seinem Wohlgefallen. Samuel mußte endlich nachgeben und salbte Saul aus dem schwachen Stamme Benjamin zum König. Dieser wurde nach einem Siege über die Ammoniter allgemein als solcher anerkannt (1095 v. Chr.). Obgleich Saul ein tapferer Mann war und noch andere glückliche Kriege gegen die Philister, die Ammoniter und Moabiter führte, war er doch der Aufgabe als König nicht gewachsen und erbitterte Samuel dadurch gegen sich, daß er dessen Anweisungen, die er als Befehle Jehovah's ehren sollte, nicht Folge leistete. Daher salbte Samuel noch bei Lebzeiten Sauls David, den Sohn Isai's, aus dem mächtigen Stamme Juda zum Könige.

David. David war schön und stark, ein streitbarer junger Hirt, im Saitenspiel wie in den Waffen geübt, verständig und so voll Geist, daß man sagte, der Herr sei mit ihm. Er hütete damals noch die Heerden seines Vaters, bis Saul in eine Gemüthskrankheit verfiel und einer seiner Diener ihm rieth, David, einen geschickten Saitenspieler, an seinen Hof zu rufen. Wirklich erheiterte Davids Laute das trübsinnige Gemuth des Königs und diesem gefielen des Jünglings Gewandtheit und Rüstigkeit sowohl, daß er David zu seinem Waffenträger machte. Bald hatte dieser Gelegenheit, seine Unerschrockenheit zu zeigen, indem er in dem Kriege mit den Philistern den Riesen Goliath erschlug, worüber die Feinde so bestürzt wurden, daß sie die Flucht ergriffen. Saul hatte, um zu dem gefährlichen Kampfe mit Goliath zu ermuntern, dem Sieger eine seiner Töchter zum Weibe versprochen und mußte dem David das gegebene Wort halten. Als aber dessen Ruhm sich durch ganz Israel verbreitete, und Lieder von ihm sangen, Saul habe tausend Feinde, David aber zehntausend geschlagen, da erwachte in dem mißmuthigen Könige eine solche Eifersucht, und die frühere Neigung zu dem jungen Helden verwandelte sich in einen solchen Haß, daß er ihm nach dem Leben trachtete. David mußte fliehen und sich bald da bald dort verbergen. In den mannigfachen Gefahren, welche David zu bestehen hatte, erprobte sich die Treue seines Weibes und die zärtliche Freundschaft des edlen Königssohnes Jonathan, da beide den Zorn ihres Vaters nicht scheuten und David retten halfen. Auch David bewies eine edle Gesinnung, als er auf den unbewacht schlafenden König stieß und der Versuchung widerstand, durch einen Lanzenstoß seine unverschuldete Noth zu enden. Endlich wurde Jonathan und zwei seiner Brüder in einer großen Schlacht von den Philistern erschlagen, und Saul stürzte sich in sein Schwert,

um nicht in die Hände der Sieger zu gerathen. David, als Prophet, Dichter und Kriegsheld ausgezeichnet, trat erst nach Sauls Tode (1055 v. Chr.) als König auf und wurde von seinem Stamm als solcher anerkannt. Die anderen Stämme hingegen hielten anfangs noch an Sauls Sohn Isboseth fest, fielen aber nach und nach zu David ab, und nach Isboseths Ermordung 1048 erkannten alle Stämme David als König an.

David regierte von 1055 bis 1015 v. Chr.; er ist als Mensch wie als König der trefflichste Herrscher der Israeliten. Gottvertrauen, Tapferkeit und Dichtkunst waren es, durch welche David sich vom Hirten zum Volksführer emporschwang; durch sie wirkte er auch als König mächtig auf die Bildung seines Volkes. Die Regierung Davids und die seines Sohnes Salomo sind die Glanzpunkte des israelitischen Volkes. Unter diesen Königen waren die Israeliten das mächtigste Volk von Vorderasien; es hoben sich bei ihnen Handel und Gewerbe, der Wohlstand verbreitete sich und das goldene Zeitalter der israelitischen Literatur nahm seinen Anfang. David führte glückliche Kriege und er hob sein Reich zu einer bedeutenden Größe, indem er es im Osten und Norden durch einen Theil von Syrien und bis an den Euphrat, im Süden bis an den arabischen Meerbusen erweiterte. Er unternahm aber seine Kriege nicht, um durch Eroberungen sein Reich zu einer Weltmacht zu erheben, sondern um die Grenzen desselben durch besiegte Feinde zu decken. Zu diesen Kriegen bedurfte David eines stehenden Heeres, dazu hatte bereits Saul den ersten Grund gelegt; David aber war der eigentliche Schöpfer desselben. Den Jebusitern entriß David Jerusalem und die feste Burg Zion. Daselbst ließ er sich einen Palast erbauen, zu welchem ihm der König von Tyrus Baumeister und Cedernholz sendete. Jerusalem, welches David befestigte, wurde die Hauptstadt des Landes, und dadurch, daß die unter großen Feierlichkeiten dahin gebrachte Bundeslade daselbst aufbewahrt wurde, der Mittelpunkt der Gottesverehrung. Den Vorsatz daselbst auch einen Tempel zu erbauen gab David auf die Abmahnung des Propheten Nathan auf. David öffnete nach verschiedenen Seiten hin dem Handel neue Wege und legte dadurch den Grund zu der großen Handelsthätigkeit, welche später Salomo entwickelte.

Obgleich David über ein mächtiges Reich gebot, blieb er doch einfach in seinen Sitten und seiner Lebensweise; er zeigte sich durchaus menschlich und liebenswürdig. Klug und gerecht und frei von Despotie ordnete er die innere Staatsverwaltung; die Stammfürsten behielt er bei und ließ den Aeltesten die Verwaltung ihrer Bezirke; die Richter und Beamten nahm er aus den angesehensten Bürgern der Städte und trefflich sorgte er für die Verwaltung der Finanzen. An die Spitze seiner Heere stellte David nur bewährte Männer, wie seinen berühmten Feldherrn Joab. Den Gottesdienst machte er durch Musik und Dichtkunst, worin er selbst Meister war, feierlicher und prächtiger; er wurde der Schöpfer der lyrischen Dichtkunst und der Kirchenmusik der Israeliten. Vier tausend auserwählte und durch besondere Kleider ausgezeichnete Leviten waren in verschiedene Chöre vertheilt. An den öffentlichen Festen, wo sich das israelitische Volk bei dem Nationalheiligthum versammelte und

sich bei dem Jehovahdienste mit Begeisterung als ein Ganzes fühlte, wurden die zum Theil in den Psalmen noch erhaltenen Lieder gesungen. Zugleich bewunderte das Volk bei diesen Festen in dem Palaste des Königs die vorher nie gesehene Pracht und den in den Kriegen erbeuteten Reichthum. Die patriarchalische Einfachheit erhob sich durch die von David verbreitete Bildung zu einer freieren Beweglichkeit; zugleich wurde aber auch der mit der alten Verfassung verbunden gewesene Freiheitssinn durch die königliche Gewalt unterdrückt. Der Geist aller asiatischen Regierungen zeigte sich auch an Davids Hofe; aus dem Harem des Königs gingen Parteiungen hervor, in welche auch das Volk mitverwickelt wurde; und das Ende von Davids Regierung wurde durch Empörungen seiner Söhne, namentlich Absalons, beunruhigt.

Psalmenpoesie.

Es gab schon lange vor David eine hebräische Dichtkunst, diese läßt sich bis auf die Zeiten von Moses zurückführen: aber zu ihrer Ausbildung und Entwickelung gehörten Fortschritte in der geistigen Bildung, die bisher nur langsam und allmälig gemacht waren. In Davids Zeit entfaltet sich die hebräische Poesie wie eine nach langsamer Kräftigung der Pflanze schnell aufbrechende Blüthe. Wie das ganze höhere Leben des israelitischen Volkes auf strengem Monotheismus ruht, so stehen auch die allermeisten Erzeugnisse seiner Poesie unter dem Einflusse dieser religiösen Richtung und preisen Gott als den über die ganze Natur gebietenden Herrn. Die Sprache und der Ausdruck haben einen Schwung, die Bilder eine Erhabenheit und Kühnheit, das vertrauensvolle Gebet zu Gott, der Dank und Preis eine Inbrunst, die Klagen eine Innigkeit, welche in der Poesie aller Völker und Zeiten unübertroffen geblieben sind. Da nun die religiösen Gefühle, die Erhabenheit der Gottheit und das Verhältniß des Geschöpfes zum Schöpfer der hauptsächliche Gegenstand der hebräischen Poesie sind, so mußte diese vorherrschend lyrisch sein. David war es, welcher diesen frommen Gefuhlen einen erhabenen Ausdruck gab und so wunderbare Töne anschlug, daß er in seinen Psalmen einen nach ihm nicht überstiegenen Höhepunkt erreichte.

Salomo.

Nach Davids Bestimmung folgte sein Sohn Salomo. Dieser war 20 Jahre alt, als er zur Regierung gelangte, und regierte von 1015 bis 975 v. Chr. Er ließ seinen Bruder Adonia, welcher sich der Thronfolge hatte bemächtigen wollen, und dessen mächtigen Freund, den greisen Feldherrn Joab, hinrichten und sicherte sich dadurch nach der blutigen Weise des Orients den Besitz des Thrones. Ohne den kriegerischen Geist seines Vaters geerbt zu haben, besaß er doch einen unternehmenden Geist, Bildung und Liebe zur Wissenschaft und Kunst. Seine Gerechtigkeit und Weisheit haben ihm den Namen des Weisen erworben. Was das israelitische Volk unter David errungen hatte, das genoß es unter Salomo, dessen Regierung die glänzendste aller israelitischen Könige war. Der Wohlstand seines Volkes gewährte ihm die Möglichkeit, eine glänzende Hofhaltung einzurichten, neue Städte anzulegen und prächtige Paläste zu bauen. Die von ihm gegründete Stadt Tadmor

oder Palmyra wurde auf einer Oase der syrischen Wüste, zwischen Damaskus und dem Euphrat angelegt, und wurde einer der Hauptstapelplätze für den Karavanenhandel des Alterthums und dadurch eine der reichsten und prachtvollsten Städte des westlichen Asiens. Für den Bau eines Tempels hatte bereits David Schätze gesammelt und hinterlassen. Da derselbe auf dem Berge Moria erbaut werden sollte, so wurde dieser erst geebnet und erweitert und zu diesem Zwecke 400 Ellen hohe Mauern aufgeführt und der Raum zwischen ihnen und dem Berge ausgefüllt. Die mechanischen Arbeiten verrichteten Sklaven, Nachkommen der im Lande gebliebenen kanaanitischen Völker, die eigentlichen Künstler und Arbeiter aber scheinen meistentheils Ausländer gewesen zu sein, besonders aus der gewerbreichen phönicischen Stadt Tyrus. Auch fällten tyrische Arbeiter das Cedernholz auf dem Libanon und richteten es zu, und dann wurde es auf dem Meere bis Joppe geflößt. Salomo gab dafür nach einem Vertrage seinem Freunde, dem Könige von Tyrus, Getreide und Oel. Auch das Gold, welches Tyrus lieferte, war wahrscheinlich schon verarbeitet; denn die Israeliten waren in den Künsten und Gewerben noch zu sehr zurückgeblieben. Die Vollendung des Tempels erfolgte nach sieben Jahren. Der Tempel selbst war nur sechszig Ellen lang, zwanzig breit und dreißig hoch; er zerfiel in eine Vorhalle, das Heilige und das Allerheiligste; er hatte zwei Vorhöfe, einen inneren und einen äußeren, und eine Menge Nebengebäude, welche zu Priesterwohnungen, zur Aufbewahrung des Zehnten, zu Sälen für die Opfermahlzeiten u. s. w. dienten. Der Tempel zeichnete sich nicht durch künstlerische Schönheit des Baues, sondern durch außerordentliche Pracht und durch die große Masse der auf seine Ausschmückung verwandten edlen Metalle aus. Das Allerheiligste durfte nur der Hohepriester betreten, und auch dieser nur einmal im Jahre, nämlich am Versöhnungstage; sonst war es bei Todesstrafe untersagt Das Allerheiligste enthielt die Bundeslade und zu ihren Seiten zwei kolossale Cherubsgestalten von Holz und mit Gold überzogen. Im Heiligen standen ein Räucheraltar, zehn Schaubrodtische, zehn goldene Leuchter und andere Geräthe.

Außerdem baute Salomo für sich einen Palast in Jerusalem, einen Sommerpalast am Fuße des Libanon, in welchem alles Geräthe von Gold war, eine Gerichtshalle und einen Palast für seine Gemahlin, eine Tochter des ägyptischen Königs. Der Pracht, welche Salomo in seinen Bauwerken an den Tag legte, entsprach eine glänzende Hofhaltung. Die Verwaltung wurde fester geregelt, und ein zahlreiches stehendes Heer wachte über die Sicherheit des Staates. Sehr ansehnlich war besonders die mit Pferden aus Aegypten versehene Reiterei.

Der Ruf von Salomo's Klugheit und dem Glanze seiner Regierung verbreitete sich weit über die Grenzen des israelitischen Reiches. Salomo's Weisheit zeigte sich nicht in philosophischen Forschungen, sondern in scharfsinnigen Entscheidungen verwickelter Rechtsfälle und in einem Schatze von Lebenserfahrung, die er in Klugheitsregeln und sinnreichen Aussprüchen kund that. Eine Königin von Saba in Arabien soll, durch den Ruf seiner Fähigkeit allerlei schwierige und verwickelte Fragen zu lösen bewogen, nach Jerusalem gekom-

men sein, um ihn durch Vorlegung von Räthseln zu prüfen, und sie soll voll Bewunderung seiner Weisheit und nach Hinterlassung reicher Geschenke zurückgekehrt sein. Die im alten Testament enthaltenen Sprüche Salomo's geben uns eine anschauliche Vorstellung von der berühmten Weisheit desselben. Bald in sprichwörtlichem Vortrage, bald in witzigen Gegensätzen und Bildern enthalten sie sittlich-religiöse Regeln und Vorschriften, welche eine reiche Lebenserfahrung beurkunden. Das Poetische dieser bei den Orientalen besonders beliebten gnomischen Poesie liegt in der sinnvollen inhaltschweren Gedrängtheit des Ausdrucks und in der treffenden Wahl der Bilder. Die unter Salomo's Namen erhaltenen Sprüche stammen in ihrer jetzigen Gestalt wohl nicht von einem Verfasser; von einem großen Theil der Sprüche aber scheint Salomo der Urheber zu sein, und wahrscheinlich liegt der ganzen Sammlung ein von ihm verfaßtes Spruchbuch zu Grunde. Auch ist es möglich, daß Salomo bei den Israeliten der erste gnomische Dichter gewesen ist.

Salomo ermunterte und beförderte den Handel; er trat mit den benachbarten Phöniciern in enge Verbindung und machte in Gemeinschaft mit ihnen große Handelsunternehmungen. Diese wurden aber nicht durch Israeliten, sondern durch Phönicier und mit phönicischen Schiffen ausgeführt. Der salomonische Seehandel ging von dem arabischen Meerbusen, von dem Hafen Ezeongeber aus nach Ophir, unter welchem Lande man wahrscheinlich Vorderindien zu verstehen hat. Durch diesen Handel kamen große Reichthümer in das Land; Jerusalem wurde eine sehr reiche, von einem glänzenden Leben erfüllte Stadt; und mit dem Wohlstande verbreitete sich Gewerbfleiß und Kunstsinn. Der Handel Salomo's, sowie die Tribute zinspflichtiger Völker und die Durchgangszölle der phönicischen Städte waren die Quellen bedeutender Einkünfte. Diese boten Salomo die Mittel sich immermehr mit Pracht zu umgeben, er führte immermehr das an den despotischen Höfen des Orients herrschende Wesen ein und entfremdete sich dadurch seinem Volke. Er steigerte die Schwelgerei und Pracht bis zu einem für das Volk sehr drückenden Grade, nahm eine Menge Gemahlinnen, von welchen die meisten Ausländerinnen waren, und führte zuletzt sogar den Götzendienst an seinem Hofe ein. Durch alle diese Veränderungen wurde die mosaische Verfassung gänzlich umgewandelt. An die Stelle der ursprünglichen Gleichheit und des patriarchalischen Familiengeistes war eine förmliche Despotie getreten, welche dem Staate keine lange Dauer versprach. Der Luxus des Königs verbreitete sich über das Volk und rief Schlaffheit und Ausschweifungen hervor. Schon gegen das Ende von Salomo's Regierung zeigten sich Spuren einer beginnenden Auflösung. Es brach eine Empörung aus, an deren Spitze Jerobeam, einer seiner Beamten, stand. Die Empörung wurde zwar unterdrückt, allein Jerobeam floh nach Aegypten und wußte den König dieses Landes für sich zu gewinnen, so daß von dorther neue Gefahren drohten.

Schon Davids Zwecke waren nicht im Einklange mit dem Ideale des großen Gesetzgebers von einer Bundesrepublik, deren Glieder ihren Blick ausschließlich auf den Herrn ihren Gott richten und ein einfaches und freies Leben führen sollten. David aber ließ auch

dem Prophetenworte Raum; das theokratische Prinzip vermochte sich neben dem monarchischen zu behaupten. Auch riß Davids rastloses Streben die Nation zu angestrengten Kämpfen fort, stählte ihre Kraft und erhielt ihren Geist straff. Salomo hingegen, reich begabt, aber eitel und selbstgefällig, wollte das Leben durch Genüsse jeder Art verschönern, sich an der Entfaltung hoher königlicher Pracht ergötzen und seinen Geist den Betrachtungen hingeben. Den Krieg hingegen scheute er. Diese Herrschaft müssigen Genusses und weichlicher Ruhe widerstrebte der mosaischen Gesetzgebung noch weit mehr als der waffenlustige Sinn und die Eroberungslust Davids.

Sogleich nach Salomo's Tode brach das Verderben über Palästina aus. Die Keime dazu lagen in der Eifersucht der zehn Stämme gegen den Stamm Juda und den mit diesem wegen der Lage der Hauptstadt eng verbundenen Stamm Benjamin. Die Vortheile, welche der Hauptstadt während Salomo's glanzvoller Regierung zugeflossen waren, und das Schwinden des Nationalsinnes hatten die Eifersucht gesteigert. Die Aeltesten der zehn Stämme hatten sich zu Sichem versammelt, und der aus Aegypten zurückgekommene Jerobeam war an ihrer Spitze. Sie stellten an Salomo's Sohn und Nachfolger Rehabeam die Forderung, daß er der von seinem Vater ausgeübten willkürlichen Herrschaft entsage und die seitherige Bedrückung des Volkes aufhebe. Als Rehabeam diese Forderung drohend zurückwies, fielen die zehn Stämme von ihm ab und ernannten Jerobeam zu ihrem König. Nur Juda und Benjamin erkannten Rehabeam als König an (975 v. Chr.). So zerfiel das israelitische Reich in zwei Theile, von welchen der von Jerobeam beherrschte größere Theil den Namen Israel behielt, das Reich Rehabeams aber den Namen Juda annahm. Zwischen beiden Reichen herrschten heftige Eifersucht und Haß, ja offene Feindschaft und Krieg; man rief fremde Hülfe gegen den Bruderstaat an, oder leistete den fremden Königen bei ihren Unterdrückungsversuchen Vorschub, während das vereinigte Israel Mühe genug gehabt hätte, den Eroberungsplänen mächtiger Nachbarreiche mit Erfolg zu widerstehen. Denn Palästina lag zwischen zwei mächtigen Reichen, dem ägyptischen einerseits und dem assyrischen und babylonischen andererseits und fiel in dem Kampfe dieser Mächte dem Sieger anheim. Schon unter Rehabeam (971 v. Chr.) zog der König von Aegypten Scheschonk oder Schischack mit Heeresmacht gegen Jerusalem und erzwang die Auslieferung der Tempelschätze.

Trennung in die Reiche Juda und Israel.

Das Reich Israel war durch einen Abfall von dem durch Gott erwählten David'schen Geschlecht gegründet worden, das Recht der Könige beruhte deshalb auf menschlicher Einsetzung, und die Absetzung eines Königs, sobald man mit ihm unzufrieden war, erschien als natürlich. Die Könige hatten nicht wie die von Juda einen Haltpunkt in dem Ansehen ruhmreicher und verehrter Ahnen, sondern suchten ihre Stütze im Heere. So entstand ein militärischer Despotismus, in welchem jeder tüchtige Feldherr soviel zu sein glaubte als der König, jeder ehrgeizige es zu sein strebte. Die neunzehn Könige, welche über das Reich Israel während der dritt-

Das Reich Israel.

halbhundertjährigen Dauer desselben herrschten, waren aus neun verschiedenen Familien, welche sämmtlich auf gewaltsame Weise die Herrschaft an sich rissen. Und bei allem diesem Uebergewicht des Soldatenwesens war der Staat schwach gegen feindliche Nachbarn, besonders gegen die Syrer von Damaskus.

Schon Jerobeam verbot, um die Beziehungen seiner Unterthanen zur Hauptstadt Juda's zu zerstören, die Reise nach Jerusalem, wo sich der Tempel und die Bundeslade des von ihren Vätern verehrten Gottes befand; er stellte zum Ersatz in zwei Grenzstädten, zu Dan im Norden seines Reiches und zu Bethel im Süden, goldene Kälber, als Bilder des Gottes auf, der das Volk aus Aegypten geführt. Als Priester bestellte er Leute aus dem Volke und nicht aus dem Stamme Levi, welcher mit dem Reiche Juda in Berührung stand. Viele Leviten und andere fromme Israeliten wanderten deshalb aus nach Juda. Bald wurde auch der Dienst phönicischer Götter eingeführt und in der zur Haupt- und Residenz-Stadt erhobenen Stadt Samaria dem Baal und der Astarte Altäre errichtet. Im ganzen Lande wurde der Baalsdienst mit seinen schmählichen Gebräuchen herrschend, und ein tiefer Sittenverfall war die Folge. Es entstand eine heillose Religionsmengerei. Die meisten Israeliten dienten dem Baal, ohne sich von Jehovah gänzlich loszusagen. Die kleine Zahl derjenigen, welche dem Gotte ihrer Väter ganz treu geblieben war, fand in den Propheten die entschiedensten und unerschrockensten Vertreter. An der Spitze derselben stand der von gluhender Begeisterung erfüllte Elias, eine gewaltige und erhabene, aber auch strenge, an das Rauhe streifende Erscheinung. Nach ihm war Elisa der erste Jehovahprophet in Israel. Obgleich weniger streng und feurig als Elias, war er doch für die Ausrottung der Baalsverehrung ungemein thätig. Allein die Kämpfe des Elias und Elisa für die Jehovahreligion waren vergebens, Israel versank immer tiefer in Unsittlichkeit und Schlaffheit und nachdem es noch einmal unter Jerobeam II. (825—784) mit Glück gegen die Nachbarn gekämpft hatte, ging es mit raschen Schritten seinem Untergange entgegen. Nach Jerobeam II. brachen die heftigsten inneren Unruhen aus; eine Thronrevolution folgte der anderen und mit der allgemeinen Unsicherheit hielten die Laster gleichen Schritt. Um so leichteres Spiel hatten die assyrischen Könige; Phul empfing von dem israelitischen Usurpator Menahem Tribut (770); Tiglath Pilesar eroberte einen Theil des israelitischen Reiches und führte viele Einwohner als Gefangene fort (740); Salmanassar endlich eroberte, als der israelitische König Hosea das assyrische Joch abschütteln wollte, nach dreijähriger Belagerung die Hauptstadt Samaria. Um jeden Versuch zur Wiedererlangung der Selbständigkeit unmöglich zu machen, versetzte Salmanassar den größten Theil der Israeliten in andere ihm unterthänige Gegenden und schickte dagegen fremde Ansiedler nach Israel. Aus der Vermischung derselben mit den zurückgebliebenen Israeliten entstand das Volk der Samaritaner. So endigte das Reich Israel 722 v. Chr.

Das Reich Juda.

Das Reich Juda stand zwar an Umfang und Menschenzahl Israel nach; dagegen aber war der Thron in Davids Geschlechte

erblich und es kamen nur wenige Meutereien gegen die Könige vor. Ferner war Juda in dem Besitze der heiligen Stätte des Jehovahdienstes, auf welche alle Fromme auch in Israel wie auf den religiös-nationalen Mittelpunkt blickten. Obgleich Rehabeam und andere Könige den Götzendienst duldeten, so wurde Juda doch wegen seines Tempels und der Bundeslade als der Sitz des wahren Jehovahdienstes angesehen. Dieses Gewicht in der öffentlichen Meinung, die Einwanderungen aus Israel und der Besitz der festen Hauptstadt bewirkten, daß Juda dem größern und volkreichern Israel das Gleichgewicht halten konnte. Auch in Juda finden wir ein immerwährendes Ringen und gegenseitige blutige Verfolgungen der Götzendiener und der Verehrer Jehovahs, welche abwechselnd zu Macht und Ansehen gelangten. Fast jeder Regierungswechsel führte auch einen Wechsel der religiösen Grundsätze herbei. Die seit Salomo mit Glück versuchte Seefahrt scheint die dabei betheiligten reichen Judäer und den Hof duldsamer gegen fremde Sitten und den Götzendienst gemacht zu haben; auch hatten die weltlichen Großen und die Könige am meisten durch die Priestermacht zu verlieren. Dem Hohenpriester Jojada gelang es 877 v. Chr. den siebenjährigen Joas durch eine Empörung auf den Thron zu erheben und durch einen Vertrag mit dem jungen Könige die priesterlichen Forderungen zur Anerkennung zu bringen. Seit Salomo hatte kein Hoherpriester eine solche Macht wie Jojada, da sich der junge König ganz seiner Leitung hingab. Der Baalsdienst wurde damals in Juda gänzlich ausgerottet. Nach Jojada's Tode aber gewann eine Partei Vornehmer, welche den Götzendienst wieder hergestellt wissen wollte, die Oberhand, und Jojada's Sohn Zacharias ward, als er das Volk vom Götzendienst abmahnte, gesteinigt, während wiederum von Verschwornen der Priesterpartei Joas und dessen Sohn und Nachfolger Amazia getödet wurden. Nach dem Untergange des Amazia erhoben die Jehovahdiener dessen sechszehnjährigen Sohn Usia oder Asarja auf den Thron. Dieser herrschte (811—759 v. Chr.) im Sinne der Priester und führte durch Weisheit und Thätigkeit noch einmal eine Blüthe des Reiches herbei, wie gleichzeitig auch Israel unter Jerobeam II. gedieh, obgleich dieser ein Götzendiener war. Die Grenzen beider Reiche wurden unter diesen Königen durch Eroberungen erweitert und ein ansehnlicher Handel hob den Wohlstand des Landes. Am Ende seiner langen und glücklichen Regierung zerfiel aber Usia mit der Priesterpartei, als er die Hohepriesterwürde mit der königlichen vereinigen wollte. Angegriffen von den Königen von Israel und Syrien bat der König Ahas von Juda (743—728) um Hülfe bei dem König von Assyrien. Tiglath Pilesar leistete sie gern, unterwarf Syrien, eroberte einen Theil des israelitischen Reiches und führte viele Einwohner als Gefangene hinweg; aber auch Juda verlor seine Selbständigkeit und wurde Assyrien zinspflichtig. Ahas entsagte nun im Schmerz über die verlorene Unabhängigkeit dem Jehovahdienste, ließ den Tempel schließen und opferte den Göttern seiner Feinde als den mächtigern. Desto entschiedener wandte sich sein Sohn und Nachfolger Hiskia (728—699) wieder Jehovah zu; er stellte den alten Gottesdienst wieder her, ließ unter großen Feierlichkeiten den Tempel reinigen

und gebot, daß nur im Tempel zu Jerusalem, nicht auch auf Anhöhen geopfert werden solle. Als Hiskia die Feier des Passahfestes veranstaltete, strömte eine Volksmenge nach Jerusalem, wie sie seit Salomo's Zeiten nicht gesehen worden war. Bald darauf erfolgte durch Salmanassar die gänzliche Vernichtung Israels. Dennoch betrieben die Großen von Juda ein Bündniß mit Aegypten gegen die Juda in nächster Nähe bedrohende Macht Assyriens, und Hiskia verweigerte die Fortzahlung des Tributs, zu dem sich sein Vater gegen Assyrien anheischig gemacht hatte. Erst Salmanassars Nachfolger Sanherib erschien mit einem gewaltigen Heere, um Juda zu züchtigen und zugleich Aegypten anzugreifen. Anfangs ließ er sich mit dem Silber und Golde, welches der erschrockene Hiskia aus den Schätzen des Tempels und des Palastes sandte, beschwichtigen; aber bald schickte er einen Theil seines Heeres gegen Jerusalem, während er selbst sich mit dem Hauptheere gegen Aegypten wandte. Ein unerwartetes Ereigniß, vielleicht eine ausgebrochene Seuche, nöthigte aber Sanherib zur Rückkehr nach Assyrien und rettete Juda und Aegypten.

Von den folgenden Königen Juda's ist besonders Josia (642 bis 610) zu nennen. Er war acht Jahre alt, als er König wurde; er selbst konnte also noch nicht regieren. Zwei Parteien hatten sich zeither einander den Einfluß auf den König streitig gemacht; die hierarchische trug jetzt den Sieg davon; Josia that was dem Herrn wohlgefiel.

Auf Moses wurde die ganze Rechtsverfassung der Juden zurückgeführt; welche Entwickelung diese auch genommen, welche Veränderungen sie auch erlitten, wie viele Zusätze sie bekommen haben mochte, die Grundlage rührte von Moses her, und so galt der ganze Bau für mosaisch. Moses sollte die Verfassung von Gott bekommen haben, und deshalb galt sie für eine göttliche und unverletzliche. So behaupteten es die Priester und ihr Anhang. Die weltlichen Großen mochten den göttlichen Charakter jener Verfassung zum Theil leugnen und behaupten, Vieles darin sei von den Priestern erst erdacht worden. Es kam daher darauf an, daß die Priester das Dasein dieser Verfassung in ihrem ganzen Umfange urkundlich erwiesen; daß sie ein von Moses selbst herrührendes Gesetzbuch, was diese Verfassung enthielt, aufzeigten. Konnten sie das, so war es scheinbar erwiesen, daß die Verfassung nur in Vergessenheit gerathen, aber doch in ihrem ganzen Umfange von Moses gegeben war.

Da meldete bei Gelegenheit einer baulichen Ausbesserung des Tempels der Hohepriester dem Könige Josia: er habe das Gesetzbuch im Tempel gefunden. Früher wird das Gesetzbuch nicht erwähnt. Es mochten einzelne Rechtsgrundsätze lebendig sich im Volke von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, sie mochten in Zeiten größerer Bildung auch eine größere Bestimmtheit und Ausbildung erhalten haben: aber aufgezeichnet und zu einem Gesetzbuche zusammengestellt scheinen sie noch nicht gewesen zu sein. Diese Rechtsgrundsätze und die Forderungen und Behauptungen der hierarchischen Partei mußten in dem Gesetzbuche enthalten sein. Die Priester waren vorzugsweise in dem Besitze der wissenschaftlichen Kennt-

nisse, das gemeine Volk hing ihnen an, — wem konnte es also einfallen, das gefundene Buch kritisch zu beleuchten? wer konnte untersuchen, ob es alt oder ob es ein Priestermachwerk sei? Als der König sich dasselbe hatte vorlesen lassen, zerriß er seine Kleider, tief erschüttert über den herrschenden Abfall vom göttlichen Gesetze, den er jetzt erst in seiner ganzen Größe überschaute. Er ließ alle Aeltesten von Juda und das Volk zusammenkommen und erneute mit ihnen feierlich den Bund Jehovah's. „Der König ging hinauf in das Haus des Herrn und alle Männer von Juda und alle Einwohner von Jerusalem mit ihm, Priester und Propheten, und alles Volk, beide klein und groß; und man las vor ihren Ohren alle Worte des Buches vom Bunde, das im Hause des Herrn gefunden war, und der König trat an eine Säule und machte einen Bund vor dem Herrn, daß sie sollten wandeln dem Herrn nach und halten seine Gebote, Zeugnisse und Rechte von ganzem Herzen und von ganzer Seele — und alles Volk trat in den Bund." Jetzt wurde der Gottesdienst eingerichtet nach den Vorschriften des Gesetzes und aller Baalsdienst, aller Sterndienst und alle Opfer auf den Höhen abgeschafft und aller götzendienerische Gräuel ausgerottet. Dabei beschränkte sich Josia nicht auf die Grenzen Juda's, sondern er durchzog auch das Land der zehn Stämme und ließ dort Götzentempel und Bilder niederreißen und die Priester derselben hinrichten. Man sieht daraus, daß die Könige von Juda das Land Israel als ein damals fast herrenloses wie das ihrige betrachteten; aber sie vermochten nicht sich darin zu behaupten. Auch das Passahfest ward zum erstenmal nach der Vorschrift des Gesetzes gefeiert, — denn „es war kein Passah so gehalten als dieses, von der Richter Zeit an, die Israel gerichtet haben, und in allen Zeiten der Könige Israel und Juda."

Josia überlebte diese neue Stellung der Priester, diese neue Gesetzgebung nicht lange. Die ägyptischen und die babylonischen Könige strebten nach der Herrschaft über Syrien, und Palästina war der Kampfplatz, wo sie auf einander stießen. Der ägyptische König Necho wollte mit einem Heere an den Euphrat ziehen, Josia verweigerte ihm den Durchzug, verlor aber bei Megiddo Schlacht und Leben. Den Sohn des Josia, Joahas, welchen das Volk zum König ausgerufen hatte, nahm Necho gefangen und führte ihn mit sich nach Aegypten; dagegen setzte er dessen Bruder Jojakim als zinsbaren König von Juda ein. Jojakim erweckte durch seine Hinneigung zum Götzendienst die religiöse Spaltung wieder, und auch in politischer Beziehung standen sich zwei Parteien, eine ägyptisch- und eine babylonisch-gesinnte, gegenüber.

Den König Necho, welcher seine Herrschaft bis an den Euphrat ausgedehnt hatte, besiegte nach einigen Jahren bei Karchemisch oder Kirkesium am Euphrat der König von Babylonien Nebukadnezar. Diesem mußte sich nun auch Jojakim unterwerfen, und Juda gerieth in Abhängigkeit von Babylonien. Als Jojakim den Tribut verweigerte, unternahm Nebukadnezar einen zweiten Zug gegen Juda. Jerusalem wurde, nachdem bereits Jojakim gestorben war, erobert und der König Joachim mit vielen Einwohnern (unter ihnen Ezechiel und Daniel) nach Babylon weggeführt (597 vor Chr.). Der von

Nebukadnezar als zinspflichtiger Herrscher von Juda eingesetzte Zedekia folgte troß der Abmahnungen des Propheten Jeremia der ägyptischgesinnten Partei und schloß sich an Aegypten an, um sich vom babylonischen Joche zu befreien. Da unternahm Nebukadnezar einen dritten Zug gegen Juda. Jerusalem fiel nach einer Belagerung von achtzehn Monaten in die Hände des Feindes; der wiederholte Abfall wurde zunächst an der Königsfamilie mit grausamer Strenge gestraft, etwa siebenzig der Angesehensten hingerichtet, der Tempel seiner Schätze beraubt und mit der ganzen Stadt durch Feuer zerstört und der größte Theil der Einwohner nach Babylonien weggeführt (585 oder 586 vor Chr.). Ueber die Zurückbleibenden wurde Gedalja, ein angesehener Mann aus ihrer Mitte, als Statthalter gesetzt und dieser nahm seinen Sitz zu Mizpa im Stammgebiet von Benjamin. Aber auch jetzt nach der Zerstörung der Hauptstadt ruhten die Parteiungen nicht. Eine Partei ermordete den Gedalja, und nun wanderten viele Juden, die Rache des babylonischen Königs furchtend, nach Aegypten.

Die Propheten. Seit der Trennung in zwei Reiche sinkt die Kraft der Nation immer mehr; beide Reiche durch Parteiungen geschwächt werden immer kraftloser, bis sie zuletzt den Feinden erliegen. Auch die Priester erscheinen in diesen inneren Kämpfen oft nur als eigennützige Partei, als Streiter für die Hierarchie, die Priesterherrschaft. Zwar kämpfen sie für den Monotheismus gegen das Heidenthum, aber oft auch für die Theokratie und Hierarchie gegen das Königthum. Als eine großartige und eigenthümliche Erscheinung des althebräischen Geistes zeigen sich dagegen in jenen Zeiten des Sinkens und Verfalls die Propheten. Sie sind die Vertreter des sittlichen Gehaltes der Jehovahreligion, welchen sie in eben jener Zeit höher und reiner entwickelten; sie stehen da für die Zeitgenossen als ernste Warner und für die Nachwelt als erhabene Ausleger der geschichtlichen Tragödie, welche der Untergang beider Reiche bildet. Tief versenkt in Betrachtungen und ringend nach Einsicht in den Willen und Rathschluß Gottes strebt der Prophet nach Licht auf den oft dunkeln Wegen, auf welchen Jehovah die Nation führt. In dieser ausschließlichen Richtung des Gemüthes auf Gott fühlt der Prophet einen Geist von oben her ihn anwehen, er glaubt Jehovah's Stimme in seinem Inneren zu vernehmen, er faßt die Gedanken, die in ihm aufsteigen, nicht mehr als die seinen, sondern als Gedanken Jehovah's, als dessen Ermahnungen, Drohungen und Befehle.

Was der Prophet in seinem Innern geschaut und gehört hat, das verkündet er dem um ihn versammleten Volke. Die von ihm mit inniger Ueberzeugung als Gottes Gedanken ausgesprochene Verkündigung, welche zugleich durch Inhalt und Form die Erhabenheit ihres Ursprungs bewährt, reißt den Zuhörer mit sich fort und erfüllt auch ihn mit der Ueberzeugung, daß er in dem Propheten einen Boten Gottes vernehme. Die Reden der Propheten aus der besten Zeit sind voll hohen poetischen Schwunges und der erhabensten Bilder, aber die flammende Begeisterung verliert sich nie in die Verzückung, welche dunkele Räthselsprüche ausstößt; nie geht die Besonnenheit und Klarheit verloren. Die Grundidee der propheti-

schen Reden ist: das Heil beruht auf der Erfüllung der göttlichen Gebote, aber Unglück drohet bei ihrer Vernachlässigung. Die Propheten bezeichnen die Drangsale als die gerechte Vergeltung und Strafe Gottes und verheißen für Buße und Bekehrung einen glücklicheren Zustand; sie ermahnen nicht zu äußeren Handlungen, zu Opfern, Gebeten und Fasten, sondern zur frommen Gesinnung und sittlichen Wandel. Das Streben der Propheten hing mit dem der Priester nicht zusammen, sie standen in keinem Zusammenhang mit der Hierarchie; nur zufällig traten bisweilen auch Priester als Propheten auf. Das hohe Ansehen der Propheten beruhte nur auf der Bedeutung ihrer Persönlichkeit, auf der inneren Erleuchtung und auf der Kraft des aus ihnen redenden Geistes. Muthig traten die Propheten selbst den Mächtigsten entgegen und rügten deren Vergehen; sie suchten besonders in Juda Einfluß auf die Könige und deren Entschlüsse zu üben; sie ermahnten die Könige zu friedlicher Haltung und daß sie ihr Vertrauen auf Jehovah, nicht auf Bündnisse mit fremden Völkern setzen sollten.

Die Juden unter babylonischer und persischer Herrschaft.

Den in die Gefangenschaft weggeführten Juden war die Rückkehr in das Land ihrer Väter untersagt, sonst standen sie, wie es scheint, den anderen Unterthanen des babylonischen Reiches gleich. Als Cyrus 538 Babylon erobert hatte, ertheilte er den Juden die Erlaubniß zur Rückkehr. Der größte Theil blieb aber in der neuen Heimath; nur 42,360 Männer mit ihren Familien zogen unter Serubabel nach Palästina. Es waren Priester und Leviten und Arme, welche in Palästina ein Grundeigenthum zu erhalten hofften, und zwar nur Leute aus dem Reiche Juda, weshalb die Hebräer nach dem Exile Juden genannt wurden. Sie gründeten unter persischer Oberherrschaft einen neuen Staat, an dessen Spitze der Hohepriester und der Senat der Aeltesten, das Synedrium, stand. Auch Jerusalem und der Tempel wurden nach vergeblichem Widerspruch der von dem Tempelkultus ausgeschlossenen Samaritaner wieder aufgebaut. Den Namen Samaria hatten nämlich nach der Hauptstadt des Landes die Gegenden nördlich von Judäa erhalten. Mit den daselbst zurückgebliebenen Israeliten hatten sich aus anderen Gegenden des assyrischen Reiches übergesiedelte Stämme zu einem Volke vermischt und dieses wurde Samaritaner genannt. Von den babylonischen Juden wanderten von Zeit zu Zeit neue Schaaren nach dem gelobten Lande. Eine solche führte 478 Esra und 445 Nehemia dahin.

Palästina unter den griechischen Königen von Aegypten und Syrien.

Alexander dem Großen unterwarfen sich die Juden, und nach dessen Tode wurde Judäa zuerst mit Syrien vereinigt. Die griechischen Herrscher Aegyptens wünschten aber die phönicische Küste und den holzreichen Libanon ihrem Reiche einzuverleiben, und daher kam es, daß auch Palästina mehreremale von Syrien losgerissen und auf einige Zeit Aegypten unterthan ward. Zuerst eroberte es Ptolemäus I. 312, behauptete es jedoch nur sehr kurze Zeit, welche er dazu benutzte, viele Juden nach Aegypten, besonders nach Alexandria, überzusiedeln. Auf längere Zeit wurde Palästina erst nach der Schlacht bei Ipsus (301), und zwar bis 203 mit Aegypten vereinigt.

Von 203 blieb es lange Zeit unter syrischer Herrschaft. Als eine kleine, abhängige Provinz hat es in diesem langen Zeitraum seiner Vereinigung mit den ägyptischen und syrischen Reichen so gut als gar keine Geschichte. Die Hohenpriester standen auch in dieser Zeit an der Spitze des Volkes.

Die Juden hörten auf ein blos ackerbauendes Volk zu sein, sie richteten ihre Thätigkeit auch auf den Handel und die Gewerbe. In Folge davon breiteten sie sich über ganz Asien aus, und bildeten in Alexandria und Cyrene einen Hauptbestandtheil der Bevölkerung. Durch Regsamkeit und Sparsamkeit erlangten sie eine große Bedeutung für den Handelsverkehr, begannen aber auch die Bildung der benachbarten Völker in sich aufzunehmen. Die alexandrinischen Juden wurden halbe Griechen, und selbst in Palästina gab es eine große Zahl von Männern, welche die religiösen Vorstellungen und Ceremonien ihres Volkes mit den griechischen zu verbinden suchten.

Die hohepriesterliche Familie gerieth mit einander in Zwist, und die Anerkennung oder Verwerfung des einen oder anderen Hohenpriesters veranlaßte einen Kampf der Parteien. Die eine Partei suchte durch Anschließung an den königlichen Hof und durch Einführung griechischer Sitten den Einfluß der Altgläubigen zu schwächen. Auf diese Weise entstand ein hartnäckiger Kampf zwischen den Anhängern des Judenthums und des Griechenthums, und der damalige König von Syrien Antiochus IV. wurde dadurch, daß er den Juden gegen die gesetzmäßige Folge Hohepriester geben wollte, in diesen Streit hereingezogen. Er betrachtete endlich die strengen Anhänger des Judenthums als Rebellen und bemächtigte sich im Jahr 170 v. Chr. der Stadt Jerusalem als des eigentlichen Mittelpunktes der rebellischen Partei. Er plünderte den Tempel und ließ zwei Jahre nachher Jerusalem mit Feuer und Schwert verwüsten. Als er die Juden durch die gräßlichsten Mißhandlungen zwingen wollte, ihre Religion zu verleugnen und den griechischen Gottheiten zu opfern, kam es 167 v. Chr. zu dem Aufstande unter den Makkabäern und zu einem vieljährigen heldenmüthigen Kampfe, durch welchen die Juden endlich 130 v. Chr. ihre Unabhängigkeit erfochten.

Die Herrschaft der Makkabäer. Die Noth der Zeit hatte eine Vereinigung der höchsten weltlichen und geistlichen Macht nothwendig gemacht, und Simon Makkabäus war von dem Volke zum erblichen Fürsten und zum Hohenpriester erhoben worden. Auch sein Sohn und Nachfolger Johannes Hyrkanus (137—107), welcher 130 v. Chr. die Unabhängigkeit des jüdischen Reiches von Syrien erstritt, behielt beide Gewalten. Der Sohn und Nachfolger von Johannes Hyrkanus, Aristobul I. (von 107—106), nahm auch den königlichen Namen an. Es begann von neuem in dem jüdischen Reiche, was jetzt ganz Samaria, Galiläa und Idumäa umfaßte, der Kampf der Parteien. Der freisinnigeren und weltlicheren Partei der Sadducäer stand die streng hierarchisch gesinnte Partei der Pharisäer gegenüber und verlangte die Trennung der fürstlichen Gewalt von der Würde des Hohenpriesters. Darüber kam es zu blutigem Bürgerkriege. Die Kraft des makkabäischen Stammes war schon mit Johannes Hyrkanus

erloschen, und der Eifer für den Nationalglauben erkaltet. Den Hauptinhalt der späteren Geschichte der Makkabäer bilden Thronstreitigkeiten, Empörungen, orientalischer Uebermuth der Herrscher, Haß und Verfolgung der Sekten, und das jüdische Reich erlag in Folge davon wie die übrigen orientalischen Staaten nach und nach der römischen Weltmacht.

Im Jahre 63 v. Chr. riefen zwei Brüder des makkabäischen Hauses, welche um die Herrschaft stritten, Johannes Hyrkanus II. und Aristobul II., die Entscheidung des Pompejus an. Bei dieser Gelegenheit eroberte Pompejus nach einer dreimonatlichen Belagerung Jerusalem, und viele tausend Juden verloren dabei das Leben. Johannes Hyrkanus wurde an die Spitze der Juden gestellt, mußte aber den Königstitel aufgeben, sich mit dem Namen eines Hohenpriesters begnügen und den Römern Tribut zahlen. Seit dieser Zeit behandelten die Römer Palästina wie eine Provinz ihres Reiches, und die römischen Statthalter von Syrien schalteten ganz willkürlich in Palästina; einer derselben, Crassus, bemächtigte sich sogar der Tempelschätze von Jerusalem. Die Herrschaft des makkabäischen Hauses war bereits durch die Erhebung von Johannes Hyrkanus II. gebrochen, denn er hatte nur den Schein des Herrschers, während sein Minister Antipater der eigentliche Regent des Landes war. Als Julius Cäsar sich zum Herrn des römischen Reiches aufwarf, ernannte er den Antipator zum weltlichen Regenten von Palästina, und Johannes Hyrkanus behielt nur das Hohepriesteramt.

Die Zeit der Abhängigkeit von Rom bis zur Zerstörung von Jerusalem.

Der Sohn des Antipater, Herodes, der Große genannt, verstand die Umstände zu benutzen, um die Dynastie der Makkabäer ganz zu stürzen und sich selbst auf den Thron zu schwingen. Er reiste selbst nach Rom und erreichte es daselbst, daß ihn der Senat auf Antonius und Octavians Vorschlag zum König der Juden ernannte. (39 v. Chr.) Er eroberte mit Hülfe einiger römischen Legionen Jerusalem und unterwarf sich dann das ganze Land. Nach Antonius Tode wurde er auch von Octavian als König bestätigt, war aber nicht viel mehr als ein römischer Beamter mit dem Königstitel. Mit der größten Grausamkeit wüthete er gegen die Glieder des makkabäischen Hauses, gegen die Eiferer für den jüdischen Glauben und gegen das ganze jüdische Volk. Auf der anderen Seite schützte er auch wieder sein Land gegen die räuberischen Einfälle arabischer Nomaden, verschönerte und befestigte die Hauptstadt und ließ den dortigen Tempel mit großer Pracht wieder aufbauen.

Bei dem entsetzlichen Drucke des grausamen Herodes wurden die Juden durch die in ihren heiligen Büchern begründete Hoffnung auf einen Messias getröstet, und gerade als der Druck des Tyrannen am ärgsten war, ein Jahr vor dessen Tode, wurde Jesus Christus geboren. Seine Geburt fiel nicht in das Jahr 754 der Stadt Rom, welches man seit der ersten Zeit des Mittelalters als den Anfangspunkt der christlichen Zeitrechnung angenommen hat, sondern wenigstens vier Jahre früher. Nach Herodes Tode verloren die Juden auch den Schein einer nationalen Verwaltung und einer nach jüdischem Rechte geordneten Verfassung. Der älteste Sohn des Herodes, Archelaus, erhielt zwar, als er selbst nach Rom

reiste, von Augustus den größten Theil des Landes mit der Hauptstadt Jerusalem, aber nur den Titel Ethnarch, während seine beiden Brüder den Namen von Tetrarchen bekamen. Die Regierung des Archelaus war aber so grausam, daß ihm Augustus im Jahre 6 nach Chr. auf Bitten der Juden die Herrschaft nahm und sein Land zu einer römischen Provinz machte. Palästina wurde mit Syrien vereinigt, jedoch von einem, von dem Statthalter von Syrien unabhängigen Prokurator oder Landpfleger verwaltet. Der berühmteste dieser römischen Prokuratoren war Pontius Pilatus, weil in der Zeit seiner Verwaltung (von 26 bis 35 n. Chr.) Christus als Messias auftrat und auf Verlangen der fanatischen und erbitterten Pharisäer hingerichtet wurde.

37 n. Chr. wurde ein Enkel Herodes des Großen, Herodes Agrippa I., von Caligula zum Herrscher eines Theiles von Palästina mit dem Titel eines Königs ernannt und später von Claudius zum Herrn des ganzen Landes gemacht. Nach dem Tode dieses neuen jüdischen Königs (44 n. Chr.) wurde Palästina wieder unter die Leitung römischer Prokuratoren gestellt. Schon dieser häufige Wechsel in der Verwaltung erzeugte eine gewisse Unruhe in den Gemüthern; dazu kamen aber noch mannigfache Plackereien der römischen Prokuratoren und die Geneigtheit der Juden auf jeden Fanatiker zu hören, welcher sie mit einiger Dreistigkeit zur Empörung aufforderte. Unter diesen Umständen brachen häufige Unruhen aus. Schon nach Herodes des Großen Tode, während Archelaus in Rom war, hatten die Juden die Waffen gegen den römischen Beamten Sabinus erhoben; der Aufstand war aber von dem damaligen römischen Statthalter von Syrien Quinctilius Varus mit großer Grausamkeit unterdrückt worden. Später verging fast kein Jahr ohne Unruhen. Das Land war mit Räubern angefüllt, falsche Propheten traten auf, und die römischen Statthalter benutzten die herrschende Verwirrung zu mannigfachen Erpressungen. Endlich trieb der Landpfleger Gessius Florus die Juden völlig zur Verzweiflung und rief einen allgemeinen Aufstand hervor (65 n. Chr.). Auf beiden Seiten wurden die Gegner grausam ermordet; in den Städten von Syrien und Aegypten wurden viele tausend Juden auf eine schauderhafte Weise umgebracht. Der damalige Statthalter von Syrien Cestius Gallus mußte sich mit dem schnell herbeigeführten Heere wieder zurückziehen, und bald stand ganz Palästina unter den Waffen; alle Anstalten, welche die Klugheit rieth oder die Verzweiflung eingab, wurden getroffen. Auch von den Römern wurden die nachdrücklichsten Maßregeln ergriffen und von Nero einer der besten Feldherrn, Flavius Vespasianus (67 n. Chr.) nach Palästina geschickt. Mit einem Heere von sechzigtausend Mann führte Vespasian einen wahren Vernichtungskrieg; er unterwarf und verödete den größten Theil des Landes und war eben im Begriff Jerusalem zu belagern, als er zum Kaiser ausgerufen wurde. Er verließ daher (69 n. Chr.) Judäa und übertrug den Oberbefehl seinem älteren Sohne Titus. Im Frühlinge des Jahres 70 begann die Belagerung von Jerusalem; die Juden vertheidigten ihre Hauptstadt mit dem größten Heldenmuthe; sie setzten der Zahl und der Tapferkeit der Feinde den verzweifelten Muth des Fanatismus entgegen. Jeder befestigte Berg,

jede Mauer und sogar die verschiedenen Räume des Tempels mußten einzeln erobert werden. Erst im September des Jahres 70 war die Eroberung vollendet. Die Stadt und die Reste des Tempels wurden dem Erdboden gleich gemacht und 97,000 Juden in die Sklaverei geführt. In dem fünfjährigen Kriege sollen elfmalhunderttausend Juden das Leben verloren haben. So wurde der jüdische Staat durch die Zerstörung von Jerusalem auf immer aufgelöst.

Aegypten.

Schon in den frühsten Zeiten hatte sich in Aegypten, dessen Bevölkerung jetzt gering und arm ist, eine eigenthümliche bedeutende Bildung entwickelt, und schon zu Abrahams Zeit war Aegypten ein civilisirter Staat. Die Ueberreste altägyptischer Bauwerke, vielleicht die ältesten Denkmale der Menschheit, setzen uns durch ihr hohes Alterthum, ihre Größe und Menge in Erstaunen. Das Land.

Das eigenthümliche Wesen der alten Aegypter war durch die Natur ihres Landes bedingt. Es gab kein Volk der alten Welt dessen ganze Bildung durch so viele Fäden mit der Natur des Landes zusammenhing, als die Aegypter. Aegypten ist ein langer, im Norden sich weiter ausbreitender Streifen fruchtbaren Landes, welcher von Wüsten umgeben ist. Beinahe an der heißen Zone beginnend erstreckt sich Aegypten in einer Ausdehnung, welche der Entfernung der Nordsee von dem adriatischen Meere fast gleichkömmt, bis zu dem mittelländischen Meere. Der nördlichste Theil oder Unter-Aegypten ist eine im Osten an die arabische, im Westen an die libysche Wüste grenzende dreieckige Ebene, welche von dem dort in mehrere Arme getheilten Nil durchströmt wird. Ober- und Mittel-Aegypten, der viel größere Theil des Landes ist ein durch zwei nicht sehr hohe, fast keine Vegetation zeigende Gebirgszüge gebildetes Thal, welches der Nil durchströmt. Die äußere Seite der beiden Gebirge, von denen das westliche die libysche, das östliche die arabische Kette heißt, sind von Wüsten begrenzt. Diese beiden Ketten bestehen im Süden aus Granit, weiter nach Norden aus Sandstein und von der Gegend des alten Theben an aus Kreide und Kalkstein; sie sind bald mehr bald weniger von einander entfernt; nach Norden nimmt die Breite des Thales immer mehr zu. Die westliche Bergkette ist ein großentheils mit Sand bedecktes Felsengebirge und dient dem Nilthale zur Schutzwehr gegen den von den Winden aufgewirbelten Sand der Wüste. Das östliche Gebirge, sowie das daranstoßende Gebirgsland bis an den arabischen Meerbusen ist zwar nicht zum Ackerbau, aber in manchen Gegenden zur Viehzucht tauglich, und nomadische Stämme ziehen darin umher. Mehrere Thäler, die sich bald zu Ebenen erweitern, bald bis zu Schluchten verengen, erstrecken sich quer durch diese Bergkette nach dem arabischen Meerbusen. Auch

im Süden ist Aegypten durch Wüsten von der übrigen Welt abgeschlossen, und der Nil in geringer Entfernung von der Grenze wegen der Klippen und Stromschnellen unfahrbar. In der westlich von Aegypten liegenden Wüste finden sich, wie Inseln im öden Sandmeere, einzelne Oasen, tiefere Stellen, an welchen Quellen hervorbrechen und der Natur Fruchtbarkeit geben. Diese Oasen gehörten in alter Zeit zu dem ägyptischen Reiche. Die wichtigsten sind die am weitesten von Aegypten entfernte Oase Siwah, im Alterthum die Oase des Ammonium genannt und die am südlichsten gelegene Oase el Khargeh, welche bei den Alten die große Oase hieß. Die erstere hatte einen durch sein Orakel berühmten Tempel des Gottes Ammon-Ra, welcher mit einem Widderkopfe dargestellt und von den Griechen und Römern Jupiter Ammon genannt wurde. Die zahlreiche Priesterschaft desselben hatte die Regierung auf der Oase.

Da es in Unter-Aegypten nur sehr selten, in Ober-Aegypten sogar nur alle funfzehn bis zwanzig Jahre regnet, so würde auch Aegypten eine Wüste sein, wenn nicht der Nil das Land befeuchtete. Dieser Fluß nämlich, dessen Wasser auch das einzige und ein sehr gesundes Trinkwasser für die Bewohner des Landes ist, fließt vom Dezember bis März mit sehr mäßiger Wassermenge in seinem Bette; hierauf fängt er an zu steigen (in Folge der in Abyssinien fallenden tropischen Regen), erreicht im August und September seine größte Höhe und fällt dann schnell wieder bis zu dem geringen winterlichen Wasserstande herab. Aegypten gleicht zur Zeit der Ueberschwemmung einem See, aus welchem die Städte wie Inseln hervorragen. Der auf dem eingeweichten Boden zurückgelassene Schlamm bewirkt eine ungemeine Fruchtbarkeit, so daß man nur zu säen braucht, ohne zu graben oder zu pflügen. Durch den jährlich zurückgelassenen Schlamm ist der Boden nach und nach erhöht und ganz Unter-Aegypten in uralter Zeit erst geschaffen worden.

In der frühsten Zeit soll, nach der Erzählung der alten Aegypter, Unter-Aegypten ein bloßer Sumpf gewesen sein. Wenn der Nil nicht hoch steigt und nur einen kleinen Theil des Landes überschwemmt, so tritt eine Misernte ein. Man hatte daher im Alterthume, um das Wasser an abgelegene Stellen zu leiten und um es länger auf den Feldern zurückzuhalten, Dämme und Kanäle angelegt. Durch Vernachlässigung derselben hat sich die Fruchtbarkeit Aegyptens bedeutend vermindert. Während Aegypten noch unter den Römern 7 Millionen Einwohner hatte, zählt man deren jetzt nur $2\frac{1}{2}$ bis 3 Millionen. Es giebt kein anderes Land von so beschränktem Umfange, das so große Verschiedenheiten zeigte. Die höchste Fruchtbarkeit grenzt hier unmittelbar an die gänzliche Oede der Wüste; fette Fluren liegen zwischen dürren Sandhügeln und starren Felsengebirgen. Die Bilder des Lebens und des Todes schwebten beide dem Aegypter in seinem Lande stets vor Augen.

Eintheilung des Landes, die berühmtesten Städte und Denkmäler. Aegypten wurde in der ältesten Zeit in zwei Haupttheile, in Ober- und Unter-Aegypten, später in drei Theile, in Ober-, Mittel- und Unter-Aegypten und in sieben und zwanzig Bezirke (*νόμοι*) eingetheilt. Ober-Aegypten, von der Hauptstadt Theben auch Thebais genannt, war der südlichste Theil und umfaßte zehn Bezirke;

nördlich davon bis an das Ende der beiden Gebirgsketten lag Mittel-Aegypten mit der Hauptstadt Memphis, es zerfiel in sieben Bezirke und wurde von den Griechen auch Heptanomis genannt; Unter-Aegypten mit der Hauptstadt Heliopolis, von den Griechen auch das Delta genannt, weil dort die beiden äußersten Arme des Nils mit der Meeresküste ein Dreieck bildeten, war der nördlichste Theil des Landes bis an die Meeresküste. Die Alten kannten sieben Mündungen des Nil, die östliche bei der Grenzfestung Pelusium, die westliche bei Kanobus. Jetzt giebt es nur zwei Hauptmündungen, doch mehrere verbindende Kanäle.

In Ober-Aegypten war Theben, in der älteren Zeit die Hauptstadt des ganzen Reiches, die größte und berühmteste Stadt. Sie erstreckte sich in einem Thalkessel vier Stunden weit an beiden Seiten des Nils. Die ganze Ebene ist noch jetzt mit Trümmern angefüllt, mit Ruinen von Tempeln, Säulengängen, Obelisken und Kolossen. Die Reisenden können nicht Worte finden den gewaltigen Eindruck dieser großartigen Ruinen zu schildern und erklären selbst, daß man aus den Berichten der geschicktesten und genauesten Beobachter nur eine höchst unvollkommene Anschauung erhalte. Zu den noch vorhandenen Ueberresten gehören die großen auf der rechten Seite des Nils liegenden, nach zwei auf ihnen stehenden Dörfern benannten Tempel von Luxor und Karnak. Der Tempel von Luxor ist fünfhundert Fuß lang. Von ihm führen über eine halbe Stunde weit zu dem Tempel von Karnak förmliche Alleen von Sphinx-Statuen; in einer dieser Alleen befanden sich 600 solcher Kolosse. In jener Gegend liegen auch die Ruinen des Palastes von Karnak, dessen Hauptsaal 318 Fuß lang und 159 Fuß breit ist und 234 Säulen enthält. Die zwölf mittleren Säulen haben riesenmäßige Dimensionen, sie messen vier und dreißig Fuß im Umfang und fünf und sechzig Fuß in der Höhe, die Kapitäle vier und sechzig Fuß im Umfange. Auf der linken oder westlichen Seite des Niles liegen die gleichfalls höchst großartigen Tempel- und Palast-Ruinen von Medinet-Habu, sowie ein Feld, welches wegen der darauf befindlichen theils aufrecht stehenden, theils umgestürzten und in Bruchstücken umherliegenden kolossalen Bildsäulen die Region der Kolosse heißt. Die beiden größten Kolosse haben eine Höhe von sechs und funfzig Fuß. Der eine derselben, welchen die Griechen für eine Statue des Memnon, eines Sohnes der Aurora, hielten, war die Bildsäule des ägyptischen Königs Amenophis. Diese sogenannte Memnonssäule war wegen eines wunderbaren Tones, den sie beim Sonnenaufgang hören ließ, in der römischen Kaiserzeit sehr berühmt. Der Schall wird mit dem Riß einer zerspringenden Saite verglichen, und er wurde nur so lange gehört, als die Statue theilweis in Trümmern lag. Denn als im Anfange des dritten Jahrhunderts die Statue wieder hergestellt worden war, verstummte sie. Man hat diesen Schall lange für einen Priesterbetrug gehalten, bis neuere Reisende die Erfahrung gemacht haben, daß sich in den ägyptischen Tempeln beim Sonnenaufgang ähnliche Töne vernehmen lassen, und daß dieses Knistern von den Steinen ausgeht, welche bei schneller Erwärmung ihren Aggregatzustand verändern. Die dem alten Untertheile, welches stehen geblieben war, bei der Wiederherstellung

aufgebürdeten schweren Massen hinderten fortan das eigenthümliche tönende Vibriren des Steines. Auf derselben Seite des Niles befinden sich auch die großartigen Ruinen vom Grabe des Königs Osymandyas und die Trümmer einer Statue dieses Königs, welche von einer Schulter bis zur andern ein und zwanzig Fuß breit ist. Endlich ziehen sich von Medinet-Habu auf zwei Wegesstunden Länge in der libyschen Bergkette die berühmten Felsengräber dieser Stadt hin, wie jede ägyptische Stadt sie hatte, aber besonders weitläufig und reich, mit großer Sorgfalt und Kunst angelegt, die Hauptstadt. Durch Gänge sind die Grabkammern mit einander verbunden, Treppen führen in die Tiefe, senkrechte Schachten oder Brunnen, wie man sie nennt, unterbrechen die Gänge. Die Wände der Grabkammern sind mit Reliefs und Frescobildern versehen, welche das ganze Leben der Aegypter darstellen. Auf dem Boden finden sich die Ueberreste der Geräthe, deren sich die Verstorbenen im Leben bedienten; außerdem Schlüssel, Lampen, Büchsen, kleine Idole, Schmuck aller Art und an den unzähligen Mumien Papyrusrollen verschiedenen Inhalts. Die merkwürdigsten dieser zahlreichen Felsengräber sind die sogenannten Königsgräber von Theben, welche sich durch Pracht und Größe auszeichnen und in einer schauerlichen, von kahlen Felswänden umgebenen Oede liegen. Von Theben nördlich sind die Ruinen der Stadt Tentyra zu erwähnen. Die südlichste Stadt von Ober-Aegypten war Philä, auf einer gleichnamigen Insel des Niles, und in ihrer Nähe lag Elephantine, ebenfalls auf einer Nilinsel. Nahe bei diesen Städten ist der sogenannte Katarrhakt des Nil. Unterhalb des Katarrhakt lag Syene, von welcher eine dem Granit sehr ähnliche Felsart den Namen Syenit führt. Zwar ist das ganze Nilthal mit einer fast ununterbrochenen Kette von Städten und Denkmälern bedeckt gewesen; doch finden sich jetzt die meisten und interessantesten Ruinen in Ober-Aegypten. In Mittel-Aegypten sind die Pyramiden fast die einzigen Denkmäler der Baukunst, welche sich über der Erde erhalten haben.

In Mittel-Aegypten erweitert sich das Nilthal allmälig; doch beträgt die Breite bis nach Arsinoe oder dem heutigen Fayum fast nirgends über drei Meilen. Zu der Verbreitung der Bewässerung dient hier ein großer Kanal, welcher der Josephskanal heißt und in einer Strecke von dreißig Meilen parallel mit dem Flusse an der Westseite desselben gezogen ist. Bei Fayum geht ein Arm des Kanals durch eine Schlucht der libyschen Kette in eine von Bergen eingeschlossene Ebene. Der Kanal endigt in den See Möris, ein natürliches, unter dem Könige Möris erweitertes Wasser-Bassin, welches einst vier und zwanzig deutsche Meilen im Umfange gehabt haben soll und in dessen Mitte sich zwei hohe Pyramiden erhoben. Der See regelte bei zu großem wie bei zu geringem Anschwellen des Niles die Ueberschwemmung und sicherte dadurch die Fruchtbarkeit des Bodens in jener Ebene und in einem Theile von Mittel-Aegypten. In der Nähe befinden sich gewaltige Schutt- und Steinmassen, welche für Ueberreste des Labyrinths gehalten werden. Es war dieses das größte Gebäude der Welt und soll 3000 Zimmer enthalten haben. Es bildete ein Viereck, von welchem jede Seite 650 Fuß lang gewesen sein soll. Nach einer

unwahrscheinlichen Angabe griechischer Schriftsteller soll es aus einer Vereinigung von zwölf Palästen bestanden haben, welche von zwölf zugleich herrschenden Königen erbaut worden wären. Am Ende des Nilthales lag Memphis, die Hauptstadt von Mittel-Aegypten, deren Ueberreste von dem Nilschlamme und dem Sand der Wüste fast ganz bedeckt sind. Auch in Mittel-Aegypten finden sich in der ganzen Bergkette sowie in der Sandwüste, welche sich zwischen dem fruchtbaren Boden und den Bergen hinzieht, viele Grabmähler und Grabkammern. Westlich von Memphis und dem Nile liegen in mehreren Gruppen die Pyramiden, ohngefähr vierzig an der Zahl. Die größten werden nach einem neueren Orte die Pyramiden von Ghize und nach ihren angeblichen Erbauern die Pyramiden des Cheops, des Chephren und des Mycerinus genannt. In der Nähe der Pyramiden von Ghize befindet sich eine aus dem Felsen gehauene und mit dem Boden zusammenhängende kolossale Sphinx, welche eine Länge von 117 pariser Fuß hat. Der Umfang des Kopfes um die Stirn beträgt ein und achtzig Fuß. Diese Sphinx ist jetzt bis an den Hals vom Sande verschüttet.

Die große Menge von Städten, welche einst im Delta lagen, geben einen Beweis von der hohen Kultur und Fruchtbarkeit in diesem Theile des Landes. Die Hauptstadt von Unter-Aegypten war On, welches die Griechen wegen eines berühmten Tempels der Sonne Heliopolis nannten. In dieser Stadt war wie in Theben und Memphis eine Schule der Priester; ebenso auch in Sais, in der Mitte des Delta. Kanobus lag im Westen, Pelusium im Osten an der äußersten der sieben Nilmündungen. Alexandria, die berühmteste Stadt von Unter-Aegypten, wurde von Alexander dem Großen erbaut.

Die Abstammung der alten Aegypter ist sehr dunkel. Ihre Sprache hat sich zwar im Wesentlichen erhalten in der der Kopten, wie die christlichen Bewohner des Landes genannt werden, welche für Abkömmlinge der alten Aegypter gelten. Das Koptische hat mit den indogermanischen Sprachen gar keine, mit der semitischen einige, aber eine sehr geringe Verwandtschaft, so daß man daraus nicht auf gleiche Abstammung schließen kann. Das ägyptisch-koptische, das semitische und das indogermanische Sprachgebiet bilden drei in vorgeschichtlicher Zeit aus einer Wurzel getriebene Stämme. In den Wurzeln der Wörter, sowie in der Grundlage der Wortgliederung trifft man daher noch oft eine Uebereinstimmung, theils aller drei Stämme, theils je nur zwei derselben mit einander. Im Verlaufe der Zeit ist die Bildung der Stämme selbstthätig auseinandergegangen, wobei jedoch jene beiden ersten Sprachstämme sowohl auf einer niedrigern Stufe der Ausbildung stehen geblieben als auch in ihrer Ausbildung sich näher an einander gehalten haben.

Ungewißheit der Abstammung.

Auf den alten ägyptischen Denkmälern finden sich negerartige Menschen abgebildet, welche auf afrikanischen Ursprung hinweisen. Diese schwarzen negerartigen Menschen erscheinen aber in allen Abbildungen als die dienenden und unterjochten; sie sind nach Gestalt, Thätigkeit und Haltung wesentlich von dem helleren, schöneren, herrschenden Stamme verschieden, dessen Bildung mit keinem afrikani-

schen Volke übereinstimmt. Auch sind wir nach allem, was wir über Körpergestalt und Farbe der alten Aegypter aus Beschreibungen und aus der Betrachtung der Mumien wissen, zu dem Schlusse berechtigt, daß sie ursprünglich nicht einem und demselben Volksstamme angehört haben. Die höheren Kasten stammten von einem geistig begabteren, an Körperbildung edlern Geschlechte, von der kaukasischen Race ab, die niederen wahrscheinlich von einem Stamme, der einen Uebergang von dieser zur Negerrace bildete. Der weiße Stamm ist ohne Zweifel der später eingewanderte; aber über den Gang der Einwanderung haben wir keine Spur. Die kaukasische Race weist auf Asien hin und dahin deutet auch manche Uebereinstimmung in Einrichtungen und Vorstellungen. Gewisse Kenntnisse in der Meß- und Sternkunde stimmen mit denen der babylonischen Priester überein, noch größer aber ist die schon in alter Zeit bemerkte Aehnlichkeit der Inder und Aegypter. Beide Völker haben die Kasteneintheilung, die Priesterherrschaft, die Riesenbauten zu religiösen Zwecken, die Lehre von der Seelenwanderung und das hartnäckige Festhalten an dem Hergebrachten mit einander gemein. Kaum denkbar ist es, daß Inder auf dem Landwege, durch Iran und Vorderasien über die Landenge von Suez nach Aegypten gelangt sind. Man hat daher eine Einwanderung zu Wasser über Arabien und die Straße Bab el Mandeb nach Aethiopien angenommen. Von Aethiopien wären dann Kolonisten und die eigenthümliche Bildung, dem Laufe des Niles folgend, nach Aegypten gekommen. Neuere Reisende haben südlich von Aegypten innerhalb des Nilthales durch ganz Nubien viele Tempel und andere Denkmäler gefunden, welche eine Uebereinstimmung der Religion und Kunst bekunden, und haben in diesen Gebäuden zum Theil die Urform der ägyptischen Baukunst zu entdecken geglaubt. Da nun auch manche Spuren auf einen sehr frühen Verkehr zwischen Ostafrika, dem glücklichen Arabien und Indien hindeuten, so hat man den wichtigsten der äthiopischen Staaten, Meroe, für den Ort gehalten, wohin aus Asien kaukasische Einwanderer gekommen und dann dem Laufe des Niles folgend weiter nach Aegypten gezogen wären.

Meroe. Das alte berühmte Reich von Meroe lag oberhalb Aegyptens in dem heutigen Reiche Sennaar in einer von verschiedenen Nilarmen gebildeten fruchtbaren Landschaft, welche eine Insel genannt wird. Es war ein mächtiger Priester- und Handelsstaat und die Hauptzierde der Stadt Meroe, welche in der Gegend des heutigen Schendy lag, war der Tempel des Ammon. Noch jetzt finden sich daselbst Ruinen von Tempeln, Grabmälern, Pyramiden u. s. w. in einem dem ägyptischen ganz ähnlichen Baustile. Der Priesterstaat hatte eine theokratische Verfassung und an der Spitze stand ein von den Priestern gewählter und von der Priesterkaste abhängiger König. Wenn die Priester dem König erklärten, daß das Orakel seinen Tod beschlossen habe, so mußte er sich selbst entleiben. Meroe war aber auch ferner einer der ältesten und bedeutendsten Handelsstaaten der alten Welt und deshalb auch ein uralter Sitz der Kultur im südöstlichen Afrika; es behauptete lange Zeit hindurch die Herrschaft über das ganze nördliche Aethiopien. An Meroe sehen wir, wie

im alten Orient Gottesdienst und Handel eng mit einander verknüpft waren. Der Handel war dort größtentheils, wie noch heutzutage, ein durch Karavanen geführter Landhandel. Die Wege der Karavanen durch Flußthäler und durch Wüsten oder dicht an deren Rande hin sind durch die Natur vorgezeichnet. Ebenso unveränderlich sind die wenigen zu Ruheplätzen der Reisenden geeigneten Stellen. An diesen entstanden Heiligthümer und Märkte, weil der Verkehr durch das Heiligthum Sicherheit und die Waaren durch die zu den Götterfesten zusammenströmende Menge einen schnellen und guten Absatz fanden. Meroe war der Hauptplatz eines lebhaften Verkehrs, der bis an das rothe Meer und über dasselbe hin nach Arabien und Indien reichte und von wo die Erzeugnisse der entfernten Südländer auf dem Nil oder durch Karavanen nach Aegypten und dem nördlichen Afrika verführt wurden. Ganz ähnliche Erscheinungen, wie das alte Meroe, bieten noch jetzt jene Gegenden dar. Das dortige Reich von Schendy ist ein Hauptstapelplatz für das südlich von Aegypten gelegene Ostafrika und das daran grenzende Damer ist ein Priesterstaat, wie Meroe es war, nur daß diese Priester, von denen viele zugleich Handelsleute sind, sich zum Islam bekennen.

Gegen die Ansicht, daß die Kultur in Aegypten sich von Süden nach Norden verbreitet habe, nach Oberägypten aus Aethiopien und dahin in ihren ersten Keimen über das Meer von Asien gelangt sei, haben sich jedoch in neuster Zeit gewichtige Stimmen erhoben. Man hat das höhere Alterthum der nubischen Bauwerke geleugnet und den übereinstimmenden Stil in den Bauwerken Nubiens und Aegyptens durch die angenommene Verbreitung der Kultur von Aegypten nach Aethiopien zu erklären versucht. Nach alledem ist die Hypothese von der Einwanderung und der Zusammenhang der ägyptischen Kultur und der asiatischen sehr ungewiß.

Quellen der ägyptischen Geschichte.

Die Schwierigkeit der ägytischen Geschichte liegt für den Geschichtsforscher theils in der Spärlichkeit der Nachrichten, theils in dem abweichenden Inhalte der verschiedenen Berichte. Die Quellen für die ägyptische Geschichte sind das alte Testament, die auf mündliche Mittheilungen hin oft etwas leichtgläubig angenommenen Nachrichten griechischer Schriftsteller, namentlich des Herodot (um 444 vor Chr.) und des 400 Jahre nach Herodot lebenden Diodor, und die ägyptischen Denkwürdigkeiten, welche Manetho, ein ägyptischer Priester aus Heliopolis, in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts vor Chr. aus den Tempel-Archiven seines Vaterlandes zusammengetragen und in griechischer Sprache verfaßt hatte. Das Werk des Manetho ist bis auf wenige Fragmente verloren gegangen; wir haben davon nur 31 Dynastien, Namensverzeichnisse von Königen mit den Jahren ihrer Regierungsdauer, und auch diese bei zwei späten Epitomatoren mit erheblichen Abweichungen in Namen und Zahlen. Zu diesen Quellen kommen noch einige alte ägyptische Handschriften, die Baudenkmale des Landes und endlich die Inschriften auf den letzteren. Trotz aller dieser Quellen kann man vor dem achten Jahrhundert vor Chr. den Zusammenhang der Ereignisse

nicht ermitteln und deshalb giebt es vor dieser Zeit keine zusammenhängende Geschichte.

Uebersicht der ägyptischen Geschichte.

Als der erste König des Landes wird Menes genannt. Einer seiner Nachfolger war Osymandyas. Kurz nach Abrahams Zeit hatte ein zahlreiches Hirtenvolk, welches Hyksos genannt wird, Unter- und Mittel-Aegypten erobert, und erst nach mehreren Jahrhunderten gelang es den Aegyptern die Hyksos wieder zu vertreiben. Während der Herrschaft der Hyksos kam Joseph nach Aegypten und nach ihrer Vertreibung, unter der folgenden Dynastie, führte Moses die Israeliten nach Kanaan zurück. Man hat die Hyksos für die Israeliten gehalten und das von den Ersteren Erzählte für eine Verdrehung der israelitischen Geschichte erklärt. Die Hyksos waren aber wahrscheinlich nur ein den Israeliten verwandtes semitisches Volk, kriegerische Nomaden, die Israeliten dagegen friedliche Hirten.

Mit der Vertreibung der Hyksos beginnt die glanzvollste Periode des ägyptischen Reiches und die Blüthezeit der ägyptischen Bildung. Es regierte damals die achtzehnte und neunzehnte Dynastie Manetho's, vom siebzehnten bis zum zwölften Jahrhundert vor Chr. Die Könige dieser Dynastien schmückten Theben, wo sie residirten, mit den bewundernswürdigsten Denkmälern und verbreiteten ihre Macht und ihren Ruhm über die Grenzen ihres Landes. Der König Thutmes oder Thutmosis IV., welcher wahrscheinlich der von Herodot Moeris genannte König ist, führte große Bauwerke auf und ließ den nach ihm benannten See und den aus dem Nil in denselben führenden Kanal anlegen. Der berühmteste König war Sesostris, wie Herodot ihn nennt, dessen ägyptischer Name Ramses oder Ramesses gewesen zu sein scheint. Er soll große Eroberungszüge zu Lande und zur See unternommen, Aethiopien und ganz Asien bis an den Ganges unterworfen haben, in Europa Thracien durchzogen und nach einer neunjährigen Abwesenheit mit einer unermeßlichen Beute und unzähligen Gefangenen nach Aegypten zurückgekehrt sein. Mögen auch diese Angaben übertrieben sein, so ist doch die Herrschaft des Sesostris über Aethiopien durch Denkmäler, die seinen Namen tragen, außer Zweifel gestellt; ebenso seine Eroberungen in Vorderasien durch die in den Felsen gehauenen Basreliefs, welche in neuerer Zeit in der Nähe des alten Berytus (Beirut) in Syrien entdeckt worden sind. Auch große Bauwerke hat Sesostris aufgeführt und Kanäle angelegt. Mehrere Menschenalter nach Sesostris setzt Herodot einen König Rhampsinit, welcher Memphis durch große Gebäude verschönerte und von dem Herodot eine, die List und Schlauheit der Aegypter beweisende Sage erzählt. Auf den Rhampsinit folgten nach Herodot die beiden Brüder Cheops und Chephren und des Ersteren Sohn Mycerinus, welche die großen Pyramiden von Ghize erbaut haben.

Nach der neunzehnten Dynastie des Manetho scheint die Macht und der Glanz Aegyptens gesunken zu sein. Innere Unruhen, Einfälle fremder Völker und endlich die Eroberung des Landes durch äthiopische Könige erschütterten das Reich. Aegypten kam in fortdauernde Berührung mit den vorderasiatischen Staaten. Der Empörer Scheschonk oder Schischack schwang sich auf den Thron, unterstützte

den König von Israel, Jerobeam, gegen den König von Juda, Rehabeam, bemächtigte sich der Stadt Jerusalem und beraubte den dortigen Tempel seiner Kostbarkeiten (971 v. Chr.). Gegen die Mitte des achten Jahrhunderts v. Chr. unterwarf sich der äthiopische König Sabako Aegypten. Damals wurden die Grenzen des assyrischen Reiches durch Tiglath Pilesar und Salmanassar nach Unterwerfung des Reiches Israel bis in die Nähe von Aegypten vorgerückt und Assyrien und Aegypten kamen nun in fortdauernde feindliche Berührung mit einander. Nach Sabako's Tode bemächtigte sich Sethos, ein Mann aus der Priesterkaste, des Thrones. Während dessen Regierung unternahm der assyrische König Sanherib einen Zug gegen Aegypten, kehrte aber unverrichteter Sache wieder zurück, entweder von einem Unfall betroffen oder durch Unruhen in Assyrien veranlaßt. Die Festigkeit der alten Staatseinrichtung scheint in jener Zeit bedeutend erschüttert gewesen zu sein. Nach Herodot zerfiel das Land nach Sethos Tode in zwölf verschiedene Theile und wurde von zwölf zu gemeinschaftlicher Regierung verbundenen Fürsten beherrscht. Diesen schreibt Herodot die Erbauung des Labyrinthes zu, eines gewaltigen Bauwerkes, etwas oberhalb des Moerissee's.

Einer dieser zwölf Fürsten, Psammetich, wurde von den übrigen, welche wegen eines Orakelspruches auf ihn eifersüchtig waren, nach einer Gegend von Unter-Aegypten verbannt und benutzte die Landung griechischer und karischer Seeräuber, um die übrigen elf Fürsten zu stürzen und ganz Aegypten unter seine Herrschaft zu bringen. Psammetich (670—616 v. Chr.) hielt sich auch nach dem Sturze seiner Gegner ein ihm ergebenes Heer von Ausländern, und dadurch wurde ein Theil der darüber aufgebrachten einheimischen Krieger zur Auswanderung nach Aethiopien bewogen. Gegen die bisherige Gewohnheit gestattete und beförderte Psammetich den Verkehr mit dem Auslande, er öffnete den Fremden die ihnen sonst verschlossen gewesenen Häfen, und suchte den Handel mit den gewerbthätigen Griechen zu beleben. Er gab den griechischen Söldnern Ländereien an der pelusischen Nilmündung und ließ durch sie ägyptische Knaben in der griechischen Sprache unterrichten und in griechischer Weise erziehen. Um sein Reich nach der asiatischen Seite hin zu erweitern, griff er die Philister an und besiegte sie nach einem langen und hartnäckigen Kampfe, wurde aber an der weiteren Verfolgung seines Planes durch den Tod verhindert.

Mit Psammetich beginnt eine neue Periode der ägyptischen Geschichte, welche bis zur Unterwerfung Aegyptens unter die Perser dauert (670—525). Die Könige streben nach einer Umwandlung und Wiedergeburt Aegyptens durch Aufnahme fremder, besonders griechischer Bildung. Unterägypten wurde immer bedeutender, und die Könige wohnten gewöhnlich in Sais. Das durch die feste Geschlossenheit seiner Einrichtungen ganz auf sich ruhende Aegypten trat in näheren Verkehr mit dem Auslande, der Haß gegen Fremde und den Handel verminderte sich; Aegypten erhob sich noch einmal zu Glanz und Ansehen, aber nur auf kurze Zeit. Denn die ägyptische Nationalität, mit jenen alten Formen auf das innigste ver-

wachsen, besaß nicht die Biegsamkeit durch Aufnahme fremder Elemente zu einem frischen neuen Leben wiedergeboren zu werden.

Nach Psammetichs Tode 616 v. Chr. strebte auch dessen Sohn und Nachfolger Necho (616—600) darnach, den ägyptischen Handel zu erweitern und sein Reich durch Eroberungen zu vergrößern. Er schuf eine ägyptische Seemacht und ließ, um das mittelländische Meer mit dem rothen zu verbinden, von dem östlichen Nilarme einen Kanal nach dem rothen Meere anlegen; doch wurde dieser nicht vollendet. Auf Necho's Veranlassung sollen Phönicier die Umschiffung Afrika's unternommen haben. Necho machte den jüdischen König Josua nach einer siegreichen Schlacht bei Megiddo (608 v. Chr.) dem ägyptischen Reiche zinspflichtig und unterwarf sich im Kampfe gegen die Babylonier das ganze Land von Palästina bis zum Euphrat. Im Jahre 604 v. Chr. wurde er aber bei Karchemisch am Euphrat von Nebukadnezar besiegt und verlor die gemachten Eroberungen wieder, so daß sein Reich am Ende seiner Regierung auf die Grenzen von Aegypten beschränkt war.

Dem Necho folgte sein Sohn Psammis oder Psammetich II. (600—594 v. Chr.) und diesem sein Sohn Apries (594—569). Dieser kämpfte glücklich gegen die Phönicier, erlitt aber im Kampfe gegen die griechische Kolonie Cyrene eine Niederlage und wurde von dem ägyptischen Theile des Heeres, welcher wegen der Begünstigung der fremden Söldner und der Willkür und Grausamkeit des Königs unzufrieden war, verlassen. Ein Anführer des Heeres, Amasis, wurde zum König ausgerufen, besiegte die fremden Söldner und nahm Apries gefangen. Amasis behandelte den gestürzten König königlich und wollte ihn am Leben lassen: allein er sah sich in Sais, der damaligen Residenz, genöthigt, Apries dem erbitterten Pöbel auszuliefern, welcher seinen gewesenen König tödete. Wahrscheinlich während des Kampfes zwischen Apries und Amasis wurde Aegypten von Nebukadnezar erobert und blieb einige Zeit unter babylonischer Herrschaft.

Amasis (569—526 v. Chr.), von niederer Herkunft, leitete mit kräftiger Hand die Verwaltung des Landes, nahm wieder griechische Söldner in Dienst, suchte den Handel zu beleben und beförderte den Verkehr mit den Griechen, welchen er bleibende Niederlassungen und eigene Tempel in Aegypten gestattete. Von den griechischen Verbündeten des Amasis ist besonders Polykrates, der Beherrscher von Samos, berühmt. Unter des Amasis Regierung nahm der Wohlstand des Landes zu, einige Städte, besonders Memphis und Sais, wurden mit großartigen Bauwerken geschmückt und die Insel Cypern erobert. Während der Regierung des Amasis war in Asien von Cyrus das große persische Reich gegründet worden, und bereits der zweite König desselben, Kambyses, beschloß gleich nach seiner Thronbesteigung, Aegypten seinem Scepter zu unterwerfen. Amasis starb noch vor dem Ausbruche des Kampfes: allein sechs Monate nach seinem Tode war Aegypten eine persische Provinz. Die Phönicier, Polykrates von Samos und die Bewohner von Cypern unterstützten die Unternehmung der Perser mit ihrer Flotte, und ein Anführer der griechischen Söldner, welchen Amasis beleidigt hatte, ging zu Kambyses über und war diesem durch seine

Kenntniß der ägyptischen Einrichtungen bei der Entwerfung des Kriegsplanes von großem Nutzen. Psammenit, der Sohn des Amasis, war bereits sechs Monate nach dem Tode seines Vaters ein Gefangener des persischen Königs. Psammenit wurde bei Pelusium, wo er ein Lager aufgeschlagen hatte, in einer blutigen Schlacht nach einem hartnäckigen Kampfe geschlagen, zog sich mit seinem Heere nach Memphis und gerieth hier, nach Eroberung der Stadt, mit seinem Heere in persische Gefangenschaft 525 v. Chr.

Bis zur Unterwerfung unter Alexander den Großen blieb Aegypten eine persische Provinz, und nach Alexanders Tode hatte es bis zur Unterwerfung unter die Herrschaft der Römer eigene Könige. Die eigenthümliche uralte Bildung dieses Landes erhielt sich zwar auch unter persischer Herrschaft und noch lange nachher, sie hatte aber ihre frühere Bedeutung verloren und war nur eine für die Geschichte merkwürdige Mumie.

Die Grundlage der ägyptischen Einrichtungen war die Eintheilung des Volkes in Kasten, welche wenigstens theilweise durch Einwanderungen fremder Stämme entstanden waren. Es gab wahrscheinlich nur vier Kasten, welche wieder in Unterabtheilungen zerfielen; doch stimmen die Nachrichten hierüber nicht ganz überein. Die Verschiedenheit der Angaben betrifft nur die unteren Kasten; denn allgemein werden die Priester und die Krieger als die ersten und als besondere Kasten angeführt. Die angesehenste und einflußreichste Kaste war die der Priester, welche durch ihren überwiegenden Einfluß das ganze Volk beherrschte. Der Beruf der Priester umfaßte nicht nur den Dienst der Götter und den Besitz der Religionsgeheimnisse, sondern alle höhere wissenschaftliche und künstlerische Bildung. Die Priester waren die Aerzte, Baumeister, Richter, Räthe des Königs und die obersten Beamten. Der Oberpriester war nach dem Könige die angesehenste Person im Lande. Die Mitglieder der Priesterkaste zerfielen nach den verschiedenen Gottheiten und ihren besonderen Beschäftigungen in viele Abtheilungen. Jeder Priester mußte in dem Dienste eines Gottes sein, das heißt, er mußte zu einem Tempel gehören. Die Zahl der Priester für diesen oder jenen Gott war nicht bestimmt, weil die Priesterschaft in den Familien forterbte, und diese bald mehr, bald weniger zahlreich waren. Auch gab es für die Priester verschiedene Erkenntnißstufen der geheimen Religionslehren, und zu der höchsten Erkenntniß gelangten nur wenige. Von Mitgliedern anderer Kasten wurde nur der König bei seiner Thronbesteigung in die Religionsgeheimnisse eingeweiht. Die bedeutendsten Schulen der Priester waren in Theben, Memphis und Heliopolis. Den Priestern waren gewisse Pflichten auferlegt; so wurde z. B. die größte Reinlichkeit von ihnen gefordert, sie durften keine wollenen Stoffe tragen und mußten durch häufiges Rasiren alle Haare von ihrem Körper entfernen; sie mußten enthaltsam sein in Speisen und Getränken, und die Vielweiberei war ihnen untersagt. Die Priester der einzelnen Gottheiten wohnten in den Tempelgebäuden. Die Priesterkaste hatte den abgabenfreien Besitz großer Ländereien, welche den dritten Theil des angebauten Bodens von Aegypten betragen haben sollen. Zu jedem

Die Kasten.

Tempel gehörten weitläufige Grundstücke, welche gegen einen mäßigen Zins verpachtet waren. Dieser floß in den Schatz des Tempels und aus dem Schatze wurden die Lebensbedürfnisse der Priesterfamilien bestritten. Die Priesterfamilien hatten aber auch noch Privatvermögen.

Die zweite Kaste war die der Krieger; sie war nur von dem Könige abhängig, und gewährte diesem dadurch Macht gegen den überwiegenden Einfluß der Priester; sie war in zwei in der Bekleidung und Bewaffnung verschiedene Klassen getheilt, die Hermotybier und Kalasirier. Die Krieger hatten in Aegypten ein größeres Ansehen als der Kriegerstand in anderen Priesterstaaten, weil Aegypten als ein reiches, von armen Landstrichen umgebenes Land beständigen Raubangriffen ausgesetzt war. Es sollen ohngefähr 410,000 Krieger und von diesen im Frieden etwa 180,000 unter den Waffen gewesen sein. Die beiden Abtheilungen der Kriegerkaste hatten in verschiedenen Nomen und zwar größtentheils in Unterägypten ihre Wohnsitze; sie mußten aber auch außerhalb der ihnen angewiesenen Bezirke Dienste thun; sie bildeten die Besatzung einiger Städte und Grenzfestungen. Jährlich mußten tausend sowohl der Kalasirier als der Hermotybier bei Hofe sein und die Leibwache des Königs bilden. Oberanführer im Kriege war in der Regel der König, die Anführer waren die Prinzen und andere Vornehme der Kriegerkaste. Auch die Krieger waren frei von Abgaben, besaßen Ländereien und erhielten im Kriege noch einen besonderen Sold. In größeren Kriegen wurden auch in den unterworfenen Ländern Truppen ausgehoben. Das Heer bestand aus Fußgängern und Wagenkämpfern. Reiter finden sich auf den alten Denkmälern nicht abgebildet, werden aber in den alten Schriftstellern öfters erwähnt und scheinen nur eine untergeordnete Bedeutung gehabt zu haben. Die Bogenschützen, welche theils zu Fuß, theils zu Wagen kämpften, waren der Kern des Heeres. Außer denselben gab es ein mit Schild, Speer und Schwert, oder mit Streitäxten, Streitkolben und ähnlichen Waffen ausgerüstetes schweres Fußvolk. Die Kriegsmusik waren Trompeten und Trommeln, und die Fahnen und Standarten hatten sehr verschiedene Zeichen.

Ueber die beiden anderen Kasten, welche der gehorchende und die Abgaben zahlende Theil des Volkes waren, stimmen die Angaben des Herodot und Diodor nicht überein. Die Handwerker, Künstler, Krämer und Kaufleute scheinen die dritte Kaste gebildet zu haben, die vierte die Ackerbauer und die Hirten, deren Geschäft für das niedrigste galt. Die Landbauern waren nur Pächter, da sämmtliche Grundstücke Eigenthum des Königs und der beiden oberen Kasten waren. Die Hirten zerfielen in die Rinderhirten und die als unrein ganz verachteten Sauhirten. Herodot führt ferner noch die Dolmetscher und Schiffer als zwei Kasten an, welche jedoch wahrscheinlich nur Unterabtheilungen der zwei letzten Kasten waren. Die Dolmetscher entstanden erst zu der Zeit des Psammetichus, welcher eine Menge ägyptischer Kinder von den in das Land gerufenen Griechen erziehen ließ. Die Abkömmlinge derselben bildeten die Dolmetscher. Die Kasteneintheilung erhielt sich auch, nachdem die

Selbständigkeit von Aegypten vernichtet war, noch Jahrhunderte hindurch.

Die Aegypter hatten auch Sklaven, sowohl weiße als schwarze, welche durch Kriegsgefangenschaft und durch Sklavenhandel erworben wurden. Unterworfene Völker wurden meistens als Leibeigene des Staates betrachtet und in dessen Dienste als Arbeiter beschäftigt.

Das Oberhaupt des Staates war ein König, und die königlichen Geschlechter, in denen die Regierung erblich war, gehörten wahrscheinlich ursprünglich zu der Kriegerkaste. Nach dem Aussterben des herrschenden Geschlechtes wurde der neue König entweder aus der Priester- oder Kriegerkaste gewählt und im letzteren Falle durch eine förmliche Einweihung unter die Priester aufgenommen, so daß er zu priesterlichen Handlungen befähigt war. Oberpriester konnte aber der König nicht sein. Die Gewalt des Königs war durch die Priester und die für heilige Einrichtungen geltenden Gewohnheiten und Gesetze des Landes sehr gebunden, ja sogar dessen Privatleben, Beschäftigungen, Vergnügungen und Speisen genau vorgeschrieben. Dennoch konnte ein kräftiger König, wenn er in den häufig stattfindenden Kriegszügen gegen benachbarte Völker Sieger war und die ihm untergebene Kriegerkaste für sich gewann, die Macht der Priester brechen und sich eine selbständigere Gewalt verschaffen. Dem Könige wurde wie im ganzen Orient die größte Ehrerbietung erwiesen, und derselbe auf eine feierliche Weise in seine Würde eingesetzt. Eine besondere Tracht, der Hirtenstab und Fächer von Straußfedern waren die Abzeichen der königlichen Würde. Die Sinnbilder der Sonne, der Habicht und die Weltkugel, waren auch die des Königs; denn wie die Sonne am Himmel, so sei auf der Erde der König der höchste Herrscher. Der Name Pharao, eigentlich Phra, bedeutete so viel als Sonne. Der königliche Palast, welcher aus vielen und schönen Gebäuden bestand, war in Verbindung mit einem Tempel. Prächtiger aber waren die Wohnungen für die königlichen Leichen. Nach dem Tode des Königs wurde zweiundsiebenzig Tage lang Landestrauer gehalten, die Tempel geschlossen, Trauerzeichen angelegt, Gebete verrichtet und kein Fleisch und Wein genossen. Am Ende der Trauerzeit wurde die Leiche des Königs am Eingange seines Grabmales aufgestellt, und ein Priester hielt eine Lobrede auf ihn. Nahm das Volk zum Zeichen seiner Unzufriedenheit mit dem Verstorbenen das Lob mit Murren auf, so wurde der König nur in einem gemeinen Grabe bestattet. Die Könige.

Das Land war in Nomen oder Distrikte, und diese wieder in kleinere Theile eingetheilt, und über jeden Theil ein Beamter gesetzt, welcher die Regierungsangelegenheiten leitete. Die Rechtspflege war ernst und streng. Die höchste richterliche Behörde bestand aus dreißig Männern, je zehn aus den drei angesehensten Städten, Theben, Memphis und Heliopolis, wahrscheinlich aus den Priesterkollegien dieser Orte. Vor diesem Gerichte wurde alles schriftlich verhandelt, und bei den gerichtlichen Verhandlungen durften der anwesende Ankläger und der Angeklagte nicht sprechen. In der Gesetzgebung Rechtspflege.

herrschte der Grundsatz, daß man einem Verbrecher die Möglichkeit zur Wiederholung seines Vergehens nehmen müsse. Daher wurden Falschmünzer und Verfälscher von Papieren mit dem Verluste beider Hände, Verräther von Staatsgeheimnissen mit dem Abschneiden der Zunge bestraft. Ein anderer Grundsatz war der, daß derjenige strafbar sei, welcher ein Verbrechen nicht nach Kräften verhindere. Wer einen Mord begehen sah und nicht zu hindern suchte, wurde wie der Mörder bestraft; wer ein von ihm gesehenes Verbrechen nicht zur Anzeige brachte, wurde mit Ruthen gepeitscht und mußte drei Tage fasten. Der falsche Ankläger erlitt die auf das angeklagte Verbrechen gesetzte Strafe. Ein Verbrecher konnte auch noch nach dem Tode angeklagt werden und verlor, wenn das Verbrechen bewiesen wurde, die Ehre des Begräbnisses. Der Mord wurde von den Aegyptern härter als von Griechen und Römern bestraft, und selbst die Tödtung eines Sklaven mußte, wenn sie vorsätzlich geschehen war, mit dem Tode gebüßt werden. Elternmörder wurden gefoltert, dann verbrannt. Eltern, welche ihre Kinder umgebracht hatten, mußten, von Soldaten bewacht, die Leiche ihres Kindes drei Tage und drei Nächte im Arme halten. Feige und Flüchtige wurden nur mit Entehrung bestraft. Ein Gläubiger konnte sich nur an das Vermögen, nicht an die Person des Schuldners halten; und ein Darlehn durfte durch die Zinsen nicht über das Doppelte vergrößert werden. Merkwürdig ist, was Diodor von den ägyptischen Dieben erzählt. Sie bildeten eine Art von Zunft mit einem Vorsteher, bei welchem der Bestohlene sein Eigenthum gegen Erlegung des vierten Theils vom Werthe zurück bekommen konnte. Es würde die Erzählung unglaublich erscheinen, wenn nicht noch jetzt in Aegypten eine ähnliche Einrichtung bestünde. In Kairo bilden die Diebe eine Innung und haben einen eigenen Vorsteher, von welchem der Bestohlene das Entwendete gegen eine Vergütung zurückerhalten kann.

Ländliche Beschäftigungen. Aus den Malereien der Gräber lernen wir die Arbeiten und Beschäftigungen und das ganze häusliche Leben der Aegypter kennen. Die Geschäfte des Ackerbaues: das Pflügen, Säen, Walzen, Eggen, das Schneiden, Binden, Austreten des Getreides durch Ochsen und das Aufhäufen desselben, das alles ist hier abgebildet. Die Aegypter trieben außer dem Ackerbau die Gartenkultur, die Obstzucht und den Weinbau, sie hielten Heerden von großem und kleinem Vieh. Der Jagd wilder Thiere mit Pfeil und Bogen, Schlingen, Hunden, sogar mit Löwen, die man zu zähmen verstand, wurde fleißig obgelegen. Vogelfang und Fischen gehörten zu den Lieblingsbeschäftigungen.

Gewerbe. Auf den Gemälden sind die Bearbeitungen des Holzes, das Behauen und das Fortschaffen der Steine, das Weben der Zeuge, die Arbeiten des Goldschmieds und Juweliers, des Malers und Bildhauers und viele andere dargestellt. Die in den Denkmälern gefundenen Geräthschaften und Stoffe zeigen eine hohe, früh erlangte Entwickelung der Gewerbe und des äußeren Lebens, aber auch ein Beharren bei der einmal erlangten Fertigkeit. Die Arbeit war bis in das Kleinste vertheilt und jede Abtheilung der Kasten trieb ganze

Geschlechter hindurch dieselbe Arbeit. Das Volk erlangte dadurch zwar eine große Fertigkeit, wurde aber auch zur Maschine herabgewürdigt. Die Erzeugnisse der Gewerbsthätigkeit waren sehr mannigfaltig; man verfertigte vielerlei Hausgeräthe, Waffen und sehr feine Gewebe aus Flachs, Wolle und Baumwolle. In den Schriften der Alten wird namentlich ein Zeug, welches Byssus hieß, gerühmt. Vielfach war der Gebrauch den man von der Papyruspflanze machte, einer in den Nilmündungen sonst sehr häufigen, jetzt dort verschwundenen Schilfart. Die Wurzel diente als Brenn- und Nutzholz, aus der Pflanze selbst machte man Decken, Kleider, Segel, sogar Fahrzeuge und besonders das auch in Griechenland und Rom und bis ins Mittelalter gebräuchliche Papier. Die Aegypter verstanden eine vollständige Vergoldungsart und die Bereitung des Glases; sie verfertigten gläserne Gefäße und Zierrathen, gefärbtes Glas, unechte Edelsteine und Email; sie gerbten das Leder auf eine ähnliche Art wie wir, preßten es in Formen und verzierten ihre Lederarbeiten mit hervorstehenden Figuren. Sie verstanden ein weißes gewebtes Zeug mit chemischen Beizen so zu bearbeiten, daß es in Farbe getaucht augenblicklich daraus, wie bedruckt, mit einer Mannigfaltigkeit verschiedener und unauslöschlicher Farben hervorging.

Aegypten war durch seine geographische Lage und durch seine Produkte gleichsam von der Natur zu einem der ersten Handelsländer der Erde bestimmt. Ein großer Handelsverkehr entstand immer am leichtesten und frühesten an den Ufern großer Ströme in produktenreichen Ländern. Große Flüsse erleichtern den Verkehr der Einwohner unter einander, und ein lebhafter inländischer Handel ist die Grundlage der Gewerbsthätigkeit und des Nationalreichthumes. Der Nil gewährte den Aegyptern diese Vortheile, er ist von Elephantine und durch ganz Aegypten schiffbar und bleibt dieses auch gewöhnlich in der Zeit des niedrigen Wasserstandes. Die Aegypter haben die Vortheile ihres Landes frühzeitig benutzt, und sehr bald hat sich ein großer inländischer Verkehr und eine lebhafte Nilschifffahrt bei ihnen entwickelt. Die Berührung mit anderen Völkern flohen sie in der älteren Zeit mehr, als daß sie dieselbe suchten. Es ist dieses bei einem Volke von so ganz besonderer Geistesrichtung und so abweichenden Gewohnheiten sehr natürlich und findet sich bei allen den Völkern, welche eine eigenthümliche, auf die Religion sich gründende Lebensweise beobachten. Die Aegypter erschwerten den Ausländern den Zugang zur See zu ihrem Lande, weil in der ältesten Zeit der Seehandel gewöhnlich mit Seeräuberei verbunden war, und sie selbst wegen Mangel an größerem Schiffsbauholz keine Seeschiffe hatten. Dagegen hatte Aegypten einen bedeutenden Landhandel, welcher in der ältesten Zeit überhaupt wichtiger als der Seehandel war. Aegypten war der allgemeine Mittelpunkt des Karavanenhandels zwischen Afrika und Asien, zwischen Aethiopien und dem nördlichen Afrika. Ganz besonders hatte Ober-Aegypten, an der Nordgrenze der Wüste, den Vortheil der Stapelplatz der Produkte des innern Afrika zu sein. Dazu kam noch, daß sich in seiner Nähe, in der Gebirgskette längs dem ara- Der Handel.

bischen Meerbusen, Goldgruben fanden, die zu den ältesten wie zu den reichsten der Erde gehört haben müssen. Es besaß also Ober-Aegypten neben den gesuchtesten Waaren zugleich das beste Mittel zum Austausch. Wir können uns daher nicht wundern, wenn diese Gegenden, wo Ackerbau und Handel Jahrhunderte hindurch ruhig gediehen und gleichsam mit einander wetteiferten, die reichsten der Erde wurden, und gerade hier jene großartigen Tempel emporstiegen, unter deren Schutz dieser Verkehr getrieben wurde. Aegypten erhielt Gold, Elfenbein und Sklaven aus Aethiopien, Räucherwerk aus Arabien, Gewürze aus Indien, Weine aus Phönicien und Griechenland und feineres Salz aus den afrikanischen Wüsten. Die Erzeugnisse sehr weit entlegener Länder wurden nach Aegypten eingeführt, wie der sehr merkwürdige Umstand beweist, daß man in den Gräbern von Theben aus dem zweiten Jahrtausend vor Chr. Flaschen von chinesischer Fabrikation und mit chinesischer Schrift gefunden hat. Dagegen lieferte Aegypten Produkte, die, weil sie zu den unentbehrlichsten Bedürfnissen gehören, ihm einen sicheren und ununterbrochenen Absatz verschafften; es war eins der ältesten Kornländer und eins der ältesten Länder, wo die Weberei sowohl von Linnen als Baumwollenzeugen auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht wurde. Weberei war in Aegypten die allgemeine Beschäftigung des gemeinen Mannes. Das Land erzeugte Flachs und Baumwolle und von letzterer konnte aus den südlichen Ländern leicht eine größere Menge eingeführt werden.' Schon zu Mosis Zeiten hatten die aegyptischen Webereien eine bewundernswürdige Vollkommenheit erreicht und wurden sehr weit verführt. Aegyptische Leinwand war zur Zeit des Herodot eine bei den Griechen häufig vorkommende und hochgeschätzte Waare. Nicht weniger wichtig war der Getreidehandel; Aegypten war die Kornkammer der benachbarten Länder. Es gab schwerlich ein Land, wo die Fruchtbarkeit des Bodens, die Leichtigkeit der Arbeit, die Gewißheit des Ertrages und die Sicherheit des Gewinnes bei dem auswärtigen Absatz so zusammentrafen, wie in Aegypten.

Ohngeachtet dieses vielfältigen Handels scheint Aegypten seine Waaren doch niemals selbst verfuhrt zu haben, sondern die afrikanischen Karavanen wurden von umherziehenden Stämmen des inneren Afrika gebildet. Eine große Veränderung erfuhr der Handelsverkehr von Aegypten, als seit Psammetich den fremden Handelsschiffen die früher verschlossen gewesenen Häfen geöffnet wurden. Amasis wies den griechischen Handelsleuten, welche sich in Aegypten niederlassen wollten, die Stadt Naukratis in Unter-Aegypten an dem kanobischen Arme des Niles zum Wohnsitz an und gestattete den griechischen Staaten, zum Besten ihrer Kaufleute, an gewissen bestimmten Plätzen Tempel zu gründen, welche die Niederlagen und Marktplätze für die nach Aegypten geschickten Waaren sein sollten.

Geselliges Leben.

Die Abbildungen und die noch vorhandenen Geräthe belehren uns, daß es den Häusern und Villen der Reichen und Wohlhabenden weder an Bequemlichkeit, noch an zierlicher Ausschmückung fehlte; der Hausrath war mannigfach, die verschieden gestalteten Tische, Sessel, Ruhebetten, Vasen u. s. w. zum Theil sehr reich

und kostbar. Wir finden Geräthe von so schönen Formen, daß ein mit dem Luxus Hand in Hand gehender feiner Geschmack sich deutlich zeigt. Man liebte Erheiterungen und Ergötzlichkeiten verschiedener Art, Würfel, Bret- und Ballspiel; auch Stiergefechte kommen vor. Mehrfach sind häusliche Feste, Gastmähler und Gesellschaften dargestellt, bei denen Alles auf Ueppigkeit deutet; die Gäste wurden von Sklaven gesalbt und bekränzt. Auch die Frauen nahmen daran Theil. Man beschränkte sich bei den Gastmählern nicht auf die Tafelfreuden, sondern man ließ durch Musiker, Sänger und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen die Gäste erheitern. Herodot erzählt, daß man bei den Gastmählern der Reichen ein hölzernes Todtenbild umhergereicht und jedem Gaste mit den Worten gezeigt habe: „trinke und sei fröhlich, denn wenn du gestorben bist, wirst du sein wie dieses.“

Die Lebensweise der geringeren Leute war sehr einfach, die Nahrung bestand aus Brod von Moorhirse, anderen Getreidearten und dem Samen des Lotus, aus Fleisch, Obst und Küchengewächsen. Schweinefleisch war verboten. Die Vornehmen tranken vielen Wein; auch hatte man ein aus Gerste bereitetes Bier, das gewöhnliche Getränk war aber das ausgezeichnet schöne, gesunde Nilwasser. Die Vielweiberei war, mit Ausnahme der Priester, erlaubt, kam aber selten vor. Die Frauen erschienen mit den Männern in Gesellschaft und hatten eine freiere Stellung als im übrigen Orient. Die Erziehung der Kinder war sehr einfach und wohlfeil; sie gingen fast nackt, und die geringen Kosten eines Haushaltes wirkten günstig auf die Bevölkerung. Niemand lernte mehr als das für seine Kaste Erforderliche; Leibesübungen, wie die der Griechen, erschienen den Aegyptern verwerflich. Sowie das Land durch seine besondere Beschaffenheit sich auszeichnete, ebenso unterschieden sich die Aegypter in vielen Dingen von anderen Völkern. So trieben z. B. die Weiber oft Handlung und Wirthschaft, während die Männer zu Hause saßen und webten. Die Lebensweise.

Die Aegypter gelten im Alterthume für ein in heilige Dinge und Gebräuche besonders eingeweihtes und ihrer kundiges Volk, ihre Religion stand mit ihrem ganzen Wissen, mit allen bedeutsamen Erscheinungen des Lebens und mit der Beschaffenheit des Landes im genauesten Zusammenhange. Die ägyptische Mythologie ist ihren Grundlagen nach sehr dunkel; das Volk selbst hat sie der Nachwelt nur in Bildern und Zeichen überliefert; in griechischen Schriftstellern haben wir nähere Berichte, aber weder zuverlässige noch übereinstimmende. Den Griechen war die ägyptische Religion besonders deshalb wichtig, weil sie seit Herodot in derselben den Ursprung ihrer eigenen zu finden glaubten. Wenn aber schon die griechischen Beobachter über unvereinbare Widersprüche in der ägyptischen Götterlehre klagen, so können wir uns nicht wundern, wenn von neuern Forschern die abweichendsten und verschiedensten Ansichten über die ägyptische Mythologie aufgestellt worden sind. Man hat in derselben bald geschichtliche Thatsachen, bald philosophische, physikalische und astronomische Lehren; ja selbst nur eine sinnbildliche Darstel- Religion.

lung des Kalenders zu erkennen gemeint; man hat einen Unterschied der Priesterreligion und der Volksreligion, verschiedene Perioden und Systeme der ägyptischen Religion angenommen.

Die Alten erwähnen acht große Götter der ägyptischen Mythologie. Zu diesen gehörte Kneph oder Neph, der bei der Schöpfung waltende Geist Gottes, Phtah, der eigentliche Weltschöpfer, den die Griechen Hephästos nannten, weil sie sein Wesen in dem kunstreichen Feuergott am meisten wiederzuerkennen meinten, und Ammon oder Amun, bei den Griechen Zeus-Ammon, der Götterkönig. Außer diesen höchsten Wesen wurden noch viele andere geringerer Art gedacht. Nach Herodot sind drei Ordnungen der ägyptischen Götter zu unterscheiden. Die erste Ordnung begreift die acht ersten Götter; in der zweiten sollen ihrer zwölf sein, welche von jenen entsprungen sind; in der dritten sollen die Nachkommen jener zwölf Götter sein. Die Verehrung der Götter war nicht im ganzen Lande dieselbe, sondern in den verschiedenen Bezirken, Nomen, war der vorzüglichste Dienst hier der einen, dort der andern Gottheit geweiht. Nur Isis und Osiris wurden von allen Aegyptern gleichmäßig verehrt. Daher denn diese auch von allen ägyptischen Göttern die berühmtesten sind, obschon sie von den Alten nicht in die Reihe jener acht großen Götter gesetzt werden. Die einzelnen Götter wurden in dreifacher Weise dargestellt: in Menschengestalt mit den besonderen Attributen des Gottes oder mit einem menschlichem Leibe und dem Kopfe des dem Gotte geweihten Thieres oder in Gestalt dieses Thieres mit den Attributen des Gottes. Seltsam und eigenthümlich ist der ägyptische Thierdienst. Einige Thiergattungen, der Stier, der Hund, die Katze, der Habicht, der Ibis und einige Fische wurden allgemein, andere dagegen, unter ihnen der Widder, der Wolf, der Löwe, die Spitzmaus, der Adler, das Krokodil, der Ichneumon, nur in einzelnen Nomen verehrt; ja manche, die in einer Gegend angebetet wurden, waren in einer andern verabscheut. Wer ein heiliges Thier aus Vorsatz tödete, war des Todes schuldig; wenn es unvorsätzlich geschehen war, so konnte er sich mit einer Geldstrafe lösen. Wer aber eine Katze oder einen Ibis auch unvorsätzlich umgebracht hatte, mußte durchaus hingerichtet werden, sonst würde das erbitterte Volk die Todesstrafe selbst vollzogen haben. Daher blieben diejenigen, welche ein heiliges Thier todt erblickten, in der Ferne stehen, schrieen, wehklagten und betheuerten, daß sie es schon todt gefunden hätten. Es sollen sogar blutige Kriege zwischen verschiedenen Bezirken ausgebrochen sein, wenn in dem einen ein Thier getödet worden war, welches der andere als heilig verehrte. Und dieser Fanatismus erhielt sich bis in Zeiten, wo das Volk seit Jahrhunderten unter fremder Herrschaft gestanden hatte, wo die feine griechische Bildung unter ihm heimisch geworden war.

Bei einer Feuersbrunst trugen die Aegypter weit mehr Sorge für die Rettung der Katzen als für die Löschung des Brandes, und wenn eine Katze sich in die Flammen stürzte, wurde große Wehklage erhoben. Starb in einem Hause eine Katze, so schoren sich alle Bewohner desselben die Augenbraunen ab; starb ein Hund, so schor man sich den ganzen Leib und Kopf kahl. Auf der anderen Seite wird aber auch berichtet, daß sich die Priester auch erlaubten

den heiligen Thieren ihre Unzufriedenheit zu bezeugen, ihnen zu drohen und sie auszuschelten. Sogar einbalsamirt, mumisirt und in Gräber beigesetzt wurden die heiligen Thiere. Dieses geschah jedem Thiere der geweihten Gattungen; eine ganz besondere Verehrung aber genossen gewisse Thierindividuen. Sie wurden in heiligen Höfen gehalten, gebadet und mit großem Aufwande gesalbt, gefüttert und geschmückt, für ihre Verpflegung waren besondere Grundstücke angewiesen. Das Amt, sie zu warten, wurde als ein besonders ehrenvolles betrachtet. Unter diesen Thierindividuen ist keines berühmter als der Stier Apis, der zu Memphis gehalten wurde. Er war schwarz; hatte einen dreieckigen weißen Fleck auf der Stirn, auf dem Nacken das Bild eines Adlers, unter der Zunge einen Knoten, einem Käfer gleich. Man glaubte, daß er Knaben, die ihn umgaben, zu Vorhersagungen begeistere. Starb er — und wenn er ein Alter von fünf nnd zwanzig Jahren erreicht hatte, wurde er getödet — so ward er mit außerordentlicher Feierlichkeit bestattet, und es herrschte große und allgemeine Trauer, welche einer ausgelassenen Freude Platz machte, wenn die Priester seinen Nachfolger, ein Kalb mit denselben Zeichen geboren, oder vielmehr von ihnen damit versehen, aufgefunden hatten.

Wir können uns nicht wundern, daß ein mit so erstaunlichem Aberglauben verbundener Kultus die Spottlust der Griechen und Römer, besonders der späteren, über ein Volk reizte, zu dessen Göttern Hunde und Katzen gehörten. Die Gründe, welche Diodor und Plutarch für diesen Thierdienst anführen, sind sehr unzureichend. Wie in den heidnischen Religionen so oft roher Aberglaube und höhere Ahndungen sich verschmolzen, so scheint auch dieser Dienst aus sehr verschiedenen Quellen geflossen zu sein. Im allgemeinen war die ägyptische Religion, wie mehrere asiatische, gewiß Naturreligion, d. i. Anbetung der in der Natur wirkenden, persönlich gedachten Kräfte. In der Naturreligion bildet die Natur mit ihren Erscheinungen und Geheimnissen den Gegenstand der Verehrung. Die Macht, welche diesen Geheimnissen und Erscheinungen zu Grunde liegt, wird durch Symbole dargestellt. Der Charakter dieser Symbole und der Charakter der ganzen Religion richtet sich darnach, welche Seite der Natur in dem Bewußtsein des einzelnen Volkes vornehmlich aufgefaßt wird. Die Naturreligion der Aegypter war durch die Eigenthümlichkeit des Landes und die Eigenthümlichkeit des Volksgeistes bedingt. Während die Naturkräfte den Asiaten in ihrer wunderbaren, sich ewig gleichbleibenden Gesetzmäßigkeit Verehrung einflößten und sie daher zum Gestirndienst führten, scheinen sie von den Aegyptern mehr als die das organische Leben beseelenden Kräfte aufgefaßt und vorzugsweise in den Thieren angebetet worden zu sein. Die lebende, die empfindende Natur bildete den Gegenstand der ägyptischen Religion. Dies stellt sich dar in dem Thierkultus der Aegypter und in der Verehrung der Götter in Thiergestalt. Das Räthsel des natürlichen Lebens, das durch Zeugung und Ernährung immer neu sich hervorbringt und erhält, wurde dem Aegypter zu einem Gegenstand des religiösen Kultus. Darauf deutet die Verehrung des Osiris unter dem Bilde eines Stieres, welcher auch bei andern Völkern ein Bild der Kraft, besonders der

männlichen Zeugungskraft war, und die Verehrung der nährenden und säugenden Kuh und des Bocks, welcher ein Bild der Fruchtbarkeit war. Erblickten nun aber die Aegypter das Göttliche hauptsächlich in der lebenden Natur, so ist damit nicht gesagt, daß sie es nicht auch in der übrigen Natur zu erkennrn vermeinten. Neben dem Prozeß des animalischen Lebens knüpften die Aegypter ihren religiösen Kultus auch an andere Vorgänge der Natur. In Aegypten schlossen sich aber fast alle Vorgänge in der Natur an das an, was mit dem Nil geschah. Daher bezieht sich manches in der ägyptischen Religion auf den Nil und dessen wohlthätige Wirkungen. Ohne Zweifel wurde der Nil selbst unter einem gewissen Sinnbilde als Gottheit verehrt. Wahrscheinlich wurde auch der Nil unter dem Bilde des Stieres vorgestellt, da von ihm die Fruchtbarkeit in der Natur und immer wieder neues Leben ausging. Das von dem Nil überschwemmte und fruchttragende Land wurde alsdann durch das Bild der Kuh dargestellt. Ferner wurden die Ereignisse auf der Erde in Beziehung gesetzt zu den Erscheinungen am Himmel. Und wie in allen Naturreligionen treffen wir auch in der aegyptischen Gestirndienst. Dieser abrr ist nur ein Element neben andern Elementen. Ferner findet sich in der ägyptischen Religion auch die Vorstellung, daß die Götter einst auf der Erde gelebt, daß sie vor den menschlichen Königen geherrscht haben, und daß von ihnen die Erkenntniß der Götter selbst und alle Weisheit stamme. Hieran schließen sich endlich auch Personifikationen von sittlichen Ideen, welche auch in den Naturreligionen niemals fehlen können, da der menschliche Geist auf keiner Stufe seiner Entwickelung eine wesentliche Seite seiner selbst abstreifen kann.

Der Gottesdienst bestand aus Prozessionen, religiösen Festen und zum Theil aus abscheulichen Gebräuchen. Die heiligen Gebräuche und Volksfeste der Aegypter brhielten nach dem was Herodot uns davon sagt, trotz der Bildung der Priesterkaste und trotz des Einflusses, den die lange Gewöhnung an Ackerbau und die Künste des Friedens auf sie haben mußte, doch beständig Züge des frühsten rohen Zustandes. Ihre Feste und heiligen Gebräuche waren beinahe ohne Ausnahme enthusiastischer Art, wie sie bei rohen Völkern zu sein pflegen, die sich entweder einrr wilden Freude, oder ausschweifenden Büßungen überlassen. Wenige Feste drr Aegypter waren ohne Kasteiungen, sowie auch ihre Opfer größtentheils Sühnopfer waren. Andere Feste dagegen waren mit ausschweifenden Freudebezeigungen verbunden und ihre Prozessionen trugen das Gepräge eines rohen Zeitalters, in welchem sich das moralische Gefühl und der Sinn für Wohlstand und Sittsamkeit noch wenig entwickelt hat.

Seelenwanderung und Todtengericht.

Die Aegypter glaubten wie die Inder an eine Seelenwanderung. Sie glaubten, daß die Seele nach dem Tode des Leibes durch alle Thiere des Landes und des Mreres und durch alle Vögel wandere, nach drei tausend Jahren aber wieder in den früheren Mrnschenleib zurückkehre. Sie glaubten auch an ein Todtengericht, Amenthes oder Amenthi genannt. In diesem herrscht Osiris und richtet die Todten. Die Art der Seelenwanderung scheint vom Aus-

spruche des Osiris abhängig gedacht worden zu sein. Dem in der Unterwelt angenommenen Gerichte entsprach ein auf der Oberwelt vollzogenes. Hatte der Verstorbene einen schlechten Wandel geführt, so wurde die Bestattung der Leiche untersagt.

Mit dem religiösen Glauben hing die Einbalsamirung der Todten zusammen. Dieselbe war nach dem Vermögen der Familien verschieden, und Herodot und Diodor geben drei Abstufungen des Einbalsamirens an. Die Leichen der Aermeren legte man nur einige Wochen hindurch in eine die Fäulniß verhindernde Flüssigkeit und hüllte sie dann in ein grobes Tuch; die der Reichen wurden durch kostbare Stoffe gegen die Verwesung geschützt, die einzelnen Theile des Körpers mit den feinsten Zeugen umwunden und das Ganze in Decken gewickelt; dann wurde die Mumie in einen aus Kattun und Gips bestehenden Ueberzug eingeschlagen, auf die Stelle des Gesichts eine Abbildung desselben, auf den übrigen Leib Hieroglyphen gemalt und die Mumie oft noch mit Halsbändern und anderem Schmuck versehen. Darauf legte man die Mumie in einen schön verzierten Sarg von Sykomorenholz und stellte diesen zuweilen noch in einen Granitsarkophag. Die Mumien der Aermern wurden in den öffentlichen Gräbern, die der Reichen in besondern Grabmälern aufrecht hingestellt. Neben die Mumie setzte man die Geräthschaften, deren der Verstorbene sich im Leben bedient hatte, Schmucksachen, Prachtgefäße und dergleichen. Die Todten wurden von ihren Angehörigen noch oft durch Opfer geehrt und blieben durch ihre Erhaltung in einer gewissen Verbindung mit ihrer Familie. Die Vernachlässigung derselben brachte ihrer Familie Schande. Leichenbestattung.

Mit der Wissenschaft beschäftigten sich nur Mitglieder der Priesterkaste. Dadurch und durch die Kostbarkeit des Schreibmaterials (Papyrus) und die Beschaffenheit der Schrift wurde ihre Entwickelung gehemmt. Es scheint bei den Aegyptern keine Wissenschaft einen hohen Grad der Ausbildung erlangt zu haben. Die Schrift.

Die Aegypter hatten eine dreifache Schrift, die hieroglyphische, die hieratische und die demotische. Die Hieroglyphen-Schrift besteht aus Figuren der verschiedensten Art; sie stellen Naturgegenstände jeder Gattung vor, Himmelskörper, Pflanzen, Thiere, Menschen, Glieder des menschlichen Leibes, Geräthschaften, Gebäude u. s. w., ferner geometrische Figuren und phantastische Gegenstände. Es finden sich in den noch erhaltenen Hieroglyphen ohngefähr 900 solcher Figuren. Die hieratische Schrift war eine Abkürzung der hieroglyphischen, indem man statt ein Bild ganz zu zeichnen nur einen Theil desselben darstellte. In der demotischen Schrift wurden die Zeichen noch mehr abgekürzt und auf eine noch geringere Zahl vermindert. Die Hieroglyphen-Schrift bestand aus drei Arten von Zeichen: aus Abbildungen der Gegenstände selbst (figurative Hieroglyphen), aus sinnbildlichen Zeichen (symbolische Hieroglyphen), z. B. die Sonne zur Bezeichnung des Tages, und aus sogenannten phonetischen Zeichen (Laut-Hieroglyphen), welche den Laut eines einzelnen Wortes oder auch eines einzelnen Buchstabens ausdrückten. Man setzte zur Bezeichnung eines Buchstabens das Bild eines Gegenstandes, dessen Name mit diesem Buchstaben anfing; z. B.

wenn man im Deutschen zur Bezeichnung eines B einen Baum, einen Berg oder ein Buch hinmalen wollte. Für jeden Buchstaben gab es mehrere Zeichen, und daher erklärt sich die große Zahl der Laut-Hieroglyphen.

In neuester Zeit hat man die ägyptischen Hieroglyphen theilweise lesen gelernt. Ein bei Gelegenheit der französischen Expedition aufgefundener Stein, die Inschrift von Rosette genannt, enthält drei Inschriften, deren eine griechisch ist und in welcher mitgetheilt wird, daß sie zugleich in hieroglyphischer und demotischer Schrift auf den Stein gehauen sei. Die Inschrift stammt aus dem Anfange des zweiten Jahrhunderts v. Chr. und berichtet die Ehrenbezeigungen, welche von der ägyptischen Priesterschaft dem Könige Ptolemäus Epiphanes zuerkannt worden sind.

Obgleich der Anfang der hieroglyphischen Schrift zertrümmert ist, hat man doch mit Hülfe der mehrmals vorkommenden Eigennamen ein hieroglyphisches Alphabet herausgebracht. Man legte bei der Entzifferung der Hieroglyphen die koptische Sprache zu Grunde, weil die Wörter derselben mit unerheblichen Abweichungen die altägyptischen sind. Die hieroglyphische Schrift wurde vorzüglich bei Aufschriften öffentlicher Gebäude, die hieratische von den Priestern, die demotische im gewöhnlichen Leben gebraucht. Die Hieroglyphen verstanden aber nicht nur die Priester, sondern alle Gebildete zu lesen.

Die Aegypter rühmten sich der Erfindung der Buchstabenschrift und es scheint wahrscheinlich, daß sie nicht nur für sich die phonetischen Zeichen erfunden, sondern auch für Vorderasien und Europa den Anstoß zur Erfindung eines ungleich vollkommneren System's gegeben haben. Von den Aegyptern scheinen die Phönicier und von diesen die Griechen die Lautzeichen bekommen und weiter ausgebildet zu haben. Das ursprüngliche semitische Alphabet hatte ein und dasselbe Prinzip mit dem ägyptischen. Es wurde nämlich ein Gegenstand abgebildet, dessen Name mit dem Buchstaben anfing, den man schreiben wollte. Die Bilder wurden immer mehr abgekürzt und so entstanden die alphabetischen Zeichen. Die Semiten nahmen dem Alphabet seinen Bildercharakter, d. h. seine Beziehung auf die abgebildeten Gegenstände und beschränkten die Zeichen auf eine viel kleinere Zahl.

Wissenschaftliche Kenntnisse.

Ueber den Umfang der wissenschaftlichen Kenntnisse haben wir bei dem Mangel einer ägyptischen Literatur fast gar keine Kunde. Die jährlichen Ueberschwemmungen führten auf die Nothwendigkeit der Feldmeßkunst und eines sichern Kalenders, der ohne Beobachtung der Gestirne nicht berechnet werden kann. Die Aegypter hatten ein Sonnenjahr von 360 Tagen, zu zwölf Monaten von dreißig Tagen mit fünf Ergänzungstagen. Der alsdann noch fehlende Vierteltag wurde alle vier Jahre eingeschaltet. Mit der Astronomie war, wie auch bei andern Völkern des Orients, Astrologie verbunden. Bei allen öffentlichen Geschäften und bei allen Privatunternehmungen wurden die Gestirne befragt. Bei der Geburt eines Kindes wurde ihm sogleich sein Horoscop gestellt. Es wurde darnach bestimmt, was es für Schicksale erleben, wann und wie es

sterben werde. Mit der Astrologie stand auch die Arzneikunde in Verbindung, weil die Eintheilung des Körpers eine Beziehung auf die astronomischen Götter hatte und jedem derselben ein bestimmter Theil gewidmet war. Daher kam vielleicht auch die Einrichtung, daß es für die einzelnen Theile des Körpers und die Krankheiten derselben eigene Aerzte gab. Die Arzneikunst bestand vorzüglich in Diätetik und auch den niedern Klassen war eine bestimmte Lebensweise im Essen und Trinken und in dem Gebrauche von Reinigungsmitteln vorgeschrieben. Diese Diätetik muß im Ganzen zweckmäßig gewesen sein, weil nach Herodots Versicherung die Aegypter nach den Libyern das gesundeste aller Völker waren, die er gesehen hatte.

Auf der einmal erlangten Stufe der Bildung blieben die Aegypter stehen, Alles behielt die feste Form und Regel, die es einmal angenommen hatte. Sogar die Aerzte durften von der einmal eingeführten Heilart nicht abweichen; denn starb bei dem Versuche einer neuen Heilart der Kranke, so konnten sie peinlich angeklagt werden.

Mangel der Poesie und Redekunst.

Die mangelhafte Buchstabenschrift der Aegypter macht die Unvollkommenheit ihrer Literatur schon zum Theil erklärlich. Aber auch die eigenthümliche Geistes- und Sinnesart des Volkes war der freiern Entwickelung der Rede ungünstig. Sicherlich enthielten die Schriften der Aegypter nur eine ganz kurze und trockene Anführung von Thatsachen und Lehren, und Beredtsamkeit und Poesie waren den Aegyptern fremd.

Musik.

Ueber die Tonkunst der Aegypter haben wir gar keine Nachrichten. Es finden sich zwar viele musikalische Instrumente, verschieden gestaltete Harfen von 3—22 Saiten, Cithern, Flöten, Doppelflöten, Trompeten, Pfeifen, Tambourins, Trommeln u. s. w. abgebildet: aber aus der Stufe, auf welcher die Tonkunst bei allen orientalischen Völkern immer gestanden hat, können wir vermuthen, daß die Aegypter über sehr einfache und einförmige Melodien nicht hinausgekommen sind.

Baukunst.

Dagegen haben die Aegypter auf dem Gebiete der bildenden Kunst Bedeutendes geleistet. Die ägyptische Baukunst hat einen ungemein kräftigen, festen und ernsten Charakter, welcher in den großartigen Tempelbauten einen erhabenen Eindruck macht. Die Kunst stand mit der Religion in der engsten Verbindung und diente meistens dem Kultus. Auch die Kunst zeigt einen Stillstand und mangelnde Entwickelung, und die Kunstwerke der von einander entferntesten Jahrhunderte waren einander ganz ähnlich, ja es zeichneten sich die älteren im Plan und der Ausführung aus. Die Aegypter blieben auch später, als sie unter griechischen Herrschern mit der griechischen Kunst bekannt wurden, ihrem alten Kunststile treu.

Die ägyptischen Bauwerke erregen durch das Ungeheure ihrer Verhältnisse, durch die Größe der mechanischen Arbeit und durch die technischen Fertigkeiten, welche dazu erforderlich waren, unsere Bewunderung. Nur eine ganze Volksmasse konnte, unter dem

Drucke der Priester wie eine lebendige Maschine arbeitend, durch Ausdauer und Geduld so ungeheure Werke hervorbringen.

Die ältesten Bauwerke finden sich in Oberägypten. Man baute theils in Felsen, theils mit Backsteinen, welche in der Sonne getrocknet waren, theils mit sehr großen Werksteinen. Für die Gebäude ist Sandstein das gewöhnlichste Material. Holz verwandte man schon wegen der Holzarmuth des Landes sehr wenig zum Bauen. Fast alle Decken der Tempel bestehen aus horizontalen Quadersteinen; Gewölbe kommen erst kurz vor der Eroberung durch die Perser vor.

Die berühmtesten Werke der ägyptischen Baukunst sind die Felsengräber, die Pyramiden, die Tempel und die Obelisken. Die Felsengräber sind in großer Menge in den Gebirgen zu beiden Seiten des Nils, besonders in dem der Westseite angebracht. Sie sind sowohl in Beziehung auf die Zahl und Größe der Gemächer und Gänge, als auch in der Pracht der Ausschmückung sehr verschieden. Sie haben nur eine enge Thür und werden nicht durch das Tageslicht erhellt. Die Wände sind mit Inschriften, Sculpturen und Malereien bedeckt.

Die Pyramiden sind vierseitige Gebäude, deren Seitenflächen Dreiecke sind und oben in eine Spitze zusammenlaufen. Die meisten befinden sich bei der Stadt Memphis auf Plateaus der libyschen Bergkette. Die Seiten derselben sind genau nach den vier Weltgegenden gerichtet. Die meisten sind aus Kalkstein, einige aus ungebrannten Backsteinen erbaut, andere bestehen an den Kanten aus Quadersteinen, im übrigen aus Backsteinen. Sie hatten früher meistens eine Bekleidung von polirtem und mit Sculpturen und Inschriften versehenem Granit oder Marmor, welche aber jetzt größtentheils verschwunden ist. Der Eingang zum Innern, den ein einziger Stein verschließt, ist schwer zu finden, durch ihn gelangt man in schmälere und breitere Gänge, welche am Ende in eine oder mehrere Kammern führen; die ansehnlichste enthält den Sarkophag des Königs. Die Erbauung der Pyramiden wird auf folgende Weise angegeben: war der Platz zur Aufführung der Pyramiden geebnet, so wurde die erste Steinlage horizontal gelegt, sodann richtete man die innern Gänge und Kammern ein, füllte den Raum ringsum mit Steinen aus und legte außen die großen Werkstücke stufenweise über einander, so daß man wie auf Treppen hinaufsteigen und um die Pyramiden herumgehen konnte. Die Stufen wurden dann mit Bekleidungssteinen ausgefüllt, so daß die pyramidale Form oder schiefe Fläche hervorgebracht wurde. Der oberste Theil wurde zuerst fertig. Die größten und berühmtesten Pyramiden sind drei, von derjenigen Gruppe, welche man nach einem neuern Orte die Pyramiden von Ghize zu nennen pflegt. Sie sind von zahllosen Felsengräbern umgeben und werden nach ihren angeblichen Erbauern die Pyramiden des Cheops, des Chephren und des Mycerinus genannt. Die größte von ihnen ist die Pyramide des Cheops. Sie besteht aus 203 Steinschichten, jede Seite ihrer Grundfläche mißt 716 pariser Fuß, die Höhe beträgt ohngefähr 450 Fuß. Oben bildet die Pyramide jetzt eine Fläche von ohngefähr 30 Fuß Durchmesser, und 38 Fuß über dem Boden befindet sich der Eingang in das Innere. Nach Herodot sollen 100,000 Menschen, welche

von 3 zu 3 Monaten abgelöst wurden, 30 Jahre lang zum Bau derselben verwendet worden sein.

Der ägyptische Tempel hat nicht die innere Einheit wie der griechische, er bildet nicht ein abgeschlossenes Ganzes, sondern besteht aus einzelnen Theilen, welche durch Anbauten vermehrt werden konnten und es auch wirklich wurden. Alleen von Widder- oder Sphinxkolossen oder auch Kolonnaden bilden den Zugang. Die Hauptgebäude beginnen mit einem Pylon, d. h. zwei pyramidalischen Thürmen, in deren Mitte sich ein Thor befindet; davor stehen Obelisken oder Kolosse oder beide. Hinter dem Pylon folgt gewöhnlich ein Vorhof, von Säulengängen, Nebentempeln und Priesterwohnungen umgeben. Ein zweiter Pylon führt nun erst in den ansehnlichsten Theil des eigentlichen Tempelgebäudes, eine von Mauern eingeschlossene Säulenhalle, welche nur durch kleine Fenster im Gepälk oder Oeffnungen im Dache Licht erhält. Hieran schließt sich die Zelle des Tempels, das Allerheilige, ohne Säulen, niedriger, meist von mehreren Mauern eingefaßt, oft in verschiedene kleine Gemächer oder Sanctuarien abgetheilt mit monolithen Behältern für die Götterbilder oder Thiermumien, dem Anblicke nach der unansehnlichste Theil des Ganzen. Diese Anlage kann zusammengezogen oder ausgedehnt werden, so daß bei den größten Tempeln drei Pylonen auf einander folgen, ehe das eigentliche Tempelgebäude anfängt. Bei den ägyptischen Tempeln war Alles darauf berechnet, daß das Volk, wenn es sich den heiligen Räumen nahe, durch die erhabenen, gewaltigen Eindrücke darauf vorbereitet würde. Das Allerheiligste, welches immer klein und unbeleuchtet war, durften nur die Priester betreten. In der Regel stehen Säulen nur innerhalb von Mauern, aber nicht wie bei den griechischen Gebäuden außen um die Mauer. Wo Säulen außen angebracht sind, sind sie auf die Hälfte oder zwei Drittheile ihrer Höhe durch steinerne Zwischenbaue verbunden. Die Säulen sind der Theil der ägyptischen Baukunst, in welchem allein einige Verschiedenheiten vorkommen; sie brachten in den Tempeln durch ihre Masse, ihre Bildwerke und Farben eine mächtige Wirkung hervor. Sie sind eng gestellt, etwas schlanker als die ältern dorischen, entweder geradlinigt verjüngt oder ausgebaucht. Eine große Mannigfaltigkeit findet sich in den Kapitälern. Die Kapitälverzierungen sind Nachahmungen vegetativer Formen, besonders von Nilpflanzen; sie lassen sich meistens auf zwei Hauptformen zurückführen, auf die Nachahmung einer Frucht oder geschlossenen Blüthe und auf die eines geöffneten Kelches.

Außer den Säulen sind auch Pfeiler gewöhnlich, an denen häufig Figuren angelehnt stehen. Die Mauern sind von großer Stärke, bisweilen 24 Fuß am Boden; sie sind nur nach innen senkrecht, nach außen stark geböscht, aus Quadern, meist von Sandstein, zusammengesetzt und sehr glatt behauen. Die äußern und innern Wände sind mit lebhaften Farben, mit gemalten Figuren und mit Bilderschrift bedeckt.

Als eine Zubehör der Tempelarchitektur sind die Obelisken zu betrachten: vierseitige, auf eine niedere Basis gestellte Pfeiler, die sich nach oben verjüngen und mit einer kleinen Pyramide enden. Sie sind aus Kalkstein, gewöhnlicher aber aus Granit oder Syenit,

mit vortrefflich eingegrabenen Hieroglyphen. Die Obelisken geben durch die Inschriften, mit welchen ihre Seiten bedeckt waren, dem in einen Tempel Eintretenden Nachricht über die Erbauung und Vergrößerung desselben.

Die Paläste der Könige sind entschieden Nachbildungen der Tempel; der Hauptunterschied ist nur der, daß die hinteren Gemächer bei den Palästen ausgedehnter und mannigfaltiger sind. An die Höfe und Säulenhallen schließen sich hier Speisesäle und die Bibliothek; als Schluß des Ganzen erhebt sich, am höchsten gelegen, das Grabmal, welches der Fürst sich selbst bei Lebzeiten errichtete.

Bildhauerei und Malerei. In inniger Verbindung mit der Baukunst stand die Bildhauerei und Malerei. Die Malereien und Reliefs dienten zum Schmuck der Wände, und die Statuen lehnten sich entweder an Wände und Pfeiler oder standen zu den Gebäuden in bestimmter Beziehung.

Die Statuen sind oft aus dem härtesten Gestein, Granit, Syenit, Porphir, mit meisterhafter Sicherheit gehauen und auf das sauberste ausgeführt. Sie sind nach einem festen Typus gearbeitet; die ägyptischen Künstler folgten einem genau bestimmten System der Proportion. Die Statuen, entweder in sitzender oder schreitender Stellung, haben eine sich stets gleichbleibende, steife Haltung; es sind mehr geometrische als organische Formen, und es mangelt Leben und Wärme in der Auffassung des Einzelnen. Die Körperformen sind kräftig und im Ganzen naturgemäß, Muskeln und Sehnen der Glieder jedoch bei der Mehrzahl der Statuen nicht richtig angegeben. Indeß zeigen einige vorzügliche Arbeiten, daß die besseren Künstler der Natur näher zu kommen vermochten. Die Gesichtsform, welche zwischen der kaukasischen und negerartigen in der Mitte steht, ist nicht unedel, aber ohne Leben und Ausdruck. Lebendiger und mit mehr Wahrheit als die Menschengestalt ist die Thiergestalt aufgefaßt; auch die Verschmelzungen verschiedener Thierfiguren sind oft sehr glücklich, oft freilich auch im höchsten Grade phantastisch und bizarr. Sehr häufig sind die Darstellungen von Sphinxen, Phantasie-Gebilde mit einem Löwenleib und dem Kopfe eines Menschen, Widders, Habichts oder anderen Thieres. Die erstere Art bedeutet die Verbindung von Weisheit und Körperkraft. Die Sphinxe waren das Sinnbild der Könige und Götter und hatten als letztere den Kopf des den Gott bezeichnenden Thieres; im erstern Falle war der Name des Königs an der Seite der Sphinx angebracht.

Die ägyptischen Reliefs sind eigentlich nur Gemälde; man zeichnete die Bilder an die Wand und meißelte den Stein um dieselben weg. Auch wurden diese Reliefs stets mit Farben bemalt. Die Aegypter verstanden die Kunst nicht die körperliche Ausdehnung auf die Fläche zu übertragen und naturgemäß darzustellen, sowie auch die Gemälde ohne Schatten und Licht sind. Die Darstellungen lebender Wesen durch die Malerei und Bildhauerkunst zeigen keine ideale Schönheit, keinen Ausdruck und Charakter. Das Gesicht eines Königs in der Schlacht und bei einem Opfer ist dasselbe, und ein Krieger unterscheidet sich von einem Priester nur durch äußere Abzeichen. Die Menschen sind fast immer im Profil gezeich-

net. In der Darstellung von Scenen findet sich keine Gruppirung und Perspektive. Nur einige Möbel und Geräthschaften, so wie einige architektonische Verzierungen haben eine schönere Form. Einiges Leben und Bewegung herrscht in den historischen Reliefs und Malereien, besonders in denen, welche Kriegsscenen darstellen.

Im Allgemeinen ist der Charakter der ägyptischen Kunst monumental, d. h. sie will bestimmte Begebenheiten und Thatsachen durch anschauliche Darstellung festhalten und überliefern; an den höhern Kunstzweck, die sinnliche Erscheinung durch Schönheit zu veredeln, streift sie kaum. Die ägyptischen Kunstwerke erregen besonders durch ihre kolossale Größe Staunen und Bewunderung, sie zeigen aber auch, wie das ganze Leben der Aegypter, das Festhalten an dem Ueberlieferten und den Mangel an Entwickelung. Erst als das Christenthum auch in Aegypten Wurzel geschlagen hatte, ging endlich das alte ägyptische Wesen unter.

Die Perser.

Die Landschaft Persis und die ältesten Bewohner.

Von den iranischen Völkern hat dasjenige, welches die Landschaft Persis, das heutige Farsistan, bewohnte, die Perser, durch die Gründung eines großen, ganz Vorderasien umfassenden Reiches die größte Berühmtheit erlangt. Das Stammland und die Hauptprovinz des großen Perserreiches grenzte im O. an Carmanien und einen Theil der großen carmanischen Wüste, im N. an dieselbe Wüste und das Gebirge Parachoathras, die südlichste Kette des Taurus, im W. an Susiana und im S. an den persischen Meerbusen. Die Landschaft Persis war, den südlichen Küstenstrich ausgenommen, ein Gebirgsland. Der nördliche Gebirgsstrich war kalt und rauh, jedoch zur Viehzucht und namentlich zum Weiden der Kameele sehr geeignet; der mittlere Theil erfreute sich eines gemäßigten Klima's und großer Fruchtbarkeit; der südliche Küstenstrich war unerträglich heiß und arm an Früchten, außer Palmen. Die Perser waren vor dem Anfange ihrer Herrschaft ein kriegerisches unverdorbenes Volk; sie hielten, nach Herodot, ihre Söhne bis zum zwanzigsten Jahre zu drei Dingen an, zum Reiten, zum Bogenschießen und die Wahrheit zu reden. Sie hatten eine gewisse praktische Moral als angestammte Sitte und Denkart, aber nicht als ausgesprochenes Gesetz; sie nahmen in Berührung mit anderen Völkern leicht fremde Sitten, fremde Tugenden und Laster an. Die Perser hatten wie die Germanen einen Hang zum Trunke; sie beriethen sich beim Weine, faßten aber erst am Tage darauf einen Beschluß. Sie zerfielen in zehn Stämme, von denen vier noch als nomadische Horden umherzogen, drei Ackerbau trieben, drei als adelige Kriegerstämme an der Spitze standen. Von den letzteren war der Stamm der Pasargaden der vornehmste und zu diesem gehörte das Geschlecht der Achämeniden, aus welchem Cyrus stammte.

Cyrus. Die Perser waren durch Phraortes dem stammverwandten Volke der Meder unterworfen worden (siehe S. 72). In dieser Abhängigkeit blieben die Perser bis zur Regierung des Astyages, welcher der letzte medische König war. Angeführt von Cyrus empörten sich die Perser und unterwarfen sich die Meder (559 v. Chr.); sie wurden nun an der Stelle der Meder nicht nur das herrschende Volk unter den iranischen Stämmen, sondern Cyrus dehnte auch sein Reich weit über Irans Grenze bis zum mittelländischen Meere aus. Die Geschichte des Cyrus wird von den griechischen Schriftstellern sehr verschieden erzählt. Nach Herodot stammte Cyrus von väterlicher Seite von der vornehmsten persischen Familie, der der Achämeniden, her, und seine Mutter war eine Tochter des Astyages. Dieser soll, durch einen Traum erschreckt, seinen Enkel auszusetzen befohlen, den von einem Hirten geretteten Knaben aber später als seinen Enkel anerkannt haben. Von dem medischen Feldherrn Harpagus, welchen Astyages schwer beleidigt hatte, angeregt, soll Cyrus seine persischen Landsleute zur Empörung bewogen, seinen Großvater besiegt und des Thrones beraubt haben. Er behandelte jedoch den gefangenen Astyages mit Achtung und wies ihm in Ostpersien eine Provinz zu seinem Unterhalte an. — Anders freilich erzählen Xenophon und Ktesias die Geschichte des Cyrus, und es ist nur so viel gewiß, daß Astyages nach einer fünfunddreißigjährigen Regierung durch einen schnell entschiedenen Krieg seine Herrschaft an Cyrus verlor und dadurch die Perser an der Stelle der Meder das herrschende Volk unter den iranischen Stämmen wurden. Die Meder fügten sich diesem Regierungswechsel; denn Cyrus behandelte sie mit Milde und ließ ihnen ihre Einrichtungen. Auch waren Meder und Perser eigentlich nur verschiedene Stämme eines und desselben Volkes. Die drei edleren Stämme der Perser erhielten zwar den Rang vor den Medern und bildeten gleichsam einen Adel; aber es bestanden auf der anderen Seite alle Mitglieder der persischen Priesterkaste aus Medern und diese hatten ein großes Ansehen und einen gewissen Einfluß auf die Regierung. Die Perser scheinen damals von den bereits gebildeteren Medern manches angenommen zu haben, doch ist das nicht wahrscheinlich von der Religion, sondern wie Meder, Baktrer und andere iranische Stämme bekannten sich auch die Perser schon zur Lehre Zoroasters.

Nachdem Cyrus die iranischen Stämme, welche nach dem Falle des Astyages ihn nicht anerkannten, besiegt hatte, wandte er seine Waffen gegen das lydische Reich. Dieses hatte damals unter Krösus, dem Sohne des Alyattes, seine höchste Macht erricht und bestand aus dem größten Theile von Kleinasien. Diese an Größe Deutschland beinahe gleichkommende Halbinsel ist von der Natur durch Fruchtbarkeit, vortheilhafte Lage zwischen Europa und Asien und durch treffliche Häfen an seinen Küsten sehr begünstigt. Dennoch hat Kleinasien in der Geschichte fast nie eine diesen Vorzügen angemessene Rolle gespielt. Der Grund dieser Erscheinung scheint die große Mannigfaltigkeit und verschiedene Abkunft der Völker zu sein, welche sich in Kleinasien seit der frühesten Zeit angesiedelt hatten. Eine eigenthümliche Kultur scheinen die Phrygier und Lydier gehabt zu haben. Nach zwei früheren Königsgeschlechtern, welche

über Lydien geherrscht hatten, war Gyges der Mermnade der Stifter eines dritten gewesen. Der letzte dieses Stammes war der durch seine Reichthümer sprichwörtlich gewordene Krösus. Er hatte sich alle griechischen Pflanzstädte an der Küste zinspflichtig gemacht und seine Herrschaft im Osten bis an den Halys ausgedehnt. Fast ganz Kleinasien war ihm unterthänig. Krösus war der Schwager des von Cyrus gestürzten medischen Königs Astyages und befürchtete von Cyrus mit Krieg überzogen zu werden. Im Vertrauen auf die ihm ertheilten Orakelsprüche suchte Krösus dem Angriffe des Cyrus zuvorzukommen und begann den Krieg. Verheerend drang er über den Halys vor; Cyrus rückte ihm entgegen und es wurde eine Schlacht geliefert, welche unentschieden blieb.

Die Truppen des Krösus waren an Kriegskunst denen des Cyrus überlegen und die ihm unterworfenen Völker, denen er ihre Verfassung gelassen hatte, waren ihm treu ergeben. Sein Heer war aus den Truppen der verschiedenen kleinasiatischen Länder zusammengesetzt und wurde von den Fürsten jener Länder, den Vasallen des Krösus, befehligt, während das persische Heer zum großen Theil aus Medern und Persern bestand und an strengen Gehorsam gewöhnt war. Krösus meinte, daß das persische Heer aus einer ungeordneten Masse bestehe und deswegen nicht leicht in Bewegung gesetzt werden oder doch an den Grenzpässen seines Landes während des Winters durch wenige Truppen aufgehalten werden könne, und entließ in dieser Meinung die Truppen seiner Vasallen, in der Absicht den Krieg im nächsten Frühjahr wieder zu beginnen. Allein Cyrus drang schnell über die schwachbesetzten Grenzen des lydischen Reiches, besiegte die eiligst zusammengebrachten lydischen Truppen, eroberte nach einer kurzen Belagerung die Hauptstadt Sardes und nahm den König gefangen (546 v. Chr.). Cyrus beschloß anfangs den Tod des Krösus, und dieser stand schon auf dem Scheiterhaufen, als er dreimal den Namen Solon ausrief. Um die Ursache befragt, antwortete Krösus, daß einst in den Tagen des Glückes der weise Solon ihn auf die Wandelbarkeit desselben aufmerksam gemacht habe, und daß jetzt sein Schicksal ihn von der Wahrheit dieses Ausspruches überzeuge. Cyrus schenkte dem Krösus das Leben, behandelte ihn mit Achtung und benutzte bei seinen späteren Unternehmungen dessen Rath. Unter den Rathschlägen des Krösus wird auch ein sehr merkwürdiger die Lydier betreffender erwähnt. Es sollen diese eine Empörung versucht und Cyrus sie als Sklaven zu verkaufen beschlossen haben. Da rieth Krösus, um die Lydier vor diesem schrecklichen Loose zu bewahren, ihnen die Waffen zu nehmen und zu gebieten, daß ihre Knaben nur im Tonspiel und Gesang geübt und zu Kaufleuten erzogen würden. So würden sie bald entnervt werden und keinen weiteren Aufstand versuchen. Der Rath soll ausgeführt worden und dadurch die Lydier ein weichliches und unkriegerisches Volk geworden sein.

Nach Unterwerfung der Lydier ließ Cyrus die griechischen Pflanzstädte erobern, welche die persische Herrschaft nicht anerkennen wollten, und mit Ausnahme von zweien fügten sie sich bald seiner Uebermacht. Nach einem im Oriente zum Theil noch jetzt üblichen Verfahren ließ Cyrus den griechischen Städten ihre Verfassung und setzte nur in

jeder Stadt einen Perser zum Oberaufseher ein. Nur zwei griechische Städte Kleinasiens, Teos und Phokäa verließen lieber ihre Heimath, als daß sie sich den Persern unterwarfen. Die Bewohner von Teos segelten nach der thracischen Küste und gründeten dort die Stadt Abdera, welche wie einzelne deutsche Städte das Unglück hatte, wegen der angeblichen Dummheit ihrer Bewohner später sprichwörtlich zu werden.

Die Bewohner von Phokäa brachten, als sie den Persern nicht länger widerstehen konnten, ihre Angehörigen und Götterbilder zu Schiffe und fuhren nach der Insel Chios. Hier aus Eifersucht auf ihre Gewerbsthätigkeit nicht aufgenommen, beschlossen sie, sich auf der Insel Korsika niederzulassen, wo sie schon zwanzig Jahre früher eine Kolonie gegründet hatten. Ehe sie aber dahin fuhren, landeten sie noch einmal bei ihrer Vaterstadt, tödeten die persische Besatzung und schwuren, nicht eher nach Phokäa zurückzukehren, als bis ein in das Meer geworfenes Stück Eisen auf der Oberfläche schwimmen werde. Kaum hatten sie jedoch die Fahrt angetreten, als viele, von Sehnsucht nach der Heimath überwältigt, nach Phokäa zurücksegelten und sich der persischen Herrschaft unterwarfen. Die Uebrigen siedelten sich in Korsika an, bestiegen aber nach einigen Jahren, durch die in dem toskanischen Meere herrschenden Etrusker und Karthager beunruhigt, wieder ihre Schiffe und ließen sich an der Küste von Unteritalien nieder. Auch hier konnten sie sich nicht behaupten und segelten nach Massilia, welches hundert Jahre früher von Phokäern gegründet worden war und von nun an sich nach und nach zu einer bedeutenden Handelsstadt erhob.

Mit Krösus hatten die Könige von Aegypten und Babylonien ein Bündniß gegen Cyrus geschlossen gehabt. Daher wendete sich Cyrus einige Zeit nach Besiegung des lydischen Königs gegen Babylon. Er besiegte die Babylonier in einer Schlacht, vermochte aber ihre Stadt bei der doppelten Schutzwehr ihrer festen Mauern und ihrer Gewässer lange nicht zu erobern. Endlich ließ Cyrus das Wasser des Euphrat in einen See ableiten, und nun drang sein Heer durch das seichte Flußbett in die Stadt. Mit der Hauptstadt fiel das ganze Reich in die Gewalt der Perser und wurde eine persische Provinz (538 v. Chr.). Den von Nebukadnezar nach Babylonien versetzten Juden gab Cyrus die Erlaubniß, aus Babylonien nach Palästina zurückzukehren. Dabei scheint er außer dem Mitleiden mit diesem unglücklichen Volke auch die Absicht gehabt zu haben, sich durch Ansiedelung dieses Volkes in der Nähe von Aegypten einen Weg dahin zu bahnen. Denn auch den König von Aegypten gedachte Cyrus wegen des Bündnisses mit Krösus zu bestrafen. Das bisher von Babylonien abhängig gewesene Phönicien unterwarf sich der persischen Herrschaft. Es ist jedoch nicht gewiß, ob das schon unter Cyrus oder erst unter dessen Nachfolger geschehen ist. Ueber die letzte kriegerische Unternehmung des Cyrus und über seinen 530 v. Chr. erfolgten Tod giebt es verschiedene Nachrichten. Nach dem einen Berichte wurde Cyrus im Kampfe mit dem kriegerischen Nomadenvolke der Derbiker, welches östlich vom kaspischen Meere umherstreifte, verwundet und starb im Lager an seiner Wunde. Nach einer andern Nachricht ist Cyrus in einem Kriege gegen das

scythische Volk der Massageten, welches ebenfalls im Osten des Kaspischen Meeres wohnte, gefallen. Bei einem Scheinrückzuge ließ Cyrus vielen Wein zurück, und die davon berauschten Massageten wurden dann von Cyrus überfallen und theils getödet, theils gefangen. Ihr Anführer, ein Sohn der Königin Tomyris, welche damals über die Massageten herrschte, befand sich unter den Gefangenen und tödete sich, sobald ihm Cyrus die Fesseln abnehmen ließ. Tomyris aber brachte an der Spitze eines neuen Heeres den Persern eine furchtbare Niederlage bei, in welcher Cyrus das Leben verlor. Nach der Sage ließ Tomyris den Kopf des Cyrus, wie sie ihm gedroht hatte, in einen Sack mit Menschenblut stecken, damit er sich im Menschenblute sättige. Im Widerspruche mit dem letzten Theile dieser Erzählung steht die Nachricht, daß Cyrus in den Königsgräbern der Perser zu Pasargadä beigesetzt und zweihundert Jahre später Alexander dem Großen gezeigt worden sei.

Eine große Bedeutung für die Weltgeschichte hat Cyrus dadurch erlangt, daß er durch Eroberung ein Reich gründete, welches außer Indien und China fast alle reichen und gebildeten Länder Asiens umfaßte und neue Weltverhältnisse herbeiführte, wie das in gleichem Grade weder durch die ägyptischen noch durch die assyrischen und babylonischen Eroberungen geschehen war.

Unter Cyrus bestand zwischen dem Könige und seinen persischen Unterthanen noch kein despotisches Verhältniß, sondern eine gewisse Freiheit; ein freundschaftliches Benehmen des Königs gegen seine Krieger und Theilnahme der letzteren an den Berathungen beförderte das große Wachsthum der persischen Macht.

Dem Cyrus folgte in der Regierung von 530 bis 522 v. Chr. sein Sohn Kambyses. Er war wegen seiner harten Gemüthsart bei den Persern nicht beliebt und stand auch an Talent seinem jüngeren Bruder nach, welcher nach der einen Angabe Smerdis, nach einer anderen Tanyoxarkes hieß. Smerdis herrschte nach Cyrus Anordnung als fast unumschränkter Statthalter im nordöstlichen Theile der persischen Monarchie. Kambyses.

Den Plan, welchen wahrscheinlich schon Cyrus gehabt hatte, Aegypten zu erobern, führte Kambyses aus. Das persische Reich erstreckte sich bereits bis an die Grenze von Aegypten, und so lag der Gedanke nahe, auch dieses Land demselben einzuverleiben. Die Unternehmung wurde dem Kambyses dadurch erleichtert, daß der bisherige Bundesgenosse des ägyptischen Königs, Polykrates von Samos, sowie die Phönicier und die Bewohner von Cypern ihn unterstützten und ein Anführer der in ägyptischem Solde stehenden griechischen Söldner zu ihm überging. Der ägyptische König Psammenit wurde bei Pelusium am östlichen Nilarme geschlagen und floh mit dem Reste des Heeres nach Memphis. Anfangs widerstanden die Einwohner dieser Stadt mit großem Muthe und tödeten sogar einen wegen der Uebergabe an sie geschickten persischen Herold mit seinen Begleitern; später erlagen sie aber der Uebermacht, und Memphis ergab sich dem Kambyses. Psammenit fiel mit den Seinen in die Hände des Siegers und damit war die Eroberung von Aegypten vollendet (525 v. Chr.). Wegen des ermordeten Heroldes nahm

Kambyses grausame Rache. Psammenit sah seine Tochter mit anderen vornehmen Jungfrauen in Sklavenkleidern Wasser tragen und seinen einzigen Sohn mit 2000 jungen Aegyptern zum Tode führen, blieb jedoch unter dem Wehklagen aller Anwesenden thränenlos. Als er aber einen ehemaligen greisen Tischgenossen die Soldaten um ein Almosen bitten sah, da schrie er laut auf und weinte bitterlich. Auf Befehl des Kambyses um die Ursache dieses Benehmens befragt soll er die Antwort gegeben haben: mein eigenes Unglück ist zu groß um beweint zu werden, aber das Geschick meines Gefährten, der nach dem Besitze großer Reichthümer im Alter in Armuth und Elend gerathen ist, ist der Thränen werth. Von diesen Worten gerührt, wollte Kambyses dem unglücklichen Vater den Sohn erhalten, aber es war zu spät; man hatte ihn zuerst hingerichtet. Psammenit wurde nun mit Schonung behandelt und er hätte ein leidliches Geschick gehabt, wenn er nicht versucht hätte, die Aegypter zum Aufstand zu reizen. Das wurde entdeckt, und Psammenit mußte Stierblut trinken und starb.

Die Cyrenäer und die dem ägyptischen Reiche unterworfenen afrikanischen Volksstämme erkannten die Herrschaft der Perser an. Das genügte aber dem Kambyses nicht, auch die Karthager, die Ammonier und die Aethiopen wollte er bezwingen. Die Unternehmung gegen Karthago mußte er aber aufgeben, weil die Phönicier ihre Seemacht zur Bekämpfung ihrer Tochterstadt verweigerten. Die von Theben aus gegen die Oase Ammonium geschickte Heeresabtheilung kam in der Wüste um. Der Zug endlich gegen die Aethiopen wurde so übereilt und unüberlegt unternommen, daß die Lebensmittel schon fehlten, als man erst den fünften Theil des Weges zurückgelegt hatte. Nach großem Verluste an Menschen kehrte Kambyses unverrichteter Sache nach Aegypten zurück.

Verstimmt über seine beiden verunglückten Unternehmungen kehrte Kambyses nach Memphis zurück. Hier fand er die Stadt voll Freude und Jubel über die Geburt eines neuen Apis. In seiner tyrannischen Laune hielt er die Festlichkeiten für eine Verspottung seines Unglücks, tödete den Apis und wüthete gegen die Aegypter, besonders gegen die Priester. Er überließ sich von der Zeit an seinen Zorneswallungen und seiner Blutgier in einer Weise, daß man ihn für halb wahnsinnig halten konnte. Es mögen die ägyptischen Priester in ihren Erzählungen von der Grausamkeit des Kambyses manches übertrieben haben; aber ganz erfunden sind die von ihnen dem Herodot erzählten Frevelthaten nicht. Denn Kambyses besaß einen mistrauischen Sinn und ein zur Härte geneigtes Gemüth, er litt von Jugend auf an epileptischen Zufällen und war in den Lüsten des Harems und in der Umgebung niedriger Schmeichler erzogen. Dazu kam, daß sich Kambyses unmäßigem Trunke ergab und sich in seiner Wuth selbst gegen die Perser, seinen väterlichen Freund Krösus und seine eigene, mit ihm vermählte Schwester die größten Grausamkeiten erlaubte. Als die letztere ihm einst einen Vorwurf machte; gab er ihr, die schwanger war, einen Fußtritt, daß sie fehlgebar und starb. Der Vorwurf hatte ihren Bruder Smerdis betroffen, welchen Kambyses, als ihn ein Traum in Furcht gesetzt hatte, durch einen nach Persien gesandten vertrauten

Günstling heimlich hatte ermorden lassen. Plötzlich aber kam aus Persien die Nachricht nach Aegypten, Smerdis habe sich dort zum König aufgeworfen. Ein Magier nämlich, welcher dem Ermordeten ungemein ähnlich sah und sogar denselben Namen führte, hatte sich, da die Ermordung des Smerdis ein Geheimniß geblieben war, für den Sohn des Cyrus ausgegeben und mit Hülfe seines Bruders, der dem königlichen Palaste vorstand, auf den Thron geschwungen. Kambyses beschloß sogleich, gegen den Thronräuber sein Heer nach Persien zurückzuführen.

Auf dem Rückmarsche nach Persien verwundete er sich mit seinem Schwerte und starb in Syrien an der Wunde 522 v. Chr. Er hinterließ keine Kinder und eröffnete vor seinem Tode seiner Umgebung die auf seinen Befehl geschehene Ermordung seines Bruders und das Verhältniß des unter Smerdis Namen herrschenden Magiers. Allein Pseudo-Smerdis behauptete sich durch Unterstützung seiner Kaste sieben Monate lang; denn das Volk schenkte bei der bekannten Feindschaft zwischen Kambyses und seinem Bruder jener Erklärung keinen rechten Glauben und freute sich überdieß, daß Pseudo-Smerdis den Frieden liebte und die seither für den Krieg erhobenen Abgaben erlassen hatte. Smerdis.

Die Unzugänglichkeit des neuen Königs erregte Verdacht, und Otanes, ein vornehmer Perser, entdeckte durch seine Tochter Phädyme, welche als eine der Frauen des Kambyses auf den Nachfolger übergegangen war, daß der König keine Ohren habe. Dem Magier Smerdis nämlich hatte diese Cyrus wegen eines Verbrechens abschneiden lassen. Otanes theilte diese Entdeckung sechs der edelsten Perser mit, und alle sieben beschlossen, der Herrschaft der Magier ein Ende zu machen. Die Verschworenen drangen in den Palast und tödteten den Thronräuber und dessen Bruder (521 v. Ch.). Mit den abgeschnittenen Köpfen traten sie dann vor das Volk, welches, durch ihre Mittheilung zur Wuth gereizt, jeden Magier, der sich sehen ließ, tödtete. Das Andenken an diese Begebenheit wurde alljährlich durch das Fest des Magiermordes gefeiert.

Nach dem Sturze des Magiers stellten die Verschworenen, da keine männlichen Nachkommen des Cyrus mehr am Leben waren, eine Berathung über die Verfassungsform an und entschieden sich auf den Rath des Darius für die Herstellung des Königthums. Die Wahl des Königs sollte durch ein Pferdeorakel bestimmt werden; es sollte nämlich derjenige König sein, dessen Pferd bei einem gemeinsamen Ritt der Sieben am folgenden Morgen vor der Stadt zuerst wiehern würde. Die Wahl eines solchen Orakels erscheint weniger auffällig, wenn man bedenkt, daß das Pferd bei den Persern ein der Sonne heiliges Thier war. Durch die List seines Stallmeisters gelang es dem Darius für sich eine günstige Entscheidung herbeizuführen, und so wurde Darius I. oder Darius Hystaspis König und der Gründer einer neuen persischen Dynastie. Er regierte von 521 bis 485 vor Chr. und ist sowohl wegen seiner Kriegsthaten, als auch wegen seiner neuen Organisation des persischen Reiches einer der wichtigsten und nächst Cyrus der bedeutendste König der Perser. Zur Befestigung seiner Herrschaft heirathete er zwei Töchter des Cyrus, eine Enkelin desselben, die Tochter des Smerdis, und die Darius Hystaspis.

Tochter des Otanes, durch welche der Betrug des Pseudo-Smerdis entdeckt worden war. Von den inneren Einrichtungen, durch welche Darius der Verwaltung des Reiches eine feste und bestimmte Form gab, wird später die Rede sein. Bald nach der Thronbesteigung des Darius empörten sich die Babylonier und wurden von diesem neunzehn Monate lang vergebens belagert. Da ging Zopyrus, einer von Darius Generalen, mit Wissen desselben zu den Babyloniern über, nachdem er selbst sich die Nase und Ohren abgeschnitten hatte, um vor den Feinden als ein von dem Könige mishandelter und nach Rache verlangender Mann zu erscheinen. Es gelang ihm das Vertrauen der Babylonier zu gewinnen und endlich sogar die Anführung ihres Heeres zu erhalten. Während an einem bestimmten Tage die Belagerten anstürmende Perser von den Mauern abwehrten, ließ Zopyrus andere Perser durch zwei Thore in die Stadt (516 v. Chr.). Babylon wurde hart bestraft, Mauern und Thore wurden geschleift und dreitausend Bürger hingerichtet; Zopyrus aber erhielt die Statthalterschaft und den lebenslänglichen Genuß der Einkünfte von Babylon. Ehre bringt dem König die Aeußerung, daß es ihm mehr als zwanzig Städte wie Babylon werth sein würde, wenn er dem Zopyrus seine verlorenen Glieder wiedergeben könnte.

Nicht lange nach der Einnahme von Babylon trieben Eroberungslust und der Wunsch, die Perser zu beschäftigen, den Darius zu einem neuen Kriege (514 v. Chr.). Unter dem Vorwande, sich an den Scythen wegen ihres Einfalls zu rächen, welchen sie ein Jahrhundert vor ihm nach Asien gemacht hatten, brach Darius mit einem Heere von 700,000 Mann auf, ungerechnet die Schiffsmannschaft auf 600 Schiffen. Statt des nächsten Weges am Kaukasus hin wählte er den längeren durch Kleinasien und Thracien. Das Landheer führte er auf einer über den Bosporus geschlagenen Schiffsbrücke nach Europa, während die asiatischen Griechen, welche die Flotte befehligten, durch den Bosporus in das schwarze Meer steuerten, in den Ister einliefen und zwei Tagereisen von dem Ausflusse desselben eine zweite Schiffbrücke schlugen. Als das Heer auch diese überschritten hatte, wollte Darius, daß sie abgebrochen würde, und die Griechen ihm gegen die Scythen folgten; allein auf den Rath des Mytilenäers Koes nahm er seinen Befehl zurück und ließ die Griechen als Wächter bei der Brücke. Die Scythen ließen sich in einen offenen Kampf nicht ein, sondern lockten, hinter sich eine Wüste lassend und sich fortwährend zurückziehend, die Perser immer weiter. Sie brachten das zum unstäten Verfolgen genöthigte persische Heer in eine solche Gefahr, daß Darius endlich umkehren und froh sein mußte, als er die Brücke wieder erreichte. Ein Scythenhaufe war ihm dahin vorausgeeilt und suchte die Griechen zu bereden, die Brücke abzubrechen, dadurch den Untergang des Darius zu bewirken und für sich die Freiheit von der persischen Herrschaft zu erlangen. Im Widerspruche mit dem hierzu geneigten Miltiades beredete jedoch Histiäus, Tyrann von Milet, die Häupter der Griechen, die Brücke zu erhalten, damit nicht mit dem Untergange des Darius auch ihre Herrschaft aufhöre. Darius erreichte glücklich die Donau und kehrte nach Asien zurück. Er ließ den Megabazus mit

80,000 Mann in Europa, und dieser unterwarf ihm vollends Thracien südlich von der Donau und erhielt auch auf seine Aufforderung von dem König Amyntas von Macedonien Erde und Wasser.

Um dieselbe Zeit wurde auch Barka von einem Heere, welches der persische Statthalter von Aegypten aussandte, durch List eingenommen und ein Theil der Einwohner in die Knechtschaft fortgeführt. Cyrene entzog sich aber der Unterwerfung, und von libyschen Horden wurde dem persischen Heere auf dem Rückmarsche hart zugesetzt.

Auch im Osten erweiterte Darius die Grenzen des persischen Reiches. Nachdem er durch einen karischen Seemann Skylax von Karyanda das westliche Indien hatte erforschen lassen, zog er mit einem Heere nach Indien und machte sich das westliche Indien zinsbar.

In die folgende Zeit des Darius fällt die Empörung der kleinasiatischen Griechen. Sie mislang zwar, hatte aber nicht nur für Persien, sondern für die Welt überhaupt die wichtigsten Folgen. Denn sie gab dem Darius Veranlassung einen schon lange gehegten Wunsch auszuführen. Darius hatte nämlich kein sehnlicheres Verlangen als sich die europäischen Griechen zu unterwerfen, da er ihren feinen Geist, ihre Kenntnisse, Gewandtheit und Brauchbarkeit zu Geschäften aller Art kennen zu lernen vielfach Gelegenheit hatte. Er unternahm zwei Kriege gegen Griechenland, welche beide unglücklich ausfielen. Ergrimmt über die Schmach seiner Heere gebot Darius neue, noch größere Rüstungen; aber Zwistigkeiten am persischen Hofe und eine in Aegypten ausgebrochene Empörung, (486 v. Chr.) verzögerten die Ausführung. Darius starb 485 v. Chr. ehe der dritte Kriegszug zu Stande kam. Der Kampf der Griechen gegen die Perser wird in der griechischen Geschichte ausführlicher erzählt werden; er ist einer der folgenreichsten in der Weltgeschichte. Dem Perserreiche gab er einen Stoß, von dem es sich nicht wieder erholte. Das persische Reich erlangte unter Darius seine größte Ausdehnung und seinen höchsten Gipfel; aber es beginnt auch mit ihm der Verfall, und schnell sank es von seiner Höhe herab. Von dieser Zeit an besteht die persische Geschichte nur aus dem einförmigen Berichte von Kabalen des Hofes, der Feldherrn und Satrapen, von innern Unruhen und von verkehrten Unternehmungen gegen die Griechen.

Die persischen Könige bis zum Untergange des Reichs.

Xerxes I. (485—465) wurde von dem Befehlshaber seiner eigenen Leibwache ermordet. Artaxerxes I. mit dem Beinamen Langhand (465—424) erhielt durch Ermordung eines älteren Bruders den Thron. Dessen Sohn und Nachfolger Xerxes II. wurde nach 45 Tagen von seinem Bruder Sogdianus und dieser nach einem halben Jahre von seinem Bruder Ochus ermordet, welcher als König Darius II. Nothus hieß (423—404). Gegen dessen älteren Sohn Artaxerxes II. Mnemon (404—364) empörte sich sein jüngerer Bruder Cyrus, verlor aber in der Schlacht bei Kunaxa das Leben. Die beiden folgenden Könige, Artaxerxes III. (364—339), welcher durch Ermordung eines Theils seiner Familie den Thron erhielt, und Arses (339—336) wurden von ihrem Minister vergiftet, und

von diesem dann Darius III. Kodomannus auf den Thron gesetzt Darius III. verlor im Kampfe mit Alexander dem Großen Thron und Leben 330 v. Chr.

Der persische Staat in der Zeit der Darius.

Die Perser der ältesten Zeit zerfielen in zehn Stämme und hatten nur eine Stammverfassung oder einen patriarchalischen Nomadenstaat. Sowie die Stämme mehr oder weniger edel waren, so bestand auch wieder eine Rangordnung in den Familien desselben Stammes. Die edelste Familie des edelsten Stammes war die der Achämeniden, die eigentlich herrschende Familie. Als die Perser den medischen Königen dienstbar wurden, änderte sich weiter nichts, als daß ihre Stammhäupter unter deren Oberhoheit kamen. Cyrus erreichte es durch eine List, daß ihn die Perser zu ihrem Oberhaupte oder zum Feldherrn aller persischen Stämme erwählten, und befreite als solcher sein Volk von der medischen Oberherrschaft. Er nahm nach einer im Orient gewöhnlichen Sitte als Oberhaupt der persischen Stämme den Namen oder Titel an, mit dem er in der Geschichte genannt wird und der Sonne bedeutet; denn sein eigentlicher Name war Agradatus. Er besiegte die meisten Völker des damals bekannten Asien, und die Richtung seiner Eroberungen ging von Osten nach Westen. Den Hauptheil seines Heeres bildeten die Perser und zwar persische Reiter; die besiegten Völker mußten ihm aber auch Truppen stellen. In den besiegten Ländern wurden, um sie in Unterwürfigkeit zu erhalten, Heere zurückgelassen. Den Feldherrn derselben zur Seite standen königliche Einnehmer, welche die zu erlegenden Tribute erhoben und dem Könige überschickten. Von beiden verschieden waren aber die Befehlshaber in den Städten. Der Städte suchte man sich ganz besonders zu versichern, weil ihre Eroberung für nomadische Völker stets große Schwierigkeiten hat. Die zu entrichtenden Tribute waren Anfangs nicht bestimmt und wurden Geschenke genannt. Man darf aber in dem Namen nicht den Beweis von Milde finden wollen. Denn der Sieger betrachtete das ganze eroberte Land nebst den Einwohnern als sein Eigenthum, und die hartnäckige Gegenwehr der griechischen Städte in Kleinasien, von denen einige in Verzweiflung sogar auswanderten, beweist was sie befürchteten. Bei unbestimmten und willkürlich erhobenen Abgaben hängt allerdings alles von dem Charakter des Herrschers ab. Den einzelnen Ländern ließen die Perser gewöhnlich ihre früheren bürgerlichen Einrichtungen; selbst die besiegten Fürsten, oder doch ihre Nachkommen behielten oft die Regierung, wenn nicht Widersetzlichkeit oder persönlicher Haß ihren Untergang bewirkte. Das persische Reich zur Zeit des Darius Hystaspis umfaßte die reichsten und schönsten Länder der alten Welt; es erstreckte sich von dem Indus bis an die Grenze von Thessalien und bis zu dem Westen von Aegypten, so wie von dem persischen und arabischen Meerbusen bis zu den Steppen im Osten des kaspischen Meeres und bis zu dem Kaukasus. Diese ungeheure Ländermasse war bis auf Darius durch keine bürgerliche Verfassung zusammengehalten, sondern nur durch eine militärische Oberherrschaft. Diese war aber um so drückender, da die besiegten Länder die in ihrem Gebiete stehenden Truppen unterhalten mußten.

Erst Darius Hystaspis gab der ungeheuren Ländermasse des persischen Reiches eine innere Organisation; er gründete seine Staatseinrichtungen auf die von Zoroaster aufgestellten oder erneuerten Religionslehren, und im Einklange mit diesen war seine Staatseinrichtung eine auf religiöse Vorschriften gestützte Despotie, in welcher der König wie ein geheiligtes Wesen erscheint, hoch über das Volk erhoben, und unzugänglich. Zoroaster erscheint in vielen Stellen seiner Schriften als der Unterthan eines großen despotischen Reiches. Mehr als der Europäer empfand er die Vortheile und die Uebel, welche mit der Civilisation unter dieser Form der Regierung verbunden sind. Der Werth des Ackerbaues und der übrigen Künste des Friedens, die nur unter dem Schutze der bürgerlichen Gesellschaft gedeihen, konnte ihm nicht entgehen, um so weniger, da er an den benachbarten Nomadenhorden, deren räuberische Einfälle sein Vaterland beunruhigten, das Gegentheil vor Augen hatte. Allein nicht weniger drückend zeigten sich ihm die Uebel, welche die gewöhnlichen Begleiter des orientalischen Despotismus sind. Bedrückungen von Satrapen, Ueppigkeit und gesunkene Moralität, Krankheiten und physische Leiden anderer Art, die er selber aufzählt und beklagt, hatten sich eingeschlichen und erregten in ihm den Wunsch nach der Rückkehr besserer und glücklicherer Zeiten, die er durch seine Reformen herbeizuführen suchte. Das Bild, das sich der Asiate von diesen entwirft, ist nicht dasselbe, das sich der Europäer macht. Von Jugend auf gebeugt unter das Joch der unumschränkten Gewalt vermag er nicht sich davon loszumachen, und so bildete sich Zoroaster gleichsam ein Ideal des Despotismus, ein Ideal eines Reiches, in dem der unumschränkte Beherrscher nicht der Tyrann, sondern der Vater seiner Unterthanen ist; wo jeder Stand, wo jedes Individuum seinen ihm angewiesenen Wirkungskreis hat; wo die Künste des Friedens, wo Ackerbau, Viehzucht und Handel gedeihen, wo Reichthum und Ueberfluß sich verbreiten, und wie von einer Gottheit durch die Hände des Herrschers ausgestreut werden. Die Herbeiführung eines solchen glücklichen Zeitalters war der Zweck von Zoroasters Lehren. Er gründete diese nach der Sitte des Orients auf die Religion und auf religiöse Gebräuche.

Die Verfassung des Darius.

Auf die Lehren Zoroasters stützte Darius seine neue Verfassung, in welcher der unumschränkte Despotimus eine religiöse Weihe erhielt. Die persischen Könige vereinigten die religiöse Heiligkeit, welche im Kastenstaat der Herrscher besitzt, und die große Gewalt, welche der Nomade seinem Stammhaupte einräumt; der Despotismus der persischen Könige war aber weder, wie im Kastenstaat, durch das hohe Ansehen der Priester und ihres Gesetzes, noch durch die unverdorbene Sitte und das Freiheitsgefühl der Nomaden beschränkt und gemäßigt. Daß die ganze persische Verfassung gleichsam ein irdisches Abbild von Ormuzd Reiche dargestellt habe und darnach eingerichtet gewesen sei, läßt sich nicht behaupten. Man hat die sieben Fürsten, welche um den Thron des Königs standen, mit den Amschaspands um den Thron des Ormuzd und anderes verglichen: allein diese Vergleichung würde sich nur auf die Organisation des Hofes, nicht auf die des ganzen Reiches beziehen. Auch die Kasteneintheilung, auf die Zoroasters Gesetzgebung gebaut ist,

wurde bei den Persern nie ausgebildet. Ein Hauptschritt zu der inneren Organisation des Reiches geschah durch die von Darius veranstaltete Eintheilung desselben in Satrapien. Eine genaue Provinzeintheilung ist das erste Erforderniß bei allen Staaten von größerem Umfange, welche Regierungsform sie auch haben mögen; in despotischen Reichen aber ist sie das einzige Mittel, den Despotismus von oben herunter zu organisiren und ihm dadurch seine Festigkeit zu geben. Wie mangelhaft auch die Eintheilung des Darius sein mochte, so war doch immer damit schon sehr viel gewonnen. Die regelmäßige Ernennung von Statthaltern war eine nothwendige Folge davon, sowie eine regelmäßigere Bestimmung der Tribute die Veranlassung dazu war.

Der König. Der König von Persien war nicht nur das unumschränkte Oberhaupt, sondern auch der Eigenthümer von Land und Leuten; er war gleichsam der Mittelpunkt, um den sich alles drehte; dem Könige gegenüber war Jeder Sklave, in seiner Hand war das Leben Aller. Selten zeigte sich der König dem Volke; Niemand durfte unangemeldet vor ihm erscheinen, und die Vorgelassenen mußten ihm wie einem Gotte ihre Verehrung bezeugen, sich vor ihm niederwerfen und den Boden küssen. Wer sich, sei es auch aus Versehen, auf den königlichen Thron setzte, war des Todes schuldig. Wenn der König den angesehensten unter seinen Dienern ein Gastmahl gab, so saß er mit seiner Gemahlin und seinen Kindern in einem besonderen Gemach.

Gewissermaßen eine Einschränkung des königlichen Despotismus lag darin, daß auch er an ein strenges Hofceremoniel gebunden war. Die Beobachtung des Ceremoniels wurde als eine religiöse Pflicht betrachtet und verschaffte den Priestern einigen Einfluß auf den König. Der Priesterkaste, den Magiern, war die Erhaltung der wissenschaftlichen Kenntnisse und die Ausübung der heiligen Gebräuche überlassen. Die Magier machten als Priester, als Wahrsager und als Rathgeber des Königs einen wesentlichen Theil des Hofes aus, sie standen nebst den Verschnittenen und Weibern dem König am nächsten. Es war ein Haupttheil von der Erziehung des Königs, daß er in der Lehre der Magier unterrichtet wurde. Diese Lehre mit persischen Begriffen vermischt hieß das Gesetz der Perser und Meder, und umfaßte die Kenntnisse aller heiligen Gebräuche, welche sich sowohl auf die Verehrung der Götter, als auch auf das ganze Privatleben jedes Ormuzddieners bezogen. Die Magier salbten den König bei seiner Thronbesteigung, führten die Jahrbücher über seine Regierung, bekleideten auch weltliche Staatsämter, welche Kenntnisse erforderten, und leiteten die Bestattung der Könige. Dem Könige am nächsten standen die sieben Reichsfürsten, welche ungehinderten Zutritt zu dem Inneren des Palastes hatten, und von denen drei bei der Salbung des Königs die Ehrenämter verwalteten, ihn mit dem Kleide des Cyrus und mit der Tiara oder der königlichen Kopfbedeckung zu bekleiden und ihm den Degen umzuschnallen. Die Umgebung des Königs bildeten zahlreiche Leibwachen und eine erstaunliche Menge von Hofbedienten, welche freie Beköstigung hatten. Täglich wurden 15,000 Menschen von dem Tische des Königs ge-

speist. Die Hofbedienten waren wie das Heer in Abtheilungen von Zehen und Hunderten eingetheilt und hießen die Freunde, die Verwandten und die Knechte des Königs. Der Name Verwandte des Königs scheint daher zu kommen, daß der Hof der persischen Herrscher sich ursprünglich aus dem herrschenden Stamme der Pasargaden und der Familie der Achämeniden gebildet hatte.

Die Tafel des Königs war nach einem genau bestimmten Ceremoniel eingerichtet und wurde mit den ausgesuchtesten Speisen besetzt. Als Herr und Eigenthümer des ganzen Reiches durfte er nur das Beste und Köstlichste genießen, was von Speisen und Getränken gefunden werden konnte. Er trank kein anderes Wasser, als aus dem bei Susa vorbeiströmenden Choaspes, das ihm daher auf seinen Reisen auf einer Menge Wagen in silbernen Gefäßen nachgeführt wurde; das Salz auf seinem Tische mußte von Ammonium aus der afrikanischen Wüste, sein Wein von Chalybon in Syrien, der Weizen zu seinem Brote aus Aeolien sein. Daher war es Sitte, daß dem persischen Könige, wenn er durch eine Provinz zog, das Beste von den Früchten des Landes angeboten wurde. Die Reisen der Könige mit dem unermeßlichen Gefolge glichen großen Heereszügen, und die ärmeren Provinzen des Reiches mußten von der Durchreise verschont bleiben, weil sie sonst einer Hungersnoth würden ausgesetzt gewesen sein. Die Könige wechselten ihren Aufenthalt nach den Jahreszeiten; den Frühling brachten sie in Susa, den Sommer in dem kühlen Ekbatana und den Winter in dem heißen Babylon zu. Der Palast des Königs führte bereits bei den Persern den Namen des Thors oder der Pforte, welchen er noch jetzt in Konstantinopel hat. In allen Theilen des Reiches lagen königliche Jagdschlösser mit großen Parkanlagen oder sogenannten Paradiesen, welche theils zur Obstzucht bestimmt, theils Thiergärten waren, wo Wild gehegt und gejagt wurde. Sie nahmen oft ganze Landschaften ein und waren groß genug, um Heere in ihnen zu mustern und Jagden anzustellen. Denn zu den Vergnügungen der persischen Könige gehörten auch große Jagden, welche als Vorübungen zum Kriege ihrer am meisten würdig gehalten wurden.

Die Ueppigkeit der Könige zeigte sich in ihrem Harem; die Einrichtung desselben war ganz dieselbe, wie noch jetzt bei den orientalischen Völkern. Außer den eigentlichen Gemahlinnen, denen zur Bestreitung ihres Putzes die Einkünfte ganzer Städte und Gegenden angewiesen waren, hatte der König eine große Zahl von Beischläferinnen, welche in dem ganzen Reiche ausgesucht wurden. Die eigentlichen Gemahlinnen hatten das Diadem und anderen Schmuck; ihre Lebensart war aber in der Regel eben so eingeschränkt als die der Beischläferinnen. Haß und Verfolgungsgeist erreichten auch in dem persischen Harem einen Grad, der alle Einbildung übersteigt. Die Verschnittenen, welche die Aufsicht im Harem führten, und die Weiber umgaben zunächst die Person des Königs und verschafften sich dadurch leicht einen Einfluß, welcher bei schwachen Fürsten in eine Art von Vormundschaft ausartete. In dem Harem wurden die Könige an Leib und Seele verdorben; hier war der Schauplatz der Ränke der Weiber und der sie bewachenden Verschnittenen; hier wurden zum Unglücke des Reiches oft die wichtigsten Angelegen-

heiten unter dem Einflusse der Königin Mutter, der begünstigten Gemahlin und der Verschnittenen verhandelt. Zwar sollte der erste Sohn von den eigentlichen Gemahlinnen die Thronfolge haben, aber es war zugleich auch die Wahl dem Könige überlassen. Mit einer Regierung aus dem Serail ist überhaupt eine feste Erbfolge und eine tüchtige Erziehung unverträglich, und so sehen wir auch in der persischen Geschichte seit Darius keinen Thronwechsel ohne die schändlichsten Gräuel vor sich gehen.

Eintheilung in Satrapien.

Darius theilte das Reich in zwanzig Provinzen oder Satrapien; dadurch wurde die Verwaltung einfach, aber auch willkürlich. Die Satrapen waren aus den angesehensten Familien, zuweilen Verwandte oder Brüder des Königs; sie hatten die Verwaltung des Landes, die Erhebung der Abgaben und die Sorge für die Beförderung des Ackerbaues und die Kultur des Landes überhaupt. Die zwanzig Satrapien bildeten eben so viele nur lose mit einander verbundene Staaten, jeder Satrap spielte in seiner Provinz den König; er hatte seine Hofhaltung, seinen Harem, ein zahlreiches bewaffnetes Gefolge oder seine Haustruppen, die von den königlichen verschieden waren. Um das Interesse des Königs wahrzunehmen, waren in dem Gefolge des Satrapen königliche Schreiber, welchen die Befehle des Königs eingehändigt wurden, um sie den Satrapen zu eröffnen. Für diese Befehle wurde der schnellste Gehorsam verlangt, und jede Widerspenstigkeit galt für Empörung. Die Beseitigung oder Hinrichtung eines rebellischen Satrapen erfolgte ohne Beobachtung einer rechtlichen Form. Der König sandte einen Bevollmächtigten, welcher den Trabanten des Satrapen den Befehl zu dessen Hinrichtung überbrachte, und die Trabanten hieben den Satrapen mit ihren Säbeln nieder. Um die Befehle des Königs in die Provinzen und Berichte aus den letzteren schnell an den Hof zu befördern, waren Eilboten angestellt, welche nach Stationen vertheilt waren. Jährlich sandte der König einen Bevollmächtigten an der Spitze eines Heeres in die Provinzen, welcher das Betragen und die Verwaltung der Satrapen untersuchte und sie nach den Umständen entweder unterstützte oder bestrafte. Den Oberbefehl über die in der Provinz stehenden königlichen Truppen scheinen in der früheren Zeit die Satrapen nicht gehabt zu haben. Als man später den Satrapen neben der Civilverwaltung auch den Befehl über die Truppen anvertraute, einem Manne mehrere Satrapien übertrug und Prinzen in entfernten Gegenden königliche Macht überließ; da war Aufruhr, Zwiespalt, Willkür aller Art, kurz die Auflösung des Reiches unvermeidlich. Die persische Geschichte liefert viele Beispiele dieser Vicekönige, welche sich bald offen empörten, bald unter dem Titel von Satrapen sich wie unabhängige Fürsten betrugen.

Die Abgaben.

Die von Darius veranstaltete Eintheilung des Reiches in Satrapien hatte besonders eine bessere Benutzung aller Hülfsquellen des großen Reiches und eine regelmäßige Vertheilung der Leistungen und Lasten zum Zwecke. Denn in den unterworfenen Ländern sah der persische Despotismus nur Werkzeuge zur Befriedigung seiner

Bedürfnisse, Launen und Gelüste. Darius legte jeder Provinz die Zahlung einer bestimmten Summe auf, und Herodot berechnet den Betrag der Steuern in baarem Gelde auf 14,560 euböische Talente, gegen 16 Millionen Thaler unseres Geldes. Die Summe erscheint aber viel bedeutender, wenn man den damaligen hohen Geldwerth in Anschlag bringt. Noch beträchtlicher aber als die Geldabgaben waren die Naturallieferungen. Jede Provinz mußte das Beste, was sie erzeugte, an den Hof des Königs liefern, wo der dadurch herbeigeführte Ueberfluß Schwelgerei und Ueppigkeit hervorrief. Ferner mußte jede Provinz den Hof und das zahlreiche Gefolge des Satrapen und die in der Provinz stehenden königlichen Truppen erhalten und war den beständigen Erpressungen der Satrapen ausgesetzt. Endlich gab es auch noch mancherlei andere Abgaben, so z. B. in der Provinz Persis von den königlichen Schleusenwerken, welche man für die Bewässerung nicht entbehren konnte, oder in Aegypten von der Fischerei in dem Kanal, welcher von dem Nil in den See Möris führte. Eine andere Quelle der Einnahmen waren ferner die eingezogenen Güter, da mit der Lebensstrafe stets der Verlust des Vermögens verbunden war; endlich die freiwilligen Geschenke, welche dem Könige an seinem Geburtstage von allen Provinzen des Reiches gemacht wurden. Nur die Provinz Persis als das Vaterland des herrschenden Stammes zahlte keine jährliche Summe als Abgabe.

Die Leibwächter und niederen Hofbedienten empfingen ihren Unterhalt nicht in Geld, sondern in Naturalien; die sogenannten Freunde und Verwandten des Königs erhielten als Gnadenbezeigungen Anweisungen auf Städte und Landschaften.

Um die eroberten Länder in Abhängigkeit zu erhalten, waren sie fortwährend mit großen Heerhaufen besetzt. Die Soldaten lagen theils in Städten, theils auf dem flachen Lande. In Beziehung auf die letzteren war für jede Provinz nicht nur die Zahl überhaupt bestimmt, sondern auch wie viele von jeder Gattung vorhanden sein mußten. Die Hauptstärke bestand in Reiterei; doch gab es auch Bogenschützen, Schleuderer und schwerbewaffnetes Fußvolk. Die Befehlshaber dieser Truppen standen in der Regel in früherer Zeit nicht unter den Satrapen. Auch wurden die jährlichen Musterungen in der Nähe der Hauptstädte von dem Könige selbst, in den entlegenen Ländern von eigens dazu abgeschickten Feldherrn gehalten. Verschieden von diesen königlichen Truppen waren die Haustruppen der Satrapen, welche sich oft auf mehrere Tausende beliefen. *Die Kriegsmacht.*

Ursprünglich waren vielleicht diese sämmtlichen Truppen Perser gewesen; denn alle Perser, welche Grundeigenthum besaßen, waren zum Kriegsdienst zu Pferde verpflichtet. Das ganze Volk war zu diesem Zweck in Abtheilungen von 10, 100, 1000 und 10,000 Mann eingetheilt. In späterer Zeit entzogen sich die Perser mehr und mehr dem Kriegsdienste und es wurden Söldner gewöhnlich, theils Asiaten, theils Griechen.

Bei großen Nationalunternehmungen, welche zu der Vergrößerung des Reiches in entfernte Länder angestellt wurden, oder auch bei mächtigen Angriffen von außen erfolgte ein allgemeines Aufge-

bot durch das ganze Reich. Die Aufforderung erging von dem König an alle Nationen des Reiches, und es wurde in derselben zugleich bestimmt, wie viel jedes Volk an Menschen, Pferden, Schiffen oder Lebensmitteln liefern sollte. Ein solches Aufgebot verursachte eine Bewegung durch ganz Asien. Für alle Völker wurde ein gemeinschaftlicher Sammelplatz bestimmt, der z. B. bei Xerres Zuge gegen Griechenland Cappadocien in Kleinasien war. Hier stießen die Schaaren aus allen Provinzen des Reiches zusammen, geführt von Anführern ihrer eigenen Nationen. Im Krieg selbst aber behielten diese nicht die Leitung, sondern die Anführer wurden aus den Persern genommen. So lange man sich noch auf persischem Gebiete befand, wurde keine Ordnung des Zuges beobachtet, die Menschen waren nicht einmal nach den Völkern abgetheilt; die Einwohner der Länder, durch die man zog, wurden mit fortgetrieben und mußten sich dem Zuge anschließen. Erst wenn man sich den feindlichen Grenzen näherte, erfolgte die Absonderung des Heeres nach Nationen. Sie war mit einer Musterung verbunden, welche der König anstellte.

Geistige Bildung. Von der geistigen Bildung der Perser haben wir gar keine Nachrichten. Die Aerzte am persischen Hofe waren Aegypter und Griechen, und im Kriege gebrauchte man stets Fremde zu den Arbeiten, welche wissenschaftliche Bildung verlangten, wie z. B. zu dem Bau der Brücken über den Bosporus und die Donau. Auch die astronomischen Kenntnisse der Chaldäer scheinen die Perser nicht verstanden und benutzt zu haben. Denn als Darius auf seinem Zuge gegen die Scythen den an der Donau zurückgelassenen Griechen befehlen wollte, zwei Monate auf ihn zu warten, wußte er sich keines anderen Kalenders zu bedienen als eines Riemens mit sechzig Knoten, von welchen sie täglich einen lösen sollten.

Die bildende Kunst. Mehr Stoff haben wir zur Beurtheilung der bildenden Kunst der Perser in den merkwürdigen Ueberresten großer Baudenkmale, besonders in den berühmten Ruinen von Persepolis. Diese nennt das Volk jetzt Tschil-Minar, d. h. die vierzig Säulen, nach einer ungenauen Zählung der noch vorhandenen. Persepolis lag in der Landschaft Persis, in einer schönen, fruchtbaren Gegend, wo das Gebirgsland aufhört und die Ebene anfängt, so daß es selbst noch den Fuß der Gebirge einnahm und gleichsam aus dem Gebirge hervorging. Die hohe felsige Bergkette, die aus dem schönsten grauen Marmor besteht, öffnet sich hier etwas in der Gestalt eines halben Mondes, dessen beide Arme den hinteren Theil des Gebäudes noch einschließen, während der vordere weit in die Ebene hervortritt. Die ganze Anlage besteht aus drei Terrassen, von denen die eine sich über die andere erhebt, und die Gebäude sind aus dem schwarzgrauen Marmor der dahinter liegenden Bergkette erbaut. Die ungeheuren Blöcke sind mit einer so bewundernswürdigen Kunst ohne Kalk und Mörtel zusammengefügt, daß man oft kaum die Fugen entdecken kann. Von den unteren Terrassen zu den höheren führen Marmortreppen, die so breit und bequem sind, daß zehn Reiter neben einander würden hinaufreiten können. Thorhallen, große

Höfe mit Nebengebäuden, prächtige Säulenhallen mußte man durchschreiten, ehe man zu den am höchsten gelegenen inneren Gemächern des Palastes gelangte. An den Pilastern sind riesenhafte Wunderthiere ausgehauen, eingehörnte Stiere, sogenannte persische Sphinxe, Stiere mit Flügeln und Menschengesichtern, welche Bärte und auf dem Kopfe die Tiara haben. Die Wände sind mit Basreliefs bedeckt. Man sieht Kämpfe des Löwen mit dem fabelhaften Einhorn dargestellt, ferner bewaffnete Männer, zuerst sieben Thorwächter, welche Zahl den sieben Amschaspands entspricht, dann Leibwachen in größerer Zahl. Ein Basrelief stellt die verschiedenen Nationen des Reiches dar, welche durch ihre Gesandten dem Könige Geschenke bringen. Die verschiedenen Darstellungen an den Wänden der inneren Räume scheinen immer dem Zwecke des Gemaches entsprochen zu haben. Einer der auf der obersten Terrasse gelegenen Paläste scheint Speisesäle, ein anderer einen großen Gerichtssaal enthalten zu haben. Wiederholt ist der König abgebildet, an Größe weit hervorragend über seine ihm folgenden Begleiter, von welchen einer den Sonnenschirm, ein anderer den Fliegenwedel trägt. Einmal steht vor dem auf dem Throne sitzenden Könige ein Gesandter, der nach persischer Hoffitte den Mund mit der Hand bedeckt, als ob er seinen Athem verhindern wolle, den König zu verunreinigen. Auch finden sich auf den Wänden viele Inschriften in dreifacher Keilschrift, wahrscheinlich in altpersischer, babylonischer und assyrischer. Sowohl bei dem alten Persepolis finden sich Grabstätten, als auch an einem ohngefähr eine Meile davon entfernten Orte, welcher jetzt Naksch-i-Rustam d. i. Bild des Rustam heißt, und welchen einige Forscher für das alte Pasargadä halten. Die Grabmäler sind einander fast ganz gleich. Das Ganze bildet die in den Felsen gehauene Façade von zwei Stockwerken. Das untere Stockwerk stellt nur einen fingirten Eingang vor, das obere hingegen, hinter welchem sich eine viereckige Kammer befindet, enthält die Darstellung eines Gerüstes, auf dem man die Hauptvorstellung erblickt. Eine männliche Figur mit einem starken Bogen in der Hand steht vor einem Altar, auf dem ein Feuer brennt. Ueber dem Altar schwebt eine Kugel, und über der männlichen Figur schwebt eine andere, ihr ganz ähnliche, nur daß sie geflügelt ist, statt des Bogens einen Ring hat und blos der obere Theil sichtbar ist. Das ganze Bild ist die Vorstellung des Königs als Verehrer des Ormuzd. Die männliche Figur ist der König, kenntlich an dem Bogen, mit dem sich die persischen Könige pflegten darstellen zu lassen, weil er ihnen das Symbol der Tapferkeit und Geschicklichkeit war. Der Bogen ist stark; denn es war ein Beweis von Kraft einen dicken Bogen spannen zu können, es fehlt ihm die Sehne; denn der Kampf des diesseitigen Lebens ist ausgekämpft. Auf dem Altare brennt das heilige Feuer, und die über ihm schwebende Kugel ist das Bild der Sonne; die schwebende Figur ist der Ferver des Königs, welcher ihn im Leben begleitet. Das ganze Gerüst, auf dem sich der König und der Altar befinden, wird von zwei Reihen übereinanderstehender Männer getragen. — Die Leichname der persischen Könige wurden begraben und zwar ohne vorher den reißenden Thieren vorgesetzt zu werden, wie es sonst die Vorschrift der Magier ver-

langte. Cyrus hatte sich selbst ein Grabmal zu Pasargadä erbaut, wo er durch den Sieg über den Astyages den Grund zu seiner Macht und zu seinem Reiche gelegt hatte. Persepolis war die heilige Todtenstätte der Könige, aber nicht diese allein, sondern es haben die Könige auch in den dortigen Palästen bisweilen auf einige Zeit residirt. Die Perser betrachteten als herrschendes Volk ihr Land als das Hauptland des Reiches; die Könige wurden durch religiöse Gebräuche an ihre Heimath gebunden, wo dereinst auch sie in den heiligen Gräbern zu ihren Vätern versammelt werden sollten. Gleich nach ihrem Regierungsantritt begaben sie sich in ihr Heimathsland, um zu Pasargadä mit dem Gewande des Cyrus angethan zu werden, und zu gewissen Zeiten mußten sie diesen Ort besuchen und auf den Gipfeln der Berge feierliche Opfer bringen. Von Cyrus wird es ausdrücklich gerühmt, daß er siebenmal diese heilige Wallfahrt vollbracht habe, und eine gleiche Nachricht findet sich von Darius Hystaspis aufgezeichnet. Persepolis war der in der Nähe von Pasargadä erbaute neue Reichspalast der ersten persischen Könige, welchen noch Darius und Xerxes durch neue Anlagen erweiterten. Er hörte später auf die alleinige Residenz zu sein, aber die Ideen von Vaterland, Herrschaft und Religion knüpften sich daran; er war als Heimath und Todtenresidenz der Könige gleichsam das Heiligthum der Nation, das persische Kapitol. Deshalb wurde auch von Alexander Persepolis der Zerstörung preisgegeben, damit Asien erkenne, daß Persiens Herrschaft vernichtet sei.

Die persepolitanischen Bauwerke machen sowohl durch die schlanken, zierlichen Säulen, als auch durch die terrassenartige Anlage des Ganzen den Eindruck des Leichten und Emporstrebenden. Man meint darin einen den iranischen Völkern eigenthümlichen, von den Medern zu den Persern gekommenen Baustil zu erkennen. In den Skulpturen zeigt sich bei einer meist saubern und fleißigen Ausführung ein gelungenes Streben die Natur nachzuahmen. Die Künstler verstanden es zwar noch nicht den einzelnen Gliedern des menschlichen Körpers die Richtung zu geben, welche sie nach der Stellung der ganzen Figur haben sollten; aber den Köpfen liegt ein wohlgebildeter Typus zu Grunde; die Gesichtsformen tragen neben dem Stempel der Nationalität das Gepräge von Würde, besonders machen die der Könige den Eindruck einer ernsten, würdigen Männlichkeit. In der Darstellung der verschiedenen Nationen zeigt sich eine feine Charakteristik in dem Profile und den Trachten; der Neger mit seinen aufgeworfenen Lippen und seinem Wollhaar ist so treu abgebildet als der halbnackte Inder. Die Thiergestalten sind mit einer eigenthümlichen Kräftigkeit entworfen.

Verfall des persischen Reiches. Das persische Reich war eine durch Eroberung zusammengebrachte Ländermasse, eine gleichsam mechanisch zusammengeschobene Anhäufung verschiedenartiger Bestandtheile, welche durch keine Leben erweckende Organisation zu einem Ganzen verbunden, durch kein inneres Band zusammengehalten und nur durch Furcht und Schrecken in Bewegung gesetzt und regiert wurde. Zwar behielten die besiegten Völker in der Regel ihre väterlichen Einrichtungen, wenn sie den erlassenen Befehlen unweigerlich gehorchten, aber kein durch Gesetze

geregelter Rechtszustand schirmte sie gegen Uebermuth und Frevel der Satrapen, gegen den harten Steuerdruck und die willkürlichen Erpressungen. Wenn auch ihre Volksthümlichkeit nicht mit Gewalt vernichtet wurde, so krankte sie doch an dem Verluste der politischen Unabhängigkeit. Mit der verlorenen Selbständigkeit welkte die Blüthe dieser schönen und reichen Länder dahin. In dem großen Reiche war kein Nationalgefühl, kein Sinn für nationale Entwickelung, kein Streben nach einem höheren Ziele. Die Verschlechterung der Perser und das Sinken ihrer Macht begann bereits mit der großen Ausbreitung ihrer Herrschaft unter Darius I. Die großen Heereszüge nach Europa hatten viele dem persischen Reiche verderbliche Folgen. Die ungeheure Anstrengung und der unermeßliche Aufwand erschöpften und schwächten das Reich. In den Kämpfen mit den von Heldenmuth und Vaterlandsliebe begeisterten, an militärische Zucht und Gehorsam gewöhnten Griechen erkannten die Perser, daß sie gegen ein solches Volk mit ihren aus drei Welttheilen zusammengetriebenen Völkerschaaren nichts würden ausrichten können. Sie nahmen ihre Zuflucht zu Söldnerschaaren. Noch in dem Heere des Xerxes erschienen die Perser als das tapferste Volk, während in Xenophons Zeitalter die griechischen Hülfstruppen in den Schlachten der Perser den Ausschlag gaben. Eine solche Veränderung in dem Kriegswesen mußte bei einem erobernden Volke, welches nur durch Gewalt seine errungene Oberherrschaft behaupten konnte, bald die auffallendsten Folgen haben. Die Perser verloren dadurch ihren kriegerischen Charakter und versanken schnell in Ueppigkeit und Weichlichkeit. Dazu kam die innere Zerrüttung des persischen Staates, die seit Artaxerxes I. immer häufiger vorkommenden Empörungen der Satrapen, das Sittenverderbniß des Hofes, der Einfluß der Verschnittenen, der regierenden Königin und der Königin Mutter.

Auch die Religion erlitt einige Menschenalter nach Darius eine Veränderung, welche ihrem geistigen Charakter Eintrag that. In älterer Zeit hatten die Perser keine Tempel und Bildsäulen. (Siehe S. 70). Sie verehrten überhaupt die Gottheit nicht in menschlicher Gestalt, sondern opferten auf hohen Bergen der Sonne, dem Monde und dem ganzen Himmelskreise als Sinnbildern des Ormuzd und der guten Geister. Durch die Berührung mit den unterworfenen Völkern und wahrscheinlich besonders durch den Einfluß der vorderasiatischen Kultur drangen fremdartige Elemente in die alte Lichtreligion. Man fing sogar an auch Götterbilder, z. B. der Aphrodite zu verehren, und es begann eine bedeutende Umwandelung in der Religion der Perser. Die einheimischen Elemente werden theils mit fremden verschmolzen, theils umgebildet. So tritt namentlich auch der Dienst des Mithra immer bedeutender hervor. In den ältesten Stücken des Zend-Avesta erscheint er nicht als ein höherer Gott, nicht als einer der Amschaspands, sondern nur als Ized. Allmälig aber wurde Mithra fast die Hauptgottheit und als Sonne angebetet. Nach dieser Ausartung der reinen Ormuzdlehre scheint die persische Religion von ihrem früheren wohlthätigen Einfluß auf die Gesinnung viel eingebüßt zu

haben, sonst hätte der Despotismus nicht so viele willige Werkzeuge für seine Ungerechtigkeiten und Gelüste gefunden.

Die schönen Länder vom Indus bis an das Mittelmeer sind in den dritthalb Jahrtausenden, seit ihrer Unterwerfung durch die Perser, immer tiefer gesunken, sie sind aus einer Eroberer-Hand in die andere übergegangen und auf ihrem Boden ist jedes geistige Leben einer stumpfsinnigen Barbarei gewichen. Nur einzelne Landschaften haben hin und wieder noch eine kurze Blüthezeit gehabt.

Geschichte der Griechen.

Wichtigkeit der griechischen Geschichte.

Die griechische Geschichte ist von großer Wichtigkeit und Bedeutung. Durch die Griechen wurde der Mittelpunkt der Weltbegebenheiten von Asien nach Europa verlegt. Als die Griechen sich erhoben, herrschte zwar bei den nördlichen und westlichen Völkern Freiheitsliebe und kriegerischer Muth, aber auch Mangel an Bildung und Gesittung; die orientalischen Völker waren zwar längst schon aus dem Stande der Rohheit herausgetreten und hatten Wissenschaften, Künste und viele Elemente eines besseren äußeren Lebens entwickelt, allein sie waren auch in geistige Einseitigkeit gerathen, moralisch entartet und ein Opfer der Despotie geworden. Der orientalische Theil der Menschheit fiel gleichsam in den Zustand der Erstarrung und verlor dadurch, fast für alle späteren Zeiten, jeden bedeutenderen, über seinen nächsten Kreis hinausgehenden Einfluß. Nur zwei Völker des Orients, die Juden und die Araber, erhielten in späteren Zeiten eine bleibende Wichtigkeit für das gesammte Menschengeschlecht. Die Griechen eröffneten eine neue Bahn der Entwickelung und durch sie trat der im Menschengeist lebende und durch eine Reihe von Völkern sich fortentwickelnde Geist in eine neue Periode seiner Gestaltung und Wirksamkeit. Bis zur Gegenwart beruht die rein geistige Entwickelung der civilisirten Welt ebenso vorzugsweise auf Griechenland, wie die religiöse auf Palästina.

Von der Geschichte fast aller orientalischen Reiche sind gleichsam nur wenige Blätter noch vorhanden, die Sagen aus Sagen enthalten, Bruchstücke der Geschichte, einen Traum von der Vorwelt. Bei Griechenland klärt sich der Morgen auf. Wir freuen uns also, daß wir endlich zu einem Volke gelangen, dessen Ursprung zwar auch im Dunkel begraben, dessen erste Zeiten ungewiß, dessen schönste Werke sowohl der Kunst als der Schrift größtentheils auch von der Wuth der Völker oder vom Moder der Zeit vernichtet sind, von dem aber dennoch herrliche Denkmale zu uns reden.

Vorzüge Europa's.

Eine schwer zu erklärende Erscheinung ist die Ueberlegenheit Europa's über die anderen Theile unserer Erde. An Menge, Man-

nigfaltigkeit und Schönheit der natürlichen Produkte stehen Asien und Afrika über Europa: aber das Edelste und Schönste, was die Menschheit als ihr Werk aufzuweisen hat, das keimte und reifte auf europäischem Boden. Hier erst wurde dadurch, daß der Mann sich nur eine Lebensgefährtin und Gattin erwählte, die Familie die Pflanzstätte der schönsten Tugenden; hier erst entwickelte sich in den verschiedensten Staatsformen politische Freiheit, während die asiatischen Reiche nur die ewige Wiedergeburt des Despotismus zeigen. Welch' ein Abstand besteht ferner zwischen Asien und Europa in Kunst und Wissenschaft.

Ein Hauptgrund dieser Erscheinung liegt gewiß in den eigenthümlichen Vortheilen, welche die natürliche Beschaffenheit unseres Erdtheils darbietet. Europa gewöhnt weder die Menschen durch üppige Fruchtbarkeit an Weichlichkeit und Schwelgerei, noch fordert sein Klima die ganze Kraft des Menschen für die Erhaltung des Lebens. Der Boden und das Klima Europa's verlangen eine regelmäßige Thätigkeit, und diese ist die Quelle des Wohlstandes. Die Kunst muß sich überall mit der Natur verbinden, und eben diese Verbindung ist die Mutter der fortschreitenden Bildung. Ohne Anstrengung erweitert der Mensch den Kreis seiner Ideen nicht; aber freilich darf auch seine bloße Erhaltung nicht den Gebrauch aller seiner Kräfte in Anspruch nehmen. Ein anderer Vortheil Europa's liegt in dem mannigfachen Wechsel seiner Länder. Während in den warmen und ebenen Strichen wegen der Fruchtbarkeit und Milde des Klima's die Künste des Friedens gedeihen, erzeugen die rauhen und gebirgigen Gegenden durch die größere Anstrengung, welche das Leben erfordert, eine kräftigere und kriegerische Gesinnung. In dem vielgestaltigen Europa berühren und durchkreuzen sich die mannigfaltigsten Länder so, daß die verschiedenen Eigenschaften der Bewohner sich ausgleichen und ergänzen und keine einseitige Lebensrichtung zur überwiegenden Herrschaft gelangt. Diese Vortheile nun bieten in vorzüglichem Grade die drei Halbinseln dar, in welche, ähnlich wie Asien, Europa nach Süden ausläuft. Während in dem Innern derselben Bergland und Ebene sich mannigfaltig durchkreuzen, regt an den buchtenreichen Küsten das Meer zur Thätigkeit an.

Griechenlands natürliche Beschaffenheit.

Die östliche dieser drei Halbinseln oder die griechisch-türkische ist das am meisten gegliederte Land der Erde. Im Norden ist die Halbinsel breit und zusammenhängend; je weiter nach Süden, desto unregelmäßiger wird ihre Figur, je mehr verengt und verästet sie sich und wird durch viele zusammenhängende Gebirgsarme in eine Menge größerer und kleinerer Gebiete getheilt. Eine Gebirgskette, welche sich von den julischen Alpen und dem adriatischen Meere bis zum schwarzen hinzieht und in ihrem östlichen Verlaufe von den Alten Hämus, von den Neueren Balkan genannt wird, trennt die Halbinsel von dem übrigen Europa. Gebirgsarme, welche von der großen Kette nach Süden gehen, bilden natürliche Scheidewände der Landschaften Illyrien, Macedonien und Thracien. Die beiden letzteren enthalten mitten unter Bergmassen Ebenen und Thäler von ausgezeichneter Fruchtbarkeit. Südlich von Illyrien und Macedo-

nien liegen Epirus und Thessalien, welche Landschaften man unter dem gemeinschaftlichen Namen von Nordgriechenland begreift. Die zwischen beiden Ländern laufende Fortsetzung einer großen von Norden nach Süden sich erstreckenden Bergreihe, von den Alten der Pindus genannt, bildet den Knotenpunkt des über ganz Griechenland sich ausbreitenden Gebirgsnetzes. Zweige des Pindus umgeben das beckenförmig gebildete und in seinen Bergabhängen und Ebenen sehr fruchtbare Thessalien, im Norden der Olympus, im Osten in der Nähe der Meeresküste der Pelion und Ossa, im Süden der Oeta. Von diesen Gebirgen nach allen Seiten geschützt ist Thessalien nur durch wenige Pässe zugänglich. Die berühmtesten sind im Norden das wegen seiner ungemeinen Naturschönheit hochgefeierte Thal Tempe, welches durch den zwischen dem Olymp und Ossa fließenden Peneus gebildet wird; und im Süden die Thermopylen, ein ohngefähr zwei Wegstunden langer Paß, welcher zwischen dem letzten steilen Absturz des Oeta und dem Meere hinläuft und an einigen Stellen so schmal war, daß nicht zwei Wagen neben einander fahren konnten.

Südlich von den Thermopylen beginnt Hellas im engeren Sinne oder Mittelgriechenland. Allenthalben wechseln in demselben Anhöhen mit schönen Thälern und fruchtbaren Ebenen. Das Land, durch Gebirgsgruppen vielfach zerstückelt, zeigt eine außerordentliche Zerspaltung in einzelne kleinere Landschaften; aber doch auch wegen der Zugänglichkeit der die Gruppen verbindenden Gebirgsrücken die Möglichkeit einer größeren Einheit. Wenn man bei einem so beschränkten Umfange keine großen Flüsse findet, so geben die ausgedehnten Küsten mit ihren zahlreichen Buchten und Häfen dafür hinreichenden Ersatz. Tief dringt das Meer ein in alle Küsten und gliedert und gestaltet sie auf das mannigfaltigste. Kein Land hat eine so ausgezeichnete Uferentwickelung wie Griechenland. Die Berührung eines Landes mit dem Meere aber befördert die Thätigkeit des Volkes, seine rasche Entwickelung und sein Wechselverhältniß zu anderen Völkern.

Das Klima von Hellas ist trotz der Lage zwischen dem 36sten und 39sten Breitengrade wegen der Seeluft, der regelmäßigen Nordwestwinde und der hohen Erhebungen des Bodens sehr gemäßigt. Die meisten Landschaften erfreuen sich fast immer eines heitern und klaren Himmels. Zwar versiechen in der heißen Jahreszeit viele Bäche und Quellen, aber dafür fällt ein reichlicher Thau. Der Boden ist an einigen Stellen steinig und kahl, aber in den meisten Gegenden doch des Anbaues fähig, in einigen üppig fruchtbar. Das Klima befördert die Fruchtbarkeit auch da, wo in nördlicheren Gegenden die gebirgige Beschaffenheit sie ganz verhindern würde. Reichlich gedeihen Getreide, Wein, Oliven und Feigen.

Die Landschaften von Hellas waren: Akarnanien am jonischen Meere, das durch den Achelous davon getrennte Aetolien, welches die Rauhheit und Wildheit seines Bodens in dem räuberischen und kriegerischen Charakter seiner Bewohner abspiegelte, südlich von den Thermopylen an der Küste das Gebiet der epiknemidischen und der opuntischen Lokrer, westlich davon das kleine Bergland Doris, von diesem östlich Phocis, wo der Musenberg Parnassus und an dessen südwestlichem Abhange der berühmte Orakelort Delphi lag, südwest-

lich davon am korinthischen Meerbusen das Gebiet der ozolischen Lokrer. Oestlich von Phocis gelangt man nach Boeotien, welches durch den Helikon und eine Reihe anderer Berge in einen nördlichen und südlichen Theil getrennt wird. Der nördliche umfaßt die Kesselandschaft um den See Kopaïs, welcher gegen das Ende des Winters durch die hineinfließenden, von Regengüssen angeschwellten Flüsse mit Wasser angefüllt wird. Mit dem Frühling beginnt die Wasserfläche zu sinken, fruchtbares Ackerland tritt hervor und während des Sommers bleiben nur einige Sümpfe zurück. Berühmte Städte von Böotien waren das in früherer Zeit bedeutende Orchomenos, Chaeronea, Koronea, das in der historischen Zeit an der Spitze von ganz Böotien stehende Theben, Leuktra, Plataä und Tanagra. Die Böotier gelten für geistig schwerfällig und für Freunde des Schmausens. Südlich von Böotien lag das steinige und nicht wegen der Ergiebigkeit seines Bodens, sondern wegen seines regen geistigen Lebens vor allen Landschaften Griechenlands hochberühmte Attika und an der westlichen Küste desselben am saronischen Meerbusen die Hauptstadt Athen. Auf dem Isthmus endlich lag das kleine, rauhe Gebirgsland Megaris.

Mit Mittelgriechenland ist nur durch den Isthmus oder die Landenge von Korinth der Peloponnes verbunden. Er ist von vier Seiten vom Meere umflossen und deshalb mehr eine Insel als eine Halbinsel; er bildet ein abgeschlossenes Ganzes und entwickelte sich auch in vieler Beziehung selbständig und eigenthümlich. Auch der Peloponnes ist vorherrschend Gebirgsland. Die mittlere Landschaft, Arkadien, ein wellenförmiges Tafelland, hatte ein rauhes Klima, aber selbst im Sommer grüne Weiden. Die Natur selbst hatte die Bewohner zum Hirtenleben bestimmt. Das arkadische Hochland ist auf allen Seiten von höheren Randgebirgen eingeschlossen, welche in die östliche und die drei südlichen Landzungen der Halbinsel Zweige entsenden. Das höchste Gebirge des Peloponnes, der Taygetus, scheidet die südlichen Landschaften Lakonien und Messenien. Lakonien war zum größten Theil ein rauhes, des Anbau's nicht fähiges Gebirgsland. In dem muldenförmigen Thale des Eurotas, in ziemlicher Entfernung von dem Meere lag die Hauptstadt Sparta oder Lacedämon. Von Messenien besteht wohl die Hälfte aus fruchtbaren Ebenen. Nördlich von Messenien erstreckte sich die mit mildem Klima und ergiebigem Boden gesegnete Landschaft Elis. Berühmter als die Hauptstadt Elis war das am Alphëus erbaute Olympia, keine Stadt, sondern Tempel, Altäre, Rennbahnen und andere Gebäude zur Feier der berühmten Spiele. Den nördlichen Rand des Peloponnes nahm die Landschaft Achaja und die Städte Sicyon und Korinth ein, die Attika gegenüber sich hinziehende östliche Landzunge aber die Landschaft Argolis.

Zu Griechenland gehören auch die großen und kleinen Inseln, welche dasselbe in großer Menge umgeben. Sie sind sogenannte kontinentale Inseln, welche einst wahrscheinlich mit dem festen Lande zusammengehangen haben und durch vulkanische oder neptunische Kräfte davon losgerissen worden sind. Im jonischen Meere liegen die jetzt nach diesem benannten Inseln: Korcyra, Leukas, Ithaka,

Cephallenia und Zakynthus. Dicht an der östlichen Küste von Hellas lagert sich das langgestreckte, von hohen Bergen durchzogene, fruchtbare Euböa. Die Berge auf dieser Insel gehören zu dem Systeme der Pinduskette und laufen parallel mit einer vom Oeta durch Phocis, Böotien und Attika sich hinziehenden Bergkette. Beide Arme setzen sich in zwei Inselreihen von unverändertem geognostischen Charakter fort bis zur Insel Astypaläa. Die Alten nannten diese ziemlich im Kreise liegenden Inseln Cykladen, die an der asiatischen Küste gelegenen hingegen Sporaden. Die größte aller griechischen Inseln, das von einer vulkanisch zertrümmerten Bergkette durchzogene Kreta, schließt südlich das ägäische Meer ab.

Vortheile Griechenlands durch seine Naturbeschaffenheit und Weltstellung.

Groß waren die Vortheile, welche den Griechen die eigenthümliche Beschaffenheit ihres Landes gewährte. Die Inseln, Küsten und Gebirge dienten ihnen als natürliche Schutzwehren gegen fremde Eroberer. Wenn die Gebirge die einzelnen Staaten oder Städte und ihre Gebiete gegen einander abgrenzten, so beförderte dagegen das Meer, welches Hellas fast überall umgiebt, einen lebhaften Verkehr. Dadurch wurde eine außerordentliche Trennung in viele kleine politische Gemeinden und deren selbständige Entwickelung bei einem gewissen Zusammenhange aller zu einem großen Ganzen möglich gemacht. Das Gebirgsleben schließt die Menschen ab und macht sie beharrlich; das Leben auf der See und die Schifffahrt dagegen treibt, sobald einmal die ersten Versuche darin gemacht worden sind, zu immer neuen Entdeckungen, zu einer stets regen, an unruhige Neuerungssucht grenzenden Thätigkeit. Neben einander gestellt und auf einander wirkend, wie in Griechenland, vermögen das Gebirgs- und das Meereselement ihre Einseitigkeit auszugleichen. Berg und Meer haben aber das mit einander gemein, daß sie die Kräfte des Menschen stählen, spannen und wach erhalten und vor Trägheit und Weichlichkeit schützen. Der Boden Griechenlands brachte viele Produkte in vorzüglicher Güte und Schönheit hervor, aber ohne Arbeit und Anstrengung giebt und gab er nichts, und bewahrte dadurch die Griechen vor der Erschlaffung, welche eine zu üppige Fruchtbarkeit mit sich bringt. Wurde auch Griechenland von vielen Ländern an Fruchtbarkeit übertroffen, so giebt es doch nicht leicht ein Land von so beschränktem Umfange, wo die Natur den verschiedenen Zweigen des Gewerbfleißes so vorgearbeitet hätte. Messene war zum Getreidebau geeignet, Arkadien zur Viehzucht, Attika rühmte sich seines Oelbaues, Thessalien seiner Rosse, Laurium und Thasos seines Bergbaues. Gewerbe und Handel wurden in den Seestädten getrieben, und Küsten und Inseln luden zur Schifffahrt ein. Die Vielseitigkeit des geschäftigen Lebens erzeugte Vielseitigkeit der Ideen und Kenntnisse. Der dem Einzelnen zur Sicherung seiner Existenz nothwendige Spielraum und das rege und freiere Leben, welches Handel und Schifffahrt verlangen und hervorrufen, bewahrten Griechenland vor der Erstarrung und dem Despotismus orientalischer Staaten. Vorzüglich wichtig aber für die Entwickelung Griechenlands war seine höchst günstige Lage gleichsam in dem Mittelpunkte aller gebildeten Völker der alten Welt und die Möglichkeit eines leichten Verkehres mit diesen.

Aber nicht nur das Land, auch das Volk, welches dasselbe bewohnte, war von der Natur hoch begünstigt. Große Gaben waren dem glücklich organisirten Volke der Griechen verliehen: eine ungemeine Feinheit, Beweglichkeit und Gewandtheit des Geistes; das Streben nach möglichster Entwickelung aller Kräfte; die Kraft und der Trieb innerhalb des Ganzen der Nationalität viele individuelle Gestalten zu erzeugen und auszubilden; das Bedürfniß und die Fähigkeit veraltete Formen abzustreifen und sich neue anzueignen; ein kräftiges Ringen nach Freiheit im Staatsleben; ein klarer, die Formen der erscheinenden Natur scharf erkennender und in die Gedankenwelt tief eindringender Blick; endlich das lebendigste und feinste Gefühl für das Schöne und Erhabene. Vorzüge und Fehler des griechischen Volksgeistes.

Dagegen finden sich, wie bei jeder irdischen Erscheinung, so auch in dem Charakter der Griechen manche Schattenseiten: heftige Leidenschaften, eine große Reizbarkeit, ein unüberwindlicher Leichtsinn, fortwährende Eifersucht und Zwietracht unter den verschiedenen Staaten und im Innern derselben, Neid und Gewinnsucht und sogar schändliche Verrätherei und Grausamkeit.

Die älteste Geschichte Griechenlands bis zur Heraklidenwanderung um 1100 vor Chr. ist völlig mythisch; alle Begebenheiten, die Schicksale einzelner Menschen und ganzer Stämme, werden auf eine gedachte Welt von Göttern bezogen. Wir bekommen in diesen Erzählungen von dem Thun und Treiben von Göttern und Halbgöttern zu hören, von Abenteuern der Helden und Riesen, den Verheerungen von Ungeheuern, von Wundern und Zaubereien. Aber gerade diese Periode, welche für die Geschichte die dunkelste ist, strahlte in der Vorstellung der Griechen in einem besonders hellen Glanze und wurde von den Dichtern in ihren Gesängen verherrlicht, als eine Zeit, in welcher die großen Heroen, von den Göttern geleitet, wirkten und litten. Die Poesie hatte diese Sagen nicht erfunden, sondern aus den bereits im Volke vorhandenen ihren Stoff gewählt. Lange Zeit war der Glaube an die Wahrheit dieser Sagen allgemein verbreitet; den Heroen geweihte Orte und Tempel und ihre Gräber erhielten bei dem Volke die Erinnerung an sie lebendig. Mangelhafte Kenntniß der griechischen Geschichte.

Die mythische Periode der griechischen Geschichte endet mit der Heraklidenwanderung um das Jahr 1100 v. Chr.; aber auch da fängt noch keine rein geschichtliche Zeit an; die Auffassung der Ueberlieferung ist noch immer mehr mythisch als geschichtlich. Wahre, beglaubigte Geschichte ist an Geschichtschreibung gebunden, und diese beginnt bei den Griechen nicht lange vor den Perserkriegen. Durch Darstellungen gleichzeitiger Geschichtschreiber, besonders des Herodot und Thucydides, ist uns hauptsächlich nur ein Jahrhundert von dem Ausbruche der Perserkriege an bekannt.

I. Die mythische Geschichte der Griechen bis zur dorischen Wanderung.

a) Griechenlands älteste Zeiten.

Pelasger. Die ältesten Zeiten Griechenlands, namentlich die Sagen von den ältesten Bewohnern des Landes sind in ein mythisches Dunkel gehüllt. Schon die Beschaffenheit des griechischen Bodens bewirkte die Trennung in eine Anzahl kleiner unabhängiger Völkerschaften. Mag auch die Aehnlichkeit der Sprache auf eine gemeinsame Abstammung der meisten derselben hinweisen, so fällt dieselbe doch weit über die Grenze der geschichtlichen Erinnerung. Als das ausgedehnteste und bedeutendste Volk der griechischen Vorzeit werden die Pelasger genannt; ihr Name ist aber ein sehr vieldeutiger, und sie erscheinen an sehr verschiedenen Orten und in sehr verschiedenen Beziehungen. Auch werden neben ihnen viele andere Völker genannt, deren Verwandtschaft mit ihnen oder unter einander sich nicht bestimmen läßt. Viele Schriftsteller des Alterthums erwähnen die Pelasger, allein die Nachrichten lauten so widersprechend, daß die Pelasger bald als ein Urvolk auf dem Boden Griechenlands erscheinen, bald als ein eingewandertes, bald als ein seßhaftes, bald als ein unter unglücklichen Verhältnissen umherziehendes, bald als ein wildes und rohes, bald als ein kultivirtes. Pelasger wohnten vor Alters besonders in dem Peloponnes und in Thessalien, aber auch in dem mittleren Hellas und in Epirus, sowie auf mehreren nahen Inseln, auch außerhalb der griechischen Lande nach Morgen und Abend hin, im westlichen Kleinasien und Italien. Fast übereinstimmend erklären die Schriftsteller die peloponnesischen Pelasger für Autochthonen; die Arkadier, welche auch Pelasger waren, nannten sie vor dem Monde dagewesene Menschen. In Arkadien hatte die schwarze Erde den göttergleichen Pelasgus erzeugt, den mythischen Ahnherrn des Volkes, der eben nur das Volk selbst, dessen ursprüngliches Dasein in Arkadien bedeutet. Nach einer anderen Sage kam Pelasgus nach Arkadien und gewöhnte das Volk an Sittsamkeit und Arbeit. Er lehrte die Arkadier Hütten bauen, Röcke aus Schweinsleder verfertigen und Eicheln anstatt schädlicher Kräuter essen. Es werden noch andere Heroen dieses Namens angeführt, die gleichfalls Personifikationen pelasgischer Stämme in anderen Gegenden sind. Ein Sohn des arkadischen Pelasgus heißt Lykaon, er soll Lykosura erbaut haben, „die älteste Stadt auf dem Festlande wie auf den Inseln, vor der die Sonne keine gesehen, von der die übrigen Menschen Städte bauen lernten." Auch in Argolis wohnten zuerst Pelasger, und hier soll Inachus, der Sohn des Okeanos und Vater der in den Fabeln berühmten Jo, der erste König gewesen sein. Sein Sohn heißt Aegialeus, einer seiner Enkel Apis, in denen nur zwei uralte Ländernamen, Apia des ganzen Peloponnes, Aegialea seines nördlichen Theiles, personificirt sind, wie es in des Apis Sohn Argos mit der gleichnamigen Stadt der Fall ist. Der Name des Inachus wurde auch sprichwörtlich gebraucht, um eine uralte Zeit zu bezeichnen.

Alles dieses weist darauf hin, daß die Pelasger den späteren Griechen als ein in Griechenland einheimisches, oder wenigstens in

den ältesten Zeiten in Griechenland eingewandertes und sehr früh zu festen Ansiedelungen gelangtes Volk erschienen.

Im Gegensatz zu dieser Vorstellung werden aber auch wandernde Pelasger erwähnt; sie werden auch tyrrhenische Pelasger oder auch bloß Tyrrhener genannt. Die Meinung von einem langen heimathlosen Umhertreiben der Pelasger ist dadurch entstanden, daß man spätere Begebenheiten in eine frühere Zeit versetzt hat. Später wurden einzelne pelasgische Stämme, in Folge von Eroberungen, genöthigt, ihren väterlichen Boden zu verlassen und sich hier und dort eine neue Heimath zu suchen. Die tyrrhenischen Pelasger sind Reste der alten Pelasger, die sich noch erhalten hatten, als die übrigen Pelasgerstämme längst mit anderen Völkerschaften, namentlich mit den Hellenen verschmolzen waren. Diese Verschmelzung ging um so leichter von Statten, da beide Völker mit einander verwandt waren und nur mundartlich verschiedene Sprachen redeten.

Die Pelasger erscheinen nicht als roh und ungesittet, sondern als ein Volk, welches bereits die Anfänge der Bildung sich angeeignet, feste Wohnsitze hatte und Ackerbau trieb. Dahin deutet, daß ein Sohn des Pelasgus die erste Stadt auf Erden baute, daß überhaupt uralte Städte- und Staatsgründungen auf sie zurückgeführt werden; daß Pelasger als Erfinder von allerlei zum Ackerbau gehörigen Dingen genannt werden. Pelasgus in Arkadien lehrte nach der Sage den Menschen Brod zu backen, und die Pelasger sollen zuerst von den durch Phönicier nach Griechenland gebrachten Buchstaben Gebrauch gemacht haben. Bis auf unsere Tage haben sich in Griechenland, besonders in den Hauptwohnsitzen der Pelasger in Arkadien, Argolis und Epirus, Zeugnisse ihrer Civilisation in großen Mauerresten uralter Königsburgen und Städte erhalten. Theils bestehen diese aus ungeheuern, unregelmäßig und vieleckig geformten, ganz unbehauen und ohne Bindungsmittel auf einander gelegten Steinblöcken, theils sind die Steinblöcke mit Geschick behauen und mit großer Genauigkeit die oberen in die scharfen Winkel der unteren eingefugt, woraus die unverwüstlichen Mauern entstehen. Man nannte sie cyklopische Mauern, weil sie späteren Geschlechtern als Werke übermenschlicher Kraft erschienen. Die Thore verjüngen sich pyramidalisch nach oben, schließen sich aber nicht durch ein Gewölbe (denn diese Kunst war damals noch nicht bekannt), sondern über die mächtigen Steinmassen, welche die Seitenmauern des Thores bilden, ist ein großer Block quer übergelegt. Ein solches Thor mit dem oben übergelegten Stein ist noch erhalten in Mycenä. Der Stein ist über 15 Fuß lang und über 4 Fuß hoch. Demselben Baustile gehören die Schatzhäuser an, welche zur Aufbewahrung von Waffen, Schätzen- und Hausgeräthe bestimmt waren und von welchen sich mehrere als eigenthümliche Theile der alten Königsburgen erhalten haben. Das am besten erhaltene dieser Gebäude ist das Schatzhaus des Atreus in Mycenä. Es ist aus horizontalen, allmälig zusammentretenden, in einen Schlußstein sich vereinigenden Steinlagen errichtet und mit einer pyramidalen Pforte versehen. Auch auf große Wasserbauten, auf Anlagen von Dämmen und Kanälen scheinen die Pelasger sich verstanden zu haben.

Die Religion der Pelasger war im Wesentlichen Naturdienst, sie verehrten in ihren Göttern die mächtigen Kräfte der Natur, dann auch andere sich daran knüpfende übermenschliche Eigenschaften. Ihr Hauptgott war Zeus; ihm war die Eiche heilig, deren eßbare Früchte für die älteste Nahrung der Menschen galten. Ein uralter Kultus desselben war zu Dodona in Epirus; Zeus erscheint hier vorzugsweise als weissagender Gott; Dodona war der älteste Orakelort in Griechenland und stand lange in hohem Ansehen, bis es später hinter Delphi zurücktrat. Die Weissagungen wurden aus dem Rauschen der heiligen Eiche und aus dem Rieseln und Plätschern einer Quelle, die an ihrem Fuße entsprang, entnommen. In Dodona wird auch ein aus zwei Gestellen bestehender Apparat erwähnt; auf dem einen Gestelle befand sich ein ehernes Becken, auf dem andern stand ein Knabe mit einer Geißel in der Hand. Von dem Winde wurde die eherne Geißel häufig an das Becken angeschlagen, so daß dieses fast beständig ertönte. Welche Beziehung aber diese Klänge zu dem Zwecke des Orakels gehabt haben und ob auch sie als Weissagungen gedeutet worden sind, läßt sich nicht ermitteln. Die Deuter der Zeichen waren in den älteren Zeiten Priester, Sellen oder Hellen genannt, später alte Frauen. Dem pelasgischen oder dodonäischen Zeus steht als Gemahlin Dione zur Seite. Sie wird für die Mutter der Aphrodite, und auch für Aphrodite selbst, die Göttin der Liebe und der Fruchtbarkeit erklärt. Das Symbol beider unter den Thieren, die Taube, war ihr heilig.

Auch der ganz eigenthümliche und gegen spätere Götterdienste fremdartig erscheinende Kultus der Kabiren auf den Inseln Samothrake, Imbros und Lemnos, ist auf die Pelasger zurückzuführen und als ein pelasgischer Kultus zu betrachten. Die Nachrichten der Alten über die Kabiren sind voller Widersprüche und Räthsel. Es scheinen in ihnen die erzeugenden, befruchtenden und fruchtbringenden Kräfte der Natur verehrt worden zu sein.

Welchen Charakter die während der pelasgischen Zeit in Griechenland entstandene Kultur hatte, wissen wir nicht; alles was die Pelasger betrifft, erscheint in einem ungewissen Dämmerlicht; es sind nur zerstreute Spuren und halberloschene Erinnerungen. Die Pelasger haben unzweifelhafte, ja zum Theil Staunen erregende Spuren ihres Daseins und ihrer Wirksamkeit hinterlassen, diese sind aber wegen des hohen Alterthums, aus dem sie stammen, fast unkenntlich geworden, einander widersprechend und schwer zu deuten.

Thracier. Neben den Pelasgern werden als Urbewohner Griechenlandes die Thracier genannt. Diese Thracier der mythischen Zeit, die in der macedonischen Landschaft Pierien am Nordabhange des Olympus ihre Heimath hatten; haben wahrscheinlich mit den barbarischen Thraciern in dem Lande dieses Namens nichts gemein. Thracier werden in der mythischen Zeit auch in Hellas, in Phocis, Delphi, Böotien, Attika und Euböa, ferner nördlich in Thessalien, Macedonien, Thracien und auf den gegenüberliegenden Küsten um Troas als Einwohner erwähnt. Sie scheinen ein den Pelasgern verwandter, weit verbreiteter Völkerstamm gewesen zu sein. Der Name Thracier bezeichnete vielleicht im Allgemeinen Bewohner rauher Gebirgsgegenden,

und der Name Thracien scheint den ältesten Griechen das unbestimmt gedachte Land im Norden des ihrigen gewesen zu sein; später wurden, je weiter die griechische Bildung sich verbreitete, die thracischen Grenzen immer weiter nach Norden gerückt und so der Name auf das halbbarbarische Land und ganz andere Völker übertragen. Für die Heimath der mythischen Thracier und des thracischen Musen- und Dionysosdienstes galt aber Pierien am Fuße des Götterfitzes Olympus. Die pierischen Thracier oder die Pierier waren jedoch wahrscheinlich nur ein früh zu größerer Bildung und Berühmtheit gelangter Zweig des weit verbreiteten Völkerstammes. Die mythischen Thracier waren wie die Pelasger ein den Hellenen verwandter Volksstamm und verschmolzen wie diese später mit den Hellenen. Wie die Pelasger als Gründer der Bildung zu betrachten sind, welche zur Gesittung der Menschen vor allen Dingen nothwendig ist, des Ackerbaues und der Städtegründung, so werden die pierischen Thracier als Urheber der musischen Künste, als Väter der griechischen Poesie bezeichnet. Den Thraciern wird die Einführung des Musendienstes in Griechenland zugeschrieben. Wir finden sie am Helikon und Parnassus, den Musenbergen, deren Wälder und Quellen zum Gesange begeistern. Sie sollen den Helikon den Musen geweiht haben, und dieselben Mythen und Ortsnamen fanden sich in Pierien und am Helikon. Die ältesten, noch ganz dem Mythus angehörenden Dichter, Sänger und Tonkünstler werden Thracier genannt. Hierher gehört vor allen Orpheus. Er ist der Vater der Lieder, dessen wunderbarer Gesang die Vögel in der Luft, die Fische im Wasser, das Wild im Walde, ja selbst die Bäume, Felsen und Berge bezaubert. Selbst die unerbittlichen Götter der Unterwelt werden von diesem unwiderstehlichen Zauber so ergriffen, daß sie ihm gestatten, seine bereits gestorbene Gattin Eurydice aus dem Schattenreiche auf die Oberwelt zurückzuholen. Doch schützt ihn alle diese Gewalt, die er übt, nicht vor einem traurigen Tode. Er wird nach einer Sage von Zeus mit einem Blitzstrahl erschlagen.

In den Sagen von Orpheus ist ein historischer Kern, der sich auf die Person irgend eines alten Naturdichters bezöge, nicht zu suchen; er war nur eine mythische Bezeichnung der auf göttlichen Ursprung zurückgeführten und durch die pierischen Thracier verbreiteten Musenkünste. Sein tragisches Ende läßt sich eben so wie sein Leben auf allgemeine Vorstellungen zurückführen. In der Sage, daß er von dem Blitzstrahl des Zeus erschlagen worden sei, erkennen wir einen bei den älteren Griechen häufig vorkommenden Gedanken, daß jedes kühne Hinausgreifen über die der Menschheit gesetzten Grenzen, und sei es ein noch so heilsames, von den Göttern als eine bedenkliche Verwirrung der Naturordnung geahndet wird.

Es wurden dem Orpheus Hymnen und andere heilige Gedichte, deren Entstehung sich in ein fernes Alterthum verlor, zugeschrieben, in ganz späteren Zeiten aber auch Werke der schon gesunkenen griechischen Poesie. Thracier werden auch die mythischen Sänger Linus, Musäus, Thamyris und Eumolpus genannt. Der Letztere ist Gegenstand so verschiedener Sagen geworden, daß man geglaubt hat, mehrere Sänger und Priester dieses Namens unterscheiden zu müssen. Er war auch Priester und Krieger und soll nach Attika ge-

kommen sein und dort zu Eleusis die berühmten Mysterien gestiftet haben, in welchen der Kultus der Demeter, der Göttin der fruchttragenden, nährenden Erde, und der des Dionysos, des Gottes der erzeugenden und in der überströmenden Fülle und Stärke ihrer Gaben berauschenden Naturkraft, sich vereinigten. Den Hauptdienst bei diesen Mysterien hatte das Geschlecht der Eumolpiden (das ist der Schönsingenden), und es hat sich in der Sage von ihrem mythischen Ahnherrn entweder das Andenken erhalten, daß ihr Geschlecht einst von Pierien nach Attika eingewandert ist, oder es liegt in ihrem Namen nur die Hindeutung auf die Verbindung des aus dem Norden stammenden Gesanges mit dem Dionysosdienste. Die Sagen von den pierischen Thraciern weisen auf den Einfluß hin, welchen Gesang und Musik in Verbindung mit Religion und Gottesdienst auf die Kultur und Sittigung ausgeübt haben.

Hellenen. Hellas war in der ältesten Zeit der Name eines Landstrichs in Thessalien, welcher später Phthiotis genannt wurde, und der Name Hellenen, später der Gesammtname der Bevölkerung Griechenlands, bezeichnete ursprünglich ebenfalls nur die Bewohner jenes Landstrichs. Thessalien war die ganze griechische Geschichte hindurch das Land der Rossezucht, und der Wagenkampf war die der heroischen Zeit eigenthümliche Streitart. So erscheinen nun auch die Hellenen, der dritte bedeutende Stamm der griechischen Urzeit, als ein kampflustiger, lebensvoller Heldenstamm, welcher über die friedlichen pelasgischen Landbauern den Sieg erringt. Der priesterlichen Vorzeit der Pelasger und Pierier folgt die Heldenepoche des fröhlichen hellenischen Lebens.

Die von den Pelasgern und den Pieriern gepflanzten ersten Keime der griechischen Bildung traten in ein neues Stadium der Entwickelung, als die im engeren Sinne hellenisch genannten Stämme sich über das mittlere und südliche Griechenland verbreitet hatten. Die Anfänge dieser Stämme wurden durch folgende Sage an die fabelhafte Urzeit geknüpft. Der Sohn des von den Titanen entsprossenen Prometheus, des Bildners und Wohlthäters der Menschen, war Deukalion, König von Phthia in Thessalien. Zu dessen Zeit beschloß Zeus das frevelnde Menschengeschlecht zu vertilgen und sandte deßhalb eine große Fluth über Hellas. Aus diesem Untergange retteten sich nur Deukalion und sein Weib Pyrrha. Nachdem die Fluth abgelaufen war, warfen sie, um die Erde wieder zu bevölkern, nach einem erhaltenen Götterrathe, Steine hinter sich, die zu Menschen wurden. Von diesen Steinmenschen stammten jedoch nur die Leleger ab, die Hellenen aber waren natürliche Abkömmlinge des Deukalion, durch den Hellen, den er mit Pyrrha zeugte. Hellen hatte drei Söhne, Dorus, Xuthus und Aeolus; diese und ihre Nachkommen zogen aus und nahmen den größten Theil von Griechenland und der dazu gehörigen Inseln ein. Aeolus herrschte in Phthiotis, seine Söhne und Enkel in Aetolien, Phocis, Böotien, Korinth, Messenien, Elis. Tektamus oder Teutamus, ein Sohn des Dorus, ging nach Kreta; Xuthus kam nach Attika, stand dem dortigen Könige Erechtheus in einem Kriege bei und erhielt die Hand seiner Tochter Kreusa, die ihm zwei Söhne gebar, Jon und

Achäus. Der erstere wurde als Enkel des Erechtheus in der Folge Herrscher in Attika. Er erscheint aber auch im Peloponnes, wo er die Landschaft Aegialea einnimmt, die nun nach ihm Jonia genannt wird. Das Auftreten des Jon im Peloponnes und in Attika erklärte der Mythus auf doppelte Weise. Theils wird erzählt, Xuthus sei mit seinen Söhnen von Thessalien aus zuerst nach Aegialea gekommen, dort sei Jon durch Verheirathung mit einer Tochter des Königs selbst König geworden, und dann erst, von den Athenern zu Hülfe gerufen, auch in Attika zur Herrschaft gelangt; theils Xuthus sei mit seinen Nachkommen von den Söhnen des Erechtheus aus Attika vertrieben worden; da habe Jon Aegialea eingenommen, und Achaeus sei nach Thessalien zurückgekehrt. Später wanderten die Söhne des Achaeus ebenfalls nach dem Peloponnes und eigneten sich die Landschaften Argolis und Lakonien zu.

Auf diese Weise wurden durch die Sage die vier Stämme der Griechen, die Dorier, Jonier, Achäer und Aeolier, von den Söhnen und Enkeln des Hellen abgeleitet. Diesen mythischen Stammvätern der Griechen fehlt aber nicht nur die historische Wahrheit, sondern auch die poetische der Charakteristik und Individualisirung. Hellen und seine Söhne sind nur Personifikationen des hellenischen Volkes und seiner Stämme, und in dem Mythus, der diese Heroen verwandtschaftlich verknüpft, sind nur die Vorstellungen einer späteren Zeit über frühere Zustände und Verhältnisse enthalten. In der ältesten Urkunde griechischer Ueberlieferungen, in der Ilias, bezeichnet der Name Hellenen nur die Bewohner eines kleinen Landstrichs in Thessalien, der Hellas genannt wird. Ein anderer Mythus nennt Hellen einen Enkel des Achäus und einen Sohn des Phthius, unter welchem letzteren nur die Personifikation der Landschaft Phthia zu verstehen sein kann. Hier entspricht Hellen ganz der homerischen Vorstellung, nach welcher die phthiotischen Hellenen, die er auch Myrmidonen nennt, ein Zweig der Achäer sind. Nach anderen Fabeln stammten die Stammväter der vier Stämme von Göttern ab. Diese älteren Mythen geben also den Hellenen kein sie verknüpfendes Band. Nach aller Wahrscheinlichkeit wurde erst mehrere Jahrhunderte nach dem trojanischen Kriege, als alle griechischen Stämme sich als enger zusammengehörend fühlten und betrachteten, und nun einen Ausdruck für diese Nationaleinheit suchten, die unmittelbare Anknüpfung der Stammherren an die Götter zu Gunsten ihrer Ableitung von Hellen aufgegeben. Dieser wurde nun aus einem Enkel des Achäus zu dessen Großvater gemacht und ebenso verallgemeinert wie der Name Hellenen für das ganze Volk gebraucht wurde.

Wenn wir demnach von dem mythischen Stammbaum nicht auf das Vorhandensein eines Volkes schließen dürfen, aus dem die vier Stämme als einzelne Zweige hervorgegangen sind, so soll doch damit ihre Verwandtschaft nicht geleugnet werden. Die vier Stämme stimmten in ihrer Lebensweise, der kriegerischen Neigung, in ihren Thaten und Schicksalen überein. Ihre Vorfahren waren wahrscheinlich mehrere Jahrhunderte vor dem trojanischen Kriege aus ihren Ursitzen, den Gebirgsstrichen, die Thessalien und Macedonien scheiden, vielleicht von benachbarten Barbaren gedrängt, ausgezogen, hatten sich allmälig über Griechenland verbreitet und die unkriegerischen, fest

angesiedelten Stämme, die sie vorfanden, namentlich die Pelasger bezwungen. Die Verbreitung des hellenischen Stammes erfolgte auf eine solche Weise, daß er durchgehends der herrschende Stamm wurde. Die Pelasger wurden immer mehr beengt und vermischten sich mit den Hellenen, bis sie sich endlich ganz unter ihnen verloren. Bei dieser Verbreitung der Hellenen sonderten sich die einzelnen Hauptstämme derselben allmälig mehr von einander ab und diese Absonderung wurde bleibend und wichtig für die Geschichte.

Es ist für die Kenntniß des Volkes von Bedeutung, zu wissen, in welchen Theilen Griechenlandes die einzelnen Stämme ihre Wohnsitze hatten. Diese Wohnsitze blieben aber nicht immer dieselben. In den nächsten Menschenaltern vor Troja's Zerstörung finden wir die Aeolier in einem Theile Thessaliens, in derselben Landschaft die zu ihnen gehörigen Böotier und Minyer, die letztern auch am kopaischen See, gleichfalls in Thessalien die achäischen Myrmidonen oder Hellenen, und andere Achäer im östlichen Peloponnes. Beide Stämme, Aeolier und Achäer, sind in der Zeit der Sage die berühmtesten und mächtigsten, in der historischen werden sie von den beiden anderen, den Doriern und Joniern, ganz überflügelt, wogegen diese in der heroischen noch im Hintergrunde stehen. Die Dorier waren nach mehreren Wanderungen in dem nach ihnen benannten Ländchen zwischen dem Oeta und dem Parnassus geblieben; während die Jonier in Attika, auf Euböa und in Aegialea wohnten. Das Verhältniß der erobernden Hellenen zu den Pelasgern und anderen Urbewohnern gestaltete sich nicht überall auf dieselbe Art; an einigen Orten wurden die Besiegten von den Siegern zur Dienstbarkeit herabgedrückt, an anderen geschah eine völlige Verschmelzung und hier und da scheint sogar das pelasgische Element überwiegend geblieben zu sein. Durch die Einwanderung und Verbreitung der von der Natur mit großen Fähigkeiten begabten Hellenen wurde nicht sowohl eine eigenthümliche Bildung hervorgerufen, als vielmehr die bereits vorhandene pelasgische und pierische Bildung belebt und weiter geführt. Was unter den Pelasgern gekeimt hatte, das befruchtete sich und reifte durch die Hellenen.

Einwanderungen. Zu diesen einheimischen Bestandtheilen, aus welchen das griechische Volk erwuchs, sollen auch aus Asien und Aegypten Kolonisten gekommen sein und auf die Bildung der Griechen eingewirkt haben. Die berühmtesten dieser Einwanderungen sind die, welche unter der Führung des Cekrops, des Kadmus, des Danaus und des Pelops geschehen; die drei ersteren werden in das sechszehnte und funfzehnte Jahrhundert v. Chr., der vierte in das vierzehnte gesetzt.

Cekrops kam aus Sais in Niederägypten nach Attika, wo er von dem Könige aufgenommen wurde und sich mit dessen Tochter vermählte. Er fand die Einwohner noch in einem Zustande gänzlicher Wildheit; er führte den Ackerbau und die Grundlage aller Gesittung, die Ehe bei ihnen ein. Er vertheilte die Einwohner in zwölf Ortschaften, und baute eine Burg, die er nach seinem Namen Cekropia nannte. Nach dem Tode des Cekrops folgten einheimische Könige und als der fünfte in ihrer Reihe wird Erechtheus genannt, der Vater der Kreusa, der Mutter Jons.

Kadmus aus Phönicien soll in Böotien die Burg Kadmea gegründet haben, welche später einen Theil der dabei entstandenen Stadt Theben ausmachte. Er soll als Führer einer phönicischen Kolonie die Buchstabenschrift nach Griechenland gebracht und die Kunst, die Erze aufzufinden, zu schmelzen und zu gebrauchen gelehrt haben.

Aus Chemmis in Aegypten kam Danaus, vor seinem Bruder Aegyptus fliehend, mit seinen funfzig Töchtern nach Argos, wo ihm der letzte Inachide, Gelanor, die Herrschaft überlassen mußte. Bald erschienen die funfzig Söhne des Aegyptus, welche ihrem Oheim gefolgt waren, und verlangten die Vermählung mit seinen Töchtern. Danaus gewährte ihr Verlangen, gab aber seinen Töchtern, um Rache an seinem Bruder zu nehmen, Dolche und befahl ihnen, ihre Männer in der Brautnacht zu töden. Nur die Hypermnestra verschonte ihren Gemahl Lynceus, von dessen Hand nach Einigen Danaus fiel. Die Danaiden mußten als Strafe in der Unterwelt Wasser in ein durchlöchertes Faß schöpfen.

Der Phrygier oder Lydier Pelops war der Sohn des Tantalus, welcher, erst Liebling und Tischgenosse des Zeus, wegen eines an den Göttern verübten Frevels zur ewigen Strafe in den Tartarus gestürzt ward. Von Poseidon erhielt Pelops einen goldenen Wagen und ein Roßgespann, die ihn über die Wogen nach Pisa, einem alten mythischen Reiche in Elis trugen. Hier herrschte der König Oenomaus, um dessen schöne Tochter Hippodameia er warb. Oenomaus wollte seine Tochter nicht verheirathen, weil ein Orakel ihm verkündet hatte, er werde von seinem Eidam getödet werden. Daher erklärte er den Freiern, die um sie warben, er wolle sie dem geben, welcher ihn im Wagenrennen besiege, wer aber von ihm besiegt werde, den werde er töden. So starben viele, welche Oenomaus einholte und dann sogleich mit der Lanze tödete. Als Pelops die Köpfe seiner besiegten Vorgänger über der Thür des Oenomaus sah, gerieth er in Furcht und versprach dem Myrtilus, dem Wagenlenker des Oenomaus, die Hälfte des Reiches, wenn er ihm helfe. Myrtilus gab ihm Gehör und setzte die Nägel an den Wagenrädern des Oenomaus nicht ein, so daß dieser beim Weltrennen stürzte. Sterbend sprach er den Fluch über Myrtilus aus. Als nun Pelops mit Hippodameia und Myrtilus heimkehrte, stürzte er den treulosen Wagenlenker ins Meer. Sterbend fluchte Myrtilus ihm und seinem Geschlechte. Mit der Hand der Hippodameia erhielt Pelops die Herrschaft in Pisa. Er dehnte diese auch über andere Landschaften aus, zunächst über Olympia, wo er die Wettkämpfe prächtiger einrichtete, und über Arkadien, und gründete das argivische Reich. Nach ihm wurde die ganze Halbinsel in der folgenden Zeit die Pelopsinsel genannt. Als diese Sage später historisch gedeutet ward, wurde Pelops für den Führer einer aus Lydiern und Phrygiern bestehenden Schaar erklärt, der sich in einem großen Theil der Halbinsel die Herrschaft erworben habe.

Kritik der Sagen von den Einwanderungen.

Deutsche Gelehrte haben nicht nur die Existenz eines Cekrops, Kadmus und Danaus als geschichtliche Personen geleugnet, sondern auch, daß sich die Sagen von ihnen auf früher statt-

gehabte Kolonisationen aus jenen Ländern beziehen. Cekrops wird zwar von der Sage als Gründer des athenienſiſchen Staates bezeichnet, aber alle älteren Schriftſteller und auch die echte, altattiſche Sage nennen ihn einen Autochthonen. Zu einem Aegypter wurde er gemacht, als ſich die erſt im vierten Jahrhunderte v. Chr. aufgekommene Meinung verbreitet hatte, Athen ſei eine Kolonie von Sais in Niederägypten.

Kadmus ſcheint urſprünglich ein einheimiſcher Heros geweſen und ihm durch ein Mißverſtändniß oder willkürliche Erdichtung Phönicien zum Vaterlande gegeben worden zu ſein. Denn es iſt unwahrſcheinlich, daß die ſeefahrenden Phönicier in Theben, welches in gar keiner Verbindung mit dem Meere ſtand, eine Kolonie ſollten gegründet haben. Auch fehlt es an jeder weitern Spur einer hiſtoriſchen Beziehung zwiſchen Theben und Phönicien.

Auch dem Danaus ſcheint erſt ſpäter von der Sage Aegypten als Vaterland angedichtet worden zu ſein; wogegen man in der Strafe der Danaiden mit großer Wahrſcheinlichkeit eine mythiſche Beziehung auf die Bewäſſerung des trocknen Landes gefunden hat.

Die lydiſch-phrygiſche Einwanderung unter Pelops ſcheint, da ſie erſt drei Menſchenalter vor dem trojaniſchen Kriege ſtattgefunden haben ſoll, auf geſchichtliche Wahrheit Anſpruch machen zu können. Allein auch ſie iſt eine ſpätere Erdichtung; denn Homer nennt den Pelops einen einheimiſchen König, und neben jenen Sagen, nach welchen Pelops aus Kleinaſien eingewandert war, gab es eine andere, welche ihn einen Achäer nannte. Auch war der Hauptgegenſtand der Sage der Gewinn der Hippodameia durch den Sieg in der Rennbahn, was deutlich an das Vaterland der Sage, Elis, erinnert, wo die olympiſchen Spiele gefeiert wurden.

Anſichten von dem Zuſammenhange der griechiſchen Kultur mit der orientaliſchen.

Die Frage, ob jenen Mythen von Einwanderungen ein hiſtoriſcher Kern zu Grunde liegt, bildet einen Theil einer weit allgemeineren Frage, nämlich, ob ein Kulturzuſammenhang ſtattgefunden hat zwiſchen dem Orient und Griechenland, ob dieſes von jenem die Anfänge aller Bildung, Götterdienſte und religiöſe Vorſtellungen, geſellige und politiſche Einrichtungen empfangen hat.

Die Meinung von dieſem Bildungszuſammenhange hat angeſehene Vertheidiger gefunden. Sie behaupten: der Zuſtand der älteſten Griechen ſtimmte mit dem aſiatiſchen ziemlich überein, die ganze Lebenseinrichtung der den fröhlichen Hellenen vorangegangenen Pelasger war der ägyptiſchen ſehr ähnlich; eine Prieſterkaſte herrſchte und dieſe hatte vom Orient her mannigfache Ueberlieferungen und Lehren über Gott, Menſchheit und Natur im Gewande ſymboliſcher und allegoriſcher Dichtungen empfangen. Dieſe ſymboliſch myſtiſche Götterlehre war die Grundlage der griechiſchen Mythologie, deren wahrer Schlüſſel ſie iſt. Das Emporkommen und der Sieg der Hellenen iſt der Sieg der Kriegerkaſte über die Prieſterkaſte; erſt durch den Einfluß der Hellenen verlieren Sitte und Verfaſſung, Denken und Dichten ihren urſprünglichen, orientaliſchen Charakter; die Mythologie wird heller und verſtändlicher, aber auch inhaltsleerer; nur in den Myſterien erhalten ſich die bedeutungsvollen Prieſterlehren. Andere Gelehrte dagegen behaupten die unbedingte

Eigenthümlichkeit und völlig unvermischte Beschaffenheit aller Erscheinungen des griechischen Geistes; sie behaupten, daß die Griechen schon im Kindesalter und im Fortgange ihrer Entwickelung sich frei von aller äußeren Einwirkung und selbständig entwickelt hätten.

Es finden sich bei den Griechen unleugbare Spuren und Andeutungen eines Zusammenhangs mit dem Morgenlande. Wenn auch nie ein Kadmus existirt hat und wenn er noch weniger ein Phönicier gewesen ist, so leugnet doch darum Niemand, daß die Griechen die Buchstabenschrift von den Phöniciern erhalten haben. Sollte aber ein Volk, welches ein so wichtiges Kulturelement einem anderen mitgetheilt hat, ohne allen weiteren geistigen Einfluß auf dieses geblieben sein? Die griechische Götterwelt ist der Hauptsache nach gewiß ganz einheimischer Natur und im innigen Zusammenhange mit dem griechischen Leben und griechischer Bildung weiter entwickelt worden; aber die Naturreligion der Pelasger hat eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den religiösen Anschauungen der Orientalen, und es kann nicht bezweifelt werden, daß auch einzelne göttliche Wesen von diesen herstammen. Auch in dem ältesten griechischen Staatsleben finden sich einzelne Einrichtungen, welche eine große Aehnlichkeit mit orientalischen haben und auf einen Zusammenhang mit dem Oriente hindeuten. So z. B. werden die vier ionischen Phylen in Attika, welche ihre Namen von den Söhnen Jons herleiteten, als ein Beweis einer kastenmäßigen Eintheilung der ältesten Bewohner von Attika angeführt. Zur Zeit des Erechtheus, so lautet die Sage, hatte sich Xuthus in Attika niedergelassen und von jenem als Lohn für geleistete Dienste die Hand seiner Tochter Kreusa erhalten. Sein Sohn Jon hatte sich dann das Vertrauen des Landes in dem Maße erworben, daß er mit einer neuen Einrichtung des Staates beauftragt wurde. Er hatte nun die Einwohner nach der Lebensweise in vier Abtheilungen (Phylen) getheilt: Hopleten, Argadeis oder Ergadeis, Aegikoreis und Geleonten oder Teleonten, Kriegsleute, Handwerker, Hirten und Zinsbauern oder Weihepriester. Mag auch über die Namenerklärung der einzelnen Phylen, wie schon bei den Alten, so auch bei den Neuerern, keine Uebereinstimmung herrschen, so bleibt doch immer eine Eintheilung in erbliche Stände, welche eine große Aehnlichkeit mit der orientalischen Kasteneintheilung hat. Es ist diese Eintheilung wahrscheinlich nicht erst von den Joniern, sondern bereits von den Pelasgern gemacht worden und hat vielleicht nie die strenge Durchführung wie bei den orientalischen Völkern erlangt. Wir haben aber doch die Ueberlieferung von dem uralten, der hellenischen Einwanderung gleichzeitigen Vorhandensein von vier erblichen Klassen in Attika. Sie dauerten unter dem Namen der ionischen Phylen bis gegen die Perserkriege fort, wenn auch nicht nach der Lebensweise getrennt, doch als Volksabtheilung.

Trotz aller dieser scheinbaren Widersprüche muß man doch die Eigenthümlichkeit und die selbständige Entwickelung der griechischen Bildung und des griechischen Lebens behaupten. In dem Entwickelungsgange ganz verschiedener Völker finden wir manche ganz ähnliche Erscheinungen und Einrichtungen, ohne daß wir dadurch auf die Verwandtschaft dieser Völker und die Aehnlichkeit der übrigen

Einrichtungen zu schließen berechtigt werden. Manche Uebereinstimmung mit fremden Gebräuchen findet ihre hinlängliche Erklärung in den gemeinschaftlichen Grundzügen jedes ältesten Völkerlebens. Ferner ist es höchst wahrscheinlich, daß die Pelasger aus Asien eingewandert sind, wie man ja schon wegen der allgemeinen Herkunft des Menschengeschlechts aus Asien annehmen muß; diese Einwanderung hat aber in einer sehr frühen Zeit stattgefunden, wo die asiatische Kultur noch wenig entwickelt und gleichsam erst in zarten Keimen vorhanden war. Die Formen des asiatischen Lebens, welche die Pelasger in das neue Vaterland mitbrachten, stimmten mit den späteren Einrichtungen des Orients nur in gewissen allgemeinen Grundzügen überein und entfernten sich auf dem europäischen Boden noch mehr von ihrer ursprünglichen Beschaffenheit. Wohl mag bei der eigenthümlichen Lage Griechenlands in der Mitte der alten Kulturländer und bei dem häufigen Verkehre zwischen den beiden Welttheilen Manches in früherer und späterer Zeit von Asien nach Griechenland verpflanzt worden sein: allein dieses hat ohne Zweifel entweder seinen eigenthümlichen Charakter verändert und gleichsam ein griechisches Gepräge angenommen, oder es ist höchstens von einem einzelnen Stamm angenommen worden und hat nie einen wesentlichen Antheil an der Gestaltung des griechischen Lebens erlangt. So sind z. B. der Verehrung einzelner griechischer Gottheiten, wie namentlich der Aphrodite, phönicische oder sonstige asiatische Elemente beigesellt worden, und die orgiastischen Bestandtheile des Bachuskultus mit ihrer Flöten- und Cymbelmusik weisen auf phrygische Gebräuche hin: aber gerade hier bleibt der Gegensatz mit der übrigen hellenischen Religion fortwährend sichtbar. Der Quell der hellenischen Bildung ist nicht durch zugeleitete Wasser getrübt worden, sondern hat seine eigenthümliche Krystallfarbe gewahrt. Die Hauptelemente des hellenischen Lebens erscheinen als ein organisches Ganze, welches auf heimathlichem Boden erwuchs und sich in jugendlicher Kraft zu einer eigenthümlichen Schönheit entfaltete, ohne daß es erst ausländische Einflüsse zur Reife seiner geschichtlichen Erscheinung hätten bringen müssen.

b) Das Heroenalter der Griechen.

Allgemeiner Charakter des heroischen Zeitalters. Ohngefähr die Zeit vom vierzehnten bis zum zwölften Jahrhundert ist das Heroenalter der Griechen, eine Zeit schrecklicher Zerrüttungen und wilden Faustrechts, durch welche Griechenland sich zur Bildung und Humanität hindurcharbeitete. Durch das Emporkommen der kriegerischen Hellenen wurden die Religion und der Kultus, welche in dem ältesten Griechenland die Grundlage der geselligen Ordnung waren, tief erschüttert. Nur in vereinzelten Sagen klingt die Erinnerung jener gewaltigen Kämpfe zu uns herüber, welche die Religion und ihre Vertreter mit dem jugendlichen Uebermuthe der kriegerischen, dem patriarchalischen Zustande entwachsenen Hellenen bestanden haben müssen. Eine andere Ursache jener Kämpfe lag in der politischen Trennung der einzelnen griechischen Völkerschaften und in den Grundsätzen des antiken Staatsrechtes. Recht und Gesetz schützen nach den Begriffen des Alterthums nur die Bür-

ger desselben Staates; Ausländer und Feind ist in den alten Sprachen ein und dasselbe Wort. Alle Staaten befinden sich einander gegenüber rechtlich in einem ewigen Kriegsstande, dessen thätliche Ausbrüche nur durch positive Verträge in Schranken gehalten werden. Städte zu überfallen und zu plündern, und auf dem Meere nach Raub umherzustreifen, gereichte nicht zum Schimpfe. Räubereien der Einzelnen gelten noch bei Homer für ehrenwerth. Außer der Grenze seiner Heimath steht der Mensch sofort auch außer dem Gesetze und als ein völlig rechtloser da. Doch trat schon früh der strengen Rechtsansicht mildernd die Humanität zur Seite, und die Scheu vor den Göttern als Rächern des Frevels mäßigte schon bei den Griechen jener Tage den gewaltthätigen Sinn. So schützte den Verfolgten die Scheu vor den Schutzflehenden, oder das heilige Gastrecht, dessen einmal geknüpfte Bande sich vom Vater auf den Sohn vererbten.

Jenes gewaltige Ringen einer noch rohen Zeit, jene Kämpfe, theils zum Schutze der Bedrängten und Wehrlosen gegen Wütheriche, Räuber und wilde Thiere, theils auch zur Befriedigung der Abenteuerlust und der Begierde nach fremdem Besitz sind von der Sage so vielfach umgebildet worden, daß sich der geschichtliche Kern nicht mehr erkennen läßt.

Keines der Heldengeschlechter jener Zeiten war berühmter als das des Danaus durch seine Tochter Hypermnestra. Aus diesem Geschlechte stammte Perseus, der Medusentöder, und Herakles, der Sohn der Alkmene und des Zeus. Zeus hatte dem Herakles die Herrschaft über Argolis bestimmt, aber die List der Hera wußte die Erfüllung seines Götterausspruchs auf einen anderen Nachkommen des Perseus, den Eurystheus, zu übertragen. Durch das ganze Leben des Helden blieb die zürnende Göttin seine Verfolgerin und bereitete ihm Gefahren und Schwierigkeiten. Durch das Geschick war der feige Eurystheus der Herr des Herakles und legte ihm die härtesten Arbeiten und schwersten Kämpfe auf, deren glückliche Beendigung unmöglich schien, die aber der Unüberwindliche und Unermüdliche sämmtlich vollbrachte. Herakles hatte sowohl Ungeheuer zu erlegen oder zu fangen, als seltne Schätze, nach denen Eurystheus lüstern war, herbeizuschaffen. So mußte er den nemeischen Löwen und die lernäische Hydra erlegen, den erymanthischen Eber lebendig fangen und nach Mycenä bringen, der Amazonenkönigin Hippolyta den Gürtel, welchen sie von Ares erhalten hatte, entringen, und vom Okeanosstrome am äußersten Westende der Erde die von einem hundertköpfigen Drachen bewachten goldenen Aepfel der Hesperiden holen; endlich den dreiköpfigen Höllenhund Cerberus aus der Unterwelt an das Tageslicht bringen. Erst spätere Sagenschreiber und Dichter haben die Zahl der Arbeiten, welche Herakles auf Eurystheus Befehl ausführen mußte, auf die runde Zahl zwölf festgesetzt. An die von Eurystheus befohlenen Thaten reihen sich andere, welche Herakles freiwillig vollbrachte. In allen erscheint eine gewaltige und zugleich hülfreiche Heldenkraft. Die Dichtung bemüht sich, seine über alles menschliche Maß hinausgehende Stärke zu zeichnen, sie läßt ihn eine Zeit lang statt des Atlas die Last des Himmelsge-

Herakles.

wölbes auf seine Schultern nehmen, sie läßt ihn sich an Götter wagen und im Uebermuthe und Vertrauen auf seine Kraft selbst die Unsterblichen nicht schonen. Trotz seiner Heldenkraft war aber Herakles als Mensch nicht frei von menschlichen Schwächen und Fehltritten, die er abbüßen mußte. Da er den Iphitus, den Sohn des Königs Eurytus von Oechalia, im Zorne getödet hatte, verfiel er in eine schwere Krankheit, deren Heilung das delphische Orakel ihm nur dann verhieß, wenn er drei Jahre als Sklave um Lohn diene. Daher ließ er sich an die Königin Omphale von Lydien verkaufen, bei der er Wolle spann, in ein Weibergewand sich hüllte und in Weichlichkeit und Wollust versank. Als Folge eines späteren Vergehens fand er zuletzt einen qualvollen Tod, aber auch den Uebergang zur Unsterblichkeit. Es war seine eigene Gemahlin Deianira, die, ohne zu wissen was sie that, ihm diesen Tod bereitete. Ihr hatte einst der Centaur Nessus, als er von Herakles mit einem in die giftige Galle der lernäischen Hydra getauchten Pfeile getödet wurde, sterbend von seinem dadurch vergifteten Blute gegeben, als ein angebliches Mittel, jede fremde Liebe aus des Helden Brust zu verscheuchen. Als später Herakles Neigung zu der schönen Iole faßte, machte Deianira von dem empfangenen Zaubermittel Gebrauch. Sie schickte dem Herakles ein in das Blut des Nessus getauchtes Gewand. Kaum hatte der Held sich damit bekleidet, so drang das in demselben enthaltene Gift in alle Theile des Körpers, und folternde Schmerzen durchzuckten alle seine Glieder. Ueberzeugt, daß diese entsetzlichen Qualen nur mit seinem Leben enden würden, ließ er sich auf den Berg Oeta bringen und dort auf einen Scheiterhaufen legen. Lange scheuten sich die Anwesenden den Wunsch des Helden zu erfüllen und den Holzstoß in Brand zu stecken. Endlich that dies ein Hirt. Alsbald fuhren auch Blitze herab, so daß alles schnell verzehrt ward. Der Held hatte die Leiden der Menschheit ausgeduldet, eine Wetterwolke trug ihn zum Olymp empor, wo er unter die unsterblichen Götter aufgenommen wurde, und die versöhnte Hera ihm ihre ewig blühende Tochter Hebe vermählte.

Das Leben des Herakles ist ein schöner und uralter Mythus, eine allegorische Darstellung der menschlichen Heldenkraft, die durch unermüdliches Kämpfen und Ringen den Widerstand, der ihr überall entgegentritt, überwindet und nach Abbüßung der menschlichen Schwächen den Göttern gleich wird. Herakles, der Sohn eines Gottes und einer sterblichen Mutter, stellt die Menschheit dar, die sich vermöge ihrer halbgöttlichen Abstammung durch die Mühsale des Erdenlebens zum Olymp emporzuschwingen vermag. Schon auf Erden zeigt der menschliche Held seine göttliche Natur dadurch, daß er Heil verbreitet, Schaden abwehrt und die Unterdrückten gegen ihre Bedränger vertheidigt, daher Herakles besonders als Abwender des Unheils verehrt wurde. Dem Herakles war das höchste Maß menschlicher Kraft im Wagen und Ertragen verliehen, und dabei ein so edles Streben, als es jene Zeit kannte; jedoch war er nicht frei von menschlichen Fehlern und Schwächen. Jeglichen Frevel büßt er durch neues Leid, bis er verklärt zum Olymp aufsteigt. Aber nicht nur den Mythus im Allgemeinen, sondern auch viele von den einzelnen Thaten hat man allegorisch zu deuten versucht. Die Heraklesfabel

ist jedoch keineswegs bloß Allegorie, sondern es finden sich auch historische Elemente in ihr. Thaten hellenischer Stämme, zum Theil noch in den Oertlichkeiten zu erkennen, welche der Mythus den einzelnen Begebenheiten des Helden anweist, werden dargestellt als Thaten dieses Repräsentanten menschlicher Heldenkraft. Herakles gehört besonders der heroischen Mythologie des dorischen Volkes an, aber auch andere Stämme verehrten denselben Heros und betrachteten ihn als den ihrigen. Vom Stammhelden wurde Herakles zum Helden des ganzen Volkes. Endlich ist der griechische Herakles auch mit ähnlichen Göttergestalten, die sich bei orientalischen Völkern finden, verschmolzen worden.

Ein Zeitgenosse des Herakles wird der athenische Nationalheros Theseus genannt. Der athenische König Aegeus erzeugte ihn auf der Rückreise von dem delphischen Orakel, welches er als Kinderloser um Nachkommenschaft befragt hatte, mit der Aethra, der Tochter des trözenischen Königs Pittheus. Er gebot bei seiner Heimkehr nach Athen der Aethra, ihm den Sohn, wenn sie einen gebären würde, erst dann zuzusenden, wenn dieser ein Schwert und ein Paar Sandalen, die er unter einen Felsblock legte, hervorzunehmen im Stande sei. Theseus legte im sechzehnten Jahre diese Probe großer Stärke ab und ging dann über die Landenge von Korinth nach Athen. Er überwand die Räuber, welche diesen Weg unsicher machten, und ließ jeden auf dieselbe Art sterben, wie er zuvor andere getödet hatte. In Athen wurde er von seinem Vater an dem mitgebrachten Schwerte erkannt und besiegte die Neffen des Aegeus, als diese sich empörten, um den neuangekommenen Thronerben zu beseitigen. Auch tödete er einen wilden Stier, der die Fluren verwüstete, und befreite das Land von einem schrecklichen Tribut, den das Orakel den Athenern als Sühne für einen bei ihnen ermordeten Sohn des Königs Minos von Kreta auferlegt hatte. Sie mußten nämlich alle neun Jahre sieben Jünglinge und eben so viele Jungfrauen nach Kreta schicken. Die unglücklichen Opfer wurden in das von Dädalus erbaute Labyrinth gesperrt, aus dem sie den Ausgang nicht wieder finden konnten, und wo sie verschmachteten, oder dem Minotaurus zur Beute wurden, einem Ungeheuer, das auf einem menschlichen Leibe einen Stierkopf hatte. Als nun zum dritten Mal die durch das Loos bestimmten Knaben und Mädchen in Athen eingeschifft wurden, begleitete sie Theseus freiwillig und überwand den Minotaurus. Ariadne, Minos Tochter, gab ihm einen Faden, mit dessen Hülfe er sich wieder aus dem Labyrinthe herausfand.

Theseus.

Als bei der Rückkehr nach Athen der Steuermann vergessen hatte, als Zeichen der glücklich vollbrachten Rettung statt des schwarzen Segels, den das Unglücksschiff sonst führte, ein weißes aufzuziehen, stürzte sich Aegeus verzweifelnd in das Meer, welches nun nach seinem Namen genannt wurde. Theseus bestieg nun den Thron, zog das seit den Zeiten des Cekrops in zwölf Ortschaften zerstreute Volk in die eine am Fuße der alten Burg Cekropia gelegene Stadt Athen zusammen, machte das Prytaneum zum Sitz der Staatsregierung für die zu einem politischen Ganzen verbundene Staats-

gemeinde und stiftete zur Feier dieser Vereinigung die Feste der Panathenaeen und der Synoikien (der Zusammenwohnung). Die Bürger theilte er in die drei Klassen der Edlen (Eupatriden), der Landbauer und der Gewerbtreibenden. Den ersten übertrug er die obrigkeitlichen Aemter, die Auslegung der Gesetze und die Aufsicht über die Religion, doch gab er ihnen keinen weiteren politischen Vorzug, so daß mit ihm die Gleichheit der Bürgerrechte in Athen beginnt. Ferner erweiterte er das attische Gebiet bis an die Grenzen des Peloponnes und weihte die isthmischen Spiele, welche auf der Landenge gefeiert wurden, dem Poseidon. Dann zog er mit Herakles gegen die Amazonen, später auf andere Abenteuer mit seinem Busenfreunde, dem Lapithenkönige Pirithous. Dieser half ihm die Helena rauben, wogegen Theseus ihm beistand bei dem Unternehmen die Schattenfürstin Persephone aus der Unterwelt zu entführen.

Obgleich Theseus den Bürgern auf Kosten der königlichen Macht große Rechte eingeräumt hatte, wollte ihm doch nach seiner Rückkehr von seinen Zügen das von seinen Feinden aufgeregte Volk nicht mehr gehorchen. Da sprach er einen Fluch über Athen aus und begab sich nach der Insel Scyrus zu dem König Lykomedes. Dieser aber stürzte ihn hinterlistig von einem hohen Felsen herab. Im fünften Jahrhundert vor Christo holten die Athener die Asche des Theseus von jener Insel und errichteten ihm selbst als einem Halbgott Tempel und Altäre.

Es ist ungewiß, ob es je einen athenischen König Theseus gegeben hat, und was und wieviel von den Thaten desselben auf etwas wirklich Geschehenem beruht. Der Mythus von Theseus hat nicht die schöne Einheit wie der des Herakles und läßt sich nicht auf eine Idee zurückführen. Theseus wird auch ein Sohn des Poseidon genannt und scheint ursprünglich der Heros gewesen zu sein, welcher das Verhältniß der alten Bewohner von Attika zu dem ihnen befreundeten Elemente des Meeres und zu dem Meeresgotte selbst darstellte. Durch die Eitelkeit der Athener, dem dorischen Herakles einen Heros von gleichem Ansehen entgegenzustellen, wurden dem Theseus viele Abenteuer angedichtet und dadurch die ursprüngliche Bedeutung der Sage in den Hintergrund gedrängt. Mit den Abenteuern stehen die dem Theseus zugeschriebenen politischen Einrichtungen in keinem Zusammenhang. Auch sind die letzteren mit einander zum Theil in Widerspruch. Neben den Vorrechten, welche Theseus den Eupatriden ertheilte, kann er nicht auch die Gleichheit der Bürger festgestellt haben; und wenn er sogar der Begründer der Demokratie genannt wird, so ist das nur eine Erfindung einer viel späteren Zeit, als die Verfassung des Staates sich der Demokratie zuneigte, und die Athenienser gleichsam ihr Recht dazu dadurch zu begründen suchten, daß sie die ersten Anfänge einer demokratischen Regierungsform auf den gefeierten Heros zurückführten. Die Eintheilung in drei Klassen scheint das Aelteste, was die Sage in politischer Beziehung auf Theseus übertragen hat. Die Eintheilung in vier Phylen war wahrscheinlich aus einer ständischen eine örtliche geworden, indem die vier Phylen nun vier Bezirke bezeichneten, in jeder aber Leute verschiedenen Standes sich befanden. Die Eintheilung, welche dem Theseus zugeschrieben wurde, theilte wahrschein-

lich die Mitglieder jeder Phyle in drei Klassen und stellte die Vorrechte der Eupatriden von neuem fest.

Minos. In der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts v. Chr. herrschte in Kreta der König Minos, welcher als weiser und gerechter Gesetzgeber gepriesen wurde und welcher seine Gesetze als göttliche Gebote von Zeus erhalten zu haben vorgab. Ueber seine Gesetzgebung haben wir keine Nachrichten; die späteren, von den nach dem Heraklidenzuge eingewanderten Doriern getroffenen Einrichtungen wurden fälschlich dem Minos beigelegt. Der Glaube aber an Minos Gesetzgebung und ihre Vortrefflichkeit stand im Alterthume fest. Auch wird Minos ein mächtiger Meerbeherrscher genannt. Er soll sich mit einer zahlreichen Flotte viele Inseln des ägäischen Meeres, namentlich die Cykladen, unterworfen, die Karier zurückgedrängt, die Seeräuberei unterdrückt und sich zum Herrn der Schifffahrt und des Handels gemacht haben. Auch dieses von den Kretern in früher Zeit behauptete Uebergewicht zur See ist eine geschichtliche Thatsache; die Kreter scheinen in älterer Zeit die vortreffliche Lage ihrer Insel besser benutzt zu haben als später. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie Andere von Seeräuberei abgehalten, dieselbe aber selbst betrieben und bisweilen, wenn auch nur auf einige Zeit, sich einzelne Küstengegenden von Hellas zinspflichtig gemacht haben. Ein solches abhängiges Verhältniß scheint für Attika die Sage von Theseus anzudeuten.

Schwer zu erklären ist der übrige Theil der Sage. Minos wird ein Sohn des in einen Stier verwandelten Zeus und der Europa genannt, und seine Gemahlin, Pasiphäe, Tochter des Sonnengottes, von unnatürlicher Liebe zu einem Stiere entflammt, gebar den Minotaurus, der auf einem menschlichen Leibe einen Stierkopf hatte. Um die Schande zu verbergen, schloß Minos dies Ungeheuer in das Labyrinth ein, welches ihm Dädalus erbaute. In das Labyrinth wurden Verbrecher und auch die unglücklichen Opfer eingesperrt, welche die Athenienser dem Minos alle neun Jahre schicken mußten. Die neuere Forschung ist darüber fast einig, daß der Minotaurus einen orientalischen Götzen, wahrscheinlich den phönicischen Moloch bedeutet (siehe S. 84 und 90), welchem Menschen, besonders Kinder geopfert wurden. Gewiß ist, daß Kreta von Phönicien Kolonisten erhielt und manchen Einfluß erfuhr. Es scheint demnach nicht unwahrscheinlich, daß auch phönicischer Götzendienst früh nach Kreta übertragen worden ist, wie die Sage dadurch andeutet, daß Zeus als Stier die Europa von Phönicien nach Kreta entführte. Menschenopfer waren dem alten Kreta nicht fremd. Der übrige Theil der Sage weist vielleicht darauf hin, daß unter Minos durch den Einfluß einer phönicischen Gemahlin dieser Götzendienst in Kreta eingeführt wurde. Wenn Theseus den Minotaurus erschlägt, so heißt dieses, er machte dem Kultus und den blutigen Opfern desselben ein Ende.

Bei der Verbindung und dem Verkehre mit Phönicien haben die Kreter vielleicht auch ihre Fortschritte in der Schifffahrt den seekundigen Phöniciern zu verdanken. Neben ganz ungriechischen Stämmen finden sich in alter Zeit Pelasger auf Kreta. Ob die angeb-

liche Einwanderung von Hellenen unter Tektamus auf geschichtlicher Wahrheit beruht, wird bezweifelt, später jedoch ist das dorische Element auf Kreta vorherrschend.

Der Argonautenzug.

Der Argonautenzug, welcher ohngefähr 1250 v. Chr. stattgefunden haben soll, ist eine ganz in Mythen gehüllte und mit vielen Wundern geschmückte Sage. Der Aeolide Pelias hatte seinem Halbbruder Aeson die Herrschaft von Jolkos in Thessalien geraubt. Als nun dessen Sohn Jason herangewachsen war, erschien er vor dem Oheim um sein Reich zurückzufordern. Pelias verspricht dies zurückzugeben, verlangt aber, daß Jason zuvor das goldene Vließ hole und damit zugleich einen Fluch löse, der von Phrixus her auf dem Geschlechte der Aeoliden laste. Es hatten nämlich Phrixus und Helle, Kinder des Aeolussohnes Athamas und der Wolkengöttin Nephele, von den Ränken ihrer bösen Stiefmutter Ino viel zu dulden. Diese schob einen Orakelspruch unter, welcher dem Athamas seine Kinder zu opfern befahl, um den Fluch einer Unfruchtbarkeit der Felder abzuwenden. Nephele aber entrückte ihre Kinder auf einem wunderbaren Widder, welcher fliegen konnte. Helle fiel herab in die Meerenge, welche nach ihr Hellespont genannt wurde, Phrixus aber kam über das schwarze Meer nach Aea (d. h. Land), einer Gegend im äußersten Osten der Erde. Von dem König Aeetes, welcher hier herrschte, wurde er freundlich aufgenommen; er opferte den Widder dem Zeus und schenkte das goldne Vließ dem Aeetes, welcher es im Haine des Ares an einer Eiche aufhing und von einem nie schlummernden Drachen bewachen ließ.

Dieses goldene Vließ, welches als ein wunderbarer Schatz berühmt war, sollte nun Jason wieder holen. Er ließ sich zu diesem Unternehmen ein großes Schiff bauen, welches den Namen Argo erhielt und nach welchem die Theilnehmer an der Fahrt die Argonauten genannt wurden. Die berühmtesten Helden nahmen an dem kühnen Unternehmen Theil: Herakles, Theseus, Pirithous, Kastor und Pollux, Meleager, Peleus, der Sänger Orpheus und andere; doch der Leiter des Zugs war Jason. Nach vielen Gefahren und Abenteuern gelangte man endlich nach Aea. Hier versprach der König Aeetes dem Jason die Auslieferung des goldenen Vließes, wenn er zuvor zwei feuerschnaubende, erzfüßige Stiere an den Pflug spanne, mit ihnen ein Stück Land pflüge, in die Furchen den Rest der Drachenzähne des Kadmus säe und die aus der Saat aufgehenden geharnischten Männer erlege. Medea, des Aeetes Tochter, erfahren in Zauberkünsten und von Liebe zu Jason entbrannt, versah diesen mit Zaubermitteln, durch welche er das Verlangte vollbrachte. Als sich Aeetes dennoch weigerte, den Schatz auszuliefern, schläferte sie in der Nacht den Drachen ein, nahm das Vließ und schiffte sich mit Jason und seinen Gefährten auf der Argo ein. Nach langem Umherirren erreichten sie Jolkos, wo sie aber den Aeson nicht mehr am Leben fanden. Jason und Medea, bald wieder aus Jolkos vertrieben, wandten sich nach Korinth. Hier lebten sie zehn Jahre glücklich bis Jason wegen einer Neigung zu der dortigen Königstochter Glauke die Medea verstieß und diese sich durch Vergiftung der Glauke und ihrer eigenen Kinder rächte.

Die Sage von dieser Heldenfahrt ist sehr alt, und Sage und Poesie haben sie vielfach ausgeschmückt und umgebildet; in allen Perioden der griechischen Literatur, von Dichtern jeder Gattung und von prosaischen Schriftstellern ist sie behandelt worden. Durch die Erweiterung der Länderkunde erfuhr die Erzählung von der Argonautenfahrt und namentlich von dem Wege, den die Argonauten bei der Heimkehr nahmen, vielfache Umbildungen. Das goldene Vließ ist auf die Goldgruben von Kolchis, oder auf die Goldkörner, welche aus den dortigen Flüssen durch zottige Felle aufgefischt werden, oder auf Pelzhandel gedeutet worden. Dagegen haben neuere Gelehrte in dem Mythus von Phrixus eine Andeutung auf die Abschaffung der Menschenopfer finden wollen. Die Stiefmutter ist ein später in die Fabel hineingedichteter Zug; nach der ursprünglichen Form derselben soll Phrixus dem Zeus Laphystios (dem Gefräßigen) geopfert werden. Wegen eines alten auf den Athamantiden lastenden Fluches mußte nämlich immer der älteste Sprößling des Geschlechts entweder sterben, oder flüchtig werden. Diesmal senden die Götter einen Widder, der statt des Phrixus geopfert wird, und dieser Mythus soll die Abschaffung der furchtbaren Menschenopfer andeuten. Nach einer andern Sage entzog sich Phrixus dem Opfertode durch die Flucht, und beide Sagen verschmolzen dann zur Flucht auf dem Widder. Weil aber dessen Fell im fremden Lande bleibt, ist der alte Fluch noch nicht gehoben; um ihn zu lösen, muß ein Sprößling des Geschlechts das Vließ herbeiholen. Dieser Sprößling ist Jason.

Jene Beziehung auf den Kultus ist mit einer mythisch verhüllten Thatsache, mit einer Handelsunternehmung oder Seefahrt der Minyer, vielleicht der ersten in den gefürchteten Pontus, in Verbindung gebracht. Jolkos ist eine Stadt der zum Aeolerstamme gehörenden Minyer, und die Argofahrer werden Minyer genannt. Der Hauptort dieses merkwürdigen Volkes war Orchomenos in Böotien an dem See Kopais. Die Schätze von Orchomenos werden in der Ilias neben denen von Theben in Aegypten als außerordentliche erwähnt. Dieser Reichthum stammte theils aus dem Ertrage der fruchtbaren, wohlbebauten Umgegend, theils aus dem Handel, den Orchomenos besonders zur See betrieb. Die Minyer scheinen im Heroenalter das einzige hellenische Volk gewesen zu sein, welches durch kaufmännische Thätigkeit sich Macht und Reichthum zu erwerben suchte.

Gegen das Ende der heroischen Zeit hatte Theben Schicksale und Kämpfe zu bestehen, welche der Inhalt eines eigenen Sagenkreises und der Lieblingsstoff der tragischen Dichter Athens geworden sind. Der König Laius von Theben befragte, weil er kinderlos war, das Orakel des Apollo um Rath und erhielt die Warnung, keine Kinder zu zeugen, weil er „durch des Kindes Gewalt" das Leben verlieren würde. Oedipus.

Er achtete die Warnung nicht und zeugte mit der Jokaste einen Sohn. Diesen ließen nun die Aeltern, um den Götterausspruch unwirksam zu machen, nach wenigen Monden mit durchstochenen und zusammengebundenen Füßen in dem wilden Gebirge Cithäron aus-

setzen. Der damit beauftragte Hirt rettete aus Mitleid das Kind und gab es einem anderen Hirten, welcher in demselben Gebirge die Heerden des Königs Polybus von Korinth weidete. Dieser Hirt nannte den Knaben Oedipus und überbrachte ihn seinem Herrn. Polybus erzog den Knaben als seinen Sohn. Einst warf ein Korinther dem Oedipus vor, daß er kein echter Sohn des Königs sei; da ging Oedipus nach Delphi, um von dem Orakel seine wahren Eltern zu erfragen, erhielt aber nur den Bescheid, er solle nicht in sein Vaterland zurückkehren, weil er sonst seinen Vater erschlagen und mit seiner Mutter Blutschande begehen würde. Daher kehrte er nicht wieder nach Korinth zurück, sondern wandte sich nach Theben, begegnete in Phocis seinem Vater und erschlug ihn und dessen Wagenlenker, als ihn dieser aus dem Wege treiben wollte. Inzwischen war vor Theben die Sphinx erschienen, hatte sich auf einem Felsen gelagert, gab jedem Vorübergehenden ein Räthsel auf und stürzte deu, welcher es nicht lösen konnte, von dem Felsen herab. Man versprach dem, welcher die Stadt von dieser Plage befreien würde, den erledigten Thron und die Hand der Jokaste. Oedipus löste das Räthsel, welches die Sphinx ihm aufgab, die Sphinx stürzte sich vom Felsen herab, und Jokaste reichte in dem Fremdling ihrem eigenen Sohne die Hand. Lange herrschte Oedipus glücklich und geliebt und zeugte mit Jokaste zwei Söhne und zwei Töchter: den Eteokles und Polynices, die Antigone und Ismene, aber endlich kam eine Pest über das Land, und das Orakel befahl, den Mörder des Laius zu vertreiben, wenn man die Pest entfernen wolle. Daher sprach Oedipus über denselben einen Fluch und Bann aus. Beim Nachforschen erfuhr Oedipus von dem Seher Tiresias die gräßliche Wahrheit, daß er der Mörder seines Vaters und zugleich der Gemahl seiner Mutter sei. Jokaste erhängte sich in der Verzweiflung und Oedipus stach sich die Augen aus. Dann wird Oedipus aus der Stadt getrieben und flucht seinen Söhnen, weil sie an seiner Vertreibung Theil genommen haben. Von Antigone geleitet, irrt Oedipus bettelnd in fremden Ländern umher, bis er zum Hain der Eumeniden bei Kolonos in Attika gelangt, wo ihm ein verklärtes Ende bestimmt ist. Ausgesöhnt sind die höheren Mächte, und ein Orakel verkündet, das Land, wo sein Leib ruhe, werde vor seinen Nachbarn sicher sein. Die Thebaner wollen ihn jetzt zurückholen, aber er wird von Theseus geschützt und schmerzlos der Erde entrückt.

Die Sieben gegen Theben.

Zwischen Eteokles und Polynices entspann sich ein Streit um die Herrschaft. Polynices mußte weichen und begab sich zu dem König Adrastus von Argos, welcher ihm seine Tochter zur Gemahlin gab und ihm Unterstützung versprach. Sieben Helden, Polynices, Adrastus, der Seher Amphiaraus und noch vier andere Helden zogen gegen Theben. Das Unternehmen fiel unglücklich aus, wie Amphiaraus vorausgesagt hatte. Eteokles und Polynices tödeten sich gegenseitig im Zweikampfe und von den Sieben entkam nur Adrastus durch schnelle Flucht. Man setzt diesen Krieg gegen Theben in das 1225. Jahr v. Chr.

Zehn Jahre später begannen die Söhne (Epigonen) jener sieben Fürsten unter Thersander, dem Sohne des Polynices, einen Rachekrieg gegen Theben. Sie waren siegreich. Der in Theben herrschende Sohn des Eteokles, Laodamas, fiel in der Schlacht, die Thebaner verließen die Stadt, die Epigonen rückten ein und setzten den Thersander, den Sohn des Polynices, auf den Thron. — Der geschichtliche Kern dieser Sagen scheint ein Krieg gegen Theben zu sein, welchen auf Veranlassung eines vertriebenen thebanischen Fürsten Argiver unternahmen und in welchem Theben erobert wurde. Der Krieg der Epigonen.

Den Schluß des heroischen Zeitalters bildet der trojanische Krieg, welchen man in die Jahre 1194 bis 1184 v. Chr. setzt. Dieser Kampf ist der Höhepunkt des Heldenalters, und von allen Sagen des griechischen Volkes ist keine so oft Gegenstand der Poesie und Kunst geworden. Der trojanische Krieg.

Dem Paris, dem Sohne des Königs Priamus von Troja, hatte Aphrodite das schönste Weib versprochen. Dieses war Helena, die Gemahlin des Königs Menelaus von Sparta. Paris entführte sie mit vielen Schätzen dem Menelaus, und daraus entstand, weil man in Troja die Herausgabe verweigerte, der trojanische Krieg. Die dem Menelaus zugefügte Beleidigung war um so größer, weil Paris auch das heilige Gastrecht freventlich verletzt hatte. Daher nahmen fast alle Fürsten Griechenlands Theil an dem Rachekriege. Den Oberbefehl übertrugen sie dem Agamemnon, dem König von Mycenä, als dem Mächtigsten unter ihnen. An Schönheit aber und gewaltiger Kraft war der schnellfüßige Pelide Achilles, an Verschlagenheit und Redegabe Odysseus, der König von Ithaka, der erste der griechischen Helden. Neben ihnen und den Atriden Agamemnon und Menelaus waren die ausgezeichnetsten Helden der vielerfahrene und beredte Greis Nestor, der kühne Diomedes, der Telamonide Ajax und Idomeneus, der Enkel des Minos. Auf beinahe zwölfhundert Schiffen fuhren die Griechen hinüber an die kleinasiatische Küste, an welcher, nicht weit von dem Hellespont, Ilium lag, die Hauptstadt des trojanischen Reiches. Wie fast ganz Griechenland Theil nahm an diesem Kriege, so waren den Troern Hülfsvölker aus der Nähe und Ferne zugezogen. Von den Vertheidigern Iliums ist bei weitem der trefflichste Hektor, ein Sohn des Priamus, das Muster eines vollkommenen Mannes und Kriegers und makellos wie keiner der Griechen. Erst im zehnten Jahre des Kampfes erliegt Ilium seinem Schicksale. Aus dem zehnten Jahre ist der Stoff der Ilias entnommen; das Gedicht erzählt aber die Begebenheiten nicht bis zum Untergange der unglücklichen Stadt, sondern nur bis zur Bestattung Hektors. Das Ende des Krieges berichten spätere Dichter, welche Wunderbares zu häufen bemüht sind. Nachdem Achill, nachdem auf beiden Seiten die Tapfersten gefallen sind, gelingt es besonders der Klugheit und Verschlagenheit des Odysseus die Einnahme der Stadt zu bewirken. Iliums Herrlichkeit sank in Schutt und Asche. Viele Troer und unter ihnen der greise Priamus wurden erschlagen; andere traf das bittere Loos der Sklaverei; nur wenige wie Aeneas retteten sich durch die Flucht.

Aber auch viele der heimkehrenden Griechen hatten auf der Reise oder in der Heimath mit Unglück und Jammer zu kämpfen. Ein trauriges Geschick traf den Agamemnon; er wurde von seiner ehebrecherischen Gemahlin und ihrem Buhlen Aegisthus erschlagen. Diomedes fand ebenfalls Ehebruch in seinem Hause, mußte flüchten und ging nach Italien. Das meiste Interesse erregen die Irrfahrten und Schicksale des Odysseus, deren anziehende Schilderung in der Odyssee enthalten ist. Auf unbekannten, gefährlichen Meeren vielfach umhergetrieben und verfolgt von Göttern und Menschen erleidet der von Troja zurückkehrende Odysseus Sturm auf Sturm und Schiffbruch auf Schiffbruch, bald wird er an die ungastlichen Küsten grausamer Barbaren, bald an die Eilande mächtiger Zauberwesen verschlagen, bis er endlich nach zehnjährigem Umherirren, nach unsäglichen Drangsalen, aller seiner Gefährten beraubt, in Bettlergestalt in die langersehnte Heimath gelangt. Aber noch ist das Ende seiner Leiden und seiner Mühen nicht gekommen, denn erst gilt es noch den frechen Uebermuth der Freier zu bestrafen. Mehr als hundert junge Männer aus den edlen Geschlechtern von Ithaka und der benachbarten Inseln haben in der Meinung, daß Odysseus nicht mehr am Leben sei, sich seit mehreren Jahren täglich in seinem Hause eingefunden, um die Hand der treuen Penelope geworben, das Besitzthum des Odysseus in beständigen Festgelagen übermüthig verpraßt und sogar dem edlen Sohne desselben, dem Telemachus, schändlich nach dem Leben getrachtet. Doch die Strafe und die Vergeltung nahte. Von Telemachus und zwei treuen Hirten unterstützt vollzieht Odysseus das Rächeramt; die Freier müssen ihren frevelnden Uebermuth mit dem Leben büßen.

Der trojanische Krieg war nach der eigenen Ansicht der Griechen die letzte Begebenheit des heroischen Zeitalters; die Helden sind verschieden von den mythisch-symbolischen Heroen der früheren Sagenkreise, sie stehen der Wirklichkeit und dem Leben näher, sie sind individuell menschlich gedacht, sie sind ideale Heldengestalten, obgleich auch sie noch in die mythische Götter- und Halbgötterwelt hineinreichen und gleichsam im Wiederschein derselben stehen.

Man sollte meinen, daß sich bei diesem Sagenkreise das poetische Gewand leichter würde wieder abstreifen, und die geschichtlichen Thatsachen, Ursache, Verlauf und Ende des Krieges, wieder würden erkennen lassen: allein das ist nicht der Fall. Poesie und Sage haben den geschichtlichen Stoff so frei nach ihrem Zwecke bearbeitet und umgestaltet, daß sich der geschichtliche Kern der Sage nicht wieder erkennen läßt. Kaum dürfen wir mit Sicherheit als geschichtliche Thatsache behaupten, daß von Hellenen verschiedener Staaten Griechenlands gegen ein an der kleinasiatischen Küste gelegenes troisches Reich ein Krieg geführt und in diesem die Hauptstadt der Troer, Ilium, zerstört worden sei.

II. Von der dorischen Wanderung bis zu den Perserkriegen.

a) Wanderungen und Kolonien der Griechen.

Nach dem trojanischen Kriege und zum Theil in Folge desselben fanden in Griechenland innere Umwälzungen und Auswanderungen in fremde Länder statt. Die von Troja heimkehrenden Helden fanden Vieles verändert, zum Theil Andere im Besitze ihrer Herrschaft und ihrer Frauen, und daraus entstanden innere Unruhen und Kämpfe, welche mit der Vertreibung der Einen oder der Andern endigten. Eroberungslustige Nachbarn scheinen die Verwirrungen mancher Städte benutzt zu haben. Das mächtige Herrscherhaus der Pelopiden sank von seiner Höhe herab. Zwar hatte Orestes, der Sohn des Agamemnon, ein neues Reich gegründet, welches größer war, als das seines Vaters: aber es erlangte keine Festigkeit und keinen Bestand. Wanderungen in Nord- und Mittel-Griechenland.

Ohngefähr sechszig Jahre nach der Zerstörung von Troja (1124 v. Chr.) brach die Völkerschaft der Thessalier, welche bisher in Epirus gewohnt hatte, in das von nun an nach ihnen Thessalien genannte Land ein. Die einheimischen Völkerschaften wurden theils verdrängt, theils unterjocht und zu Leibeigenen gemacht, welche den Namen Penesten erhielten. Von den verdrängten Völkerschaften zogen die äolischen Böotier aus ihren Stammsitzen im südlichen Theile von Phthiotis nach dem Lande, welches nun von ihnen den Namen Böotien erhielt, und unterwarfen sich die Minyer und Thebaner. Eine andere Völkerschaft, die Dorier, wanderte in das auf der Südseite des Oeta gelegene Land Doris, in welchem sich schon früher stammverwandte Schaaren angesiedelt hatten. Auch in Aetolien und Akarnanien traten ähnliche Veränderungen ein, von welchen wir aber keine näheren Nachrichten haben. Das nördliche Griechenland und der westliche Theil des mittleren wurden in Folge dieser Umwälzungen in ihrer Entwickelung gehemmt und blieben hinter den übrigen Griechen zurück.

Die von Epirus und Thessalien ausgegangene Völkerbewegung blieb nicht in Mittelgriechenland stehen, sondern auch die übrigen Theile von Griechenland bis zum äußersten Süden des Peloponnes erlitten eine Umänderung. Denn ohngefähr 1104 v. Chr. wanderten die Dorier in Verbindung mit vielen Aetoliern in den Peloponnes und eroberten den größten Theil desselben. Diese Wanderung heißt auch die Rückkehr der Herakliden, weil die Fürsten der in die Halbinsel eindringenden Dorier sich Nachkommen des Herakles nannten. Mit dem dorischen Stamme wurde Hyllus, des Herakles Sohn, durch die mythische Erzählung in Verbindung gebracht, daß ihn Aegimius, der König der Dorier, aus Dankbarkeit gegen Herakles, welcher ihm gegen die Lapithen Beistand geleistet hatte, als Sohn angenommen habe. Hyllus und zwei wirkliche Söhne des Aegimius, Dyman und Pamphilus, wurden die Stammväter der drei Phylen genannt, in welche die Dorier getheilt waren, der Hylleer, Dymanen und Pamphylier. Zu der ersteren gehörten die Königsgeschlechter. Die Einwanderung der Dorier in den Peloponnes.

Nach der Sage hatten schon Hyllus und dann dessen Sohn und Enkel Kämpfe um das argivische Reich unternommen, doch immer ohne Erfolg. Erst die Urenkel des Hyllus, Temenus und Kresphontes eroberten, nachdem sie den Tisamenus, den Sohn den Orestes, in einer Schlacht besiegt hatten, den ganzen Peloponnes mit Ausnahme von Arkadien und Achaja. Sie theilten das unterworfene Land; Temenus erhielt Argolis, Kresphontes Messene; Eurysthenes und Prokles, die Söhne eines dritten Bruders, Aristodemus, welcher während der Vorbereitungen zum Zuge vom Blitze erschlagen worden war, bekamen zum gemeinschaftlichen Besitz Lakonien; der Aetolier Oxylus eignete sich Elis zu. Die von den Doriern verdrängten Achäer vertrieben darauf die Jonier aus Aegialea oder Jonia, welches Land nun Achaja genannt wurde. So waren also im ganzen Peloponnes andere Fürstengeschlechter und andere Stämme zur Herrschaft gelangt, mit Ausnahme von Arkadien, welches seine pelasgischen Bewohner behielt. Das Verhältniß der besiegten bisherigen Einwohner des Peloponnes war nicht in allen dorischen Staaten dasselbe. Am härtesten wurden sie in Lakonien behandelt, und nach mehreren Empörungen wurde ein Theil zu Staatssklaven gemacht, ein anderer Theil bildete mit gewissen Rechten eine untergeordnete Klasse von Bürgern. In Messenien wurden die Unterworfenen zwar milder behandelt, aber doch den Doriern nicht gleichgestellt. In den übrigen Staaten verschmolzen Sieger und Besiegte zu einem Volke. Die Dorier gründeten auch in Korinth, Sicyon und Epidaurus Herrschaften, bemächtigten sich der Insel Aegina und unternahmen über die Landenge einen Zug gegen die Athener. Als der athenische König Kodrus Kunde erhielt von einem den Doriern ertheilten Orakelspruche, daß sie siegen würden, wenn sie den König der Gegner nicht tödeten, verkleidete er sich als Hirt, begab sich in das feindliche Lager, fing hier Streit an und fand unerkannt den Tod, welchen er suchte (1068 v. Chr.). Die Athener siegten, und die Eupatriden benutzten unter dem Vorwande, es sei Niemand würdig, einem solchen Manne als König zu folgen, den Thronstreit von Kodrus Söhnen zur Abschaffung des Königthums und zur Erweiterung ihrer Macht. Die Dorier aber kehrten um, nahmen jedoch auf dem Rückweg das bis dahin von Athen abhängig gewesene Megara ein und siedelten daselbst Peloponnesier an, so daß es von nun an ein dorischer Staat war.

Die griechische Geschichte verliert ihren rein mythischen Charakter.

Mit der Epoche dieser Wanderungen und Eroberungen verliert die griechische Geschichte ihren rein mythischen Charakter, obgleich die mythische Sage auch hinfort ein in die Ueberlieferung verwebtes und sie veränderndes Element ist. Noch bleibt die mündliche Sage das hauptsächlichste Mittel der geschichtlichen Ueberlieferung, und ein Hauptbestreben derselben war, die bestehenden Verhältnisse mit dem heroischen Zeitalter in Verbindung zu setzen und als rechtmäßig daraus hervorgegangen darzustellen; aber mehr und mehr tritt doch der mythische Zusammenhang, welcher überall eine göttliche Verfügung und ein altes Anrecht nachzuweisen strebt, gegen den geschichtlichen Zusammenhang zurück. In der Abstammung der dorischen Fürsten von Herakles haben wir einen Mythus, welcher

die dorischen Einwanderungen in den Peloponnes rechtfertigen, den Rechtsanspruch, auf den die Dorier sich zu stützen vorgeben, begründen will. Die Abstammung der dorischen Fürsten von Herakles läßt sich aber in der Geschichte nicht behaupten. Dagegen bleibt die Wanderung der Dorier von dem Bergländchen Doris nach der peloponnesischen Halbinsel und die Eroberung eines großen Theils derselben eine feststehende Thatsache. Nur darf man sich die Eroberung nicht, wie es die Sage berichtet, als mit einem Siege vollendet denken, sondern sie wurde erst nach langen und harten Kämpfen erreicht. Durch diese Eroberung der Dorier wurde der Grund zu den meisten griechischen Staaten gelegt, welche in der geschichtlichen Zeit bestanden, zum Theil auch zu der Verfassung derselben. Es waren also nicht untergegangene Heroengeschlechter, von denen die Sage erzählte, sondern bestehende und herrschende Völker; die Begebenheiten, von denen die Sage berichtete, waren in ihren Folgen noch vorhanden.

Folgen der dorischen Wanderung.

Der Peloponnes wurde durch die Einwanderung der Dorier ein dorisches Land und bildete, da außerhalb desselben nur die kleinen Länder Doris und Megaris dorisch waren, einen Gegensatz gegen das übrige Griechenland. Wie früher die Könige von Mycenä an der Spitze der achäischen Reiche gestanden hatten, so war jetzt Lakonien der mächtigste dorische Staat. Die vorherrschend kriegerische Richtung, welche dieser Staat in seiner Entwickelung nahm, erweiterte den Gegensatz zwischen den Doriern und den übrigen Griechen noch mehr. Zwei griechische Volksstämme, die Dorier und die Jonier, entwickelten sich von dieser Zeit an zu der höchsten Blüthe; sie besaßen die ausgezeichneten Eigenschaften des griechischen Volkes, jedoch in einer solchen Weise vertheilt, daß der eine Stamm in manchen Stücken das Gegentheil vom anderen zu sein schien, beide zusammen aber alle jene Vorzüge in sich vereinigten, welche die Griechen so groß und merkwürdig gemacht haben. An die beiden Staaten oder Städte, welche an der Spitze dieser beiden Stämme standen, an Sparta und Athen, knüpft sich vorzugsweise die griechische Geschichte von da an, wo sie hell und zuverlässig zu werden beginnt.

Die Folgen der Wanderungen und Eroberungen beschränkten sich nicht auf Griechenland, sondern erstreckten sich weit über die Grenzen desselben nach Osten und Westen. Nach den Kämpfen und Abenteuern der Heroenzeit folgte jetzt eine Zeit der Wanderungen. Schon nach dem trojanischen Kriege hatten Griechen in Italien und Sicilien Kolonien gegründet; die Völkerbewegung, welche Thessalien, einen Theil von Mittelgriechenland und den Peloponnes umgestaltete, hatte neue Auswanderungen zur Folge. Diese erfolgten theils durch gewaltsame Trennung von dem Mutterstaate, theils wurden wegen Uebervölkerung oder zur Vermeidung politischer Erschütterung, zur Erweiterung der Macht und zur Erleichterung von Handelsverbindungen überseeische Ansiedelungen angelegt. Viele, die in der Heimath ruhig hätten leben können, schlossen sich an, und von einem rastlosen Wanderungs- und Unternehmungsgeiste ergriffen suchten sich die Griechen einen immer größeren Schauplatz für

ihren Entwickelungs- und Thatendrang, und besetzten nahe und ferne Küsten mit ihren Niederlassungen. In den nächsten fünf Jahrhunderten nach der dorischen Wanderung wurden auf den meisten Inseln und Küsten des mittelländischen und des schwarzen Meeres griechische Kolonien gegründet. Sie waren selbständige Gemeinden und standen mit der Mutterstadt nur durch ein gewisses Pietätsverhältniß in Verbindung. Die Gottheiten und der Kultus der Mutterstadt wurden in die neue Heimath verpflanzt, und die Kolonie bewies ihre Theilnahme an den hauptsächlichen Festen der Mutterstadt durch Gesandtschaften und Gaben. Gesandte und andere Bürger der Mutterstadt wurden bei feierlichen Gelegenheiten durch Ehrenplätze und andere Auszeichnungen geehrt. Politisch war die Kolonie in der Regel von der Mutterstadt ganz geschieden und nur in außerordentlichen, äußeren oder inneren Unglücksfällen griff die Mutterstadt in die inneren Angelegenheiten der Kolonie ein, wenn diese ihre Hülfe oder schiedsrichterlichen Ausspruch bedurfte. Fast alle Kolonien wurden an der Küste angelegt und hatten gewöhnlich an den Einwohnern des Binnenlandes hartnäckige Feinde.

Die Kolonien an der westlichen Küste von Kleinasien.

Die durch ein heiteres und mildes Klima, durch treffliche Bewässerung und große Fruchtbarkeit ausgezeichneten westlichen Küsten Kleinasiens wurden mit so vielen griechischen Kolonien bevölkert, daß sie wie aus drei griechischen Landschaften bestehend angesehen und mit den Namen Aeolis, Jonia und Doris belegt wurden. Aeolis war die nördlichste und umfaßte einen Theil der Westküste von Mysien; südlich davon an der Küste von Lydien lag Jonia, und wieder südlich von Jonia umfaßte Doris die von Rhodus bis gegen die Insel Samos sich erstreckende Küste von Karien. Die erste dieser Auswanderungen ging vom Peloponnes aus, zunächst nach Böotien, wo sich viele der dort eingewanderten Aeolier anschlossen, und dann weiter nach Nordwesten über das Meer. Sie heißt die äolische, obgleich auch Griechen anderer Stämme, besonders Achäer, daran Theil nahmen. Die zweite Auswanderung, die ionische, wurde von Attika aus von den Joniern unternommen, welche nach der Einwanderung der Dorier von den Achäern aus dem Peloponnes vertrieben worden waren und in Attika keinen Raum fanden. Endlich zogen auch Dorier aus dem Peloponnes nach Kleinasien. Auch siedelten sich Dorier auf Kreta an, wo dann das dorische Element vorherrschend wurde. Die Gründung der griechischen Kolonien in Kleinasien fand keine großen Schwierigkeiten, weil diese Länder von vielen kleinen, einander feindlichen Völkern bewohnt wurden und die Griechen durch ihren Handel und ihre Gewerbsthätigkeit sich denselben nützlich zeigten, indem sie ihnen die nöthigen Waaren lieferten. Die ionische Auswanderung wird 140 Jahre nach Troja's Fall oder in das Jahr 1044 vor Chr. gesetzt, und die äolische soll mit ihr fast gleichzeitig gewesen sein.

Das eigentliche Aeolis zählte zwölf Städte, welche wahrscheinlich für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten einen Bund bildeten. Die wichtigsten Städte waren Kyme und Smyrna; die letztere trat jedoch frühzeitig zum ionischen Bunde über. Auch auf der Insel Lesbos siedelten sich Aeolier an, und hier war Mytilene die bedeu-

tendste Stadt. In derselben herrschte oft blutiger Bürgerzwist, und deshalb ernannten 590 v. Chr. die Mytilenäer ihren weisen Mitbürger Pittakus zum Aesymneten, zum unumschränkten Herrscher auf unbestimmte Zeit, damit er Ordnung und Ruhe wiederherstelle. Es gelang dem Pittakus, welcher sich mit großer Uneigennützigkeit benahm, durch Verbesserung der Gesetze einen geordneten Zustand wieder herbeizuführen. Er regierte zehn Jahre und legte dann die Herrschaft freiwillig nieder. Zur Zeit des Pittakus erreichte Mytilene und die ganze Insel die höchste Blüthe; der Weinbau und der Handel verbreiteten einen großen Wohlstand und eine heitere Behaglichkeit, und damals lebte die berühmteste griechische Dichterin Sappho und der durch seine Freiheitsliebe wie durch seine Dichtungen berühmte Alkäus. Ebenfalls aus Lesbos stammte der etwas ältere Dichter Terpander, welcher die griechische Musik durch einige Erfindungen verbesserte. Kurze Zeit nach Pittakus mußte sich Mytilene den Persern unterwerfen.

Auch der ionischen Pflanzstädte waren zwölf und sie bildeten einen Bund, welcher bei dem Panionium, einem Tempel des Poseidon auf dem Vorgebirge Mykale, Versammlungen aller Bürger der Bundesstädte hielt, um über allgemeine Angelegenheiten Beschlüsse zu fassen. Die wichtigsten ionischen Städte waren Milet, Kolophon, Teos, Phokäa, Samos und Chios. Die reichste und mächtigste ionische Stadt der älteren Zeit war Milet. Die Umgegend von Milet trieb starke Schafzucht, und die milesische Wolle, sowie die milesischen Teppiche und Kleidungsstücke waren im Alterthume sehr berühmt. Die Milesier trieben nicht nur Handel in das Innere von Asien, sondern ihre Schiffe durchseegelten das ganze Mittelmeer bis über die Säulen des Hercules hinaus, besonders nahmen sie ihre Richtung nach dem schwarzen Meere. An den Küsten desselben gründeten sie gegen achtzig Kolonien und vertauschten an die halbwilden Bewohner Wein, Tuch und andere Produkte gegen Häute, Pelzwerk, Wolle und Sklaven. Auch blühte in Milet schon früh die höhere geistige Bildung und daselbst waren die Philosophen Thales, Anaximander und Anaximenes und die Logographen Kadmus und Hekatäus geboren. — Phokäa trieb einen bedeutenden Handel nach den westlichen Theilen des Mittelmeeres und brachte zuerst griechische Bildung und den Wein- und Oelbau nach Gallien und Spanien. Unter den zahlreichen Kolonien dieser mächtigen See- und Handelsstadt ist Massilia im südlichen Gallien die berühmteste. (Vergl. S. 148). — Die Stadt Samos auf der gleichnamigen Insel wuchs, schon durch ihre Lage auf Schifffahrt und Handel angewiesen, bald zu einer bedeutenden Macht heran, so daß sie nicht nur verschiedene Punkte des Festlandes gewann, sondern auch viele Kolonien gründete. Die Samier verdankten ihren Wohlstand größtentheils ihrer frühzeitig ausgebildeten Seemacht, welche sie, trotz ihrer Neigung zum Wohlleben, ebensowohl zu kriegerischen als zu Handelsunternehmungen befähigte. Ihr Handel scheint besonders mit der afrikanischen Küste lebhaft betrieben worden zu sein. Samos war, ehe Athen sich erhob, eine der schönsten griechischen Städte und einer der ältesten Sitze griechischer Kunst. Von dem dort gegrabenen Thon wurden sehr beliebte Gefäße gefertigt. Zwei samische Künstler, Rhökus

und sein Sohn Theodorus, erfanden den Erzguß; und auch Baukunst und Malerei blühten in Samos. Auch die Wissenschaften wurden daselbst gepflegt, und in Samos war der Philosoph Pythagoras geboren. Bei dem beständigen Kampfe der Parteien warfen sich öfters Tyrannen auf. Der berühmteste war Polykrates um 532 v. Chr., welcher mit solchem Glücke und solcher Energie regierte, daß in kurzer Zeit Samos zu einer bedeutenden Macht emporwuchs und sein Ruf sich über ganz Jonien und Griechenland verbreitete. Von einer Flotte von 100 Fünfruderern unterstützt nahm Polykrates eine Menge Städte des Festlandes und viele Inseln weg; er schloß Bündnisse mit Amasis von Aegypten und mit den Persern und sammelte sich Schätze, um die Kosten für ein starkes Heer, eine große Flotte und seine aufs prächtigste eingerichtete Hofhaltung bestreiten zu können. Er führte prachtvolle Bauwerke auf, legte eine Büchersammlung an, beschützte Kunst und Wissenschaft und lebte namentlich mit dem Dichter Anakreon in dem vertrautesten Verhältnisse. Trotz aller dieser Herrlichkeit ließ ihn aber das Gefühl persönlicher Unsicherheit und das Mißtrauen gegen seine nächste Umgebung nicht zum frohen Lebensgenusse kommen. Polykrates wurde wegen seines großen Glückes, welches sich zuletzt schnell von ihm wandte, oft als Beispiel angeführt. — Kolophon besaß eine große Flotte und treffliche Reiterei und war einer der frühsten Sitze der griechischen Philosophie. — Ephesus war besonders wegen eines Tempels der Artemis berühmt, zu welchem man aus ganz Kleinasien wallfahrtete. Diese Göttin war aber nicht die hellenische, als jungfräuliche Jägerin gedachte Artemis, sondern eine orientalische Göttin, welche die unerschöpfliche Fruchtbarkeit der Natur bezeichnete. Als der Tempel von Herostratus 356 v. Chr. in der Nacht, in welcher Alexander geboren wurde, niedergebrannt war, wetteiferten alle kleinasiatischen Griechen ihn noch herrlicher wieder aufzubauen, so daß man ihn seitdem zu den sieben Wunderwerken der Welt rechnete. Gegen den Anfang der christlichen Zeitrechnung wurde Ephesus die erste Handelsstadt von Kleinasien. — Teos war der Geburtsort des Dichters Anakreon und eine durch Handel blühende Stadt, bis die Einwohner, um sich nicht dem Cyrus zu unterwerfen, größtentheils auswanderten und Abdera gründeten. — Die Insel Chios mit der gleichnamigen Hauptstadt war reich gesegnet mit wichtigen Produkten, mit sehr berühmtem Wein, ausgezeichnetem Marmor, feiner Erde für Kunsttöpferei, dem besten Mastix-Harz und beliebten Feigen. Daher nennt Thucydides die Chier die reichsten Griechen, und vita Chia (bei Petron) bedeutet ein genußreiches, üppiges Leben. Auch besaßen die Chier eine große Seemacht und begünstigten die geistige Bildung.

Die drei ältesten Städte der Insel Rhodus, Lindus, Jalysus und Kamirus, bildeten nebst Kos, Knidus und Halikarnassus die dorische Hexapolis, deren Mittelpunkt der Tempel des triopischen Apollo an der karischen Küste war. Ein schnelles Aufblühen dieser Städte beweisen die frühzeitig in entlegene Gegenden des Westens unternommenen Seefahrten und die dort gegründeten Kolonien. Zu einer politischen Größe gelangten die Rhodier erst, als jene drei Städte zu einem Bunde zusammentraten und vereint eine vierte

Stadt, Rhodus, als Hauptstadt der Insel gründeten. Die größte Bedeutung erhielt Rhodus in der Zeit nach Alexander dem Großen. Es war berühmt wegen seiner Seemacht, wegen seines musterhaften Seewesens und seiner trefflichen Verfassung. Es hatte die ersten Seegesetze, welche auch die Römer annahmen. Ein reges, wissenschaftliches und künstlerisches Leben herrschte in Rhodus bis auf die römische Zeit. Unter den zahlreichen Sehenswürdigkeiten der amphitheatralisch an der Küste hinauf gebauten Stadt Rhodus wird besonders als eines der sieben Weltwunder die kolossale dem Helios geweihte eherne Statue erwähnt, zu deren Vollendung der Lindier Chares zwölf Jahre brauchte. Sie kostete 300 Talente und hatte eine Höhe von 70 Ellen; jeder Finger war stärker als eine gewöhnliche Statue. — Halikarnassus war die größte und festeste Stadt in Karien und die Vaterstadt des Geschichtschreiber Herodot; es wurde erst unter persischer Herrschaft berühmt, und besonders zeichneten sich von der daselbst herrschenden Familie zwei Frauen mit Namen Artemisia aus. — Die Stadt Knidus und die Insel Kos galten als Stammorte der Asklepiaden, zu denen auch der berühmteste griechische Arzt, Hippokrates, gehörte. Die Asklepiaden waren wahrscheinlich ein medicinischer Orden, da die Medicin anfangs in engster Verbindung mit der Religion stand und die ärztliche Kenntniß als heiliges Geheimniß betrachtet wurde. Die ganze Insel Kos war dem Aeskulap heilig und daselbst befand sich einer der besuchtesten Tempel desselben. Aus Kos stammte der Maler Apelles.

Die Kolonien an den Küsten des Pontus Euxinus, des Bosporus, der Propontis und des Hellespont.

Am Pontus Euxinus wurden die Kolonien Heraklea, Sinope, Amisus, Cerasus, Trapezus, Phasis, Dioskurias, Pantikapäum, Phanagoria, Tanais, Olbia, Odessus und andere gegründet; am Eingang des thracischen Bosporus in die Propontis lag auf der asiatischen Seite Chalcedon, auf der europäischen Byzantium. Die letztere Stadt wurde 658 v. Chr. von Megara gegründet. Der Ort war höchst glücklich gewählt, auf einer mit einem weiten und sicheren Hafen versehenen, höchst fruchtbaren und von der Natur verwahrten Halbinsel, an der Grenze zweier Welttheile. In der früheren Zeit wurde Byzanz durch die Nähe roher thracischer Stämme und die Nebenbuhlerschaft anderer griechischer Kolonien in seiner Entwickelung gehemmt; doch blühte auch unter diesen Bedrängnissen der höchst bedeutende Getraidehandel, dessen Hauptstapelort für den Verkehr zwischen den pontischen Gegenden und Griechenland Byzanz war. Als die wichtigsten Städte Griechenlands ihrem Verfalle sich näherten, begann die große Bedeutung der Stadt. 330 nach Chr. machte es Konstantin der Große zur Hauptstadt des römischen Reiches und seitdem ist es, von dieser Zeit an Konstantinopel genannt, stets eine der wichtigsten Städte geblieben.

Auf der asiatischen Seite der Propontis lag Cyzikus, eine der schönsten Städte des Alterthums, welche durch ihren ausgedehnten Handel reich und blühend war, aber erst in späterer Zeit, in den asiatischen Kriegen der Römer, eine bedeutendere Rolle spielte. In der Nähe von Cyzikus lag der Berg Dindymus mit einem Tempel der phrygischen Göttin Cybele, deren schwärmerischer und zum Theil abscheulicher Dienst von hier aus in einigen Gegenden Griechenlands

eingeführt wurde. Auf der asiatischen Seite des Hellespont lagen ferner Lampsakus und Abydus, auf der europäischen Sestus; alle drei Städte waren wichtig als Ueberfahrtsorte für den Verkehr zwischen Europa und Asien.

Kolonien auf den Küsten und Inseln des östlichen Mittelmeeres.

An der südlichen Küste von Thracien und Macedonien waren die berühmtesten griechischen Kolonien: Kardia, Abdera (siehe S. 148), Amphipolis, Stagira, die Geburtsstadt des Aristoteles, Olynthus und Potidäa. Die meisten Inseln des ägäischen Meeres erhielten in Folge der durch die dorische Wanderung bewirkten Veränderungen einen Zuwachs der Bevölkerung. Auf Euböa wanderten Jonier ein und es hoben sich die Städte Chalcis und Eretria zu bedeutenden Handelsplätzen empor. Auf der zwischen Attika und Argolis gelegenen Insel Aegina wanderten Dorier ein, und seitdem hob sich die Insel allmälig durch Schifffahrt und Handel zu Macht und Reichthum. Um die Zeit der Perserkriege war die äginetische Flotte selbst der athenischen überlegen. Obgleich die Aegineten dem Darius, als er sich zu seinem ersten Kriege gegen Griechenland rüstete, aus Handelsklugheit huldigten, bewiesen sie doch in den Perserkriegen selbst durch Tapferkeit ihre Vaterlandsliebe und hatten einen Hauptantheil an dem Siege bei Salamis. Ausgezeichnet war auch Aegina durch seine bildenden Künstler, und die Aegineten waren die ersten Griechen, welche silberne Münzen prägten. Diesen Wohlstand zerstörte die Eifersucht der Athener, welche um 456 Aegina zinsbar machten und 28 Jahre später die Einwohner zwangen, ihre Heimath zu verlassen.

Auch auf der Insel Kreta siedelten sich ohngefähr 60 Jahre nach dem Heraklidenzuge Dorier an, und es entwickelten sich hier aus gleichen Elementen den spartanischen ähnliche Verhältnisse. Die Grundlage der dorisch-kretischen Staatseinrichtung war, wie bei den Doriern im Peloponnes, durch Ueberwindung der ursprünglichen Einwohner gewonnen. Die Besiegten traten in das Verhältniß der Unterthänigkeit und zerfielen, wahrscheinlich je nachdem sie durch Verträge oder Waffengewalt in die Abhängigkeit von den Doriern gebracht waren, in 1) unterthänige Bauern und Gewerbsleute, deren Verhältniß ohngefähr dem der lakonischen Periöken entsprach; 2) Staatssklaven, Leibeigene auf den Besitzungen des Staates; 3) Leibeigene der freien Bürger, auf deren Privatländereien sie Frohndienste leisteten. Die Dorier hatten allein Antheil an der Regierung und beschäftigten sich mit Waffenübungen, dem Kriege und der Jagd. Die Staatsverfassung war eine aristokratische. Zehn wahrscheinlich auf ein Jahr, wenigstens nicht auf Lebenszeit gewählte Beamte, Kosmen, bildeten die oberste Staatsbehörde und vertraten die Stelle der Könige, welche schon sehr früh abgeschafft waren. Sie waren absetzbar und konnten ihr Amt auch selbst niederlegen. Sie waren Anführer im Kriege, wie die Könige Sparta's; sie leiteten die Verhandlungen mit fremden Gesandten und setzten den Verträgen wie allen Beschlüssen der Stadt ihre Amtsnamen vor. Ihnen, den Kosmen, zur Seite stand der Rath der Alten, welcher aus den abgegangenen Kosmen ergänzt wurde und, wie die spartanischen Geronten, wahrscheinlich aus 30 Mitgliedern bestand. Der

Rath war die oberste Verwaltungs- und richterliche Behörde; seine Befugniß war fast unbeschränkt; er schaltete nicht nach geschriebenen Gesetzen, sondern nach eigener bester Einsicht, war unverantwortlich und auf Lebenszeit gewählt. Die vom Rathe gefaßten Beschlüsse wurden der Volksversammlung zur Entscheidung vorgelegt, und diese konnte sie nur annehmen oder verwerfen. Die ersten Keime der Erziehung wurden in den gemeinschaftlichen öffentlichen Mahlzeiten (Syssitien) gelegt, wo die Knaben unter Aufsicht eines Pädonomen, auf der Erde liegend ihre halben Portionen verzehrten, während die Erwachsenen ihre Kriegsthaten erzählten und durch das Lob tapferer Männer die Jugend zur Nacheiferung zu erwecken suchten. Mit dem achtzehnten Jahre wurden die Jünglinge in Genossenschaften eingetheilt und besuchten die Gymnasien, wo es besonders auf körperliche Ausbildung abgesehen war; die geistige beschränkte sich auf das Nothwendigste, den Haupttheil bildete das Erlernen der versificirten Gesetze. Bei der Entlassung aus der Genossenschaft mußte jeder sich verheirathen, doch ward die Einführung der Frau in das Haus so lange hinausgeschoben, bis sie im Stande war, dem Hauswesen vorzustehen. Die Ehe galt als heilig, und Ehebruch wurde streng bestraft. — Durch fortgesetzte Kämpfe und bei dem durch die Lage der Insel veranlaßten Verkehre mit dem Auslande entartete auf Kreta das dorische Leben, die Verfassung wurde immer demokratischer und die Volksversammlung erhielt die größte Gewalt.

An der afrikanischen Küste, in dem kleinen Hochlande, welches bei den Alten Cyrenaika hieß, jetzt Barka genannt wird, wurde 631 v. Chr. von der kleinen Insel Thera aus, wo sich Dorier angesiedelt hatten, die griechische Kolonie Cyrene gegründet. Von Cyrene aus wurden noch vier Hauptorte angelegt, und diese fünf Städte pflegte man unter dem Namen Pentapolis zusammenzufassen. Cyrene wurde bis ins fünfte Jahrhundert von Königen regiert, welche abwechselnd den Namen Battus und Arcesilaus führten. 570 v. Chr. unternahm der ägyptische König Apries, aufgeregt von den libyschen Nomaden, einen Zug gegen Cyrene, verlor aber fast sein ganzes Heer und bald nachher in Folge dieser Niederlage Thron und Leben. Der folgende ägyptische König, Amasis, schloß Frieden mit Cyrene. Im fünften Jahrhundert v. Chr. erhielt Cyrene eine republikanische Verfassung; damals blühten Schifffahrt, Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften. Das Zunehmen der Demokratie erweckte aber innere Zwistigkeiten, in deren Folge sich bisweilen Tyrannen aufwarfen. 323 v. Chr. erlag Cyrene den griechischen Königen von Aegypten. — Das quellenreiche Hügelland zeichnete sich durch große Fruchtbarkeit aus. Die Hauptprodukte waren: Wein, Oel, Waizen, Safran, allerlei Südfrüchte, wohlriechende Blumen, als Rosen, Lilien und Veilchen; die Hauptquelle des Wohlstandes aber war die Silphium genannte Pflanze. Die Blätter waren eine vorzügliche Würze des Schaffutters, der Stengel galt für einen Leckerbissen und der eingetrocknete Saft aus ihm und der Wurzel wurde des Wohlgeschmacks und der Verdauung wegen vielen Speisen beigemischt und lange Zeit mit Gold aufgewogen. Ausgezeichnet war die Pferdezucht in Cyrenaika. Auch die Gewerbsthätigkeit des Cyrenäer, besonders ihre Steinschneider und Metall-

gießer und das vortreffliche Gepräge ihrer Münzen waren berühmt. Cyrene trieb einen bedeutenden Handel sowohl nach Aegypten, Nubien und den östlicheren Gegenden des inneren Afrika, als auch nach Griechenland und Kleinasien. Den Griechen brachten die Cyrenäer Pferde, Wolle, wollene Waaren, Silphium und Edelsteine, welche sie aus dem inneren Afrika und vom rothen Meere her bezogen; zu den afrikanischen Völkern verführten sie die Erzeugnisse der griechischen Gewerbsthätigkeit und ihr Getraide. Der große Wohlstand entwickelte eine Blüthe der Kunst und Wissenschaft. Cyrene war zu Herodots Zeit die Heimath guter Aerzte; es war der Geburtsort der Philosophen Aristippus und Anniceris, des Dichters Kallimachus, des Eratosthenes und des Karneades. Der Reichthum führte aber auch Luxus und Sittenverderbniß herbei, und diese und ungünstige Zeitumstände beförderten den gänzlichen Verfall.

Kolonien in westlichen Gegenden des Mittelmeeres.

Auf der Insel Korcyra siedelten sich Dorier aus Korinth an, und von den auf der Küste von Illyrien gegründeten Kolonien ist Epidamnus, später Dyrrhachium genannt, die wichtigste.

Sehr frühzeitig siedelten sich Griechen in Unteritalien und Sicilien an; doch reichen die sicheren Nachrichten von diesen Ansiedelungen nur bis zum achten Jahrhundert v. Chr. Die griechischen Kolonien an der Süd- und Westküste von Unteritalien waren so zahlreich, daß auch die Eingebornen des Landes griechische Sprache und Sitten annahmen, und die griechischen Städte mit ihren Gebieten den Namen Großgriechenland erhielten. Diese griechischen Kolonien hatten mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, weil die Küste keine sicheren und tiefen Häfen darbietet, die Luft wegen der vielen Sümpfe sehr ungesund ist, die Seeräubereien der Etrusker das Meer unsicher machten, die halbwilden Einwohner des Landes sie beunruhigten und die unternehmenden Karthager mächtige Nebenbuhler ihres Handels waren. Dennoch wußten die thätigen Griechen alle diese Schwierigkeiten zu überwinden und viele ihrer zahlreich bevölkerten Städte erlangten eine große Seemacht, einen ausgedehnten Handel und einen außerordentlichen Wohlstand.

Um das Jahr 700 v. Chr. wurde von ausgewanderten Spartanern an der Westküste von Kalabrien in einer reizenden und fruchtbaren Gegend Tarentum gegründet und wurde durch Schifffahrt und Handel eine der wichtigsten Städte von Großgriechenland. Westlich von Tarent lagen Metapontum, Siris und Heraklea am Siris. Um das Jahr 720 v. Chr. wurde von Achäern an der Küste Lukaniens Sybaris gegründet und gelangte durch seinen blühenden Handel bald zu bedeutender Macht und Größe. Der Umfang von Sybaris soll zwei und eine halbe Stunde, die Zahl ihrer Bürger 100,000 betragen haben. Zum Gebiete von Sybaris gehörten 25 Städte. In Folge ihres großen Reichthumes ergaben sich aber die Sybariten einem so üppichen und weichlichen Leben, daß das Sybaritenleben sprichwörtlich wurde. Im Jahr 510 v. Chr. gerieth Sybaris in einen Krieg mit Kroton und wurde von den Krotoniaten gänzlich zerstört. Im Jahr 443 v. Chr. legten die Nachkommen der vertriebenen Sybariten mit Hülfe der Athener in der Nähe der zerstörten Stadt eine neue an, die sie Thurium nannten.

Ohngefähr um dieselbe Zeit wie Sybaris war von Achäern Kroton gegründet worden, welches nach der Zerstörung von Sybaris durch Sittenreinheit und weise Einrichtungen die reichste und blühendste Stadt von Unteritalien wurde. In Kroton blühten die Poesie, die bildenden Künste und die Wissenschaften, und die Aerzte von Kroton galten lange Zeit für die ausgezeichnetsten. In Kroton wurden auch mit dem größten Eifer gymnastische Uebungen angestellt, und der berühmteste Athlete des Alterthums, Milo, war ein Krotoniate. Seine Einfachheit und Mäßigkeit soll Kroton dem Pythagoras zu verdanken haben. Die Geschichte dieses Mannes ist sehr früh durch Sagen entstellt worden. Pythagoras war auf der Insel Samos in den Jahren von 580 bis 568 v. Chr. geboren. Von den weiten Bildungsreisen, welche er gemacht haben soll, hat die nach Aegypten Wahrscheinlichkeit für sich. Die ägyptischen Einrichtungen, die ruhige Verwaltung des Staates, das Ansehen der Priester, welche als die alleinigen Weisen die Herrschaft besaßen, hatten ihn mit Bewunderung erfüllt und in ihm den Gedanken erweckt, daß die sittliche Veredlung der Bürger der Zweck des Staates sei, und daß dieses Ziel sowie dauernde Ruhe und Ordnung nur dann erreicht werden könnten, wenn die Guten und Weisen die Herrschaft hätten.

In der Heimath des Pythagoras, auf der Insel Samos, herrschte damals Polykrates, und es scheint das mit ein Grund gewesen zu sein, aus dem sich Pythagoras, angeblich in seinem vierzigsten Jahre, nach Großgriechenland übersiedelte. Er hielt sich namentlich in Kroton auf. Mit mannigfachem Wissen ausgerüstet, vorzüglich, wie es scheint, der Mathematik und Musik kundig, von schönem Aeußeren und durch Reinheit des Lebenswandels und große Beredtsamkeit ausgezeichnet, verstand es Pythagoras sich durch die Art seines Auftretens den Schein eines Propheten zu geben und die Krotoniaten für sich zu gewinnen. Seine Lehren und Reden bewirkten eine Umgestaltung der Sitten und der Verfassung von Kroton, und Pythagoras stiftete den berühmten Bund der Pythagoreer, welcher eine Schule zur Bildung der weisesten und edelsten Menschen und der vollkommensten Regenten sein sollte. Dieser Bund wird als ein fest gegliederter geheimer Orden mit vielfachen Weihen und Gebräuchen geschildert; die Mitglieder wurden nur nach einer strengen Prüfung zugelassen, als Novizen in einem zwei- oder fünfjährigen Schweigen geübt, später in verschiedene Klassen getheilt; die höhere Klasse, die der eigentlichen Pythagoreer, soll vollkommene Gütergemeinschaft, eine genaue priesterliche Lebensordnung und eine Geheimlehre nebst besonderen Erkennungszeichen, Weihen und gottesdienstlichen Handlungen gehabt haben. Als Eigenthümlichkeiten wird erwähnt die Enthaltung von Fleisch, Bohnen und dergleichen und das Verbot die Todten in wollenen Kleidern zu begraben. Berühmt sind die weiblichen Genossinnen des Bundes. Die Pythagoreer bezweckten eine sittlich-religiöse Reform des griechischen Lebens, sie hatten gemeinsame Uebungen der Musik, Mathematik, Philosophie und Gymnastik und eine der dorischen Aristokratie ähnliche Staatsverfassung. Das Ansehen des Pythagoras war bei ihnen so groß, daß der Ausspruch „Er hat es gesagt" ihnen statt

eines Beweises gegolten haben soll. Die Mitglieder des Bundes behaupteten im Besitz der wahren Regierungsweisheit zu sein und verlangten vom Volke Demuth, Gehorsam und Glauben. Bereits hatte der Bund in Kroton seit einigen Jahrzehnten die Regierung und begann seinen Einfluß über andere Städte zu verbreiten, als nach der Zerstörung von Sybaris die demokratische Partei in Kroton sich erhob und die in einem Hause versammelten Pythagoreer, 300 an der Zahl, umzingelte und mit dem Hause verbrannte. Nach der einen Nachricht fand auch Pythagoras bei dieser Gelegenheit seinen Tod, nach einer anderen entfloh er nach Metapont und starb hier ruhig und geehrt in hohem Alter.

Lokri mit dem Beinamen Epizephyrii war eine der ältesten griechischen Städte von Unteritalien. Es war von Griechen verschiedener Stämme gegründet, und deshalb brach häufig innere Zwietracht aus. Lokri hatte deshalb früh das Bedürfniß einer festen Staatsordnung und erhielt diese durch Zaleukus. Dieser lebte um 660 v. Chr. und war in niederem Stande geboren. Die Verfassung, welche er seiner Vaterstadt gab, war eine Aristokratie; die Beamten wurden nur aus den hundert angesehensten Familien gewählt, und tausend Bürger bildeten die gesetzgebende Versammlung. Zaleukus war besonders auf Erhaltung der Sittenreinheit, der Gerechtigkeit und der Religiosität bedacht; der Staat sollte gleichsam eine Erziehungsanstalt der Bürger sein. Für jedes Vergehen war eine bestimmte Strafe festgesetzt, während das vor Zaleukus dem Gutachten der Richter überlassen war. Der Genuß des Weines war nur, wenn der Arzt ihn verordnete, gestattet; Lästerungen waren streng verboten, und den Frauen goldener Schmuck und anderer Luxus untersagt. Man solle, gebietet Zaleukus, die Religion der Väter in Ehren halten, falsche Ceremonien scheuen und sich vor Aberglauben eben so hüten als vor Unglauben. Nicht Opfer, sagt er, versöhnen die Götter, nicht Gaben der Schlechten, sondern der Gerechten heiliger Sinn und der Guten reinerer Wandel. Um häufige Aenderungen der Gesetze zu verhüten, war einem der bejahrtesten Bürger das Amt übertragen, bei jedem Antrage auf Abänderung eines Gesetzes dieses vor der Versammlung der tausend Bürger zu vertheidigen. Konnte der Bürger, welcher die Aenderung beantragte, seinen Vorschlag nicht durchsetzen, so mußte er sterben. Als einst Zaleukus gegen sein Verbot bewaffnet in der Bürgerversammlung erschienen war und darauf aufmerksam gemacht wurde, durchbohrte er sich und brachte dem Gesetze sein Leben zum Opfer.

Andere griechische Kolonien waren Rhegium an der Meerenge von Messina, Posidonia oder Pästum am Meerbusen von Salerno, Neapolis, das heutige Neapel, und Kumä mit einem berühmten Orakel, dessen Priesterin Sibylla genannt wurde.

Zahlreich waren auch die griechischen Kolonien auf Sicilien. An der Ostküste von Sicilien lag Zankle, welches in der Mitte des siebenten Jahrhunderts von Messeniern besetzt und dann Messene genannt wurde; ferner Tauromenium, das heutige Taormina, eine wohlhabende Handelsstadt; und Naxos, welches 736 v. Chr. gegründet und die älteste griechische Kolonie auf Sicilien war. Südlich

davon lag Katana, das heutige Katania, welches besonders durch die Gesetzgebung des Charondas Berühmtheit erlangt hat. Charondas lebte wahrscheinlich zur Zeit des Zaleukus, und seine Gesetze bezweckten besonders die Erhaltung der Sittlichkeit. Luxus, Feigheit, Meineid, falsche Anklage und andere Unsittlichkeiten wurden streng bestraft.

Die reichste und bedeutendste griechische Kolonie Siciliens war das 735 v. Chr. von Korinthiern auf der ganz nahe bei der Südostküste von Sicilien gelegenen kleinen Insel Ortygia gegründete Syrakus. Es breitete sich bald auch auf dem Festlande aus und bestand zur Zeit seiner größten Ausdehnung aus fünf von besonderen Mauern umgebenen Stadttheilen. Die Stadt hatte zwei durch tiefe Buchten gebildete vortreffliche Häfen, lag für den Handel äußerst günstig und wurde durch viele Einwanderer aus verschiedenen Gegenden Griechenlands vergrößert. Die Bevölkerung bestand aus den zuerst eingewanderten Korinthiern, welche die Herrschaft hatten; aus den späteren Einwanderern, welche zwar frei waren, aber keinen Antheil an der Regierung hatten; und drittens aus den unterworfenen Ureinwohnern, welche als Leibeigene der herrschenden Dorier das Feld bebauten. Bei dieser Verschiedenheit der Bevölkerung entstanden häufig innere Unruhen, und diese waren um so gefährlicher, weil die regierenden Familien durch Handel große Reichthümer erlangten, aber auch weichlich und genußsüchtig wurden. Sie hielten zur Behauptung ihrer Herrschaft zahlreiche Söldner, von welchen dem Staate oft große Gefahr drohte. Als 484 v. Chr. die herrschenden Familien aus Syrakus vertrieben worden waren, führte sie zwar auf ihr Hülfegesuch Gelo, der Beherrscher der Stadt Gela, wieder zurück, hob aber ihre Vorrechte auf und machte sich selbst zum Herrscher von Syrakus (484 bis 477 v. Chr.). Gelo hob nicht nur Syrakus zur höchsten Blüthe, sondern machte auch den größten Theil von Sicilien von sich abhängig und besaß ein so tüchtiges Heer und eine so zahlreiche Flotte, daß er, ohngefähr in der Zeit der Schlacht bei Salamis (480 v. Chr.), die Karthager in einer großen Schlacht bei Himera besiegte. Gelo's Bruder und Nachfolger Hiero (477—467 v. Chr.) war ein Freund der Kunst und Wissenschaft und versammelte die ausgezeichnetsten Dichter an seinem Hofe, Pindar, Simonides, Bacchylides, Epicharmus, Xenophanes und Aeschylus. Dem Hiero folgte in der Herrschaft sein Bruder Thrasybulus, welcher sich durch seine Grausamkeit so verhaßt machte, daß ihn die Syrakusaner im elften Monate seiner Regierung verjagten. Es wurde darauf eine demokratische Staatsform eingeführt; aber auch in der folgenden Zeit erlitt Syrakus starke Erschütterungen und mannigfachen Wechsel des Geschickes.

Von den griechischen Kolonien an der nördlichen Küste von Sicilien waren Segesta und Himera, an der südlichen Küste Gela, Agrigent und Selinus die bedeutendsten. Agrigent erwarb sich durch Handel und den Bau von Getraide, Oel und Wein unermeßliche Reichthümer; es hatte zur Zeit seiner Blüthe 200,000 Einwohner, von denen 180,000 Beisassen, Fremde und Sklaven waren. Noch jetzt erregen die Ruinen seiner prächtigen Tempel das Staunen der Reisenden. Frühzeitig warfen sich in Agrigent Tyrannen auf, von

welchen der grausame Phalaris mit Abscheu genannt wird. Ein milder und gerechter Herrscher war dagegen Theron, welcher mit Gelo von Syrakus die Karthager bei Himera besiegte.

Von den griechischen Kolonien im südlichen Gallien ist das um das Jahr 600 v. Chr. im Osten der drei Rhodanusmündungen auf dem felsigen Boden eines halbinselartigen Vorgebirges von Phokäern gegründete Massilia oder Massalia, das heutige Marseille, die wichtigste. Die junge Handelsstadt hatte gegen die Angriffe der sie umgebenden kriegerischen Völkerschaften zu kämpfen, und auch zur See hatte sie sich gegen die Räuberbanden der Ligurier und Etrusker und die Kriegsschiffe der handelseifersüchtigen Karthager zu wehren. Daher kann ihr ein Zuwachs aus der von den Persern verheerten Vaterstadt nur erwünscht gewesen sein (siehe S. 148). Die Massilier verwandelten den felsigen und trockenen Boden der Provence in Gartenanlagen und in Oliven- und Rebpflanzungen. Doch konnte das Festland, welches zum Getraidebau nicht geeignet war, bei der raschen Zunahme der Bevölkerung den Massiliern nicht genügen; sie waren vielmehr hierdurch, sowie durch die Lage ihrer Stadt und ihre Stammeseigenthümlichkeit auf die See gewiesen. Diese bot neben dem Reichthum an Fischen ihrem Schifffahrts- und Handelstrieb die erwünschte Sphäre dar. Im Osten und Westen von ihrer Stadt suchten sie ihren celtischen und ligurischen Nachbarn Boden abzugewinnen, besetzten unter schweren Kämpfen einen schmalen Strich an Galliens Südküste bis an das italische Ligurien und legten zum Verkehre mit den Barbaren, aber auch zum Schutze wider sie sowohl hier, als auch auf den gegenüberliegenden Inseln und auf der Ostküste von Spanien Kolonien an. Die Massilier standen besonders mit Spanien, Gallien, Britannien und Italien in lebhaftem Verkehr. Aus Spanien bezogen sie Färbestoffe, Metalle und Salz zum Einpökeln der Fische, mit denen sowie mit anderen Gegenständen ein starker Handel nach Roms Hafenstadt Ostia getrieben wurde. Andere Gegenstände ihres Handels waren die Produkte ihres Gewerbfleißes, Schiffsgeräthe, Maschinen und Waffen. Sehr bedeutend muß ihr gallischer Binnenhandel sowie ihr Transitohandel durch Gallien mit Britannien gewesen sein. Von den Massiliern lernten die Gallier den Acker-, Oel- und Weinbau, sowie die Errichtung von Stadtmauern nach griechischer Weise, die Künste der Metallbearbeitung, der Mechanik und der Architektur. Von großem Vortheil war für Massilia sein freundschaftliches Verhältniß zu den Römern. Nach der Besiegung der Karthager erbten die Massilier den ganzen Seehandel derselben, und auch die folgenden Siege der Römer in Griechenland und Asien scheinen ihrem östlichen Handel förderlich gewesen zu sein. Das unter dem Schatten der römischen Freundschaft mächtig emporgewachsene Massilia war mit den Interessen des römischen Staates eng verflochten und erhielt sich frei und blühend bis auf Cäsar. Erst unter Augustus sank es, obgleich noch eine verbündete Stadt genannt, zur römischen Provincialstadt herab. Gegen die Zeit von Christi Geburt wurde Massilia der Hauptsitz der griechischen Wissenschaft, besonders der Beredtsamkeit, der Grammatik, der Kritik von Werken der griechischen Nationalliteratur, vor allen Homers, der Philosophie und der Geographie.

Die Verfassung von Massilia wird zu den besten des Alterthums gezählt. 600 auf Lebenszeit gewählte Bürger, welche verheirathet sein, Kinder haben und deren Familien schon von ihren Urgroßvätern her der Bürgerschaft angehören mußten, bildeten den großen Rath. Ein Ausschuß von 15 Mitgliedern bildete den kleinen Rath zur Erledigung der laufenden Geschäfte, und wiederum drei Mitglieder der letzteren hatten die oberste Executivgewalt. Die Gesetze waren aufgeschrieben und öffentlich aufgestellt. Massilia zeichnete sich durch gute Sitten aus; es herrschte Einfachheit und Genügsamkeit, Fleiß und Sparsamkeit.

Von den griechischen Kolonien in Spanien gelangte namentlich das von Griechen aus Zakynthus in einer sehr fruchtbaren Gegend gegründete Sagunt durch Land- und Seehandel zu großem Reichthum und durch seinen heldenmüthigen Untergang (219 v. Chr.) zu großer Berühmtheit.

b) Die epische Poesie, die Religion, das delphische Orakel, der Amphiktyonen-Bund, die Spiele.

Rasche Entwickelung der griechischen Kolonien in Kleinasien.

Die Eroberungen der Dorier im Peloponnes und die Ansiedelung der hellenischen Stämme auf den Küsten und Inseln des Mittelmeers, besonders der Jonier in Kleinasien, sind die beiden großen Thatsachen, welche den Uebergang von der Heroen-Zeit zu der historischen Zeit Griechenlands bilden. Nach der allmäligen Unterwerfung des Peloponnes unter die Dorier befestigte sich ohne weitere Wanderungen und Verdrängungen ein Zustand, welcher im Wesentlichen mehrere Jahrhunderte fortdauerte und sich ohne bedeutende Erschütterungen fortentwickelte. Es hatten weder große Unternehmungen des ganzen Volkes nach außen statt, noch ereignete sich etwas, welches die inneren Verhältnisse gewaltig erschüttert und umgestaltet hätte. Der durch die dorischen Eroberungen veranlaßte Trieb zu Ansiedelungen in fernen Ländern gab dem hellenischen Leben eine vielseitige Richtung, indem Mutterland und Kolonien durch ihre verschiedene Bildung einen sehr wirksamen Einfluß auf einander ausübten und sich gegenseitig durch ihre geistige Kultur zu überbieten suchten. So weit aber auch der Hellene von seinem Stammlande entfernt war, so bewahrte er doch stets die Anhänglichkeit an dasselbe; ja das Bewußtsein einer großen zusammenhängenden Nation scheint sich erst in der Zeit der Kolonien-Gründung geltend gemacht und sich in dem Gesammtnamen der Hellenen ausgesprochen zu haben. In der Entwickelung des neuen Lebens, welches sich von dem hellenisirten Kleinasien und den benachbarten Inseln heilsam und fruchtbringend über das Mutterland verbreitete, trat die Stammeseigenthümlichkeit der Aeolier, Jonier und Dorier, von welcher sich in dem heroischen Zeitalter keine sichere Spur zeigt, immer bestimmter hervor. Jeder dieser drei Hauptstämme hat seine besondere Bahn verfolgt und sich in Religion, in öffentlichen und bürgerlichen Einrichtungen, in Literatur und Kunst eigenthümlich ausgebildet. Die bedeutende Entwickelung der griechischen Kolonien in Kleinasien fällt in die Zeit von der dorischen Wanderung bis zu den Perserkriegen. Manche dieser Städte leiteten ihren Ursprung von früheren griechischen

Ansiedelungen vor der Zeit der Heraklidenwanderung her und waren durch die neuen Ankömmlinge nur erweitert worden. Auch war die Bevölkerung des westlichen Kleinasien zum Theil pelasgischen Ursprungs und deshalb mit den Griechen stammverwandt. Unter einem heiteren Himmel, in einer fruchtbaren Gegend und an dem zur Schifffahrt und zum Handel einladenden Meere machten diese Städte in kurzer Zeit außerordentliche Fortschritte in Wohlstand und Bildung, und der heitere Lebensgenuß ging Hand in Hand mit emsigem, vom Glück gekrönten Unternehmungsgeist. Während im Mutterlande in dieser Zeit namentlich bei den Doriern das freie Bürgerthum sich entwickelte, verfeinerte sich bei den Aeoliern und Joniern in Kleinasien das Leben und es gelangte besonders die epische Poesie zu einer solchen Blüthe und Vollendung, daß sie für alle folgenden Zeiten und alle gebildeten Völker ein unerreichtes Muster geblieben ist.

Die Poesie vor Homer.

Von der religiös priesterlichen Poesie der pierischen Thracier war die epische Poesie, welche sich bei den Joniern in Kleinasien zu hoher Blüthe entfaltete, nicht nur durch Inhalt und Auffassung, sondern auch durch den Stand und Beruf der Dichter verschieden. Jene pierischen Sänger waren Priester oder standen wenigstens mit dem Kultus der Götter in engem Zusammenhange; ihre Gesänge, welche die Götter priesen, strömten aus einer durch die Ahnung einer höheren Welt gehobenen Seele hervor und waren lyrisch, oder wenigstens das lyrische Element von dem epischen nicht streng geschieden. Die ältesten lyrischen Gedichte der Griechen schlossen sich an den Kultus der einzelnen Gottheiten an oder gingen vielmehr daraus hervor, sie waren der unmittelbare Ausdruck der Gemüthsbewegungen in Bezug auf das Göttliche und auf die den empfänglichen Dichtergeist umgebende Außenwelt. Die ersten Ergießungen der poetischen Begeisterung sind ohne Zweifel kurze Lieder gewesen, welche die durch den Wechsel der Jahreszeiten und ähnliche Erscheinungen angeregten Empfindungen auf schlichte Weise aussprachen und von Landleuten, Schnittern und Winzern gesungen wurden. Diese Lieder hatten zum Theil einen traurigen, melancholischen Charakter, wie der von Homer erwähnte Gesang Linos, ein Klagelied um einen in seiner Lebensblüthe vom Tode weggerafften Jüngling, welcher wahrscheinlich die Blüthe des Jahres, den in der höchsten Sommergluth dahin welkenden Reiz des Frühlings bedeutete. Dagegen waren die Päane Lieder, welche theils Muth, Vertrauen und Hoffnung, theils Dank für Sieg und Rettung aussprachen; man sang sie, wenn man durch die Hülfe des Gottes eine große drohende Gefahr zu überwinden hoffte, sowie wenn man sich wirklich davon befreit glaubte. Der Threnos, der seufzervolle Gesang des Klageliedes, wurde von Sängern neben dem Bette angestimmt, auf welchem die Leiche ausgestellt war, während Frauen denselben mit ächzenden Klagelauten begleiteten. Dagegen wurde der fröhliche Brautgesang, Hymenäos, gesungen, wenn man dem Manne aus dem Jungfrauengemäche beim Glanze der Fackeln durch die Straßen der Stadt die Braut zuführte. Je mehr sich aber bereits im heroischen Zeitalter Religion und Staat, Priesterthum und Heldenthum von einander trennten, desto bestimmter trat auch die dem Geiste dieses Zeitalters entsprechende Dichtung hervor.

Dazu trug auch der Uebergang des pelasgischen Naturdienstes zur Verehrung menschlich gestalteter Götter sehr viel bei. Die priesterlichen Sänger, welche als Lehrer des Volkes und Inhaber der geistigen Bildung ihrer Zeit geschildert werden, widmeten ihre Thätigkeit den Tempelsagen, die sich an den verschiedenen Orten und unter den verschiedenen Stämmen mannigfaltig gestalteten. Damit war dem Dichter der reichste Stoff zu immer neuen Schöpfungen geboten, indem die Hymnenpoesie, welche bisher die Macht und Herrlichkeit der Götter im allgemeinen besungen hatte, jetzt mehr und mehr einen epischen Inhalt bekam und bald das lyrische Element ganz ausschloß. Die ersten Keime des Epos lagen also in den Mythen von den Göttern, deren Geburt, Leben und Thaten man in Gesängen verherrlichte. Erst später begann die Poesie die durch körperliche und geistige Kraft hervorragenden Lenker der Volksmasse in Liedern zu preisen, und die Heroensage verband sich mit den Göttermythen. Was die Dichter der mythischen Vorzeit von Göttern und Menschen gesungen haben, ist durch die höheren Bestrebungen der nächsten Jahrhunderte wieder untergegangen. Von den Helden der vortroischen Zeit, welche die Gabe des Gesanges besaßen, wird Cheiron als ein gesangkundiger Lehrer der Weisheit und Gerechtigkeit erwähnt und ihm die Einführung der Grundsätze der Gerechtigkeit im Heldenalter, ferner die Satzungen der Opfer, des Eides und die anthropomorphische Auffassung der Götter zugeschrieben. Pittheus, der Großvater des Theseus, welcher die kleine Stadt Trözene beherrschte, soll ein Vorgänger des Hesiodus im Lehrgedichte und in der Verbreitung ethischer Sprüche gewesen sein. Auch von der Rednergewalt des Adrastus und von der Spruchweisheit des Rhadamanthys berichtet die Sage. In der Odyssee erscheinen die heroischen Sänger bereits als ein besonderer Stand (Aoiden), welcher sich einer besonderen Auszeichnung erfreut. Die Sänger erheitern und verschönern die Feste des Volkes und ergötzen die Schmausenden in den Wohnungen der Fürsten. Ihr Gesang preist die Götter und Menschen, nnd von Beiden wissen sie viele Thaten zum Entzücken der Zuhörer zu berichten. Der höchste Genuß war für die Helden ein Gastmahl, dessen Freuden durch die Lieder eines Sängers erhöht wurden. Auf Ithaka und unter den Phäaken singt der Sänger täglich an der fürstlichen Tafel; in Lacedämon erscheint er ebenfalls als geachteter Hausgenosse des Menelaus; und in Mycenä läßt Agamemnon einen Sänger zurück, um der Klytämnestra als Gesellschafter und Rathgeber zu dienen. Die Helden selbst pflegen die Ton- und Gesangeskunst. Die Gesandten des Agamemnon finden den Achilles in seinem Zelte „wie er das Herz mit den Tönen der klingenden Leier erfreut und Siegesthaten der Männer singt." Die Kunst des Gesanges wird als eine Gabe der Gottheit von der Muse, oder von Apollo, dem Führer der Laute, oder von Zeus, dem Urheber aller geistigen Kraft im Menschen, abgeleitet. Die Dichter folgen dem Drange ihrer Begeisterung und singen meistens ihre kunstmäßig eingeübten Lieder, zuweilen geben sie aber auch den Bitten der Zuhörer nach und heben einzelne Theile aus ihrem Liederkreise hervor. Dies setzt eine große Kunstfertigkeit und Gewandtheit in der Anwendung der Form voraus, welche freilich der bescheidene Sinn der Hellenen wiederum als gött-

liche Lehre, die nicht jedem gewährt werde, betrachtet. Der wahre Dichter gelangt nur durch göttliche Eingebung zur richtigen Einsicht in die Begebenheiten der Vergangenheit. Der Ruf der Heiligkeit, in welchem die Sänger stehen, gründet sich auf diesen Glauben an ein engeres Verhältniß zu den Unsterblichen, welche allein die Gabe des Dichters verleihen und die Kraft des Gedächtnisses steigern. Das eigene Verdienst des Dichters, welches sich in der poetischen Erfindung und geschickten Behandlung des Stoffes zeigt, verschwindet bei dieser Ansicht gänzlich. Als das erste Erforderniß der epischen Poesie gilt Wahrheit der Darstellung. Die Weisheit, welche die homerische Muse verleiht, beschränkt sich auf das historische Wissen der Vergangenheit und der Gegenwart. Durch die Sänger werden die Begebenheiten und Sagen der Vorzeit in treuer Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt und gelangen zur Kenntniß der Nachwelt. Aus Andeutungen in den homerischen Gedichten hat man geschlossen, daß die epische Poesie vor Homer nicht nur den troischen Sagenkreis in weiterem Umfange als Homer, sondern auch die älteren Mythen von der Argofahrt, von Herakles, von den Sieben gegen Theben und andere besungen habe; durch die ilische Sagengeschichte sind dann jene älteren Lieder zurückgedrängt worden und in Vergessenheit gerathen. Von den Begebenheiten des trojanischen Krieges werden von Homer als Gegenstände epischer Dichtungen z. B. der Wettstreit des Achilles und Odysseus, das hölzerne Pferd, die Heimkehr der Achäer und die Rache des Orestes erwähnt. Es ist wahrscheinlich, daß schon in der vorhomerischen Zeit die epischen Dichter bei öffentlichen Festen und Spielen, an welcher das ganze Volk Theil nahm, mit Wettgesängen aufgetreten sind. Die Dichtkunst verherrlichte die Versammlungen der religiösen Vereine. Der festliche Reihentanz um den Altar, und die begleitenden Töne des Sängers und seines Kitharspiels durften wohl bei keinem hellenischen Feste fehlen, und die Feste waren offenbar der fruchtbare Boden, aus welchem die Poesie hervorwuchs. Die taktmäßigen Bewegungen der Tänzer führten von selbst zu der rhythmischen Gestaltung der Rede und zu der Ausbildung bestimmter Versmaße. Die künstlerische Ausbildung des epischen Metrums scheint den Joniern zuzuschreiben zu sein. Die prosodische Sicherheit und die metrische Kunstfertigkeit des homerischen Zeitalters setzt lange Vorübungen voraus.

Die Anfänge der epischen Dichtkunst wurden wahrscheinlich in Hellas gemacht und von da von den auswandernden Achäern, Aeoliern und Joniern mit hinübergenommen nach den kleinasiatischen Küsten und Inseln. Bei der durch die Fruchtbarkeit des Landes und den einträglichen Handel erzeugten Wohlhabenheit und Behaglichkeit hatten die Griechen Muße den heitern Künsten obzuliegen, und die verpflanzten Keime entfalteten sich bald zu einer wunderbaren Blüthe. Das Bewußtsein, in demselben Lande zu leben, wo einst die vereinte Macht der Hellenen ruhmvoll gekämpft und gesiegt hatte, mußte den epischen Sänger mächtig anregen und zu neuen Gesängen begeistern, und vor allen mußte der troische Sagenkreis in dem Lande, welches dessen Schauplatz gewesen war, neue Nahrung gewinnen. Wahrscheinlich entfaltete sich die epische Dichtkunst zuerst in den achäisch-äolischen Kolonien, in Troas, dem einst glorreich überwundenen

Reiche des Priamus, welches die Enkel und Urenkel der Sieger zu ihrer neuen Heimath gewählt hatten. Die Achäer, welche unter der Leitung der Nachkommen des Agamemnon Lesbos und Troas bevölkerten und mit Böotiern verbündet die äolischen Städte gründeten, haben wahrscheinlich die Sagen, in welchen ihre Vorfahren so sehr glänzten, mit besonderer Vorliebe aufbewahrt. Sie sind es ohne Zweifel, welche in kleinen Liedern die Hauptbegebenheiten des trojanischen Krieges darstellten und der epischen Dichtkunst auf ihrer ersten Stufe gewiß schon ein bedeutsames Gepräge verliehen. Von Aeolis drangen die troischen Sagen in die benachbarten ionischen Staaten, sobald sich diese zu einem selbständigen bürgerlichen und politischen Dasein emporgearbeitet hatten. Ehe aber die epische Poesie so umfassende Pläne durchführen konnte, wie sich uns in der Ilias und Odyssee darstellen, mußte sie sich vielfach an der Entfaltung und inneren Durchbildung kürzerer Heldenlieder geübt haben.

Ueber die Sänger solcher kürzeren Heldenlieder haben wir keine sichere Kunde, denn Homer brachte alle seine Vorgänger in Vergessenheit und überstrahlte alle seine Nachfolger. Ueber seine Lebensumstände waren nur fabelhafte Sagen verbreitet und selbst über seinen Geburtsort und seine Lebenszeit gab es nur unsichere Ueberlieferungen. Um die Ehre, Homers Geburtsort zu sein, stritten sich zwar zunächst sieben Städte, aber es machten noch weit mehrere in späterer Zeit darauf Anspruch. Nur die äolischen und ionischen Kolonien in Kleinasien können in Betracht kommen, und von diesen haben wieder Chios und Smyrna die meisten Ansprüche. Für Chios spricht die lange dort blühende Genossenschaft der Homeriden, welche, obgleich mehr eine Innung, als ein Geschlecht, doch den Homer wie einen gemeinschaftlichen Stamm-Heros verehrten und die Kunst, seine Gesänge vorzutragen, unter sich fortpflanzten. Die Niederlassung des Homeridengeschlechts auf Chios wird aber auch als Folge einer Vertreibung der Jonier aus Smyrna angenommen, und deshalb galt schon im Alterthume ziemlich allgemein Smyrna für das Vaterland des Homer. Smyrna gehörte früher zum äolischen Bunde und kam später durch Verrath in den Besitz der Jonier. Ist auch die Geschichte dieser Stadt noch sehr dunkel, so scheint doch sicher zu sein, daß es sowohl äolisch-achäische als ionische Bewohner hatte. Während die Achäer die mitgebrachten oder auch vorgefundenen Ueberlieferungen von dem berühmten Kriege mit Vorliebe weiter ausbildeten, scheinen von den Joniern die Sagen aus der Ferne eingeflochten zu sein, welche ihnen bei dem lebhaften Handelsverkehr durch weit gereiste Männer mitgetheilt wurden. Die poetische Lebensanschauung, welche sich in den homerischen Gedichten findet, und die Bearbeitung des Sprachschatzes scheinen vorzugsweise den Joniern anzugehören, von denen die Gesetze der metrischen und grammatischen Komposition zuerst begründet worden sind. Die homerischen Gedichte erscheinen als ein achäischer Stoff, welcher mit ionischer Anmuth und Genialität behandelt ist. In den Sagen von Homers Leben und Wanderungen sind Andeutungen über die Verbreitung der epischen Poesie enthalten, und die Ansprüche, welche die verschiedenen Städte in Aeolis, Jonien und selbst im eigentlichen

Homer.

Hellas an Homer als ihren Mitbürger machten, gründen sich auf das Vorhandensein von Volksfesten und Kampfspielen, an denen die homerischen Gedichte vorgetragen worden sind. Die Sagen sind sämmtlich nachhomerisch und besonders durch einheimische Rhapsoden in Umlauf gekommen, die wir als Verbreiter der homerischen Poesie zu betrachten haben, und die sich an einigen Orten, um ihrem Stande ein höheres Ansehen zu verschaffen, unter dem Namen der Homeriden für Abkömmlinge des großen Homer ausgaben.

Sehr abweichend sind auch die Angaben über das Zeitalter Homers. Während eine Angabe des Dichters Leben ganz nahe an den trojanischen Krieg rückt, setzt ihn eine andere ein halbes Jahrtausend später. Am meisten hat die Angabe für sich, welche Homer in die Mitte des zehnten Jahrhunderts setzt.

Die Ilias und Odyssee.

So wenig uns auch von Homers Leben bekannt ist, so sind doch seine Werke, die Ilias und Odyssee, vorhanden. Sie sind die erste unmittelbar und durch sich selbst zu uns redende Thatsache der griechischen Geschichte, sie eröffnen zugleich die gesammte europäische Literatur der orientalischen gegenüber und stehen in einer unerreichten Vollkommenheit da. An heroischer Kraft und tiefem Gefühl mögen die nordischen Heldengedichte, an Farbenglanz, Kühnheit und Pracht die orientalischen den homerischen Gedichten gleichkommen, ja sie vielleicht noch übertreffen. Diese aber zeichnet aus die ungemeine Natürlichkeit und Einfachheit, die Anschaulichkeit und lebendige Wahrheit, die von keinem anderen Dichter in diesem Grade erreichte Objectivität der Darstellung, die treue Charakterzeichnung, das harmonische Ebenmaß in der heiteren Lebensansicht, die größte künstlerische Verstandesklarheit, die mit so kindlicher Einfalt und dieser Fülle der Einbildungskraft nur immer verträglich ist. Die Sinnlichkeit, welche die homerischen Helden durchdringt, zeigt allerdings noch die Stufe der Kindheit hellenischer Geistesbildung, aber auch die ganze Jugendfrische und Kraft des hellenischen Lebens, das noch nicht in die raffinirte Wollust eines schwächlichen und verdorbenen Zeitalters herabgesunken ist und den Trieben der Natur wie den Eingebungen der Leidenschaft unbewußt folgt. Auch die Götter verfallen in gleiche Sinnlichkeit und Leidenschaft, wenn sie auch sonst als Wesen einer höheren, idealisirt-menschlichen Natur erscheinen. Die homerische Poesie zeigt eine Bildung, welche die ganze Frische der Natur hat, die nur Natur sein will, und die einfache Sprache der Natur redet, die aber zugleich durchdrungen ist von einem geistigen und sittlichen Adel, und welcher alles Rohe und Gemeine abgestreift ist. Die homerische Poesie schildert die Dinge ganz wie sie sind, aber doch erscheinen sie wie zurückgestrahlt von einem Wunderspiegel; alles Trübe und Quälende ist von ihnen hinweggenommen und ein reines, höheres Licht über sie ausgegossen.

Die homerischen Gesänge haben auf die Entwickelung und Bildung der Griechen einen höchst bedeutsamen Einfluß ausgeübt. Die natürliche Anmuth und Weichheit des ionischen Dialekts, die Einfachheit der Konstruktion und der harmonische Vers fanden solchen Beifall, daß Homers ionischer Dialekt zur Sprache des Epos erhoben wurde, deren alle Epiker bis in die späteste Zeit sich bedienten,

und sein Hexameter Muster und Vorbild für alle späteren Versuche wurde. Und nicht bloß die epischen, sondern auch die lyrischen und dramatischen Dichter stehen in Beziehung auf Sprache und Ausdruck auf homerischem Grund und Boden. Und daß selbst die beginnende Prosa diese Grundlage nicht verleugnen kann, zeigt Herodot in Sprache und Darstellung. Aus Homer entnahm die bildende Kunst ihre Ideale; Homers Worte begeisterten einen Phidias, so daß er darnach das hohe Bewunderung erregende Standbild des Zeus zu Olympia schuf. Homer und Hesiod waren es, welche nach dem Ausspruche des Herodot die hellenische Götterwelt in ihrer anthropomorphischen Auffassung gewissermaßen geschaffen und für den Volkskultus gestaltet haben. Wie Homers Gesänge in dieser Beziehung die Grundlage der hellenischen Religion wurden, so waren sie auch insofern ein Volksbuch, als sie für die Quelle des Rechts und der Geschichte galten, sowie aller höheren geistigen Bildung in Poesie und Wissenschaft. Sie wurden dem Knaben als erster Gegenstand des Unterrichts und der Lectüre in die Hand gegeben; sie erweckten in der Seele des Jünglings edle Gesinnungen und patriotische Gefühle; sie waren die Lust und Ergötzung des Mannes- und Greisenalters. An den großen Götter- und Nationalfesten wurden sie durch eigene, kunstgeübte Sänger, die Rhapsoden, vorgetragen. Altäre, Tempel und Statuen wurden dem Homer geweiht und er so zum Gegenstand eines eigenen Kultus erhoben. Homer wurde vor allen als der Volksdichter von Hellas anerkannt; denn in seinen Gesängen wurden dem Griechen alle Keime und Wurzeln seiner Eigenthümlichkeit in den lebendigsten Bildern vorgeführt; besonders waren in den beiden Haupthelden der Gedichte, in Achilles und Odysseus, die beiden Seiten, welche der griechische Volksgeist beim thätigen Handeln zeigte, die stürmische Heldenkraft und die redebegabte Verschlagenheit, anschaulich dargestellt.

Kein Dichter hat in einem gleichen Grade wie Homer auf sein Volk gewirkt. Gesetzgeber und Weise bildeten den Charakter anderer Nationen; den der Hellenen sollte zunächst ein Dichter bilden. Darin liegt das Eigenthümliche dieses Volkes, das selbst bei seiner Ausartung nicht zu vertilgen war. Als später auch unter ihm Gesetzgeber und Weise aufstanden, war Homers Werk schon gethan. Er hatte seiner Nation den Spiegel aufgestellt, in dem sie die Welt der Götter und Helden wie der schwachen Sterblichen erblicken, immer gleich wahr und rein erblicken sollte. Auf die ersten Gefühle der menschlichen Natur sind seine Lieder gebaut — auf die Liebe des Sohnes, der Gattin, des Vaterlandes, auf die Alles überwiegende Liebe zum Ruhm. Aus einer Brust, die rein menschlich fühlte, flossen seine Gesänge; darum strömen sie und werden sie strömen in jede Brust, die menschlich fühlt. Segnend und befruchtend fließt der prächtige Strom seines Gesanges durch viele Länder und Völker; aber verborgen sind und werden seine Quellen bleiben.

Es lag nicht in der Art der Alten über die Entstehung solcher Wunderwerke viel zu grübeln; man fand sich durch den Glauben an eine Art von göttlichem Ursprunge mit dem Räthsel ab. Die nach Alexander dem Großen entstehende literarische und grammatische Ansichten von der Entstehung der homerischen Gedichte.

Wissenschaft, welche sich besonders mit der Erklärung der homerischen Gedichte eifrig beschäftigte, warf zwar Fragen auf über die ursprüngliche Gestalt derselben und ob die Ilias und Odyssee von einem und demselben Dichter herrührten oder nicht; daran aber zweifelte man nicht, daß Homer seine Werke gedichtet, niedergeschrieben und der Nachwelt überliefert habe. Diese Ansicht blieb auch in der neueren Zeit herrschend, trotz einzelner widersprechender Aeußerungen. Erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts wurde sie durch die Forschungen des berühmten Friedrich August Wolf tief erschüttert. Dieser lehrte: die homerischen Gesänge bestanden ursprünglich aus einer Reihe einzelner Lieder, deren Inhalt demselben Sagenkreise entnommen, die in demselben Geiste gedichtet waren und die einander fortsetzten und ergänzten; sie stammten nicht von einem einzigen Dichter, sondern von einer ionischen Sängerschule, deren Haupt und größter Dichter Homer alle übrigen verdunkelt hat. Diese Lieder waren nur bestimmt gesungen und gehört zu werden, wurden mündlich den folgenden Geschlechtern überliefert, drei bis vier Jahrhunderte nur durch das Gedächtniß fortgepflanzt und von Sängern (Rhapsoden) vorgetragen; erst im sechsten Jahrhundert v. Chr. wurden sie zu zwei größeren Epopöen verbunden und niedergeschrieben. Als Beweis für diese Behauptungen wurde angeführt: die Buchstabenschrift ist den Griechen zwar sehr früh bekannt geworden, man bediente sich derselben aber lange Zeit nur zum Eingraben weniger Worte in Metall und Stein. In den homerischen Gedichten wird die Schreibekunst nicht erwähnt und auch sonst haben wir keine glaubwürdige Nachricht von schriftlichen Aufzeichnungen aus dieser Zeit. Lebtrn die Gesänge nur im Gedächtniß fort, so konnten sie auch nicht von großer Länge sein. Dieses stimmt wieder damit zusammen, daß die Sänger bei den Festmahlen nur kleinere Stücke vortragen konnten. Ferner läßt sich aber auch noch jetzt in den homerischen Gesängen die Zusammensetzung aus einzelnen Liedern nachweisen. Endlich wird ausdrücklich berichtet, daß erst Pisistratus die einzelnen Rhapsodien zu zwei zusammenhängenden Epopöen vereinigt hat.

Die Behauptungen Wolfs fanden so großen Beifall, daß in Deutschland anfangs die Stimmen der wenigen Gegner kaum beachtet wurden. Das Wesen einer solchen Volksdichtung in seiner großen Verschiedenheit von der aus der Literatur hervorgegangenen und für die Literatur geschaffenen Poesie wurde nun erst recht klar. Homer wurde zum Repräsentanten einer Dichtkunst, die von vielen Dichtern in demselben Geiste und in derselben Form geübt, durch die Stimmung und Richtung der Zeit erzeugt, zu dem Volke in einer sehr nahen Beziehung gestanden haben muß. Die Einsicht, welche man in die Entstehungsart der Volkspoesie in vorliterarischen Zeiträumen gewonnen hatte, regte zu ähnlichen Untersuchungen über die älteste Volkspoesie der Deutschen, der Inder und anderer Völker an.

Im Gegensatze zu Wolfs Ansicht suchten andere Gelehrten die Einheit der homerischen Gedichte nicht nur durch die Gleichheit des Tones und der Sprache, sondern auch durch den wohlangelegten und durchgeführten künstlerischen Plan in jedem der beiden Gedichte nachzuweisen und etwaige Ungleichheiten in der Sprache, dem Versbau

und dem Grade künstlerischer Virtuosität durch spätere, längere und kürzere Einschiebungen in die von **einem** Homer herrührenden abgerundeten Epopöen zu erklären.

Noch andere behaupten: zuerst haben Sänger einzelne Erzählungen aus dem trojanischen Sagenkreise besungen; Homer hat eine Auswahl derselben zu zwei epischen Ganzen verbunden und diesen hohe Schönheit der Darstellung gegeben. Da die Gedichte aber nicht aufgezeichnet waren und man das Bedürfniß hatte, bei festlichen Gelegenheiten kleinere Abschnitte vorzutragen, so wurden diese größeren Epopöen wieder in einzelne Lieder aufgelöst: zertheilt erlitten sie manche Aenderung und wurden durch viele Zusätze erweitert, bis Pisistratus sie theils aus dem Munde der Rhapsoden, theils aus schon niedergeschriebenen Stücken wieder zusammenstellen ließ.

Die Homeriden, Rhapsoden und cyklischen Dichter.

Wo immer ein schöpferischer Genius erschien, da traf er auch immer Geistesverwandte, welche die eröffnete Bahn weiter verfolgten. So mag auch dem alten Aöden Homer eine Anzahl jüngerer Sänger gefolgt sein, die es sich zum Vergnügen und zur Aufgabe machten den Honig, der von seinen Lippen floß, zu sammeln und Anderen mitzutheilen. Als Besitzer und Aufbewahrer der homerischen Gesänge betrachtete das Alterthum die Homeriden von Chios. Wie lange diese sich als geschlossene Gesellschaft gehalten haben, ist nicht bekannt. Sie trugen nicht nur die homerischen Lieder vor, sondern sie waren auch zugleich Dichter, und erweiterten den Kreis der epischen Gesänge durch Lieder, welche in ähnlichem Sinn und Geist gedichtet waren und unter Homers Namen verbreitet wurden. Die Sage setzt die Homeriden in ein näheres Verhältniß zu dem wandernden Homer und führt sie theils als Freunde, theils als Schüler oder Lehrer desselben auf. Bei der Verbreitung der homerischen Gedichte in dem hellenischen Mutterlande bildete sich in diesem der mündliche Vortrag der epischen Gesänge zu der Kunst der Rhapsodie aus. Bei keiner festlichen Gelegenheit, namentlich nicht bei den Wettkämpfen, durften unter dem gesanglustigen Volke der Hellenen diese Vorträge der Rhapsoden fehlen. Der Name Homers und die Vortrefflichkeit seiner Dichtungen reizte aber auch zur Nachahmung und bildete einen Mittelpunkt, um den die sogenannten cyklischen Dichter die epische Poesie zu erweitern suchten. Wie die Gesänge Homers die Grundlage der ganzen griechischen Literatur wurden, so bilden sie auch namentlich den Kern der epischen Poesie der Griechen. Alles Ausgezeichnete auf diesem Gebiete wurzelte in ihnen und war als Vervollständigung oder Fortsetzung derselben mit ihnen verknüpft. Nachdem die homerischen Gesänge für die epische Poesie einen festen Typus aufgestellt hatten und in allen Kreisen des hellenischen Lebens einheimisch geworden waren, schlossen sich fortwährend Männer von geistesverwandter Richtung an dieselben an und verarbeiteten die Fülle von Mythen und Völkersagen zu immer neuen Liedern. Nach dem Anfange der Olympiaden erhielt in Jonien das Epos eine noch weitere Ausdehnung durch eine Reihe von Männern, welche schon nicht mehr als Volksdichter zu betrachten sind, sondern welche die Dichtkunst mehr als Privatsache zur Ausfüllung ihrer eigenen Muße betrieben. Daher die Rhapsoden diese Gattung von epischen Gedichten

nicht in den Kreis ihrer Vorträge aufgenommen haben. Indem diese Dichter sich den vorhandenen Mustern in sprachlicher Form und Farbe der Darstellung anschlossen, führten sie die Mythen, welche die homerischen Gesänge nur angedeutet oder theilweise behandelt hatten, nach ihrer chronologischen Folge und in ihrer Ausführlichkeit bis zum Abschlusse der heroischen Zeit durch und stellten im Laufe der Zeit mehr das historische als poetische Bild einer uberfichtlichen und fast verstandesmäßigen Einheit auf. Sie suchten ihre Gedichte mit denen Homers so zu verknüpfen, daß das Ganze einen großen Cyklus bildete; sie brachten ihre Gedichte mit der Ilias und Odyssee in so engen Zusammenhang, daß das Ganze wie nach einem Plane ausgeführt erschien. Allein trotz der engen Anknüpfung ihrer Geisteserzeugnisse an die homerischen Gedichte, und obgleich sie oft auf bloße Andeutungen Homers fortbauten, war doch ihre Poesie von der Homers sehr verschieden, sowohl durch die Art mythische Gegenstände zu betrachten und zu behandeln, als auch durch das Streben neuen Schmuck hinzuzufügen und Abenteuer und Wunderbares zu häufen. Wie groß die Anzahl dieser Epiker gewesen sei, läßt sich nicht mehr bestimmen; die wenigsten sind uns dem Namen nach bekannt, und ihre Gedichte werden fast sämmtlich mehr als einem Verfasser beigelegt. Man setzt die cyklischen Dichter in die ersten funfzig Olympiaden, also in die Zeit von der Mitte des achten Jahrhunderts v. Chr. bis in die Mitte des sechsten.

Die bedeutendsten dieser Dichter waren Arktinos von Milet, Lesches aus Mytilene, Stasinos von der Insel Kypros, der Trözenier Agias und Eugammon von Kyrene. Erst in viel späterer Zeit, wahrscheinlich erst von einem alexandrinischen Gelehrten wurden die Gesänge dieser und anderer Dichter zu einem großen Cyklus so zusammengestellt, daß durch die mythisch-historische Folge derselben die Idee eines großen Ganzen hervortrat.

Die homerischen Hymnen.

Zu der epischen Poesie gehörten auch die Hymnen, welche unter Homers Namen aufbewahrt worden sind und bei den Alten Proömien d. h. Vorspiele oder Eingänge hießen. Mit dem Gottesdienste standen sie in keinem unmittelbaren Zusammenhange, sondern sie dienten den Rhapsoden als einleitende Gesänge für ihre poetischen Vorträge. Mit ihnen eröffneten die Sänger die Feierlichkeit und ließen darauf epische Vorträge folgen. Die kurzen Proömien bildeten sich mit der Zeit zu selbständigen Gedichten aus und fanden als epische Hymnen in den musischen Wettstreiten schon früh Eingang. Ihrer ersten Anlage nach sind daher die sehr ungleichen homerischen Hymnen ziemlich alt. Sie eröffneten die Feier des Tages und priesen diejenige Gottheit, welcher das Fest gewidmet war. Auf diese hymnischen Vorspiele folgten aber noch längere epische Vorträge, welche die Begebenheiten der Vorzeit und die lokalen Heldenthaten zum Gegenstande hatten. Die von den gewiß sehr zahlreichen epischen Hymnen noch übrig gebliebenen stammen aus verschiedenen Ländern und Zeitaltern; sie enthalten wahrscheinlich Bruchstücke aus jedem Jahrhundert zwischen Homers Zeit und den Perserkriegen.

Wie sich in dem kleinasiatischen Jonien eine Dichterschule gebildet hatte, an deren Spitze der Name des Homer steht, so blieb auch im griechischen Mutterlande die epische Poesie nicht ohne Anbau und es entstand am Fuße des Helikon eine böotische Sängerschule, an deren Spitze der Name des Hesiod glänzt. Dieser scheint ein Jahrhundert nach Homer, in der Mitte des neunten Jahrhunderts gelebt zu haben. Er war gebürtig aus Askra in Böotien, wohin sein Vater aus dem äolischen Kyme in Kleinasien gewandert war. Als Hirt in Askra lebend, gerieth Hesiod nach dem Tode seines Vaters mit seinem Bruder Perses in einen Erbschaftsstreit, welcher zu seinem Nachtheil ausfiel. Er scheint dann in späteren Lebensjahren zu Orchomenus seinen Aufenthalt genommen und sich eines blühenden und kräftigen Alters erfreut zu haben. Wie Homer auf Chios, so scheint Hesiod in Böotien, wo sich seine Dichtungen vermuthlich am längsten im Munde und Gedächtnisse des Volkes erhielten, als Heros verehrt worden zu sein. Die hesiodischen Dichtungen stehen in einigem Zusammenhange mit der älteren Kulturepoche der thracischen Sänger; das wird auch durch die Sage angedeutet, daß Hesiod von Orpheus abstamme. Die auf uns gekommenen Dichtungen, welche Hesiods Namen tragen, stammen in ihrem jetzigen Umfange nicht von einem Dichter her, sondern von einer Sängerschule. Das zeigt schon die Verschiedenheit der Darstellung. Manches reicht durch die Einfachheit seines Kolorits an die homerischen Zeiten hinauf; Anderes sinkt zu den späteren Jahrhunderten der vollkommen ausgebildeten bürgerlichen Verhältnisse herab, wo der Verkehr und Wucher mit Gütern getrieben und das Kapital mit Vortheil ausgeliehen wird. Es umfassen die Gedichte ihrem Inhalte nach die hervorstechendsten mythisch-religiösen und bürgerlichen Ansichten und Erfahrungen eines längeren Zeitraumes. Unter den Gedichten, welche dem Hesiod zugeschrieben werden, sind die beiden wichtigsten die Werke und Tage und die Theogonie. Die Werke und Tage haben den ganz individuellen Zweck, einen ungerathenen Bruder durch Darlegung des durch geregelte Thätigkeit begründeten häuslichen Glückes zur Arbeitsamkeit und Sparsamkeit anzuhalten; sie erscheinen nicht als ein abgerundetes und abgeschlossenes Ganze, sondern als eine Zusammenstellung verschiedenartiger Theile. Das Gedicht enthält theils allgemeine ethische Mahnungen zu einem unbescholtenen Lebenswandel in Verbindung mit Klagen über Elend und Lasterhaftigkeit der Menschen, theils Regeln für Ackerbauer und Kaufleute, theils einen alten Kalender oder die Bezeichnung der religiösen Bedeutung der einzelnen Tage und die Anweisung, welche Tage zu einem Geschäfte am geeignetsten sind. Es zeigt sich darin eine wackere und biedere, aber beschränkte Lebensansicht. Die Theogonie ist ein Versuch die Lehren von der Weltschöpfung im Allgemeinen, wie im Besondern von der Bildung und Entwickelung der einzelnen Naturkörper und Naturkräfte, welche als göttliche Personen, als Götter und Heroen, aufgefaßt werden, zusammenzustellen. Es zerfällt das Gedicht in eine Kosmogonie, Theogonie und Heroogonie und enthält althellenische Priesterweisheit und Philosophie über die Entstehung der Welt und der Götter und deren Wesen und Verhältniß zu den Menschen. Die Götter hatten damals bereits eine anthropomorphische

Hesiod.

Form angenommen, und die Mythen von denselben waren in die Ansicht des Volkes und in die Lieder der Sänger übergegangen. Beide Gedichte, verschieden von einander nach Inhalt und Zweck, haben doch der ionischen Schule gegenüber einen und denselben Charakter. Sie haben nicht die Heiterkeit und Behaglichkeit, nicht die Phantasie und den Schwung der homerischen Poesie, nicht die freie unbefangene Weltanschauung, zu der sich die Jonier durch angeborenes Talent und durch beständigen Verkehr mit fremden Nationen erhoben hatten. Die heitere Anschauung von göttlichen und menschlichen Dingen, welche den Grundzug des hellenischen Charakters bildet und auf eine wunderbare Art in dem homerischen Epos ausgeprägt erscheint, tritt bei Hesiod zurück. Der Schmerz über eine unwiederbringlich verlorne Glückseligkeit, welcher der Darstellung von den verschiedenen Weltaltern eine trübe Farbe verleiht, bezeichnet zugleich eine geistig unklare Uebergangsperiode, wo der Mensch mit sich selbst im Kampfe ist und noch nicht durch tiefere Einsichten ins Leben seine Befriedigung in sich selbst gefunden hat. Die Werke und Tage zeigen eine trübe Lebensansicht und innere Zerrissenheit des Gemüthes, welches stets für sich und Andere fürchtet und sich nach einer glücklicheren Vorzeit zurücksehnt. Dagegen findet sich in den Gedichten des Hesiod eine genauere und ausgedehntere Kenntniß der Erde und eine vorgerücktere Bildung des bürgerlichen Lebens als bei Homer. Hesiod stellt sich in eine größere Ferne von dem heroischen Zeitalter als Homer. Das ethische Element ist in der hesiodischen Dichtung so vorherrschend, daß es selbst in den Mythen hervortritt, deren philosophischer Gehalt sie von den homerischen wesentlich unterscheidet. Bis in die spätesten Zeiten blieb Hesiod das ehrwürdige Vorbild aller Lehrgedichte, welche die physische und sittliche Besserung des Menschen zum Zwecke hatten. Der Vortrag des Hesiod oder der böotischen Sängerschule war nicht vom Lautenspiel begleitet; die böotischen Dichter hielten bei dem Gesange nur einen Lorbeerstab in der Hand, als ein Zeichen der ihnen von Apollo und den Musen verliehenen Würde.

Homers Schilderung der heroischen Zeit.

Die Sitten und das ganze Leben, welches Homer schildert, sind das seiner Zeit, nicht das der Helden vor Troja. Die Schilderungen des häuslichen, geselligen und politischen Lebens sind treue Abbildungen der bestehenden Zustände, jedoch mit frischen und glänzenden Farben gemalt. Die Sage liefert dem Dichter Begebenheiten und Charaktere, nicht Zustände und Sitten. Der Volksdichter, welcher in der Jugendzeit des Volkes lebt, ist mit seiner Zeit verwachsen und von ihr befangen, er kann von ihr sich nicht losmachen. Die Sitten der Vergangenheit und Gegenwart streng scheiden kann der Dichter nur wenn ihm die Bildung eines gelehrten Zeitalters zu Gebote steht. Dennoch haben wir in Homer einen Abglanz der trojanischen Zeit, da die Lebensverhältnisse in dem Jugendalter der Völker sich nur sehr langsam und allmälig ändern und die ganzen ethisch-politischen Zustände zur Zeit des Homer tief in der Vorzeit wurzelten und mit ihr zusammenhingen.

In den homerischen Dichtungen zeigt sich das Leben der Griechen viel friedlicher und freundlicher als in den älteren Sagen der

Heroenzeit (siehe S. 180); Alles deutet auf eine mildere Zeit und geordnetere Zustände. Redlichkeit, Wohlwollen gegen Fremde, Beredtsamkeit, Klugheit und vor allem Tapferkeit werden als Tugenden gepriesen. Auf der anderen Seite werden Seeräuberei, Ueberfall und Plünderung von Städten, weil sich durch sie Tapferkeit und Klugheit bewähren kann, nicht für schimpflich gehalten. Die Griechen erscheinen als ein rüstiges und kampflustiges Volk, welches bei einfachen Sitten und unter einem freundlichen Himmel ein heiteres Leben führte; obgleich in viele kleine Staaten getheilt, betrachteten sie sich doch wegen der Gleichartigkeit in Religion, Sprache und Lebensweise wie Glieder eines größeren Ganzen. Ueber die Masse des Volkes erhoben sich die Edlen oder der Herrenstand; ausgezeichnet durch Geburt und durch körperliche und geistige Vorzüge. Das Volk wohnte im Lande zerstreut, die Edlen und die Könige in Burgen. Sklaven, welche theils durch Kauf von Seeräubern, theils durch Kriegsgefangenschaft erlangt wurden, verrichteten die niederen Arbeiten. Fremde waren nicht durch das bürgerliche Recht geschützt, sondern nur durch die Scheu vor den Göttern als Rächern des Frevels. Friedlich erscheinenden Fremden, zumal wenn sie hülfsbedürftig waren, gewährte man Obdach und Bewirthung; Flüchtige und Verfolgte standen unter der Obhut des Zeus; Kaufleute verkehrten ungefährdet im Lande, und Herolde standen bereits unter dem Schutze des Völkerrechts.

Die Regierungsform war die monarchische. Das heroische Königthum erinnert an patriarchalische Zeiten und Verhältnisse. Der König ist Anführer im Kriege und oberster Richter; er bringt für die Gesammtheit die öffentlichen Opfer dar und leitet die religiösen Festlichkeiten; seine Befugnisse sind nicht beschränkt, er greift mit seinem Ansehen in alle öffentlichen Verhältnisse ein. Man dachte sich die Fürsten ausgestattet mit hohen Vorzügen, mit schöner Gestalt, hervorragender Heldenkraft, Einsicht und Erfahrung, und man erklärte sich die persönliche Vortrefflichkeit durch die Abstammung von den Göttern. Die Herrscherwürde vererbte sich auf die Nachkommen, aber für die Erbfolge bestand keine feste, gleichmäßige Norm. Der König besaß Ländereien, erhielt Ehrengeschenke, besonders von der Beute und für Rechtssprüche, er nahm bei allen Versammlungen und Festlichkeiten den ersten Sitz ein und bekam bei öffentlichen Mahlen ansehnlichere Stücke. Dem Könige wurde Ehrfurcht und Gehorsam bewiesen; seine Abzeichen waren der Herrscherstab und die ihm voranschreitenden Herolde. Den Königen zunächst standen die übrigen Edeln, ebenfalls ausgezeichnet durch Geburt, Reichthum, Körperkraft und ritterliche Waffenübung. Eine noch größere Bedeutung als die körperliche Stärke gaben Erfahrung, Beredtsamkeit und verständige Einsicht. In allen wichtigen Fällen beriefen die Könige eine berathende Versammlung der Edeln, und wenn sie sich der freudigen Zustimmung und Ausführung des Volkes versichern wollten, so legten sie die Sache auch der Gesammtheit der Bürger vor. Ein höheres Entscheidungsrecht hatte jedoch das Volk nicht. Die Rechtsverhältnisse beruhten auf dem Herkommen und dem allgemeinen Rechtsgefühl und wurden von Zeus als höchstem Urheber hergeleitet. War auch die Macht der Fürsten nicht beschränkt, so fehlte doch auch nicht

die Ansicht von Pflichten der Fürsten und die Vorstellung, daß auch ein von einem Fürsten geübter Frevel seine Strafe finde. Der Krieg bestand mehr in den Kämpfen der Könige und Edeln, als der Heeresmassen. Die Edeln hatten Streitwagen, auf welchen sie als Vorkämpfer gegen das feindliche Heer heranfuhren. Die übrigen freien Männer standen an Ansehn weit hinter dem Herrenstande zurück, sie waren von diesem in einer gewissen Abhängigkeit, in einer Art von Klientelverhältniß; zeichnet sich einer von ihnen aus, so wird sein Diensteifer und seine Treue gegen die Edeln gerühmt. Neben den durch Waffengewalt, großen Grundbesitz und zahlreiche Sklaven ausgezeichneten Edlen wissen sich indeß doch manche Personen durch Kenntnisse und Bildung ein von jenen anerkanntes Ansehen zu verschaffen; so die Priester, Weissager, Herolde, Künstler und Sänger.

Die Verhältnisse in Ithaka und die Stellung, welche Alcinous als dreizehnter in dem Rathe der ihm an Ansehen fast gleichen Phäaken-Fürsten einnahm, scheinen bereits auf die Verminderung, welche später das königliche Ansehen erlitt, und auf die Hebung des aristokratischen Elementes hinzudeuten.

Das Privatleben zeigt eine gewisse patriarchalische Natürlichkeit, Offenheit und Wahrhaftigkeit, aber auch bereits eine hohe Bildung, edle Humanität, Heiterkeit und Behaglichkeit. Nur eine Hausfrau und Hausmutter ward rechtlich anerkannt, wenn auch der Umgang mit Sklavinnen dem Manne nicht zur Schande gereichte. Die Werbung um die Braut war von Schenkungen oder vielmehr von der Zahlung eines Kaufgeldes begleitet; doch pflegte die Braut auch ihrerseits eine Mitgift mitzubringen. Das Recht des Hausvaters scheint bei den Griechen schon in älterer Zeit humaner als bei den Römern gewesen zu sein, obgleich die Aussetzung eines neugebornen Kindes für erlaubt galt. Die Frau war die liebevolle und theilnehmende Freundin des Mannes und wirkte veredelnd und beglückend auf das Familienleben. Hochgepriesen wurden die Tugenden edler Frauen, die zärtliche Liebe der Andromache, die züchtige Treue der Penelope, die jungfräuliche Sittsamkeit der Nausikaa.

Die bereits zahlreichen Städte hatten Mauern mit Thürmen und Thoren; die Wohnungen der Fürsten waren von Stein erbaut und stattlich und geräumig. Man trieb Viehzucht, Getraide-, Wein- und Gartenbau, Jagd und Fischfang; die Beschäftigung der Frauen war das Weben. Auch bezog man gewebte Stoffe sowie mancherlei andere Erzeugnisse durch den Handel, namentlich von Phöniciern. Man verfertigte hölzerne Geräthe, Sessel, Bettstellen, Laden und andere Gegenstände mit eingelegter Arbeit von Gold, Silber, Elfenbein und Bernstein. Von metallnen Geräthen rühmt Homer Kessel, Schalen, Dreifüße, Becher, Panzer, Schilde, zum Theil als einheimische, zum Theil als ausländische Arbeit. Manche Beschreibung, wie z. B. die von Achilles Schild, mag wohl durch die Phantasie des Dichters verschönert sein. Obgleich in den Tempeln sicherlich Götterbilder aufgestellt gewesen sind, so kann doch die plastische Kunst nicht über rohe Anfänge hinaus gewesen sein, da sie noch viel später auf einer niedrigen Entwickelungsstufe stand. Für die hohe Kunst der poetischen Darstellung sind die homerischen Gedichte selbst das sprechendste Zeugniß.

Die homerische Mythologie und Religion.

Bei einem geistig so thätigen und regsamen Volke wie die Griechen mußte auch die Mythologie der Entwickelung unterworfen und ein treuer Spiegel der jedesmaligen Entfaltungsstufe des Volkes sein. Sobald der Urzustand eines Volkes sich ändert durch erwachende und sich steigernde Geistesthätigkeit, durch Kriege und den Beginn des heroischen Zeitalters, erweitern sich auch die Begriffe vom Göttlichen. Daß Veränderung des früheren Zustandes bei den Griechen schon vor dem troischen Kriege eingetreten war, beweisen die homerischen Gedichte. Wir wissen aus ihnen, daß bereits vor dem genannten Zeitpunkte ein reges Leben, vielfache Berührungen der einzelnen Volksstämme im europäischen Griechenland stattgefunden haben. Es hatte sich dadurch auch der religiöse Glaube und die Auffassung des Göttlichen verändert. Die Ueberzeugung von der Existenz eines früheren Kultus und die allmälige Herausbildung eines andern erhielt sich im Volke in dem Glauben an ein gestürztes Göttergeschlecht. Die älteste griechische Religion war Verehrung der in der Natur wirkenden Kräfte. Da nun aber bei der großen Verschiedenartigkeit der einzelnen Länder Griechenlands die in der einen Gegend besonders hervortretende Wirksamkeit der Natur eine andere war als die, welche in anderen Theilen Griechenlands vorzugsweise sich äußerte, und da in der ältesten Zeit die Trennung in einzelne Gemeinden eine viel größere und die Berührung der einzelnen in patriarchalischer Abgeschlossenheit lebenden Stämme und Staaten eine viel geringere war als später: so läßt sich annehmen, daß jeder Stamm seinen besonderen Stammgott verehrt habe. Ein Volksstamm, der ein Binnenland bewohnt, kann nicht zur Vorstellung eines meerbeherrschenden Gottes gelangen; ein Volksstamm, welcher auf hohen Gebirgen lebt, wird sich schwerlich eine Gottheit bilden, die den fetten Fluren des ebenen Landes Segen und Gedeihen verleiht. Je größer die Mannigfaltigkeit war, welche auf einem verhältnißmäßig geringen Flächenraum die physische Beschaffenheit des griechischen Landes und Bodens darbot und je verschiedenartiger die Beschäftigungen und Interessen der einzelnen Stämme waren, desto mannigfaltiger mußte auch die Auffassung des Göttlichen und der einzelnen Stammgötter sein. Durch die größere Berührung und den zunehmenden Verkehr fand eine gegenseitige Mittheilung der Stammgötter und des anfänglich mehr örtlichen Kultus statt. Wo man Herrschaft, Sitten und Gebräuche austauschte, da blieb die gegenseitige Mittheilung der Götter nicht aus. Die Richtigkeit dieser Behauptung beweisen die Angaben Homers, woher ein jeder der Hauptgötter stamme, und die deutlichen Hinweisungen, welcher Landschaft und welchem Stamme eine jede der Hauptgottheiten ursprünglich angehöre. Was nämlich der Dichter von den Heimaths- und Lieblingsländern der Götter, ihren Beinamen, ihrem individuellen Charakter, ihren Beschäftigungen, ihrer Vorliebe für Troer und Achäer erzählt, ist gewiß mehr als poetische Ausschmückung und beruht auf alter geschichtlicher Ueberlieferung. Die Götter der einzelnen Stämme gelangten allmälig bei zunehmendem Verkehr der griechischen Stämme und Staaten zu allgemeiner Anerkennung und Verehrung, sie wurden Götter des ganzen Volkes. Daß eine solche Entwickelung nicht in einem kurzen Zeitraum, sondern nur langsam

und allmälig erfolgt sei, braucht wohl kaum erinnert zu werden. Eine so bedeutende Unternehmung aber wie der troische Krieg hat gewiß sehr viel dazu beigetragen, daß die früher vereinzelten griechischen Stammgötter allgemeine Anerkennung erlangten und als neugeschaffene Nationalgötter auf den Höhen des Himmels, der den Erdkreis überwölbt, versammelt gedacht wurden. Auch für die noch enger verknüpften troischen Völker dürfen wir diesen großen Krieg als einen Anlaß zu wechselseitiger Annäherung und Bekanntschaft sowie zu beschleunigter Ausbildung des Polytheismus betrachten. Auch die vielfachen Berührungen des Völkerverkehrs, welche der dorischen Wanderung theils vorausgegangen, theils auf sie gefolgt waren, mußten einen Austausch der Gottheiten und ihrer Verehrung herbeiführen. Die Eroberer oder Kolonisten brachten ihre Götter in die neuen Sitze mit und verbanden sie dort mit den örtlichen des Landes, welches sie einnahmen. Durch diese Veränderung trat aber auch die Bedeutung der Götter als die in der Natur wirkenden Kräfte in den Hintergrund, da diese Bedeutung mit der verschiedenen Beschaffenheit der einzelnen Länder in engem Zusammenhang stand und an Geltung verlieren mußte, sobald ein Gott in anderen Gegenden Anerkennung und Verehrung fand. Die Götter kommen nun nicht nur zu den Menschen in nähere Beziehung, indem sie in deren Thaten eingreifen und deren Schicksale leiten, sondern sie haben selbst alle Eigenschaften der Menschen, wenn auch in einem viel höheren Grade. Obgleich weiser und einsichtsvoller als die Menschen, haben die Götter doch alle Triebe, Gefühle und Bedürfnisse derselben. Daher brauchen sie Häuser zu ihren Wohnungen, nehmen Speise und Trank zu sich und bedürfen des Schlafes; ja sie sind auch gegen weibliche Schönheit nicht unempfindlich. In der Gestalt sterblicher Männer haben sie Umgang mit Frauen und Mädchen und vergeben sich dadurch nichts von ihrer Würde. Ebensowenig vermögen einige der Göttinnen der Liebe zu sterblichen Männern zu entsagen. Die aus solchem Umgang entsprungenen Heroen sind ausgezeichnet vor dem übrigen Menschengeschlecht durch Göttergunst, durch höheren Adel und hervorragende Körperkraft. Sie werden oft die Wohlthäter ihres Volkes und gelangen nicht selten nach ihrem Tode zu göttlicher Verehrung. In den homerischen Gedichten tritt die ältere Naturreligion gleichsam in den Schatten und verbleicht gegen die mächtig hervortretenden Gestalten der Götterwelt des heroischen Zeitalters. Die auf dem Olymp herrschenden Götter erscheinen kaum noch in einer Verbindung mit Naturphänomenen. Der alte Feuerdämon Hephästos, welcher ursprünglich auf dem einst vulkanischen Lemnos seinen Sitz hatte d. h. hier vorzugsweise verehrt worden war, wird nun der Gott, welcher kunsterfahrnen Meistern die Kunst anmuthige Werke zu bilden verleiht. Der pelasgische, in allen Erscheinungen der oberen Luftregionen, besonders im Donner vernehmbare Naturgott Zeus wird als der mächtigste und erhabenste der König der olympischen Götter, und nur einige aus älterer Zeit überlieferte Beinamen bezeichnen ihn als Gott des Aethers und des Wetters. Der gewaltige Erderschütterer Poseidon erhält den Rang eines Bruders des Götterkönigs. Einige Gottheiten, wie die Demeter, behielten ihre Bedeutung als Naturgewalten. Es

sind dieses solche Gottheiten, welche dem kriegerischen und politischen Leben ferner standen und damit wenig in Berührung gebracht werden konnten.

Nachdem die Zahl der griechischen Götter auf die angedeutete Weise sich bedeutend vermehrt hatte, mußte sich auch allmälig eine gewisse Rangordnung unter denselben feststellen. Denn der Polytheismus kann nicht ohne systematische Anordnung bestehen. Daher erhebt sich in der Mythologie des Homer und Hesiod von den untersten Dämonen eine Stufenleiter göttlicher Wesen bis zu dem herrschenden Zeus Kronion, dem Vater der Götter und Menschen. Die Götter wurden in eine große Familie vereinigt und durch die Bande der Verwandtschaft mit einander verbunden. So wurden Ares, Athene, Hephästos, Dionysos, Hermes Kinder des europäischen, Apollo, Artemis und Aphrodite des asiatischen Zeus. Die Hauptgötter wohnen nicht mehr, wie bisher, vereinzelt in Städten, Hainen, auf Gebirgen, in Flüssen und im Meer, sondern in Palästen auf dem Himmelsgewölbe. Die früheren Wohnsitze werden in Lieblingsorte verwandelt, wo der Gott gern verweilt oder wohin er sich zurückzieht, wenn er die Gesellschaft der andern Götter vermeiden will. Der durch die Verbindung der Stammgötter erweiterte Polytheismus gab Anlaß zur Bildung neuer Gottheiten, die aus gewissen dem ganzen Volke gemeinsamen Vorstellungen hervorgingen. Solche Gottheiten sind Okeanos, Helios, Nyx, Eos u. s. w. Andere Götter wurden durch das Bedürfniß des ordnenden Verstandes, die begonnene Göttergenealogie zu vervollständigen, hervorgerufen; noch andere entstanden daraus, daß man von gewissen Wirkungen auf Ursachen zurückschloß und diese von bestimmten Gottheiten ableitete. Auf diese Weise bildete man den Gott des Schlafes, des Todes, des Schreckens u. s. w. Wieder andere Götter verdanken Schiffermährchen ihre Entstehung, z. B. Kalypso, Circe, die Sirenen, Harpyien und Gorgonen. Die rege Phantasie des griechischen Volkes bevölkerte in kurzer Zeit alle Reiche der Natur mit einer großen Anzahl von Gottheiten und Dämonen.

Die Götter sind im homerischen Zeitalter die Lenker menschlicher Schicksale, die Regierer der Welt, die Erfinder und Lehrmeister der Künste und Gewerbe. Die Aufmerksamkeit der Götter ist hauptsächlich auf die Schicksale der Völker und Städte und ganz besonders auf die Unternehmungen und Abenteuer der Helden gerichtet. Nicht bloß übergewaltige Körperkraft zeichnet sie vor den Sterblichen aus, sondern auch Klugheit und höhere Einsicht. Was dem Menschen gefällt oder mißfällt, was sein Wohlwollen oder seinen Zorn erregt, was ihn zur Liebe reizt oder zum Haß, alles dies bewegt ebenfalls die Gottheit; daher sie durch Trotz und Gewaltthätigkeit erzürnt, sowie durch Gebet und Opfer versöhnt wird. Da die Götter den Menschen wohlwollen, so ist das Schicksal der letzteren ein glückliches, wenn sie nicht selbst durch Missethat sich ihr Verderben bereiten. Tapferkeit und andere Tugenden erwerben die Gunst der Götter, aber auch ohne weiteres Verdienst werden Einzelne ausgezeichnet und ihnen ein vorzüglich glückliches Loos ertheilt. Die größten Belohnungen sind Ruhm und ein langes mit Glücksgütern gesegnetes Leben. Missethat dagegen und Hochmuth werden gestraft

mit zeitlichem Unglück, Trübsal und frühem Tode. Weder Belohnungen noch Strafen reichen gewöhnlich über das diesseitige Leben hinaus. In der Unterwelt umgiebt alle eine traurige Nacht, und selbst als König über die Todten zu herrschen ist noch ein weit betrübteres Loos, als auf der Oberwelt des ärmsten Mannes Tagelöhner zu sein. Nur besondere Lieblinge der Götter erfreuen sich auf dem elysischen Gefilde der Seligkeit, und nur Frevler an der Person der Götter werden auch in der Unterwelt mit ewigen Qualen gemartert.

Die Menschen verehren die Götter durch Opfer und Gebet in Tempeln und Hainen, auf Bergen und am Meeresgestade. Sie erflehen von ihnen langes Leben, Segen der Familie und der Fluren, Beschützung in Gefahren und Glück in jeglicher Unternehmung. In demselben Grade als die Griechen die Götter unter menschliche Gesichtspunkte brachten, mußte auch der Kultus die Form der pflichtmäßigen Aufmerksamkeit annehmen, welche der moralische Instinkt gegen Höhergestellte eingiebt, und die Griechen ließen für den Kultus kein Mittel unbenutzt, welches ihnen ihre technische und gesellige Bildungsstufe darbot. Es sind den einzelnen Gottheiten besondere Priester bestellt und bestimmte Feste angeordnet, an denen Hekatomben dargebracht werden, aber die Priester bilden keinen von dem Leben des Volkes abgeschlossenen Stand, und die Feste werden ohne ein festgeregeltes Ceremoniell begangen. Sowie auch außer an den bestimmten Festen die Götter Opfer erhalten, ebenso kann auch außer den Priestern jedermann Opfer darbringen. Die Götter verkünden den Menschen ihren Willen theils in eigener Person, theils durch Seher, theils durch Vögelflug und andere Anzeigen; selten durch Orakel. Die älteste Mythologie kennt nur zwei Orakel, das des Zeus zu Dodona und das apollinische zu Pytho, dem nachherigen Delphi.

Die Bande der griechischen Nationalität.

Die Griechen des Mutterlandes und der Kolonien zerfielen in eine große Menge von unabhängigen Völkerschaften, Staaten und Städten, welche sich nach der verschiedenen Oertlichkeit, der äußeren Beschäftigung und anderen Einflüssen sehr mannigfaltig entwickelten, aber nie in einen Staat vereinigt waren. Trotz aller Trennung und trotz der weiten Verbreitung über das Ausland betrachteten sich die Griechen als eine Nation und bezeichneten sich mit dem Namen der Hellenen, die nichthellenischen Völker als Barbaren, an welchen Namen sich der Begriff des Unfreien, Unedeln und Ungebildeten knüpfte. Auch bewahrten bei aller verschiedenartigen Entwickelung der einzelnen Stämme und Völkerschaften alle Griechen die Grundzüge des griechischen Charakters, griechischer Bildung, Denkweise und Sitte; der Bürger von Massilia und Byzanz behielt sie eben so gut wie der von Sparta und Athen. Wie verschieden und abweichend auch die Dialekte der Griechen waren, so erkannten sich doch alle Griechen in ihrer Sprache als ein Volk, als Zweige eines Stammes. Schon Homer bezeichnet die Nichthellenen als die „Andersredenden". Die griechische Sprache war aber für die Griechen nicht nur das Werkzeug sich gegenseitig verständlich zu machen, sondern in ihr waren die Gesänge der Dichter und später auch anderer Schriftsteller

abgefaßt, welche allen werth und theuer waren und als das Gemeingut der ganzen Nation angesehen wurden. In ihnen sprach sich der Geist und die Denkart des Volkes aus; in ihnen erkannte es sich gleichsam selbst wieder und sah auch künftigen Geschlechtern die Fortdauer seines Geistes gesichert. Die Gesänge Homers wurden von allen bewundert, welche die griechische Sprache redeten, und erinnerten die Einwohner von Hellas wie von Jonien und Sicilien lebendig an die gemeinsame Herkunft. So war die Poesie und die gesammte Literatur ein Band, welches alle griechischen Völkerschaften mit einander verknüpfte. Fast dasselbe leisteten auch die Religion und der Kultus, obgleich diese ihre örtliche Verschiedenheit nie ganz verloren und nur einzelne Tempel in einem gewissen Sinne allgemeine Nationalheiligthümer wurden.

Als ein solches Nationalheiligthum ist vor allen Tempeln der des Apollo zu Delphi zu betrachten, wegen seines berühmten Orakels, der in seiner Nähe gefeierten pythischen Wettspiele und der in Delphi gehaltenen Versammlungen der Amphiktyonen. Der Tempel zu Delphi erscheint als einer der wichtigsten Centralpunkte des hellenischen Lebens. Von den zahlreichen griechischen Orakeln stand keins in so hohem Ansehen wie das pythische zu Delphi. Das delphische Orakel.

An der südlichen Abdachung des Parnassus, im oberen Theile einer halbrunden Thalschlucht, zwischen schroffen Felsen und von den Gipfeln des Parnassus überragt lagen amphitheatralisch und wie eine natürliche Festung, zu welcher der Zugang von allen Seiten steil aufstieg, die Tempelgebäude und die heilige Fragstätte Pytho. Abwärts von dem obern Theile der Schlucht, in welchem das Heiligthum sich befand, zog sich den delphischen Grund entlang bis an den Fluß Pleistos, der die halbrunde Thalschlucht südlich verschloß, die Stadt Delphi mit der Vorstadt Pyläa. Erst nachdem das Orakel ein höheres Ansehen erlangt hatte, dehnte sich allmälig die Stadt Delphi bis in die Nähe des pythischen Heiligthums aus, und dieses wurde dann auch gewöhnlich nach der Stadt Delphi benannt. Der Umfang des heiligen Bezirks mit seinen verschiedenen Tempeln, einem Theater und anderen Gebäuden betrug ¾ Stunden. Der Glaube an die Heiligkeit des Ortes entstand durch die Meinung, daß Delphi der Mittelpunkt nicht bloß von Griechenland, sondern der ganzen Erde sei, und ganz besonders durch ein, nach der Ansicht der Alten, göttliches Wunder, nämlich die Ausdünstung einer tiefen Höhle von mäßiger Oeffnung. Ueber dieser war der berühmte Dreifuß errichtet, der Sitz der Pythia. Die aus der Höhle aufsteigenden erstickenden Dämpfe, welche bei der vulkanischen Beschaffenheit des Bodens leicht zu erklären waren, erschienen bei der geringen Kenntniß der Natur als ein Wunder, und man glaubte, daß der Gott durch sie einem sterblichen Wesen seine prophetische Gabe mittheile. Mit dem geglaubten Wunder vereinigte sich aber auch die ganze Macht der Kunst, um dem Heiligthum ein imposantes, der Majestät des Gottes entsprechendes Ansehen zu geben. Nie sind Kunst und großartige Pracht so vereint gewesen als hier. Das Innere wie das Aeußere des Tempels war nicht bloß auf die reichste Weise Beschreibung von Delphi.

ausgestattet, sondern bot auch durch zahllose Kunstwerke der Schaulust die reichste Nahrung dar. Es war auf alle Weise dafür gesorgt, daß der Eingang den gehörigen Eindruck auf den ankommenden Fremden machte, daß sein Auge durch den Anblick der mannigfaltigsten Merkwürdigkeiten und Schönheiten überrascht und gefesselt wurde. Basreliefs und Gemälde schmückten die Wände und Decken der Tempel, die Seiten der Kolonnaden waren mit Darstellungen mythologischer Gegenstände, die Säulen und Pfosten mit Tafeln und Inschriften bedeckt, unter denen manche das ernstre Gemüth zum Nachdenken aufforderten und jeden mit Achtung vor der Weisheit des Gottes erfüllten. So erreichte man den doppelten Vortheil, daß das Phänomen, auf welchem das Orakel beruhte, verschleiert und der ankommende Fremde durch die entfaltete Pracht mit Ehrfurcht vor dem Gotte erfüllt wurde.

Ceremonien bei der Orakelertheilung.

In der ältesten Zeit ertheilte die Pythia nur einmal des Jahres und zwar im Anfange des Frühlings Orakel, in späterer Zeit alle Monate einmal; bei außerordentlichen Gelegenheiten geschah es auch außer der Zeit. Am Morgen eines solchen Tages, welcher der Ertheilung von Orakeln gewidmet war, stiegen Weihrauchwolken zu der Decke des Tempels empor, das Innere wie das Aeußere desselben war festlich geschmückt und Thüren und Pfosten mit Lorbeer umwunden. Der Betretung des Tempels gingen für die Diener wie für die Fremden gewisse Gebräuche und Ceremonien, besonders Opfer und Reinigungen vorher. Die Reihenfolge, in welcher die Pilger zur Befragung des Orakels vorgelassen wurden, bestimmte das Loos. Einzelne Staaten hatten jedoch das Recht das Orakel zuerst zu befragen. Mit verhülltem Gesicht, einen Lorbeerkranz auf dem Haupt und Lorbeerzweige oder mit Binden umschlungene Kränze in der Hand haltend, unter dem Schalle von Pauken und Trompeten, der durch den Wiederhall des Parnassus noch verdoppelt wurde, stiegen die Fragenden die Stufen des Heiligthums hinan. Die Verhüllung des Hauptes und der Lärm der Instrumente sollten verhüten, daß irgend ein böses Omen die Fragenden auf dem Wege beunruhigte, dienten aber auch dazu, die innere Furcht und Bangigkeit derselben zu vermehren. Sie wurden nicht in das Adytum selbst, sondern in ein daneben befindliches Gemach geführt, von welchem aus sie, wenn auch undeutlich, die Pythia sehen oder hören konnten. Der Lorbeer, womit der Dreifuß umgeben war, die Wolken von Weihrauch- und anderen Dämpfen, die zur Decke emporstiegen, und das wenige Licht, welches man in das Allerheiligste fallen ließ, hinderten auch das schärfste Auge viel zu sehen. Die Pythia wurde, nachdem sie drei Tage gefastet, aus der heiligen Quelle getrunken und in derselben sich gebadet hatte, von Priestern auf den Dreifuß geführt. Hier wurde sie zuerst blaß und begann zu zittern, dann fingen ihre Augen an wild zu rollen, ihr Haar sträubte sich empor, der Schaum trat ihr vor den Mund und ihre Brust wogte hoch auf als vermöchte sie die ungeheure Bewegung nicht zu beherrschen, von der sie ergriffen war.

Während die Pilger in frommer Andacht in ihrer Zelle verweilten, während sie mit Grauen und Entsetzen das bacchantische

Wuthgeschrei der Pythia vernahmen, welches in den Räumen des Tempels wiederhallte, während sie durch ein aus der Tiefe kommendes dumpfes Getöse den Boden schwanken, den Tempel wie von Erdbeben erschüttert fühlten und Säulen und Lorbeer zittern sahen, waren hundert Hände über und unter der Erde beschäftigt durch promptes Zusammenwirken eine Täuschung hervorzubringen, die auch für den Ungläubigen, aber mit den verborgenen Anstalten Unbekannten etwas Wunderbares behalten mußte. Die Briefe, in denen die Pilger ihre Fragen überreicht hatten, wurden von den Priestern mit geübter Hand erbrochen, gelesen, abgeschrieben und wieder zugesiegelt; die Worte der Pythia wurden von den Priestern erwogen und eine Antwort zusammengesetzt, welche man der Frage und den Umständen angemessen erachtete. Diese wurde in Verse gebracht und den Fragenden übergeben. In der älteren Zeit bisweilen, in späterer gewöhnlich ertheilte die Pythia ihre Antworten in Prosa. Nach Empfang der Antworten wurden von den Pilgern sämmtlichen Göttern Libationen und Dankopfer dargebracht, die mit Schmausereien verbunden waren. Bekränzt, wie sie erschienen waren, verließen die Pilger das Orakel und legten die Kränze nicht eher ab, als bis sie in ihre Heimath angelangt dieselben in einem Tempel des Apollo aufhängten. — In älterer Zeit mag bei der Ertheilung der Orakel ein einfacheres Verfahren statt gefunden haben.

Es wird zwar gewöhnlich nur eine Pythia genannt, aber in den blühenden Zeiten des delphischen Orakels waren zwei und überdies noch eine Stellvertreterin angestellt, die sich einander ablösten. Eine Person hätte die Anstrengung des unnatürlichen Zustandes, in welchen sie durch die Dämpfe versetzt wurde, nicht aushalten können. Anfangs nahm man nur Jungfrauen zu diesem Geschäfte, später ältere Frauen, die jedoch durch ihren Anzug den Schein der Jugend erregen mußten. Die eigentlichen Priester gehörten den vornehmsten Familien Delphis an; außer ihnen gab es zu den verschiedensten Geschäften innerhalb der Ringmauern des Tempels wie außerhalb eine große Menge von Dienern. Sie bildeten von dem Holzaufseher, Koch und Opferschlachter bis zum obersten Priester eine zusammenhängende Reihe und zehrten sämmtlich vom Fleische der Opferthiere, welche die Frömmigkeit der Pilger darbrachte. Aus der Art und Weise, wie das Orakel von den Geheimnissen der Staaten und vornehmer Familien unterrichtet war, dürfen wir schließen, daß Delphi in den wichtigsten Städten eine Menge von Spionen und Beobachtern unterhalten hat, durch welche die Priester in der Stille ihrer Zellen auf das genaueste von allen vorgefallenen Veränderungen, von den Schicksalen regierender Häuser oder angesehener Geschlechter, deren Geheimnissen und Plänen und den Fragen, welche man zu erwarten hatte, unterrichtet wurden. Ebenso gab es gewiß in Delphi selbst eine Menge von Personen, welche unter mancherlei Vorwänden zur Beobachtung und Aushorchung der Fremden gebraucht wurden. Wir dürfen aber nicht in den Orakeln nur groben Betrug zu finden glauben, sondern die Priester besaßen gewiß einen reichen Schatz von mannigfachen Kenntnissen. Die hohe Stellung der Orakel, ihr Ansehen und das Zutrauen der Völker zu ihnen berechtigen

Die Priester.

uns anzunehmen, daß die Priester alle Kenntnisse ihrer Zeit in sich vereinigten und in einigen vielleicht auf einer ziemlich hohen Stufe der Ausbildung standen. Die spitzfindigsten Fragen wie die Angelegenheiten des gewöhnlichen Lebens, die Interessen von Familien wie von Völkern, die tiefsinnigen Spekulationen des Philosophen wie die Sorgen des Familienvaters, alle nahmen die höhere Weisheit des Gottes in Anspruch. Welche Masse von Erfahrungen und Kenntnissen, von Einsichten in die wahren Bedürfnisse der Menschen mußten die Priester sammeln, da sie durch keine anderen Geschäfte als den Dienst des Gottes behindert ihre Zeit ausschließlich auf Studien verwenden konnten, die ihre Stellung ihnen ohnehin zur Pflicht machte. Die Kenntnisse, welche das delphische Orakel in der Geschichte, der Geographie und Theologie offenbart, die tiefen Blicke, welche es in die Moral und Politik thut, seine Einsicht in die politischen und merkantilischen Verhältnisse der Staaten, seine vertraute Bekanntschaft selbst mit topographischen Einzelnheiten und örtlichen Umständen erregen unser Erstaunen und lassen uns vermuthen, daß die Priester die Gaben der frommen Pilger nicht in Müssiggang und Faulheit verzehrt haben.

Einfluß des Orakels.

Nach der Sage der Delphier gehörte das Orakel zuerst der Erde, diese soll es dann ihrer Tochter Themis und diese wieder dem Apollo geschenkt haben. Das Orakel gehörte der Erde, entweder weil aus ihr mantische Kraft in den Dünsten aufstieg, oder weil diejenigen, welche es stifteten, den Ackerbau einführten; der Themis legte man es bei, weil von ihm aus Recht und Gesetz verkündet, Sitte und Ordnung gelehrt wurde; dem Apollo endlich, weil er den Menschen die Künste des Friedens brachte, weil er durch die Töne seiner Leier einen mildern Sinn und Kenntnisse unter den Menschen verbreitete. Wahrscheinlich gab das Orakel oder die Priester desselben in der ältesten Zeit Vorschriften für die Bestellung des Feldes und die Aussaat des Getreides. Darauf deutet auch der Umstand hin, daß zuerst im Anfange des Frühlings Orakel ertheilt wurden. Später, als die Wälder ausgeräutet, der Boden urbar gemacht und vertheilt und Wohnungen zunächst um das neuerrichtete Heiligthum angelegt waren, wurde durch dieses Institut ein Rechtszustand unter den Menschen gegründet, das Eigenthum unter den Schutz von Gesetzen gestellt und Ehen mit religiöser Weihe geschlossen; und so war es Themis, welche im Mittelpunkte dieser neuen Schöpfungen über deren Begründung und Erhaltung wachte. In der ältesten heroischen Zeit betrafen die Aussprüche des Orakels mehr Privat- als öffentliche Angelegenheiten: Feldfrüchte, Krankheiten von Vieh und Menschen, Heirathen, Kinderlosigkeit und dergleichen. Mit einem bewegteren politischen Leben, bei dem Drängen der Völkerschaften auf einander, dem Sturze der Fürstenthrone und der Einführung republikanischer Verfassungen wurde das anders. Das delphische Orakel erlangte seine große Bedeutung hauptsächlich durch die Ausbreitung des dorischen Stammes; denn der Apollo-Tempel zu Delphi wurde von den dorischen Völkerschaften als gemeinsames Stammheiligthum angesehen. Das delphische Orakel leitete und förderte die dorische Wanderung. Nachdem die Dorier ihre neuen Wohnsitze im Peloponnes eingenommen

hatten, äußerte sich die Verbindung des Orakels mit diesem Stamme hauptsächlich in seiner freundschaftlichen Beziehung zu Sparta, welches man gleichsam als das Haupt der dorischen Staaten betrachtete. Lykurgs Weisheit und Tüchtigkeit entging den Priestern des Apollo nicht; sein Unternehmen erhielt von ihnen nicht nur Billigung und Aufmunterung, sondern er selbst wurde mit dem Ansehen einer göttlichen Mission bekleidet. In den messenischen Kriegen zeigt sich das Orakel den Spartanern günstig, und diese Begünstigung war für Sparta um so vortheilhafter, als der Einfluß und das Ansehen des Orakels jetzt immer größer und die öffentliche Meinung der Völker wie die Entschlüsse der Regierungen durch seine Aussprüche immer mehr geleitet wurden. Delphi wurde der Mittelpunkt der politischen Welthändel. In allen innern und äußern Angelegenheiten der griechischen Staaten hatte es seine Hand. Kein wichtiger Beschluß wurde ohne seinen Rath gefaßt, keine Kolonie ohne seine Genehmigung gegründet und nach dem Spruche der Pythia über Krieg und Frieden entschieden. Kein außerordentliches Ereigniß, keine irgend bedeutende Unternehmung fand statt, bei der man sich nicht nach Delphi wandte. Dieses Orakel bildete ferner den Mittelpunkt des griechischen Kultus, indem jede Veränderung desselben von seinem Gutachten abhängig gemacht und jede Streitfrage auf diesem Gebiete seiner Entscheidung unterworfen wurde. Das Orakel schützte die verschiedenen örtlichen Kulte und erschien dadurch über alle erhaben wie eine höhere Einheit; es war gleichsam der heilige Stuhl der heidnischen Welt, dessen Aussprüche in Sachen des Gottesdienstes wie des Glaubens die Grundlage des heiligen Rechtes bildeten. Die Pythia war aber nicht nur eine bürgerliche und kirchliche Macht, sondern auch die bedeutendste Auctorität in Sachen der allgemeinen Sittlichkeit und übte in dieser Beziehung nicht selten einen höchst wohlthätigen Einfluß aus. In einer Zeit, wo die Staaten im Innern fortwährend von heftigen und blutigen Parteikämpfen zerrissen, die äußern Kriege unmenschlich geführt, das Leben der Gefangenen nicht geschont, das Asylrecht häufig verletzt, Verträge leichtsinnig gebrochen, die List höher geachtet wurde als die Treue, führte das Orakel die Menschen auf den Weg des Rechts und der Pflicht, der Menschlichkeit und Gottesfurcht. Es ist die priesterliche Macht, welche mit dem Blitzstrahl des göttlichen Wortes bewaffnet sich dem Uebermuthe der Tyrannen widersetzt, den Hülflosen in Schutz nimmt und dem Blutvergießen häufig durch Verkündigung eines Gottesfriedens ein Ende macht. Wie in den Beziehungen der Staaten, so verlangte das Orakel auch in den Verträgen der Einzelnen die Heilighaltung von Recht und Treue. Furchtbar und nachdrücklich warnt es stets vor den Folgen des Meineids, und mancher Sünder wurde durch die Stimme desselben von einem Verbrechen abgeschreckt oder sein Gewissen nach der That geweckt. Unglückliche dagegen, welche unverdient litten, wurden hier getröstet und durch die Erinnerung an eine höhere Weltordnung wieder aufgerichtet.

Das Verdienst fand in Delphi ehrende Anerkennung; Philosophen, Dichter, Staatsmänner, Helden und Sieger in den feierlichen Wettspielen, alle konnten darauf rechnen, daß das Orakel sie im Leben auszeichnen und nach dem Tode ehren werde. Weit entfernt das

Licht zu fürchten, welches von Wissenschaften und Künsten ausgeht, suchte das Orakel den Eifer für dieselben unter den Griechen zu beleben und durch ehrenvolle Auszeichnungen einen edlen Wetteifer zu erregen.

Auch Nicht-Griechen konnten das Orakel befragen und die ertheilten Sprüche durch kostbare Weihgeschenke vergelten. Dieses geschah aber nur in einzelnen Fällen und wahrscheinlich nur von ganzen Staaten und Fürsten. So wird es von den lydischen Königen Alyattes und Krösus, den Etruskern und Römern erwähnt.

Verfall des Orakels.

Auf den Geist der Orakel, sowohl des delphischen als auch anderer, war die Verbindung mit reichen und mächtigen Fürsten von nachtheiligem Einfluß. Gewinnsucht und Habgier ist ein hervorstechender Zug priesterlicher Institute. Im Verlangen nach Schätzen setzte das delphische Orakel die Pflichten gegen das Vaterland hintenan; es sprach nicht mehr als ein rein griechisches Institut, dem nur das Interesse seines Volkes am Herzen lag. Es folgte nicht mehr in allen Fällen dem strengen Gebote des Rechts, sondern der Macht und dem Vortheil; es wußte sich nicht mehr unabhängig, selbständig und rein zu erhalten. In den Perserkriegen erscheint das Orakel der Ehre nicht würdig das Nationalheiligthum des heldenmüthigen Volkes zu sein; es zeigt sich schwankend, zaghaft und an der Rettung der hellenischen Freiheit verzweifelnd. Die Zeit von Griechenlands Blüthe war nicht mehr die Blüthezeit des Orakels. Indem dieses sich der Bestechlichkeit schuldig machte, büßte es den Glanz göttlicher Gerechtigkeit und Unparteilichkeit ein, und indem es sich von Parteien und Einzelnen zum Werkzeuge ihrer Pläne erkaufen ließ, sank es von seiner hohen Stellung, in der es das Ganze überwachend, ordnend und leitend über den Staaten gestanden hatte, zu der untergeordneten Rolle einer Dienerin der Parteien und endlich zu völliger politischer Nichtigkeit herab. In dem Maße, als in Griechenland nach den Perserkriegen Künste und Wissenschaften aufblühten und die geistige Bildung sich verbreitete, sank das Orakel allmälig von der Höhe seines Ansehens herab, auf der es in dunkleren Zeiten gleich einer Sonne geleuchtet hatte.

Die Amphiktyonie von Delphi.

Die religiösen Feste einzelner Städte gaben Veranlassung zu freundschaftlichen Berührungen benachbarter Völker, die sich unter dem Schutze des Gottes, oft nach ausdrücklicher Verkündigung eines Gottesfriedens zu festlichen Spielen und Lustbarkeiten vereinigten. Mit solchen festlichen Versammlungen waren auch immer lebhafte Märkte verbunden, da das Heiligthum, bei welchem sie statt fanden, Sicherheit des Verkehrs im Handel und Wandel darbot. Aus solchen Vereinigungen benachbarter Völker zur gemeinschaftlichen Feier religiöser Feste gingen die Amphiktyonien oder richtiger Amphiktionien hervor. Es waren dieses Vereine, welche die Nachbarvölker eines Heiligthums ohne Rücksicht auf Stammverschiedenheit schlossen, um gegen einander die völkerrechtlichen Verhältnisse zu beobachten, gemeinsam die Feste eines Gottes zu begehen und besonders den Tempel des Gottes, der in ihrer Mitte lag, gegen Angriffe zu schützen. Die Amphiktyonien waren keine Bundesgenossenschaften

zu Schutz und Trutz gegen äußere Feinde, auch keine Verbindungen stammverwandter Orte, wie die der ionischen Kolonien in Kleinasien, welche, obschon selbständig gegen einander, doch in allgemeinen Versammlungen ihre Gesammtangelegenheiten beriethen und die Schutzgottheit des Stammes durch gemeinschaftliche Feste verehrten. Es gab in Griechenland verschiedene Amphiktyonien. Eine der berühmteren war die auf der Insel Delos, welche sich an die Verehrung des delischen Apollo anschloß und von den Bewohnern der cykladischen Inseln und den benachbarten Joniern gebildet wurde. Die berühmteste aller Amphiktyonien aber war die von Delphi, die wegen ihrer größeren Bedeutung auch ohne nähere Bezeichnung der Amphiktyonen-Bund genannt wurde. Nach der Sage sollte dieser Verein von Amphiktyon, einem Sohne Deukalions, gestiftet sein und daher den Namen erhalten haben; der Name bedeutet aber Vereinigung der Umwohnenden. Der Bund umfaßte zwölf Völker: Thessalier, Böotier, Dorier, Jonier, Perrhäber, Magneten, Lokrer, Oetäer oder Aenianen, Phthiotische Achäer, Malier, Phocier und Doloper, deren Anzahl und Recht zur Theilnahme bis auf Philipp von Macedonien unverändert blieb. Alle Kolonien der Mitglieder gehörten mit zum Bunde, während alle übrigen Griechen, wie die Arkadier, Aetolier und andere davon ausgeschlossen waren. Da die als Bundesglieder genannten Völker in der frühesten Zeit in Thessalien, in der historischen Zeit hingegen weit von einander und zum Theil auch von Delphi und Thermopylä entfernt wohnten, und da ferner die Bundesglieder gleich berechtigt waren, obgleich sie später eine sehr verschiedene Macht besaßen, so hat es einige Wahrscheinlichkeit, daß der Amphiktyonen-Bund aus einem älteren Bunde hellenischer Völker vor deren Verbreitung aus Thessalien über das übrige Griechenland entstanden ist. Auch der Name „der gemeinsame Rath der Hellenen,“ mit welchem der Bund bisweilen benannt wird, muß aus einer Zeit stammen, in welcher der Name der Hellenen einen beschränkteren Umfang hatte. Der Zweck des Bundes ergiebt sich aus dem von Aeschines angeführten Eide der Amphiktyonen: keine der zum Bunde gehörigen Städte von Grund aus zu zerstören, keiner jemals das Wasser abzuschneiden und das Heiligthum des delphischen Gottes aus allen Kräften zu beschützen. Der eigentliche Gegenstand des Bundesrathes war die Beaufsichtigung der Bundesheiligthümer und der an dieselben geknüpften Kulte und Festversammlungen, besonders des delphischen Orakels und der pythischen Spiele. Damit war dann das Bestreben verbunden, den Folgen der Zwistigkeiten, die Nachbarvölker nicht immer vermeiden können, wenigstens einen menschlicheren Charakter zu geben. Ein Schutzbündniß gegen äußere Feinde oder eine oberste Behörde für die inneren Verhältnisse der theilnehmenden Staaten ist der Amphiktyonenbund nicht gewesen, wenn er auch bisweilen einem mächtigen Mitgliede als Werkzeug seiner Politik gedient hat. Die Amphiktyonen hielten regelmäßig jährlich zwei Versammlungen, eine im Frühling, gewöhnlich in Delphi, und eine im Herbst, gewöhnlich bei dem Tempel der Demeter Amphiktyonis zu Anthela bei den Thermopylen. Die Abgeordneten der einzelnen Staaten waren die Pylagoren und die Hieromnemonen. Da die delphische Amphiktyonie die einzige ist, welche sich an die Verehrung

zweier Götter anschließt, der Demeter und des Apollo, und da es die einzige ist, die sich an zwei verschiedenen Orten abwechselnd versammelt, in Delphi und Anthela, so ist es wahrscheinlich, daß diese Amphiktyonie aus der Verbindung von zwei Tempelvereinen entstanden ist. Dafür sprechen auch die zwei Arten von Abgeordneten und daß jedes Bundesglied zwei Stimmen hatte. Wahrscheinlich waren die Pylagoren ursprünglich die Abgeordneten zu der Versammlung in Anthela, die Hieromnemonen die nach Delphi gesandten. Jedes Bundesglied hatte im Bundesrath zwei Stimmen ohne Rücksicht darauf, daß einige sehr unbedeutend und die Perrhäber, Magneten und Phthioten von den Thessaliern unterworfen worden waren, andere dagegen, wie die Jonier und Dorier eine unverhältnißmäßig große Macht besaßen und mehrere selbständige Staaten umfaßten. Zuweilen wurde außer der Sitzung des Bundesrathes auch eine Volksversammlung gehalten, welche aus den anwesenden Bürgern der Bundesstädte bestand. Die Abstimmung in dieser Volksversammlung fand wahrscheinlich in der Weise statt, daß die von jeder Völkerschaft Anwesenden zuerst für sich abstimmten und das Ergebniß dieser Abstimmung dann als eine Stimme gerechnet wurde.

Die olympischen Spiele.

Frühzeitig wurden die religiösen Feste einzelner Städte Veranlassung zur Anstellung von Spielen und Wettkämpfen. Es gab viele solcher heiteren Festversammlungen, die Theilnahme an den meisten derselben beschränkte sich aber nur auf die Bewohner der nächsten Umgegend. Nur vier derselben, nämlich die olympischen, pythischen, nemeischen und isthmischen Spiele, erhoben sich allmälig zu großen Nationalfesten des gesammten Griechenlands, und zu ihnen fanden sich förmliche Festgesandtschaften der einzelnen Staaten ein. Von allen Spielen waren die olympischen die besuchtesten und die berühmtesten. Sie wurden zu Olympia, einer kleinen durch ihre schöne Umgebung ausgezeichneten Ebene, in geringer Entfernung von der Stadt Pisa in Elis gefeiert. Hier war der heilige Hain Altis von wilden Oelbäumen, in welchem sich eine große Zahl der herrlichsten Denkmäler, Tempel, Altäre und Statuen befand. Das wichtigste und schönste Bauwerk war der Tempel des Zeus, in welchem in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts die berühmte, von Phidias aus Gold und Elfenbein gearbeitete, kolossale Statue des Zeus aufgestellt wurde. In dem heiligen Hain befanden sich auch die Schatzhäuser der Staaten, welche Weihgeschenke für den olympischen Zeus nach Olympia geschickt hatten, das Prytaneum, in welchem die Sieger nach den Wettkämpfen gespeist wurden, das Buleiterium zu den Berathungen der Kampfrichter, das Gymnasium mit Laufbahnen und Palästren zu den Vorübungen der Kämpfer, der Hippodromus, die zu Wettfahrten und Wettrennen dienende Bahn, und das Stadium, in welchem die gymnischen Wettkämpfe angestellt wurden.

Die Stiftung der olympischen Spiele wurde in die mythische Zeit hinauf gerückt und bald dem Zeus selbst, bald dem Herakles zugeschrieben; neu eingerichtet wurden sie von Iphitus, dem König von Elis, in Gemeinschaft mit seinem Zeitgenossen, dem Gesetzgeber Lykurg. Iphitus soll auf die Frage, wie der Zwietracht der Stämme

und Staaten zu steuern sei, von dem delphischen Orakel die Antwort erhalten haben, daß er die olympischen Wettkämpfe erneuern möge. Er setzte für die Dauer der Spiele einen Gottesfrieden ein. Sobald die Friedensherolde der Elier den Beginn des heiligen Monats zunächst im eigenen Lande und dann in den theilnehmenden Staaten verkündigten, mußten die Waffen ruhen, und Wettkämpfer und Zuschauer konnten sich auf den Weg machen und nach Olympia wandern, ohne Verletzung zu befürchten. Das Land Elis selbst wurde für ein heiliges Land erklärt, welches nicht bekriegt, ja nicht einmal von Bewaffneten durchzogen werden sollte. Die Spiele wurden alle vier Jahre am ersten Vollmonde nach der Sommersonnenwende, in der ersten Hälfte des Juli, gefeiert. Erst seit 776 v. Chr., als der Elier Koröbus als Hauptsieger den Preis davon getragen hatte, fing man an, die Namen der Sieger in ein zu Olympia öffentlich aufgestelltes Verzeichniß einzutragen. Da dieses seitdem ununterbrochen geschah und auch die Spiele nie ausgesetzt wurden, so bedienten sich später die griechischen Geschichtschreiber der Rechnung nach Olympiaden als einer allgemeinen Zeitrechnung. Denn die einzelnen griechischen Völkerschaften bezeichneten die einzelnen Jahre nach ihren jedesmaligen höchsten Magistratspersonen. Anfangs nahmen an den olympischen Spielen gewiß nur wenige Staaten des Peloponnes Theil, und erst allmälig wurde die Theilnahme allgemeiner; seit der 40sten Olympiade erstreckte sie sich auch auf die Griechen in Kleinasien, Sicilien und Großgriechenland. Ebenso wurden auch mit der Zeit neue Arten von Wettkämpfen hinzugefügt und die Dauer des Festes auf fünf Tage erweitert. Das ganze Fest zerfiel in die Kampfspiele und in die anderen Festangelegenheiten, die Opfer, die Aufzüge und die Siegesmahle. Nur freie Griechen konnten an den Wettkämpfen Theil nehmen; ausgeschlossen waren alle Ehrlosen, Gottlosen und mit einer Blutschuld Beladenen. Nicht-Griechen war nur als Zuschauern der Zutritt gestattet. Daher fand vor den Wettkämpfen eine genaue Prüfung statt. Frauen war es nicht erlaubt die Spiele mit anzusehen, nur die elischen Jungfrauen machten vielleicht eine Ausnahme. Jeder Athlet, welcher sich angemeldet hatte und in die Liste eingetragen war, mußte zur festgesetzten Zeit eintreffen, bei Strafe des Ausschlusses von den Wettkämpfen. Kein Kämpfer ward zugelassen, der nicht schwor, sich zehn Monate lang, namentlich auch durch die vorgeschriebene Diät, vorbereitet zu haben. Auch jede Bestechung des Gegners, jede Erkaufung des Sieges, ebenso jede böswillige Verletzung des Gegners, jede Beeinträchtigung seines Sieges auf unerlaubte Weise war gesetzlich verboten. Jede Kampfart hatte noch ihre besonderen Gesetze. Die Wettkämpfe bestanden im Wettlauf und zwar in dem ein-, zwei- und mehrmaligen Durchlaufen des Stadium, im Waffenlauf, im Ringen, im Faustkampf, im Werfen des Diskus, in dem Pentathlon oder Fünfkampf, welcher aus Sprung, Wettlauf, Wettwurf mit Diskus und Wurfspieß und Ringkampf zusammengesetzt war, und in dem Pankration einer Verbindung des Faust- und Ringkampfes. Auch Wettrennen zu Roß und zu Wagen, mit dem Zwei- und mit dem Viergespann und mit einem Gespann von Mauleseln wurden angestellt, sowie Wettkämpfe von Knaben im Ringen, Laufen und

im Faustkampf. Schon vor Sonnenaufgang, ja schon um Mitternacht begaben sich die Zuschauer nach dem Stadium und dem Hippodromus, um hier einen guten Platz zu finden. Dann harrten sie aus bis zu den heißen Mittags- und Nachmittagsstunden, um die Entscheidung des Sieges in den einzelnen Kampfarten zu sehen. Man erduldete alle Mühsal, Staub, Durst und Gedränge, ohne von der Stelle zu weichen. Der Siegespreis war bei jedem dieser Wettkämpfe derselbe; aber wer in dem Wettlaufe gesiegt hatte, galt für den Hauptsieger und nach dessen Namen wurde die Olympiade benannt. Elier waren die Kampfrichter und sie hießen als solche Hellanodiken d. i. Hellenen-Richter.

Der letzte Tag des Festes war zur Krönung der Sieger bestimmt. Dieses geschah nach vorhergegangenen feierlichen Opfern, in dem heiligen Haine und unter Zujauchzen des anwesenden Volkes. Die Kränze wurden in der älteren Zeit vor der Vertheilung auf einem mit Kupfer überzogenen Dreifuße, später auf einem prächtigen, aus Gold und Elfenbein gearbeiteten Tische zur Schau gestellt. Einer der Richter schmückte das Haupt des Siegers mit dem Kranze und reichte ihm eine Palme. Zugleich wurde der Name des Siegers nebst dem seines Vaters und seines Vaterlandes von einem Herolde laut ausgerufen. Mit dem Siegeskranze war zugleich das Recht verbunden sich auf dem Schauplatze des Sieges, an einem besonderen Orte in dem heiligen Haine, eine Siegerstatue errichten zu lassen. Reiche Sieger in den ritterlichen Wettkämpfen ließen sich selbst, ihre Wagenlenker, Rosse und Wagen in Erz abbilden und aufstellen. Auf die Bekränzung der Sieger folgten feierliche Opfer, festliche Aufzüge und die Festmahle der Sieger. Bei den letzteren ertönten von ausgezeichneten Dichtern gedichtete Siegeslieder.

Der Preis des Sieges war nur ein Kranz von Oelzweigen, aber dieser Kranz, welchen der Sieger auch später bei festlichen Gelegenheiten auf dem Haupte zu tragen pflegte, galt in den Augen der Griechen für die höchste Ehre, welche ein Mensch erlangen konnte. Des Siegers Name ertönte durch ganz Griechenland. Ein alter Grieche starb vor Freude in der Umarmung seines gekrönten Sohnes, und bei seiner Bestattung folgte ihm die ganze Festversammlung. In dem Sieger fühlte sich seine Vaterstadt verherrlicht. Bei seiner Heimkehr wurden ihm neue Ehrbezeugungen erwiesen, nach herkömmlicher Sitte ein Theil der Stadtmauer und des Thores eingerissen, der Sieger wie im Triumphzuge eingeholt und die ganze Stadt mit Festlichkeit erfüllt. In der Regel ließ ihm seine Vaterstadt eine Statue von Marmor verfertigen und zu Olympia aufstellen.

Erst in dem fünften Jahrhundert v. Chr. wurde es Sitte, zu Olympia vor dem versammelten Volke Vorträge und Reden zu halten und Gedichte zu recitiren. Auch stellten Künstler ihre Bildwerke zur Schau. Preise wurden diesen nicht ertheilt; ihre Ehre bestand nur in der allgemeinen Anerkennung ihrer zahlreich versammelten Landsleute. Außerdem wurden hier auch Belobungsdekrete, Bündnisse, verdienstliche Handlungen, Bekränzungen ganzer Staaten durch andere befreundete Staaten durch Herolde bekannt gemacht; auch wurden hier Säulen aufgestellt, welchen Verträge, Bündnisse und ähnliche öffentliche Urkunden eingegraben waren, da kein Ort so

geeignet war etwas zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, als der Schauplatz der olympischen Spiele. Denn diese waren ein Nationalfest im vollsten Sinne des Wortes und wirkten vielfach anregend und fördernd auf die Entwickelung und Bildung des griechischen Volkes. Zu ihnen versammelten sich Staatsmänner, Kriegshelden, Philosophen, Redner, Dichter und Künstler, überhaupt wohlhabende Bürger aus allen griechischen Staaten. Unter dem Schutze des Gottesfriedens begrüßten sich hier die oft in Haß und Zwietracht gerathenden Theile des griechischen Volkes wieder als Glieder einer und derselben Familie.

Die pythischen, nemeischen und isthmischen Spiele.

Neben den olympischen Spielen hatten nur die pythischen, nemeischen und isthmischen eine nationale Bedeutung. Sie hatten wahrscheinlich im Wesentlichen dieselbe Einrichtung, wie wir sie genau nur von den olympischen Spielen kennen. Die pythischen Spiele wurden dem Apollo alle vier Jahre und zwar im Spätsommer des dritten Jahres einer Olympiade gefeiert, dagegen die isthmischen dem Neptun und die nemeischen zu Ehren des Zeus alle zwei Jahre. Den Vorsitz hatten in den pythischen Spielen die delphischen Amphiktyonen, in den isthmischen die Korinthier, in den nemeischen zuerst die Kleonäer, bis mit dem Besitz von Kleonä auch die Leitung der nemeischen Spiele an Argos überging. Der Siegespreis war zu Delphi ein Lorbeerkranz, zu Nemea und auf dem Isthmus ein Kranz von Epheu oder an letzterem Orte auch von Fichtenzweigen. Neben dem Wettrennen und gymnischen Kämpfen wurden auch musische Wettkämpfe angestellt, die besonders in Delphi eigentlich die frühesten gewesen sein sollen. Sie gelangten in Delphi und auf dem Isthmus später zu einem solchen Umfange, daß sie sogar Malerei und schöne Redekunst in Poesie und Prosa umfaßten.

Diese drei letzteren Festspiele erlangten erst lange nach den olympischen eine nationale Bedeutung, und wenn auch die Sage ihre Einrichtung in eine sehr frühe Zeit versetzte, so fand doch die Aufzeichnung der Sieger und eine darauf sich stützende Zeitrechnung der Spiele viel später als bei den olympischen statt; bei den pythischen Spielen erst 586 vor Chr., bei den isthmischen 582 vor Chr. und bei den nemeischen 573 vor Chr.

c) Geschichte der Spartaner bis zu den Perser-Kriegen.

Das Land Lakonika.

Lakonika oder Lacedämon, die südöstlichste Landschaft des Peloponnes, umfaßte von den drei südlichen, ins Meer auslaufenden Spitzen der Halbinsel die mittlere und die östliche, welche den lakonischen Meerbusen bilden, und grenzte in N. an Argolis und Arkadien, in W. an Messenien, in S. an den messenischen und lakonischen Meerbusen, in O. an das myrtoische Meer und den argolischen Meerbusen. Der Flächeninhalt des gebirgigen, jedoch in dem etwa 20 Q. M. umfassenden Flußthale des Eurotas auch zum Ackerbau geeigneten Landes betrug 87 Q. M., die Einwohnerzahl

zur Zeit seiner Blüthe gegen 200,000 Seelen. Das Hauptgebirge des Landes ist der hohe und rauhe Taygetus, das höchste aller peloponnesischen Gebirge, das von der Grenze Arkadiens längs der Westgrenze nach S. hinabläuft und sich mit dem Vorgebirge Tänarum, der mittleren der drei südlichen Landspitzen des Peloponnes, endigt. Im Osten des Landes zog sich von der Grenze von Argolis aus eine andere, minder hohe und rauhe Bergkette bis zum Vorgebirge Malea hinab. Nur wenige Engpässe führen durch diese Gebirge in das innere Land. Der Hauptstrom des Landes ist der Eurotas, der von dem nördlichen Grenzgebirge herabkommend das einzige größere Thal des Landes in südlicher Richtung durchströmt, bei Sparta vorbeifließt und im innersten Winkel des lakonischen Meerbusens mündet. Das durch seine trefflichen Futterkräuter besonders zur Viehzucht geeignete Land enthielt zahlreiche Heerden, namentlich von Ziegen, und seine vielen Wälder waren voll von Wild. Unter den Thieren sind vorzüglich die starken und großen lakonischen Jagdhunde und eine Menge von Mauleseln zu erwähnen. Der Taygetus war mit Reben bepflanzt und lieferte vieles Eisen, aus welchem treffliche Stahlwaaren verfertigt wurden, und einen vorzüglichen schwarzen oder schwarzgrünen Marmor. Das Land war häufigen Erdbeben ausgesetzt; es enthielt nur wenige größere Städte, dagegen desto mehr Flecken und Dörfer. Außer Sparta ist die alte Hauptstadt Amyklä und die Hafenstadt Gythium zu nennen.

Die Hauptstadt Sparta.

Sparta lag auf den äußersten Abhängen des Taygetus und auf dem rechten Ufer des dicht daran vorbeifließenden Eurotas. Es war aus mehreren bei einander liegenden Flecken erwachsen und lag auf mehreren Hügeln, welche den Zusammenhang der einzelnen Theile und die Anlegung gerader Straßen verhinderten. Die Stadt bestand aus mehreren getrennten, ja zerstreut liegenden Quartieren, von denen fünf genannt werden, sie hatte einen Umfang von mehr als zwei Stunden, eine runde oder wohl mehr halbzirkelförmige Gestalt und in früherer Zeit keine Mauern. Sparta hatte keine eigentliche Akropolis, sondern diesen Namen führte ein Hügel der Stadt, auf dessen Spitze der Tempel der Athena Poliuchos oder Chalkioikos stand. Die Agora mit den Versammlungsgebäuden der Gerusia, der Ephoren und anderer Beamten befand sich im N. W. der Stadt, südöstlich von der Akropolis. Ein Theil derselben führte den Namen Choros, weil hier die jungen Leute Tänze aufführten. Es werden nur zwei Straßen von Sparta erwähnt und von den Gebäuden außer vielen Tempeln, Kapellen der Heroen und Versammlungsorten (Leschen), das große und schöne aus weißem Marmor aufgeführte Theater, Grabmäler und Denkmäler. Bei der Laufbahn (Dromos) standen zwei Gymnasien und eine uralte Bildsäule des Herakles. Der Platanistas war ein mit Platanen bepflanzter Platz auf einer durch Kanäle gebildeten Insel, welche durch zwei mit den Bildsäulen des Herakles und Lykurgus verzierte Brükken mit der Stadt verbunden war. Junge, unbewehrte Leute suchten sich den Besitz der Insel streitig zu machen und einander ins Wasser zu drängen.

Nach dem Eindringen der Dorier in den Peloponnes war Lacedämon den beiden Brüdern Eurysthenes und Prokles zugefallen. Noch war aber die Eroberung des Landes nicht vollendet, und noch lange leisteten die früheren Herren des Landes, die Achäer, in den festen Burgen den Doriern Widerstand, zum Theil lebten sie aber auch mit ihnen in friedlichen und freundschaftlichen Verhältnissen. Gewiß ist, daß Amyklä und andere Städte erst Jahrhunderte nach der ersten Eroberung eingenommen wurden. Durch die Dorier wurde Sparta, vorher nur eine unbedeutende Stadt, zur Hauptstadt des Landes erhoben. Unter mannigfachen Kämpfen bildete sich ein doppeltes Verhältniß der besiegten Landesbewohner. Ein Theil derselben behielt seine persönliche Freiheit und das Eigenthumsrecht an Grund und Boden, mußte jedoch den Siegern Tribut entrichten und theilte überhaupt mit diesen die staatsbürgerlichen Lasten, aber nicht die Rechte. Diese Achäer hießen Periöken als Landbewohner im Gegensatz der Hauptstadt, oder nach dem Lande Lacedämonier, während die Dorier nach der Hauptstadt Spartiaten genannt wurden. Der Name Lacedämonier wird aber auch in weiterer Bedeutung für Periöken und Spartiaten gebraucht. Andere der früheren Bewohner, die Heloten, die ihre Feldmark an die Sieger verloren hatten, geriethen in ein der Leibeigenschaft ähnliches Verhältniß; sie bestellten die Ländereien ihrer Herren, entrichteten diesen einen bestimmten Theil des jährlichen Ertrages, begleiteten sie im Kriege als Waffenknechte, leisteten aber auch die Dienste von Leichtbewaffneten. Die Heloten unterscheiden sich von den Sklaven nur dadurch, daß ihre Herren sie weder töden noch verkaufen durften. Der Name der Heloten wurde im Alterthum hergeleitet von der lakonischen Stadt Helos, deren Einwohner, nachdem sich die Dorier bereits in Sparta festgesetzt hätten, in Folge eines Aufstandes unterjocht worden wären. Der Name bedeutet aber wohl Gefangene, Sklaven. Geschichte von Sparta vor Lykurg.

Prokles und Eurysthenes führten als Könige die Regierung gemeinschaftlich; sie wurden die Gründer von zwei Königsgeschlechtern, welche von Prokles und des Eurysthenes Sohn Agis die Prokliden und die Agiden genannt wurden. Die Herrschaft von zwei Königen, sowie das unbestimmte Rechtsverhältniß zwischen den Königen und dem Volke und die nicht genau festgestellten und wahrscheinlich nicht durchaus gleichen Verhältnisse der unterworfenen Achäer führten frühzeitig zu inneren Unruhen. Schon die ersten beiden Könige sollen in beständigem Streite gelebt haben. Die folgenden Könige machten sich theils durch Schwäche verächtlich, theils durch Gewaltthätigkeit verhaßt. Der Staat war von völliger Umwälzung, das Königthum insbesondere von dem Untergange bedroht, als Lykurg auftrat und durch seine Gesetzgebung der Gründer der nachherigen Größe seines Vaterlandes wurde.

Lykurg gehört nur zur Hälfte der Geschichte, zum größeren Theile noch der Sage an. Selbst die Zeit seines Lebens ist nicht mit Zuverlässigkeit zu bestimmen; seine Gesetzgebung wird gewöhnlich in das Jahr 884 vor Chr. gesetzt. Lykurg war ein Proklide und der Sohn des Königs Eunomus. Dieser wurde bei einem Lykurg.

Aufstande auf öffentlichem Markte erstochen, und es folgte zuerst sein älterer Sohn Polydektes in der Regierung, dann nach dessen baldigem und kinderlosem Tode, dessen jüngerer Bruder Lykurg. Als dieser erfuhr, daß die Wittwe seines Bruders schwanger sei, erklärte er feierlich, daß er, wenn jene einen Sohn gebären würde, die Regierung nur als Vormund seines Neffen fortführen werde. Die Wittwe, eine ehrgeizige Frau, ließ ihm heimlich sagen, sie wolle ihr Kind in der Stille umbringen, wenn er sie heirathen und König bleiben wolle. Lykurg verabscheute aber den Vorschlag, ließ seine Schwägerin beobachten und gab Befehl, daß ihr das Kind gleich nach der Geburt entrissen werde. Er saß gerade mit den vornehmsten Spartanern zu Tische, als ihm der neugeborene Knabe gebracht wurde. Sogleich rief er: „Spartaner! Euch ist ein König geboren", nannte das Kind Charilaus (Freude des Volkes) und erklärte, daß er hinfort die Regierung nur als Vormund seines Neffen führen werde. Das wichtigste Ereigniß, welches in die Zeit der Vormundschaft fiel, ist Lykurgs Theilnahme an der von Iphitus unternommenen Stiftung der olympischen Spiele und des elischen Gottesfriedens, des Inhalts, daß Elis für immer von Einfällen und Verwüstungen verschont bleiben und auch im übrigen Peloponnes für die Dauer des Festes die Waffen ruhen sollten. Diese Stiftung war offenbar auf eine friedliche Vereinigung der Peloponnesier berechnet und kann als der Anfangspunkt eines geordneten Standes der Dinge im Peloponnes betrachtet werden.

Die Trefflichkeit von Lykurgs Staatsverwaltung, so sehr sie von den Besseren anerkannt wurde, konnte doch nicht hindern, daß sich aus Neid und Eifersucht, besonders angeregt von der Königin Wittwe, eine Partei bildete, welche dem Lykurg bei jeder Gelegenheit feindlich entgegentrat und endlich durch fortwährende gehässige Verdächtigungen es dahin brachte, daß Lykurg das Land verließ. Er wandte sich zuerst nach Kreta, wo er im Umgang mit den Gebildetsten und bei der Betrachtung der dortigen Staatsverfassungen den Plan zur Umgestaltung der Verfassung seines Vaterlandes faßte. Schon damals soll er den kretischen Sänger Thaletas nach Sparta gesandt haben, um durch die Macht der Musik und Poesie den Geist der Zwietracht zu beschwören und die aufgeregten Gemüther zu beruhigen. Es scheint diese Erzählung aber ein Anachronismus zu sein und Thaletas lange nach Lykurg gelebt zu haben. Von Kreta läßt die Sage den Lykurg nach Jonien gehen, dort die Gedichte des Homer, von denen in Griechenland höchstens einzelne Rhapsodien bekannt waren, vollständig auffinden und davon eine Abschrift nehmen. Auch Aegypten, ja sogar auch Libyen, Iberien und Indien soll Lykurg bereist haben. Zehn Jahre war er von seinem Vaterlande abwesend. In Sparta waren während dieser Zeit die Verwirrung und Zügellosigkeit immer größer geworden und alle sehnten sich nach der Wiederherstellung und Befestigung der Ordnung. Auf wiederholt von Seiten der Spartaner an ihn ergangene Aufforderungen kehrte Lykurg in sein Vaterland zurück und legte sofort Hand an die Umgestaltung der spartanischen Verfassung. Im Einverständniß mit einem Theil der Vornehmeren beschloß er die alten Sitten und Einrichtungen den veränderten

Umständen anzupassen und ihnen eine neue und bestimmte Form zu geben. Ehe er sein Vorhaben ausführte, begab er sich nach Delphi, um für seine Gesetzgebung die Weihe Apollo's, des Hauptgottes der Dorier, zu erhalten. Lykurgs Weisheit und Tüchtigkeit entging den Priestern des Apollo nicht; sein Unternehmen erhielt von ihnen nicht nur Billigung und Aufmunterung, sondern er selbst wurde von den Dienern des Gottes mit dem Ansehen einer göttlichen Mission bekleidet und, wie Moses und Minos von höherer Hand den Beruf zur Gesetzgebung erhalten zu haben vorgaben, so wurden von Lykurg den Spartanern als göttlicher Wille die Grundzüge einer Verfassung verkündet, welche an Vortrefflichkeit alle übrigen Verfassungen weit überragen sollte. Kühne Eingriffe in den socialen und politischen Zustand einer Nation bedurften in solchen Zeiten stets religiöser Sanktion und priesterlicher Weihe. Durch die Zustimmung der Pythia ermuthigt versammelte Lykurg seine Freunde und die angesehensten Bürger und legte zuerst ihnen und dann der Gesammtheit seine Gesetze vor und führte, wenn auch nicht ohne Widerstand, doch glücklich und ohne gewaltsame Erschütterung des Staates die neue Verfassung ein. Nachdem das Widerstreben einzelner Unzufriedenen besiegt und das ganze Werk zu Ende gebracht war, erlaubte sich Lykurg, um der Verfassung eine möglichst lange Dauer zu geben, einen frommen Betrug. Unter dem Vorgeben, daß er zur Vollendung seiner Einrichtungen noch über einen wichtigen Punkt den Rath des delphischen Gottes einholen müsse, nahm er den Königen, den Geronten und der gesammten Bürgerschaft einen feierlichen Eid darauf ab, daß sie an der neuen Verfassung bis zu seiner Rückkehr fest und unverbrüchlich halten wollten. Darauf ging er nach Delphi, und als er auf seine Frage von der Pythia die Beruhigung erhalten hatte, Sparta werde groß und stark bleiben, so lange es seine Verfassung beibehalten würde, theilte er seinen Landsleuten diesen Spruch schriftlich mit. Er selbst kehrte aber nicht nach Sparta zurück, um nicht dadurch seine Mitbürger von dem geleisteten Eide zu entbinden, sondern brachte durch einen freiwilligen Hungertod sein Leben dem Wohle und der Ruhe seines Vaterlandes zum Opfer. Nach der einen Nachricht soll er in der Nähe von Delphi, nach einer andern in Elis und nach einer dritten in Kreta gestorben sein. Die Sage erzählt auch, daß er vor seinem Tode den Befehl gegeben habe, seinen Leichnam zu verbrennen und die Asche in das Meer zu werfen, damit nicht etwa seine sterblichen Ueberreste nach Sparta gebracht würden und die Spartaner sich ihres Eides für entbunden halten möchten. In Sparta wurde ihm ein Tempel errichtet und ihm alljährlich göttliche Ehre erwiesen.

Lykurg der Wiederhersteller altdorischer Sitten.

Wenn sich schon bei den persönlichen Verhältnissen des Lykurg das Geschichtliche von der Sage nicht mehr unterscheiden läßt, so können wir noch weniger bei den Einrichtungen, die seinen Namen tragen, angeben, wie viel davon ihm selbst gehören mag. Die Einrichtungen aller großen Gesetzgeber des Alterthums hatten ihre Wurzel in der Sitte und dem Herkommen ihres Volkes, nicht in philosophischen Spekulationen über den Staat. Auch die Gesetzgebung und Verfassung Lykurgs war nicht sowohl eine Neuerung,

als vielmehr eine Wiederbelebung uralter, im Geist und in den Sitten des dorischen Stammes beruhender Einrichtungen, Satzungen und Gewohnheiten. Lykurg stellte nur die alte dorische Staatsverfassung wieder her, er erneuerte und kräftigte die alte Zucht und Sitte, der sein Volk entfremdet worden war. Wie er im Verein mit Iphitus durch Erneuerung der olympischen Spiele die dorische und ältere Bevölkerung des Peloponnes einander näherte, so erscheint er auch in Sparta als Versöhner und Vermittler durch weise Benutzung des Bestehenden. Die Einrichtungen der Dorier waren in der Hauptsache die der älteren Zeit, welche sich bei den Völkerschaften des dorischen Stammes am besten erhalten hatten; diese brachte Lykurg nur in eine neue Form und änderte sie nur soweit, als es nach den Umständen durchaus nöthig war. Die Sage, daß Lykurg die kretischen Einrichtungen nach Sparta verpflanzt habe, entstand dadurch, daß sich auch in Kreta die altdorischen Sitten erhalten hatten und man sich im Alterthum die Aehnlichkeit religiöser und sittlicher Institute in verschiedenen Ländern durch allerlei zufällige Umstände, durch Reisen der Stifter und dergleichen zu erklären suchte. Wenn aber auch die Reise des Lykurg nach Kreta und die Uebertragung kretischer Einrichtungen nach Sparta auf Wahrheit beruht, so waren dieses doch keineswegs fremdartige, sondern echtdorische Einrichtungen. Für die Ansicht, daß Lykurgs Zweck nur war die altdorischen Sitten wieder herzustellen, spricht auch die Unterstützung, welche ihm das delphische Orakel, das dorische Nationalheiligthum, zu Theil werden ließ. Die Ideen, welche der dorischen Verfassung, als dem ganzen Volksstamm gemeinsam, zu Grunde lagen, waren die der harmonischen Ordnung, der inneren Regelung und Maßhaltung und der stets gerüsteten Mannhaftigkeit. Die Gesetze des Lykurg waren nicht schriftlich aufgezeichnet und bildeten sich im Laufe der Zeit auf der von jenem gelegten Grundlage weiter aus; man betrachtete aber die spartanische Verfassung wie sie bestand als das Werk Lykurgs.

Periöken und Heloten.

Die Eintheilung der Bewohner Lacedämons in Spartiaten, Periöken und Heloten bestand bereits vor Lykurg. Die Periöken wohnten auf dem Lande, und ihrer Ortschaften scheinen nach der Einnahme von Messenien 100 gewesen zu sein. Sie trieben Ackerbau, Handel und Gewerbe und entrichteten an den Staat einen Zins. Sie waren persönlich frei, übten jedoch bürgerliche Rechte nur in ihren eigenen Gemeinden; an den Versammlungen der Spartiaten hatten sie keinen Theil. Sie galten in Griechenland für bürgerlich frei, und selbst die Ehre des olympischen Sieges wurde ihnen nicht verweigert. Ihre Lage war keineswegs eine gedrückte, und daher versuchten nur selten einzelne Periökenstädte sich der Botmäßigkeit Sparta's zu entziehen. Im Kriege dienten die Periöken als Hopliten und als Leichtbewaffnete unter dem Oberbefehl eines Spartiaten. Doch wird auch das Amt eines Befehlshabers zur See einmal einem Periöken übertragen, ohne Zweifel weil die Spartiaten dies weniger achteten und die Bewohner der Küstenstädte im Seewesen erfahrener und geübter waren, als die im Binnenland wohnenden Dorier. Einzelne Geschlechter der Achäer scheinen

bei der Eroberung des Landes ihren Wohnsitz in Sparta behalten, hier den Doriern gleichgestanden und zu den Spartiaten gehört zu haben.

Viel drückender als das Verhältniß der Periöken war das der Heloten. Sie waren in gewisser Hinsicht Staatssklaven, sie gehörten eigentlich dem Staate, der ihren Besitz den Einzelnen zutheilte und allein sie freilassen konnte. Dem einzelnen Spartiaten war nicht gestattet sie frei zu lassen oder zu verkaufen, weil sie größtentheils zu liegenden Gründen gehörten und diese als unveräußerlich galten. Die Heloten hatten ihre eigenen Wohnungen, und ihre Dienste und Leistungen waren festgesetzt. Sie zinsten ein bestimmtes Maß von Getreide, Oel und Wein, aber nicht wie die Periöken an den Staat, sondern an ihre Herren. Das Maß war für immer bestimmt und daher kam ihnen sowohl der Gewinn bei guter, als der Verlust bei schlechter Ernte zu. Dadurch wurden sie zum fleißigen Betrieb des Ackerbaus angeregt. Theils durch einen reichlichen Ertrag des Landes, theils im Kriege sammelten sich mitunter Heloten ein nicht unbedeutendes Vermögen. Einzelnen lag die Bedienung der Herren z. B. beim Mahle ob. Auch brauchte der Staat zu öffentlichen Verrichtungen gewiß eine große Anzahl derselben. Im Felde dienten die Heloten nur in außerordentlichen Fällen als Hopliten und erhielten dann wohl gewöhnlich die Freiheit. Sonst zogen sie als Leichtbewaffnete aus; in der Schlacht bei Platää hatten 5000 Spartiaten 35,000 Heloten bei sich; jedem Spartiaten waren 7 Heloten beigeordnet. Einer derselben war vorzugsweise der Diener, der Knappe seines Herrn. Auf der Flotte versahen die Heloten den Matrosendienst. Auch gab es in Sparta, wenn auch in geringer Anzahl, eigentliche Sklaven, welche durch Raub oder Handel aus den Ländern der Barbaren herbeigeholt waren und von denen in den griechischen Handelsstaaten, wie in Athen, eine große Menge vorhanden war. Spätere Schriftsteller haben, mehr Einzelnes herausgreifend, als das Ganze im Zusammenhange betrachtend, das allerdings drückende Verhältniß der Heloten mit schwarzen Farben gemalt. Wenn Plutarch erzählt, daß die Heloten zur Warnung der jungen Spartiaten sich hätten betrinken und unanständige Tänze tanzen müssen; so sträubt sich der natürliche Sinn gegen eine solche Erziehungsmethode. Wie konnte man denn Menschen so entwürdigen, die man als Pädagogen über die jüngeren Kinder setzte? Helotinnen waren auch im königlichen Hause die Ammen und genossen sicher alle Pietät, mit der man im Alterthum die Wärterinnen der Jugend ehrte. Allerdings beschränkten die dorischen Gesetze der strengen Mäßigkeit die Heloten nicht, und so konnten Beispiele der Trunkenheit unter ihnen zur Empfehlung der Nüchternheit dienen. Auch waren die spartiatischen Nationallieder und Nationaltänze den Heloten untersagt; dagegen hatten diese eigene mehr ausgelassene und possenhafte, welche zu jener Erzählung Veranlassung gegeben haben. Verrufen ist die sogenannte Kryptie, unter welcher man eine jährlich zu bestimmter Zeit von den spartanischen Jünglingen angestellte Jagd der Heloten versteht. Bei Nacht habe man sie meuchelmörderisch angefallen und auch bei Tage förmlich gehetzt, um ihre Anzahl zu vermindern und

ihre Kraft zu schwächen. Der Zweck der Kryptie war aber keineswegs ein förmlicher Helotenmord, sondern es wurden die spartanischen Jünglinge theils zur Uebung und Abhärtung, theils zur Aufsicht des ziemlich ausgedehnten Landes unter eigenen Obrigkeiten ausgeschickt und hatten vermuthlich dabei ein besonderes Augenmerk auf die Heloten. Denn diese mußte Sparta schon deswegen fürchten, weil sie meistens für sich allein und abgesondert wohnten. Daß Willkür und Härte dabei vorgekommen sind, ist freilich nicht unwahrscheinlich. Auch läßt sich nicht leugnen, daß sich Sparta in gefahrvollen Umständen zu grausamen Maßregeln, ja einmal sogar zur Vertilgung von 2000 Heloten entschlossen hat. Die Heloten standen in der Mitte zwischen Freien und Sklaven, sie konnten es bei einiger Betriebsamkeit sogar zur Wohlhabenheit bringen, ja selbst der Weg zur Freiheit war ihnen nicht völlig abgeschnitten. Freilassung scheint bisweilen für Auszeichnung im Kriege vom Staate gewährt worden zu sein. Zum Bürgerrechte aber konnten Heloten nur selten gelangen. Es gab verschiedene Arten von freigelassenen Heloten, z. B. die Mothonen oder Mothaken, wahrscheinlich von Spartiaten mit Helotinnen gezeugte Kinder, welche mit den jungen Spartiaten eine gemeinsame und gleiche Erziehung und von Kindheit an nicht bloß die Freiheit, sondern nicht selten durch eine Art von Adoption auch das Bürgerrecht erhielten. Das Letztere kann nicht auffallen, wenn man die Grundsätze der lykurgischen Verfassung berücksichtigt, wonach die Berechtigung des Vollbürgers mehr auf seiner Erziehung als Spartiate als auf seiner Geburt beruhte. Gleichwohl war das Verhältniß zwischen Heloten und Spartiaten fortwährend ein gespanntes, fast feindseliges, die Heloten stets auf der Lauer gegen ihre Bedrücker, die Spartiaten gegen die gefährliche Ueberzahl auf der Hut. Denn man berechnet die Zahl der streitbaren Spartiaten auf ohngefähr 8000, die der waffenfähigen Heloten auf 56,000, die gesammte Volksmenge der Heloten auf 224,000, die der Periöken auf 120,000, die ganze Bevölkerung des 170 bis 180 Q. M. großen Lakonien auf 380,000 Seelen. Diese Zahlen gelten nur von der Zeit nach der Eroberung von Messenien.

Die Spartiaten.

Die freien Staatsbürger, welche allein das volle Bürgerrecht hatten, waren die Nachkommen der eingedrungenen Dorier, die Spartiaten. Sie bildeten, frei von jeder gemeinen Beschäftigung, einen kriegerischen Adel, welcher den Staat leitete und außerdem sich nur mit Waffenübungen, der Jagd und dem Kriege abgab. Wie ursprünglich wohl in jedem dorischen Staate zerfiel auch in Sparta die herrschende Gemeinde in drei Stämme oder Phylen, die Hylleer, Dymanen und Pamphylier. Diese Dreitheilung war den Doriern so eigenthümlich, daß schon Homer sie die dreifach getheilten nannte. Die Phylen zerfielen wieder in Oben oder Phratrien, eine Verbindung von Geschlechtern, welche entweder auf wirklicher Verwandtschaft beruhte oder nach einer gewissen Regel zum Behufe des Staatslebens gebildet war. Nach Phylen und Oben wurde die Volksversammlung gehalten und der Rath gewählt.

Die Könige.

An der Spitze des Staates standen zwei Könige aus den Familien der Prokliden und Agiden. Das spartanische Königthum ist

eine Fortsetzung des heroischen. Es wurde als von der Gottheit stammend betrachtet; der Thron war erblich nach dem Rechte der Erstgeburt, so jedoch, daß der nach der Thronbesteigung des Vaters geborne Sohn den Vorrang hatte vor dem früher gebornen. Nach dem Tode des ältesten Sohnes folgten dessen männliche Nachkommen und erst in deren Ermangelung die jüngeren Brüder. Thronstreitigkeiten entschied die Volksversammlung. Eine Hauptstütze des königlichen Ansehens war die Abstammung der Könige von dem Heraklidengeschlechte. Von dem ersten der Heroen abstammend galten die Könige selbst gewissermaßen als Heroen. Daraus erklärt sich das für die Einfachheit der dorischen Sitte so glänzende Leichenbegängniß derselben und die zehntägige Landestrauer, zu der sich Spartiaten, Periöken und Heloten aus allen Theilen des Landes in Sparta einfanden. Auch trat priesterliche Würde zur Sanktion des königlichen Ansehens hinzu; die Könige hatten das Priesterthum des Zeus Uranius und Zeus Lacedämon; sie standen dem gesammten Kultus des Heeres vor und unterhielten den beständigen Verkehr des Staates mit dem delphischen Heiligthum. Die beiden Könige waren Mitglieder der Gerusia und hatten, obgleich jeder nur eine Stimme, doch vorzugsweise den Vortrag und die Leitung der Verhandlungen, wie sie auch in der Volksversammlung vorzüglich befugt waren aufzutreten, zu reden und vorzuschlagen. Sie hatten die Gerichtsbarkeit in Familiensachen und in den Angelegenheiten der öffentlichen Straßen. Groß war ihre Macht in den auswärtigen Angelegenheiten. Sobald einem Könige ein Kriegszug aufgetragen war und er die Landesgrenze überschritten hatte, war er Feldherr mit unbedingter Vollmacht. Er hatte das Recht über Leben und Tod und konnte ohne ein Gericht töden. Nach der Rückkehr war er aber wegen ungeschickten oder gewaltthätigen Gebrauchs seiner Macht verantwortlich. Auch war die militärische Gewalt streng von der politischen gesondert; ohne besondere Vollmacht vom Staate konnte vom König kein Vertrag geschlossen, nichts über das Schicksal eroberter Städte bestimmt werden. Die Könige hatten Ländereien, welche wahrscheinlich von Periöken gegen einen Zins bebaut wurden; sie erhielten Lieferungen von Opfervieh und anderen Naturalien, einen besonderen Antheil von der Beute, hatten eine Amtswohnung und wurden durch die doppelte Portion bei öffentlichen Mahlzeiten und durch Einladungen zu den Gastmählern der Privatleute geehrt. In allen diesen Bestimmungen erblicken wir das Streben, dem Königthum einerseits seine Würde und alten Glanz zu sichern, andererseits es für die allgemeine Freiheit unschädlich zu machen. Die Könige schworen jeden Monat einen Eid, nach den Gesetzen zu regieren, wogegen ihnen das Volk durch die Ephoren Aufrechterhaltung des Königthums zusicherte.

Den Königen zur Seite stand die Gerusia, der Rath der Alten, bestehend aus den beiden Königen und achtundzwanzig wenigstens sechzigjährigen Spartiaten, welche von den Spartiaten auf Lebenszeit erwählt wurden. Das Amt eines Geron war der Kampfspreis der Tugend und mit allgemeiner Ehre verknüpft; nur Männer von geachteten Familien, tadellosem Leben und ausgezeichneter Würde Die Gerusia.

konnten dazu gelangen. Die Geronten hatten keine Rechenschaft abzulegen; sie verwalteten ihr Amt nach ihrer Ueberzeugung, nicht nach geschriebenen Gesetzen. Die Gerusia berathschlagte mit den Königen über alle wichtigen Angelegenheiten so weit, daß sie der Volksversammlung zur Entscheidung vorgelegt werden konnten; sie war der oberste Gerichtshof in allen Kriminalsachen und durfte mit Ehrlosigkeit und Tod strafen; sie hatte endlich auch die Aufsicht über die Sitten der Bürger.

Die Volksversammlung. Die Volksversammlung wurde westlich von Sparta zwischen dem Flüßchen Knakion und der Brücke Babyka zur Zeit jedes Vollmondes, außerordentliche auch zu anderer Zeit gehalten. Zur Theilnahme an den Versammlungen berechtigte ein Alter von dreißig Jahren jeden Spartiaten, der seiner Bürgerpflicht Genüge leistete. Die Volksversammlung entschied über Krieg und Frieden, Thronstreitigkeiten, Gesetze, Wahl der Behörden und Freilassung von Heloten; sie hatte aber nur das Recht, die Vorschläge der Könige und des Rathes zu genehmigen oder zu verwerfen, nicht aber etwas daran zu ändern oder eigenmächtige Beschlüsse zu fassen, widrigenfalls nach einer späteren Bestimmung die Könige und der Rath an den Beschluß nicht gebunden waren. Das Recht zu sprechen stand nur den Behörden zu; die Reden waren kurz und aus dem Stegreif gesprochen. Auch fremde Gesandten sprachen, wenn sie dazu aufgefordert wurden. Das Volk erklärte ohne Debatte seine Ansicht durch Zuruf und Geschrei. Nur wenn dabei keine Stimmenmehrheit entschieden sich herausstellte, ließ die Behörde die Parteien zur besseren Uebersicht auseinander treten.

Die Ephoren. Eine wichtige, jedoch erst im Verlaufe der Zeit zu ihrer großen Macht gelangte Behörde waren die fünf Ephoren. Sie sollen nach Einigen von Lykurg, nach Anderen erst von dem Könige Theopompus 757 vor Chr. eingesetzt worden sein. Sie wurden alljährlich vom Volke gewählt; das Verfahren bei der Wahl war nicht geeignet, immer gerade die würdigste Besetzung zu versprechen. Nach dem Ersten von ihnen wurde in öffentlichen Verhältnissen das Jahr benannt. Sie bildeten ursprünglich ein Gericht für bürgerliche Streitigkeiten, über Mein und Dein, und hatten zugleich die Aufsicht über den Verkehr, über den Markt; sie erweiterten aber ihre Gerichtsbarkeit dadurch, daß sie die Magistrate, mit Ausnahme der Geronten, wenn in ihrer Verwaltung irgend etwas Verdacht erregt hatte, nöthigten sich vor ihnen zu verantworten. Da sie dieses Recht auch auf die Ephoren des vorigen Jahres ausdehnten, so wurde dadurch ihre Gewalt auch wieder etwas beschränkt. Sie brauchten den Ablauf der Amtszeit nicht abzuwarten, sondern sie konnten die Behörden mitten im Amte in Anklagestand versetzen, in eine Geldbuße verurtheilen und ins Gefängniß werfen. Auch die Könige zogen sie vor ihr Tribunal, diese brauchten jedoch erst der dritten Vorladung Folge zu leisten. In dringenden Fällen konnten sie den König in Gewahrsam nehmen und vor ein aus den Geronten und Ephoren gebildetes Gericht stellen, welches die Macht hatte auf Tod zu erkennen. Die Ephoren beriefen auch die Volksversammlung und

ließen sie abstimmen. Besonders zeigen sie große Gewalt in Verhandlungen mit fremden Staaten; sie ließen Gesandte zu, konnten sie aber auch gleich von der Grenze zurücksenden; sie hatten den größten Einfluß auf Kriegserklärungen, Friedensschlüsse und Verträge, welche sie beschworen und unterzeichneten. In Kriegszeiten sandten sie Heere ab, bestimmten die Anzahl der Mannschaft und ernannten die Anführer; diese erhielten von ihnen Verhaltungsbefehle, berichteten an sie und wurden von ihnen heimberufen und vor Gericht gestellt. In allen diesen Fällen handelten die Ephoren unmöglich aus eigener Machtvollkommenheit, sondern nur als Geschäftsführer der Volksversammlung. Später begleiteten im Kriege zwei von ihnen den König und gehörten mit zum Kriegsrathe; es lag ihnen wahrscheinlich die Sorge für den Unterhalt des Heeres und die Theilung der Beute ob. Die in Sparta zurückgebliebenen nahmen die Beute in Empfang und vereinigten sie mit dem Schatze. Die Ephoren hielten täglich Sitzungen in einem eigenen Gebäude, in dem sie auch gemeinsam speisten. Eben dahin wurden auch Fremde und Gesandte geführt und gastlich aufgenommen.

Das Recht und die Gerichte.

Das spartanische oder überhaupt das dorische Recht hat einen sehr alterthümlichen Charakter und zeigt eine gewisse Hoheit und Strenge. Das Privatrecht entbehrte aller genaueren Bestimmungen, da das Eigenthum des Einzelnen nach der Grundidee des Staates eine geringfügige Sache sein sollte; dagegen war das Handeln des Einzelnen durch die nationale Sitte genau bestimmt. Es war fast gleichgültig, ob dieses Handeln unmittelbar andere berührte oder nicht; man achtete den ganzen Staat für benachtheiligt, wenn einer durch sein Thun die allgemeinen Grundsätze für sich aufhob. Daher die Sittenaufsicht der Gerusia und das Eingreifen des öffentlichen Rechts in die persönlichsten Verhältnisse, wie die Ehe.

Die Gerusia richtete alle peinlichen Klagen, wie auch die meisten, die den Lebenswandel betrafen; die Könige entschieden in Sachen der Erbtöchter und der Adoptionen; die Ephoren richteten Streitigkeiten über Geld und Gut, wie auch bei Klagen gegen Behörden; die übrige Gerichtsbarkeit war unter die Magistrate nach den Zweigen ihrer Verwaltung vertheilt. Staatsverbrechen, namentlich der Könige und anderer Obrigkeiten, richtete ein hohes Gericht der Geronten und Ephoren. Befugt zu klagen war in Privatsachen der Betheiligte, in Kriminalfällen die nächsten Verwandten; öffentliche Anklagen erhob ein Magistrat. Die Richter richteten und bestimmten die Strafen nach ihrem Ermessen; es gab kein geschriebenes Recht. Unter den vorkommenden Strafen sind manche fast lächerlich unbedeutend. Eine für den Spartiaten harte Strafe war die Ehrlosigkeit. Der höchste Grad derselben traf den, welcher aus der Schlacht mit Verlassung der Reihe davongegangen oder überhaupt ohne sein Heer zurückgekehrt war. Er hatte zu keinem Amte Zutritt; in den Chören den schlechtesten Platz; beim Ballspiel wollte ihn keine Partei auf ihrer Seite haben; er fand in den Gymnasien keinen Kampfgenossen, wie im Felde keinen Zeltbruder. Die Flamme seines Heerdes erlosch, weil er bei Niemandem Feuer anzünden durfte. Jeder scheute Familienverbindung mit ihm, jedem trat er auf der

Straße aus dem Wege; in einem geflickten Rocke sollte seine geflickte Ehre, in dem halbgeschornen Kopfe seine halbe Knechtschaft jedem deutlich werden.

Güter-gleichheit. Um den für die gleiche Freiheit aller Bürger gefährlichen Gegensatz von Reich und Arm nicht aufkommen zu lassen vertheilte Lykurg die Ländereien in eine bestimmte Anzahl gleicher und unveräußerlicher Loose oder erneuerte und ordnete vielleicht nur die bereits bei der Eroberung des Landes gemachte Vertheilung. Alles Land in Lakonien war entweder im unmittelbaren Besitz des Staates, oder freies Gut der Spartiaten, oder zinspflichtige Ländereien der Periöken. Lykurg soll nun für die Spartiaten 9000 größere und für die Periöken 30,000 kleinere Loose gebildet haben; wahrscheinlich ist aber, daß erst nach der Eroberung Messeniens diese Zahl von Loosen eingerichtet wurde. Auch wird die Zahl der lykurgischen Loose für die Spartiaten von einigen zu 4500, von anderen zu 6000 angegeben. Die Loose waren unter einander gleich, wenn auch nicht dem Umfange nach, doch nach einer ohngefähren Schätzung des Ertrages. Die Periöken bauten ihr Land selbst, und jedes ihrer Loose ernährte eine Familie; die Spartiaten ließen ihr Feld von Heloten bestellen, welche ihnen bestimmte Abgaben entrichten mußten. Den Spartiaten sollte jede Erwerbsthätigkeit mit ihrer Freude wie mit ihrer Noth entzogen, ihr ganzes Streben auf den Staat, auf die Ausbildung der eigenen Tüchtigkeit gerichtet sein. Wegen der großen Zahl von Heloten, welche auf den Ländereien der Spartiaten lebten, nimmt man an, daß das Loos eines Spartiaten ohngefähr siebenmal so groß als das eines Periöken und der Umfang der spartiatischen Ländereien zusammengenommen noch einmal so groß als die der Periöken gewesen sei. Als die Eintheilung in 9000 Spartiatenloose gemacht wurde, muß Sparta wirklich ohngefähr so viele Familienväter gehabt haben, da jeder ein Loos erhielt. Die Sorge des Gesetzgebers war es nun, sowohl für die Erhaltung der Familien oder Häuser, als auch der Ackerloose zu sorgen. Ueber die Erhaltung der Häuser zu wachen gebot im Alterthum neben der politischen Oekonomie auch die Religion. Nichts war für die Griechen der älteren Zeit fürchterlicher als das Aussterben der Familie, die Verödung des Hauses, durch die der Todte seine religiöse Ehre, die Götter des Geschlechts ihre Opfer, der Heerd seine Flamme, die Vorfahren ihren Namen unter den Lebenden verloren. Für die Erhaltung der Familien sorgte man durch strenge Gesetze gegen Ehelose, durch Adoptionen selbst von Mothaken, durch Schonung der Kinderlosen im Kriegsdienste und durch Belohnung derer, welche viele Kinder erzeugten. Um die Erhaltung der Familienloose zu erreichen und sowohl Zerstückelung derselben als auch Zusammenschlagung mehrerer zu verhüten, war durch Sitte und Herkommen Unveräußerlichkeit und Untheilbarkeit derselben geboten. Nur ein Erbe, wahrscheinlich der älteste Sohn, erbte das väterliche Gut, er mußte aber für die übrigen Glieder des Hauses sorgen. Jüngere erblose Söhne wurden zur Gründung von Kolonien ausgesendet. Die Töchter wurden nur mit einer geringen Ausstattung verehelicht. Hinterließ ein Spartiate keinen Sohn, aber eine Tochter, so erbte

diese zwar das Gut, aber der nächste ledige und erblose Verwandte hatte das Recht und die Pflicht sie zu heirathen. Hatte der Vater nicht selbst schon bei Lebzeiten über die Tochter verfügt, was er aber auch auf keinen Fall willkürlich konnte, so wurde durch ein Gericht vor dem Könige ausgemacht, wer sie haben solle. War eine Familie auch ohne weibliche Nachkommen und die Erbfolge nicht durch Adoption gesichert, so gaben wahrscheinlich die Aeltesten des Geschlechts dem Erblasser aus den Ihrigen einen Sohn, welcher dann als Erbfolger seines Hauses angesehen wurde. Sparta war der Staat, in welchem das Princip der Gütergleichheit am vollkommensten ins Leben trat, obgleich es auch vielen anderen Gesetzgebungen Griechenlands zu Grunde lag. Eine ähnliche Gleichheit der beweglichen Habe herzustellen war freilich unmöglich; doch fand auch rücksichtlich dieser wenigstens eine Art von Gemeinschaftlichkeit statt, indem es jedem erlaubt war, sich im Nothfalle der Geräthe, Hausthiere und Früchte des andern wie seiner eignen zu bedienen. Handel und Gewerbe betrieben ausschließlich die Periöken, während der Bürger durch die Vorkehrungen gegen Fremde und das Verbot zu reisen allen Verführungen der Habsucht oder Abweichung von der heimischen Sitte unzugänglich gemacht wurde. Bei solchen Einrichtungen brauchte man das Geld nur als Ausgleichungsmittel, als Scheidemünze, ohne auf den Besitz größerer Massen Werth zu legen. Lykurg erlaubte nur eisernes Geld, welches überdies durch Abkühlung in Essig für anderweitigen Gebrauch unnütz gemacht worden war. Nur der Staat war im Besitz edler Metalle, um im Verkehre mit dem Auslande sich dessen zu bedienen. Auch auf die handeltreibenden Periöken, für welche überhaupt die spartiatischen Sitten nicht in allen Stücken bindend waren, konnte sich das Verbot von Gold und Silber nicht beziehen. Auf dem Markte in Sparta aber, wo die Spartiaten und Heloten ihr Korn verkauften und die Erzeugnisse der einheimischen Handwerker ausgestellt wurden, galt sicher nur eisernes Geld.

Der Krieg wurde in Sparta als Kunst, als Studium des Lebens betrieben; er sollte den besten Theil des Volkes in einstimmender und gelenker Bewegung, wie einen kräftigen und ausgebildeten Körper im freudigen Bewußtsein seiner Kräfte zeigen. Jeder Spartiate war zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet, zum Heereszuge über die Grenze vom zwanzigsten bis zum sechzigsten Jahre; bis zu diesem Alter durfte er ohne Erlaubniß der Obrigkeiten nicht aus dem Lande gehen. Die Könige, später die Ephoren, gaben die Jahre an, bis zu welchen die Dienstpflichtigkeit für einen einzelnen Fall reichte. Die Ephoren wachten darüber, daß die Bildung und der Auszug des Heeres, der öfters in der Nacht erfolgte, mit der größten Pünktlichkeit und Schnelligkeit vollzogen wurde. Das Kriegswesen.

Die Grundlage der Eintheilung des Heeres waren die von Lykurg angeordneten Verbrüderungen und Genossenschaften, Enomotien, deren zwei eine Pentekostys, zwei Pentekostys einen Lochos und vier Lochoi eine Mora bildeten, deren Zahl im Ganzen auf sechs bestimmt war. Die Größe der einzelnen Abtheilungen war nach dem Umfange des Aufgebotes verschieden. Die Größe einer

Enomotie wird zu 36, 32, und zu 25 Mann angegeben, und ebenso schwankte der Bestand einer Mora von 400 bis zu 900 Mann. Jede Abtheilung hatte ihren eigenen Befehlshaber, und an der Spitze des ganzen Heeres stand der König, der mit unbeschränkter Macht gebot; späterhin waren ihm jedoch zwei Ephoren beigegeben, zur Beaufsichtigung und als Rathgeber. Der König hatte ein zahlreiches Gefolge von höheren Offizieren, Priestern, Weissagern, Aerzten, Flötenspielern und Freiwilligen. Auch hatte er eine eigene Ehren- und Leibwache, bestehend aus 300 der auserlesensten Jünglinge; sie hießen zwar Ritter, dienten aber in der Regel als Hopliten zu Fuß und standen im Gefecht dem König zunächst. Diese Dreihundert waren die auserlesenste Schaar Sparta's, der Stolz der Jugend, wie die Geronten des Greisenalters. Die Stärke des spartanischen Heeres bestand in dem schwergerüsteten Fußvolk, den Hopliten, welche bis zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet waren. Gewaltig war ihr Angriff in dichtgeschlossenen Reihen, deren Festigkeit, unterstützt durch die taktmäßige Abgemessenheit aller Bewegungen, auch durch verwickelte Evolutionen nichts verlor, wozu sie vielmehr bei der vielfachen Gliederung des Ganzen weit geschickter waren als andere Heere. Die Waffen derselben waren ein langer Speer, ein sehr kurzes Schwert, ein eherner Panzer und ein eherner Schild, der den Leib von den Schultern bis zu den Knieen deckte. Der Dienst zu Pferde war weniger geachtet, und die Reiterei, deren Stärke im peloponnesischen Kriege zu 400 und zu 600 Mann angegeben wird, wurde besonders zur Deckung der Flügel benutzt. Eine besondere Abtheilung leichter Truppen waren die Skiriten; sie zogen auf dem Marsche voran, lagen im Lager an den äußersten Enden und hatten in der Schlacht den linken Flügel inne. Die Schaar bestand, wenigstens ursprünglich, aus Bewohnern der Landschaft Skiritis. Andere Periöken nahmen wohl nur an größeren und längere Zeit vorbereiteten Heereszügen, und nur auserlesene als Hopliten Antheil. Die Heloten begleiteten die schwergerüsteten Spartiaten als deren Diener und als Leichtbewaffnete.

Sparta war eine Landmacht und suchte in einem wohlorganisirten Landheere seine Stärke und Kraft. Zu dem Seekrieg zeigte es nie eine besondere Neigung, obgleich später eine zeitlang die Flotte sehr bedeutend war. Unter allen griechischen Staaten hat Sparta das Kriegswesen am vollkommensten ausgebildet. Da sich das ganze Leben der Spartaner durch strenge Ordnung und Gesetzmäßigkeit auszeichnete, so bedurfte es für den Kriegsdienst keiner größeren Strenge der Disciplin. In der älteren Zeit waren die Mitglieder der einzelnen Abtheilungen eng mit einander verbunden; die Tischgenossen, die Anverwandten und die Liebenden fochten in derselben Abtheilung, und das steigerte den Wetteifer, den Muth und die Kraft des Einzelnen. Dazu kam die strengste Pflicht des unbedingtesten Gehorsams, die in der ganzen bürgerlichen Ordnung Sparta's ihren Grund und ihren Haltpunkt hatte. Jeder Befehl des Königs verbreitete sich schnell durch alle Abtheilungen des Heeres und fand unverzügliche Befolgung. Da das ganze Leben des Spartaners in der Beschäftigung mit den Waffen und in täglicher Uebung verstrich, so war der Kampf nur als eine Fortsetzung desselben

anzusehen. Der Kampf wurde mit Freude und Heiterkeit unternommen und mit der größten Ordnung und Besonnenheit ausgeführt. Darum opferte man vor der Schlacht den Musen, weil man von diesen Gottheiten insbesondere Ordnung und Rhythmus des Kampfes erwartete, so wie man auch dem Eros ein Opfer brachte als dem Befestiger wechselseitiger Liebe und Schaam. Ueber das ganze Leben der Spartiaten im Lager war eine große Heiterkeit ausgebreitet. Die Leibesübungen wurden regelmäßig fortgesetzt und zweimal des Tages vorgenommen, aber mit minderer Anstrengung als daheim; überhaupt war die Disciplin im Kriege weniger streng. Geschmückt und bekränzt, wie zu einem Fest, zog der Spartaner in die Schlacht; die Waffen strahlten hell polirt und mischten ihren Glanz mit dem dunklen Roth der Purpurgewänder, die den Kämpfenden zu zieren und das Blut der Wunden zu verbergen gleich geeignet waren. Unter dem Klange der Flöten und unter Kriegsgesang marschirte der Spartaner gegen den Feind. Fern war wilder Kriegstaumel, ungestüme Kriegslust und tollkühner Leichtsinn. Nie galt dem Spartaner der Krieg als Mittel auswärtiger, ausgedehnter Eroberungen; nicht zum Verderben Anderer, nur zur Abwehr, zum Schutz und zur Vertheidigung des Vaterlandes zog man ins Feld. Der Spartaner kannte keine Flucht, er kannte nur den Tod fürs Vaterland, der ihm selbst Ehre, seinen Angehörigen Freude und keine Trauer brachte. Nur die Gräber derjenigen, welche im Kriege gefallen waren, erhielten ein Denkmal. Sobald der Sieg entschieden war, hörte alle Verfolgung des Feindes auf; mit den Zeichen zur Rückkehr war auch das Ende des Kampfes bezeichnet, ohne daß man auf Plünderung und Beute dachte. Eine besondere Siegesfeier fand nicht statt, und von Belohnungen des Einzelnen war nicht die Rede. Lykurgs Grundsatz, nicht oft gegen denselben Feind zu ziehen, war bestimmt, Sparta von Eroberungssucht abzuhalten.

Die Spartaner wohnten schlicht und einfach. Lykurg hatte als Gesetz ausgesprochen, in jeglichem Hause solle die Thür blos mit der Säge und die Decke mit dem Beile gearbeitet sein; er beabsichtigte damit nicht allem höhern Betriebe der Baukunst zu wehren, sondern wollte diese auf die ihrer allein würdigen Gegenstände, Tempel und öffentliche Gebäude, beschränken. *Wohnung, Kleidung, Bäder.*

In der Kleidung zeigt sich eine große Einfachheit in der Zahl und dem Schnitte der Gewänder, zugleich aber auch eine gewisse Achtung für den Anstand, der indeß keine sehr sorgsame Verhüllung des Körpers forderte. Während die moderne Sitte die Jungfrauen allen Eindrücken der Sinnlichkeit mit ängstlicher Sorgfalt zu entziehen sucht und dagegen den Frauen den Verkehr mit Männern weit freier gestattet; wurde in Sparta gerade die Jungfrau der Berührung des Lebens mehr blosgestellt, als die Frau, deren Dasein im Hause ihr Ziel gefunden zu haben schien. Daher übten auch nur die Jungfrauen Musik und Gymnastik, die Frauen dagegen verrichteten nichts als häusliche Geschäfte. Die Tracht der Jungfrauen war freier und leichter, und sie erschienen mit offenem Angesicht, die Frauen dagegen verschleiert. Auch sah man jene häufig mit jungen Leuten über die Straße gehen, was den letzteren nicht erlaubt war.

Die Spartaner zeichneten sich vor allen Hellenen durch einfache und kurze Gewänder aus; auf dem Haupte trugen sie Hüte mit breiten Schirmen und in der Hand einen Stock, außer in der Volksversammlung. Die Jünglinge schritten auf der Straße beide Hände im Mantel gehüllt (was in Griechenland ein Zeichen der Bescheidenheit war), mit gesenktem Blick und still einher. Der Bart galt als Zierde des Mannes, der Lippenbart als Zeichen der Freiheit. Der Spartiat ließ vom Alter des Ephében an, zum Unterschied von dem Unfreien und Handwerker das Haupthaar wachsen. Salbenbereiter waren von Sparta ausgeschlossen als Oelverderber, Färber, weil sie der Wolle das schöne Weiß raubten.

Nur tägliche kalte Bäder im Eurotas und von Zeit zu Zeit ein trockenes Schwitzbad gestattete die Sitte.

Syssitia. Eine Einrichtung, welche zur Erhaltung des Gemeingeistes viel beitrug, waren die gemeinschaftlichen Mahlzeiten, Syssitia und Pheiditia genannt. Sie fanden sich auch bei den Kretern und waren überhaupt nicht bloß dorische, sondern althellenische Sitte. Nur die Männer nahmen an denselben Theil, die Frauen aßen im Hause, Knaben und Jünglinge in besonderen Abtheilungen, nur die kleineren Knaben wurden mitgenommen, saßen auf niedrigen Schemeln am Sitze des Vaters und bekamen halbe Portionen ohne alles Gewürz. Von den Männern durfte keiner, außer wenn er opferte oder auf der Jagd sich verspätet hatte, sich ausschließen. Eine Tischgesellschaft bestand in der Regel aus funfzehn Köpfen; neue Mitglieder konnten nur mit allgemeiner Zustimmung auf dem Wege der Kugelung aufgenommen werden. Die ganze Einrichtung war darauf berechnet, nicht nur Mäßigkeit im Genuß, sondern auch Einmüthigkeit der Gesinnung zu fördern; die Tischgenossenschaften waren zugleich engere kameradschaftliche Verbrüderungen. Die Theilnahme an ihnen hatte Lykurg zur Bedingung des Vollbürgerrechts gemacht. Jedes Mitglied trug monatlich ein bestimmtes Maß Gerstenmehl, Wein, Käse, Feigen und einiges Geld für Fleisch und sonstige Erfordernisse bei. Die Speisen waren einfach und das Hauptgericht die sogenannte schwarze Suppe, von welcher einst ein Spartaner einem asiatischen Könige sagte, sie schmecke nur denen gut, welche sich im Eurotas badeten. Noch fester gezogen wurde das Band freundlicher Gemeinschaft durch die freiwilligen Gaben der Einzelnen, welche dem einförmigen Mahle Reiz und Abwechselung gewährten. Aermere Theilnehmer schenkten etwas von ihrer Jagdbeute, während reichere Waizenbrod herbeischafften und junges Vieh, Geflügel und Früchte spendeten. Die Mahlzeiten wurden durch mäßigen Weingenuß erheitert und ganz besonders durch Gespräche gewürzt. Bis zur Trunkenheit zu trinken war gesetzlich verboten; dagegen waren die Pheiditien keineswegs karge und trübselige Mahlzeiten. Ursprünglich war gerade das Mahl zu freier Gemüthserheiterung bestimmt. Das Gespräch bezog sich zwar vorzüglich auf das gemeine Wesen, aber heiteres Lachen und munterer Scherz war nicht ausgeschlossen; eine allgemeine Vertraulichkeit öffnete jedem den Mund, und Gesang gehörte nothwendig dazu. Scherz zu verstehen gehörte zu

den guten Eigenschaften des Spartaners; wer sich aber dadurch verletzt fühlte, durfte bitten, daß man aufhöre, und es geschah.

Verhältniß der Geschlechter.

Die Spartaner, wie die Dorier überhaupt, gestatteten Jünglingen und Jungfrauen, nach der Weise des Occidents, aber den spätern Ansichten der Griechen zuwider, einen freien Umgang und brachten namentlich bei Festen und Chören beide Geschlechter viel zusammen. Die Jünglinge in Sparta lebten vor den Augen der Jungfrauen, und wie sie ihren Spott zu fürchten hatten, so war von ihnen gelobt zu werden, der schönste Preis edler Handlungen. Dadurch war in Sparta die Möglichkeit gegeben, daß Zuneigung und Liebe das Herz des Mannes ergriff, während von Athen nicht berichtet wird, daß ein Mann eine Freigeborne geliebt und aus heftiger Neigung geheirathet habe. In Sparta war weit mehr als irgendwo die Schönheit der Frauen, der schönsten Griechenlands, Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Zur Ehe gehörte in Sparta als Vorbereitung erstens die Verlobung von Seiten des Vaters und zweitens der Raub der Jungfrau. Mit der aus dem Chor der Mädchen oder sonst woher entführten Jungfrau hatte der Jüngling lange verstohlener Weise Umgang ehe er als Mann die Frau in sein Haus führte. Die Ehe wurde nach althellenischer, occidentalischer Sitte später als nach der nachmaligen orientalisirten eingegangen. Die Jahre um dreißig wurden für die Männer am passendsten gehalten. Wegen zu später oder unpassender Ehe und gegen unverheirathet Gebliebene fand öffentliche Anklage statt. Ausländerinnen zu ehelichen war gewiß allen Spartiaten untersagt. Die Stellung der Frau war bei den Doriern nach althellenischer, occidentalischer Sitte eine ehrenvolle, sie waltete im Hause und wurde von ihrem Manne mit dem Namen Herrin geehrt. Dagegen herrschte bei den Joniern Asiens und in Athen die orientalische Sitte; die Frau theilte mit dem Manne nicht den Tisch, lebte im Innern des Hauses verschlossen und nannte den Mann Herr. Wurde auch der Bürger in Sparta fast ganz durch das öffentliche Leben in Anspruch genommen, so entbehrte doch das Familienleben einer gewissen Innigkeit nicht. Es galt der Grundsatz, die Hofthüre sei einem jeden die Grenze seiner Freiheit; außerhalb herrschte der Staat, innerhalb aber der Hausherr als Fürst auf eigenem Grund und Boden.

Die Erziehung.

Die Seele des spartanischen Staates war der dorische Geist der Schaam und Furcht vor den Gesetzen der Vorfahren und dem Urtheil Aelterer; der Geist des aufopfernden Gehorsams gegen den Staat und die Vorgesetzten; die Erkenntniß endlich, daß ein strenges Maß und eine weise Beschränkung im Handeln sicherer zum Heile führe, als eine ins Ungewisse hinausstrebende Fülle von Kraft und Leben. Für einen solchen Staat, dessen ganzes Dasein auf der nationalen Sitte ruhte, der als die höchste Aufgabe seiner Glieder die Hingebung an die Allgemeinheit, die Unterwerfung des individuellen Willens unter den Willen der Gesammtheit betrachtete, konnte nichts wichtiger sein, als eine folgerecht auf diesen Zweck gerichtete Erziehung. Die jugendlichen Gemüther sollten unter die Macht der Sitte gebeugt und ihre werdenden Kräfte auf den Mechanismus

des Ganzen gerichtet werden; zu diesem sollte jeder mit der vollen Stärke seiner Individualität mitwirken. Nur in der Staatsgemeinschaft, durch und für den Staat sollte jeder Einzelne seine Geltung und persönliche Bedeutung, und in dieser das reinste Gefühl des freien Mannes finden. Ein Rath der Aeltesten des Geschlechts entschied, ob ein neugebornes Kind das Leben behalten oder als allzuschwächlich ausgesetzt werden sollte. In anderen alten Staat stand dem Vater die Entscheidung darüber zu. Bis zum siebenten Jahre blieben die Knaben im väterlichen Hause. Agesilaus, seinen Kleinen auf dem Stecken vorreitend, ist ein Bild aus der Erziehung der jüngeren Knaben. Vom zartesten Alter wurden sie gewöhnt, im Essen keinen Unterschied zu machen, in der Dunkelheit sich nicht zu fürchten, barfuß zu gehen, auf einem harten Lager zu schlafen, Sommer und Winter dieselbe Kleidung zu tragen. Vom siebenten Jahre an übernahm der Staat die Erziehung, um die Knaben in den Fertigkeiten und Entbehrungen des künftigen Kriegers zu unterrichten und ihnen den Gemeinsinn und streng militärischen Gehorsam einzuflößen, welcher als Bedingung der öffentlichen Wohlfahrt betrachtet wurde. Die öffentliche Erziehung genossen nur die Söhne der Spartiaten und die von diesen zur Theilnahme erlesenen Mothaken; die Söhne der Periöken nur zum Theil. Die öffentliche Erziehung war ein Haupterforderniß des freien Bürgers; wer sich ihr entzog, verzichtete auf einen Theil seiner Bürgerrechte. Nur der nächste Thronerbe wurde weniger streng gehalten. Die Knaben wurden in Rotten, Agelen und Ilen, eingetheilt und mußten beständig zusammen leben, mit einander essen, spielen und lernen. Aus den Eirenen, den Jünglingen von zwanzig Jahren, wurden Aufseher über sie gesetzt, welche eine große Gewalt über die Kleineren übten, aber auch wieder jedem älteren Manne, besonders dem Pädonomos, einem Magistrate von großem Ansehen, verantwortlich waren. Dem Pädonomos standen die aus den jüngern Männern erwählten Mastigophoren zur Seite, um nöthigenfalls verhängte Strafen zu vollziehen. Die große Zahl verschiedener Klassen, welche erwähnt wird, weist darauf hin, daß die Erziehung systematisch gegliedert und nach dem Grade des erreichten Alters in eine gewisse Stufenreihe abgetheilt war. Mit den Jahren hielt man die Knaben immer strenger, ließ sie gewöhnlich nackt spielen und auf Schilf schlafen, welches sie sich selbst aus dem Eurotas holen mußten. Genährt wurden sie sehr karg; dagegen an Ertragung von Schmerzen gewöhnt. Vor Lykurg hatten die Spartaner der Artemis Orthia jährlich einen aus ihrer Mitte, der durch das Loos bestimmt wurde, zum Opfer gebracht; an die Stelle dieses Opfers setzte Lykurg die jährliche Geißelung der Knaben am Altare der Göttin. Derjenige, welcher die Streiche mit der größten Standhaftigkeit ertrug, galt als Sieger. Die Geißelung geschah öffentlich, und viele Knaben sollen unter den Schlägen gestorben seyn, ohne auch nur einen Schmerzenslaut von sich zu geben. Die Dorier und besonders die Spartaner bildeten vor allen Hellenen die Gymnastik aus: aber die spartiatische Erziehung bezweckte nicht, Athleten abzurichten, die das Auftreten in gymnastischen Kämpfen als Geschäft des ganzen Lebens betrieben; man strebte nur nach einer edlen und

schönen Ausbildung des Körpers. Der dorische Stamm war es wahrscheinlich auch, welcher die gymnischen Wettkämpfe zu großen Nationalfesten erhob, und an die Stelle der früheren reelleren Belohnungen Kränze setzte, um die Darstellung leiblicher Vollkommenheit von aller Richtung auf Gewinn zu reinigen. Die Gymnastik bezweckte in Sparta mehr Kraft, Ausdauer und Gewandtheit als künstliche Abrichtung. Deshalb mußte der Knabe auch Hitze und Frost, Hunger und Durst und allerlei Mühseligkeiten ertragen. Darin übten die häufigen Jagden im Gebirge und das Herumstreifen in den abgelegensten Gegenden des weiten Lakonikas, bei völliger Entbehrung aller fremden Hülfe und Dienste. (Kryptie.) Auch wurden die Knaben auf eine bestimmte Zeit aus der Stadt und überhaupt aus der Gemeinschaft mit Menschen gestoßen; sie zogen im Wald und Feld umher und mußten sich ihren Unterhalt aus den Häusern und Höfen durch allerlei schlaue Anschläge mühsam rauben, den gelegenen Zeitpunkt oft ganze Nächte hindurch ablauernd und dabei immer der Gefahr Schläge zu bekommen ausgesetzt. Die Verletzung des Eigenthums dabei erschien unbedeutend unter einem Volke, welches auf dasselbe wenig Gewicht legte. Auch war nur das zu rauben gestattet, was ein Spartiat, wenn er dessen auf der Jagd bedurfte, aus den Vorräthen eines andern zu nehmen befugt war. In der Regel schloß sich jeder jüngere Spartaner an einen älteren in besonderer Liebe und Zuneigung an, wurde von diesem in allem Guten und Anständigen unterwiesen, stand in der Schlacht in seiner Nähe, war seiner besonderen Obhut empfohlen und wurde von ihm in Allem vertreten und geschützt.

Die Mädchen und Jungfrauen waren ebenfalls zu Genossenschaften verbunden; sie hatten ihre besonderen Gymnasien und übten sich im Lauf, Ringen, Diskus- und Speerwurf.

War auch in Sparta die geistige Bildung in engere Grenzen eingeschlossen als z. B in Athen, so wurde doch schon die Gemeinschaftlichkeit der Erziehung eine reiche Bildungsschule für den Geist des Spartaners. Sowohl die Eirenen, als überhaupt alle älteren Männer ließen es sich angelegen sein, die Knaben durch lehrreiche Gespräche zu unterrichten, den Sinn für das Große, Schöne und Edle zu nähren, ihr Urtheil zu bilden und sie besonders daran zu gewöhnen, an sie gerichtete Fragen rasch, kurz und treffend zu beantworten. Man gewöhnte sie ihren Reden eine gewisse Bitterkeit und zugleich einen eignen Reiz zu geben. Auch nährten diese Neigung die vielerlei Gelegenheiten, wo das öffentliche Leben Spott und Verhöhnung als Mittel der Besserung brauchte. Im täglichen Leben wurde Spott und Scherz besonders bei den öffentlichen Mahlen geübt; ihn ertragen zu können, galt auch als Zeichen eines lakonischen Gemüths.

Ein vorzügliches Bildungsmittel war auch die Musik. Vor dem Aufblühen der griechischen Musik in Asien, wo sich die phrygische und lydische Tonart ausbildeten, übten vor allen anderen griechischen Stämmen die Dorier des Peloponnes die Musik. Die Alten schrieben der dorischen Tonart etwas ungemein Ernstes, Festes und Männliches zu, geeignet Ausdauer zu geben zur Bestehung Die Musik.

großer Gefahren und Mühseligkeiten, das Gemüth zu stählen und zu stärken gegen innerlichen Sturm; sie fanden in ihr feierliche Hoheit und einfache Großartigkeit, welche sich zum Strengen und Harten hinneige und dem Leidenschaftlichen und Schwärmerischen entgegenstehe. Wie in allen anderen Kreisen des Lebens, so waren auch in der Musik die Spartaner, wie die Dorier überhaupt, Freunde des Alten. Die Musik, welche in früherer Zeit weitmehr vom ganzen Volke geübt wurde und zur allgemeinen Volkserziehung gehörte, stand unter der Aufsicht des Staates. Denn man betrachtete sie nicht nur als den Ausdruck der allgemeinen Sitte und Stimmung, sondern glaubte auch, daß sie auf die Sitten einen wichtigen Einfluß ausübe. An den Festen führten Knaben und Männer große Chöre auf, und auch das weibliche Geschlecht sang und tanzte öffentlich, bald mit den Männern zusammen, bald für sich allein. Wenn nun alle an diesen Chören Theil nehmen konnten, so mußten auch alle von Kindheit auf dazu geübt und erzogen und eine gewisse musische Bildung allen Spartiaten gemein sein.

Der Tanz.

Mit der Musik war der Tanz eng verbunden. Wo der Tanz nicht bloß die Rhythmen der Musik begleitet, sondern für sich als Hauptsache hervortritt, neigt er sich entweder auf die Seite der Gymnastik oder der Mimik, er stellt entweder vorzugsweise körperliche Gewandtheit und Eurhythmie dar, oder will bestimmte Empfindungen ausdrücken und Erscheinungen des Lebens nachahmen. Die gymnastische Orchestik war nirgends mehr zu Hause als zu Sparta, wo der Zusammenhang der Musikschule und der Palästra und beider wieder mit den kriegerischen Uebungen enger war als irgendwo. Schon der Marsch der Spartiaten wurde durch die musikalische Begleitung eine Art Tanzschritt. Durchdringend schallten die Flöten, wenn die gesammte Zahl der Flötenbläser den Marsch zum Angriff blies. Besonders hatte eine bestimmte Weise des Marsches, das Kastoreion, in Takt wie Melodie etwas ungemein Anregendes und Herzstählendes. Noch Alexander der Große fühlte sich durch des Kastoreion immer zur Tapferkeit entflammt. Ein beliebter Waffentanz war die Pyrrhiche, welche alle Schutzwendungen durch Ausbeugung von Stoß und Wurf, Zurückweichen, Aufspringen und Zusammenkrümmen nachahmte, und ebenso die entgegengesetzten Bewegungen des Angriffs. Die Verbindung von Gymnastik und Orchestik zeigte sich im Pentathlon, in welchem sich allseitige Gewandtheit, spielende Kraft und rhythmische Bewegung, durch das begleitende Flötenspiel geleitet, kund gab. Die religiösen Tänze, zu welchen zugleich Hymnen auf die Gottheit gesungen wurden, dienten zum Ausdruck einer Empfindung, während die mimischen Tänze Erscheinungen aus dem Leben mit Spaß und Scherz nachahmend darstellten. Besonders waren es in Lakonika die untern Stände, welche sich der Neigung zur Possenreisserei mit größerer Freiheit überlassen durften. Von den Mothaken hatte eine Art ausgelassenen Tanzes den Namen, in dem vermuthlich Trunkne dargestellt wurden.

Die dorische Lyrik.

Die Neigung der Dorier zu Musik und Tanz hatte auch großen Einfluß auf den Charakter der dorischen Lyrik; diese war erstens

vorzugsweise dazu bestimmt zur Begleitung von Tänzen, besonders von öffentlichen Chortänzen gesungen zu werden; zweitens hatte sie, da Chöre immer im Zusammenhang mit dem Kultus standen, eine religiöse Beziehung. Der Gesang, als Lob und Bitte bereits ein Begleiter der heiligen Handlung, vereinigte sich mit dem Reigen, der das Opfer auf dem Altare umkreiste und erlangte in der chorischen Poesie den Reichthum künstlerischer Entfaltung, in welchem der griechische Tanz eine Zierde des Götterdienstes war. Frühzeitig hatte sich bei den Doriern für die Chorgesänge ein nationaler Stil festgestellt, und deshalb bedienten sich auch nichtdorische Dichter für die Dichtung von Chorreigen des dorischen Dialekts. In keinem Orte Griechenlands blühte die chorische Poesie so wie zu Sparta, wo auch Frauen als Dichterinnen lyrischer Gesänge genannt werden. Sicherlich wurden seit der ältesten Zeit bei den mancherlei Kulten der Griechen und bei den verschiedenen Verrichtungen, bei den Festzügen und während des Opfers, Lieder gesungen; vorzugsweise aber war der Dienst des Apollo mit Gesängen verbunden, die, frühzeitig geregelt, Maß mit Kraft vereinigten. Da nun dieser Kultus ursprünglich dorisch und die bedeutendsten Kultusstätten in dorischem Lande gelegen waren, so ist einzusehen, warum der dorische Dialekt bei der Kultuspoesie, in den Chören, vorherrschen mußte. Zwar verherrlichte wahrscheinlich seit der ältesten Zeit der Tanz die Mehrzahl der griechischen Kulte, doch scheint das Verdienst der Vereinigung von Gesang und Tanz zunächst dem dorischen Stamme zu gebühren. Der dorische Stamm besaß überhaupt viel Sinn für die Kunst und für das Schöne. „Gebet uns das Gute sammt dem Schönen" war das Gebet der Spartiaten. Das ganze Leben durchdrang eine tiefgewurzelte Achtung vor dem Schönen, die sich schon in dem ältesten Erzeugniß des Volkes, in der Religion, ausspricht.

Der dorische Stamm zeigte sowohl in der Ausbildung der eigenthümlichen als in der Umbildung angenommener Götterdienste eine idealistische Geistesrichtung. Die Gottheit wurde weniger in Beziehung auf das Leben der Natur, als auf menschliche freie Thätigkeit aufgefaßt, und ihr Wesen und Sein mehr nach der Weise des menschlichen vorgestellt. Die Vorstellung von den Göttern war klar, bestimmt und persönlich und vertrug sich mit einer gewissen heitern Freisinnigkeit. Alles Mystische und Düstre sowie das Niederdrückende überschwenglicher Gefühle war von den Doriern entfernt. In ihren Festen und Religionsgebräuchen zeigt sich eine große Heiterkeit, die es für den schönsten Dienst der Götter achtete sich zu freuen. Zugleich trägt ihr Gottesdienst das Gepräge der schlichten Einfachheit bei großer Wärme des Herzens. Auch hatten sie die treuste Anhänglichkeit an die von den Vätern ererbten Gebräuche und Sitten und deswegen auch geringe Empfänglichkeit für Aufnahme ausländischer Gottesdienste. Die Religion.

Die günstige Lage der Dorier von Sparta, ihre Muße und Arbeitlosigkeit, gestatteten ihnen Sammlung des Geistes und innere Ruhe. Ihre Zeit füllten aus die gymnastischen, kriegerischen und musischen Uebungen, die Jagd, die innere Theilnahme an allem, Der dorische Charakter.

was den Staat betraf, die religiösen Gebräuche, Opfer und Chöre; besonders aber das gesellige Zusammenleben in den Leschen. Jede kleine Gemeinde hatte ihre Lesche; hier saßen besonders die älteren Leute beisammen, zur Winterszeit um den wärmenden Heerd, in behaglicher Ruhe und gemüthlicher Stimmung; die Achtung vor dem Alter gab der Unterhaltung einen angemessenen Gang.

Der dorische Charakter zeigt vorherrschend das Streben nach der Einheit im Ganzen. Jeder soll genau innerhalb der Schranken bleiben, die ihm die höhere Ordnung des Ganzen vorschreibt. Das Ganze, in sich gegliedert, soll nach Außen geschlossen sein und seine Befriedigung in sich selbst finden. Die Dorier haben wenig Neigung von anderen etwas anzunehmen und sich anzuschließen, dagegen das Streben sich abzuschließen. Daher das Harte und Schroffe und das Kampfrüstige in der dorischen Natur. Wie der Dorier nicht das Bedürfniß hatte zu empfangen, so hatte er auch nicht das sich mitzutheilen. Der Geist des Doriers strebt sich zu koncentriren und innerlich zu sammeln; der Ausdruck bricht wie Funken aus der Tiefe des Gemüths; daher die herrschende Wortkürze und das Sinnschwere der Rede. Das Bestreben sich abzuschließen zeigt sich ferner in der treusten Anhänglichkeit an der Väter Brauch und Sitte, an den bestehenden Zuständen. Mit dem Streben nach Einheit im Ganzen ist der Sinn für das Maß verwandt. Die dorische Sitte befiehlt Maßhaltung in jeglichem Thun; darin besteht die Sophrosyne. Der dorische Sinn will überall eine reine und klare Harmonie; das Schrankenlose und Endlose ist ihm zuwider. Der Dorier hängt mit Freude an dem Dasein, sein Blick ist mehr auf die Vergangenheit als auf die Zukunft gerichtet. Die Befriedigung des Daseins verdrängt die Sehnsucht, und das Vertrauen auf die Gottheit die weiche Klage. Der ganze dorische Volksstamm hat den Charakter der Männlichkeit, der Selbständigkeit und der gebändigten Kraft.

Der dorische Stammgeist und die alte Sitte ist am strengsten in Sparta bewahrt worden. Das Leben war in Sparta in alter Zeit ein mannigfaltiges, heitres und nicht anmuthloses; später aber erstarrte die alte Sitte, und die Abgeschlossenheit wurde zur Verschlossenheit und Verschlagenheit.

Der erste messenische Krieg.

Der durch Lykurgs Gesetzgebung neuerweckte und gestärkte kriegerische Geist der Spartaner äußerte sich zunächst durch gänzliche Bezwingung der noch übrigen, nicht unterworfenen achäischen Einwohner von Lakonien. Dann wurden nach zwei Kriegen die fruchtbaren Gefilde des benachbarten Messenien mit dem Gebiete von Sparta verbunden. Die Geschichte dieser Kriege hat sich lange Zeit nur als Sage im Munde des Volkes fortgepflanzt und ist erst von sehr späten Schriftstellern aufgeschrieben worden. Daher stehen nur die beiden Kriege und ihr endlicher Ausgang geschichtlich fest, während sich in der Erzählung der einzelnen Ereignisse das Geschichtliche nicht mehr von der Ausschmückung der Sage absondern läßt.

Der erste messenische Krieg dauerte neunzehn Jahre, von 743 bis 724 vor Chr.; Grenzstreitigkeiten und gegenseitige Neckereien der Grenzbewohner gaben die Veranlassung dazu. Die Spartaner

bemächtigten sich der kleinen Stadt Amphea in Messenien an der lakonischen Grenze, machten sie zu ihrem Waffenplatze und unternahmen von hier aus verheerende Raubzüge in Messenien. Die Messenier konnten sich fast nur in den festen Plätzen behaupten und vereinigten endlich ihre ganze Macht in der Bergfeste Ithome. Sie erhielten von dem Orakel zu Delphi die Antwort. Die Rettung Messeniens hänge davon ab, daß eine Jungfrau aus königlichem Stamme geopfert werde. Die durch das Loos bestimmte Jungfrau entfloh mit ihrem Vater nach Lakonien. Da bot Aristodemus, ein Sprößling des königlichen Hauses, seine Tochter zum Opfer an und erstach sie mit eigner Hand, als der Bräutigam derselben sich dem Opfer widersetzte. Die Spartaner wurden durch Erfüllung des Orakelspruchs entmuthigt und von dem zum König von Messenien erwählten Aristodemus geschlagen. Ein neuer Orakelspruch verkündet den Messeniern, daß dasjenige Volk siegen werde, welches zuerst, hundert Dreifüße in dem Jupiter-Tempel zu Ithome aufstelle. Ein Spartaner schleicht verkleidet nach Ithome und stellt in jenem Tempel hundert kleine thönerne Dreifüsse auf. Da verzweifelt Aristodemus an der Rettung Messeniens nnd tödet sich auf dem Grabe seiner Tochter. Noch einige Monate vertheidigten sich die Messenier; dann mußte sich Ithome ergeben und das Land unterwerfen. Ein Theil der Messenier wanderte nach Arkadien, Sicyon und Argos aus; andere nahmen Theil an der Gründung von Rhegium in Unteritalien. Die Zurückbleibenden verloren ihre politische Freiheit, mußten jährlich den halben Ertrag ihrer Felder an Sparta abliefern und bei dem Tode eines spartanischen Königs Trauer anlegen. Einen Landstrich an der messenischen Küste vertheilten die Spartaner an Periöken.

Der zweite messenische Krieg.

Neununddreißig Jahre nach dem Ende des ersten brach der zweite messenische Krieg aus und dauerte von 685 bis 670. Die Eleer, Argiver, Arkadier und Pisaten nahmen für Messenien Theil an diesem Kriege, während die Korinthier, die Bewohner der Stadt Lepreum in Elis und samische Schiffe Sparta unterstützten. Der Krieg begann in dem nordöstlichsten Theil von Messenien, den Grenzgebirgen gegen Arkadien, wo die alten Städte Andania und Oechalia lagen. Wahrscheinlich war diese Gegend den Spartanern noch nicht unterworfen. Von Andania war der Held dieses Krieges, Aristomenes, gebürtig, welcher die Empörung zum Ausbruch brachte und dann, nach Ablehnung der Königswürde, als Anführer den Krieg leitete. Es wurden ihm von der Sage eine Reihe von Heldenthaten zugeschrieben. Er schlich sich verkleidet nach Sparta und hing dort in dem Tempel der Pallas Athene einen Schild aus der spartanischen Beute als Weihgeschenk der Göttin auf. Einst wurde er auf einem Streifzuge mit funfzig Gefährten gefangen und mit diesen von den Spartanern in einen tiefen Schlund, Kaiadas, gestürzt. Alle kamen ums Leben, nur Aristomenes gelangte unbeschädigt auf den Boden des Abgrunds. Schon erwartete er den Tod, der unvermeidlich schien, als er am dritten Tage einen Fuchs bemerkte, der an den Leichnamen fraß. Schnell ergriff er den Schwanz desselben und gelangte, dem davoneilenden Fuchse folgend, durch die verworrenen Felsengänge an eine Oeffnung, die er mit den Händen erweiterte

und so glücklich entkam. Später wurde er während eines Waffenstillstandes von kretischen Bogenschützen, welche im Solde der Spartaner standen, gefangen und in einen Bauernhof auf messenischem Gebiete gebracht, wo eine Wittwe mit ihrer Tochter wohnte. Die Jungfrau machte die Kreter mit Wein trunken und löste die Fesseln des Aristomenes. Dieser tödete die Kreter, entfloh mit den beiden Frauen und vermählte die Jungfrau mit seinem Sohn Gorgus. Dreimal soll Aristomenes eine Hekatomphonia den Göttern dargebracht haben, ein Opfer, welches nur derjenige verrichten durfte, der hundert Feinde mit eigener Hand erschlagen hatte.

Die Spartaner stellten auf die Aufforderung des Orakels einen Sänger, den Tyrtäus von Aphidnä, an ihre Spitze, und dieser ermahnte sie zur Eintracht und erweckte in ihnen Muth und Ausdauer. Tyrtäus war ein großer Dichter und Kriegsheld, und man sang in Sparta noch in späterer Zeit seine Lieder. Eine lächerlich entstellte und in einer Zeit, wo Sparta und Athen in ein feindliches Verhältniß zu einander gerathen waren, entstandene Sage nennt ihn einen lahmen Schulmeister aus Athen.

Durch die Verrätherei des von den Spartanern bestochenen Aristokrates, des Königs von Arkadien, verloren die Messenier eine Schlacht und wurden durch den erlittenen Verlust genöthigt sich in die Bergfeste Ira zurückzuziehen. In dieser vertheidigten sie sich noch elf Jahre, aber endlich erstiegen die Spartaner in einer stürmischen Nacht an einer von den messenischen Wachen verlassenen Stelle die Mauern. Noch drei Tage und Nächte wurde bei fortwährendem Regen, Sturm, Donner und Blitz gestritten; am dritten Tage rief Aristomenes die Messenier bis auf wenige Tapfere vom Kampfe ab. Er befahl ihnen Weiber und Kinder in ihre Reihen aufzunehmen und ihm zu folgen; er gab den Spartanern durch Geberden zu verstehen, daß er um freien Durchzug bitte, und die Spartaner hielten es nicht für gerathen, die Messenier in noch größere Verzweiflung zu bringen und ließen sie ziehen. Auf die Einladung der Arkadier ging Aristomenes mit dem Rest seiner Kampfgenossen nach Arkadien, wo sie freundliche Aufnahme fanden. Der Haß gegen die Spartaner gab dem Aristomenes einen neuen Plan ein. Er beschloß mit einer auserlesenen Schaar Messenier Sparta zu überfallen und zu erobern während die meisten Spartaner noch in Ira waren. Allein Aristokrates übte neuen Verrath und theilte den Spartanern den Plan des Aristomenes mit. Als die Arkadier die doppelte Verrätherei ihres Königs erfuhren, steinigten sie ihn. Ein Theil der Messenier blieb bei den Arkadiern; ein anderer Theil segelte nach Rhegium in Unteritalien, bemächtigte sich von da aus der sicilischen Stadt Zankle und nannte sie nach Vertreibung der Einwohner Messene (Messina). Aristomenes starb in der Stadt Jalysus auf der Insel Rhodus. Der König dieser Stadt, Damagetus, hatte nämlich auf seine Frage, wen er zur Frau nehmen solle, von dem delphischen Orakel die Antwort erhalten, die Tochter des trefflichsten Hellenen, und er hatte die Tochter des Aristomenes geheirathet. Zu ihm begab sich Aristomenes und starb bald nachher. Das Schicksal der in ihrem Vaterlande zurückgebliebenen Messenier war sehr hart; sie wurden alle zu Heloten gemacht.

Der endlich über die Messenier errungene Sieg machte die Spartaner zu Herren von einem großen Theil des Peloponnes und sicherte ihnen fortan ihr Uebergewicht in der Halbinsel. Sie blieben im Wesentlichen den Gesetzen und der Verfassung Lykurgs treu, und ihr kriegerischer Staat erstarkte und befestigte sich immermehr. Sie erlangten nach und nach über die meisten Staaten des Peloponnes eine gewisse Oberhoheit oder Hegemonie. Einen hartnäckigen und glücklichen Widerstand leisteten ihnen mehrere Jahrhunderte hindurch die früheren Bundesgenossen der Messenier, die Arkadier, besonders die Bewohner der Stadt Tegea. Erst nach dem Jahre 600 v. Chr. gelang es Sparta, auch die Tegeaten zur Anerkennung ihrer Oberhoheit zu zwingen. Langjährige Kriege wurden auch zwischen Sparta und Argos um die zwischen Argos und Lakonien liegende Landschaft Cynurien geführt und diese erst 550 vor Chr. nach vielerlei Wechselfällen bleibend für Lacedämon gewonnen. Zur Hebung der spartanischen Macht trug vorzüglich der Sturz der Tyrannen bei, welche sich um diese Zeit fast in allen Städten Griechenlands aufgeworfen hatten, und welche zu stürzen damals ein Hauptaugenmerk der spartanischen Politik gewesen zu sein scheint. Mit Ausnahme der Argiver und des in dieser Zeit politisch unbedeutenden Achaja erkannten alle Staaten des Peloponnes die Hegemonie Sparta's an, und selbst in den Augen fremder Völker erschien Sparta als der erste Staat Griechenlands. Sparta's Hegemonie bestand darin, daß es im Kriege den Oberbefehl führte und in Sparta die Berathschlagungen der Bundesgenossen gehalten wurden. Ueber Krieg und Frieden entschied ein Bundesrath, in welchem alle theilnehmenden Staaten gleiche Stimmen hatten; die Leistungen der einzelnen Mitglieder an Geld und Truppen waren festgesetzt; Sparta bestimmte aber der wievielte Theil jedesmal ausrücken sollte und sandte die Befehlshaber. Im Uebrigen that das Verhältniß der politischen Unabhängigkeit der verbündeten Staaten keinen Abbruch und einzelne derselben standen wieder an der Spitze eigener Bundesgenossen. In der Schlacht hatten die Tegeaten den Ehrenplatz auf dem linken Flügel; im Bundesrath scheint nach Sparta Korinth am meisten gegolten zu haben. Sparta's Hegemonie.

Aus der inneren Geschichte Sparta's ist am Ende dieses Zeitraums noch zu erwähnen, daß der König Demaratus durch die Ränke seines herrschsüchtigen Nebenkönigs Kleomenes I. genöthigt wurde, der Krone zu entsagen, und sich zu den Persern begab, 491 vor Chr.

d) Entwickelungsgang der griechischen Verfassungen. Argos. Korinth. Sicyon.

In dem Zeitraum von der Heraklidenwanderung bis zu den Perserkriegen wurde das Königthum in den meisten Staaten abgeschafft oder so sehr beschränkt, daß fast nur der Name übrig blieb. Gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts hatten von den griechischen Staaten nur Sparta und Epirus noch Könige. An die Stelle der monarchischen Regierungsform traten republikanische Verfassungen, welche sehr mannigfaltig und unter einander sehr verschieden Entwickelungsgang der griechischen Verfassungen.

waren. Alle griechischen Staaten, auch die aristokratischen, hatten eine demokratische Grundlage, eine Volksversammlung nämlich, welche Theil hatte an der Gesetzgebung und an der Leitung des Staates. Außer in Sparta ernannte die Volksversammlung die Richter oder bildete für Staatsverbrechen auch selbst die richterliche Behörde. Die Beamten wurden nur auf ein Jahr erwählt. Der Begriff Staat hatte im Alterthum eine weitere Ausdehnung als in der neueren Zeit, er umfaßte alle Verhältnisse des Lebens, und kein Grieche konnte seinem Staate gegenüber sich leidend verhalten und in unserem Sinne ein Privatleben führen.

In den ionischen Staaten entwickelte sich mehr und mehr das demokratische Element, es trat eine immer größere Gleichheit der Bürger ein; in den dorischen dagegen blieb das aristokratische Element vorherrschend, die Leitung des Staates war einer kleinen Zahl angesehener Familien übergeben. Die nach der dorischen Wanderung gegründeten dorischen Staaten beruhten auf der Unterwerfung der früheren Einwohner des Landes, und deshalb war die dorische Staatseinrichtung ganz besonders auf die Entwickelung von Muth und Kraft und einer kriegerischen Gesinnung berechnet. Durch den Einfluß des Handels, der Gewerbsthätigkeit und des zunehmenden Reichthums schwand aber auch in den meisten dorischen Staaten der kriegerische Geist, und die Verfassungen wurden immer demokratischer; nur in Sparta und Kreta behaupteten sich die dorischen Einrichtungen.

Der Entwickelungsgang der griechischen Verfassungen war im Allgemeinen folgender: Die älteste Regierungsform war die erbliche Monarchie; den Königen standen Edele berathend zur Seite. Als die königlichen Familien theils ausstarben, theils entarteten, ging die oberste Staatsgewalt auf die Edeln über. Die ersten Spuren dieses Uebergangs finden sich schon bei Homer. Oft führten die Könige durch Mißbrauch ihrer Gewalt ihren Sturz herbei oder erkauften bei Thronstreitigkeiten durch Verzichtleistung auf ihre Rechte den Schutz der edlen Geschlechter, in welchem letzteren Falle sie sich mit der Stellung eines obersten Beamten der Aristokratie begnügen mußten. Die oberste Staatsgewalt ging an den begüterten und kriegsgeübten Theil der Nation über, und die Verfassung wurde eine erbliche Aristokratie. In jener frühen Zeit galten Reichthum und persönliche Tüchtigkeit noch als Vorzüge der Geburt, da alles Vermögen auf dem vererblichen Landbesitze beruhte und die höhere Bildung, die Uebung im Gebrauche der Waffen und eine gewisse Fertigkeit der Rede, ausschließliches Eigenthum der edlen Geschlechter war. Denn nur diese, vom Ertrage ihrer verpachteten Güter lebend, erfreuten sich einer ritterlichen Muße, während das Landvolk bei seiner Arbeit keine Zeit weder zu Uebungen noch zu den Staatsgeschäften übrig hatte. Die thätige Theilnahme an der höchsten Staatsgewalt und die Wahlfähigkeit zu den Staatsstellen beschränkte sich auf den engen Kreis der aristokratischen Familien, die sich im Gegensatz zu dem gemeinen Volke als die allein guten und wahren Bürger bezeichneten. Unter den Aristokraten fand vollkommene Gleichheit statt und ihr enger Kreis bot für sich betrachtet ganz das Ansehn einer Demokratie dar, in welcher Stimmenmehrheit entschied und dem vorherrschenden Einflusse eines oder weniger Einzelnen

entgegengearbeitet wurde. Die Aristokratie ging in eine Oligarchie über, wenn die Geschlechter aufhörten, Gesetz und Herkommen zu achten, wenn sie nur ihr Interesse, nicht das gemeine Wohl im Auge hatten und wenn sie sich nur unter sich, nicht aber mit ihren plebejischen Mitbürgern verschwägerten. Der Staat trennte sich dann in zwei feindlich gesinnte Theile oder in ein abgeschlossenes Gemeinwesen von Unterdrückern und in einen rechtlosen Haufen von Unterdrückten. Weniger schroff war dieser Gegensatz in den Staaten, welche nicht durch Eroberung entstanden und wo das Volk den edlen Geschlechtern stammverwandt war und diese als die Nachkommen seiner Könige und Heroen betrachtete. Drückender waren die Verhältnisse in den Staaten, in welchen fremde Eroberer und ihre Nachkommen an die Stelle der angestammten Herren des Landes getreten waren. Durch das Recht der Eroberung waren die Sieger Herren des gesammten Grundeigenthums geworden, die früheren Einwohner aber zu zinspflichtigen Erbpächtern herabgesunken. Die Schroffheit des Abstandes hielt beide Theile fortwährend als zwei verschiedene Völker auseinander; die Stelle von Gesetz und Herkommen nahm das Recht des Stärkeren ein. Ein solcher Zustand mußte ein Ende nehmen, sobald das Volk, der **Demos**, zum Bewußtsein der Stärke gelangte, welche es als die überwiegende Anzahl besaß. Zur Stütze gereichte den Oligarchen die dem Volke inwohnende Achtung vor angeerbten Rechten und Thatenruhm, ihr Reichthum, der ausschließliche Besitz der Waffen und Burgen, die höhere Einsicht und der Besitz aller der Kenntnisse, welche sich auf die Geschichte, das Recht und die Religion des Landes bezogen, endlich ihre Verbindungen mit anderen Staaten und ihr festes Zusammenhalten. Der Oligarchie waren vorzugsweise diejenigen Gegenden günstig, in welchen Ackerbau die Hauptbeschäftigung war und dieser den gemeinen Mann an seine Hufe fesselte und in einzelnen Gehöften über das Land zerstreute. Dagegen entstanden da bald Kämpfe zwischen dem Volke und den Oligarchen, wo die Unfruchtbarkeit des Bodens oder die vortheilhafte Lage des Landes zur Gewerbsthätigkeit, zum Handel und zur Schifffahrt reizte, wo sich ein Markt und eine Stadt als Mittelpunkt des Verkehrs bildete, in welcher der brodlose Haufe zusammenströmte.

Verschieden waren die Ursachen, welche den Sturz der Oligarchien herbeiführten. Bisweilen schwächte ein gefährlicher Krieg die herrschenden Geschlechter und nöthigte sie das Volk zu bewaffnen und dessen Beistand durch Zugeständnisse zu erkaufen. Verderblicher wurde den Oligarchen ihr eigener, bei rasch wachsendem Reichthum eintretender sittlicher Verfall, welcher sich häufig auch in übermäßigem Drucke des Volkes kund gab. Gewöhnlich trat ein Mann aus den herrschenden Familien, welcher verarmt war oder von unersättlichem Ehrgeize getrieben wurde, an die Spitze des zur Verzweiflung getriebenen Volkes; seltener erstand dem Volke aus seiner eigenen Mitte ein Führer, welcher hinlänglichen Einfluß und Talent zur Leitung besaß. Das Volk pflegte zunächst Ackervertheilung, Schuldenerlaß, das Recht zu rechtsgültigen Ehen mit den Gliedern der herrschenden Familien und Rechtsgleichheit zu erzwingen, und überließ die Regierungsgewalt gewöhnlich dem Manne, welcher sich an

seine Spitze gestellt und ihm zum Siege über die Oligarchen verholfen hatte. Der frühere Volksführer wurde nun der Tyrann des Staates. Tyrann nämlich hieß bei den Griechen der gegen die bestehenden Gesetze und ohne Wahl der Bürger zur Regierung gelangte Herrscher, ohne daß man mit dem Worte den Begriff der Gewaltthätigkeit und Grausamkeit verband. Der Tyrann befestigte seine unumschränkte Herrschaft, indem er sich der Burg und des öffentlichen Schatzes bemächtigte und sich eine ihm ergebene Leibwache hielt. Der Druck des Tyrannen richtete sich gewöhnlich zunächst nur gegen die reichen und angesehenen Familien. Im siebenten und sechsten Jahrhundert vor Chr. hatten sich in den meisten griechischen Staaten Tyrannen aufgeworfen; sie suchten ihre angemaßte Herrschaft durch gegenseitige Bündnisse, Verschwägerung und Gastfreundschaft zu stützen. Auch mit auswärtigen Königen suchten sie sich zu befreunden und waren selbst der Einführung orientalischer Hofsitten nicht abgeneigt. Sie wetteiferten in Glanz und Prunk mit den Barbaren, besonders in Bauten, Weihgeschenken und Kunstwerken. Auf diese Weise schwächten sie theils durch Steuern und Erpressungen das Volk, theils beschäftigten und nährten sie den müssigen Haufen. Ihre Prachtliebe, verbunden mit der erzwungenen Ruhe, war eine treffliche Pflegerin der Wissenschaft und Kunst; Dichter und Weise waren die Zierden ihres Hofstaates, und den bildenden Künstlern ließen sie es nicht an Aufmunterung und Stoff zur Thätigkeit fehlen. Die Zeit der Tyrannen war für Griechenland in Beziehung auf Geistesbildung, Landeskultur und Verkehr ein ungemeiner Fortschritt; der starre Sinn und die alte Sitte wurde hier zuerst gebeugt und eine freiere, weitere Weltansicht begann sich zu verbreiten. Dennoch dauerte die Herrschaft der von Tyrannen gegründeten Dynastien außer in Sicyon und Korinth nicht lange.

Argos. Von den griechischen Staaten außer Sparta und Athen erwähnen wir nur Argos, Korinth und Sicyon. Argos gelangte nie zu einer solchen Herrschaft über die Landschaft Argolis wie Sparta in Lakonien. Es bestanden in Argolis von Alters her mehrere bedeutende Städte, welche die eingedrungenen Dorier unter sich theilten. Argos mußte sich begnügen, diese zu einem Bunde zu vereinigen und diesen zu leiten. Die Mitglieder des Bundes scheinen aber den Anordnungen des Bundeshauptes nur ungern Folge geleistet zu haben. Zu dieser inneren Uneinigkeit kamen beständige Streitigkeiten mit Sparta, in welchen Argos gedemüthigt wurde und seinen früheren Einfluß verlor.

Ein hellerer Punkt in der argivischen Geschichte ist die Herrschaft des Pheidon. Dieser stammte von der königlichen Familie des Temenus, wird aber ein Tyrann genannt, weil er seine Herrschaft durch Waffengewalt über den Peloponnes auszudehnen suchte und sich auch im Innern des Staates nicht in den Schranken der angeerbten Königsrechte gehalten zu haben scheint. Pheidon führte im Peloponnes gleiches Maß und Gewicht ein und schlug zuerst Münzen. Seine Regierungszeit und der Umfang seiner Macht ergiebt sich aus der Nachricht, daß er nach Verdrängung der eleischen Hellanodiken mit den Einwohnern von Pisa die olympischen Spiele

und zwar die achte Olympiade gefeiert habe. Aber eben diese Anmaßung war es, welche die Eleer und Spartaner gegen ihn vereinte und dadurch seinen Sturz herbeiführte. Nach vielfachen Kämpfen wurde von den Spartanern 550 vor Chr. den Argivern die Landschaft Cynuria entrissen und 524 vor Chr. die Argiver bei Tiryns entscheidend geschlagen und dadurch Sparta's politisches Uebergewicht für immer gesichert. Die Argiver vermochten weiter nichts zu thun, als sich von allen Unternehmungen auszuschließen, bei welchen Sparta den Oberbefehl führte.

Ehe Athen sich zur ersten Stadt von Griechenland erhob, blühte Korinth durch eifrige Betreibung der Gewerbe, durch Handel und Schifffahrt; es erlangte einen äußeren Glanz wie keine andere Stadt des eigentlichen Griechenlands. Die Lage Korinths zwischen zwei Meeren, die bei der Küstenschifffahrt der Alten gefährliche Umschiffung des Peloponnes und dagegen die Leichtigkeit, Waaren über den schmalen Isthmus zu schaffen, hatten diese Stadt schon in sehr frühen Zeiten zu einem sehr bedeutenden Handelsplatz gemacht. Hierher wurden die Natur- und Kunsterzeugnisse aller Länder gebracht, und die trefflichen Häfen von Cenchreä und Lechäum boten zu jeder Zeit Schiffsgelegenheit nach allen Richtungen. Korinth war die älteste Zollstätte in Griechenland, und die Gefälle von den Häfen und dem Markt waren höchst bedeutend. Die Bevölkerung war sehr zahlreich und ihr Wohlstand entsprach den glücklichen Verhältnissen. Schon in alten Zeiten wurden in Korinth mannigfache Künste geübt, und die Korinthier gingen mit Erfindungsgeist, Schönheitssinn, Kunstfertigkeit und großartigem Aufwande zum Schmucke ihrer Stadt und ihrer Tempel dem übrigen Griechenland voran. Keine Stadt besaß eine größere Menge von Kunstwerken. Den Korinthiern verdankt die Baukunst ihre reichsten und geschmücktesten Formen, und wenn auch Korinth im Gebiete der schönen Kunst von Athen, Aegina und Sicyon durch geistvollere Schöpfungen übertroffen wurde, so wurde doch in Korinth besonders die Technik der Kunst und die der Verschönerung des Lebens dienenden Gewerbe ausgebildet. Man verfertigte allerhand Geräthe aus Thon und Metall, aus korinthischem Erz und aus Gold. Berühmt waren die kostbaren gewirkten Decken. Die Anfänge und die erste Ausbildung der Malerei wurden Korinthiern zugeschrieben. Auch die musischen Künste waren in Korinth nicht fremd; hier dichtete und sang Arion. In der weiteren Entwickelung blieb jedoch die geistige Kultur hinter der Ausbildung des materiellen Lebens zurück. Der Reichthum der zahlreichen Bevölkerung und der große Zusammenfluß von Fremden erzeugten eine große Verdorbenheit der Sitten; neben Zügen echt hellenischer Humanität, wie der Gastlichkeit, gereichen den Korinthiern die Schlemmerei und vielen Buhldirnen nicht zur Ehre. Korinth.

Von der frühen Blüthe der Stadt zeugen die zahlreichen Kolonien, welche im achten und siebenten Jahrhundert vor Chr. fast alle an der Küste des ionischen Meeres angelegt wurden.

Die eingewanderten Dorier bildeten den Adel des Staates, welchen Könige regierten. Nach Vertreibung der Könige führten

die Bacchiaden, die vornehmste dorische Familie, eine Oligarchie ein mit einem jährlichen Prytanen an der Spitze. Die durch ihren Luxus und Uebermuth verhaßten Oligarchen stürzte Cypselus mit Hülfe des Volkes und warf sich zum Tyrannen auf. Nachdem er seine Herrschaft befestigt hatte, führte er eine friedliche Regierung (von 657 bis 627 vor Chr.) und hielt nicht einmal eine Leibwache. Prachtliebe und Freude an Bauten und Kunstwerken theilte er mit anderen Tyrannen. Dem Cypselus folgte sein Sohn Periander (von 627 bis 587 vor Chr.); er herrschte anfangs mit Milde, bald aber, von dem milesischen Tyrannen Thrasybul angespornt, gewaltthätiger. Er suchte den Adel der Stadt auf alle Weise zu schwächen und die dorische Eigenthümlichkeit auszurotten. Er hob die gemeinsamen Mahlzeiten auf und verbot die alte Erziehung. Das Volk trieb er aus der Stadt, um es an Land- und Handarbeit zu gewöhnen, und gestattete ihm nur Bauerntracht. Er suchte der Verschwendung, dem Luxus und dem Müßiggange zu steuern und begnügte sich selbst mit den Hafenzöllen und Marktabgaben. Er hielt sich 300 Leibwächter und hatte Kriegsschiffe in beiden Meeren. Periander war ein hochstrebender und weitsehender Geist, tapfer im Kriege, klug im Staate; er ließ sich aber durch beständiges Mißtrauen zu niedrigen Maßregeln verleiten. Wie seinem Vater war auch ihm die Aufstellung glänzender Kunstdenkmäler ein Mittel, das Vermögen der Reichen zu beschatzen und die Masse zu beschäftigen, wiewohl sich auch sein eigner gebildeter Sinn daran erfreute. Perianders Neffe und Nachfolger, Psammetich, herrschte nur drei Jahre (bis 584 vor Chr.). Nach dessen Sturz scheint eine auf dem Vermögen beruhende Timokratie eingeführt worden zu sein.

Sicyon. Mit Korinth auf derselben fruchtbaren Ebene lag Sicyon. Bei der Eroberung durch die Dorier wurden die ursprünglichen Einwohner als vierte Phyle oder Stamm mit den drei Stämmen der eingewanderten Dorier vereinigt. Sicyon scheint sich schon in alter Zeit durch eine gewisse Lebendigkeit und Regsamkeit von anderen Doriern unterschieden und durch Gewandtheit des Lebens ausgezeichnet zu haben. Aber eben diese öffnete der Tyrannei das Feld. Als Haupt der unteren aufstrebenden Stände im Kampfe gegen die herrschenden Familien trat Orthagoras auf, welchen die Aristokraten, wegen seines früheren Gewerbes einen Koch nannten. Dennoch behielt seine Familie, die Orthagoriden, die Herrschaft ein Jahrhundert, von 673 bis 573 vor Chr., weil sie die Bürger nicht mißhandelten und im Ganzen die Gesetze achteten, und ihre Herrschaft einer Zeit der Unordnung und Zuchtlosigkeit ein Ende machte. Der letzte und bedeutendste der Orthagoriden war Kleisthenes, welcher durch Kriegsruhm und Waffenglanz das Volk in Furcht zu erhalten, andererseits aber auch durch Demokratisirung der Verfassung den Beifall desselben zu erwerben strebte. Er gehörte selbst dem unterworfenen undorischen Stamme an; er suchte diesen zu heben, dagegen die drei dorischen Stämme herabzudrücken. Wahrscheinlich wollte er die Dorier zwingen, ihrer Lebensweise zu entsagen, auf das Land zu gehen und Viehzucht und Ackerbau zu treiben. Sein Kriegsruhm scheint nicht unbedeutend gewesen zu sein, da er in

einem Kriege der Amphiktyonen gegen Cirrha einer der Anführer war. Kleisthenes scheint überhaupt ein Mann gewesen zu sein, welcher das damals in reicherer Entfaltung aufblühende hellenische Leben — der ruhigen Geschlossenheit der dorischen Einrichtungen gegenüber — mit empfänglichem Sinne auffaßte und mit der Liebe zu Glanz und Pracht Muth und Klugheit verbindend vieles bisher mit Scheu verehrte als altes Vorurtheil verlachte. Vermuthlich nicht ohne Einmischung der Spartaner wurde Kleisthenes gestürzt. Die Verfassung von Sicyon wurde in der folgenden Zeit vielfach umgestaltet, bald demokratischer, bald aristokratischer gemacht; auch warfen sich wiederholt Tyrannen auf.

Größer als der politische Ruhm war der, welchen sich die Sicyonier durch ihren Gewerbfleiß und ihre Kunstfertigkeit erwarben. Sicyon war nächst Korinth die älteste und bedeutendste Pflanzstätte der bildenden Kunst. Seit der ältesten Zeit blühte die sicyonische Malerschule, und die Kunst des Erzgusses erhielt in Sicyon die erste Vervollkommnung. Unter den Erzeugnissen des sicyonischen Gewerbfleißes wird das leichte Schuhwerk, Kopfbedeckungen und Fuhrwerke besonders genannt. Seit alter Zeit wurden in Sicyon tragische Chöre zu Ehren des Dionysus aufgeführt.

Sturz der Tyrannen.

Wie in Sicyon und Korinth herrschten auch in anderen griechischen Staaten in dieser Zeit Tyrannen: in Epidaurus, Megara, in den ionischen, äolischen und dorischen Kolonien in Kleinasien, in Athen, Phocis, Thessalien und in den Kolonien in Sicilien und Italien; sie hatten ein gemeinsames Interesse und standen sich ohne Zweifel bei. Allen diesen Tyrannen erklärte Sparta, meistenstheils vom delphischen Orakel aufgefordert, den Krieg und entsetzte sie auch, mit Ausnahme der sicilischen, fast alle. Zum Theil vertrieben die Spartaner dieselben mit Heeresmacht, wie die Pisistratiden, zum Theil stürzten sie die Gewaltherrscher durch Absendung eines Herolds, dem alle augenblicklich Folge leisteten. Es war dieses ein großartiger und durch seine Ausdehnung sowohl, als durch seine innere Bedeutung für politisches und sittliches Leben wichtiger Kampf. Auch gegen Polykrates von Samos sandten die Spartaner gegen 525 vor Chr. eine Flotte, — die erste dorische Unternehmung gegen Asien; aber die Belagerung der festen und am Meere gelegenen Stadt in solcher Ferne von Sparta gelang ihnen nicht.

e) Geschichte der Athener bis zu den Perserkriegen.

Attika.

Die Landschaft Attika in Mittelgriechenland oder dem eigentlichen Hellas besteht aus einer von Böotien, Megaris, dem saronischen Meerbusen, dem ägäischen Meere und dem Euripus begrenzten Halbinsel, deren Kern durch einen nach Osten und Südosten streifenden Zweig des böotischen Cithäron gebildet wird. Der Flächeninhalt betrug nur 40 Q. M., und die Einwohnerzahl belief sich in der Zeit der Blüthe auf 500,000 Menschen, 135,000 Freie und 365,000 Sklaven. Die bedeutendsten Berge sind der Parnes, das pentelische Gebirge, der Hymettus und der Lykabettus; die Süd-

spitze Attika's wird gebildet durch das laurische Gebirge mit seinen Vorgebirgen Astypalaea und Sunium. Von den Ebenen Attika's ist die bedeutenste diejenige, in welcher die Stadt Athen liegt; sie wird von dem Flüßchen Cephissus und Ilissus bewässert und ist durch Ackerbau und Oelbau ausgezeichnet. Im Nordwesten Attika's liegt das thriasische Gefilde und die Ebene von Eleusis. Die Ebenen von Eleusis und Athen bildeten die eigentliche Akte (Küstenstrich), der man schon in den frühesten Zeiten die Paralia und Diakria entgegensetzte. Paralia nämlich ist das Küstenland der Südspitze und zwar an der Ost- und Westküste, weniger zum Ackerbau, als zum Verkehr geeignet; Diakria hingegen ist die bergige Ostküste des Landes von der böotischen Grenze bis über die Bucht von Marathon hinaus, mit der zwar kleinen, aber berühmten Ebene von Marathon. Im Binnenlande waren steinige, dürftig bewachsene Strecken. Der Hymettus und das pentelische Gebirge lieferten trefflichen Marmor, einen der Hauptausfuhrartikel der Athener, die Bergwerke bei Laurium Silber, Blei und metallische Farben. Von Früchten brachte Attika vorzüglich Gerste, Feigen, Oliven und einigen Waizen hervor; auch Wein und Honig werden gerühmt. Die Viehzucht war durch den Boden beschränkt, besonders wurden Schafe und Ziegen gezogen. — Von den Inseln an der Küste von Attika war Salamis die bedeutendste.

Athen. Athen, die Hauptstadt von Attika, lag beinahe zwei Stunden vom saronischen Meerbusen um einen Felsen herum, auf welchem sich die Burg befand, früher Cekropia, später Akropolis genannt. Die Sage schrieb dem Theseus die Gründung der Stadt zu, weil er die früher in zwölf Ortschaften zerstreuten Einwohner in die Stadt Athen zusammengezogen hatte. Nach der Zerstörung durch die Perser wurde der Umfang der Stadt nach allen Seiten hin erweitert und auf Antrieb des Themistokles mit einer Mauer umgeben. Südwestlich von der Stadt erstreckt sich eine hügelige Halbinsel tief in das Meer hinein, deren ausgezackte Küste den Athenern ihre sicheren und geräumigen Häfen gewährte. Von den Häfen war in älterer Zeit der der Stadt zunächst gelegene, Phalerum, allein im Gebrauch bis durch Themistokles der sicherere und geräumigere Piräeus (der, wie das dazwischen liegende Munichia früher nur ein Flecken war) zum Haupthandels- und Kriegshafen bestimmt wurde. Unter Cimon wurde der Piräeus durch eine 40 Stadien lange Mauer mit der Stadt verbunden, sowie Phalerum durch eine andere von 35 Stadien. Zwischen beiden wurden später noch eine dritte, der ersten parallele Mauer aufgeführt. Athen bestand aus zwei kreisförmig gebauten Städten, der eigentlichen Stadt und dem Piräeus mit Munichia, welche durch eine fast eine Meile lange Straße verbunden waren. Denn der Raum zwischen den langen Mauern war bebaut wie jeder andere Theil der Stadt. Der Umfang des Ganzen betrug 174½ Stadien oder ohngefähr vier deutsche Meilen; die Einwohnerzahl der Stadt und der Hafenorte wird in der Blüthezeit Athens zu ohngefähr 180,000, die der Häuser zu 10,000 angenommen. Der größere Theil der Stadt lag in der Ebene, nur in dem südwestlichen Theil erhoben sich einige Hügel. Auf dem östlich-

sten, welcher auch der steilste und höchste war, erhob sich die Akropolis; von dieser westlich lag der Marshügel, der Areopagus, welcher auf der Südseite mittelst einer in den Fels gehauenen Treppe zugänglich war. Westlich vom Areopagus erhob sich die Höhe der Pnyx und südlich von dieser der höchste Punkt im Westen der Stadt, das Museum.

Die ganze Akropolis war mit Mauern umgeben; die Westseite, welche allein einen Ausgang gewährte, wurde unter Perikles Verwaltung durch eine schöne Treppe und die herrlichen Propyläen mit ihren fünf Thoren und zwei Flügelgebäuden befestigt und verschönert. Auf dem höchsten Theile der Akropolis stand das Parthenon, von weißem pentelischen Marmor aufgeführt und mit den schönsten Bildhauerarbeiten des Phidias geschmückt. Nördlich vom Parthenon war das Erechtheum, welches den Tempel der Minerva Polias, das eigentliche Erechtheum und das Pandroseum enthielt; es war der Schauplatz der ältesten und heiligsten Ceremonien, Mythen und Erinnerungen der Athener. Zwischen den Propyläen und dem Erechtheum stand die von Phidias gearbeitete kolossale eherne Statue der Pallas Promachos, deren Helmbusch und Lanzenspitze schon auf dem Meere zwischen Sunium und Athen gesehen werden konnten. Außerdem war die Akropolis mit einer großen Menge von Bildsäulen und Denkmälern geschmückt. An der Nord- oder Nordostseite der Akropolis stand das Prytaneum. Auf dem Hügel der Pnyx findet man noch Ruinen eines halbkreisförmigen Gebäudes, an dessen geradliniger Seite sich eine in den Felsen gehauene Erhöhung, die Rednerbühne, befindet. Denn die Pnyx war der Versammlungsort der Athener, ehe das Theater des Dionysus zu diesem Zwecke gebraucht wurde. Von den übrigen, außerordentlich zahlreichen Prachtgebäuden Athens erwähnen wir nur noch das Theater des Dionysus, das als eines der schönsten Theater beschrieben wird, das Odeum des Perikles mit seinem aus den Masten und Segelstangen persischer Schiffe aufgeführten Dache und den berühmten Tempel des Jupiter Olympius, dessen Bau von Pisistratus begonnen, von Antiochus Epiphanes fortgesetzt und erst von Hadrian vollendet wurde.

In dem Stadttheile Ceramikus waren die Begräbnißplätze der Athener und deßhalb auch die meisten Denkmäler berühmter Athener. An dem Ende des Ceramikus, in der Nähe des Cephissus, lag die Akademie, ein Gymnasium mit Gärten, Springbrunnen, heiligen Oelbäumen, Altären und Bildsäulen. Hier lehrte Plato, der in der Nähe ein Landhaus besaß, und nach ihm alle seine Nachfolger. An der entgegengesetzten Seite Athens stand außer einigen Tempeln das mit marmornen Sitzen versehene Stadium Panathenaikum, zu welchem eine steinerne Brücke über den Ilissus führte. Das Lyceum mit seinen schattigen Hainen und seinem Gymnasium im Osten von Athen war der Lehrort des Aristoteles und der Peripatetiker. Nordöstlich davon, zwischen dem Lyceum und dem Berge Lykabettus lag das Gymnasium Cynosarges, in welchem Antisthenes, der Stifter der cynischen Schule, lehrte. Im Piräeus lagen die Arsenale, die Magazine und Schiffswerften, die aus fünf Säulengängen bestehende lange Halle, welche von den am Meere Wohnenden als Markt benutzt wurde, der Gerichtshof Phreattys, das Theater und viele Tempel.

Die Archonten.

Der nach dem Tode des Kodrus (S. 192) zwischen dessen Söhnen ausbrechende Thronstreit gab Veranlassung zur Abschaffung des Königthums. Medon, der älteste Sohn des Kodrus, und seine Nachkommen behielten zwar die Regierung, aber nur als verantwortliche oberste Beamte des Staates. Zwei jüngere Söhne des Kodrus, Neleus und Androklus, wanderten mit den Mißvergnügten und den aus Aegialea vertriebenen und nach Attika eingewanderten Joniern (S. 192) nach Kleinasien und gündeten hier die ionischen Kolonien. Medon führte nicht den Namen eines Königs, sondern hieß Archon, der königliche Geschäftskreis scheint ihm aber ungeschmälert geblieben zu sein. Die Archontenwürde war lebenslänglich und in der Familie Medons erblich. Dreizehn Medontiden bekleideten nach einander dieses Amt. Im Jahr 752 vor Chr. wurde die Amtszeit auf zehn Jahre beschränkt, und 714 vor Chr. das ausschließliche Vorrecht der Medontiden aufgehoben und der Zugang zum Archontate allen Eupatriden eröffnet. Doch auch damit begnügte sich die Aristokratie noch nicht; 683 vor Chr. wurde die Regierung neun auf ein Jahr gewählten Archonten übertragen. Der erste hieß Archon eponymos und nach ihm wurde das Jahr benannt; er war der angesehenste und stand an der Spitze der Staatsverwaltung; der zweite hieß Archon Basileus und hatte die religiösen Angelegenheiten unter sich; der dritte, der Archon Polemarchos, hatte die Leitung des Kriegswesens und war in der früheren Zeit auch der Befehlshaber des Heeres. Die sechs übrigen Archonten, Thesmotheten genannt, bildeten eine Justizbehörde und hatten das Geschäft der Aufzeichnung und jährlichen Revision der Gesetze.

Drakon.

So war eine vollkommene Aristokratie gegründet; die Auslegung des göttlichen und menschlichen Rechts war in den Händen der Eupatriden; alle Priesterthümer nnd Staatsämter wurden aus diesen besetzt. Die Gewalt, welche die Eupatriden übten, artete in drückenden Despotismus aus, die Handwerker und Ackerbauer wurden von der Theilnahme an den öffentlichen Geschäften ausgeschlossen, das Eigenthum und die Freiheit derselben angegriffen, indem verarmte Schuldner zur persönlichen Dienstbarkeit gezwungen wurden. Diese Aristokratie war um so drückender, weil es keine geschriebenen Gesetze gab, sondern nur nach dem Herkommen entschieden wurde, welches bloß die Eupatriden kannten und auslegten. Ankämpfend gegen den Druck und die Willkür verlangte das Volk eine schriftliche Verfassungs-Urkunde und geschriebene Gesetze. Es mögen sich damals gefahrdrohende Bewegungen im Volke gezeigt und die Eupatriden sich dadurch bewogen gefunden haben, dem Verlangen nach einer schriftlichen Gesetzgebung nachzugeben. Die Zugeständnisse scheinen sich aber nur auf Beschränkung der richterlichen Willkür erstreckt zu haben; an ein Aufgeben irgend eines Hoheitsrechtes von Seiten der Eupatriden ist schwerlich zu denken. Der Archon Drakon, ein Mann von strengem und ernstem Geiste, wurde 624 vor Chr. beauftragt ein Gesetzbuch abzufassen. Drakon war selbst Eupatride und konnte und wollte als solcher die Interessen seiner Standesgenossen nicht fallen lassen, und die unmittelbar darauf folgende Verarmung und Verknechtung des Volkes zeigen, daß

die Eupatriden diese Gelegenheit benutzten, um auf dem Wege der Gesetzgebung ihre bisher stillschweigend ausgeübten und vom Volke duldsam zugestandenen Rechte zu sanktioniren. Die drakonischen Gesetze waren wegen der Härte der Strafen und der Gleichmäßigkeit derselben für große und geringe Vergehen verrufen; man sagte, sie wären mit Blut geschrieben. Die Behauptung jedoch, daß Drakon nur Todesstrafen und diese auch auf geringe Vergehen gesetzt habe, ist irrig. Von diesen Gesetzen sind nur die auf Tödung bezüglichen einigermaßen im Zusammenhange bekannt, weil Solon diese auf uralte, durch Religion und Gewohnheit geheiligte Rechte begründeten Satzungen in seine Gesetzgebung aufnahm. Als obersten Grundsatz betrachtete Drakon die Nothwendigkeit der Ausstoßung des Mörders aus der Staatsgemeinde zur Sühnung des Zorns der Götter, weshalb er selbst leblose Gegenstände, welche den Tod eines Menschen verursacht hatten, über die Grenze zu schaffen verordnete. Die Verfolgung des Mörders war Pflicht der nächsten Anverwandten und fiel weg, wenn der Getödete selbst vor seinem Ende dem Mörder verziehen hatte. Hatte ein Bürger eines anderen Staates einen Athener ermordet und der Staat lieferte den Mörder nicht aus oder sorgte nicht dafür, daß der Mörder Buße erlegte, so stand es den Angehörigen des Ermordeten zu, drei Bürger jenes Staates in athenische Haft zu bringen und in Athen vor Gericht zu stellen. Den Mörder traf Todesstrafe, deren Vollziehung der Kläger beiwohnen durfte. Wer unvorsetzlich jemanden getödtet hatte, mußte auf einem bestimmten Wege das Land verlassen und so lange meiden, bis er von den Verwandten des Getödeten die Erlaubniß zur Rückkehr erlangte; beging er in dieser Zeit einen zweiten Mord, so war eine eigene Gerichtsstätte an der Küste bestimmt, wo er, in einem Kahne stehend und ohne das Land zu betreten, vernommen werden konnte. Tödung der Ehebrecher und der wegen eines Mordes Landesflüchtigen, wenn sie sich an den ihnen verbotenen Orten blicken ließen, und Tödung aus Nothwehr war erlaubt.

Drakon setzte auch ein eigenes Richterkollegium, die Epheten ein, welches in fünf Gerichtshöfen über alle Mordklagen richtete. Die Epheten mußten ein unbescholtenes Leben geführt haben und über 50 Jahre alt sein. Drakon's Gesetze waren wegen ihrer Härte bald sehr verhaßt, der Druck des Volkes und die Zwietracht zwischen den Eupatriden und den übrigen Bürgern dauerte fort und Drakon selbst mußte aus dem noch gesetzloser gewordenen Vaterlande nach Aegina fliehen.

Der Parteienkampf stieg bis zur anarchischen Zerrüttung. Da faßte Kylon, ein Mann von edlem Geschlechte und großem Ansehen und vermält mit der Tochter des Theagenes, des Tyrannen von Megara, den Plan sich der Oberherrschaft zu bemächtigen. Von seinem Anhange und Bewaffneten seines Schwiegervaters unterstützt und durch einen Orakelspruch in seinem Vorhaben bestärkt, besetzte er 612 vor Chr. die Burg: allein der Archon Megakles vom Geschlechte der Alkmäoniden stellte sich an die Spitze der Adelspartei und belagerte in Verbindung mit den übrigen Archonten Kylon in der Burg. Durch Mangel an Lebensmitteln und Wasser geriethen die Belagerten in große Noth. Kylon und sein Bruder entkamen Kylon.

glücklich nach Megara; seine Anhänger aber flüchteten sich zu den Altären der Götter, welche in Griechenland für unantastbare Zufluchtsstätten galten. Die Athener, der Archon Megakles mit seinen Amtsgenossen an der Spitze, forderten die Geflüchteten, als diese im Heiligthume mit dem Tode rangen, auf wegzugehen und versprachen ihnen kein Leid zuzufügen, dann aber fielen sie über dieselben her und ermordeten sie. Dieser Frevel gegen die Götter war unter der Leitung der Archonten begangen worden und deshalb fiel die Sündenschuld auf das ganze athenische Volk; hauptsächlich aber lastete der Fluch des Verbrechens auf den Alkmäoniden, welche dabei sich am thätigsten gezeigt hatten. Diese Blutschuld wurde in dem bald heftiger ausbrechenden Parteikampfe mehrmals zur Vertreibung der Fluchbeladenen benutzt. Auf den Antrag Solons wurden die Theilnehmer an dem Morde vor Gericht gestellt; sie wurden für schuldig erklärt, und diejenigen, welche noch am Leben waren, mußten das Land Attika verlassen, die Gebeine der Verstorbenen aber wurden über die Grenze gebracht.

Epimenides. Als aber allerhand Ungemach das Land traf, eine ansteckende Krankheit ausbrach und die zu Attika gehörende Insel Salamis von den Megareern erobert wurde, da deutete man dieses als Strafe der erzürnten Götter und berief auf Anrathen des delphischen Orakels den berühmten Epimenides aus Kreta, um durch feierliche Sühnung die Stadt von der Sündenschuld zu reinigen. Epimenides war ein kretischer Sühnpriester, dem man die Macht zuschrieb, Blutschuld zu tilgen und von Einzelnen sowohl als auch von ganzen Städten den Zorn der beleidigten Götter abzuwenden. Er besaß ferner die Gabe der Wahrsagerkunst und die auf Kräuterkunde gegründete Wissenschaft eines wunderthätigen Arztes; er stand bei der Mit- und Nachwelt in dem Ansehen übermenschlicher Weisheit. Die Gewalt, welche die dorischen Sühnpriester durch ein geheimnißvolles Leben und durch Verbreitung des Glaubens an unsichtbare Wunderkraft und mystische Heilung sich über die Gemüther ihrer Stammgenossen verschafften, erstreckte sich auch auf die Jonier, welche, trotz ihrer klaren und unbefangenen Weltanschauung, in bedenklichen und unheilschweren Zeiten dem Glauben an geheiligte Vermittler der Gottheit Gehör gaben. Die Ankunft des Epimenides in Athen 596 vor Chr. fällt in die Zeit der solonischen Staatsverbesserung und scheint, da die Athener viele religiöse Satzungen von dem kretischen Weisen ableiteten, mit dieser in keiner zufälligen Verbindung zu stehen. Der Ruf der Heiligkeit, in welchem der damals schon bejahrte Epimenides stand, sollte der neuen Verfassung die religiöse Weihe ertheilen, indem man den Geist der Zwietracht durch eine feierliche Lustration aus der Stadt zu verbannen suchte. Nächst der religiösen Weihe und Reinigung war das Streben des Epimenides auf die sittliche Veredlung des Volkes gerichtet. Die damalige Bevölkerung Athens war in einem Zustande moralischer Verwilderung, es herrschte ein ungeregeltes und wüstes Leben, die reichen Eupatriden verpraßten die von der ärmeren, verschuldeten Volksklasse nicht zu erschwingenden Zinsen und das sittliche Gefühl des Volkes erstickte unter den Ausbrüchen roher Leidenschaften. Darauf deuten

die Beschränkungen, welche Epimenides in Beziehung auf die Opfer- und Begräbnißfeierlichkeiten eintreten ließ, und eben darauf eine Reihe ganz in gleichem Sinne erlassener Gesetze Solons, für dessen Gesetzgebung Epimenides als Vorläufer zu betrachten ist.

Die Beruhigung Athens durch Epimenides war nur eine augenblickliche, durch sein persönliches Ansehen vermittelte. Nach seiner Entfernung brach der Kampf der Leidenschaften aufs neue los, und diesmal mit entschieden politischem Charakter. Das Land spaltete sich seinen örtlichen Verhältnissen und den durch diese bedingten verschiedenartigen Interessen gemäß in drei Parteien; die Pediäer, die Bewohner des flachen Landes nach Megaris hin, die reichen Grundbesitzer, suchten die aristokratische oder oligarchische Verfassung aufrecht zu erhalten; die Paralier, die mit Schifffahrt, Handel und Gewerbe beschäftigten Küstenbewohner des südlichen Attika, verlangten eine gemischte Verfassung; die Diakrier oder Hyperakrier endlich, ursprünglich die armen Gebirgsbewohner des nördlichen und östlichen Attika, jetzt im allgemeinen die große Masse der Armen, verlangten eine gänzliche Umgestaltung der Verfassung und die Herstellung einer Demokratie. Dazu kam noch der unerträglich gewordene und durch Drakons Gesetze sanktionirte Druck der Eupatriden. Die Masse des Volkes war verarmt und den Eupatriden verschuldet, welche den größten Theil des Grundbesitzes an sich gerissen hatten; viele hatten ihren Leib verpfändet und waren so förmlich zu Leibeigenen geworden, zum Theil auch als Sklaven ins Ausland verkauft, andere waren aus Noth gezwungen ihre Kinder zu verkaufen oder durch die Flucht sich der Grausamkeit ihrer Gläubiger zu entziehen; kurz es war ein Zustand eingetreten, welcher, wenn er nicht in offene Empörung ausbrechen sollte, der schleunigsten Abhülfe bedurfte. Der Stand der Parteien vor Solons Archontat.

Da traten die tüchtigsten Männer zusammen und ermahnten, man möge einen des öffentlichen Vertrauens würdigen Mann wählen, welcher eine neue Ordnung der Dinge einführe. Aller Augen richteten sich auf Solon, der zwar den Eupatriden angehörte, allein sich frei erhalten hatte von der Anmaßung und Gewaltthätigkeit seiner Standesgenossen und ebenso von der Noth des Volkes unberührt geblieben war, also gleichsam mitten zwischen und über den Parteien stand und übrigens als ein Mann von edler und tüchtiger Gesinnung, von Mäßigung und Einsicht hinreichend bekannt war. Von ihm verlangten die Parteien laut und stürmisch eine neue Verfassung, und Solon besaß Vaterlandsliebe genug, um den Versuch zu wagen und die angebotene Tyrannis von sich weisend, die Aufgabe im volksthümlichen Sinne zu lösen. Im Jahr 594 vor Chr. wurde Solon zum Archon erwählt und zwar mit dem besonderen Auftrag, alle ihm nöthig scheinenden Aenderungen in der Verfassung und den Gesetzen des Staates vorzunehmen. Solon.

Solon stammte aus einem alten, angesehenen Geschlechte, aus dem Hause des Kodrus; auch war sein Vater Exekistides reich gewesen, war aber durch Aufwand und Wohlthätigkeit in seinem Vermögen heruntergekommen. Solon hatte sich durch eigene Thätigkeit, durch Handel und Reisen Vermögen und zugleich vielfache Erfahrung und Einsicht erworben. Sein heller Verstand und die Würde und Weisheit

seines Benehmens hatten schon in seiner Jugend große Erwartungen erregt. Er hatte sich die ganze Bildung seiner Zeit angeeignet und galt für einen berühmten Weisen und einen ausgezeichneten Dichter. Sein tiefer Ernst ward durch eine heitre Sanftmuth zur höchsten Liebenswürdigkeit gesteigert, und da er seinen größten Ruhm in der Bescheidenheit suchte, so hatte er fast gar keinen Feind. Nach seiner Rückkehr von seinen Reisen hatte er alsbald großes Ansehen erlangt und bereits bei mehreren Gelegenheiten die Aufmerksamkeit erregt und seine Kraft und Weisheit bewiesen. Ihm verdankte Athen die Wiedereroberung der Insel Salamis. Die Athener waren eines langen und schwierigen Krieges, welchen sie mit Megara um den Besitz der Insel führten, so müde geworden, daß sie bei Todesstrafe verboten, auf die Wiedereroberung der Insel anzutragen. Solon stellte sich, entrüstet über solche Feigheit, wahnsinnig und ließ das Gerücht von seinem Wahnsinne in der Stadt verbreiten. Eines Tages erschien er, die Rolle eines Wahnsinnigen spielend, auf dem Markte und fang vom Steine des Heroldes herab ein elegisches Gedicht, welches die verbotene Aufforderung enthielt und den Kriegsmuth der Athener entflammte. Die Bürger, von Solons Freunden bearbeitet, hoben das Gesetz auf und begannen den Krieg von neuem. Solon aber wurde zum Feldherrn erwählt und entriß durch eine Kriegslist den Megareern die Insel.

Solons Ansehen in ganz Griechenland stieg noch, als er seine Stimme für den delphischen Tempel erhob. Die phocische Stadt Cirrha hatte sich einen dem Apollo geweihten Landstrich zugeeignet und sogar Weihgeschenke aus dem Tempel geraubt. Solon veranlaßte die Amphiktyonen als athenischer Gesandte beim Bunde zum Kriege gegen Cirrha. Dieses war der erste heilige Krieg, welcher von 600 bis 590 vor Chr. dauerte. Cirrha wurde zerstört und das ganze Gebiet der Stadt dem Apollo geweiht.

Die Seisachthie. Die Absicht Solons bei seiner Gesetzgebung ging dahin, die bisher zwischen Adel und Volk vorhanden gewesene Kluft auszufüllen, die Anmaßung des ersteren zu brechen, die Entwürdigung des letzteren zu heben, Standesvorrechte und Beamtenwillkür zu beseitigen und eine verhältnißmäßige Betheiligung aller Staatsbürger an der Staatsregierung einzuführen. Sein erster Schritt war die Seisachthie oder Lastenabschüttelung, eine Heruntersetzung des Münzfußes, ohne die Summen der Schuldbriefe zu verändern. Es heißt nämlich, Solon habe aus 73 alten Drachmen 100 neue gemacht, d. h. er habe das vorhandene baare Geld eingezogen und mit dem alten Nennwerthe, aber an Gehalt leichter wieder ausgeprägt, so daß die Summe von 100 neuen Drachmen 73 alten gleichkam, der Schuldner also, indem er in dem neuen leichten Gelde zahlte, 27 Procent ersparte. Auch scheint Solon die verpfändeten Grundstücke frei gemacht und dem Landmanne sein Gut zu vollem Eigenthume zurückgegeben zu haben. Er hob die persönliche Schuldknechtschaft auf und setzte die derselben Verfallenen sowie durch eine Amnestie alle, welche ihrer bürgerlichen Rechte verlustig gegangen waren, wieder in ihren vorigen Stand; ausgenommen waren nur die des Mordes und des Hochverrathes überwiesenen Verbrecher.

Die Bewohner von Attika waren Sklaven, Metöken und Bürger. Die Stellung der sehr zahlreichen Sklaven war in Athen eine günstigere als in anderen alten Staaten. Mord und Mißhandlung eines Sklaven war gesetzlich verboten; vor der Grausamkeit des Herrn konnte der Sklave in den Tempel des Theseus flüchten und verlangen, daß der Herr ihn verkaufe; die Todesstrafe durfte auch über einen Sklaven nur nach einem richterlichen Spruche verhängt werden. Freilassungen waren häufig, und der Freigelassene mußte seinen Herrn fortwährend als Patron verehren. Sklaven. Metöken. Bürger.

Die Zahl der Metöken, der Schutzverwandten oder Beisassen, war in Athen größer als in irgend einer anderen Stadt, weil die vortheilhafte Lage von Athen viele Fremde anlockte. Die Metöken wurden als Fremde betrachtet, durften kein Grundeigenthum erwerben und mußten sich einen Bürger als Patron wählen, welcher ihnen in allen öffentlichen und Privatangelegenheiten als Vermittler diente. Der Staat gestattete den Metöken gegen Entrichtung einer mäßigen Abgabe die Betreibung aller bürgerlichen Gewerbe; wenn sie sich aber Bürgerrechte anmaßten, wurden sie als Sklaven verkauft. Außerordentliche Steuern und Leistungen trugen die Metöken wie die Bürger; auch wurden sie zum Kriegsdienste ausgehoben.

Staatsbürger und im Besitze der politischen Rechte waren nur diejenigen, welche von einem Bürger und einer Bürgerin in rechtsgültiger Ehe abstammten, und diejenigen, welchen die Volksversammlung das Bürgerrecht wegen ihrer Verdienste um das athenische Volk ertheilt hatte. Die vier Phylen mit ihren Unterabtheilungen, den Phratrien, ließ Solon fortbestehen.

Während bisher die Eupatriden die Mehrzahl des athenischen Volkes in politischer und rechtlicher Unmündigkeit gehalten hatten, dehnte Solon die Theilnahme an Gerichten und Volksversammlungen auf alle Bürger aus. Er führte statt der bisherigen Aristokratie der Geburt eine Timokratie d. i. eine Aristokratie des Besitzes ein; statt des Maßstabes der Geburt setzte er den der Begüterung und des darauf gegründeten Beitrages zu den öffentlichen Lasten ein. Er theilte zu diesem Zwecke die ganze Bürgerschaft in vier Schatzungsklassen ein: 1) die Pentakosiomedimner, welche 500 Medimnen von trockenen oder soviel Metreten von nassen Produkten (Oel und Wein) auf ihrem Gute ernteten; 2) die Ritter, welche 300; 3) die Zeugiten, welche 150 Medimnen; und 4) die Thetes, welche weniger ernteten. Nur die Mitglieder der drei ersten Klassen zahlten Steuern und waren zu einem öffentlichen Amte wählbar, die letzte Klasse war steuerfrei, aber auch von allen Aemtern und Würden ausgeschlossen; sie war auch im Kriege nicht zu regelmäßigem Dienste verbunden, sondern diente nur im Nothfalle als Leichtbewaffnete oder später zur See. Die Theilnahme an der Volksversammlung und den Gerichten war allen Bürgern ohne Ausnahme gestattet. Nach dem oben angegebenen Ertrage der Ländereien berechnet man das Vermögen der Mitglieder der einzelnen Klassen; die der ersten Klasse besaßen ein Talent, die der zweiten 3600 Drachmen, die der dritten 1800 Drachmen. Nur die erste Klasse zahlte die Steuern von dem ganzen Vermögen, die zweite versteuerte nur $\frac{5}{6}$, die dritte nur $\frac{5}{9}$ ihres Vermögens. Die vier Schatzungsklassen Solons.

Die Volksversammlung.

Die Volksversammlung, in welcher jeder Bürger von seinem zwanzigsten Jahre an Stimmrecht hatte, versammelte sich alle 35 oder 36 Tage in der älteren Zeit einmal, später viermal. Außerordentliche Versammlungen konnten außer den Prytanen auch die Feldherrn berufen. Die Berufung geschah durch Herolde oder durch Anschläge. Der Ort der Versammlung war die Pnyx, später das dionysische Theater. Eigene Beamte hatten darauf zu sehen, daß kein Unberechtigter sich eindrängte und kein Bürger die Versammlung vor deren Schluß verließ. Deshalb war während derselben die zur Pnyx führende Straße gesperrt; auch wurden die Thore der Stadt geschlossen und aller Verkauf auf den Märkten eingestellt; jeder Bürger, den man auf der Straße fand, wurde gezwungen sich in die Versammlung zu begeben. Die Versammlung wurde mit einer religiösen Feierlichkeit und einem Gebete eröffnet, und jeder Bürger hatte bei den Verhandlungen das Recht zu reden, und nur Atimie zog den Verlust desselben nach sich. Gewöhnlich traten allerdings nur solche Männer auf, welche aus den Staatsgeschäften einen besonderen Lebensberuf machten. Der Redner war unverantwortlich und trug zum Zeichen seiner Unverletzlichkeit, so lange er sprach, einen Kranz. Die Vorsitzenden hatten die Ordnung zu handhaben, konnten einen Redner wegen Ungebührlichkeiten in eine Geldstrafe bis zu 50 Drachmen verurtheilen, prüften die Vorschläge vor der Abstimmung und veranstalteten die letztere. Eine zweimalige Abstimmung über denselben Gegenstand war verboten. Die Abstimmung geschah in der Regel durch Aufheben der Hände; nur wenn die Persönlichkeit eines Einzelnen Gegenstand eines Volksbeschlusses werden sollte, wie bei der Ertheilung des Bürgerrechts, war geheime Abstimmung vorgeschrieben und zu deren Gültigkeit eine Zahl von wenigstens 6000 Stimmen nöthig.

Die Volksversammlung erhielt erst in der Folge den ganzen Umfang ihrer Macht; Solon übertrug ihr besonders die Wahl der Beamten und das Recht diese in oberster Instanz zur Rechenschaft zu ziehen. Die Gerichtsbarkeit des Volkes beschränkte sich ursprünglich auf die an sie gebrachten Beschwerden und Appellationen. Die wichtigsten Geschäfte sowohl des Richteramtes als der Verwaltung waren theils Beamten, theils jährlich wechselnden Ausschüssen der Volksversammlung übergeben. Diese war mit ihren Beschlüssen streng an die bestehenden Gesetze gebunden, und es konnte nichts an dieselbe gebracht werden, was nicht vorher von dem Rathe begutachtet und gebilligt worden war. Auch die Gesetzgebung war der Volksgemeinde nicht ausschließlich überlassen. Der Zweck der Revision der Gesetze, welche regelmäßig in der ersten Versammlung jedes Jahres abgehalten wurde, war nur, Wünsche auszusprechen und etwaige Mängel zu bezeichnen; die weitere Entscheidung war den Nomotheten überlassen, welche aus den Geschworenen jedes Jahres genommen wurden. Jeder Bürger konnte Vorschläge zu neuen Gesetzen machen; das Volk wählte aber zur Vertheidigung der alten fünf Anwälte, und bevor ein vorgeschlagenes Gesetz vor den Nomotheten zur Verhandlung kam, mußte es erst von dem Rathe gebilligt worden sein. Der Einführung eines neuen Gesetzes mußte die ausdrückliche Aufhebung des alten vorhergehen. Jene

öffentlichen Anwälte der bestehenden Gesetze traten auch bisweilen als Kläger im Namen des Volkes auf, wenn die Volksgemeinde, durch Verbrechen gegen die Sicherheit des Staates veranlaßt, eine außerordentliche Untersuchung entweder selbst veranstaltete oder dem Senate, bisweilen auch eigens ernannten Commissären übertrug und die Schuldigen dann vor den ordentlichen Gerichten verfolgen ließ. Eigentliche Richtergewalt übte die Volksgemeinde nur selten und außerordentlicherweise, meistens scheint sie sich begnügt zu haben, über die Versetzung in Anklagestand zu entscheiden.

Der Rath oder Senat wurde von Solon aus 400, je 100 aus jeder der vier ionischen Phylen, wahrscheinlich durch Wahl zu ernennenden Personen zusammengesetzt, welche wenigstens das dreißigste Jahr zurückgelegt haben mußten. Der Rath war ein jährlich wechselnder Ausschuß des Volkes und durch die Ausschließung der niedrigsten Volksklasse gemäßigt genug, um der reinen Demokratie ein Gegengewicht zu halten. Der Eintritt in den Rath war von einer vor dem abgehenden Rathe abzulegenden Prüfung der Berechtigung abhängig gemacht. Der hierbei Zurückgewiesene wurde durch einen der in gleicher Anzahl gleich mit bestimmten Ersatzmänner ersetzt. Beim Antritt des Amtes, der wie der Abgang mit einem Opfer gefeiert wurde, hatten die Senatoren durch einen Amtseid gewissenhafte Erfüllung ihrer Pflichten zu versprechen. Verbrechen während der Amtszeit zogen die Ausstoßung aus dem Rathe nach sich. Nach Ablauf derselben hatte der Rath Rechenschaft abzulegen; gewiß ist das wenigstens von der Verwaltung der Finanzen. Die Senatoren waren für die Dauer ihres Amtsjahres frei vom Kriegsdienst und hatten im Theater einen besonderen Ehrenplatz. Der Rath versammelte sich täglich, Festtage ausgenommen, in seinem Sitzungshause zu Berathungen, welche nach den Umständen öffentlich oder geheim gehalten wurden. In einer in der Nähe des Rathhauses befindlichen Rotunde erhielten die jedesmaligen aktiven Rathsmitglieder Speisung auf Staatskosten. Der Rath hat die Vorberathung aller der Volksversammlung vorzulegenden Gegenstände; er ist Vermittler zwischen der Volksgemeinde und allen denen, welche mit dieser zu verkehren haben. Er empfängt die Berichte der Feldherrn und Gesandten, ertheilt fremden Gesandten Audienz und führt sie in die Volksversammlung ein. Der Rath theilte sich in zehn Abtheilungen von je vierzig Senatoren, von denen immer eine, nach einer jährlich durch das Loos zu bestimmenden Ordnung, 35 oder 36 und in einem Schaltjahre 38 oder 39 Tage lang, den aktiven Dienst, die Prytanie, verwaltete. Davon hießen die Senatoren, welche die Geschäfte verwalteten, Prytanen. Aus sich selbst erloosten die Prytanen täglich einen Präsidenten, welcher das Staatssiegel und die Schlüssel zum Schatze und Archive verwahrte. Ursprünglich hatten die Prytanen mit ihrem Präsidenten den Vorsitz in den Volksversammlungen und leiteten die Verhandlungen und die Abstimmung, seit 403 vor Chr. wurden aber aus den nicht zur Prytanie gehörigen Senatoren neun Vorsitzende für die Volksversammlung erlooft. Der Senat hatte die ganze Verwaltung des Staates, die Finanzen und die verschiedenen Zweige der Staats-

Der Rath.

haushaltung unter seiner Aufsicht; er leitete die Prüfung der Beamten und war bei dem außerordentlichen Rechtsverfahren der Eisangelie, gegen die den Staat unmittelbar verletzenden Verbrechen, bis zu einem gewissen Grade die zuständige richterliche Behörde. Um bei allen Vorkommenheiten des Tages sofort mit amtlicher Auktorität bei der Hand zu sein, hielten sich die Prytanen den größten Theil des Tages in dem Rathhause auf. Die ohne Zuziehung der Volksversammlung erlassenen Verordnungen des Senates galten nur für das laufende Amtsjahr.

Die Staatsbeamten.

Von den eigentlichen Staatsbeamten sind die bezahlten Subalternen zu unterscheiden, welche letztere, jenen ausschließlich untergeben, vielleicht nicht einmal immer Bürger zu sein brauchten, während jene eine genaue Prüfung ihrer bürgerlichen Berechtigung bestehen mußten, mit selbständiger Auktorität bekleidet und zur Rechenschaft verpflichtet waren. Die Prüfung der Beamten fand erst nach der Ernennung statt und bezog sich nicht auf individuelle Befähigung oder persönliche Würdigkeit, sondern nur auf solche Punkte, welche an sich schon den Verlust des Activbürgerrechts zur Folge hatten, wie Verletzung der Pietät, Feigheit u. s. w. Bei den Archonten und Priestern forderte das Gesetz bürgerliche Abstammung im dritten Gliede; bei anderen Aemtern genügte das einfache Bürgerthum. Der Beamte mußte körperlich makellos sein. Auch sollte niemand zwei Aemter zugleich oder eins und dasselbe mehrmals und länger als ein Jahr bekleiden. Die Prüfung der Beamten geschah in Form eines gerichtlichen Verfahrens vor den Heliasten und unter dem Vorsitze der Thesmotheten; jeder Bürger konnte dabei als Kläger auftreten. Die Aemter wurden theils durch das Loos, theils durch Wahl der Volksversammlung, besetzt. Die Archonten, welche früher an der Spitze der Regierung gestanden hatten, verloren durch die solonische Verfassung einen bedeutenden Theil ihrer amtlichen Wirksamkeit; sie wurden nur aus den Mitgliedern der ersten Klasse durch das Loos bestimmt und traten, wenn sie ihr Amt untadelig verwaltet hatten, in den Rath auf dem Areopage. Der erste Archon hatte die Gerichtsbarkeit über Erbstreitigkeiten und andere Familienverhältnisse; der zweite entschied alle Rechtssachen, welche mit dem Kultus und der Staatsreligion zusammenhingen; der dritte alle Streitigkeiten über persönliche und Familienverhältnisse der Beisassen und Fremden. Alle anderen öffentlichen und Privatklagen, welche nicht vor eine besondere Behörde gehörten, kamen vor die sechs Thesmotheten. In der solonischen Zeit waren die Archonten noch die Richter, während sie später nur den Prozeß instruirten und bei den Volksgerichten den Vorsitz hatten.

Die Rechtspflege.

Solon eröffnete zuerst dem Volke den Zutritt zu den Gerichten, wenn auch anfangs die Theilnahme des Volkes an der Rechtspflege nur in beschränktem Maße statt fand und den Behörden zunächst die Ausübung des Rechts blieb. Es konnte aber von jedem Spruche an das Volk appellirt werden. Bald ging auch die Ausübung der Rechtspflege völlig in die Hände des Volkes über und die Behörden sanken zu Instruenten, Präsidenten und Vollziehern der Volksgerichte herab.

Nur der männliche, volljährige, ehrenhafte, wirkliche athenische Bürger konnte eine Klage erheben. Das prozessualische Verfahren theilte sich zwischen den Behörden und den Gerichten. Jede ordentliche Behörde hatte in allen Fällen, wo eine mit ihrem Verwaltungszweige zusammenhängende Rechtsverletzung vorgefallen war, die Jurisdiction, d. i. das Recht und die Pflicht, erstlich bei der Vorladung und Anbringung der Klage die nöthigen Schritte zu thun, sodann die Vorprüfung zu veranstalten und nach geschlossenen Akten den Prozeß bei einem Gerichtshof anzuordnen, die Verhandlungen vor dem Gerichtshofe zu leiten und endlich die Vollziehung des richterlichen Urtheils zu überwachen. Waren die Akten geschlossen, so wandte sich der Vorstand, nachdem er den Gerichtstag bestimmt, an die Thesmotheten mit dem Antrage, ihm für diesen Tag Geschworene zuzuloosen. Die Geschworenen, Heliasten genannt, wurden aus der Gesammtheit der Bürgerschaft ohne Ansehen des Standes und des Vermögens, doch nicht vor zurückgelegtem dreißigsten Lebensjahre alljährlich durch das Loos bestimmt, im Ganzen 6000. Von diesen waren 1000 bestimmt, im Nothfall als Ersatzmänner zu dienen. Im Dienste waren nur 5000, welche in 10 Abtheilungen getheilt wurden. Die Erlooſten leisteten den Richtereid. Für die einzelnen Prozesse wurden aus der Gesammtheit der erloosten Richter jedesmal wieder durch das Loos die Beisitzer des Gerichtshofes ausgehoben. Die Loosung nahmen die Thesmotheten auf dem Markte vor. Die Zahl der Geschworenen für die einzelnen Gerichtshöfe war verschieden, 200, 400, 700, 1500, 2000, selten 6000. Der bedeutendste der mit Geschwornen, Heliasten, besetzten Gerichtshöfe war die Heliäa.

Der Areopag.

Einer der ältesten und ehrwürdigsten Gerichtshöfe nicht nur in Athen, sondern in ganz Hellas, welcher, bald erniedrigt, bald erhöht, seine Existenz bis in die Kaiserzeit behauptete, war der Areopag. Die Alten sind voll von belobenden Aussprüchen über seine Würde und richterliche Gerechtigkeit. Seit den ältesten Zeiten bestand auf dem Marshügel ein Gerichtshof, welcher die Blutgerichtsbarkeit hatte; doch ist dessen Einrichtung nicht bekannt. Erst durch Solon erhielt der Gerichtshof auf dem Areopag die politische Stellung, welche ihn weltberühmt gemacht hat. Nach Solons Bestimmung wurden die Archonten nach löblicher Amtsführung und nach abgelegter Rechenschaft lebenslängliche Mitglieder dieses Gerichtshofs, in welchem demnach das oligarchische Element fortbestand. Der Areopag war ein Kollegium von Bürgern, welche nach ihrem Vermögen den ersten Rang einnahmen und in den höchsten Staatsämtern sich makellos gezeigt hatten. Der Staat sollte in diesem Rathe einen Sammelpunkt der moralischen und politischen Trefflichkeit haben. Die Blutgerichtsbarkeit, also Mord und Verwundung mit Vorsatz, Brandstiftung und Gift sind die älteste Sphäre seiner Thätigkeit; er war aber seit Solon auch als Sittengericht thätig und läßt sich in manchen Fällen förmlich als eine Oberpolizeibehörde betrachten. Besonders hatte er darauf zu sehen, daß die bestehenden Gesetze von den Behörden in Anwendung gebracht und in ihrer Geltung nicht beeinträchtigt, Neuerungen in Kulten, Sitten und Bräuchen verhindert wurden. Der Rath auf dem Areopage stand außer dem Kreise der

laufenden Staatsverwaltung; er sollte als ein weiser Rath über die Verfassung und das Wohl des Staates wachen und sie wahren; nur in der Zeit der Noth oder wenn Uebereilungen des Volkes gut zu machen waren, griff er in das Räderwerk der Staatsverwaltung ein. Die Sitzungen des Areopag waren sehr feierlich. Die Klage wurde bei dem zweiten Archon angebracht. Sobald dieses geschehen war, blieb dem Beklagten der Besuch aller öffentlichen Orte untersagt. Dann folgte ein dreimaliges Untersuchungsverfahren in drei auf einander folgenden Monaten. Das Gericht wurde unter freiem Himmel gehalten; Kläger und Zeugen mußten die Wahrheit ihrer Aussagen unter Opfern und andern Ceremonien mit den fürchterlichsten Eiden erhärten. Der Kläger und der Angeklagte konnten jeder zwei Reden halten, welche von rednerischem Schmuck frei sein mußten. Nach der ersten Rede konnte sich der Angeklagte noch durch freiwillige Verlassung der Heimath der Strafe entziehen. Die Richter fällten den Spruch nach ihrer moralischen Ueberzeugung.

Das Kriegswesen. Der Kriegsdienst war in Athen wie in anderen griechischen Staaten ein Recht und eine Pflicht des Bürgers; der Tod im Kampfe für das Vaterland der ruhmvollste. Metöken wurden nur in einzelnen Fällen, Sklaven nur in der Noth zum Waffendienst zugelassen. Vom achtzehnten bis zum sechzigsten Jahre war jeder Burger zum Kriegsdienst verpflichtet. Mit dem achtzehnten Jahre, in welchem der attische Jüngling in das Gemeindebuch eingetragen und wehrhaft gemacht wurde, begann eine zweijährige Uebungszeit im Kriegsdienste, insbesondere die Bewachung der Grenze. Die Volksversammlung bestimmte die Größe der für einen ausgebrochenen Krieg auszuhebenden Mannschaft; die Strategen besorgten die Aushebung. Nur die drei ersten, der Besteuerung unterworfenen Klassen waren zum Kriegsdienst verpflichtet; die vierte auch von den Staatsämtern ausgeschlossene Klasse war nicht dazu verbunden und zog nur in besonderen Fällen als Leichtbewaffnete ins Feld. Der Ausschluß der ärmeren Volksklasse erklärt sich daraus, daß der Krieger für seine Ausrüstung wie für seine Verpflegung zu sorgen hatte und in der früheren Zeit keinen Sold empfing. Freiheit vom Kriegsdienst trat außer für Gebrechliche und die Mitglieder des Rathes nur für wenige Fälle ein. Wer sich der Wehrpflicht entzog, den traf der Verlust aller aktiven Theilnahme am Staatsleben und die Entziehung aller bürgerlichen und politischen Rechte. Der Kern des Heeres waren die Hopliten, das schwergerüstete Fußvolk, welches in der Regel aus Bürgern der oberen Klassen gebildet war. Der Unterhalt des Pferdes war eine so kostspielige Sache, daß der Dienst zu Pferde als eine Art von Zwangspflicht den reicheren Bürgern zufiel. Der politische Stand der Ritter, die zweite Klasse, war aber ganz verschieden von der für den Kriegsdienst bestimmten Reiterei. Die letztere zählte anfangs 300 Mann, stieg bald auf das Doppelte und zu Anfang des peloponnesischen Krieges auf 1200 oder 1000 Mann. Diese Schaar schwerer Reiter war stehend und bildete in Friedenszeiten eine Art von Ehrengarde, welche bei feierlichen Aufzügen ausrückte. Die Volksversammlung wählte jährlich zehn Strategen, zehn Taxiarchen und für die Reiterei zwei Hipparchen und zehn Phylarchen;

die Strategen hatten auch den Oberbefehl über die Flotte, sie mußten in einer gesetzlichen Ehe leben und Grundeigenthum im Lande besitzen. Die Thätigkeit der Militärbehörden erstreckte sich nicht bloß auf den Oberbefehl im Kriege, sondern auch daheim über alles, was in näherer oder entfernterer Beziehung zu dem Kriege und seinen Bedürfnissen stand; sie besorgten die Aushebung und Ausrüstung der Mannschaft, die Aufsicht über das gesammte Heer, wie über den Schutz des Landes, der Grenzen, der Festungen und Häfen, der Waffenvorräthe und dergleichen; dazu kam noch die Militärgerichtsbarkeit sowie die Gerichtsbarkeit in allen den bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, welche mit dem Militärwesen in Beziehung standen.

Einzelne Gesetze Solons.

Solon gab außerdem noch viele einzelne Gesetze. Bei Parteiungen im Staate sollte jeder Bürger bei Verlust seiner bürgerlichen Rechte eine Partei ergreifen, damit nicht durch die Lauheit der besseren Bürger die schlechten die Oberhand bekämen. Jeder Athener war verpflichtet, dem Areopag, sobald es derselbe verlangte, über seinen Erwerb Auskunft zu geben. Die Eltern sollten ihre Kinder ein Geschäft erlernen lassen; die Kinder ihre dürftigen Eltern ernähren. Die Athener sollten ein gewerbthätiges, durch Handel und Verkehr blühendes Volk werden. Die Ausfuhr der Bodenerzeugnisse mit Ausnahme des in Attika gewonnenen Oels war verboten. Solon ordnete die öffentliche Erziehung und Bildung in den Gymnasien an, schärfte die eheliche Treue und Keuschheit, die Arbeitsamkeit, Mäßigkeit, die Sittsamkeit ein, unterwarf den öffentlichen Lebenswandel einer Prüfung, bedrohte Bestechung mit schwerer Strafe, beschränkte den Aufwand bei Hochzeiten und Leichenbegängnissen, sorgte für öffentliche Anlagen und Anstalten und regelte die städtische Polizei-Ordnung. Durch die demokratischen Einrichtungen, die Verhandlungen in der Volksversammlung und die jährlich wechselnden Richter verbreitete sich wie bei keinem anderen Volke politische Einsicht und Bildung in Athen. Der Demokratie war ein aristokratisches Element beigegeben, weil den Eupatriden ein Theil der Priesterwürden blieb, die Archonten nur aus der ersten Klasse gewählt wurden und die gewesenen Archonten in den Areopag eintraten. Solon übertrug zwar dem Areopag die Aufsicht über die Vollziehung der Gesetze; aber in der Verfassung selbst war die Möglichkeit einer zeitgemäßen Entwicklung und Fortbildung gegeben. Die Athener verpflichteten sich durch Eidschwüre, in den nächsten zehn Jahren nichts an den Gesetzen zu ändern.

Erziehung.

Die Erziehung war zu Athen nicht so durchgreifend mit dem Staatsorganismus verschmolzen wie zu Sparta; sie blieb vielmehr im Einzelnen dem Gutachten der Eltern anheimgestellt. Die Familie war hier der Heerd der eigentlichen Erziehung in den ersten Lebensjahren der Kinder und behauptete auch ihren Einfluß noch auf die heranwachsenden Kinder. Die Eltern konnten aber keineswegs nach Willkür verfahren, sondern wurden durch Solons Gesetze auf einen zu erstrebenden Normaltypus der geistigen und leiblichen Ausbildung ihrer Söhne hingewiesen. In den ersten Lebensjahren des Knaben hatten die Mutter, die Amme oder die Wärterin die

Obliegenheit, denselben theils durch Spielzeug zu beschäftigen, theils durch Schaukeln und Singen zu beschwichtigen, und sobald das Auffassungsvermögen erwacht war, ihm Mythen und Mährchen zu erzählen. Vornehme und reiche Athener ließen bisweilen Ammen aus Sparta kommen. Hatte der Knabe das sechste Lebensjahr erreicht oder zurückgelegt, so trat der Pädagog an die Stelle der Wärterin; er begleitete den Knaben stets und führte ihn, sobald der eigentliche Unterricht begann, in die Lehranstalt und holte ihn zur bestimmten Stunde wieder ab. Zum Pädagogen wurde ein Sklave genommen, und geizige Väter wählten dazu oft einen solchen, der zu anderweitigen Verrichtungen bereits zu alt oder zu schwächlich geworden war. Der Unterricht lag den Pädagogen nicht ob, einzelne seltene Fälle ausgenommen; dagegen hatten sie auf Beachtung des Anstandes im Aeußeren zu sehen. Der Knabe sollte sich nie ohne Aufsicht wissen und stets unter dem Einflusse der Furcht leben, die der Grieche als den Stützpunkt jeder gesellschaftlichen Ordnung betrachtete. Die griechische Erziehung verlangte von dem Knaben zunächst Bescheidenheit und Unterordnung im weitesten Umfange des Worts, und wo dazu Ermahnungen nicht ausreichten, machte sie von körperlicher Züchtigung um so unbedenklicher Gebrauch, je größeren Einfluß sie dem physischen Schmerze auf Hebung der moralischen und intellectuellen Energie beilegte. Dieses Züchtigungsrecht erstreckte sich nicht bloß auf Lehrer und Eltern, sondern auch auf die Pädagogen, denen wesentlich die Gewöhnung der Knaben an Zucht und Sitte anvertraut war. Während die Spartaner mehr die Ausbildung zum Staatsbürger im Auge hatten, wurde in Athen auch die rein menschliche Bildung gleichmäßig berücksichtigt. Der schulmäßige Jugendunterricht umfaßte die Grammatik, Musik und Gymnastik. Die Grammatik, welche ursprünglich nur die mechanische Kenntniß des Lesens und Schreibens bezeichnete, erhielt dadurch eine höhere Bedeutung, daß der Lesestoff den gefeiertsten Dichtern entnommen war, vor allen dem Homer und dann insbesondere solchen, die sich wie Hesiod, Solon, Theognis, durch Sittensprüche und Lebensregeln empfahlen. Da der Stoff wegen Mangel an Exemplaren den Schülern diktirt oder durch Vorsprechen dem Gedächtniß eingeprägt wurde, so erhielten die Knaben auch in sachlicher Hinsicht eine Mitgabe für das ganze Leben. Dem epischen Liederschatze fügte der musikalische Unterricht, welcher sich in Athen an das Saitenspiel anknüpfte, einen lyrischen hinzu, von welchem der Knabe auch daheim zur Unterhaltung seiner Eltern Gebrauch zu machen angehalten wurde. Der Musik schrieb man ganz besonders eine sittliche Wirkung zu. Hatte der Jüngling nun noch dem bereits in den vorhergehenden Jahren genossenen gymnastischen Unterrichte den Schluß seiner Jugend oder die Ephebenzeit ausschließlich gewidmet, so war seine Bildung vollendet. Im Laufe des vierten Jahrhunderts vor Chr. wurde auch das Zeichnen in den Kreis der Unterrichtsgegenstände mit aufgenommen. Auch steigerte man den geistigen Unterricht, indem man die reiferen Jünglinge in Rhetorik und Poetik, in der Geometrie, Astronomie und Geographie unterrichtete. In der Zeit des Sokrates traten dann auch die Sophisten auf mit ihrem kostspieligen Lehrcursus in der Staatskunst, Dialektik und Rhetorik. Dieses Unterrichts wurden

natürlich nur die erwachsenen Söhne reicher und hochstrebender Männer theilhaftig, welche zu einer glänzenden Laufbahn vorbereitet werden sollten.

Aller dieser Unterricht wurde als reine Privatsache behandelt, insofern es einerseits einem jeden frei stand solchen zu ertheilen, andererseits aber auch der Staat nicht für Errichtung von Anstalten sorgte und die Eltern nicht zur Benutzung derselben anhielt. Solon machte nur eine angemessene Erziehung zur Bedingung der elterlichen Ansprüche an die Kinder. Demohngeachtet wurde Athen der geistige Mittelpunkt und die gemeinschaftliche Bildungsstätte für ganz Griechenland. Attika war durch seine Lage gleich sehr vor überwältigenden Einflüssen des Auslandes geschützt wie den ausgedehntesten Verbindungen mit demselben offen, es stand zugleich unter den Wirkungen eines gesegneten Himmelsstrichs und eines unergiebigen Bodens, und seine Bewohner besaßen, wie kein anderer griechischer Stamm, den vollen Verein aller guten und schlechten Eigenschaften des griechischen Volkes. Neben aller Launenhaftigkeit einer vielköpfigen Volksmenge finden wir in Athen sittlichen Adel, Frömmigkeit, Kunstsinn und intellectuelle Schärfe.

Um das Jahr 571 vor Chr. begab sich Solon auf Reisen, er besuchte zunächst Aegypten, wo er mit den gelehrten Priestern Umgang pflog, dann nach Cypern, wo ein König eine neuerbaute Stadt nach Solons Namen Soli benannte; hierauf besuchte er auch Krösus in Sardes und kehrte um das Jahr 561 vor Chr. nach Athen zurück. Hier war der Kampf der Parteien wieder zum Ausbruch gekommen; vergebens suchte Solon zur Versöhnung zu reden; es gelang im Jahre 560 dem Pisistratus sich der Alleinherrschaft zu bemächtigen. Solon fugte sich mit Kummer in das Unvermeidliche und verlebte den Rest seiner Tage in beschaulicher Ruhe; er stand bei seinen Mitbürgern und bei Pisistratus, welcher ihn häufig zu Rathe zog, in großer Achtung und starb in hohem Alter 559 v. Chr. *Solons Reisen und Tod*

Solons Verfassung hatte die einander widerstreitenden Interessen nur für den Augenblick beschwichtigt; aber Unmuth und Gährung dauerte fort, und dies war um so gefahrdrohender, weil sich befähigte Männer an die Spitze der Parteien stellten, an die der Pediäer, der reichen Grundbesitzer, Lykurgus, an die der Paralier, der betriebsamen Küstenbewohner, Megakles, und an die der Diakrier, der armen Bergbewohner, Pisistratus. Solon versuchte nach der Rückkehr von seiner Reise vergebens die Häupter der Parteien zu versöhnen. Pisistratus, eben so schlau als unternehmend, leutselig und herablassend gegen die ärmere Volksklasse, und geschmeidig gegen Seinesgleichen, wußte sich nicht nur bei der ersteren beliebt zu machen, sondern auch bei den Letzteren im Stillen Freunde zu erwerben und bei ihnen die Meinung zu erwecken, daß er der Mann sei, den drohenden Sturm zu beschworen. Ein Kunstgriff soll ihn zum Ziele geführt haben. Er kam einstmals wie flüchtig, er selbst und sein Gespann mit Staub und Wunden bedeckt, auf den Markt gefahren und bat um Schutz gegen seine Feinde, die ihn überfallen hätten. Das Volk ließ sich bethören und bewilligte ihm eine Leibwache von *Pisistratus.*

funfzig Keulenträgern. Pisistratus vermehrte deren Zahl in der Stille, bemächtigte sich der Burg und warf sich zum Alleinherrscher auf 560 vor Chr. Nicht lange nach seiner Erhebung vereinigten sich aber die Parteien des Megakles und Lykurgus zu seinem Sturze und vertrieben ihn. Nach seiner Entfernung geriethen beide Parteien wieder an einander und nach fünf Jahren innerer Reibungen versöhnte sich Megakles, in Gefahr zu unterliegen, mit Pisistratus und rief diesen unter der Bedingung der Vermählung mit seiner Tochter nach Athen zurück. Geleitet von einem als Athene gekleideten Weibe zog Pisistratus aufs neue als Tyrann in die Stadt ein. Die Ehe mit der Tochter des Megakles wurde der Grund zu neuen Zerwürfnissen, in deren Folge Megakles sich wieder mit Lykurgus vereinigte, und Pisistratus abermals die Stadt verlassen mußte. Er begab sich mit seinen Söhnen erster Ehe, die bereits erwachsen waren, nach Eretria auf Euböa und bereitete hier die Mittel zur Rückkehr nach Athen vor. Diese erfolgte erst nach elf Jahren unter Mitwirkung der Thebaner, Argiver und des Lygdamis von Naxos. Als er bei Marathon gelandet war, strömten seine Anhänger herbei; die Athener zogen ihm mit einem Heere entgegen, wurden aber auf halbem Wege überfallen und in die Flucht geschlagen. So gelangte Pisistratus abermals zur Herrschaft und behauptete sich in derselben bis zu seinem Tode 527 vor Chr.

Pisistratus scheint nun die Zügel etwas straffer angezogen zu haben, im Ganzen aber war seine Tyrannis mild. Nur die Leitung der Staatsangelegenheiten und die Besetzung der höchsten Staatsämter übernahm er; im Uebrigen blieben Solons Gesetze in Geltung. Er war freigebig gegen die Armen und besteuerte die Begüterten nur mit dem Zwanzigsten des Grundertrags; er verschönerte die Stadt durch Bauwerke, belebte den Ackerbau, hob den Handel und pflegte Wissenschaft und Kunst. Sogar die Anlegung einer öffentlichen Bibliothek schreiben ihm spätere Schriftsteller zu. Er und seine Söhne sollen die Sammlung und Recension der homerischen Gedichte und deren öffentlichen Vortrag an dem Feste der Panathenäen angeordnet haben. Pisistratus wies Athen auf den Weg, auf dem es in so vieler Rücksicht die erste Stadt der Welt geworden ist, auf den Weg höherer Geistesbildung.

Hippias und Hipparch.

Nach dem Tode des Pisistratus ging die Regierung auf seinen ältesten Sohn Hippias über, welcher jedoch mit seinem Bruder Hipparchus gemeinschaftlich regierte. Der letztere war ein verständiger und wohlwollender Mann, welcher wissenschaftlich gebildet war und insbesondere die Dichtkunst liebte. Er berief die Dichter Anakreon und Simonides nach Athen und suchte auch die Athener für die Dichtkunst zu begeistern und durch diese zu bilden. Im Ganzen herrschten die Pisistratiden im Geiste ihres Vaters mit Milde und Mäßigung und verschönerten ebenfalls die Stadt durch Aufführung von Bauwerken. Die Athener hatten keine Ursache zur Unzufriedenheit. Demohngeachtet fiel Hipparchus als das Opfer einer Verschwörung. Harmodius und Aristogiton, von Hipparch beleidigt, stifteten eine Verschwörung, um die Pisistratiden an dem Feste der Panathenäen zu ermorden. Nur Hipparchus fiel durch die Dolche der Verschwo-

renen, Hippias entging dem Tode. Harmodius wurde von der Leibwache auf der Stelle umgebracht; Aristogiton nach schrecklichen Folterqualen hingerichtet. 514 vor Chr.

Von nun an regierte Hippias hart und tyrannisch; durch Gewaltmittel suchte er den wankenden Thron zu stützen. Es folgten Hinrichtungen und Bedrückungen aller Art und eine allgemeine Entwaffnung des Volkes. Die seit des Pisistratus Thronbesteigung in der Verbannung lebenden Alkmäoniden unternahmen einen Zug gegen Hippias, und die von dem delphischen Orakel zum Sturz des Tyrannen aufgeforderten Spartaner erlaubten einem ihrer angesehenen Mitbürger mit einer Schaar Spartaner den Angriff zu unterstützen. Mit Hülfe thessalischer Reiter schlug aber Hippias die Spartaner und zwang sie zum Abzug. Da rüsteten sie ein stärkeres Heer und rückten unter Anführung ihres Königs Kleomenes vor Athen und belagerten die Pisistratiden in ihrer Burg. Doch schon nach einigen Tagen zogen die Spartaner wieder nach Hause, weil Hippias mit Allem hinreichend versehen war, um eine lange Belagerung aushalten zu können. Da gerieth Hippias auf den Gedanken, seine Kinder außer Landes zu schicken, um sie in Sicherheit zu bringen. Diese fielen den Athenern in die Hände, und um sie zu retten, verzichtete Hippias auf die Herrschaft und verließ Attika. 510 vor Chr. Er begab sich nach Kleinasien, wo er mit dem König Darius Unterhandlungen anknüpfte und später an dem Kriegszuge gegen Griechenland Theil nahm.

Die Verbannten und unter ihnen die Alkmäoniden, deren Haupt Klisthenes war, kehrten zurück; Athen hatte seine Freiheit wieder erlangt; die solonische Verfassung blieb in Kraft. Bald begannen aber die Parteiungen wieder. Als Haupt der Aristokraten trat Isagoras auf, und strebte darnach, die athenische Verfassung, welche vor Solon bestanden hatte, wieder herzustellen. Dagegen suchte Klisthenes, des Megakles Sohn und das Haupt der Alkmäoniden, welche zwar zu den reichsten Bürgern, aber nicht zu den Eupatriden gehörten, für sich und seine Partei das Volk zu gewinnen. Isagoras rief den Kleomenes um Hülfe, den König von Sparta, welcher von der Belagerung der Pisistratiden her sein Gastfreund war. Die Spartaner unterstützten in allen Staaten die Oligarchie, und daher ließ Kleomenes durch einen Herold die Athener auffordern, die Alkmäoniden als Fluchbeladene aus der Stadt zu weisen. Da Kleomenes mit einem Heere nahte und die Athener der Gewalt nicht widerstehen konnten, so mußte Klisthenes mit den Seinen in die Verbannung gehen. Nun erschien aber Kleomenes mit einem kleinen Heere, trieb 700 Familien, welche ihm Isageras bezeichnete, in die Verbannung nnd wollte auch den Rath der Vierhundert auflösen und statt desselben einen Rath von dreihundert Anhängern des Isagoras einsetzen. Allein das ging zu weit; der Rath und die Bürgerschaft leisteten Widerstand, und Kleomenes und Isagoras flüchteten sich mit ihrem Anhange in die Burg. Schon am dritten Tage mußten sie kapituliren; die Spartaner erhielten freien Abzug, Isagoras aber und seine Anhänger wurden ins Gefängniß

Klisthenes.

gebracht und hingerichtet. Nun kehrten Klisthenes und die andern Verbannten nach Athen zurück.

Klisthenes setzte hierauf eine Veränderung der Verfassung durch und erweiterte und befestigte die Demokratie. Er hob die vier ionischen Phylen auf und richtete an deren Stelle zehn neue ein. Auch wurde für viele öffentliche Aemter die Zehnzahl eingeführt, indem dieselben durch Wahl der einzelnen Phylen oder wenigstens aus denselben besetzt wurden. Der Rath der Vierhundert wurde auf fünfhundert Mitglieder vermehrt und aus je funfzig Bürgern der zehn Phylen zusammengesetzt. Bereits vor Klisthenes waren die Bewohner Attikas in 100 Demen, politische Gemeinden der in einem gewissen Bezirk wohnenden Bürger, eingetheilt und jeder Demos verehrte einen eigenen Heros. Klisthenes machte die Demen zu Unterabtheilungen der Phylen, indem er die Bezirke von je zehn bisherigen Demen mit ihren Bewohnern einer Phyle zuwies. Die Zahl der Demen aber vermehrte er, indem er die größeren in mehrere theilte; den so getrennten scheint er auch ferner die Verehrung des früher gemeinsamen Heros gelassen zu haben, so daß die 100 Heroen der Demen bleiben. Wie groß die Zahl der von Klisthenes angeordneten Demen war, läßt sich nicht bestimmen; später waren es 174 Demen. Auch vermehrte Klisthenes die Zahl der Bürger durch die Aufnahme von Metoeken und Fremden. Jeder Bürger wurde in einen Demos eingeschrieben, und er und seine Nachkommen blieben bei demselben, wenn sie auch ihren Wohnsitz in den Bezirk eines anderen Demos verlegten. Die Stadt Athen umfaßte, nach Sauppes Darstellung, wahrscheinlich 10 Demen und zwar einen Demos von jeder Phyle. Auf diese Weise wurden die in der Stadt wohnenden reichen und vornehmen Familien von einander getrennt und mit den auf dem Lande wohnenden ärmeren Leuten verbunden. Fur jede Phyle war in dem Bezirke ihres städtischen Demos ein Versammlungsort bestimmt. Die Eintheilung in Phylen und Demen bezog sich auf die Verwaltung des Staates; fur das Kriegswesen und die Besteurung bestand schon vor Klisthenes die Eintheilung der Bürger in 48 Naukrarien. Diese Zahl vermehrte Klisthenes auf 50. Die 12 Phratrien, welche in ihren Einrichtungen und Unterabtheilungen in Geschlechter und Familien auf die Entstehung aus verwandtschaftlichen Verhältnissen hinweisen, ließ Klisthenes als Opfergenossenschaften bestehen; die Mitglieder der Phratrien waren durch ein religiöses Band, durch gemeinsame Opfer verbunden. Klisthenes suchte aber auch hier seinen bei der ganzen Veränderung der Verfassung erstrebten Zweck zu erreichen, indem er gerade den angesehensten Phratrien andere in derselben Gegend wohnende Familien einverleibte.

Durch diese vielfache Gliederung und Vermischung der Bürger sollte das Ansehen der alten Familien geschwächt, der Einfluß einzelner Bürger und ganzer Geschlechter auf die mit ihnen zu einer Abtheilung verbundenen Bürger und auf den ganzen Staat gebrochen und die demokratische Gleichheit aller Bürger möglichst hergestellt werden.

Dem Klisthenes wird auch ferner die Einführung des Ostracismus oder Scherbengerichts zugeschrieben. Es war dieses eine poli-

tische Maßregel, um solche Männer unschädlich zu machen, welche zu mächtig geworden waren und deshalb für die Republik gefährlich werden konnten. Jährlich einmal zu Anfang der sechsten Prytanie wurde von der Volksversammlung berathschlagt, ob der Ostracismus vorzunehmen sei oder nicht. War die Frage bejaht, so wurde an dem dazu bestimmten Tage der Marktplatz durch Schranken in 10 Abtheilungen abgegrenzt und von dem Volke phylenweise mit Scherben, auf denen jeder den Namen dessen verzeichnete, dem er das Exil zudachte, abgestimmt. Die Abstimmung leiteten die 9 Archonten und der Rath der Fünfhundert. Die Stimmen wurden gezählt, und wer die meisten und nicht unter 6000 hatte, mußte innerhalb 10 Tagen auf 10, später auf 5 Jahre das Land meiden. Ein solcher Spruch galt eher für eine Auszeichnung, als für eine Strafe; er war mit keinem rechtlichen Nachtheil verbunden und konnte auch durch Volksbeschluß noch vor Ablauf der gesetzlichen Zeit wieder aufgehoben werden.

Unternehmungen der Spartaner gegen Athen.

Die Athener befürchteten, daß die Spartaner wegen der Vertreibung des Kleomenes Rache nehmen und mit verstärkter Macht wiederkehren würden. Sie beschlossen deshalb ein Bündniß mit den Persern zu suchen und schickten Gesandte an den persischen Satrapen Artaphernes in Sardes. Dieser wollte den verlangten Schutz nur bewilligen, wenn die Gesandten im Namen ihres Staates dem persischen Könige Erde und Wasser, als Zeichen der Unterwerfung, gäben. In Erwägung der drohenden Gefahr willigten die Gesandten ein, die Athener aber erkannten das, was sie gethan, nicht an und wiesen das persische Bündniß zurück. Kleomenes hatte unterdessen ein aus Spartanern und peloponnesischen Bundesgenossen bestehendes Heer zusammengebracht und die Böotier und die Bürger von Chalcis auf Euböa zu einem Angriff auf das athenische Gebiet bewogen. Er war mit seinem Heere bereits bei Eleusis angekommen, als die Korinthier sich weigerten, ihm als Werkzeug seiner Rachsucht zu dienen, und nach Hause zurückkehrten. Dasselbe that Demaratus, der andere spartanische König, welcher mit Kleomenes zerfallen war. Bald folgten auch die Peloponnesier, und Kleomenes sah sich genöthigt, mit der kleinen ihm noch gebliebenen Schaar einen schimpflichen Rückzug anzutreten. Mit leichter Mühe wurden nun von den Athenern die Böotier und Chalcidier aus dem Lande geschlagen. Den Chalcidiern nahmen sie einen großen Theil ihres Landes weg und siedelten darauf 4000 unbemittelte Bürger an. Diese Erwerbung war für den athenischen Staat und sein Kriegswesen sehr wichtig, weil diese Ländereien Pferdeweiden enthielten und diese den Athenern bisher ganz gemangelt hatten. So hatte Athen seine Selbständigkeit behauptet und bluhte immermehr empor.

Bald drohte aber eine neue Gefahr. Kleomenes hatte die Spartaner bewogen, einen neuen Angriff auf Athen zu machen. Die Spartaner beschlossen, den Hippias wieder nach Athen zurückzuführen, weil das delphische Orakel von den Alkmäoniden bestochen gewesen sei, um sie zur Vertreibung des Hippias zu ermahnen. Die Spartaner ließen den Hippias in den Peloponnes kommen und beriefen Gesandte ihrer Bundesgenossen zu einem Bundesrath. Als

sie aber diesem ihren Plan, den Hippias nach Athen zurückzuführen, mittheilten, sprach der korinthische Gesandte Sosikles mit einer solchen Freimüthigkeit dagegen, daß die Bundesgenossen ihren Beistand verweigerten und die Spartaner ihren Plan aufgeben mußten. Hippias kehrte nach Kleinasien zurück und gewann den Satrapen Artaphernes für sich, und dieser forderte die Athener drohend, aber vergebens zur Wiedereinsetzung des Hippias auf.

f) Kunst und Wissenschaft bis zu der Zeit der Perserkriege.

Die elegische Poesie.

Die epische Poesie war bis zum Anfang des siebenten Jahrhunderts vor Chr. in Griechenland die einzige Gattung, und der Hexameter die einzige metrische Form, welche von den Dichtern mit Kunst ausgebildet worden war. Wenn es auch Lieder von anderen Formen und Sangesweisen von leichterem Takte gab, so waren das doch nur rohe Anfänge, welche keine ausgebildete Gattung von Poesie bildeten. Die republikanischen Bewegungen, durch welche die Fürstengeschlechter ihrer Herrschaft beraubt wurden, wirkten günstig auf die freie Aeußerung der Gesinnung und auf ein kräftigeres Hervortreten der Persönlichkeit einzelner Männer. Der Sänger, welcher im Epos völlig vor seinem Gegenstande verschwindet, tritt jetzt als strebender, wollender Mann vor das Volk und läßt in lyrischen Klängen den drängenden Gefühlen des Herzens freien Lauf. Von ionischen Dichtern wurde zuerst die Elegie ausgebildet. Das Wort Elegie bezeichnete bei den Griechen nicht einen bestimmten Inhalt eines Gedichts, sondern bezog sich ausschließlich auf die Form; das elegische Versmaß bestand in der Verbindung von einem Hexameter und Pentameter, welche man ein Distichon nennt. Diese Dichtungsart hatte immer den Charakter einer lebhaften, aufgeregten Empfindung und wurde von einem Vor- und Zwischenspiel der Flöte begleitet. Aufgeregt von Ereignissen oder Zuständen der Gegenwart spricht der Sänger im Kreise seiner Freunde seine Empfindungen aus in ausführlicher Schilderung seiner Erfahrungen, in offner Mittheilung seiner Befürchtungen und Hoffnungen und in Vorwürfen und Rathschlägen. Da der Staat dem Griechen am meisten am Herzen lag, so geht daraus die politische und kriegerische Richtung der Elegie hervor. Sie hat einen sehr verschiedenen, bald weichen und schmelzenden, bald männlichen und kräftigen Ton; dabei behält sie aber stets ihren Charakter und ist im Wesen immer eine und dieselbe. Ein aufgeregtes, von äußeren Ereignissen bestürmtes Gemüth drängt den Dichter im Kreise seiner Freunde oder auch in größerer Versammlung sich auszusprechen; der freie Herzenserguß einer edlen, schönen Seele nimmt von selbst poetische Form an, wird zur Elegie. Die gefühlvollen Betrachtungen, die sich dem Dichter aufdrängen, entwickeln sich aus dem aufgeschlossnen Busen in ungehemmter Fülle. Dies Aussprechen selbst hat schon etwas beruhigendes, und indem das Gemüth seiner Befürchtungen und Bedrängnisse sich entlastet, entwickeln sich Vorstellungen von einer ruhigeren oder auch wohl erhebenden Art, mit denen der Kreis der

elegischen Empfindungen abschließt. Zu den Elegikern gehörten Kallinus, Tyrtäus, Archilochus, Simonides von Ceos, Mimnermus, Solon und Theognis.

Gnomische Poesie.

Eine besondere Art der Elegie war die gnomische. Als nämlich die Freistaaten ihre festere Begründung und damit auch nach Außen mehr Sicherheit und Ruhe gewonnen hatten, und alles mehr auf die innere Entwickelung sich koncentrirte, auch der geistige Kreis der Bürger sich erweiterte, erhielt auch die Elegie einen weiteren Wirkungskreis, da sie nun alles in sich schloß, was die bürgerliche und sittliche Bildung fördern konnte. Die Elegie wurde nun angewendet, Lebensmaximen, Regeln der Klugheit wie Gebote der Pflichten gegen die Nächsten, politische und sittliche Wahrheiten auszusprechen und dadurch in der Form eines volksmäßigen Liedes die Bürger zu belehren, sie politisch wie moralisch zu bessern. Dieses ist die gnomische Elegie, welche allerdings in gewissen Beziehungen auch politischer Natur ist, aber auch andere Elemente in sich aufgenommen hat. Von den bereits genannten Elegien-Dichtern folgten namentlich Solon und Theognis dieser Richtung.

Auch Lykurg soll seine Gesetze in Verse gebracht haben, welche von der spartanischen Jugend auswendig gelernt wurden. Ebenso wird von Zaleukus von Lokri und Charondas von Katana die metrische Einkleidung ihrer Gesetze berichtet. Auch der Pisistratide Hipparch in Athen ließ überall im Lande auf Wegen und Stegen Hermensäulen aufstellen, die außer den Angaben der Entfernungen von einem Ort zum andern kurze poetische Sinnsprüche enthielten. Als zur Gesangeslust der Geist ruhiger Ueberlegung und methodischen Nachdenkens sich gesellte und neben den rhythmischen Formen der Poesie mit der Schreibkunst die Prosa im wissenschaftlichen und praktischen Verkehr des Lebens sich geltend machte, da gelangte die gnomische Weisheit zur Ausbildung. Die Aufgabe derselben war es, theils in kurzen Sprüchen sittliche Vorschriften und Klugheitsregeln zu empfehlen, theils durch politische Einrichtungen das Leben zu veredlen und so eine höhere Kultur zu verbreiten, in welcher die ersten Versuche der Philosophie und die Gesetzgebung innigst verschmolzen bald in poetischen bald in prosaischen Redeformen ausgeprägt werden.

Den gnomischen Dichtern stehen ihrem Wesen nach die sogenannten sieben Weisen nahe. Es waren dieses Männer, welche durch ihre Lebensklugheit und Staatsweisheit ein großes Ansehen erlangten und durch ihre moralischen Kernsprüche noch über die Grenzen ihrer Heimath hinaus wirkten. Jeder von ihnen soll einen Spruch wie eine Hauptlebensregel betrachtet haben. Man hat diese Wahlsprüche in folgende Verse gebracht:

Maß zu halten ist gut, das lehrt Kleobulus von Lindus;
Jegliches vorbedacht, heißt Ephyra's Sohn Periander;
Wohl erwäge die Zeit, sagt Pittakus von Mytilene;
Mehrere machen es schlimm, wie Bias meint der Priener;
Bürgschaft bringet dir Leid, so warnt der Milesier Thales;
Kenne dich selbst! so befiehlt der Lacedämonier Chilon;
Endlich: Nimmer zu sehr! gebeut der Cekropier Solon.

Jamben. Fast gleichzeitig mit der Elegie wurde auch die Satire ausgebildet. Bei den Mahlzeiten sangen Jünglinge Spottlieder aus dem Stegreife, um sich gegenseitig damit zu necken. Eine andere Gelegenheit zu noch schonungsloserem und frecherem Spotte gaben den Griechen die mit gewissen Festen der Demeter und verwandter Gottheiten verbundene Erlaubniß zum muthwilligsten und freiesten Spott über alles, was sich gerade für solche Ausbruche von Lustigkeit darbot. Dies Necken und Spaßen an den Demeter-Festen bezeichnete man mit dem Worte Jambos. Aus diesen Neckereien, die bisher aus dem Stegreif ohne viel Kunst und Ueberlegung hingeworfen worden waren, schuf Archilochus von Paros eine eigene Kunstgattung, die von dem Festgebrauch, auch als sie von diesem unabhängig geworden war, den Namen Jamben behielt. Aller sonst zurückgedrängte und durch Gesetz und Sitte im Zaum gehaltene Muthwille wagte sich unter dem Schutze des religiösen Zweckes mit voller Ungebundenheit hervor. Das Versmaß dieser Gedichte war der jambische Trimeter oder drei verbundene jambische Dipodieen. Eine ebenfalls von Archilochus erfundene und ihrem Inhalte nach zwischen den Jamben und der Elegie stehende Mittelgattung waren die Trochäen, deren Versmaß der trochäische Tetrameter war. Die Sprache dieser Gedichte näherte sich der des gemeinen Lebens. Andere Jambendichter waren Simonides von Amorgos, Solon und Hipponax aus Ephesus.

Die Fabel und die Parodie. Während die bei den germanischen Völkern in sehr früher Zeit entstandene Thiersagen dem vertraulichen Verkehr des Menschen mit der Thierwelt und der kindlich harmlosen Betrachtung des Thierlebens, in dessen Geschäftigkeit der Mensch ein Abbild seiner eigenen Betriebsamkeit zu erkennen meinte, ihre Entstehung verdankt, ist die griechische Thierfabel die bewußte und absichtliche Einkleidung menschlicher Verhältnisse in ein Gleichniß aus der Thierwelt. Die menschlichen Verhältnisse sind der erste Gedanke und die Thiere dienen nur zur Einkleidung derselben. Deshalb ist auch die griechische Thierfabel von der volksmäßigen Thiersage ganz verschieden. Nicht als ein Dichter oder Schriftsteller, sondern nur als ein Fabelerzähler von besonderem Geschick wird Aesop genannt, unter dessen Namen eine Menge sinnvoller Fabeln verbreitet waren und dem dann auch später alle in derselben Weise erfundenen beigelegt wurden. Seine Geschichte ist von Späteren mit allerlei Schwänken ausgeschmückt worden. Er soll ein Phrygier, von kleiner, buckliger Gestalt und ein Sklave des Samiers Jadmon gewesen, aber von seinem Herrn freigelassen worden sein. Seinen Tod fand er in Delphi, indem die Delphier, von ihm durch höhnende Fabeln gereizt, ihn des Tempelraubes beschuldigten und umbrachten.

Der als Jambendichter bereits genannte Hipponax galt als Erfinder der Parodie. Schon die Alten verstanden darunter eine solche Umdichtung einer bekannten und berühmten Dichtung, daß bei geringen Veränderungen doch ein ganz anderer Sinn, und zwar in der Regel statt eines erhabenen ein niedriger und gemeiner hervorgeht. — In die Zeit der Perserkriege wird auch die Batrachomyomachie, der Frosch- und Mäusekrieg, gesetzt, welcher unter den kleinen homerischen Gedichten auf uns gekommen ist.

Verbindung von Poesie, Musik und Tanz.

Schon das Epos, die Elegie und die Jamben waren mit Musik verbunden, der Gesang war aber bei diesen Gattungen kein nothwendiges Erforderniß. Eigentlicher Gesang und fortwährende musikalische Begleitung haben da ihre Stelle, wo die Empfindung, der Affekt, das Gemüth mit solcher Kraft erfüllt, daß ein gleichmäßig gehaltener Ton der Mittheilung nicht mehr an seinem Platze ist. Bei solcher Erregtheit, die bald anschwellend bald nachlassend stärker oder schwächer das Herz bewegt, wird die Rede durch den stark hervortretenden Wechsel hoher und tiefer Töne zum Gesange. Damit verband sich von selbst ein Steigen und Sinken des Rhythmus, welches mannigfaltigere und künstlichere metrische Formen hervorbrachte, und da eine lebhaftere Empfindung auch mehr der Pausen und Ruhepunkte bedarf, so ordneten sich in der Lyrik die Verse zu kleineren oder größeren Strophen. Diese Anordnung von Strophen hing zugleich mit der Einrichtung des Tanzes zusammen, der sich zwar nicht nothwendig, aber doch sehr natürlich mit der Lyrik verband. Je unmittelbarer die Empfindung sich ausspricht, um desto lebhafter werden die körperlichen Bewegungen des Vortrags sein; ausdrucksvolle Bewegungen aber wurden von selbst zum Tanze. Die hellenische Lyrik war der Ausdruck eines tief bewegten, in seinem Innern ergriffnen Geistes. Dieser Ausdruck der Seele wurde im Vortrag gehoben durch entsprechenden Gesang und Instrumentalmusik, oft auch durch die Bewegungen des Tanzes.

Entwickelung der griechischen Musik.

Als der eigentliche Schöpfer der griechischen Musik erscheint Terpander von Lesbos, welcher die vorhandenen Sangweisen der verschiedenen Landschaften nach Kunstregeln ordnete und ein System daraus bildete, das späterhin bei aller Erweiterung der griechischen Musik immer festgehalten wurde. Er benutzte alle die Elemente der Musik, die in den Sangweisen Griechenlands und Kleinasiens gegeben waren, und vereinigte das Zerstreute zu einem schönen harmonischen Ganzen. Terpander wurde 676 vor Chr. in Sparta bei musischen Wettkämpfen als Sieger gekrönt und siegte auch viermal hintereinander in den musischen Wettkämpfen zu Delphi. Der bisher üblichen vierseitigen Kithara setzte er drei Saiten zu und erfand so das Heptachord, welches den Umfang einer Oktave hatte. Wahrscheinlich bestimmte er auch das systematische Verhältniß der bereits vorhandenen drei Tonarten, der dorischen, welche die tiefste war, der phrygischen als der mittleren, und der lydischen als der höchsten. Die dorische Tonart hatte einen ernsten Charakter und war geeignet, eine ruhige und besonnene Seelenstimmung hervorzubringen; die phrygische Tonart, welche besonders bei den rauschenden orgiastischen Festen der phrygischen Göttermutter und in Griechenland bei den Dionysien gebraucht wurde, eignete sich zum Ausdrucke der Begeisterung und der Schwärmerei; die lydische Tonart endlich hatte die höchsten Töne und einen weichen und sanften Charakter. Zwischen die dorische und phrygische Tonart trat später die ionische und zwischen die phrygische und lydische die aeolische. Die ionische Tonart von schlaffem und weichlichem Charakter war für Trauerlieder, die aeolische zum Ausdruck lebhafter und leidenschaftlicher Gefühle geeignet. Terpander führte eine Bezeichnung der musikalischen Töne

ein und versah poetische Stücke mit musikalischen Noten. Daher hatte man von ihm noch in späterer Zeit Tonstücke für Gesang und Kitharspiel. Die rhythmische Form der Kompositionen des Terpander war noch sehr einfach.

Für den Schöpfer der schönen hellenischen Musik erklärt Plutarch den phrygischen Musiker Olympos, welcher lange in Griechenland lebte, ohngefähr 660—620 vor Chr. Durch Olympos erhielt die Flöte eine der Kithara ebenbürtige Stellung in der Musik der Griechen, und dadurch gewann die Musik eine größere Freiheit. Die strengeren Richter der musikalischen Leistungen im Alterthum waren der Flöte abgeneigt, weil diese durch ihre Vieltönigkeit den Virtuosen zu einem üppigen, zügellosen Spiel mit Tönen verführe. In seinen rhythmischen Formen zeigte Olympos einen erfinderischen Reichthum, besonders in solchen, welche für das Gefühl der Griechen schwärmerische Begeisterung und leidenschaftliche Bewegung ausdrückten. Olympos war nur Musiker, nicht auch Dichter, wie Terpander, und wird von den Griechen nur ein Flötenbläser genannt.

Ein dritter, Epoche machender Musiker war Thaletas aus Kreta, welcher um 620 vor Chr. lebte. Er wurde zur Zeit seines Ruhmes nach Sparta gerufen, um die durch innere Unruhen zerrüttete Stadt zum Frieden und zur heiteren Ruhe zurückzuführen, und das soll ihm vollkommen gelungen sein. Mit anderen Musikern vervollkommnete er die von Terpander eingerichtete Musikordnung zu Sparta und gab ihr eine neue feste Gestalt. Thaletas dichtete und komponirte Päane und Hyporcheme. Die für den Dienst des Apollo bestimmten Päane drückten eine gelassene und ernste Stimmung aus; das Hyporchem dagegen ahmte durch Rhythmus und Gesten des Tanzes mythische Handlungen nach, hatte einen mannigfaltigen und beweglichen Charakter und streifte bisweilen in das Muthwillige und Komische hinüber. Für hyporchematische Vorstellungen war Sparta der rechte Boden, da daselbst der Tanz von Jünglingen und Jungfrauen und selbst älterer Leute mit Leidenschaft geübt wurde.

So unvollkommen auch die Musik der älteren Griechen in der Anwendung der Instrumentalmusik und der harmonischen Verbindung verschiedener Stimmen und Instrumente uns erscheinen mag; so löste sie gewiß die Aufgabe, die Stimmungen und Empfindungen des Gemüths auf eine ergreifende Weise auszudrücken. Die Musik an diese Aufgabe zu binden, daß die Melodie als die Seele darin herrsche und selbst wieder von einer edlen Richtung des Gemüths beherrscht werde, war das Streben der großen Dichter, Philosophen und Staatsmänner, welche sich um Volksbildung und Jugenderziehung kümmerten, und es erfüllte sie eine wahre Furcht vor dem Umsichgreifen einer luxuriirenden Instrumental-Musik und vor einem zügellosen nnd launenvollen Spielen in dem schrankenlosen Reiche der Töne.

Verschiedenheit der aeolischen und dorischen Lyrik.

Die lyrische Poesie der Griechen theilt sich in zwei verschiedene Gattungen, die äolische, welche bei den Aeolern Kleinasiens, insbesondere auf der Insel Lesbos blühte, und die dorische, welche zuerst bei den Doriern im Peloponnes und Sicilien ausgebildet wurde.

Die lesbische Schule bedient sich des aeolischen Dialekts, die dorische des dorischen oder vielmehr des epischen, dem ein beschränkter Gebrauch dorischer Formen noch mehr Würde und Feierlichkeit gab. Die dorische Lyrik war bestimmt von Chören aufgeführt und zum Chortanz gesungen zu werden, die aeolische dagegen war nur für den Vortrag eines Einzelnen bestimmt, der seinen Vortrag mit der Lyra und angemessenen Bewegungen begleitete. Die Darstellung durch Chöre verlangte Gegenstände von öffentlichem und allgemeinem Interesse, und daher feiert die dorische Lyrik Götter und Heroen, ehrt einzelne Bürger und verleiht den festlichen Lustbarkeiten des Volks eine höhere Schönheit und Würde. Dagegen drückt die aeolische Lyrik vorzugsweise Vorstellungen und Gefühle aus, die nur eine Seele gerade auf diese Weise hegen und empfinden kann. Wenn die aeolische Lyrik öffentliche Verhältnisse und die politischen Schicksale der Stadt bespricht, so sucht sie nicht von einer ruhigen Höhe herab die Verwirrungen zu schlichten, sondern leiht den Partei-Gesinnungen und leidenschaftlichen Ausdrücken und Forderungen des Dichters ihre schönen Formen. Wohl mögen die lesbischen Lyriker auch Chöre gedichtet haben: aber das Ausgezeichnete der aeolischen Lyrik ist doch der Ausdruck persönlicher, individueller Gedanken und Empfindungen.

Zu den aeolischen Lyrikern gehört Alkäus aus Mytilene auf Lesbos. Sein Leben war vielfach verflochten mit den politischen Streitigkeiten seiner Vaterstadt, an denen er lebhaften Antheil nahm. In diesen Bedrängnissen des Lebens erhebt Alkäus die Stimme der Poesie, um seinem von Leidenschaft ergriffenen Gemüthe Luft zu machen. Auch der weise und patriotische Pittakus war ein Hauptgegenstand der leidenschaftlichen Vorwürfe des Alkäus. Dieser dichtete politische und Kriegsgesänge, Hymnen auf die Götter und erotische Lieder; er zeigt in seinen Gedichten ein edles, aber leidenschaftliches Gemüth. Seine Zeitgenossin war die ebenfalls aus Lesbos stammende Dichterin Sappho, deren Ruhm durch ganz Griechenland verbreitet war und deren Dichtungen für das Höchste von Anmuth und Holdseligkeit galten. Die freiere Stellung, welche bei den Aeoliern das weibliche Geschlecht einnahm, gab den attischen Komikern reichen Stoff zu Spöttereien über Sappho. Ihre Freundin Erinna, die in zarter Jugend starb, wurde von den Alten als eine der größten Dichterinnen gepriesen. Ein Kunstverwandter der äolischen Dichter war der Jonier Anakreon aus Teos, der Sänger der Liebe und des Weins, dessen Lieder mit Anmuth den feinsinnlichen Lebensgenuß feiern. Man sieht an Anakreon, daß der ionische Stamm, bei aller Bildung und Feinheit der Sitten, doch die innere Kraft und Tiefe, die Wärme sittlicher Gefühle und den Ernst der Lebensbetrachtung verloren hatte. Die aeolische Lyrik.

Chortänze waren bei den Griechen so häufig und wurden besonders in Kreta und Sparta von dem ganzen Volke mit solcher Leidenschaft ausgeführt, daß auch die Zahl der Lieder, die dabei gesungen wurden, sehr groß sein mußte. An vielen Orten begnügte man sich aber auch bei großen Festen mit alten herkömmlichen Lie- Die dorische Lyrik.

dern, die in wenigen schlichten Versen den Hauptgedanken und Grundton der Empfindung andeuteten. Als aber die griechische Lyrik sich vervollkommnet hatte, konnten die Chöre nicht bei der bloßen Wiederholung einfacher Verse stehen bleiben, sondern es wurden überall Gesänge verlangt, die ein kunstreicheres Metrum und sinnreichere Gedanken auszeichnete. Jede bedeutendere Stadt, namentlich im dorischen Peloponnes, hatte ihre Dichter, welche die Einübung der Chöre besorgten. Ein dorischer Lyriker war Alkman aus Sardes in Lydien, welcher erst Sklave, dann Freigelassener in Sparta war und um 629 vor Chr. lebte. Er fand die Musik bereits durch Terpander und Thaletas vervollkommnet vor und strebte nach Erfindung neuer künstlicher Formen; in seinen Dichtungen findet sich eine große Mannigfaltigkeit des Versmaßes, des Dialekts und des ganzen poetischen Tons. Er dichtete besonders Chorlieder, die von Jungfrauen gesungen wurden. Außerdem werden von ihm Hymnen auf die Götter, Prosodien (Lieder für Processionen), Hymenäen und Liebeslieder erwähnt. Stesichorus aus Himera in Sicilien lebte um 640 bis 560 vor Chr. Er zeichnete sich durch Anordnung und Einübung von Chören aus und erhielt davon den Namen Stesichorus oder Choraufsteller; eigentlich soll er Tisias geheißen haben. Er behandelte in seinen Liedern Sagen aus dem Heldenkreise in lyrischer Form und dichtete Liebeslieder, welche Erzählungen von Liebenden enthielten. Stesichorus bildete auch das in seiner Heimath einheimische Hirtenlied zum bukolischen Gedichte aus. Ein Zeitgenosse desselben war Arion von Methymne auf Lesbos; er gab dem Dithyrambus, dem bacchischen Festliede, ein kunst- und würdevolles Gepräge und ließ denselben zuerst von Chören vortragen, welche sich im Kreise um den Altar bewegten. An Stesichorus schloß sich in Beziehung auf Form und Inhalt seiner Gedichte Ibykus an; er stammte aus Rhegium in Unteritalien und brachte einen Theil seines Lebens bei Polykrates in Samos zu. Der bereits als Elegiendichter genannte Simonides von der Insel Ceos war auch Meister in anderen Dichtungsarten. In seiner Poesie tritt mehr als die poetische Begeisterung eine mannigfaltige Bildung und eine edle Richtung des Geistes hervor. Eine edle Bescheidenheit, das Bewußtsein menschlicher Schwäche und die Anerkennung einer höhern Macht sind überall sichtbar. Man führt von Simonides eine Menge sinnreicher und weiser Sprüche an, und die Mäßigung des Simonides war sprichwörtlich. Seine Lebensklugheit und die feine und gescheite Art, mit der er die Verhältnisse der Staaten und Herrscher behandelte, erwarb ihm die Freundschaft der mächtigsten und ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit. Simonides dichtete eine Elegie auf die bei Marathon Gefallenen, ein Loblied auf die Kämpfer bei Thermopylae und Gesänge auf die Seeschlachten bei Artemisium und Salamis. Weit öfter aber waren Privatmänner Gegenstand seiner Gesänge und deshalb warf man ihm vor, daß er die Gaben der Muse um Geld verkaufe.

Der größte lyrische Dichter war Pindar, geboren 522 vor Chr. zu Kynoskephalä, einem Flecken im Gebiete von Theben. Die Zeit, in welche Pindars erste Bildung fällt, war reich an geistiger Kraft und Thätigkeit, und auch in Böotien fand sich damals noch viel

Liebe zur Musik und Poesie. Gleichzeitig mit Pindar lebten zwei böotische Dichterinnen, Myrtis und Korinna, die mit ihm in der Poesie gewetteifert haben sollen. Auch Pindars eigne Familie war der Kunst zugethan, und nach böotischer Sitte erhielt der Knabe zuerst Unterricht im Flötenspiel. Er widmete sich ganz der Poesie und Musik, und bald verbreitete sich der Glanz seines Ruhmes durch ganz Griechenland, und Könige und Städte rangen darnach von ihm besungen zu werden. Wenn er auch Geschenke für seine Gedichte empfing, so waren seine Gesänge doch der Ausdruck seiner Herzensmeinung und innigen Ueberzeugung; stets blieb er seinem Grundsatze treu, daß Geradheit und Aufrichtigkeit überall an ihrer Stelle sei. Er scheint ein einfaches und anspruchsloses Leben geführt zu haben, gefällig gegen alle, die seiner bedurften, fromm gegen die Götter, die er durch Gesänge verherrlichte und durch Weihgeschenke verehrte, und deßhalb geliebt und ausgezeichnet von Göttern und Menschen. Bei vielen Festen, für die er Lieder dichtete, war er persönlich zugegen, besonders zu Olympia und Delphi, wo er wohl in der Regel selbst den Chor einübte. Auf die wiederholte Einladung des Hiero von Syrakus lebte er auch einige Zeit in Sicilien. Er soll in hohem Alter zu Argos sanft entschlummert sein.

Pindar hat sich in allen Gattungen der Chorpoesie ausgezeichnet, er hat Hymnen auf die Götter, Päane, Dithyramben, Processionslieder, mimische Tanzlieder, Tischlieder, Trauergesänge und Lobgesänge auf Fürsten gedichtet; besonders berühmt waren seine Siegeshymnen (Epinikien) auf die Sieger in den Nationalspielen der Griechen. Die Siegeshymnen zeichnen sich durch großen Gedankenreichthum und kunstvolle Anlage aus; der in denselben herrschende Stil ist bald strenger und ernster, bald heitrer und leichter. Pindar weiß dem Siege eine höhere Bedeutung für das Leben des Siegers zu geben; der gegenwärtige Ruhm des Siegers erscheint ihm im Zusammenhange mit dem Zustande und der Vergangenheit des Stammes und Staates, aus dem jener hervorgegangen ist. Er ermahnt, das errungene Glück würdig zu ertragen und die bewiesene Tüchtigkeit durch andere Tugenden zu erhöhen. Erhabene, sinnvolle Wahrheiten gehen wie Göttersprüche aus seinem Munde hervor und erschüttern wie mit einer Zauberruthe das Gemüth des Lesers.

Zwischen Homer und Pindar liegt eine große Periode der Bildung des griechischen Geistes; es ist als wenn der eine Dichter einem anderen Weltalter angehörte als der andere. In Homer finden wir jene Jugend des menschlichen Geistes, die noch ganz in der Anschauung und der Phantasie lebt, deren Hauptgenuß in der lebendigen Vorstellung von Erscheinungen, Thaten und äußern Ereignissen besteht, ohne daß sie dabei sonderlich nach Ursachen und Folgen fragt. In Pindar dagegen erscheint der griechische Geist unendlich reifer und ernster; sein Hauptbestreben ist, die Gesetze einer sittlichen Weltordnung in dem eignen Innern zu finden, und diese Gesetze wendet er dann zu einer scharfen Kritik jener schönen und lebensvollen Gebilde an, welche die Phantasie der früheren Zeitalter erschaffen hat. Am meisten weicht er von Homer in der Darstellung des Schicksals der Gestorbenen ab, die nach der Schilderung

Theologische Poesie

der Odyssee sammt und sonders ein schattenähnliches Leben in der Unterwelt führen, ohne dabei Verstand und Willenskraft zu haben. Dagegen erklärt Pindar, daß alle Frevel auf der Oberwelt einen strengen Richter in der Unterwelt finden, aber ein seliges Leben bei ewigem Sonnenschein, ohne Mühe um den Unterhalt, den Guten zu Theil wird. Eine solche Umänderung der Vorstellungen konnte nur durch die Thätigkeit mancher Weisen und begeisterten Dichter bewirkt worden sein. Erhebende und beseligende Hoffnungen für den Tod und den Zustand nach dem Tode gewährten die Mysterien der Demeter, wie sie insbesondere zu Eleusis gefeiert wurden und zeitig unter allen Griechen zu großem Ruhm gelangten. Die Mysterien haben jedoch auf die Literatur keinen Einfluß gewonnen. Dagegen hat eine Genossenschaft, die auch einem mysteriösen Kultus oblag, ihre Lehren auch außerhalb des Kreises der Eingeweihten ausgesprochen und in Hymnen und religiösen Gesängen niedergelegt. Es sind dieses die durch heilige Weihen und ascetische Lebensweise verbündeten Orphiker, welche sich dem Dienste des Dionysos widmeten und darin die Befriedigung eines tiefern Bedürfnisses nach religiöser Tröstung und Erhebung suchten. Sie hatten eine eigenthümliche, mythisch eingekleidete Lehre von der Entstehung der Welt und dem Verhältniß der Gottheit zu ihr, die als der erste Keim philosophischer Spekulation bei den Griechen zu betrachten ist.

Im Zeitalter der sieben Weisen treten auch mehrere Männer, angeregt durch Ideen und Gebräuche des Apollokultus, auf, welche durch eine reine Lebensweise und durch enthusiastische Zustände des Gemüths einen wunderbaren Glanz um sich verbreiteten. Dahin gehört Epimenides von Kreta, ein älterer Zeitgenosse des Solon, ein Mann von heiligem, wunderbarem Wesen, welcher auf göttliche Dinge ein ahnungsvolles, begeistertes Sinnen und Denken richtete. Auch Pherecydes von der Insel Syros, ein Haupt der ionischen Schule, reiht sich diesen priesterlichen und enthusiastischen Weisen an, und bildet gleichsam das Mittelglied zwischen diesen und den ionischen Philosophen, indem er seine Vorstellungen über die Natur der Dinge und ihre inneren Gründe noch ganz in mythische Form kleidete. Das Streben nach Erkenntniß göttlicher und menschlicher Dinge wickelt sich bei den Griechen langsam und mit Mühe aus der Hülle eines priesterlichen Enthusiasmus und einer religiösen Schwärmerei los und bemüht sich erst lange um Vergeistigung und tiefere Ergründung der überlieferten Mythologie, ehe es eigne und unabhängige Pfade des Forschens einschlägt.

Die ionischen Philosophen.

Der erste Anfang der Philosophie wurde von Ioniern gemacht. Die Forschungen der ionischen Weisen richteten sich auf die äußere Welt und Natur; sie suchten den letzten Grund, das Princip des Werdens der Dinge zu erforschen und wurden deshalb von den Alten Physiker oder Physiologen genannt. Der erste derselben war Thales von Milet, einer der sieben Weisen und ein scharfblickender Staatsmann; er soll in seiner Jugend eine Sonnenfinsterniß vorausgesagt haben. Er sah in der Natur nirgends einen todten Stoff, sondern überall Kraft der Bewegung und nahm das Wasser als bewegenden Urstoff an. Anaximandros, ebenfalls aus Milet, beginnt

mit seinem Buche über die Natur die philosophische Schriftstellerei der Griechen; er besaß astronomische und geographische Kenntnisse und versuchte mit einem Gnomon oder Sonnenweiser die Solstitien und Aequinoktien und die Schiefe der Ekliptik zu berechnen. Auch soll er zuerst eine Länderkarte gezeichnet haben. Anaximandros nahm ein unendliches, umfassendes Urwesen an, aus dem alles hervorgegangen sei und in das alles zurückkehre. Anaximenes, auch ein Milesier, lehrte, daß aus Luft durch Verdichtung und Verdünnung die verschiedenen Körper entstanden wären. Heraklit von Ephesus, um 505 vor Chr., lehrte, daß alles in beständiger Bewegung sei, daß nichts eigentlich sei, sondern alles werde und vergehe. Als die alles wirkende Lebenskraft, welche diese beständige Bewegung hervorrufe, dachte er sich das Feuer, jedoch nicht das durch die Sinne wahrnehmbare, sondern eine höhere und allgemeinere Feuerkraft. Die beständige Bewegung ist nicht ein zweck- und maßloses Strömen und Wogen, sondern erfolgt nach einem ewigen Gesetze. Zu den ionischen Philosophen gehört auch Anaxagoras. Er war geboren 500 vor Chr. zu Klazomenä in Jonien, lebte von 456 bis 431 in Athen und starb 428 vor Chr. in Lampsakus. Anaxagoras nahm eine unendliche Menge von Urbestandtheilen oder Stoff-Atomen, Homöomerien an, welche ein für allemal gegeben sind und weder zu- noch abnehmen. In allen Dingen ist etwas von allen anderen enthalten, und die besondere Gestalt der Körper beruht nur auf der verschiedenen Mischung. Kein Ding wird oder vergeht, sondern es tritt nur aus schon vorhandenen Dingen durch Vermischung zusammen oder zerfällt durch Sonderung. Die Körper sind bloße Stoffe, ohne eine eigene innere Kraft der Verwandlung. Das Princip der Bewegung und des Lebens ist außerhalb der Körperwelt, es ist der Geist, der Weltgeist, das feinste und reinste aller Dinge, das die Einsicht in alle Dinge und die größte Kraft hat. Der Geist gab den im Anfange der Welt ungeordnet durch einander liegenden Stoff-Atomen die Anregung und Bewegung und dadurch gestalteten sie sich zu besonderen Wesen. Diese Bewegung dachte sich Anaxagoras als eine Kreisbewegung, wie sie Sonne, Mond und Gestirne behalten haben. Die Gewalt dieser Kreisbewegung hält nach Anaxagoras alle Gestirne, welche schwere steinartige Massen sind, in ihren Bahnen.

Einen ganz neuen Weg schlugen die eleatischen Philosophen ein. Die eleatischen Philosophen. Elea war eine Kolonie der Phokäer in Unteritalien, welche sie damals anlegten, als sie aus edler Freiheitsliebe ihre Heimath in Kleinasien den Persern preisgegeben und ihre erste Niederlassung auf Korsika wegen der Feindschaft der Karthager und Etrusker wieder verlassen hatten, gegen 536 vor Chr. Xenophanes, aus Kolophon gebürtig, nahm wahrscheinlich schon an der Gründung dieser Kolonie Theil. Er hatte in seinen frühern Jahren sich mit der Poesie beschäftigt und behielt auch als Philosoph die poetische Form der Mittheilung. Sein Werk über die Natur war in epischer Sprache und Versart abgefaßt. Xenophanes war der Stifter der eleatischen Schule; er erklärte die Welt selbst als das Ewige und Unveränderliche und wurde dadurch der Vater des Pantheismus, der Lehre, welche Gott und Welt als Eins nimmt. Die große Idee eines

ewigen, sich immer gleichen, unendlichen Gottes war in seinem Gedichte als das einzige wahre Wissen des menschlichen Geistes dargestellt. Xenophanes stellte die anthropomorphischen Vorstellungen der Griechen von den Göttern offen als Vorurtheile dar, und daraus entsprang der dann fortdauernde Streit zwischen den Dichtern und Philosophen. Die Lehre des Xenophanes wurde von Parmenides, dem größten Philosophen dieser Schule, in seinem Gedichte von der Natur mit dialektischer Schärfe weiter ausgebildet. Zu dieser Schule gehören noch Melissus aus Samos und Zenon aus Elea.

Empedokles und Pythagoras. Eine eigenthümliche Erscheinung in seinem persönlichen Wesen wie in seinen philosophischen Lehren bildet Empedokles von Agrigent um 444 vor Chr. Er änderte mit allgemeiner Beistimmung die Verfassung seiner Vaterstadt und erwarb sich großen Ruhm durch Verbesserung der physischen Beschaffenheit ganzer Landschaften. Sein Gedicht über die Natur war in epischer Sprache geschrieben. Auch Empedokles nahm, wie die Eleaten, ein ewiges unvergängliches Sein an; aber dieses Sein war ihm gleich von Anfang an ein vierfaches, indem er die vier Elemente, Feuer, Wasser, Luft, Erde, fur besondere Grundwesen oder Urstoffe erklärte. Aus ihnen entsteht alles in der Welt durch Scheidung und Mischung, wozu es der zwei bewegenden Kräfte, der einigenden d. i. der Freundschaft, und der trennenden d. i. der Feindschaft, bedarf. Mit Pythagoras hatte Empedokles die Lehre von der Seelenwanderung gemein.

Das Bestreben des Pythagoras und seiner Schüler (siehe S. 201) war auf das praktische Leben gerichtet, auf eine bessere Gestaltung des menschlichen und insbesondere des politischen Lebens. Die Grundidee der pythagoreischen Philosophie war, daß das Wesen aller Dinge auf einem Zahlenverhältnisse beruhe, daß die Welt durch die Harmonie, die Zusammenstimmung ihrer verschiedenen Elemente, bestehe. Ihre Zahlenlehre wandten die Pythagoreer zur Erklärung der Mechanik des Weltgebäudes an, indem sie die Zahl und die Abstände der Himmelskörper nach Anleitung des dekadischen Systems bestimmten. Die Welt war ihnen ein harmonisch geordnetes Ganze von zehn Sphären. In der Mitte des kugelformigen Weltgebäudes ist das Centralfeuer, der Hauptsitz der durch das Ganze strömenden gottlichen Lebenskraft, um dieses bewegt sich die Erde und um die gleiche physikalische Achse mit der Erde, zwischen ihr und dem Centralfeuer, die Gegenerde; hierauf der Mond, die Sonne, die fünf Planeten und der Fixsternhimmel. Alles wird umfaßt von dem umgebenden Feuer, dem zweiten Sitz der allgemeinen Lebenskraft. Die Entfernungen dieser Körper entsprechen den Intervallen des harmonischen Systems und daher entsteht durch ihren Umlauf eine musikalische Harmonie, die Sphärenharmonie. Ein Ausfluß des Centralfeuers ist die menschliche Seele, welche nach dem Tode des Leibes verschiedene Körper durchwandert und nach ihrer Läuterung in den menschlichen zurückkehrt. Diese Ideen fanden ihre Nahrung in den mathematischen Studien und in der Uebung der Musik, welche die Pythagoreer eifrig betrieben.

Anfänge der Geschichtschreibung. Die Geschichtschreibung hat sich bei den Griechen erst spät entwickelt. Die Verherrlichung der Vorzeit, welche die Phantasie mit

allem ihren Zauber geschmückt hatte, ließ die Erinnerung an spätere Thaten und Ereignisse wenig aufkommen. Auch erregte — vor den Kriegen mit den Persern — keine Begebenheit die allgemeine Theilnahme. Wie die epische und lyrische Poesie und die Philosophie, so ging auch der Anfang der Geschichtschreibung von Jonien aus. Man bezeichnet die griechischen Geschichtschreiber vor Herodot mit dem Namen Logographen. Diese alten Annalisten beseelt das redliche Bestreben, ihre gesammelten Nachrichten zur Belehrung und Unterhaltung ihrer Zeitgenossen mitzutheilen, ohne daß sie Anspruch auf kunstreiche Anordnung und anziehende Darstellung machen. Die wichtigsten sind: Kadmus von Milet um 540 vor Chr., welcher eine Gründungsgeschichte seiner Vaterstadt geschrieben hat, und Hekatäus von Milet, ein zur Zeit des ionischen Aufstandes sehr angesehener Mann, welcher eine Reise um die Erde geschrieben hat, d. h. eine Beschreibung der Küsten des mittelländischen Meeres und des südlichen Asiens bis nach Indien.

Die hellenische Baukunst entfaltete sich zuerst bei den Doriern und zwar an dem Bau von Tempeln. Der dorische Tempel zeigt, in Uebereinstimmung mit dem ganzen Charakter der Dorier, den diesem Stamme vorzugsweise eigenthümlichen Sinn für Ebenmaß und Uebereinstimmung mit vorwaltender Neigung zum Ernsthaften, Würdigen und Feierlichen. Der Tempel ist das Haus für das Götterbild, die ihn umgebenden Säulenhallen gewähren einen bedeckten und doch offenen Ort für die Feierlichkeiten. Der Steinbau trägt noch manche Spuren seiner Entstehung aus dem Holzbau. Der mächtigen Höhe des Gebälks an den älteren Bauwerken entspricht die enge Stellung und stämmige Kürze der Säulen; sie tragen eine große Last mit Sicherheit. In dem durch seinen Handel frühzeitig blühenden Korinth beginnt eine reichere Ausschmückung des dorischen Tempels; in dem Giebel werden Reliefs aus Thon angebracht. Erst im sechsten Jahrhundert vor Chr. entfaltet sich die reichere und heitere ionische Baukunst, welche dem weicheren, beweglicheren und dem Einflusse orientalischer Sitte und Kunst offener stehendem Sinne des ionischen Stammes entspricht. Die Säulen haben viel schlankere und sich wenig verjüngende Schäfte; die Kapitäle sind geschmückter; das Gebälk giebt die nähere Beziehung auf den Holzbau auf und ist den schlankern und weiter gestellten Säulen gemäß viel leichter. Die Baukunst.

Förderlich war der Kunst im sechsten Jahrhundert vor Chr. der zunehmende Verkehr mit Asien und Aegypten, der wachsende Reichthum und das Bestreben der Tyrannen durch glänzende Werke die Aufmerksamkeit ihrer Unterthanen zu beschäftigen. Es wurden sowohl im dorischen als auch im ionischen Stile Tempel von der höchsten Großartigkeit und Eleganz aufgeführt, aber auch Wasserleitungen, Kanäle und andere nützliche Werke.

Die Arbeit an Gefäßen wurde nach Homer durch die Erfindung des Gusses in Formen, welche zwei samischen Künstlern, Rhökus und Theodorus, zugeschrieben wird, und durch die Kunst des Löthens, in welcher Glaukus von Chios Meister war, sehr vervollkommnet. Die Topferkunst blühte zu Korinth, Aegina, Samos und Athen, Plastik und Malerei.

und bereits die ältesten griechischen Gefäße zeichnen sich durch Zierlichkeit der Form aus.

Die ältesten Götterbilder machten nicht den Anspruch ein Bild des Gottes zu sein, sondern waren nur symbolische Zeichen seiner Gegenwart. Es wurden rohe Steine, Steinpfeiler, Holzpfähle als Kultusbilder aufgestellt, welche nicht durch ihre Form, sondern durch die Weihe Gegenstände der Verehrung wurden. Um das Zeichen in nähere Beziehung zur Gottheit zu setzen, fügte man einzelne bezeichnende Theile hinzu, Köpfe und Arme, welche die Attribute des Gottes hielten. So entstand die Herme, welche lange Zeit das Hauptwerk der Skulptur in Stein blieb. Die Holzschnitzer wagten es zuerst ganze Götterbilder zu verfertigen. Die Füße wurden nicht getrennt, die Augen durch einen Strich bezeichnet; erst später gab man den Götterbildern auch eine schreitende Stellung. Diese rohen Holzbilder wurden nach menschlicher Weise bedient, gewaschen, gekleidet, mit Kränzen, Halsketten und Ohrgehängen geschmückt, sie hatten ihre Garderobe und glichen mehr Puppen als Werken der plastischen Kunst. Auf die Holzbilder folgten später Götterbildsäulen aus Metall. Auch aus den Werkstätten der Töpfer gingen Götterbilder hervor, jedoch mehr für den häuslichen Kultus als für den Tempeldienst.

Noch später als die Plastik bildete sich die Malerei zu einer unabhängigen Kunst aus; lange Zeit bestand alles Malen nur im Koloriren von Reliefs aus Thon und Holz. In Korinth bemalte man die Gefäße mit schwarzen silhouettenartigen Figuren. Die Plumpheit dieser Figuren zeigt, welche Stufen die Kunst der Zeichnung erst erklimmen mußte, ehe sie zu einem festen und geregelten Nationalstil gelangte.

Die besonders von dem dorischen Stamme mit dem größten Eifer betriebene Gymnastik und Orchestik erreichten im sechsten Jahrhundert vor Chr. ihren Höhepunkt, und diese Künste erregten die Begeisterung für das Schöne und Bedeutungsvolle der menschlichen Gestalt und erweckten den Wunsch, das Andenken an die Kraft und Tüchtigkeit siegreicher Kämpfer durch Statuen zu ehren. In den Tempeln werden, wie früher Dreifüße und Kessel, so jetzt Statuen als Weihgeschenke aufgestellt. Ohngefähr in der Mitte des sechsten Jahrhunderts erhebt sich in den verschiedensten Gegenden Griechenlands die bildende Kunst mit ungemeiner Kraft. Aus Pietät hielt man bei den Götterbildern häufig die alte Form fest und ahmte selbst bei neuen Statuen die Figur des alten Götterbildes genau nach, auch hemmte der Zusammenhang mit den früheren Holzbildern in vielen Stücken das Streben nach Natur und Wahrheit. Dessenohngeachtet werden die Götter und Heroen, wie sie vorher poetische Individuen gewesen waren, nun eben so bestimmte plastische Gestalten mit scharf ausgeprägtem idealen Charakter. Die Darstellung der Götter beweist, daß die Künstler von Ehrfurcht und Scheu vor der Gottheit durchdrungen waren. Die Glieder zeigen gewaltige Kraft, die Mienen einen starren und erhabenen Ernst. Die Statuen von Kämpfern beginnen mit Olympiade 58 und beschäftigen bald viele Künstler. Obgleich sie in der Regel keine eigentlichen Porträtstatuen waren, deuteten sie doch durch Stellung und Bewegung die eigen-

thümliche Kunst des Kämpfers an und wiesen die Kunst auf das Leben hin. Häufig werden Figuren oder auch ganze Gruppen, meistens von Erz, als Weihgeschenke aufgestellt. Die Formen des Körpers sind an diesen altgriechischen Bildwerken übermäßig muskulös; Gelenke und Sehnen zu sehr hervorgehoben und eben dadurch alle Umrisse zu hart. Die Bewegungen haben gewöhnlich etwas Eckiges und eine gewisse Steifheit. Ferner haben diese Bildwerke eine alterthümliche Zierlichkeit in den regelmäßig gefalteten Gewändern, den zierlich geflochtenen oder drahtförmig gelockten und symmetrisch angeordneten Haaren, in der eigenen Haltung der Finger und dem schwebenden Gange auf den Fußspitzen. Die Köpfe haben gewisse, fast typische Grundformen, eine zurückliegende Stirn, spitze Nase, eingezogenen Mund, flache langgezogene Augen, starkes, eckiges Kinn, flache Wangen und hochsitzende Ohren. Man nennt den Stil dieser Bildwerke den altgriechischen.

Die Skulptur in Marmor wurde von Dipönus und Skyllis von Kreta vervollkommnet; der Erzguß wurde besonders auf Aegina und zu Argos von zahlreichen Meistern zu Athleten- und Götterbildern angewandt. Auch in Sicyon bestand eine ausgezeichnete Künstlerschule, und in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts erhob sich auch in Athen die Plastik zu größerer Auszeichnung.

Man verfertigte auch Götterbilder, in welchen ein Kern von Holz mit Elfenbein und Gold überzogen wurde, und nannte diese Kunst und das Ciseliren in Metall Toreutik. Die Steinschneidekunst sorgte für Siegelringe; das geprägte Silbergeld war schon um die achte Olympiade durch den argivischen König Pheidon an die Stelle des früheren Stabgeldes getreten.

III. Von den Perserkriegen bis zu Alexander dem Großen.

a) Von den Perserkriegen bis zum Beginn des peloponnesischen Krieges.

Veranlassung zum Aufstande der Jonier.

Der Glanzpunkt der griechischen Geschichte sind die Kriege mit den Persern; die Veranlassung zu diesen gab der Aufstand der kleinasiatischen Griechen gegen die persische Herrschaft. — Als im siebenten Jahrhundert vor Chr. das lydische Reich immer mächtiger und ausgedehnter wurde, geriethen auch die auf einer langen Küstenlinie liegenden und kein geschlossenes Ganze bildenden griechischen Kolonien in Abhängigkeit. Das lydische Reich erreichte unter Krösus seine höchste Macht und Ausdehnung; es umfaßte ganz Kleinasien bis zum Halys, außer Cilicien und Lycien, und auch die griechischen Pflanzstädte mit einziger Ausnahme von Milet. Nachdem Cyrus den Krösus besiegt und sich das lydische Reich unterworfen hatte (546 vor Chr.), sandten die kleinasiatischen Griechen Boten nach Sardes an Cyrus und erklärten sich bereit, ihm unter denselben Bedingungen unterthan zu sein, unter denen sie es dem Krösus ge-

wesen waren. Cyrus wies sie aber zürnend zurück, weil sie sich früher geweigert hatten, auf seine Aufforderung von Krösus abzufallen. Nur den Milesiern gewährte er durch ein Bündniß mildere Bedingungen der Unterthänigkeit. Die übrigen Jonier rüsteten sich nothgedrungen zum Kriege und baten durch Gesandte die Spartaner um Beistand. Diesen gewährten jedoch die Spartaner nicht; sie sandten aber ein Schiff nach Phokäa und ließen den Cyrus auffordern, keiner Stadt des hellenischen Landes ein Leid zuzufügen, da sie das nicht ruhig mit ansehen würden. Dem Herolde soll Cyrus geantwortet haben: wenn er gesund bleibe, werde die Spartaner bald das Schicksal der Jonier treffen. Von seinen Feldherrn ließ nun Cyrus die griechischen Städte in Kleinasien unterwerfen, und alle, mit Ausnahme von Phokäa und Teos (siehe S. 148), wurden ihm unterthänig. Die kleinasiatischen Griechen blieben auch unter den folgenden Königen der Perser in Abhängigkeit und mußten zu den Kriegen derselben Hülfstruppen stellen. Als auf dem Zuge des Darius gegen die Scythen diese die zur Bewachung der Donau-Brücke zurückgelassenen Griechen aufforderten, die Brücke abzubrechen und so durch Vernichtung des Darius sich die Freiheit zu erringen, trug Histiäus, persischer Statthalter in seiner Vaterstadt Milet, am meisten dazu bei, daß die Brücke erhalten und Darius auf seinem Rückzuge gerettet wurde. Zum Danke für diesen Dienst erhielt Histiäus einen Landstrich in Thracien am Strymon und legte daselbst eine griechische Kolonie an. Als Megabazus von seinem Kriegszuge zurückkehrte (siehe S. 153), wurde der Bau schon eifrig betrieben, und der persische Feldherr warnte den König, einen so mächtigen und klugen Griechen keine Stadt in Thracien bauen zu lassen, wo es Holz zum Schiffsbau im Ueberfluß und Silberbergwerke gebe, und wo eine Menge Griechen und Barbaren wohnten. Leicht könne eine solche Stadt unter einem klugen Herrscher dem Könige gefährlich werden. Auf den Rath des Megabazus rief Darius den Histiäus zu sich nach Susa und behielt ihn unter dem ehrenvollen Vorwande bei sich, er wünsche einen so verdienten und verständigen Mann um sich zu haben. Statt des Histiäus wurde nun dessen Schwiegersohn Aristagoras Statthalter von Milet. Ohngefähr zehn Jahre waren seitdem unter der milden persischen Oberherrschaft den Joniern dahingegangen, und ihre Städte gediehen und blühten; da brach neues Unheil herein. Einige von der Volkspartei vertriebene reiche Naxier kamen nach Milet und baten Aristagoras, sie in ihre Heimath zurückzuführen. Aristagoras hoffte durch Erfullung dieser Bitte auch Herr der Insel Naxos zu werden und gewann den Artaphernes, den Statthalter von Kleinasien, und durch diesen den Darius für das Unternehmen, Naxos, die übrigen Cykladen und Euböa zu unterwerfen. Eine Flotte von 200 Schiffen und ein bedeutendes Heer wurde ausgerüstet und holte von Milet den Aristagoras und sein Heer und die vertriebenen Naxier ab. Unterwegs veruneinigten sich aber Aristagoras und der persische Feldherr Megabates; der letztere verrieth den Naxiern den drohenden Angriff und das ganze Unternehmen scheiterte. Aristagoras fürchtete wegen der großen Kosten des verunglückten Kriegszuges und durch die Verleumdungen des Megabates seine Herrschaft über Milet zu verlieren und sann auf

Abfall von Persien. Da erschien in dieser Zeit ein Bote des Histiäus, welcher an dem persischen Hofe die verlorne Freiheit schmerzlich vermißte, und überbrachte dem Aristagores die geheime Aufforderung zur Empörung. Histiäus hoffte nämlich bei einer solchen Gelegenheit nach Jonien zurückgeschickt zu werden.

Aristagoras legte, um das Volk zum Aufstand geneigt zu machen, seine Herrschaft über Milet nieder und bewirkte auch aus den übrigen ionischen Städten die Vertreibung der Tyrannen. Um die Griechen des Mutterlandes zum Beistand zu bewegen, begab sich Aristagoras selbst nach Griechenland. Die Spartaner für das Unternehmen zu gewinnen gelang ihm nicht, dagegen versprachen die Athener mit zwanzig Schiffen die Jonier zu unterstützen. Sobald die athenische Flotte, zu welcher auch fünf Schiffe der Eretrier gestoßen waren, in Milet ankam, brach der Aufstand aus. Dieser dauerte von 500 bis 494 vor Chr. Zuerst zogen die Griechen nach Ephesus und von da nach Sardes, den Sitz des persischen Statthalters Artaphernes, und nahmen die Stadt bis auf die Burg ohne Mühe ein. Als aber durch den Muthwillen eines Griechen, der ein Haus in Brand steckte, die ganze Stadt in Flammen aufging, ermannten sich die Bewohner zur Gegenwehr, und die Jonier zogen sich nach Ephesus zurück. Auf die Nachricht von der Verbrennung von Sardes verfolgte das persische Heer, welches bereits diesseits des Halys stand, die Jonier und schlug sie gänzlich bei Ephesus. Die Athener nahmen, durch einen so schlimmen Anfang entmuthigt, hinfort keinen weitern Antheil am Kriege und kehrten nach Hause zurück. Zwar gelang es den Joniern auch die griechischen Städte am Hellespont, die Karier und die Cyprier zur Theilnahme am Aufstande zu bewegen, aber doch waren sie im Kampfe nicht glücklich. Die griechischen Städte lagen an der langgedehnten Küste; das Land war schmal und überall offen. In ein paar Gefechten wurden die Griechen genöthigt das Feld gänzlich zu räumen und mußten sich nun auf die Vertheidigung der Städte beschränken. Die meisten ionischen Städte, auch die Orte am Hellespont, fielen einzeln und wurden mit asiatischer Grausamkeit behandelt. Aristagoras verzweifelte an dem glücklichen Ausgange des Krieges, begab sich mit Ansiedlern in den thracischen Landstrich des Histiäus und wurde dort von den Eingebornen erschlagen. Histiäus beredete unter dem Vorwande, den Aufstand zu dämpfen, den persischen König, ihn nach Jonien zu senden, konnte aber dort seine zweideutige Rolle nicht fortspielen. Artaphernes sagte ihm: Du hast den Schuh gemacht und Aristagoras hat ihn angezogen. Der Plan, sich an die Spitze der empörten Jonier zu stellen, gelang dem Histiäus nicht, in Milet gerieth er sogar in Lebensgefahr und mit Mühe erhielt er endlich von den Lesbiern einige Schiffe, mit denen er auf eigne Hand den Krieg führte. Er wurde endlich von den Persern gefangen, und Artaphernes ließ ihn ans Kreuz schlagen, den Kopf aber einsalzen und schickte diesen nach Susa. Darius war mit dem Verfahren des Artaphernes sehr unzufrieden und ließ den Kopf begraben, weil Histiäus, wie sehr er sich auch jetzt vergangen, ihm einst in dem Scythenkriege wichtige Dienste geleistet habe.

Aufstand der Jonier.

Die Perser zogen mit ihrem Heere und ihrer Flotte vor Milet, weil sie diese Stadt für den Sitz und das Haupt der Empörung hielten. Die Jonier dagegen beschlossen, den Persern kein Landheer entgegenzustellen, sondern alle ihre Schiffe zu bemannen und mit denselben Milet zur See zu decken. Bei der vor Milet liegenden Insel Lade versammelten sich 350 griechische Schiffe. Die Perser hatten zwar 600 Schiffe, fürchteten aber doch, die Jonier nicht besiegen zu können, und versuchten deshalb dieselben zu trennen, indem sie den Mannschaften der einzelnen ionischen Städte durch die vertriebenen und im persischen Lager befindlichen Tyrannen Anerbietungen machen ließen. Anfangs wurden die Anträge zurückgewiesen, und die Jonier übten sich eifrig unter Anführung des Phokäers Dionysius. Bald aber wurden sie lässig, die Samier knüpften Unterhandlungen mit ihrem früheren Tyrannen an und ergriffen, als es zur Schlacht kam, die Flucht. Obgleich die Chier sehr tapfer fochten, wurden die Griechen doch gänzlich geschlagen. Die Einnahme von Milet 494 vor Chr. war die nächste Folge dieser Niederlage. Dann wurden nach arger Verheerung auch die übrigen griechischen Pflanzstädte und die meisten Inseln wieder unterworfen und hart bestraft.

Persien und Griechenland.

Den Darius hatte bei dem Aufstande der kleinasiatischen Griechen nichts mehr geärgert als die Theilnahme der Athener. Er beschloß deshalb Athen, ja ganz Griechenland sich zu unterwerfen. In diesem Bestreben bestärkte ihn Hippias, welcher jetzt am persischen Hofe lebte. Es begann nun zwischen den Griechen und den Persern ein langjähriger Kampf, welcher für beide Völker überaus folgenreich wurde.

Die ungeheure Ländermasse des persischen Reiches bildete ein schlecht zusammengefügtes Ganze und enthielt in sich die Keime innerer Auflösung. Dem Könige gegenuber war jeder ein Sklave, und das herrschende Volk hielt die unterworfenen Völker nur durch äußere Gewalt in erzwungenem Gehorsam. Die Perser setzten den Werth ihrer Herrschaft in den Genuß dessen, was ihnen die unterjochten Völker darbringen mußten, und ergaben sich einer schwelgetischen Pracht und Ueppigkeit. Dagegen war das kleine Griechenland zwar an äußerer Macht dem persischen Reiche nicht gewachsen, aber an geistiger Kraft demselben weit uberlegen. Alle Griechen waren erfullt von einer gleichen Liebe zur Freiheit; Regierende und Regierte standen einander nahe, und der Gehorsam entsprang aus freiem Vertrauen. Mit Begeisterung und Vaterlandsliebe fuhlte und dachte sich jeder Grieche als einen Theil und als ein Werkzeug des Ganzen; dieses zu verherrlichen und die Sorge für die freie Entfaltung des ganzen Volkes lag allen am Herzen. Der Geist der Freiheit und Selbständigkeit war eng gepaart mit dem Streben des Einzelnen, sich nur in dem Ganzen auf eigenthümliche Weise zu entfalten. Mit sittlicher Kraft entsagte der Grieche dem verweichlichenden Genuß oder vergeistigte ihn durch Kunst und Schönheit. Auf dem engen Raume des kleinen Griechenland hatte sich — ein Beweis der geistigen Kraft und Thätigkeit — die größte Mannigfaltigkeit der Staatsformen und der Bildung entfaltet. Wie ver-

schieden waren nicht die durch Kunst und Handel blühenden Städte Sicyon und Korinth und das benachbarte Arkadien mit seinem einfachen Hirtenleben; das friedliche Achaja mit seinem Städtebund und das fruchtbare, aber beständig in sich zerrissene Thessalien; das rauhe und wilde Aetolien und das in dem Glanze alter Sagen prangende Argos; die den Sinnengenuß liebenden Böotier und die vom lebendigsten Geiste erfullten Athener; das kriegerische Sparta und das durch einen heiligen Frieden geschützte Elis. Die Reizbarkeit des Volkes fuhrte zwar nicht selten zu Reibungen und Kriegen, aber diese Kämpfe dienten zur Erhaltung reger Thätigkeit und entwickelten die Kräfte. Das durch seine wohlgeordnete Verfassung und sein fast unbesiegbares Fußvolk ausgezeichnete Sparta begann bereits seinen Einfluß uber die Grenzen des Peloponnes auszudehnen. Die Kriege mit den Persern gaben dem Streben Sparta's ein höheres Ziel, sie entwickelten aber auch zugleich die aufkeimende Größe Athens, welches in Bildung und Sinnesart den Gegensatz von Sparta bildete. Der bedächtige Geist des Spartaners umfaßte mit fester Kraft das Gegenwärtige, während der bewegliche und wandelbare Athener die Veränderung liebte, leicht erregbar zu kühnen Hoffnungen und schnell und heftig bei der Erstrebung seiner Zwecke. Athen begann bei seiner lebendigen Empfänglichkeit für das Schöne den Griechen auf dem geistigen Gebiete voranzuschreiten. Dieses hochbegabte und an geistiger Bildung und Kraft den Persern weit überlegene Volk der Griechen beschloß jetzt Darius sich zu unterwerfen. Er benutzte nicht die unter den Griechen stets herrschende Zwietracht, sondern wollte durch seine ungeheure Truppenmenge alle zugleich unterjochen. Er beging dabei den Fehler, daß er ein Land, dessen Bewohner im Seewesen den Persern weit überlegen waren und dessen Bodenbeschaffenheit die Anwendung großer Reitermassen nicht gestattete, gerade zur See und mit Reiterei angriff.

Im Jahre 492 vor Chr. setzte Mardonius, der noch junge Schwiegersohn des Darius, mit einem großen Heere und einer bedeutenden Flotte nach Europa über, um Athen und Eretria zu bestrafen und Griechenland zu unterjochen. Die Flotte segelte an der Küste von Thracien hin und unterwarf die Insel Thasos. Bei der Umschiffung des Vorgebirges Athos wurde sie aber von einem so heftigen Sturme ergriffen, daß sie 300 Schiffe und 20,000 Menschen verlor. Mit dem Landheere gelangte Mardonius nach Macedonien und machte dieses Land den Persern unterthänig; er wurde aber von der thracischen Volkerschaft der Bryger überfallen und erlitt einen so großen Verlust, daß er, nachdem er jedoch erst die Bryger besiegt hatte, nach Asien zurückkehrte. Erster Perserkrieg.

Darius gab den Gedanken an den Krieg nicht auf, sondern traf neue Vorbereitungen dazu; er schickte Herolde durch ganz Griechenland, welche Erde und Wasser als Zeichen der Unterwerfung fordern sollten. Viele Städte, wie Theben und andere böotische Städte, und die meisten Inseln, selbst das durch Handel und Schifffahrt wohlhabende Aegina, fügten sich der Forderung. Die Athener hingegen warfen die Herolde in einen Abgrund und die Spartaner in einen Brunnen, um sich daselbst Erde und Wasser zu holen. Zweiter Perserkrieg.

Zwei andere Feldherrn, Datis und Artaphernes, der letztere der Sohn des lydischen Satrapen gleiches Namens, wurden 490 vor Chr. an der Spitze einer großen Heeresmacht gegen Griechenland gesandt und hatten insbesondere den Auftrag, Athen und Eretria zu züchtigen. Von Samos aus fuhr die 600 Schiffe starke Flotte durch das ikarische Meer und landete nach der Verheerung und Unterwerfung der Cykladen auf Euböa. Nach einer sechstägigen Belagerung fiel Eretria. Die Einwohner wurden in Fesseln nach Asien geschleppt, von Darius aber in der Nähe von Susa angesiedelt. Nach der Verwüstung von Euböa setzten die Perser, angeführt von Hippias, der durch sie seine Herrschaft über Athen wiederzuerlangen hoffte, nach Attika über. Die Athener sandten eiligst nach Sparta und baten um Hülfe. Die Spartaner waren auch dazu bereit, durften aber nach einem durch die Religion geheiligten Gesetz nicht vor dem Vollmonde ausziehen. Die Athener brachten aus jeder der zehn Phylen tausend, also zusammen zehntausend Mann auf und bewaffneten mehrere Tausend Sklaven. Zu diesem Heere stießen noch 1000 Bürger der böotischen Stadt Platää. Dieses im Vergleich zu der Zahl der Perser kleine Heer zog den Feinden in die Ebene bei Marathon entgegen.

Die zehn Anführer (Strategen) der Athener waren in ihren Meinungen getheilt, indem fünf es bedenklich fanden, die überlegene Macht der Feinde anzugreifen. In einem solchen Falle hatte der Polemarch die Entscheidung zu geben. Diesen für die Schlacht zu gewinnen unternahm Miltiades, einer der zehn Anführer, ein Mann voll Muth und Klugheit. Miltiades war athenischer Bürger und zugleich Fürst eines kleinen Staates auf dem Chersones oder der an der europäischen Seite des Hellespont gelegenen Halbinsel. Sein Oheim hatte zur Zeit des Pisistratus daselbst eine athenische Kolonie gegründet und sich zum Fürsten derselben aufgeworfen. Das Fürstenthum war auf Miltiades übergegangen, und dieser wurde, als die Städte an der thracischen Küste dem Darius huldigen mußten, persischer Vasall, nahm als solcher an Darius Zuge gegen die Scythen Theil und stimmte dafür, die Donaubrücke abzubrechen (siehe S. 152). Trotz dieses gemachten Vorschlages blieb er im Besitz seiner Herrschaft. Nach Unterdrückung des Aufstandes der Jonier hielt er sich jedoch nicht mehr für sicher und flüchtete mit seinen Schätzen und fünf Schiffen nach Athen. Eins dieser Schiffe, welches sein Sohn befehligte, wurde von der persischen Flotte genommen, mit den vier andern aber kam Miltiades glücklich nach Athen. Seine Erscheinung in Athen, welche in die Zeit von Mardonius Zug gegen Griechenland fiel, war ein Glück für die Athener; denn er war ein ausgezeichneter Feldherr, kannte die Perser, besaß ansehnliche Schätze und brachte vier große Schiffe mit. Der letztere Umstand verschaffte ihm sogleich ein großes Ansehen, da die Athener damals nur eine geringe Seemacht besaßen.

Von Miltiades wurde der Polemarch dafür gewonnen, sich für den Angriff zu entscheiden, und auf den Vorschlag des Aristides übertrugen die fünf Anführer, welche für die Schlacht gestimmt hatten, für ihre Tage dem Miltiades den Oberbefehl. Denn dieser wechselte täglich unter den zehn Strategen. Erst als sein Tag des

Oberbefehls kam, am 29. September 490 vor Chr., ordnete Miltiades das Heer zur Schlacht. Auf den rechten Flügel stellte er die Athener, auf den linken die Platäer und in die Mitte die Sklaven; dann ließ er die Griechen in Sturmlauf die Barbaren angreifen. Es war ein langer und blutiger Kampf; im Mitteltreffen siegten die Perser und durchbrachen die Schlachtordnung der Griechen; auf den Flügeln aber siegten die Athener und Platäer und wandten sich dann gegen die im Mitteltreffen siegenden Barbaren. Auch diese wurden geschlagen und flohen statt in das Lager sogleich dem Meere und den Schiffen zu. Hier entspann sich ein neuer Kampf, und die Athener nahmen sieben persische Schiffe. Unter der Beute befanden sich auch Ketten, welche die Perser für die griechischen Gefangenen aus Asien mitgebracht hatten, und ein Block von parischem Marmor, aus welchem sie, des Sieges gewiß, sich ein Denkmal hatten errichten wollen. Aus dem letzteren ließen die Athener in späterer Zeit durch ihren größten Bildhauer Phidias eine Statue der Göttin Nemesis verfertigen, welche auf dem Schlachtfelde aufgestellt wurde.

Die Perser fuhren um die südlichste Spitze von Attika, das Vorgebirge Sunium, und beabsichtigten Athen zu überrumpeln; allein Miltiades, der diese Absicht merkte, eilte mit dem Heere zu Lande schneller nach Athen und erwartete sie am Hafen Phalerum. Deshalb wagten die Perser nicht zu landen und segelten, da der Winter bevorstand, nach Asien zurück. Am Tage nach der Schlacht kamen auch zweitausend Spartaner bei Marathon an. Sie waren gleich nach dem Vollmonde ausgerückt und hatten in drei Tagen einen Weg von 30 deutschen Meilen zurückgelegt. Groß war die Freude über diesen herrlichen Sieg, welcher nicht nur Athen gerettet, sondern auch dessen Ruhm über den aller griechischen Staaten erhoben und in allen Bürgern das Selbstgefühl und die Freiheitsliebe gestärkt hatte. Die Athener feierten diesen Tag noch lange durch Opfer und Aufzüge auf dem Kampfplatze. Der Name des Miltiades war in aller Munde, aber die Belohnung, welche ihm später zu Theil wurde, war nach der Sitte der Zeit einfach; in der Halle, welche Poikile hieß, wurde die Schlacht bei Marathon durch ein Gemälde dargestellt, und auf diesem war das Bild des Miltiades die Hauptfigur.

Unternehmung gegen Paros und der Tod des Miltiades.

Der glorreiche Sieg über die Perser hatte den Athenern einen kühnern Schwung gegeben; es begann sich unter ihnen Herrschsucht und Eroberungsgeist zu entwickeln, und sie gedachten die Griechen zu bestrafen, welche die Perser bei ihrer Unternehmung unterstützt hatten. Miltiades war es, der diese Gedanken vorzüglich anregte und der bei der Mehrzahl seiner Mitbürger unbedingtes Vertrauen genoß. Als er die Athener zur Ausrüstung von 70 Schiffen aufforderte, ging das Volk auf sein Verlangen ein, obgleich er nur im Allgemeinen die Bereicherung der Athener und die Erweiterung ihrer Macht als den Zweck seines Unternehmens angab. Er schiffte mit der Flotte zu der Insel Paros (489 v. Chr.), angeblich um die Parier wegen der Unterstützung der Perser zu bestrafen, zugleich aber auch um einen Privathaß auszuüben. Er verlangte von den Pariern 100 Talente und belagerte die Hauptstadt der Insel. Das

Glück war ihm aber nicht günstig, und nach einer sechsundzwanzigtägigen Belagerung kehrte er, am Fuße verwundet, ohne die verheißenen Schätze nach Athen zurück. Diese Täuschung der von ihm erregten Hoffnungen änderte die Stimmung gegen ihn; alle, die von ihm in den Hintergrund gedrängt worden waren, reizten gegen ihn auf. Xanthippus, der Vater des Perikles, klagte ihn auf den Tod an, weil er das Volk durch das Versprechen großer Vortheile getäuscht habe. Miltiades konnte wegen seines Uebels sich nicht selbst vertheidigen, seine Freunde vermochten nur die Todesstrafe von ihm abzuwenden, und er wurde zu einer Geldbuße von 50 Talenten (ohngefähr 70,000 Thalern) verurtheilt. Er war nicht im Stande diese Summe sogleich zu erlegen und fiel deshalb als öffentlicher Schuldner in Atimie. Er starb bald darauf an seiner Wunde im Gefängniß, das zuweilen über öffentliche Schuldner als Strafverschärfung verhängt wurde. Nach seinem Tode ging die Schuld auf seinen Sohn Cimon über, für welchen sein reicher Schwager die Summe bezahlte.

Aristides und Themistokles. Die schönste Blüthezeit Athens war von dem ersten Perserkriege bis gegen den Anfang des peloponnesischen Krieges, und zwei Männer vor allen waren es, welche zu Anfang dieser Periode an der Spitze dieses kleinen, aber merkwürdigen Staates standen und durch ihre großen Eigenschaften ihn lenkten, — Aristides und Themistokles. In ihren Grundsätzen Gegner, in ihren Bestrebungen und ihrer öffentlichen Laufbahn Feinde, trugen doch beide zur Größe ihres Staates mit unermüdetem Eifer bei; in ihrem sittlichem Werthe sehr ungleich, zeichneten sich doch beide durch die gluhendste Vaterlandsliebe aus. Aristides stammte aus einer edeln und angesehenen Familie, soll aber nur ein geringes Vermogen besessen haben. Arm kann er jedoch nicht gewesen sein, sonst würde er nicht das Archontat haben erhalten konnen. Er hielt sich von Parteiungen fern und ging als Staatsmann soviel als möglich seine eigene gerade Bahn. Manchen Vorschlägen, die er an sich nicht für unnützlich hielt, trat er entgegen, wenn sie von ehrgeizigen, um die Gunst des Volkes buhlenden Männern gemacht wurden, damit diese nicht eine dem Staate gefährliche Macht erlangen mochten. Ein edler Stolz, Geradsinn, Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit waren die Grundzüge seines Charakters. Als ein durchaus biederer Mann ließ er sich weder von Ehrgeiz, noch von der Rücksicht auf seinen persönlichen Vortheil leiten, sondern war stets nur für das Wohl seiner Vaterstadt thätig. Seine Mitbürger hatten ein solches Zutrauen zu seiner Unparteilichkeit, daß sie von ihm als Schiedsrichter ihre Streitigkeiten entscheiden ließen und ihm wegen seiner Uneigennützigkeit und Geradheit des Charakters den ehrenvollen Beinamen des Gerechten gaben. Aristides war ernst, wurdevoll und unbestechlich, verfolgte unbeugsam den Weg des Rechten und war im Staatsleben zeitgemäßen Reformen nicht abgeneigt, aber dem Ueberstürzen des Ueberlieferten feind. Themistokles, geboren 514 vor Chr., war ohngefähr zehn Jahr junger als Aristides und von geringer Herkunft; doch scheint er wohlhabend gewesen zu sein und hatte eine gute und sorgfältige Erziehung genossen. Schon als Knabe stolz,

feurig und klug, beschäftigte er sich nicht mit den schönen Künsten, sondern mit dem, was auf den Staat und den Krieg Bezug hatte. In seinem reiferen Alter zeigte sich seine glühende Ruhmbegierde auch in dem Streben nach äußerem Glanze. Er war geistreich, leicht entzündlich, ehrgeizig, voll hoher Pläne und verschmähte zu deren Verwirklichung kein Mittel. Durch gerichtliche Reden geübt, wußte er sich bald auch in der Volksversammlung Gunst und Ansehen zu verschaffen und einen wichtigen Einfluß auf die Staatsverwaltung zu gewinnen. Nach der Schlacht bei Marathon, als der Name des Miltiades in aller Munde war, wurde er schwermüthig und nachdenkend und antwortete, als man ihn um den Grund davon fragte: die Trophäen des Miltiades ließen ihn nicht schlafen. Themistokles schloß sich nicht den Vornehmen an, sondern trat auf die Seite des Volkes. Er hatte, nach des Thucydides Schilderung, das höchste Talent zu durchschauen, was recht sei und was geschehen müsse, und die Mittel dazu zu finden, Ausdauer dabei zu beharren, Fähigkeit zur unverdrossenen Erfindung und zur Anwendung der Mittel zum Zwecke; im höchsten Grade war er praktischer Staatsmann und dabei ein vortrefflicher Patriot. Er strebte darnach, seine Vaterstadt groß und berühmt und sich selbst derselben unentbehrlich zu machen, und erreichte Beides. Einen rühmlichen Beweis seiner Einsicht gab er, indem er beantragte und durchsetzte, daß der jährliche Ertrag der Silbergruben in dem attischen Berge Laurion, welcher bisher unter die Bürger vertheilt worden war, auf Erbauung von Kriegsschiffen verwendet wurde. Athen vermehrte dadurch seine Flotte so sehr, daß es bald die bedeutendste Seemacht in Griechenland besaß. Bisher war die Flotte Athens der von Aegina nicht gewachsen gewesen, mit welcher Insel wegen deren Unterwerfung unter die Perser die Athener in Streit und Krieg gerathen waren. Dieser Streit zwischen Athen und Aegina gab auch die Veranlassung, daß der spartanische König Demaratus durch die Ränke seines Amtsgenossen Kleomenes abgesetzt wurde und sich an den persischen Hof begab.

Nach dem Tode des Miltiades standen Aristides und Themistokles drei Jahre mit einander an der Spitze des Staates, der erstere besonders als sparsamer Verwalter der Finanzen; aber im Jahre 486 vor Chr. wurde Aristides auf Anregung des Themistokles durch den Ostracismus auf zehn Jahre aus Athen verbannt. Bei der Abstimmung soll ein Mann, welcher nicht schreiben konnte, dem ihm unbekannten Aristides die Scherbe mit der Bitte gereicht haben, den Namen Aristides darauf zu schreiben. „Was hat dir denn, fragte dieser, Aristides Böses gethan?" — „Gar nichts, antwortete jener, ich kenne ihn nicht einmal, aber es ärgert mich, daß ihn alle Welt den Gerechten nennt." Ohne ein Wort zu erwiedern, schrieb Aristides seinen Namen auf die Scherbe.

Darius konnte die Niederlage seines Heeres in Griechenland nicht verschmerzen, und machte neue, größere Rüstungen. Ehe aber die gewaltigen Vorbereitungen in dem ausgedehnten Reiche vollendet waren, brach ein Aufstand in Aegypten aus (486 v. Chr.) und es entstand ein Streit unter Darius Söhnen um die Thronfolge.

Rüstungen in Persien und Ausbruch des Heeres.

Darius entschied diesen Streit zu Gunsten seines jüngern Sohnes Xerxes, dessen Mutter Atossa die Tochter des Cyrus war. Alles dieses hielt den Darius von seinem Zuge gegen Griechenland ab, bis er 485 v. Chr. starb. Sein Nachfolger Xerxes verwandte die vorgefundene Macht zunächst zur Bezwingung Aegyptens und zeigte anfangs wenig Lust zu einem Kriege gegen Griechenland. Erst der Ehrgeiz des kriegslustigen Mardonius, dem über Griechenland zu regieren gelüstete, und die Aufforderungen und Anerbietungen der Aleuaden, einer Herrscherfamilie in Thessalien, weckten in dem jugendlichen Gemüthe des Königs die Eroberungssucht. Trotz mancher ernsten Abmahnungen und des Widerwillens vieler Perser beharrte er bei seinem Entschluß, und es begannen neue Rüstungen. Das ganze unermeßliche Reich von Indien und dem Lande der Scythen bis zu den Grenzen von Aegypten und Thracien wurde in Bewegung gesetzt und aus mehr als funfzig Völkerschaften ein ungeheures Heer zusammengebracht. Die Zahl des Fußvolkes wird zu 1,700,000 Mann angegeben; doch waren es größtentheils undisciplinirte Schaaren. Die Reiterei soll 80,000 Mann betragen haben. Alle Küstenvölker, von Aegypten bis an den Hellespont, mußten Schiffe liefern, und die Flotte bestand aus 1207 Kriegsschiffen und ohngefähr 3000 Lastschiffen. Für die Verpflegung dieses ungeheuren Heeres wurden in den thracischen Küstenstädten bis nach Macedonien hinein Vorräthe von Getreide aufgehäuft, und um das Vorgebirge Athos nicht wieder umfahren zu müssen, wurde die Erdzunge zwischen demselben und dem festen Lande durchgraben. In Kappadocien trafen 481 v. Chr. die Heerschaaren zusammen und wurden von da nach Sardes geführt, wo Xerxes den Winter hindurch blieb. Von Sardes sandte er Herolde an die griechischen Städte, außer nach Athen und Sparta, um Erde und Wasser zu fordern. Ueber den Hellespont, zwischen Sestus und Abydus, wo die Meerenge am schmalsten, aber doch über eine Viertelstunde breit ist, ließ er zwei Schiffbrücken schlagen. Als ein Sturm die Brücken zerstörte, ließ Xerxes die Baumeister, Phönicier und Aegypter, enthaupten, ja er soll, nach Herodots Erzählung, das Meer haben geißeln und Fußfesseln in dasselbe haben werfen lassen. Zwei neue Schiffbrücken wurden geschlagen, und als diese fertig waren, setzte sich im Frühjahr 480 das ungeheure Heer in Bewegung. Als es an den Skamander kam, an dessen Ufern zuerst Griechenland und Asien mit einander gekämpft hatten, begab sich Xerxes in die berühmte Stadt des Priamus und opferte daselbst der ilischen Athene tausend Rinder, und die Magier gossen den Manen der Heroen Trankopfer aus. Bei Abydus überblickte Xerxes von einer auf einem Hügel erbauten steinernen Bühne das ganze unermeßliche Heer und die Flotte, welche ein Seegefecht aufführte. Er betrachtete zuerst das ungeheure Gewühl von Menschen mit freudigem Erstaunen, gerieth aber bald in Wehmuth und brach in Thränen aus, weil, wie er sagte, das Menschenleben so kurz sei und in hundert Jahren von allen hier Versammelten keiner mehr da sein werde. Am Morgen des folgenden Tages wurden die Brücken mit Myrten bestreut und Räucherwerk auf denselben angezündet; dem Sonnengotte brachte Xerxes aus einer goldenen Schaale ein feierliches Trankopfer und betete zu ihm um Glück bei seinem Unternehmen;

in das Meer aber warf er, vielleicht zur Sühne seines früheren Uebermuthes, die Schaale, einen goldenen Mischkrug und ein persisches Schwert. Dann begann der Zug über die Brücken; er dauerte sieben Tage und sieben Nächte ununterbrochen, obgleich durch die Peitschenhiebe der Anführer beschleunigt. Auf der Ebene Doriskus in Thracien hielt Xerxes nochmals eine Musterung und veranstaltete eine Zählung der ungeheuren Menschenmasse. Dann wälzte sich das Heer in langsamen Zuge durch Thracien und Macedonien; die streitbaren Bewohner dieser Länder wurden zur Theilnahme am Zuge gezwungen. Ohne Widerstand zu finden, gelangte Xerxes bis nach Therma am thermaischen Meerbusen, wo er ein Lager aufschlug und einige Zeit verweilte. Daselbst stellten sich die Herolde wieder bei ihm ein, welche er an die Griechen gesandt hatte; sie überbrachten die Unterwerfung der Thessalier, Doloper, Enienen, Peräber, Lokrer, Magneten, Malier, der phthiotischen Achäer, der Thebaner und aller Böotier mit Ausnahme der Thespier und Platäer. Es waren dieses meistens Völkerschaften, die zunächst bedroht waren.

Vertheidigungsmaßregeln der Griechen.

Auf die Nachricht von den Rüstungen der Perser trafen auch die Griechen Anstalten zur Vertheidigung. Es herrschte anfangs unter ihnen keineswegs Einmüthigkeit, da einige bereits den Persern ihre Unterwerfung erklärt hatten, andere zur Theilnahme an dem Kampfe keine Geneigtheit zeigten. Das Verdienst, die Freiheit Griechenlands gerettet zu haben, gebührt vor allen den Athenern, und von diesen zeichnete sich vorzüglich Themistokles aus. Als die am meisten bedrohten Athener Gesandte an das delphische Orakel schickten, gab selbst die Pythia einen trostlosen, unglückverheißenden Spruch, und erst als die Gesandten als Schutzflehende nochmals um einen milderen Spruch für ihr Vaterland baten, wies sie die Priesterin als einzige Rettung auf die hölzernen Mauern hin. In der athenischen Volksversammlung siegte dann die Meinung des Themistokles, welcher die hölzernen Mauern auf die Schiffe deutete und erklärte, daß das Orakel den Athenern durch den Kampf zur See Rettung und Sieg verspreche. Bereits 481 vor Chr. versammelten sich Abgeordnete der peloponnesischen Staaten und der Athener, vielleicht auch der Megareer, Platäer und Thespier, um über die drohende Kriegsgefahr zu berathen. Durch die Einsicht des Themistokles wurde verhindert, daß sich die Peloponnesier nicht auf die Vertheidigung ihrer Halbinsel und die Verschanzung des Isthmus beschränkten. Denn diese Verschanzung würde ihnen nichts genützt haben, wenn die Perser Herren des Meeres waren. Der Bundesrath suchte vor allen Dingen die Eintracht unter den Griechen herzustellen und jede Fehde, wie die zwischen den Athenern und Aegineten, beizulegen. Auch sandte man drei Kundschafter nach Sardes; diese wurden dort ergriffen und sollten hingerichtet werden; Xerxes aber ließ sie, als er es hörte, im Gefühl seiner Ueberlegenheit im Lager umherführen und frei zurückkehren. Der Bundesrath in Korinth beschloß ferner, Gesandte nach Argos, nach den Inseln Korcyra und Kreta und an Gelo, den Herrscher von Syrakus, zu schicken, um sie alle zur Theilnahme an dem Kriege und zur Hülfeleistung aufzufordern, da allen Griechen gleiche Gefahr drohe. Die Argiver,

welche kurz vorher einen Krieg mit den Spartanern geführt hatten und auf dieselben eifersüchtig waren, verlangten die Mitanführung des Heeres und verweigerten, als ihnen ihre Forderung nicht gewährt wurde, jede Theilnahme. Gelo versprach 200 Schiffe, 2000 Reiter, 2000 leichte Reiter, 2000 Bogenschützen, 2000 Schleuderer und 20,000 Schwerbewaffnete und soviel Korn als das ganze Heer während des Krieges brauche, wenn man ihn zum Feldherrn ernenne. Als diese Anforderung mit Unwillen zurückgewiesen wurde, hieß er die Gesandten alsbald heimkehren. Gelo's Hülfe würde wahrscheinlich doch ausgeblieben sein, da in jener Zeit die Karthager einen Krieg gegen Sicilien unternahmen (siehe S. 91). Die Korcyräer versprachen zwar ihren Beistand und rüsteten auch 60 Schiffe aus, diese blieben aber an der Küste von Lakonien und warteten den Ausgang des Krieges ab. Die Kreter endlich schützten ein Orakel vor, das ihnen allen Antheil am Kriege verbiete.

Noch vor dem Uebergang des Xerxes nach Europa schickten die Thessalier Gesandte an den Bundesrath in Korinth und baten, ein zahlreiches Heer in dem zwischen dem Olympus und Ossa gelegenen Thal Tempe aufzustellen und dadurch den Persern den Eintritt in Griechenland zu verwehren. Sie selbst würden, wenn sie gehörig unterstützt würden, an der Vertheidigung kräftigen Antheil nehmen, sonst aber sich mit den Persern vertragen. Der Bundesrath gewährte diese Bitte und sandte unter Anführung des Spartaners Euänetus und des Atheners Themistokles 10,000 Schwergewaffnete zu Schiffe nach Thessalien, um den genannten Engpaß zu besetzen, welcher den Eingang von Macedonien nach Griechenland bildete. Auch die Reiterei der Thessalier schloß sich an das griechische Heer an. Dieses verließ jedoch nach einigen Tagen Thessalien wieder, theils auf die Mahnung des Königs Alexander von Macedonien, theils auf die Nachricht, daß es noch einen zweiten Eingang von Macedonien nach Thessalien gebe. Die Thessalier, von den Bundesgenossen verlassen, unterwarfen sich nun den Persern.

Der Kampf bei Thermopylä.

Der Bundesrath billigte die Rückkehr des Heeres und beschloß, den Paß bei Thermopylä, an der Grenze von Mittelgriechenland, zu besetzen und die Flotte bei Artemisium, der nordöstlichen Spitze der Insel Euböa, aufzustellen. Die Thermopylen sind ein langer und schmaler Küstensaum, welcher von den in ihm befindlichen heißen Schwefelquellen den Namen hat. Der Engpaß bildet den einzigen Zugang aus Thessalien nach Lokris und in das eigentliche Hellas und ist auf der einen Seite von dem steilen Abhang des ungangbaren Oetagebirges, auf der anderen von Sümpfen und dem Meere begrenzt. In demselben hatten die Phocier eine Feste erbaut, um ihr Land gegen Einfälle der Thessalier zu schützen, diese war in Verfall gerathen, wurde aber jetzt wieder in Stand gesetzt. Der Paß, dessen seltene Schönheit alle neueren Reisenden rühmen, war im Durchschnitt 60 Schritte breit, an zwei Stellen aber noch viel schmaler, indem er nach Herodot gerade nur für einen Wagen Raum ließ. Er war deshalb von einer kleinen Zahl tapferer Krieger leicht zu vertheidigen. Der an dem Passe liegende malische Meerbusen hat sowohl von der Nordseite wie von dem euböischen Meere her

nur schmale, durch Klippen und häufige Stürme gefährliche Zugänge, und es konnte deshalb eine verhältnißmäßig kleine Flotte einer größeren die Einfahrt in den Busen verwehren und diese von der Annäherung an die Thermopylen abhalten. Wenn nun das in dem Engpasse aufgestellte griechische Heer das persische einige Zeit aufhielt und die griechische Flotte die persische an der Landung und an der Zuführung von Lebensmitteln verhinderte, so konnte für die ungeheure Menschenmasse Thessalien nicht hinreichenden Unterhalt darbieten und das persische Heer war der Hungersnoth und der dadurch entstehenden Unordnung und Verwirrung ausgesetzt.

An die Thermopylen wurden 4000 Mann unter Anführung des spartanischen Königs Leonidas gesendet. Das Heer bestand aus Arkadiern, Korinthiern und anderen Peloponnesiern, aus Lokrern, Phociern, Thebanern, Thespiern und 300 Spartanern, welche letzteren Leonidas sorgfältig auserlesen und nur solche Männer genommen hatte, welche von gesetztem Alter waren und schon Kinder hatten. Die Griechen sandten nur ein so kleines Heer nach Thermopylä, theils weil sie dieses zur Vertheidigung eines solchen Passes, wenigstens auf einige Zeit, für hinreichend hielten, theils weil gerade damals in Sparta ein Fest gefeiert wurde und auch in denselben Sommer die olympischen Spiele fielen und diese als eine gottesdienstliche Feier niemals ausgesetzt werden durften. Ohne Widerstand zu finden gelangte Xerxes bis an die Thermopylen. Sein Heer hatte sich im Weiterziehen wie eine Lawine vermehrt und das ganze Landheer betrug nach Herodots Berechnung vor dem Beginne des Kampfes 2,640,000 Mann, und eben so groß war die Zahl der Mannschaft auf den Kriegs- und Lastschiffen. Theils mögen diese Zahlen etwas zu groß sein, theils dürfen wir nicht vergessen, daß neben dem zahlreichen Trosse eine Menge kriegsunkundiger und zuchtloser Völker im Heere waren.

Als die Perser sich den Thermopylen näherten, ergriff die kleine Schaar der Griechen Angst wegen der Uebermacht der Feinde, und die Peloponnesier wünschten in den Peloponnes zurückzukehren und nur die Landenge von Korinth zu vertheidigen. Allein die Phocier und Lokrer, welche dann den Feinden preisgegeben worden wären, widersetzten sich diesem Vorschlage, und auch Leonidas entschied sich aus Tapferkeit und Einsicht von der Wichtigkeit des Postens dafür, Stand zu halten. Xerxes schickte einen Kundschafter zu Pferde ab, und dieser fand die griechischen Vorposten, welche an jenem Tage gerade aus Spartanern bestanden, mit Leibesübungen und dem Schmucken der Haare beschäftigt. Das fand Xerxes unerklärlich und lächerlich und er wollte dem abgesetzten spartanischen Könige Demaratus nicht glauben, daß dieses den Entschluß der Griechen andeute, auf Tod und Leben zu kämpfen. In der Meinung, die Griechen würden sich freiwillig zurückziehen, wartete er vier Tage und erst am fünften befahl er den Angriff. Er sandte zuerst die Meder und Cissier ins Treffen, mit dem Befehl, die Griechen gefangen vor sein Angesicht zu führen. Die persischen Schaaren stürzten von den Speeren der Griechen getroffen nieder, und neue Schaaren rückten heran; aber auch sie hatten kein besseres Loos. Der König sah, daß er viele Menschen, aber wenige Männer habe. An die Stelle

der Meder trat der auserlesene persische Heerhaufen der zehntausend Unsterblichen, so genannt, weil sie immer vollzählig erhalten wurden; aber auch sie richteten so wenig aus als die Meder. Dreimal sprang der König, welcher auf einem Throne sitzend aus der Ferne dem Kampfe zusah, um sein Heer besorgt auf, und am Abend mußten seine Schaaren den Kampf aufgeben, ohne einen Fuß breit Boden gewonnen zu haben. Ebenso erfolglos war der Kampf am folgenden Tage. Die Griechen kämpften, in Abtheilungen eingetheilt, der Reihe nach, mit Ausnahme der Phocier, welche zur Bewachung eines Fußpfades ins Gebirge entsandt worden waren. Xerxes gerieth in große Verlegenheit; da erbot sich ein verräthischer Malier, Ephialtes mit Namen, ihm einen durch das Gebirge nach den Thermopylen führenden Fußpfad zu zeigen. Der Verräther hoffte auf große Belohnung; aber er entging der Strafe nicht. Die Amphiktyonen setzten später einen Preis auf sein Haupt, und ein Grieche aus der Stadt Trachis erschlug ihn. Mit Freude nahm Xerxes das Anerbieten des Ephialtes an. Dieser brach gegen Abend mit der Schaar der Unsterblichen auf; unbemerkt stiegen sie die ganze Nacht hindurch den Berg hinan und erreichten mit dem Anbruch des Morgens die Höhe des Gebirges. Hier hielten die 1000 Phocier Wache. Sobald die Perser von Ephialtes erfahren hatten, daß es keine Spartaner wären, griffen sie dieselben an und drängten sie durch ihre Uebermacht auf den Gipfel des Berges; dann stiegen sie, ohne die Phocier weiter zu verfolgen, die Höhe hinab. Durch Ueberläufer und die auf den Höhen aufgestellten Wachen erfuhren die Griechen, daß sie umgangen würden. Mit Einwilligung des Leonidas zogen die übrigen Griechen sich eilig zurück; für Leonidas selbst aber und die Spartaner gab es keine Wahl, sie mußten den ihnen angewiesenen Posten behaupten. Freiwillig blieben auch siebenhundert Thespier; vierhundert Thebaner aber hielt Leonidas gegen ihren Willen gleichsam als Geiseln zurück, da Theben in dem Verdacht war, zum Abfall von der griechischen Sache geneigt zu sein.

Zu der mit Ephialtes verabredeten Vormittagsstunde gab Xerxes den Befehl zum Angriff. Die Griechen rückten, ihres Todes gewiß, in einen breiteren Theil der Schlucht vor und dehnten die Schlachtreihe weiter aus; sie kämpften mit der größten Tapferkeit und hieben mit den Schwertern auf die Perser ein, als ihre Speere zerbrochen waren. Viele Feinde fielen, und auch zwei Brüder des Xerxes fanden den Tod; mit Geißeln wurden die Barbaren von den Anführern in die Schlacht getrieben. Ein mörderischer Kampf entbrannte, als Leonidas fiel, um dessen Leichnam. Als Ephialtes mit der Perserschaar im Rücken der Griechen erschien, zogen sich die Thespier und Spartaner in den engeren Theil des Passes und hinter ihre Verschanzung zurück; die Thebaner aber gingen zu den Persern über. Die Thespier und Spartaner fochten gegen die herandringenden feindlichen Massen so lange bis alle im heldenmüthigen Kampfe gefallen waren. Gegen Leonidas war der Perserkönig so erbittert, daß er dem Leichnam desselben den Kopf abhauen und denselben auf einen Pfahl stecken ließ, ganz gegen die Sitte der Perser, welche tapfere Krieger zu ehren pflegten. Dagegen blieb den Griechen das Andenken an Leonidas und die mit ihm gefallenen

Helden stets heilig, ein gemeinschaftliches Grab hatte sie aufgenommen und Denkmale, Inschriften und Lieder verkündeten ihren Ruhm der spätesten Nachwelt.

Zwei Spartaner hatte Leonidas vor der Schlacht wegen einer Augenkrankheit in eine benachbarte Stadt geschickt; auf die Nachricht von dem Verrathe des Ephialtes eilte der eine derselben, Eurytus, nach Thermopylä und fand mit den übrigen den Tod; der andere, Aristodemus, kehrte nach Sparta zurück, wurde aber hier mit solcher Verachtung behandelt, daß er in der Schlacht bei Platää durch Tapferkeit und freiwilligen Tod den Schimpf zu tilgen suchte. Ein dritter, welcher als Bote in einen benachbarten Ort geschickt worden war und auf diese Weise am Leben blieb, fiel ebenfalls in Unehre und erhängte sich aus Verzweiflung.

Die griechische Flotte lag bei dem Vorgebirge Artemisium vor Anker. Zu derselben hatten die Athener 127 Schiffe unter dem Oberbefehl des Themistokles gestellt; Korinth hatte 40, Megara 20, Aegina 18, Sicyon 12, Sparta 10, Epidaurus 8, Eretria 7, Trözen 5, Styra auf Euböa 2 und andere Städte Schiffe gestellt. Die ganze griechische Flotte bestand aus 271 Schiffen, und den Oberbefehl hatte der Spartaner Eurybiades. Drei Schiffe, welche die Griechen als Vorposten und Wache nach der Insel Sciathus geschickt hatten, wurden von zehn schnellsegelnden Schiffen der Perser genommen. Die durch Feuerzeichen von Sciathus her davon benachrichtigten Griechen zogen sich von Artemisium nach Chalcis zurück, um die Meerenge zwischen Euböa und Mittelgriechenland zu vertheidigen. Die persische Flotte aber nahm ihren Standort bei Sepias, dem südöstlichen Vorgebirge von Thessalien. Da ein Hafen sie nicht fassen konnte, so lagen die Schiffe, acht hinter einander, tief in die See hinein vor Anker. Hier überfiel sie gleich am ersten Morgen ein gewaltiger drei Tage anhaltender Sturm, welcher gegen 400 Kriegsschiffe und noch mehr Lastschiffe zu Grunde richtete. Auf die Nachricht von dem Verluste der persischen Flotte segelten die Griechen wieder nach Artemisium zurück und nahmen bei dem Einfahren in den Meerbusen 15 persische Schiffe, die aus Versehen unter sie gerathen waren. Die Griechen hatten geglaubt, daß die feindliche Flotte durch den Sturm fast vernichtet sei, und verloren den Muth, als sie die ihnen dreifach überlegene feindliche Seemacht erblickten. Die Peloponnesier trugen darauf an, sich nach den Küsten des Peloponnes zurückzuziehen. Vergebens baten die Bewohner von Euböa so lange zu bleiben, bis sie die Ihrigen in Sicherheit gebracht hätten. Als sie bei Eurybiades kein Gehör fanden, wandten sie sich an Themistokles und schenkten ihm 30 Talente, damit er die Griechen bewege, vor Euböa ein Treffen zu liefern. Themistokles gewann nun den Eurybiades durch fünf und den Anführer der Korinthier durch drei Talente, und die griechische Flotte blieb bei Artemisium. Die Seeschlachten bei Artemisium.

Der persische Admiral befürchtete, daß bei einem Angriff die griechische Flotte durch den Euripus entfliehen werde, und sandte 200 Schiffe um Euböa herum, damit die Griechen zugleich von vorn und im Rücken angegriffen werden könnten. Als dieses die

Griechen durch einen Taucher aus Skione, welcher von der persischen Flotte zu seinen Landsleuten entfloh, erfuhren, griffen sie die feindliche Flotte an. Der Kampf, welcher bis in die Nacht dauerte, blieb unentschieden; doch nahmen die Griechen den Feinden 30 Schiffe weg. In der darauf folgenden Nacht wüthete abermals ein gewaltiger Sturm und that nicht nur der persischen Flotte großen Schaden, sondern vernichtete auch jene zur Umschiffung von Euböa abgesandten 200 Fahrzeuge. Nachdem am darauf folgenden Tage noch 53 attische Schiffe zu der griechischen Flotte gestoßen waren, wurde am dritten Tage ein zweites Seetreffen geliefert Auf beiden Seiten wurde mit großer Tapferkeit gekämpft; denn auch die Perser hatten treffliche Seeleute und Schiffe, und namentlich zeichneten sich die Aegyptier aus. Der Verlust der Barbaren war groß; aber auch die Griechen hatten bedeutend gelitten. Diese Seetreffen wurden an denselben Tagen geliefert, an welchen bei Thermopylä gestritten wurde.

Die griechische Flotte war so beschädigt, daß die Griechen, zumal als sie Nachricht von dem Ausgange des Kampfes bei Thermopylä erhielten, sich zurückzuziehen beschlossen. Sie segelten durch den Euripus nach der durch die Insel Salamis und die Südküste von Attika gebildeten Meerenge. Auch noch auf dem Rückzuge war Themistokles bemüht, für die Sache des Vaterlandes zu wirken. An den Uferplätzen, wo die Schiffer frisches Wasser einzunehmen pflegten, ließ er in die Felsen die Aufforderung an die Jonier und Karier einhauen, zu ihren Landsleuten überzugehen oder, wenn ihnen das nicht möglich sei, in dem Kampfe sich unthätig zu verhalten. Diese Worte mußten im geringsten Falle doch den Erfolg haben, den Verdacht der Perser gegen die Aufgeforderten zu erregen.

Zug des persischen Heeres durch Mittelgriechenland.

Plündernd und verheerend zog das persische Landheer nach dem Durchgang durch die Thermopylen durch Mittelgriechenland; kein Heer leistete Widerstand, da sich die Peloponnesier in den Peloponnes zurückgezogen hatten und nur bemüht waren, den Isthmus zu verschanzen. Die persisch gesinnten Landschaften Doris und Böotien wurden mit einiger Schonung behandelt; in Böotien nur die Städte Thespiä und Platää dem Boden gleich gemacht; dagegen wurden Phocis und Attika mit Feuer und Schwert auf die entsetzlichste Weise verwüstet. Ein Theil des persischen Heeres zog auch nach Delphi, um das Heiligthum zu plündern. Die Delphier flüchteten sich auf die Höhen des Parnassus; die Tempelschätze dagegen und etwa sechzig Männer und der die Orakel abfassende Priester blieben zurück. Als nun die Barbaren in der Thalschlucht gegen das Heiligthum heranzogen, brach unter Donner und Blitz ein furchtbares Gewitter los und gewaltige Felsstücke stürzten krachend und zermalmend auf die Perser herab. Erschrocken ergriffen sie die Flucht, und nun fielen auch noch die Delphier über sie her und hieben viele nieder. Die kampffähigen Männer von Athen begaben sich, als von Böotien her die Perser gegen Attika heranzogen, auf die Schiffe und zu der bei Salamis stehenden Flotte; die Greise aber, Weiber, Kinder und Sklaven wurden nach Trözen, Salamis und Aegina gebracht. Nur wenige ärmere Leute blieben in Athen zurück und

verschanzten sich auf der Akropolis. Nachdem Xerxes in die menschenleere Stadt eingezogen war, vertheidigten sie sich einige Zeit mit Glück; dann aber erstiegen die Perser an der steilsten und deshalb unbesetzten Stelle die Burg, steckten die Gebäude in Brand und tödeten die Besatzung.

Die griechische Flotte stand bei Salamis, sie war durch Schiffe verstärkt, welche sich in dem Hafen von Trözen versammelt hatten, und zählte jetzt außer den Lastschiffen 378 Kriegsschiffe. Die Athener allein hatten 180 gestellt. Die Ansichten der Anführer über den Ort, wo man eine Schlacht liefern solle, waren verschieden. Die meisten stimmten dafür an den Isthmus zu segeln und dort den Kampf anzunehmen. Im Falle einer Niederlage bei Salamis könne die Insel von dem Feind leicht eingeschlossen werden, vom Isthmus aus aber könne die geschlagene Mannschaft in ihre Heimath entkommen. Als den zur Berathung versammelten Anführern ein Athener die Nachricht brachte von der Verheerung von Hellas, von der Einnahme Athens und von der Eroberung und Einäscherung der Akropolis, da geriethen sie in solche Bestürzung, daß einige sogleich die Versammlung verließen und ihre Schiffe zur Abfahrt bereit machten, die zurückbleibenden aber den Entschluß faßten, am Isthmus eine Seeschlacht zu liefern. Als der Athener Mnesiphilus von Themistokles den gefaßten Beschluß erfuhr, rieth er ihm aufs dringendste, den Beschluß rückgängig zu machen; wenn man einmal Salamis verlasse, so werde es gar nicht zu einer Schlacht kommen, sondern die Schiffe würden sich zerstreuen und jeder in seine Heimath zurückkehren, Hellas aber werde untergehen. Themistokles erkannte, wie einsichtsvoll der Rath sei, und bestimmte durch seine Vorstellungen und Bitten den Eurybiades, die Anführer noch einmal zur Berathung zu versammeln. Noch vor der Eröffnung der Versammlung suchte Themistokles die einzelnen Anführer für seine Ansicht zu gewinnen; da sagte der Korinthier Adeimantus zu ihm: „Themistokles, bei den Kampfspielen werden diejenigen geschlagen, welche zu früh hervortreten;" „ja, erwiederte mit Milde Themistokles, aber die Zurückbleibenden werden nicht gekrönt." Bei der Berathung sagte Themistokles nichts davon, daß die Bundesgenossen, wenn man von Salamis aufbreche, davon segeln würden, sondern er setzte die Vortheile auseinander, welche der engere Meeresraum der kleineren griechischen Flotte darbiete; durch den Rückzug werde man Salamis, Megara und Aegina verlieren und den Feind zum weiteren Vorrücken gegen den Peloponnes veranlassen. Als Adeimantus höhnend entgegnete: wer kein Vaterland habe, müsse schweigen und dürfe nicht mitstimmen; da brach auch Themistokles in Vorwürfe gegen Adeimantus und die Korinthier aus; noch hätten die Athener eine Stadt und ein Vaterland, ihre 200 bemannten Schiffe; mit diesen würden sie, wenn man seinem Rathe nicht folge, nach Siris in Italien fahren und dort sich ansiedeln. Diese Drohung wirkte, und nun wurde beschlossen bei Salamis eine Schlacht zu liefern.

Schlacht bei Salamis.

Die persische Flotte war auch von Artemisium durch den Euripus in diese Gewässer gesegelt und hatte in dem Hafen Phalerum Anker geworfen. Der Verlust an Mannschaft, welchen die Perser

bei Thermopylä und Artemisium erlitten hatten, war durch die Truppen der griechischen Landschaften ersetzt, welche das persische Heer durchzogen hatte. Bei Athen berief nun Xerxes eine Versammlung der Schiffsbefehlshaber und legte die Frage vor, ob man eine Seeschlacht liefern solle. Alle stimmten dafür, nur Artemisia, die Wittwe des Beherrschers von Halikarnassus, mahnte davon ab. Xerxes, sagte sie, solle seine Flotte schonen; Athen und der größte Theil von Griechenland sei in seiner Gewalt, das Uebrige werde ihm ohne Kampf zufallen. Wenn er warte oder gegen den Peloponnes vorrücke, so würden sich die Griechen aus Mangel an Lebensmitteln nicht lange halten können; sie würden sich in ihre Städte zerstreuen. Eine verlorene Seeschlacht aber werde für die Perser auch die Vernichtung des Landheeres zur Folge haben. Obgleich dem Xerxes die Klugheit und Freimüthigkeit der Artemisia gefiel, folgte er doch dem Rathe der Mehrzahl und gab der Flotte den Befehl gegen Salamis hin zu steuern. Zugleich zog auch das persische Landheer vorwärts gegen den Peloponnes. Das Heer der Peloponnesier war auf dem Isthmus versammelt und Tag und Nacht eifrig damit beschäftigt über die ganze Landenge eine Mauer aufzuführen. Noch war aber der Bau nicht vollendet. Sobald man auf der griechischen Flotte Nachricht erhielt, daß das feindliche Heer den Peloponnes bedrohe, wurde in einer nochmaligen Versammlung der Befehlshaber laut und stürmisch die Anforderung gestellt, daß sich die Flotte den Küsten des Peloponnes nähere und dort eine Schlacht liefere. Als alles Gegenreden nichts half, ging Themistokles unbemerkt aus der Versammlung und sandte einen vertrauten Sklaven an die Befehlshaber der Feinde und ließ ihnen scheinbar wohlwollend sagen: die Griechen wären in Begriff aus Furcht zu entweichen; wenn die Perser sie jetzt angriffen, so würden sie bei ihrer Uneinigkeit keinen Widerstand leisten. Die Perser ließen sich täuschen und machten in der Nacht eine Bewegung mit beiden Flügeln ihrer Flotte, um die griechische einzuschließen. Der noch in der Verbannung lebende Aristides fuhr noch in der Nacht von Aegina aus durch die feindliche Flotte, um seinen Landsleuten zu melden, daß sie von den Feinden eingeschlossen würden. Man wollte aber dieser Mittheilung keinen Glauben schenken, bis ein Dreiruderer von der Insel Tenos, welcher von den Persern zu den Griechen überging, die volle Gewißheit brachte. Nun rüsteten sich die Hellenen, und es kam Ende September 480 vor Chr. zu der berühmten Seeschlacht bei Salamis. Die Flotte der Griechen stand nach dem Lande zu von Abend nach Morgen, auf dem rechten Flügel nach Eleusis hin die Athener und ihnen gegenüber auf dem linken Flügel der Feinde die Phönicier; auf dem linken Flügel der Griechen nach dem Piräeus hin die Lacedämonier und ihnen gegenüber auf dem rechten Flügel der Perser die Jonier. Auf beiden Seiten wurde mit großer Tapferkeit gefochten; die Griechen hielten aber größere Ordnung und bewiesen mehr Ueberlegung, besonders zeichneten sich die Athener und Aegineten aus. Viele Heldenthaten wurden von dieser Schlacht erzählt. Als die Königin Artemisia von einem athenischen Schiffe heftig verfolgt wurde, bohrte sie ein persisches Schiff, das ihr in den Weg kam,

in den Grund und täuschte dadurch sowohl ihren Verfolger, der nun von ihr abließ, als auch den Xerxes, welcher glaubte, sie habe ein hellenisches Schiff vernichtet. Denn der Perserkönig sah von dem festen Lande aus der Schlacht zu. Als die Schlachtreihe der Perser zu weichen begann, gereichte diesen die Menge ihrer Schiffe zum Verderben, indem im Gedränge die fliehenden und die zum Angriff vordringenden einander beschädigten und versenkten. Der Verlust der Perser war sehr groß, bei weitem der größte Theil ihrer Flotte war vernichtet.

Ende des Feldzugs.

Xerxes war durch die Niederlage seiner Flotte aufs tiefste erschüttert und entmuthigt. Zwar stellte er sich anfangs, als sei er zur Fortsetzung des Krieges entschlossen, aber Mardonius, der ihn genauer kannte, merkte wohl, daß es ihm nicht Ernst damit sei, und that den Vorschlag, der König solle nach Persien zurückkehren und ihn mit 300,000 Mann auserlesener Truppen zurücklassen. Er verpflichtete sich, mit diesem Heere ganz Griechenland zu unterwerfen. Xerxes billigte diesen Vorschlag und sandte die Schiffe nach dem Hellespont, um die Brücke zu beschützen, während er selbst mit dem Heere zu Lande den Rückweg antrat. Die Griechen folgten den feindlichen Schiffen bis nach Andros, einer der Cykladen, und hier hielten sie einen Rath, in welchem Themistokles den Vorschlag machte, den Feinden bis zum Hellespont nachzusetzen und dort die Brücken abzubrechen. Dagegen war die Meinung des Eurybiades, welche auch die übrigen billigten und befolgten, man solle den Xerxes mit seinem Heere fliehen lassen. Themistokles sandte nun einen Boten an Xerxes mit der Mittheilung, die Griechen hätten die persischen Schiffe weiter verfolgen und die Brücken über den Hellespont abbrechen wollen, er aber habe sie davon abgehalten. Wahrscheinlich sollte diese Botschaft den König zur Beschleunigung seines Rückzugs bewegen, weil er befürchten mußte, daß die Griechen jenen Plan noch ausführen könnten. Nachdem die griechische Flotte von der weiteren Verfolgung abgelassen hatte, wandte sich ein Theil derselben gegen einige Inseln, welche auf der Seite der Perser an dem Kriege Theil genommen hatten, und Themistokles zwang sie als Buße dafür ihm Geld zu zahlen. Xerxes hingegen zog mit dem Heere eiligst durch Böotien nach Thessalien, wo Mardonius mit 300,000 Mann der besten Truppen zurückblieb. Der König aber eilte mit dem Reste des Heeres, welches durch Hungersnoth und Seuchen noch bedeutend gelichtet wurde, nach dem Hellespont und setzte auf Schiffen nach Abydus über, da die Brücken durch Stürme beschädigt waren.

Auf der Insel Salamis feierten die Griechen das Siegesfest und brachten den Göttern Weihgeschenke und Opfer dar. Als die Anführer nach dem Siegesfest und der Vertheilung der Beute sich nach dem Isthmus begaben, um dort am Altare des Neptun den ersten und zweiten Siegespreis zu ertheilen, erkannte jeder sich selbst den ersten, die meisten aber dem Themistokles den zweiten Preis zu. Erhielt dieser demnach auch den ersten Preis nicht, so galt er doch in ganz Griechenland für den einsichtsvollsten Mann. Große Ehrenbezeigungen wurden ihm bei einem Besuche in Sparta zu Theil. Zwar ertheilten die Spartaner dem Eurybiades als Siegespreis einen

Kranz von Oelzweigen, aber auch dem Themistokles einen gleichen Kranz als Anerkennung seiner Klugheit und Gewandtheit. Außerdem schenkten sie diesem einen schönen Wagen und auf seinem Heimwege geleiteten ihn die dreihundert Ritter, die Ehrenwache der Könige, bis an die Grenze des Landes, eine bis dahin noch keinem Menschen erwiesene Ehre. Als Themistokles bei den olympischen Spielen erschien, vergaßen alle Zuschauer die Kämpfer und richteten nur auf ihn die Augen.

Unterhandlungen und Beginn des Feldzugs im Jahre 479.

Mardonius brachte mit seinem Heere den Winter in Thessalien zu. Noch vor dem Beginn des Krieges im Frühjahre 479 vor Chr. sandte er den König Alexander von Macedonien, der ein Gastfreund der Athener und jetzt den Persern unterthänig war, nach Athen, um den Athenern ein Bündniß mit den Persern anzutragen, unter Zusicherung ihrer Freiheit und Selbständigkeit, einer Erweiterung ihres Gebietes und des Wiederaufbau's ihrer zerstörten Tempel. Die Athener gaben aber die Antwort: so lange die Sonne ihre Bahn wandele, würden sie keinen Bund mit Xerxes schließen. Dem Alexander aber riethen sie, ihnen nie wieder einen so schändlichen Antrag zu machen; denn sie möchten nicht gern, daß ihm ein Leid widerführe, da er ihr Gastfreund sei. Den Spartanern endlich, welche auf die Nachricht von der Gesandtschaft des Alexander eiligst Gesandte mit Abmahnungen nach Athen geschickt hatten, gaben sie zur Antwort: so lange noch ein Athener übrig sei, würden sie kein Bündniß mit Xerxes eingehen. Zugleich forderten sie die Spartaner auf, ungesäumt ihr Heer aufzubieten und ausrücken zu lassen; denn der Feind werde gegen sie ausziehen, sobald er ihre abschlägige Antwort vernommen habe.

Nach Alexanders Rückkehr rückte Mardonius, ohne Widerstand zu finden, in Böotien und von da in Attika ein. Die Spartaner zögerten mit der zugesagten Hülfe und wollten nur den Isthmus vertheidigen; die Athener mußten sich zum zweitenmal entschließen, mit den Ihrigen und ihrer Habe ihre Stadt zu verlassen und nach Salamis zu flüchten. Ohngefähr zehn Monate nach der ersten Einnahme Athens durch die Perser, im Mai oder Juni 479 vor Chr., zog Mardonius wieder in Athen ein. Von hier aus ließ er den Athenern nochmals ein Bündniß unter den früher angebotenen Bedingungen antragen. Sein Gesandter wurde aber gar nicht vor die Volksversammlung, sondern nur vor den Rath der Fünfhundert gelassen und sein Antrag zurückgewiesen. Ein Senator, welcher das angebotene Bündniß anzunehmen rieth, wurde nicht nur von seinen erbitterten Mitbürgern gesteinigt, sondern es drangen die athenischen Frauen auch in sein Haus und tödeten sein Weib und seine Kinder. An die Spartaner schickten die Athener Gesandte, welche ihnen Vorwürfe wegen ihrer Saumseligkeit machten, sie zur Hülfleistung ermahnten, an die Anerbietungen der Perser erinnerten und erklärten, die Athener würden sich selbst zu helfen wissen, wenn man ihnen keinen Beistand leiste. Mit den athenischen kamen zugleich auch Gesandte von Megara und Platää. Die Spartaner feierten gerade wieder ein Fest und dachten überhaupt nur an die Vollendung des über den Isthmus aufgeworfenen Walles. Die Ephoren hielten des-

halb die Gesandten von einem Tag zum anderen hin. Erst als ein angesehener Arkadier aus Tegea darauf aufmerksam machte, daß auch die stärkste Mauer den Peloponnes nicht schützen werde, wenn man die Athener zwinge, sich an die Perser anzuschließen, erst da sandten die Ephoren ein Heer von 5000 Spartanern und 35,000 Heloten ab, zu denen später noch 5000 Perioeken stießen. Den Oberbefehl über dieses Heer hatte Pausanius, der Vormund von dem unmündigen Sohne des Leonidas. An die Spartaner schlossen sich Truppen anderer peloponnesischer Städte an, und in Eleusis vereinigten sich mit diesem Heere 8000 schwergewaffnete Athener unter Anführung des Aristides. Dieses Bundesheer rückte nach Böotien.

Die Schlacht bei Platää.

Auf die Nachricht von dem Auszug des spartanischen Heeres verwüstete Mardonius Attika und zerstörte Athen und zog mit seinem Heere nach Böotien, wo er noch vor der Ankunft der Griechen am Fluße Asopus ein festes Lager aufschlug. Den Persern gegenüber, am anderen Ufer des Asopus und am Fuße des Cithäron bezogen die Griechen ein Lager. Mardonius wünschte eine Schlacht zu liefern und ließ deshalb die Griechen durch seine treffliche Reiterei wiederholt angreifen. Durch diese Angriffe litten die Megareer am meisten, welche die ausgesetzteste Stellung, mehr in der Ebene, inne hatten. Sie verlangten deshalb nach einiger Zeit von ihrem Posten abgelöst zu werden, und 300 auserlesene Athener erboten sich diese Stellung einzunehmen. Von den letzteren wurde bei einem neuen Angriff der Perser Masistius, der Anführer der Reiterei und nach Mardonius der angesehenste Mann im persischen Heere, getödet. Bald verlegten die Griechen ihr Lager weiter nach Platää hin, wo ihnen die Gegend günstiger zu sein schien und auch besseres Wasser darbot. Als hier bei der Aufstellung zwischen den Tegeaten und Athenern ein Streit entstand, indem beide den linken Flügel einzunehmen verlangten, erklärte Aristides, die Athener wären nicht hierher gekommen, um mit Worten zu streiten, sie würden jedem Platze Ehre machen, welchen die Spartaner ihnen anweisen würden. Darauf riefen alle Spartaner, daß die Athener den linken Flügel einnehmen sollten; auf dem rechten aber standen die Spartaner. Das griechische Heer bestand jetzt aus 38,700 Schwerbewaffneten und etwa 71,300 Leichtbewaffneten, also zusammen aus 110,000 Mann, und über dasselbe hatte Pausanias den Oberbefehl. Mardonius verlegte nun sein Lager ebenfalls weiter nach Platää hin, auf der anderen Seite des Asopus. Sein Heer giebt Herodot auf 300,000 Mann an, und dazu kamen noch ohngefähr 50,000 hellenische Bundesgenossen. Den Spartanern stellte Mardonius die Perser als seine tapferste Mannschaft gegenüber, den Athenern die hellenischen Bundesgenossen der Perser, namentlich auch die Macedonier und Thessalier.

Zehn Tage standen sich die beiden Heere gegenüber; die Griechen hatten Verstärkungen an sich gezogen, aber die Perser hatten, um das zu verhüten, die Pässe des Cithäron besetzt und den Griechen eine Zufuhr von Lebensmitteln und 500 Stück Zugvieh weggenommen. Der kriegslustige Mardonius war entschlossen eine Schlacht zu liefern. In der Nacht ritt der König Alexander von Macedonien zu den Wachen der Athener hinüber und theilte den

auf sein:n Wunsch herbeigerufenen Anführern mit, daß Mardonius am nächsten Morgen eine Schlacht zu liefern beschlossen habe. Wenn dieser jedoch das Treffen noch aufschiebe; so möchten sie ausharren, da die Perser nur noch für wenige Tage Lebensmittel hätten. Pausanias ließ die Athener mit den Spartanern die Stellung wechseln, damit jene, mit der Kampfweise der Perser bekannt, den Persern gegenüber ständen. Sobald Mardonius dieses erfuhr, ließ er ebenfalls seine Flügel die Stellung vertauschen, und that dieses nochmals, als die Spartaner den rechten Flügel wieder einnahmen. An diesem Tage kam es jedoch zu keiner Schlacht, sondern nur die persische Reiterei that den Griechen bedeutenden Schaden und verdrängte die Spartaner von der Quelle Gargaphia, aus welcher das von den Ufern des Asopus zurückgewichene Heer seinen Wasserbedarf bezog. Da es den Griechen auch an Lebensmitteln fehlte, so beschlossen die Anführer sich bis auf eine Insel des Asopus vor Platää zurückzuziehen. Der größte Theil des griechischen Heeres führte in der nächsten Nacht den Rückzug aus, ging aber weiter zurück, als verabredet war, nämlich bis vor Platää. Nur die beiden Flügel, die Athener und Spartaner, blieben stehen. Als Pausanias den Spartanern den Befehl zum Ausbruch gab, weigerte sich ein Anführer, Amompharetus, welcher von dem gefaßten Beschlusse nichts wußte, zurückzugehen, indem er das für schimpfliche Flucht erklärte. Ueber dem hierdurch veranlaßten Streit brach der Morgen an, und nun erst zog sich auch Pausanias mit den Spartanern zurück, in der Erwartung, daß Amompharetus ihm doch folgen werde. Den Athenern aber befahl Pausanias sich nach dem rechten Flügel zu herüberzuziehen. Die Spartaner und die Tegeaten marschirten auf den Höhen des Cithäron, die Athener aber am Fuße des Berges in der Ebene. Sobald Mardonius den Aufbruch der Griechen bemerkte, führte er die Perser über den Asopus und griff die Spartaner und Tegeaten an. Auch die übrigen persischen Anführer gaben das Zeichen zur Verfolgung der Feinde und eilten diesen mit Geschrei und ohne Ordnung nach. Mit den Athenern fochten die griechischen Hülfsvölker der Perser. Der Kampf blieb lange unentschieden und war besonders da sehr heftig, wo Mardonius an der Spitze von 1000 auserlesenen Persern kämpfte. Beide Theile bewiesen große Tapferkeit, nur waren die Perser nicht so schwergerüstet wie die Griechen und standen diesen an Uebung und Ordnung im Kampfe nach. Als Mardonius fiel, wichen die Perser und flohen ohne Ordnung ihrem Lager zu. Noch hielt sich die persische Reiterei und deckte einigermaßen die Flucht des Fußvolkes; doch mußte auch sie zuletzt die Flucht ergreifen. Die Geschlagenen flohen theils in das verschanzte Lager, theils in eine bei Theben errichtete Feste und wurden nach deren Einnahme fast sämmtlich getödet. Nur 40,000 Mann unter Artabazus Anführung, welche gar nicht ins Treffen gekommen waren, gelangten nach Phocis und von da an den Hellespont. Der Verlust der Griechen war sehr gering. Dagegen machten sie eine sehr große Beute; der zehnte Theil derselben wurde zu Weihgeschenken für die Götter bestimmt, das Uebrige unter die Griechen vertheilt und dem Pausanias ein zehnfacher Antheil gegeben. Nachdem die Griechen ihre Todten bestattet, die Weihgeschenke

bestimmt und die Beute vertheilt hatten, zogen sie vor Theben und zwangen die Thebaner durch Einschließung der Stadt und Verheerung des Landes die Häupter der persisch gesinnten Partei auszuliefern. Diese nahm Pausanius mit nach Korinth und ließ sie dort, als an dem Sitze des Hellenenbundes, hinrichten.

Au demselben Tage, an welchem die Griechen bei Platää den großen Sieg erfochten, siegte auch ihr Schiffsheer bei Mykale in Jonien. Die persische Flotte stand seit der Schlacht bei Salamis bei Samos, um den Abfall der kleinasiatischen Griechen zu verhüten; die griechische Flotte hingegen, unter dem Oberbefehl des spartanischen Königs Leotychides, lag bei Delos vor Anker. Zu Leotychides kamen Gesandte der Jonier und forderten ihn auf, die persische Flotte anzugreifen und die kleinasiatischen Griechen von der Knechtschaft der Perser zu befreien. Dieser Aufforderung folgend fuhren die Griechen im Herbste 479 v. Chr. von Delos nach Samos, um die daselbst befindliche persische Flotte anzugreifen. Auf die Nachricht davon entließ der persische Admiral die phönicischen Schiffe, welche den besten Theil seiner Flotte ausmachten, nach Hause und fuhr mit den übrigen Schiffen nach dem benachbarten Vorgebirge Mykale an der ionischen Küste, wo ein persisches Landheer stand. Die Schiffe wurden an das Land gezogen und um dieselben ein Pfahlwerk errichtet. Leotychides folgte den Persern von Samos nach Mykale und ließ die Jonier durch einen Herold auffordern, der Freiheit eingedenk zu sein, wenn es zu einem Treffen käme. Die Griechen stiegen ans Land und griffen die Verschanzungen der Feinde an. Die Jonier gingen zu ihnen über und es verbreitete sich das ermuthigende Gerücht von einem im Mutterlande über Mardonius erfochtenen Siege. Die Griechen erstürmten die Verschanzungen, verbrannten die persischen Schiffe und machten eine ansehnliche Beute. Die Samier, Chier und andere Inselbewohner wurden sogleich in den Bund der Griechen aufgenommen. Die Gefahr für das europäische Griechenland war nun beseitigt, und die folgenden Kämpfe mit den Persern hatten nicht mehr die Behauptung der Freiheit, sondern die Erweiterung der griechischen Macht zum Zweck. Schlacht bei Mykale.

Der ruhmvolle Ausgang dieser großen und gefährlichen Kämpfe erfüllte die Griechen mit gerechtem Stolze und Selbstgefühl und steigerte ihre Freiheitsliebe aufs höchste. Die Tage, an welchen die Griechen siegreich gekämpft hatten, wurden jährlich als heilige Feste gefeiert, und der Ruhm der Gefallenen durch Festreden und Denkmäler verherrlicht. Die unermeßliche Beute veränderte den Besitzstand und das bisherige Maß von Wohlhabenheit und Reichthum und trug zur raschen Entfaltung des äußeren Lebens bei. Die Perserkriege zeigen aber auch den Mangel an Einigkeit und die vielfachen Spaltungen der Griechen; sie haben die Größe Athens begründet, aber auch den Grund zu der Eifersucht zwischen diesem Staate und Sparta gelegt. Am herrlichsten hatte Athen dem Schrecken und den Lockungen der Barbaren widerstanden, und nun entfalteten sich die im siegreichen Kampfe gepflanzten Keime eines neuen Lebens in thatenreicher Fortentwickelung. Es war zunächst der schöpferische Wachsende Größe Athens.

und große Geist des Themistokles, welcher mit der schon im Kriege bewiesenen Weisheit und Gewandtheit den raschen Aufschwung Athens beförderte. Auf seinen Rath verschoben die in ihre zerstörte Stadt zurückgekehrten Athener so lange alle anderen Bauten, bis sie ihre Stadt durch eine starke und dauerhafte Mauer befestigt hatten. Als die Spartaner gegen den Bau der Mauern Einsprache erhoben, wußte sie Themistokles durch List so lange hinzuhalten, bis die Mauern die nöthige Höhe erreicht hatten und er offen auftreten und den Widerspruch als ungeziemend zurückweisen konnte. Auf den Rath des Themistokles wurde ferner die zwei Stunden von Athen entfernte Bucht Piräeus zu einem sicheren und geräumigen Hafen gemacht und von der Landseite mit einer sehr starken Mauer umgeben. Der Bau wurde so rasch betrieben, daß er bereits im zweiten Jahre nach der Schlacht bei Platää vollendet war.

Athen erhält die Hegemonie.

Als sich die griechischen Staaten von den Leiden des Krieges etwas erholt hatten, wurde die verbündete Flotte unter dem Oberbefehl des Spartaners Pausanias ausgesandt, um die griechischen Städte, in welchen noch persische Besatzungen lagen, zu befreien 477 vor Chr. Die Perser wurden von der Insel Cypern und aus Thracien vertrieben und Byzanz erobert, und in letzterer Stadt viele angesehene Perser zu Gefangenen gemacht. Pausanias, der Sieger von Platää, ein stolzer und herrschsüchtiger Mann, war durch die reiche Beute in den Besitz großer Schätze gelangt und vom Glücke geblendet; es mißfiel ihm sowohl die einfache Lebensweise der Spartaner in Vergleich zu der Pracht und Ueppigkeit der persischen Großen, als auch die durch die Ephoren und den Senat beschränkte Macht der spartanischen Könige, welche er überdies nur als Vormund des unmündigen Königs verwaltete, im Gegensatz zu der fast unabhängigen Gewalt der persischen Satrapen. Treue und Vaterlandsliebe wichen den Lockungen des Genusses und der Begierde nach Herrschaft, und Pausanias beschloß, sich durch Verrath an seinem Vaterlande Befriedigung seiner Prachtliebe und Herrschsucht zu verschaffen. Er ließ die gefangenen Perser entfliehen, bewarb sich bei Xerxes in einem Schreiben um die Hand einer Tochter und bot ihm seine Hülfe zur Unterwerfung Griechenlands an. Das Anerbieten war dem persischen König höchst erwünscht, er ernannte einen für solche Angelegenheiten geeigneten Mann, den Artabazus, zum Statthalter von Phrygien und beauftragte ihn, die Unterhandlungen mit Pausanias zu führen. Pausanias meinte bereits das Ziel seines verrätherischen Planes erreicht zu haben, er umgab sich mit persischer Pracht, legte die Kleidung der Satrapen an, bildete sich von medischen und ägyptischen Gefangenen eine Leibwache und behandelte die griechischen Bundesgenossen mit Härte und Uebermuth. Dies erregte allgemeine Unzufriedenheit, und die Bundesgenossen kündigten dem Pausanias den Gehorsam auf. Die peloponnesischen Bundesgenossen segelten nach Hause, die von den Inseln und aus Jonien aber, die Stammgenossen der Athener, boten dem Aristides den Oberbefehl an. Aristides nämlich, welcher sich durch seine Rechtlichkeit in ganz Griechenland das größte Vertrauen erworben hatte, war der Befehlshaber der athenischen Schiffe und bei ihm befand

sich auch Cimon, der Sohn des Miltiades. Die Milde und Gerechtigkeit dieser beiden Männer war dem Benehmen des Pausanias ganz entgegengesetzt. Auf diese Weise erlangten die Athener die Oberanführung oder Hegemonie zur See.

Die Spartaner riefen den Pausanias nach Sparta zurück und sandten einen anderen Anführer; aber diesen erkannten die Bundesgenossen nicht an. Die Spartaner gaben den Oberbefehl zur See auf, da sie ihn bei der geringen Zahl ihrer Schiffe nicht behaupten konnten und riefen ihre Schiffe zurück.

Schon unter Sparta's Oberleitung hatten die Griechen gewisse Steuern für den Krieg entrichtet. Auf den Rath des Aristides wurde die Insel Delos, welche wegen ihres berühmten Apollotempels allen Griechen heilig war, zum Versammlungsort der Verbündeten bestimmt und daselbst das Geld aufbewahrt, welches zur Fortführung des Krieges gezahlt wurde. Die Gesammtsumme wurde auf 460 Talente festgesetzt, und Aristides mit der Vertheilung auf die einzelnen Staaten beauftragt. Er verfuhr hierbei mit solcher Gewissenhaftigkeit, daß alle Staaten zufrieden waren. Von den einzelnen Staaten wurden aber nicht nur Beiträge an Geld gezahlt, sondern auch Schiffe und Mannschaft gestellt.

Veränderung der athenischen Verfassung.

In dieser Zeit erlitt auch die Verfassung von Athen eine wichtige Veränderung. Nach der Rückkehr in die Stadt strebte die Masse der Bürger im Gefühl dessen, was sie gelitten und geleistet hatten, ihre Rechte zu erweitern, während die alten reichen Geschlechter zum Theil verarmten und ihren Einfluß verloren. Theils um die unteren Klassen für die Tapferkeit zu belohnen, welche sie in dem Perserkriege bewiesen hatten, theils um die Zahl der Steuerpflichtigen zu vermehren, schlug Aristides das Gesetz vor, daß alle vier Klassen gleiche Rechte und gleiche Pflichten haben und die Archonten aus allen Athenern, nicht mehr nur aus der ersten Klasse genommen werden sollten. Durch diese Veränderung wurde die Verfassung ganz demokratisch. Die Macht der Archonten wurde immer mehr beschränkt; im Kriege lag die Gewalt in den Händen der Feldherrn, in Athen übten die durch Einsicht und Beredtsamkeit ausgezeichneten Staatsmänner und Redner den größten Einfluß, während das Volk selbst in den wichtigsten Angelegenheiten entschied. Die gleiche Berechtigung aller Bürger war heilsam für den Staat, so lange die Mehrzahl des Volkes aus rechtlichen, unabhängigen und einsichtsvollen Bürgern bestand, welche selbst prüften und ihrer Ueberzeugung folgten, und so lange durch Einsicht, Vaterlandsliebe und Rechtlichkeit ausgezeichnete Staatsmänner die Gunst des Volkes und die Zustimmung zu ihren Vorschlägen erlangten. Die Gleichstellung aller Bürger mußte aber verderblich werden, sobald die Zahl der ungebildeten, besitzlosen und deshalb bestechlichen Bürger überwog, die Führer des Volkes, selbst um ihre guten und dem Staate heilsamen Absichten durchzusetzen, zu unerlaubten Mitteln greifen, und die rechtlichen Staatsmänner den gewissenlosen und schlechten weichen mußten. Nur zu bald trat in Athen eine solche Veränderung ein. Die ungeheure Siegesbeute, der rasch aufblühende Handel, Gewerbs- und Kunstfleiß vermehrten den Reichthum, hoben die Bildung und

steigerten die Genüsse, erweiterten aber auch die Kluft zwischen den Reichen und den zahlreichen Armen und machten die letzteren zu einem gefährlichen Werkzeug für ehrgeizige und gewissenlose Volksführer (Demagogen). Aristides blieb bis zu seinem Tode der Mann des Volkes; Themistokles aber wurde ein Opfer der demokratischen Eifersucht seiner Mitbürger und 471 vor Chr. durch Ostracismus aus Athen verbannt.

Letzte Schicksale des Pausanias. Auch auf die strengen Sitten der Spartaner übte die persische Beute einen nachtheiligen Einfluß, wie das Benehmen des Pausanias beweist. Er wurde nach seiner Zurückkunft zur Untersuchung gezogen, aber von der Anschuldigung des Verraths freigesprochen und nur wegen anderer Vergehen zu einer Geldstrafe verurtheilt. Er begab sich als Privatmann abermals nach Byzanz und von da, weil seine Sicherheit durch die Athener bedroht war, nach Troas, um die Ausführung seiner verrätherischen Pläne zu betreiben. Auf die Nachricht hiervon riefen ihn die Spartaner abermals zurück, und Pausanias, um nicht schuldig zu erscheinen, und in der Hoffnung durch Geld und Einfluß die Anklage beseitigen zu können, stellte sich. Anfangs gelang es ihm die Ephoren zu täuschen, man konnte ihn keiner bestimmten Schuld überführen, und selbst die Anzeige eines Versuchs zur Aufwiegelung der Heloten schien ein strengeres Verfahren nicht hinreichend zu rechtfertigen, bis endlich der Bote, welcher in Pausanias Auftrag Briefe an den Satrapen Artabazus überbringen sollte, diese den Ephoren überlieferte. Da erst und nachdem man auch noch dem Pausanias selbst durch List das mündliche Eingeständniß seiner Schuld abgelauscht hatte, ward seine Verhaftung beschlossen. Pausanias ahnete die ihm drohende Gefahr und flüchtete sich in den Tempel der Athene, wo er als Schutzflehender gegen Gewalt gesichert war. Während nun die Spartaner ungewiß waren, was zu thun sei, soll die Mutter des Pausanias zu dem Tempel gekommen sein, ohne ein Wort zu sprechen, einen Ziegelstein am Eingange des Heiligthums niedergelegt und sich dann entfernt haben. Die Spartaner vermauerten sofort den Eingang und trugen den Pausanias, erst als er dem Hungertode nahe war, aus dem Tempel, damit sein Leichnam das Heiligthum nicht entweihe. Pausanias starb wenige Augenblicke nachher 469 vor Chr. In demselben Jahre wurde auch der König Leotychides, der Sieger von Mykale, verbannt, weil er sich auf einem Feldzuge in Thessalien hatte bestechen lassen.

Tod des Themistokles und Aristides. In den Sturz des Pausanias wurde auch Themistokles verwickelt. Dieser lebte seit seiner Verbannung 471 vor Chr. in Argos. Auch hier verfolgte ihn die Eifersucht seiner Gegner und der Haß der Spartaner. Die letzteren erhoben nach dem Tode des Pausanias gegen Themistokles die Anklage, daß er mit Pausanias im geheimen Einverständnisse gewesen sei, und verlangten, daß er als Verräther an dem gesammten Griechenland vor Gericht gestellt werde. Die Gegner des Themistokles setzten den Befehl zu dessen Verhaftung durch; Themistokles aber entfloh nach Korcyra und von da nach Epirus zu Admetus, dem König der Molosser. Dieser, obwohl ihm

nicht gewogen, nahm doch den Flüchtling gastlich auf und verweigerte anfangs standhaft dessen Auslieferung. Als die Spartaner die angesehensten Männer als Gesandte an Admetus schickten und ihm mit einem Kriegszuge drohten, wenn er den Verräther nicht ausliefere, gab der König dem Themistokles den Rath, heimlich und eilig sein Land zu verlassen. Durch die Unterstützung des Admetus gelangte Themistokles glücklich nach der Seestadt Pydna und von da nach Kleinasien. Er meldete dem Artaxerxes brieflich seine Ankunft, indem er ihn unter Berufung auf die Verdienste, die er sich durch jene geheimen Meldungen vor und nach der Schlacht bei Salamis um die Perser erworben habe, um eine Zuflucht bat und nach einem Jahre sich persönlich dem Könige vorstellen zu wollen versprach. Diese Zeit benutzte er dazu, sich die Kenntniß der persischen Sprache und Landessitte anzueignen. Nach Ablauf dieser Frist begab er sich an den persischen Hof und gelangte hier durch seine ausgezeichnete Persönlichkeit und durch das Versprechen seiner Mitwirkung zu der noch nicht aufgegebenen Unterwerfung Griechenlands zu dem höchsten Ansehen. Der König schenkte ihm zur Bestreitung seiner Bedürfnisse die Einkünfte der drei Städte Magnesia, Lampsakus und Myus. In Magnesia starb er, 65 Jahre alt, wie es scheint, in Folge einer Krankheit. Nach einer anderen Erzählung tödete er sich durch Gift oder Stierblut, aus Reue über das gegebene Versprechen, zu dessen Erfüllung er gedrängt wurde. Das Jahr seines Todes ist ungewiß. In Magnesia wurde ihm ein Denkmal errichtet, seine Gebeine aber auf seinen Wunsch heimlich nach Athen gebracht und dort auf der piräischen Halbinsel beigesetzt. Themistokles hat nicht geleugnet, Kenntniß von der Verrätherei des Pausanias gehabt zu haben, er widersprach aber dem Vorwurfe einer beabsichtigten Theilnahme. Er wollte nur nicht den Angeber machen, weil er dieses für unwürdig oder den Plan des Pausanias für unausführbar und thöricht hielt.

Sein großer Gegner Aristides war, hochgeehrt von seinen Mitbürgern und von ganz Griechenland, 467 vor Chr. gestorben. Der Staat übernahm die Kosten der Bestattung, sorgte für die hinterlassenen Kinder und errichtete ihm ein Denkmal.

Seit der Verbannung des Themistokles und nach dem Tode des Aristides stand Cimon, der Sohn des Miltiades, als der einflußreichste Mann an der Spitze des athenischen Staates. Er besaß große Fähigkeiten, die er jedoch in seiner etwas wüsten Jugend nicht sorgfältig ausgebildet hatte. Er war ein tüchtiger Redner und von seinem großen Vater in der bürgerlichen Verwaltung und in der Kriegskunst unterwiesen worden. Durch das väterliche Erbtheil im Chersones und durch eine Heirath mit einer begüterten Thracierin war er in den Besitz großer Reichthümer gelangt. Durch große Freigebigkeit suchte er die Gunst des Volkes zu gewinnen; Sklaven mit Geldbeuteln begleiteten ihn, um die Hülfsbedürftigen sogleich zu unterstützen, und nicht selten mußte einer der ihn begleitenden Sklaven einem armen Bürger auf der Straße sein Obergewand geben. Er hielt für die Bürger seines Stammes täglich offene Tafel und gestattete jedem Bürger den Genuß der Früchte in seinen Gärten. Er hatte Cimon.

aristokratische Grundsätze und trat dem damals wachsenden Uebergewichte des Volkes entgegen. Nach Außen suchte er die stets rege Thätigkeit der Griechen gegen Persien zu richten und deshalb zwischen den beiden Hauptstaaten, Sparta und Athen, den Frieden zu erhalten.

Von 470 vor Chr. an wurde Cimon eine Reihe von Jahren hindurch zum Strategen erwählt und verrichtete ruhmvolle Thaten. Er vertrieb zuerst die Perser aus den von ihnen noch besetzten Städten der thracischen Küste. Tapferen Widerstand leistete besonders die persische Besatzung der Stadt Eion. Die Griechen wurden erst Herren der Stadt, nachdem der persische Befehlshaber, von allen Lebensmitteln entblößt, alle Kostbarkeiten vernichtet und sich mit seinen Angehörigen in die Flammen gestürzt hatte. Durch diese Eroberung erhielten die Athener einen fruchtbaren Landstrich, in welchem sie später Amphipolis gründeten. Auch die Insel Skyros, deren Bewohner Seeräuberei trieben, eroberte Cimon und brachte von da die angeblichen Gebeine des Theseus unter dem Jubel des Volkes nach Athen.

Im Jahr 469 vor Chr. fuhr Cimon mit 200 Schiffen aus, zu denen noch 100 der kleinasiatischen Griechen stießen, und suchte die Perser in Asien auf. Nachdem er in Karien und Lycien viele Städte eingenommen hatte, traf er in Pamphylien auf ein persisches Landheer und eine Flotte von 450 oder 600 Schiffen. Ohne große Anstrengung siegte er an der Mündung des Eurymedon über die Flotte, setzte sofort seine Truppen ans Land und erfocht noch an demselben Tage nach einem harten Kampfe auch über das Landheer einen Sieg. Eine reiche Beute bot den Griechen das verlassene persische Lager. Durch diese Niederlagen wurde die Macht der Perser so geschwächt, daß sie in der nächsten Zeit ein feindliches Zusammentreffen mit den Griechen vermieden. Spätere griechische Schriftsteller haben mit Unrecht einen von Cimon mit dem Perserkönig geschlossenen Frieden angenommen.

Seinen eigenen Antheil an der durch die siegreichen Unternehmungen gemachten reichen Beute verwandte Cimon auf die Befestigung seines Ansehens und auf die Hebung der aristokratischen Partei, während auf seine Anregung die vermehrten Staatsgelder zur Begründung der athenischen Macht und zur Verschönerung Athens benutzt wurden. Damals wurde der Bau der beiden langen Mauern begonnen, durch welche Athen mit dem zwei Stunden entfernten Piräeus verbunden und der Raum zwischen der Stadt und dem Meere befestigt wurde. Cimon legte den unter dem Namen der Akademie bekannten Spaziergang an, baute eine Stoa oder einen Säulengang und schmückte den großen Marktplatz mit Platanen-Alleen.

Im Jahr 468 vor Chr. vertrieb Cimon die Perser und Thracier aus dem Chersonese, und die Athener suchten sich diese durch ihre Fruchtbarkeit und Lage am Hellesponte wichtige Gegend durch Kolonien zu sichern. Das Verhältniß Athens zu den Bundesgenossen veränderte sich; an die Stelle der gemeinschaftlichen Berathungen zu Delos traten bloße Befehle Athens, die Beiträge wurden mit großer Härte eingetrieben und über ihre Verwendung keine Rechenschaft

abgelegt; jeder Rückstand in der Lieferung der Schiffe zur gemeinschaftlichen Flotte und jede Schlaffheit in der Theilnahme am Kriege wurde streng bestraft. Die meisten Bundesgenossen begingen einen großen Fehler. Um ihre Schiffe und Bürger nicht beständig ausschicken zu müssen und um dadurch die Gewerbe und den Handel nicht in Stockung gerathen zu lassen, kamen sie auf den Vorschlag des Cimon mit den Athenern dahin überein, daß sie jährlich an die Athener eine bestimmte Summe zahlten und diese dafür die vorgeschriebene Zahl von Schiffen und Truppen stellten. In demselben Grade, in welchem so die Bundesgenossen, nachdem sie die Waffen aus den Händen gegeben, unkriegerischer wurden, vergrößerte sich die Streitfertigkeit und Seemacht der Athener, so daß die Bundeshoheit derselben sich bald zur Herrschaft steigerte. Die Athener unterhielten nun auf fremde Kosten eine große und wohlgeübte Flotte, und die damals auf den Inseln und Küsten angelegten Kolonien dienten sowohl zur Erweiterung der athenischen Macht als auch zur Beobachtung der Bundesgenossen und Barbaren. Als die Naxier sich den Forderungen Athens entziehen wollten und vom Bunde abfielen, wurden sie 466 v. Chr. völlig unterjocht und zu Unterthanen Athens gemacht.

Im Jahr 465 v. Chr. wurde Cimon mit einer Flotte gegen die Insel Thasos gesandt. Die Bewohner dieser Insel besaßen nämlich an der thracischen Küste, wo damals die Athener Kolonien gründeten, Gold- und Silberminen und trieben einen einträglichen Handel mit dem inneren Thracien. Sie geriethen mit den Athenern in Zwist und fielen in Folge davon vom Bunde ab. Cimon besiegte sie zwar in einer Seeschlacht, konnte sie aber erst nach dreijähriger Belagerung dahin bringen, daß sie ihre Festungswerke niederrissen, ihre Schiffe auslieferten, eine Geldsteuer entrichteten und auf ihre Besitzungen auf dem nahen Festlande verzichteten. Nach seiner Rückkehr 463 v. Chr. wurde Cimon angeklagt, er habe die Gelegenheit, weitere Eroberungen auf dem Festlande zu machen, nicht benutzt, weil er von dem macedonischen Könige Alexander bestochen worden sei. Cimon war der angesehenste Mann in Athen und machte überdies von seinem großen Reichthum einen höchst volksthümlichen Gebrauch. Allein die Zahl derjenigen, welche die Verfassung Athens noch demokratischer zu machen strebten, war nicht gering; sie waren vor allem bemüht, den Einfluß Cimons, den sie als den Gegner ihres Strebens kannten, zu untergraben; sie nannten ihn einen Geldaristokraten, regten das Selbstgefühl der Masse immer mehr auf und sagten dem Volke, daß Cimon und seine Anhänger der politischen Gleichstellung der Bürger die praktische Bedeutung zu entziehen suchten. Das Ansehen des Cimon stand jedoch so fest, daß der Hauptankläger selbst, Perikles, die Anklage nicht eifrig betrieb und Cimon freigesprochen wurde. Ja der Einfluß Cimons war noch so groß, daß er die Athener zur Unterstützung der von den Heloten bedrängten Spartaner zu bewegen vermochte.

Ein furchtbares Erdbeben hatte nämlich 464 v. Chr. Sparta an den Rand des Verderbens gebracht. Fast alle Häuser waren zerstört und an 20,000 Menschen waren dabei umgekommen. Die

Der dritte messenische Krieg.

Heloten wollten das allgemeine Unglück und die damit verbundene Verwirrung benutzen, um ihr Joch abzuschütteln, sie bewaffneten sich und rückten gegen Sparta heran. Die Besonnenheit des Königs Archidamus rettete jedoch Sparta vor der drohenden Gefahr. Er ließ durch die Schlachttrompete seine Mitbürger zu den Waffen rufen, und die an strenge Kriegszucht gewöhnten Spartaner versammelten sich auf dem Markte und stellten sich in Schlachtordnung. Die Aufrührer verließen bei diesem Anblick bestürzt die Stadt, bemächtigten sich aber der messenischen Bergfeste Ithome, welche sie von neuem befestigten und gegen die Spartaner vertheidigten. Da die Mehrzahl der Empörer Nachkommen der unglücklichen Messenier waren, so nennt man diesen Kampf den dritten messenischen Krieg. Die in Belagerungen ungeschickten Spartaner vermochten Ithome nicht zu erobern und baten ihre Nachbarn und sogar die Athener um Hülfe. Obgleich die demokratische Partei und namentlich Ephialtes widerstrebte, so setzte es doch Cimon durch, daß ein Heer, von ihm selbst geführt, nach dem Peloponnes gesandt wurde. Die Belagerung von Ithome zog sich aber in die Länge, und der alte Stammhaß zwischen Athen und Sparta machte die Spartaner mistrauisch gegen die Athener, sie fürchteten, daß sich diese mit den Heloten verstehen möchten. Daher entließen sie die Athener unter dem Vorwande, daß sie ihrer nicht mehr bedürften, während sie doch die übrigen Bundesgenossen zurückbehielten. Diese schimpfliche Zurücksetzung erbitterte die Athener so sehr, daß sie sogleich den während der Perserkriege mit Sparta geschlossenen Bund aufhoben und mit den Argivern, den Erbfeinden Spartas, eine Verbindung eingingen. Die Argiver aber benutzten die Bedrängniß Sparta's, um die ihnen von jeher feindliche Stadt Mycenä zu erobern und zu zerstören. Die Heloten und Messenier behaupteten sich in Ithome zehn Jahre lang, von 464 bis 454 vor Chr., und die Spartaner mußten sie endlich mit Weibern und Kindern aus dem Peloponnes abziehen lassen. Diesen Auswanderern überließen die Athener die Stadt Naupaktus, welche sie kurz vorher den ozolischen Lokrern abgenommen hatten.

Verbannung Cimons. Schwächung des Areopag.

Die Zurücksendung ihres Hülfsheeres hatte die Athener sehr erbittert, und die demokratische Partei setzte es daher unter Perikles Leitung durch, daß Cimon nach seiner Rückkehr durch den Ostracismus verbannt wurde 461 v. Chr. Das Ringen der aristokratischen und demokratischen Partei dauerte auch nach Cimons Entfernung fort. Den härtesten Schlag erlitt die aristokratische Partei dadurch, daß dem Areopag seine ethisch-politische Bedeutsamkeit genommen und dadurch die letzte verfassungsmäßige Stütze der Aristokratie vernichtet wurde. Auf die Anregung und mit Unterstützung des Perikles that nämlich Ephialtes den Vorschlag und setzte ihn durch, daß dem Areopag alle seine bisherigen Befugnisse bis auf die Blutgerichtsbarkeit genommen werden sollten. Durch diesen Beschluß blieb dieser wichtigen Behörde nur ein Schatten ihrer früheren Bedeutung. Im Jahre 460 v. Chr. erhöhte Athen die jährlichen Beiträge der Bundesgenossen auf 600 Talente und verlegte den Bundesschatz von

Delos nach Athen. Dadurch erhielt Athen die unumschränkte Verfügung über die Bundesgelder.

Theilnahme der Athener an dem Aufstande Aegyptens.

Wollte Athen sein drückendes Uebergewicht über die Bundesgenossen behaupten, so mußte die Flotte nicht nur unterhalten, sondern auch mit möglichst einträglichen Unternehmungen beschäftigt werden. Deshalb wurden 200 Kriegsschiffe abgesandt, um den Persern die reiche Insel Cypern zu entreißen. Diese Schiffe waren aber daselbst kaum angekommen, als sich eine noch vortheilhaftere Aussicht auf Eroberung eröffnete. Das seit der Empörung im Jahr 486 v. Chr. unter noch härteren Druck gebrachte Aegypten erhob sich unter Inarus, dem Häuptling einiger afrikanischen Stämme, gegen die persische Herrschaft, und Inarus bat Athen um Beistand 460 v. Chr. Die Athener gingen auf das Gesuch ein und befahlen ihrer Flotte von Cypern nach Aegypten zu segeln. Die persische Flotte wurde zerstört und das zur Unterwerfung des Landes herbeieilende persische Heer von den verbündeten Athenern und Aegyptern geschlagen. Die Besiegten zogen sich nach Memphis und behaupteten sich in dem festen Theil der Stadt, obgleich zwei Drittheile derselben erobert waren, drei Jahre lang. Da nahte endlich Megabyzus, der Satrap von Syrien, eroberte fast ganz Aegypten wieder, schloß Inarus auf einer Nilinsel ein und setzte die an der Insel liegenden athenischen Schiffe durch Abgraben des Nilarmes aufs Trockene. Inarus wurde gefangen, und von den Griechen entkamen nach dem Verluste der Flotte nur wenige nach der griechischen Pflanzstadt Cyrene 455 v. Chr. Aller auf diesen Krieg gemachte Aufwand war verloren und auch noch 50 von Athen zu Hülfe geschickte Kriegsschiffe wurden an der ägyptischen Küste in den Grund gebohrt oder weggenommen. Ganz Aegypten bis auf einige sumpfige Gegenden, wo sich ein gewisser Amyrtäus hielt, kam wieder in die Gewalt der Perser.

Die Kriege bis zu Cimons Tod.

Gleichzeitig mit diesem Kriege hatten die Athener auch in der Heimath Kämpfe zu bestehen. Der kleine Staat von Megaris, von Korinth hart bedrängt und von Sparta ohne Schutz gelassen, hatte sich vom peloponnesischen Bunde getrennt und an Athen angeschlossen. Das war gegen das Interesse der peloponnesischen Seestaaten und deshalb begannen Korinth und Aegina 458 Krieg mit Athen. Die Korinthier wurden aber von Myronides besiegt und Aegina nach einer neunmonatlichen Belagerung erobert, verlor seine Mauern und Schiffe und mußte einen jährlichen Tribut zahlen 456 v. Chr.

Die Spartaner hatten, noch mit der Bekriegung der Heloten beschäftigt, an diesen Kämpfen keinen Antheil genommen, aber auch zwischen ihnen und den Athenern kam es zum Krieg. Die Phocier hatten die Dorier bekriegt und ihnen eine Stadt weggenommen; da sandten die Spartaner ihren Stammgenossen, den Doriern, ein Hülfsheer unter Nikomedes und erzwangen die Zurückgabe der Stadt. Die Volkspartei in Athen, mehr durch Haß gegen Sparta als durch Freundschaft für Phocis bestimmt, beschloß den zurückkehrenden Spartanern den Weg zu verlegen; eine athenische Flotte kreuzte in dem krissäischen Meerbusen und athenische Besatzungen hielten die Ge-

birgspässe in Megaris besetzt. Nikomedes zog deshalb mit seinem Heere nach Böotien und war dort den Thebanern behülflich, die seit den Perserkriegen verlorene Herrschaft über die böotischen Städte wiederzuerlangen, um an Theben eine den Spartanern befreundete Gegenmacht gegen Athen zu gewinnen. Auch knüpften die Aristokraten in Athen heimliche Unterhandlungen mit ihm an. Da eilte die herrschende Partei in Athen, die verhaßten Spartaner aus ihrer Nähe zu vertreiben. Ein athenisches Heer, durch 1000 Argiver, andere Bundesgenossen und thessalische Reiter verstärkt, rückte nach Böotien, und bei Tanagra kam es 457 v. Chr. zur Schlacht. Vor derselben erschien der in der Verbannung lebende Cimon bei dem Heere, um an dem Kampfe Theil zu nehmen; er wurde aber aus Mißtrauen zurückgewiesen und ermahnte beim Weggehen seine Freunde, durch Tapferkeit den Argwohn zu widerlegen. Das thaten sie auch, sie schaarten sich zusammen und starben fast alle den Heldentod. Dennoch ging die Schlacht bei Tanagra für die Athener verloren, und die Spartaner zogen sich nun ungehindert in den Peloponnes zurück. Das edle Benehmen Cimons und das durch die erlittene Niederlage geschwächte Vertrauen in die demokratischen Machthaber bewirkten, daß Cimon, und zwar auf den Antrag des Perikles, von den Athenern zurückgerufen wurde. Bereits zwei Monate nach der Niederlage bei Tanagra zog ein neues athenienfisches Heer unter Myronides nach Böotien, erfocht im Anfange des Jahres 456 v. Chr. einen vollständigen Sieg über die Böotier und zwang die böotischen Städte, mit Ausnahme Thebens, die Phocier und die opuntischen Lokrer eine demokratische Verfassung einzuführen und dem athenischen Bunde beizutreten. Eine athenische Flotte unter Tolmides plünderte 455 v. Chr. die Küsten des Peloponnes, eroberte Gythium, die Hafenstadt der Spartaner, verbrannte die Schiffswerfte und verheerte das Land. Dann segelte Tolmides nach den Inseln Zakynthus und Cephallenia und unterwarf sie und entriß den ozolischen Lokrern die Stadt Naupaktus, welche den aus Ithome abgezogenen Messeniern eingeräumt wurde. Im folgenden Jahre unternahmen die Athener unter Perikles wiederum einen Zug nach dem Peloponnes, verheerten einen Theil desselben und unterwarfen dann alle Städte von Akarnanien. Athen stand damals auf dem Höhepunkte seines Ruhmes und seiner Macht; es besaß auch auf dem Festlande eine nicht geringere Macht als Sparta. Die langen Mauern wurden 457 vollendet.

Gleich nach seiner Rückkehr hatte Cimon die Herstellung des Friedens zwischen Athen und Sparta betrieben, aber erst nach langen Unterhandlungen kam 450 v. Chr. ein Waffenstillstand auf fünf Jahre zu Stande. Cimon eilte sogleich, die geschäftige Thätigkeit der Athener auf die Perser zu richten und segelte 449 v. Chr. mit 200 Schiffen nach der den Persern unterthänigen Insel Cypern, deren Besitz einer Seemacht höchst wünschenswerth sein mußte. Sechzig seiner Schiffe sandte Cimon nach Aegypten, wo sich Amyrtäus in den Niederungen des Delta noch behauptete, mit den übrigen belagerte er Citium auf Cypern. Bei dieser Belagerung starb er 449 v. Chr.; die Athener, welche Mangel litten, hoben die Belagerung auf, besiegten noch die Perser zu Wasser und zu Lande

bei Salomis auf Cypern und kehrten nach Hause zurück. Seit Cimons Tod ruhten geraume Zeit die Feindseligkeiten der Griechen gegen die Perser.

Zur Zeit von Cimons Tod beherrschte Athen das Meer, es gebot als Bundesgenossen und zum Theil als Unterthanen den Inseln des ionischen Meeres und fast sämmtlichen Inseln des ägäischen, vielen Städten Kleinasiens, Thraciens und Macedoniens; seiner Führung folgten im eigentlichen Griechenland die zu Demokratien umgestalteten Städte Böotiens, mit Ausnahme Thebens, die von Phocis und Megaris, es stand im Bunde mit den Argivern und sein Uebergewicht schien unerschütterlich, zumal da Sparta durch viele Unfälle geschwächt war. Aber das prächtige und stolze Gebäude der atheniscen Macht war auf einer zu schmalen und zu wenig festen Grundlage aufgeführt, durch zu künstliche Mittel aufrecht erhalten, als daß es hätte von langer Dauer sein können. Durch seine Seemacht war Athen groß geworden, aber die gleichsam auf den Wellen schwimmende Größe Athens, von einem allzu kleinen Gebiet und einer zu geringen Bevölkerung von Bürgern getragen, sank so schnell wie sie erstanden war. Dagegen erhob sich bald die Macht Sparta's wieder, welche auf der breiteren und natürlicheren Grundlage eines ausgedehnteren Gebietes und des Bundes mit Stammverwandten ruhte. Athen zur Zeit von Cimons Tod.

Durch Freundlichkeit und Gerechtigkeit hatte sich Athen den Oberbefehl über die Bundesgenossen erworben; aber allmälig behandelte es diese wie Unterthanen, hart und willkürlich. Die Beiträge zum Kriege wurden von 460 Talenten auf 600 erhöht. Die gemeinschaftliche Kriegskasse wurde von Delos nach Athen versetzt und dadurch den Athenern die willkürliche Verwendung dieser Gelder selbst zu Ausgaben, die dem Zwecke des Bundes fremd waren, zur Verschönerung der Stadt, zu Festen und Spenden an das Volk, erleichtert. Das erbitterte die Bundesgenossen und löste die Bande der Anhänglichkeit und des Vertrauens; nur durch Furcht und Gewalt wurde der Bund zusammengehalten.

Eine einsichtsvolle und starke Regierung hätte vielleicht auch unter so schwierigen Verhältnissen die Macht des Staates lange Zeit behaupten können; aber eine solche fehlte in Athen. Nicht ein Rath, nicht eine Behörde leitete die wichtigsten Staatsangelegenheiten, sondern einzelne, an der Spitze einer Partei stehende Männer. Diese Männer blieben immer, wenn sie auch noch so mächtig waren, von der Gunst der Masse abhängig, sie mußten diese auf jede Weise zu gewinnen und zu behaupten suchen und waren oft in Gefahr, bei dem souveränen Volke in Ungnade zu fallen, wenn sie ihrer eignen bessern Einsicht folgten. Das Volk wurde oft von schlauen Rednern getäuscht und zu Beschlüssen veranlaßt, die schädlich waren, aber der Eitelkeit des Volkes schmeichelten. Die Verfassung Athens wurde seit den Perserkriegen immer demokratischer, und es wuchsen die bei dieser Verfassungsform mehr als bei einer andern sich darbietenden Gefahren. Aristides hatte dem Verlangen nach Gleichstellung der Rechte aller Bürger nachgeben zu müssen geglaubt; Cimon vermochte, obgleich er aristokratisch gesinnt war,

nicht die Ansprüche des Volkes einzuschränken und steigerte durch seine Freigebigkeit die Anforderungen der Menge an die Person seiner Führer; Ephialtes endlich und Perikles beseitigten durch Beschränkung des Areopag die letzte Stütze der Aristokratie und gewährten dem Volke die unumschränkte Freiheit, wodurch es, wie die Komödiendichter sich ausdrücken, so unbändig wurde, daß es wie ein wildes Pferd keinem Zügel mehr gehorchen wollte. Nach Cimons Tode stand Perikles zwanzig Jahre allein an der Spitze des Staates und er verstand es die Elemente in Schranken zu halten, zu deren Aufregung er beigetragen hatte. Sehen wir in dieser Zeit die Verfassung Athens zur unumschränkten Demokratie ausgebildet, so müssen wir doch bedenken, daß diese Demokratie nur die Bürger umfaßte. Der Schein demokratischer Gleichstellung verschwindet, wenn man nur an die Metöken denkt; die gerühmte Freiheit erscheint aber als eine unnatürliche Aristokratie, wenn man sich erinnert, daß von den ohngefähr 500,000 Bewohnern Attika's 365,000 und noch mehr das drückende Joch der Sklaverei trugen.

Perikles. Perikles war der Sohn des Xanthippus, welcher in der Schlacht bei Mykale die athenischen Schiffe befehligt hatte, und stammte durch seine Mutter Agariste, die Nichte des Klisthenes, von dem alten angesehenen Geschlechte der Alkmäoniden ab. Er war durch körperliche Vorzüge nicht minder als durch geistige Anlagen ausgezeichnet. Sein Aussehen so wie seine Stimme und Redeweise erinnerten stark an Pisistratus, so daß er anfangs schon dadurch, zumal bei seinem Reichthum und seiner vornehmen Geburt, die Demokraten Athens gegen sich einnahm und deshalb auch in seiner Jugend sich nicht den Staatsgeschäften, sondern dem Kriege widmete und in diesem sich als tapferer Mann auszeichnete. Später jedoch wandte er sich ganz den Staatsgeschäften zu, und man sah ihn nur auf dem Wege nach dem Markte und dem Rathhause; er schlug jede Einladung zu Gastmählern aus und entsagte allen solchen heiteren Zusammenkünften. Seine hohen Geistesgaben waren durch die beste Erziehung ausgebildet, und das Zusammenwirken der Zeitumstände und der Umgang mit den begabtesten Männern vollendeten seine Entwickelung, so daß er zuletzt die ganze Bildung seiner Zeit in sich vereinigte. Er hatte sich eifrig mit Philosophie, der Redekunst, dem Staatswesen und den Künsten beschäftigt. Als seine Lehrer und Freunde, welche auch später mit ihm in vertraulichem Verkehr lebten, werden genannt: Phidias, der größte griechische Bildhauer, die beiden Musiker Pythoklides und Damon, von denen der letztere zugleich ein tiefer Denker und einer der besten Lehrer der Redekunst war, Zeno der Eleat, der vorzüglichste Bildner der Dialektik, insbesondere endlich der Klazomenier Anaxagoras, durch dessen großartige Weltanschauung auch Perikles einen höheren Standpunkt und einen weiteren Gesichtskreis sich aneignete. Aus diesem Umgange ging Perikles hervor gekräftigt an Geist und Herz, erhaben über den Aberglauben der Menge, thatkräftig und ausdauernd, streng und mäßig in seiner Lebensweise, ernst und aller Schaustellung feind, tüchtig von Gesinnung und als ein wahrer Patriot. Um nicht durch allzuhäufigen Verkehr mit dem Volke sein Ansehen

zu schwächen, trat er nur bei den wichtigsten Angelegenheiten als Redner in der Volksversammlung auf und ließ bei anderen seine Freunde und vertraute Redner sprechen. Wenn aber Perikles vor dem Volke auftrat, so war er als Redner unwiderstehlich, und die alten Schriftsteller sind voll des Lobes seiner rednerischen Kraft und Fülle, seiner Würde und Anmuth. Man pflegte von ihm zu sagen: er donnere und blitze von der Rednerbühne herab und nannte ihn den Olympier. Seine Beredtsamkeit war jedoch nicht heftig und ungestüm; er sagte kein Wort, das nicht zur Sache gehörte. Nicht durch buhlerische Rede, nicht durch kriechende und schmeichlerische Leutseligkeit gewann und beherrschte er das Volk, vielmehr machten ihm manche ein vornehmes Wesen und Hochmuth zum Vorwurf. Er schmeichelte nicht, seine Ueberzeugung und seine Würde verleugnend, den Athenern; er hob ihre Gesinnungen zu der Höhe der seinigen empor; er begeisterte das ganze Volk zu einem hochsinnigen Stolze und zu edler Aufopferung. Als Feldherr war Perikles ebenso beherzt als besonnen; als Lenker des Staates führte er mit Sicherheit das Ruder und beherrschte die gährende Masse mit unerschütterlicher Festigkeit; als Verwalter des Staatshaushaltes verband er weise Benutzung aller Hülfsquellen und die größte Liberalität mit der gewissenhaftesten Uneigennützigkeit und der strengsten Unbestechlichkeit. In einem Staate, in welchem die vornehme Geburt Nichts, die Persönlichkeit Alles galt, in einer an großen Männern reichen Zeit, unter dem gebildetsten Volke und zur größten Zeit dieses Volkes stand Perikles zwanzig Jahre und lange Zeit selbst ohne Nebenbuhler an der Spitze. Obgleich er seiner Geburt nach der Aristokratie angehörte, trat er doch als Begünstiger und Förderer der Demokratie auf; er verschaffte dem Volke eine schrankenlose Macht und stand selbst als unumschränkter Leiter desselben an der Spitze des Staates.

Perikles erniedrigte sich zwar nie, um die Gunst des Volkes zu erringen oder zu behaupten, aber doch waren die Mittel, deren er sich bediente, zum Theil sehr bedenklich und gefährlich. Der reiche Cimon hatte durch seine maßlose Freigebigkeit das Volk, besonders die ärmeren Bürger verwöhnt; Perikles, weniger reich, nahm, um das Volk zu gewinnen, seine Zuflucht zu den Staatsgeldern und verwandte diese zu vielen theils nützlichen und schönen, theils aber auch überflüssigen und schädlichen Einrichtungen. Im gleichen Verhältnisse wie die Staatseinkünfte wurden auch die Bedürfnisse des Volkes gesteigert und durch deren Befriedigung die Kräfte des Staates zersplittert, der Geist des Volkes verderbt und der Grund zum Verfalle gelegt. Reiche Spenden aller Art, deren Kosten die Staatskasse hergeben mußte, verschafften dem Perikles die Liebe des Volkes; allein eben diese Spenden waren es auch, welche die in dem athenischen Volke liegenden Keime der Genußsucht, der Geldgier, des Hanges zum Nichtsthun schnell zu einer bedenklichen Höhe entwickelten. Die Maßregeln des Perikles finden einige Rechtfertigung darin, daß er Athen die Hegemonie von Griechenland erwerben wollte, und daß hierzu alle Kräfte des Staates angespannt, vor allem das Volk zur äußersten Anstrengung angetrieben, durch Zugeständnisse gewonnen und durch Befriedigung

seiner Gelüste im Guten erhalten werden mußte. Und in der That erreichte Perikles seinen Zweck; Athen gelangte durch ihn zu seiner höchsten Blüthe. Aber diese Blüthe war nur von kurzer Dauer; denn die Gewitter, welche Perikles heraufbeschworen hatte, verdüsterten noch den Abend seines Lebens und entluden sich, nachdem er die Augen geschlossen hatte, unheilbringend und zerstörend über Attika. Perikles hatte den Staat nur für seine eigene Kraft zugerichtet; mit ihm entschwand auch die Seele des Staates und es war niemand da, welcher in seinem Geiste fortwirken und das Staatsgebäude stützen konnte. Es blieb nichts zurück als ein entwöhntes Volk, das seine Hülfsquellen selbst erschöpfte und das, von feilen Demagogen geleitet und durch die Gräuel eines langwierigen Krieges entsittlicht, zuletzt seine Selbständigkeit verlor.

Maßregeln zur Versorgung armer Bürger. Verschönerung Athens.

Um die Stadt von armen, müssigen und unruhigen Leuten zu befreien, veranstaltete Perikles häufige Uebersiedelungen athenischer Bürger in unterworfene Staaten. Dadurch wurde zugleich die Abhängigkeit jener Staaten und der Besitz vieler für den Handel und die Seeherrschaft wichtigen Punkte gesichert. Ferner schickte Perikles, auch wenn kein Krieg war, jährlich 60 Kriegsschiffe aus, auf welchen viele Bürger acht Monate lang Sold empfingen und den Seedienst lernten. Er förderte den Handel und das Seewesen, gab den Armen Gelegenheit zu schneller Bereicherung und verminderte auch dadurch das Ansehen der alten Geschlechter, deren Reichthum in Grundbesitz bestand. Er ließ große Bauten und prächtige Kunstwerke ausführen und verschönerte dadurch nicht allein die Stadt, sondern verschaffte auch einer Menge Handwerker und Künstler Beschäftigung und Unterhalt. Die herrlichsten Bauwerke wurden auf der Akropolis aufgeführt. Schon in der Straße, durch welche man auf die Burg gelangte, ergriff einen Staunen und Bewunderung. Man sah über die Häuser erhaben ein breites prachtvolles Säulenthor, ganz von Marmor, mit fünf hohen Durchgängen, und zu beiden Seiten mit großen Flügelgebäuden versehen. Eine prächtige Treppe von vielen Stufen, so breit als das Thor und ebenfalls von Marmor, führte zu dem Thore. Diese berühmten Propyläen waren ein Werk des Atheners Mnesikles, und ihr Bau kostete 2012 Talente. Auf der Akropolis stand das Parthenon, der Haupttempel der Stadt Athen und der Schutzgöttin derselben, ein vorzügliches Meisterwerk der alten Baukunst, in Form eines mit dorischen Säulen umgebenen länglichen Viereckes. Wegen der Höhe der Akropolis konnte man das Parthenon von allen Seiten sehen, man mochte zu Lande oder zur See nach Athen kommen. Die darin aufgestellte 36 Fuß hohe Bildsäule der Athene, von Elfenbein und Gold, war ein hochberühmtes Werk des Phidias. Eine andere kolossale Statue dieser Göttin, von demselben Künstler aus dem zehnten Theile der marathonischen Beute in Erz gegossen, stand auf der höchsten Spitze der Burg und war so groß, daß die Seeleute, wenn sie um das fünf Meilen von Athen entfernte Vorgebirge Sunium schifften, den Helm und Speer blinken sahen. Ebenfalls unter Perikles Staatsverwaltung wurde das zu poetischen und musikalischen Wettstreiten bestimmte Odeum erbaut.

Athen wurde durch seine schönen und großartigen Kunstwerke die erste Stadt der alten Welt. Die Kunstwerke, welche damals geschaffen wurden, sind nie übertroffen, ja nicht einmal erreicht worden; und nicht weniger als Baukunst und Bildhauerei blühten damals auch die Poesie und Musik. Alle Künste schlugen in Athen ihren Sitz auf und erreichten daselbst ihre höchste Vollendung. Herrlich blühte in dieser Zeit die Tragödie und Komödie und nicht minder die Beredtsamkeit und Philosophie. Perikles verschaffte seinen Mitbürgern die höchste Bildung, erhob Athen zur glänzendsten Stadt und zum Mittelpunkt des geistigen Lebens der Griechen, zum Sitz der Wissenschaft, aller Künste und Gewerbe. Die tägliche Anschauung oder das häufige Anhören von ausgezeichneten Erzeugnissen schärfte das Urtheil und bildete den Geschmack. Jeder Bürger hörte in der Volksversammlung und den Gerichtssitzungen die trefflichsten Reden und brauchte kein anderes Studium. Was sich bisher Ausgezeichnetes einzeln und zerstreut bei dem griechischen Volke gefunden hatte, das drängte sich jetzt alles in Athen zusammen; diese Stadt wurde das Musterbild des griechischen Wesens und gleichsam der Brennpunkt des ganzen geistigen Lebens der Griechen. Bildung und Kunstsinn der Athener.

Perikles veranstaltete ferner Vertheilungen von Getraide, öffentliche Bewirthungen der Bürger, Schauspiele und Festaufzüge. Ein Volksfest über das andere mit Schmaus, Schauspiel und feierlichen Aufzügen wurde veranstaltet und das Volk beständig durch allerhand Vergnügungen unterhalten. Die Veranstaltung von Festlichkeiten wurde für Athen so wichtig, als in den Hauptstädten unserer Zeit die Sorge für die Wohlfeilheit des Brodes. Perikles führte auch das Theorikon oder die Schauspielgelder ein. Ursprünglich waren dieselben nur eine Vergünstigung für die ärmeren Bürger, denen seit Errichtung eines steinernen Theaters der Staat das an den Theaterpächter zu zahlende Eintrittsgeld von zwei Obolen (nicht ganz 2½ Silbergroschen) vergütete; später verschmähten aber auch die Reichen diese Spende nicht. Die Mittel dazu wurden aus den Ueberschüssen der Bundeskasse, später auch aus der Kriegskasse genommen, so daß es in der Zeit der Noth gewöhnlich an dem Unentbehrlichsten gebrach. So groß war die Schaulust und Genußsucht der Athener, daß ein Antrag, diese Gelder für ihren ursprünglichen Zweck zu verwenden, ein Gesetz zur Folge hatte, welches jeden mit dem Tode bedrohte, der einen ähnlichen Antrag stellen würde. Festlichkeiten Theorikon.

Perikles setzte es ferner durch, daß den Richtern für jede Gerichtssitzung ein Obolus gezahlt wurde; später wurde dieser Richtersold auf drei Obolen (3½ Silbergroschen) erhöht, eine Summe, die bei der Wohlfeilheit der Bedürfnisse größer war, als sie uns zu sein scheint. Bei der großen Zahl von 6000 Geschwornen, welche jährlich aus den Bürgern ausgeloost wurden, kam allerdings die Reihe so oft an den einzelnen Bürger, daß der damit verbundene Zeitaufwand ein Verlust für die Aermeren sein mußte. Man hätte nun diese Last dadurch verringern können, daß man die Zahl der Sold in Gerichten und Volksversammlungen.

Geschwornen für den einzelnen Gerichtshof herabsetzte. Eine zu große Zahl von Geschwornen konnte überdies der Ruhe und Ordnung der Verhandlung nicht förderlich sein; sie mußte Entscheidungen durch das Geschrei und Gewicht der Masse, durch die blinde Leidenschaft statt nach klarem Recht und besserer Einsicht herbeiführen. Durch den Richtersold wurde aber das Richten zu einer Erwerbsquelle für die Aermeren gemacht, während die Wohlhabenderen sich mehr und mehr davon zurückzuziehen suchten. Es war für die Eitelkeit des gemeinen Atheners schmeichelhaft, daß er in den Gerichten den Reichen, vor dem er sich als Einzelner beugen mußte, zu seinen Füßen zittern sah. Durch Erkennung von Geldstrafen, welche häufig und in hohem Betrag vorkamen, wurde zwar zunächst die Staatskasse bereichert, da die direkte Vertheilung konfiscirter Habe zu den Seltenheiten gehörte; aber die Bereicherung der Staatskasse kam indirekt auch den Einzelnen wieder zu Gute. Es wurde der Bestechung der Richter Thor und Thür geöffnet und zuerst das Erscheinen oder Wegbleiben der Richter, am Ende geradezu ihre Entscheidung erkauft. Es bildete sich eine eigene Klasse von Anklägern, der Sykophanten, die ein nicht uneinträgliches Gewerbe trieben, indem sie theils durch ihre muthwilligen Anklagen die Gelegenheit zu richten vermehrten und dadurch sich den Dank des Volkes verdienten, theils die Furcht der Reichen zu benutzen suchten, um von diesen Geld zu erpressen. Nicht leicht entging ein ausgezeichneter Mann muthwilligen Anklagen, und weder Zurückgezogenheit, noch Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten stellte davor sicher. Denn beides ließ sich bei dem Volke verdächtigen. Die Reichen suchten dagegen durch das Aufbieten ihrer Verwandten und Freunde, durch Erbitten und Erkaufen von Stimmen, durch den Eindruck einer schmeichlerischen Beredtsamkeit ein freisprechendes Urtheil zu erlangen. Auch die Bundesgenossen wurden genöthigt, ihr Recht in Athen zu holen und ihre Prozesse von athenischen Gerichtshöfen entscheiden zu lassen. Dadurch wurde der Verkehr in der Hauptstadt und die Zahl der Prozesse vermehrt und dadurch wieder der athenische Bürger beschäftigt und erhalten.

In der Zeit des Perikles, wenn auch vielleicht nicht von ihm selbst, wurde ferner die Einrichtung getroffen, daß auch für den Besuch der Volksversammlung dem einzelnen Bürger ein Obolus gezahlt wurde. Im Jahr 393 v. Chr. wurde dieser Sold auf drei Obolen erhöht. Durch diese Maßregel wurde auch in der Volksversammlung das Uebergewicht der niederen Klasse entschieden. Der Pöbel strömte auf die Pnyx und entschied über Krieg und Frieden, Freiheit und Verbannung der Bürger, während die Wohlhabenderen wegblieben, weil sie sich für die kleine Summe nicht gern stoßen und treten ließen. So kam Gesetzgebung, Staatsverwaltung und Rechtspflege in die Hände der Ungebildeten, und diese waren blinde Werkzeuge derer, die sie zu leiten verstanden.

Kriegssold. Einen gleichen Zweck wie bei den bisher angeführten Maßregeln verfolgte Perikles auch bei dem von ihm durchgesetzten Beschluß, daß den Bürgern, welche bisher den Kriegsdienst unentgeldlich geleistet hatten, im Kriege Sold und Verpflegung gegeben wer-

den solle. Der Hoplite oder Schwerbewaffnete erhielt zwei Obolen täglich, Officiere das Doppelte, Reiter das Dreifache, Feldherrn das Vierfache; dazu Verpflegung in Natura oder Geld. Durch diese Einrichtung wurde der Gesichtspunkt, aus dem man bisher den Kriegsdienst betrachtet hatte, gänzlich verrückt und dadurch, sowie durch die ausgedehnte Herrschaft und den Reichthum Athens die zunehmende Verbreitung von Söldnerschaaren bewirkt. Gegen das Ende des peloponnesischen Krieges nahm das Söldnerwesen immermehr zu und hielt gleichen Schritt mit dem Verfall des öffentlichen Lebens und jener aufopfernden Liebe für das Vaterland, welche bis dahin die Hellenen aller Stämme beseelt hatte. Wie der Arme und heimathslos Gewordene Erwerb und Beschäftigung im Söldnerdienst suchte, so wollte der Reiche das Erworbene ruhig genießen und sich lieber durch Miethlinge beschützen lassen, als zu eigenem Schutz und zur Vertheidigung des Vaterlandes die Waffen ergreifen.

Reichthum Athens.

Mit der wachsenden Macht Athens waren auch dem Staatsschatze neue Zuflüsse eröffnet worden. Die regelmäßigen Einnahmen waren der Ertrag der Staatsgüter, worunter auch die Abgabe von den Bergwerken gehört, die Zölle, die Personen- und Gewerbssteuer der Nichtbürger und die Straf- und Gerichtsgelder nebst dem Erlöse aus Konfiskationen. Dazu kamen noch die bedeutenden Kriegssteuern der Bundesgenossen, über welche die Athener ganz nach Gutdünken und zu ihrem Nutzen verfügten. Wie bedeutend die Einkünfte des atheniſchen Staates waren, ergiebt sich daraus, daß zur Zeit des Perikles, trotz aller Ausgaben, innerhalb weniger Jahre 8000 Talente, ohngefähr $11\frac{1}{2}$ Millionen Thaler, als Ersparniß in den Staatsschatz niedergelegt werden konnten. Auch einzelne Bürger besaßen ein sehr bedeutendes Vermögen. Es gab zu Perikles Zeit einzelne Bürger, welche 100 Talente oder ohngefähr 140,000 Thaler im Vermögen hatten, während noch zu Solons Zeit ein Vermögen von sieben Talenten oder 10,000 Thalern für bedeutend galt. Bei der Wohlfeilheit der Lebensbedürfnisse und der Leichtigkeit und Mannigfaltigkeit des Erwerbs konnten die Athener den größten Theil ihrer Zeit den Künsten, der philosophischen Unterhaltung und jeder Art von geistreicher Geselligkeit widmen. Der steigende Reichthum einzelner Bürger und die damit verbundene Ungleichheit des Vermögens war bei der bis zum äußersten Grade entwickelten Demokratie dem Staate höchst gefährlich, indem die schlechteren Bürger unter den Reichen einen verderblichen Einfluß auf die ärmeren Bürger, auf die Regierung und die Sitten ausübten. Gerade die besseren unter den reichen Bürgern waren den Verfolgungen des gemeinen Haufens am meisten ausgesetzt.

Die Liturgieen.

Der zunehmende Druck der herrschenden Masse gegen die reichen Bürger zeigte sich auch darin, daß die meisten großen Lasten des Staates den Reichen allein auferlegt wurden. Zwar waren die Begüterten schon vor der Einführung der reinen Demokratie zu außerordentlichen Vermögenssteuern und zu den mit großem Aufwande verbundenen persönlichen Leistungen (Liturgieen) ver-

pflichtet; aber damals war mit den größeren Lasten auch eine höhere politische Berechtigung verbunden gewesen. Jetzt hatte der große Haufe den ausschließlichen Genuß der Souveränität an sich gerissen, die Bedürfnisse des Staates und die Begehrlichkeit des Volkes wuchsen und die Kostspieligkeit jener Leistungen steigerte sich dergestalt, daß auch die Einkünfte der Reichsten nicht immer dazu ausreichten. Anfangs trugen die reichen Bürger nicht ungern den drückenden Vorzug, weil sie dadurch Gelegenheit erhielten, sich in der höchst eifersüchtigen Demokratie beliebt zu machen, ohne Argwohn zu erregen. Nicht selten übernahm ein reicher Bürger auch außer der Reihe die Ausrüstung eines Chores oder einer Triere, und in Zeiten der Noth fanden die Aufforderungen des Staates zu freiwilligen Beiträgen stets Gehör. Die Liturgieen waren theils regelmäßig wiederkehrende, theils außerordentliche. Die ersteren wurden nach einer bestimmten Reihenfolge von allen Bürgern übernommen, welche ein Vermögen von wenigstens drei Talenten besaßen; sie bestanden in der Choregie, Gymnasiarchie, Hestiasis und Architheorie. Die Choregie umfaßte die Anwerbung, Ausrüstung und Einübung eines für die theatralischen Vorstellungen oder für einen festlichen Aufzug nöthigen Chores; die Gymnasiarchie bestand vorzüglich in der Ausschmückung des Kampfplatzes zu den Festspielen und in der Beköstigung der Epheben während ihrer gymnastischen Vorübungen. Eine Leistung der Gymnasiarchie war auch die Lampadarchie, die Anordnung und Bestreitung der Kosten des Fackellaufs, welcher zur Verehrung gewisser Gottheiten aufgeführt wurde. Die Hestiasis war die Speisung der Mitglieder einer Phyle bei festlichen Gelegenheiten; die Architheorie endlich war die Ausstattung und Führung der zu auswärtigen Tempeln geschickten Festgesandtschaften oder Wallfahrten. Von den außerordentlichen Liturgieen ist die Trierarchie die wichtigste und von allen Liturgieen die kostspieligste. Der Trierarch erhielt vom Staate das leere Schiff, Rumpf und Mast, und den Sold für die Mannschaft und mußte seinerseits die Mannschaft anwerben, das nöthige Schiffsgeräth anschaffen und das Schiff in gutem Stande erhalten. Der Trierarch hatte auch den Oberbefehl über das Schiff. Als man später die Theilung der Kosten unter zwei Trierarchen gestattete, riß die Sitte ein, daß die Verpflichteten die ganze Ausrüstung an den Wenigstnehmenden versteigerten. Nachdem durch die langjährigen Kämpfe der Wohlstand gesunken war, mußte man den Trierarchen manche Erleichterungen gewähren. 357 v. Chr. wurden die zwölfhundert wohlhabendsten Bürger in zwanzig Klassen oder Symmorieen und diese wieder in Unterabtheilungen von fünf bis sechzehn Mitgliedern getheilt und jede dieser Unterabtheilungen oder Syntelieen für ein Schiff zu sorgen verpflichtet.

Die Hetären. Für das Verständniß des Perikles und seiner Zeit ist es nothwendig, auch der schönen Aspasia und der Hetären zu gedenken. Das Verhältniß der griechischen Frauen stand zwischen dem der morgenländischen und dem der neueren Zeit ohngefähr in der Mitte. Die schöne Grundlage des weiblichen Wirkens, Hauswesen und Kindererziehung, war den griechischen Frauen nicht entzogen, aber

bei dem vorherrschend politischen Streben der Männer lebten die Frauen nach den herrschenden Ansichten von Anstand und weiblicher Sitte sehr zurückgezogen. Außer bei feierlichen und gottesdienstlichen Gelegenheiten zeigte eine ehrbare Frau sich selten öffentlich. Man darf sich daher nicht wundern, daß die griechischen Frauen den Männern an Bildung weit nachstanden. Dagegen blieben bei der Eingezogenheit der Frauen die Hetären nicht ohne Einfluß auf die Verschönerung des gesellschaftlichen Lebens und selbst auf die öffentlichen Angelegenheiten. Sie begleiteten ihre Freunde zu den Gastmählern oder gaben diese selbst und suchten sie durch die Künste des Tanzes und der Musik zu verschönern. Doch durch alle ihre Reize und Unterhaltungskünste vermochten sie die Achtung vor den ehrwürdigen Matronen nicht zu unterdrücken. Solon soll zuerst, um die Heiligkeit der Ehe und die Zucht des häuslichen Lebens gegen die Gefährdung durch die Leidenschaft einer sinnlichen Jugend zu sichern, schöne Mädchen gekauft und in einem Hause vereinigt haben. Denn, wie das Alterthum überhaupt, so dachte auch er über den Sinnengenuß an sich weniger ängstlich. Es waren auch nur Fremde und Unverheirathete, welche sich einen solchen Verkehr erlaubten. Ueber Ehemänner und Ehefrauen richtete streng, wenigstens bis auf Perikles, die öffentliche Meinung und das Gesetz. Trat der junge Athener in die eheliche Verbindung mit einer ebenbürtigen Bürgerin, so entsagte er allem Umgang mit feilen Personen, und die Rechte der Frau waren durch gesetzliche Bestimmungen gewahrt. Das Zeitalter des Perikles und Alcibiades aber haben wir als dasjenige zu betrachten, wo die öffentliche Meinung hinsichtlich des ehelichen Verhältnisses von ihrer Strenge verlor und die Buhldirnen sich eine Stellung zu verschaffen wußten, welche auf das Familienleben von sehr nachtheiliger Einwirkung war. In jener Zeit mögen auch die Buhldirnen den Namen Hetären d. i. Freundinnen angenommen haben. Die Verfeinerung des Hetärenwesens und die dadurch herbeigeführte Entsittlichung und Zerrüttung des Wohlstandes Einzelner lag zwar in der Gesammtentwickelung jener Zeit überhaupt, doch waren es gewisse hervorragende Persönlichkeiten, von welchen die nächsten Anregungen ausgingen. Den Perikles trifft der Vorwurf, durch sein Verhältniß zu Aspasia ein tonangebendes Beispiel gegeben zu haben, welchem bald darauf das noch schlimmere des Alcibiades folgte. Aspasia umgab das Hetärengewerbe mit einem in Griechenland bisher nicht bekannten Glanz. Sie war aus Milet, der üppigsten Stadt Kleinasiens, gekommen, wo unter dem Einfluß der Haremskünste des Morgenlandes das Raffinement der Buhlerei seinen Höhepunkt erreicht hatte. In dem Umgange der Aspasia und durch ihr Beispiel aufgemuntert eigneten sich junge Mädchen jene feine Bildung und jene reizenden Künste an, welche das Verächtliche ihres Gewerbes vergessen machten und geeignet waren, selbst ernste Philosophen und Staatsmänner zu bethören. Es waren meistens fremde, oft von Haus aus ganz arme, aber talentvolle Mädchen, welche nach Athen wanderten, wo man außer der Schönheit der Form auch die liebenswürdigen Gaben des Witzes und geistreicher Unterhaltung zu schätzen wußte. Berühmte Hetären waren z. B. die Sicilierin Lais, Phryne

aus Thespiä und Myrrhina aus Samos. Sie verkauften ihre Gefälligkeiten um große Summen und machten oft ein glänzendes Haus. Vorzugsweise lebten die attischen Philosophen mit Hetären und zwar nicht selten in dem dauernden Verhältniß des Concubinats. Natürlich war es, daß auch die Hetären mit philosophischen und schönwissenschaftlichen Studien kokettirten, die Hörsäle der berühmtesten Philosophen besuchten und bisweilen sogar mit Schriftstellerei sich befaßten.

Von den Hetären hat besonders Aspasia durch ihren Einfluß auf den ersten Mann in Athen eine historische Wichtigkeit erlangt. Perikles lebte, nachdem er sich von seiner rechtmäßigen Gemahlin getrennt hatte, auf einem verschwenderischen Fuße mit ihr und zeugte mit ihr einen Sohn, dem er seinen Namen gab. Diese stadtkundige Liebe bot der Neigung der Athener, das Ansehen großer und einflußreicher Männer zu schmälern, eine erwünschte Gelegenheit, und nicht nur die Unternehmungen und politischen Einsichten des Staatsmannes, sondern auch die Leistungen des Redners wurden durch die Frivolität der Athenienser und ihrer Komiker auf Aspasia's Rechnung gesetzt. Wie Perikles, vorzüglich wegen der Kraft seiner Beredtsamkeit, der olympische, gleichsam ein zweiter Zeus, genannt wurde, so hieß Aspasia seine Hera und in Beziehung auf ihre Herrschaft über ihn seine Omphale und Deïanira. Auch Sokrates besuchte sie, nannte sich ihren Schüler und sprach mit Bewunderung besonders von ihrer Beredtsamkeit. Aber nicht Männer allein suchten ihren Umgang, sondern auch Weiber wurden von ihren Verwandten bei ihr eingeführt, und sie verstand es den Frauen gute Lehren zu geben. In einer Zeit, wo die Feinde des Perikles auf die Unzufriedenheit des Volkes mit ihm rechneten, wurde Aspasia angeklagt, daß sie die Ehrfurcht gegen die Götter verletzt habe. Perikles trat als ihr Vertheidiger auf und soll bei seiner Vertheidigungsrede mehr Thränen vergossen habe, als in ähnlichen Fällen, wo sein eigenes Leben und Vermögen auf dem Spiele stand. Seine Bitten rührten die Richter, und Aspasia wurde freigesprochen.

Kämpfe Athens bis zum Ausbruche des peloponnesischen Krieges.

Nach Cimons Tode stand Perikles an der Spitze des athenischen Staates. Noch war der von Cimon zwischen Athen und Sparta 450 v. Chr. geschlossene fünfjährige Waffenstillstand nicht abgelaufen; aber die Eifersucht und Feindschaft beider Staaten brach oft hervor. Als die Phocier und Delphier wegen der Aufsicht über den delphischen Tempel in Streit geriethen, sandten die Spartaner ein Heer und übergaben den Delphiern den Tempel. Aber kaum waren die Spartaner abgezogen, als die Athener unter Perikles in das delphische Gebiet einrückten und den Tempel der Obhut der Phocier übergaben. 448 v. Chr. Man nennt diesen Zwist zwischen Phocis und Delphi den zweiten heiligen Krieg.

In den beiden folgenden Jahren brachen in Böotien, Euböa und Megara Empörungen gegen die athenische Oberherrschaft aus. Viele durch Athens Einfluß verbannte böotische Aristokraten bemächtigten sich einiger böotischer Städte; die Athener wollten dies nicht dulden und sandten ein Heer unter Tolmides. Dieser erlitt aber

bei Koronea eine bedeutende Niederlage 447 v. Chr., und das hatte die Folge, daß die böotischen Städte wieder eine aristokratische Verfassung annahmen, von dem athenischen Bunde abfielen und unter Thebens Principat sich an Sparta anschlossen. Auch Phocis und die opuntischen Lokrer gaben damals die Bundesgenossenschaft mit Athen auf. Die Unzufriedenheit der Bundesgenossen mit Athen kam hier und da zum Ausbruch. 446 v. Chr. fiel Euböa von den Athenern ab. Schon war Perikles mit einem Heere nach Euböa übergesetzt, als er durch die Nachricht zurückgerufen wurde, daß die Megareer abtrünnig geworden und ein Heer der Spartaner und anderer Peloponnesier unter dem jungen König Plistoanax in Attika eingefallen sei. Perikles hielt es unter den damaligen Umständen für zu gewagt, eine Schlacht zu liefern, und bestach durch zehn Talente den Kleandridas, den Rathgeber des jungen Königs, und das feindliche Heer kehrte nach dem Peloponnes zurück. Perikles aber unterwarf nun Euböa wieder und vertheilte einen Theil der Insel an athenische Familien. Plistoanax wurde nach seiner Rückkehr nach Sparta verbannt und der entflohene Kleandridas zum Tode verurtheilt. Perikles aber führte in seiner Rechnung zehn Talente als nothwendige Ausgabe an, ohne daß er darüber weiter befragt wurde. Es wird sogar behauptet, er habe die einflußreichsten Männer in Sparta förmlich im Solde gehabt und er habe sie jährlich durch zehn Talente bestochen. Zwischen Athen und Sparta kam 445 v. Chr. ein dreißigjähriger Friede zu Stande, in welchem die Athener auf die im Peloponnes besetzten Städte, sowie auch auf Megara verzichteten. Kurz nach diesem Frieden gelang es dem Perikles die Auflösung der aristokratischen Partei in Athen zu bewirken. Nach Cimons Tode nämlich hatte dessen Schwager Thucydides, ein besonnener und geschäftskundiger, aber nicht kriegserfahrener Mann, an der Spitze der Aristokraten gestanden. Als dieser den Perikles der Verschwendung der Staatsgelder beschuldigte, kam es zu einem heftigen Streit der Parteien, in welchem Thucydides unterlag und durch Ostracismus verbannt wurde. 444 vor Chr. Von nun an leitete Perikles ohne Nebenbuhler den Staat und die meisten seiner oben erwähnten Maßregeln und Einrichtungen fallen in die nächsten fünf Jahre. Im Jahr 440 v. Chr. trug er auf einen Krieg gegen Samos an. Die Samier führten Krieg mit den Milesiern, und die letzteren baten die Athener um Hülfe. Zur Gewährung derselben scheinen die Athener durch ihre Eifersucht auf die wachsende Seemacht der Samier bewogen worden zu sein; auch war ihnen die aristokratische Verfassung von Samos anstößig. Der Krieg endigte 439 v. Chr. mit der gänzlichen Unterwerfung der Samier, welche ihre Mauern niederreißen, ihre Schiffe ausliefern und die Kriegskosten bezahlen mußten. Nun war einige Jahre Friede, aber diese Friedensjahre waren die Stille vor dem losbrechenden Gewittersturme.

Perikles wünschte jetzt den Frieden zu erhalten, namentlich mit dem Peloponnes. Er unternahm zwar einige glückliche Seezüge nach dem Chersones und dem schwarzen Meere; aber er widersetzte sich mit unerschütterlicher Festigkeit den kecken Gelüsten vieler Bürger. In ihrem Uebermuthe und ihrer Herrschsucht streckten die Athener schon die Hand aus nach Aegypten und den persischen Seeprovinzen

oder träumten von der Unterwerfung Siciliens und von der Besiegung der Etrusker und der Karthager. Diese übermüthige Unternehmungslust zügelte der besonnene Perikles; dagegen dachte er daran, seine Vaterstadt an die Spitze eines großen, alle Griechen in Europa und Asien umfassenden Bundes zu stellen. Er that den Vorschlag, daß jede griechische Stadt einen Gesandten nach Athen schicken solle, um dort zu berathen über die Wiederherstellung der von den Persern zerstörten Tempel, über die Lösung der während der Perserkriege gethanen Gelübde und über die Angelegenheiten des Meeres, damit alle es frei befahren und alle Griechen in Frieden leben könnten. Zwanzig angesehene Männer wurden nach den verschiedenen Gegenden abgesandt, um zu dem großen Bundesvereine einzuladen; aber der ganze Plan scheiterte durch den Widerspruch der Spartaner. Die griechischen Städte, welche eingeladen wurden in Unterhandlungen zu treten, gingen nicht darauf ein; sie fürchteten, es werde durch einen solchen Bund nur die Macht Athens, die Abhängigkeit der Verbündeten und die Bedrückung der Unterworfenen zunehmen.

b) Der peloponnesische Krieg. 431 bis 404 v. Chr.

Veranlassung des peloponnesischen Krieges.

Die Eifersucht und die feindselige Stimmung der beiden Hauptstaaten, der Gegensatz in der Verfassung und den Sitten zwischen Athen und Sparta trat immer bestimmter hervor, und es bedurfte nur einer Veranlassung, um die Eifersucht in offene Feindseligkeit ausbrechen zu sehen. Die Veranlassungen zu dem peloponnesischen Kriege waren folgende. Aus Epidamnus, einer Kolonie der Korcyräer an der illyrischen Küste, waren die Aristokraten vertrieben worden und belagerten mit den benachbarten Illyriern die Stadt. Als die Korcyräer die Bitte der Belagerten um Hülfe, theils aus Handelseifersucht, theils weil damals in Korcyra die Aristokraten das Uebergewicht hatten, zurückwiesen, wandten sich die Epidamnier an Korinth, welches als Mutterstaat von Korcyra Epidamnus hatte gründen helfen. Aus Eifersucht gegen das zur See mächtige Korcyra leisteten die Korinthier die erbetene Hülfe und schickten sowohl neue Ansiedler als auch Truppen nach Epidamnus. Darüber erbittert unterstützten nun die Korcyräer die verbannten Aristokraten, besiegten eine von Korinth geschickte Flotte bei Actium und eroberten Epidamnus. 435 v. Chr. Die Korcyräer setzten die Feindseligkeiten fort, griffen die Häfen der Korinthier und ihrer Verbündeten an und plünderten einige Seestädte derselben. Als aber die Korinthier mit der größten Anstrengung ihre Rüstungen zu einem neuen Kampfe auf dem Meere betrieben und der peloponnesische Bund sich immer entschiedener derselben annahm, wurden die Korcyräer, welche weder mit Sparta noch mit Athen in einem Bundesverhältnisse standen, besorgt und suchten in Athen um ein Schutzbündniß nach. Auch Korinth schickte eine Gesandtschaft nach Athen und mahnte von einem Bündniß mit Korcyra ab. Die Athener hielten aber einen Krieg mit den Peloponnesiern für unvermeidlich und wollten für diesen Fall die große Seemacht der Korcyräer nicht in die Hände der Korinthier gerathen lassen. Um jedoch den mit Sparta und den Pe-

loponnesiern geschlossenen dreißigjährigen Frieden nicht zu verletzen, gingen sie kein förmliches Schutz- und Trutzbündniß, sondern nur einen Vertheidigungsbund zur gegenseitigen Beschützung des Gebietes mit den Korcyräern ein und sandten diesen zehn Schiffe, denen sie befahlen, sich nur dann in einen Kampf mit den Korinthiern einzulassen, wenn diese eine Landung auf Korcyra versuchen würden. Als es nun zu einem Seetreffen kam, hielten sich die athenischen Schiffe anfangs vom Kampfe entfernt und nahmen erst dann daran Theil, als die Korcyräer ins Gedränge geriethen. Beide Theile schrieben sich den Sieg zu; die Ankunft von zwanzig anderen athenischen Schiffen hielt aber die Korinthier von der Erneuerung des Kampfes ab. Sie segelten nach Hause und klagten in Sparta, daß Athen den Frieden gebrochen habe. 432 v. Chr.

Noch zögerten die Spartaner, das Benehmen der Athener für einen Friedensbruch zu erklären, als eine neue Verwickelung hinzu kam. Die Stadt Potidäa auf der chalcidischen Halbinsel war eine Kolonie von Korinth, aber wie die übrigen griechischen Städte an jenen Küsten in Abhängigkeit von Athen. Besorgt vor den Umtrieben der Korinthier befahlen die Athener der Stadt Potidäa, zum Unterpfande ihrer Treue Geiseln zu geben, die eine Hälfte der Stadtmauern niederzureißen und die obrigkeitlichen Personen, welche Korinth als Mutterstadt jährlich dorthin sandte, nicht mehr anzunehmen. Die Athener befürchteten nämlich, die Potidäaten möchten sich durch die Korinthier und den König Perdikkas von Macedonien, mit welchem Athen damals in Zwist gerathen war, zum Abfall bewegen lassen und auch die übrigen Bundesgenossen Athens in jenen Gegenden zum Treubruch verleiten. Die Potidäaten schickten Gesandte nach Athen, um die Rücknahme der erlassenen Befehle zu erwirken. Die Gesandten richteten aber nichts aus und begaben sich daher über Korinth und begleitet von einer Gesandtschaft ihrer Mutterstadt nach Sparta und erhielten hier das Versprechen, daß ein peloponnesisches Heer in Attika einrücken würde, sobald Potidäa von den Athenern angegriffen würde. Nun empörte sich Potidäa und einige benachbarte Städte offen gegen Athen. Die Athener verstärkten eiligst ihre in jenen Gegenden bereits befindliche Macht und rückten mit einem ansehnlichen Landheer und siebzig Schiffen gegen Potidäa. Ein peloponnesischer Heerhaufe, welchen Korinth seiner Kolonie zu Hülfe geschickt hatte, wurde von ihnen geschlagen und Potidäa zu Wasser und zu Lande belagert. 432 v. Chr.

Die Korinthier bemühten sich ihren Krieg mit Athen zu einer allgemeinen Angelegenheit der Peloponnesier zu machen. Abgeordnete des peloponnesischen Bundes wurden nach Sparta berufen und von ihnen das Verfahren Athens für einen Bruch des 445 v. Chr. geschlossenen Friedens erklärt. Um jedoch für die Rüstungen Zeit zu gewinnen und den Vorwurf des Angriffs auf die Gegner zu wälzen, wurden dreimal Gesandte nach Athen geschickt, mit Forderungen, deren Annahme die Peloponnesier selbst nicht erwarteten. Die erste Gesandtschaft verlangte die Verbannung der durch die Ermordung von Kylons Anhängern mit Blutschuld beladenen Alkmäoniden, zu welchen namentlich auch Perikles gehörte. Die Peloponnesier dachten nicht sowohl, daß diese Forderung gewährt, als daß

es dem Ansehen des Perikles schaden würde, wenn er an dem bevorstehenden Kriege schuld zu sein scheine. Zu dieser Hoffnung waren sie um so mehr berechtigt, weil damals eine mächtige Partei in Athen immer lauter gegen Perikles auftrat und den großen Mann zunächst in seinen Freunden angriff. Phidias wurde in Folge einer Anklage ins Gefängniß geschleppt und starb daselbst; den Anaxagoras rettete Perikles nur dadurch, daß er ihm zur Flucht aus Athen verhalf; auch Aspasia wurde der Verletzung der Religion und Sittenlosigkeit angeklagt, und nur mit Mühe erreichte Perikles ihre Freisprechung. Dennoch scheiterten die Peloponnesier mit ihrem Versuche, und die Athener mahnten die Spartaner an nicht minder schwere, neuere Versündigungen, die sie selbst zu sühnen hätten. Eine zweite Gesandtschaft verlangte, die Athener sollten von Potidäa ablassen, Aegina's Unabhängigkeit wiederherstellen und besonders den Beschluß aufheben, nach welchem jeder Megareer mit dem Tode bestraft werden sollte, welcher auf attischem Gebiete ergriffen würde. Auch diese Anforderungen wurden von den Athenern zurückgewiesen. Endlich erschien eine dritte Gesandtschaft und erklärte, daß Sparta zwar den Frieden wünsche, aber diesen nur aufrecht erhalten könne, wenn Athen allen ihm untergebenen Staaten Unabhängigkeit und Selbständigkeit zugestehe. Die Athener, von Perikles ermuthigt und mit Vertrauen erfüllt, antworteten, sie wären bereit das Verlangte zu thun, wenn auch die Spartaner ihren Bundesgenossen dieselbe Freiheit gewähren wollten; sie würden sich von Sparta nichts befehlen lassen, wären aber geneigt, vertragsmäßig durch rechtliche Entscheidung die Beschwerden zu erledigen, unter der Bedingung der Rechtsgleichheit. Nun wurden keine Verhandlungen weiter geführt.

Ueberfall von Platää.

Noch war keine Kriegserklärung zwischen Sparta und Athen erfolgt und der friedliche Verkehr dauerte fort, als im Anfang des Frühjahrs 431 v. Chr. die böotische Stadt Platää, welche mit Athen verbündet war, von dreihundert Thebanern in der Nacht überfallen wurde. Die aristokratische Partei, welche ans Ruder kommen und das Bündniß mit Athen aufgeben wollte, hatte sie herbeigerufen und in die Stadt eingelassen. Als die Platäer bei anbrechendem Tag die geringe Zahl der eingedrungenen Thebaner erkannten, griffen sie dieselben an, machten viele nieder und nahmen 180 gefangen. Das thebanische Heer, welches ebenfalls gegen Platää ausgerückt war, hatte in der Dunkelheit der Nacht und wegen eines starken Platzregens nicht schnell genug folgen können. Auf die Nachricht von dem Ausgange des Kampfes und auf die Abmahnung der Platäer zog es wieder nach Theben zurück. Die Athener ließen auf die Nachricht von dem Vorgefallenen alle auf attischem Gebiete befindlichen Böotier festnehmen, befahlen aber den Platäern die Gefangenen zu schonen. Doch die Platäer hatten in der Wuth bereits alle gefangenen Thebaner getödet. Da jetzt der Krieg unzweifelhaft und ein Angriff auf Platää bald zu erwarten war, so schickten die Athener eine Abtheilung Krieger dorthin, versahen die Stadt mit Lebensmitteln und schafften Weiber und Kinder und die zum Kriege Untüchtigen nach Attika.

Der Stand der Parteien.

Bisher haben wir das hellenische Volk im Ganzen in seiner politischen Entwickelung von Stufe zu Stufe höher steigen sehen; jetzt beginnt eine Zeit, wo der kräftige Körper gleichsam durch ein zehrendes Gift aufgerieben und langsam zerstört wird. Dieses auszehrende Gift war die Uneinigkeit. Der Keim dazu war allerdings schon durch die Stammverschiedenheit gegeben, welche sich mehr und mehr in die ganz verschiedenen Charaktere der Dorier und Jonier ausgebildet hatte. Gefördert wurde diese Spaltung dadurch, daß in den dorischen Staaten mehr eine aristokratische, in den ionischen eine demokratische Verfassung die herrschende war, und daß sich die griechischen Staaten in zwei ungleichartige und einander feindselige Verbindungen unter Spartas und Athens Oberhoheit geschieden hatten. Dieser Gegensatz und die dadurch hervorgerufenen Reibungen führten den peloponnesischen Krieg herbei. Es kämpften in diesem mit einander die Glieder eines und desselben Volkes, die in zwei einander feindliche Verbindungen zusammengetreten waren; es war ferner ein Kampf der Aristokratie gegen die Demokratie, indem diese beiden Staatsformen in den beiden an der Spitze stehenden Staaten am vollständigsten entwickelt waren und von ihnen theils aus wahrer Vorliebe, theils als zweckdienliches Mittel eifrig befördert und verbreitet wurden; es war endlich dieser Krieg der Kampf einer Landmacht gegen die herrschende Seemacht. Erst spät gelangte Sparta durch günstige Umstände zum Besitze einer Flotte und erreichte dadurch endlich die Ueberwältigung Athens. Athen hingegen wagte mit solchen Gegnern nicht zu Lande sich zu messen, verzichtete daher auf den Landkrieg und trotzte auf seine Flotte. Sparta führte den Krieg mehr mit eigenen unbesoldeten Bürgern, Athen mehr durch seine bedeutenden Geldmittel und durch Söldner. Sparta nahm den Schein an, als wolle es denjenigen griechischen Staaten ihre Freiheit und Selbständigkeit wiedergeben, welche von Athen in Abhängigkeit und Unterthänigkeit gebracht worden waren; Athen suchte die errungenen Vortheile zu behaupten.

Die Streitkräfte waren auf beiden Seiten bedeutend. Auf Sparta's Seite standen die sämmtlichen Peloponnesier, da nur die Argiver und die Achäer mit Ausnahme von Pellene neutral blieben; außerhalb der Halbinsel waren die Staaten von Böotien, Megaris, Lokris, Phocis und die korinthischen Kolonien Ambracia, Anaktorium und Leukas Sparta's Kampfgenossen. Von diesen waren die Korinthier, die Megareer, die Sicyonier und jene drei Kolonien im Stande eine Seemacht zu stellen; doch kam diese an Stärke nicht einem Drittheile der athenischen gleich. Dagegen vermochten Sparta und seine Bundesgenossen ein Heer aufzubringen, das sich nöthigen Falls auf 60,000 Hopliten belief und welches aus Böotien, Lokris und Phocis durch eine vortreffliche Reiterei einen neuen Zuwachs bekam. Eine gemeinschaftliche Kriegskasse besaß diese Verbindung nicht; jeder Staat mußte seine Truppen unterhalten. Die Streitkräfte Athens erwuchsen aus sehr verschiedenartigen Bestandtheilen. Hopliten waren nur die Platäer und die Messenier in Naupaktus zu stellen im Stande, die bald zu den Athenern übertretenden Akarnanier nur leichtes Fußvolk. Die athenische Flotte verstärkten als freie und selbständige Staaten Chios, Lesbos, Zakynthus und Korcyra,

von denen jedoch die beiden erstern sich gern von Athens Sache losgemacht hätten. Unter der Herrschaft Athens standen die griechischen Städte in Karien, in dem kleinasiatischen Doris, in Jonien und Aeolis, an dem Hellespont, in Thracien und Macedonien und fast alle Inseln des Archipelagus. Allein alle diese unterthänigen Städte stellten für gewöhnlich weder Truppen noch Schiffe, sondern entrichteten nur Tribut und mußten durch die Furcht vor einer bewaffneten Macht in Gehorsam gehalten werden. Athen selbst hatte 13000 Hopliten, eine bedeutende, meistens aus Söldnern und Kolonisten bestehende Menge von Besatzungen in verschiedenen Plätzen, 1200 Reiter, 1600 Schützen und 16000 der ältesten und jüngsten Bürger, welche die Besatzung von Athen bildeten. Die Seemacht betrug 300 Kriegsschiffe mit einer Bemannung von 50,000 Seeleuten, und dazu vermochten noch die selbständigen Bundesgenossen ohngefähr 200 Schiffe zu stellen. Nur die athenischen Bürger und auch diese nur auf attischem Boden dienten auf eigene Kosten; auswärts wurde auch ihnen vom Staate Sold und Verpflegung gereicht. Bei den großen Summen, welche Athen außer für die Flotte und das Heer auch noch für andere Ausgaben aufwenden mußte, war die Beschaffenheit der Finanzen von großer Wichtigkeit. Im Anfange des Krieges befanden sich diese in einem blühenden Zustande. Die Tribute der abhängigen Staaten betrugen 600 Talente und ohngefähr dieselbe Summe die Kopfgelder, die Hafenzölle und andere Einnahmen. Dazu kam noch ein Schatz von 6000 Talenten. Athen hatte den Vortheil, daß es über seine Kräfte meistens ohne Befragung saumseliger Bundesgenossen verfügen konnte, und daß es in Perikles einen Mann besaß, der das Schiff des Staates auch auf stürmischer See zu leiten verstand. Er hatte die Athener für den Plan gewonnen, nur die Stadt und einige feste Punkte zu vertheidigen, das flache Land Attika's preiszugeben, dagegen die Herrschaft auf dem Meere zu benutzen und die Feinde durch unaufhörliche Angriffe auf ihre Küsten und durch Sperrung der Häfen zu ermüden.

Der Krieg in den Jahren 431, 430 und 429.

Gleich nach den Vorfällen in Platää forderte Sparta seine Bundesgenossen auf, ihre Truppen auf der korinthischen Landenge zu versammeln, und von dort aus rückte der König Archidamus mit dem ohngefähr 60,000 Mann starken Heere in Attika ein. Die Bewohner von Attika schickten ihre Heerden nach Euböa und anderen Inseln und flüchteten mit ihrer Habe nach Athen. Archidamus verwüstete das Land und drang bis in die Nähe der Stadt vor. Die junge Mannschaft in Athen brannte vor Ungeduld sich mit dem Feind zu schlagen: aber Perikles, obgleich er hart getadelt wurde, zügelte den Eifer und beharrte bei seinem Entschluß, nicht mit der ganzen Macht dem Feinde entgegenzuziehn. Nur kleine Reiterschaaren schickte er aus, um den Feind der Stadt nicht zu nahe kommen zu lassen. Dagegen sandte er hundert Schiffe nach dem Peloponnes, und diese verheerten in Verbindung mit 50 zu ihnen gestoßenen Schiffen der Korcyräer die Küstenländer und nahmen einige Festen weg. Der Schrecken darüber und der Mangel an Lebensmitteln veranlaßte das peloponnesische Heer zum Rückzuge, ohne daß es etwas Bedeutendes ausgerichtet hatte. Nach dem Abzuge desselben vertrieben die Athener

die Aegineten mit Weibern und Kindern von Aegina, weil diese auf der Versammlung in Sparta im Geheimen gegen Athen thätig gewesen waren, und wiesen die Insel athenischen Ansiedlern an. Den Vertriebenen räumten die Spartaner das zwischen Argos und Lakonien gelegene Thyrea ein. Die Athener schlossen Bündnisse mit dem thracischen König Sitalces und Perdikkas von Macedonien. Im Spätherbst verheerte Perikles mit einem Heer von 10,000 Schwerbewaffneten das megarische Gebiet.

Im folgenden Jahre, 430 v. Chr., wiederholten die Peloponnesier ihren verheerenden Einfall in Attika, und die Athener beobachteten dasselbe Verfahren, wie im vorhergehenden Jahre. Diesmal hatten sie eine schwere Probe zu bestehen, eine furchtbare Seuche, wahrscheinlich die aus Aegypten herübergebrachte Pest, brach aus und raffte eine Menge Menschen unter Schmerzen und Qualen hin. Die Hitze des Sommers nach einem sehr nassen Winter, die Ueberfüllung der Stadt mit Landbewohnern, die sich in elenden und schmutzigen Wohnungen, viele in den auf den Straßen erbauten Baracken behelfen mußten, und die Bedrängnisse und Schrecken des Krieges verdoppelten die Wuth der schrecklichen Seuche. Furcht und Entsetzen, Gleichgültigkeit und Stumpfsinn bemächtigten sich der Gemüther, alle Ordnung löste sich auf, keine Sitte und kein Gesetz wurden mehr geachtet, die Menschen überließen sich verzweiflungsvoll und durch Verzweiflung frech ihren zügellosen Gelüsten, um das kurze noch übrige Leben durch den wildesten Genuß zu würzen oder um in betäubender Ausgelassenheit sich aller Sorgen zu entschlagen.

Während die Pest in der Stadt wüthete und die Peloponnesier Attika verwüsteten, unternahm Perikles mit der Flotte einen Zug gegen den Peloponnes und verheerte das Gebiet von Epidaurus. Das peloponnesische Heer vermochte nicht gegen die starken Mauern von Athen etwas auszurichten und kehrte nach 40 Tagen aus Furcht vor der Seuche zurück. Als aber die Flotte durch die Pest ebenfalls zur baldigen Rückkehr genöthigt und die Krankheit durch Ersatzmannschaften auch zu dem Belagerungsheer von Potidäa gebracht wurde, brach ein großer Unwille gegen Perikles aus, den seine Feinde als den Urheber alles Unglücks verschrieen. In der Verzweiflung machte man sogar Friedensanträge in Sparta, die aber zurückgewiesen wurden. Perikles suchte das Volk zu beruhigen; aber seine Feinde drangen durch, und er wurde zu einer Strafe von funfzehn Talenten verurtheilt und von der Staatsverwaltung ausgeschlossen. Zugleich traf ihn auch anderes Unglück. Die Krankheit raubte ihm viele Freunde und Verwandte und wüthete in seinem eigenen Hause. Perikles ertrug alles mit männlicher Fassung; als er aber dem letzten seiner rechtmäßigen Söhne nach griechischer Sitte den Todtenkranz aufsetzte, da überwältigte ihn der Schmerz, und heiße Thränen entstürzten den Augen.

Die Uebergabe Potidäas, welche im Winter erfolgte, erhob den gesunkenen Muth der Athener wieder. Sie erkannten, daß sie in Perikles den tüchtigsten Mann verstoßen hatten, und wählten ihn wieder zum Feldherrn. Ehe er aber seinem Vaterlande aufs neue nützlich werden konnte, raffte ihn der Tod hinweg. Er starb nach längerer Krankheit 429 v. Chr. Man hat ihm den Vorwurf gemacht,

daß er den peloponnesischen Krieg veranlaßt habe: aber der große Geschichtschreiber Thucydides, sein Zeitgenosse, ist der Ansicht, daß er denselben bei der Eifersucht der Spartaner auf die Größe und Macht Athens nicht habe verhindern können. Perikles würde bei längerem Leben durch seine Einsicht und Klugheit die Feinde besiegt, und der Krieg nicht einen so schlimmen Ausgang für die Athener genommen haben. Perikles hielt durch seine Klugheit und sein Ansehn die Menge in freiwilliger Unterwürfigkeit; er war von anerkannter Unbestechlichkeit und nicht durch unrechtmäßige Mittel zu seiner Macht gelangt; er brauchte der Menge nicht zu schmeicheln, sondern widersprach ihr selbst mit strengen Worten. Die Schwäche der nach ihm an der Spitze des Staates stehenden Feldherrn und Redner setzte seine Größe in ihr volles Licht. Seine Nachfolger schmeichelten, sich untereinander bekämpfend, dem Volke; sie wichen von der Handlungsweise des Perikles ab und ließen sich auf große Unternehmungen in der Ferne ein.

Im Jahr 429 v. Chr. machten die Peloponnesier keinen Einfall in Attika, sie unternahmen aber mit den Böotiern die Belagerung von Platää. Dagegen erfocht die athenische Flotte unter Phormio am korinthischen Meerbusen zwei glänzende Siege über die Flotte der Peloponnesier.

Nicias und Kleon.

Nach dem Tode des Perikles gab es in Athen keinen Staatsmann von Bedeutung. Die aristokratische Partei unterstützte den Nicias, um wieder einigen Einfluß zu gewinnen und den verderblichen Künsten der Volksschmeichler entgegenzuwirken. Nicias war ein tapferer und einsichtsvoller Feldherr, ein besonnener und ernster Mann; er suchte das Volk durch Freigebigkeit und prächtige Aufzüge zu gewinnen, besaß aber nicht die gewaltige Beredtsamkeit und tiefe Bildung des Perikles und war zu schüchtern und unentschlossen, um eine Volksversammlung wie die athenische zu leiten. Viel besser gelang dieses seinem Gegner Kleon, dem Besitzer einer von Sklaven betriebenen Gerberei, welcher von den Komikern spottweise der Gerber genannt wird. Kleon war ein ungebildeter Mensch, besaß aber eine natürliche Beredtsamkeit; er betäubte alle durch seine gewaltige Stimme und setzte seinen Willen durch, indem er mit unerhörter Frechheit die Wahrheit entstellte und Andersgesinnte mit beißendem Spotte verfolgte und lächerlich machte. Er erlangte durch die Entschiedenheit und Zuversichtlichkeit, mit welcher er auftrat, durch seine blinde Begeisterung für Athen und seinen wüthenden Haß gegen Sparta und endlich durch die Anfeindung aller Vornehmen und Gebildeten, welche er als Aristokraten verdächtig machte, den größten Einfluß. Es wurde den besseren Staatsmännern immer schwerer, die Leitung des athenischen Staates den Händen der nichtswürdigsten Demagogen zu entreißen, und das Treiben dieser elenden Menschen war während des Krieges, wo bei allen Beschlüssen die größte Einsicht und Besonnenheit nöthig war, doppelt verderblich.

Eroberung von Mytilene und Platää.

Während 428 v. Chr. die Peloponnesier zum dritten Male in Attika eindrangen, fiel Mytilene nebst den übrigen lesbischen Städten mit Ausnahme von Methymna von Athen ab. Der Abfall von

Lesbos machte für Athen den Besitz des reichen Jonien's unsicher, und die Athener entwickelten deshalb die ganze Fülle ihrer Macht, um Lesbos wieder zu unterwerfen. Hundert Schiffe dienten zum Schutze von Attika, Euböa und Salamis, hundert andere verheerten die Küsten des Peloponnes und vierzig wurden nach Lesbos geschickt und Mytilene von der Seeseite eingeschlossen. Zwar machten die Spartaner 427 v. Chr. einen verheerenden Einfall in Attika und schickten den Lesbiern vierzig Schiffe; aber noch ehe diese Flotte ankam, hatten die Athener mit Hülfe der demokratischen Partei Mytilene nach langer Belagerung zur Ergebung gezwungen. In Athen faßte die Volksversammlung auf Betreibung Kleons den grausamen Beschluß, daß alle Mytilenäer hingerichtet und die Weiber und Kinder als Sklaven verkauft werden sollten. Nachdem der Befehl bereits an den athenischen Feldherrn abgeschickt worden war, kehrte eine ruhigere Betrachtung zurück und es gelang den besseren Bürgern das Volk umzustimmen. Der grausame Beschluß wurde dahin abgeändert, daß nur die von dem athenischen Feldherrn als Anstifter des Abfalls nach Athen geschickten Lesbier hingerichtet werden sollten. Deren Zahl belief sich aber doch auf Tausend. Mytilene mußte seine Mauern niederreißen und die Schiffe ausliefern; alle Ländereien von Lesbos mit Ausnahme derer von Methymna wurden in 3000 Loose getheilt und Athenern angewiesen, welche dieselben gegen einen jährlichen Zins den Lesbiern überließen.

Eine noch härtere Behandlung erlitt in eben dieser Zeit von der Gegenpartei die unglückliche Stadt Platää. Die Besatzung bestand aus 400 Platäern und 80 Athenern; die nicht streitbaren Bewohner waren nach Athen geschafft und nur einige Frauen zur Bereitung der Speisen zurückbehalten worden. Im Jahr 429 v. Chr. hatte der König Archidamus mit einem peloponnesischen und böotischen Heere die Belagerung unternommen und die Stadt mit einem Walle umgeben. Als aber alle Angriffe an der hartnäckigen Vertheidigung der Belagerten scheiterten, schützten die Belagerer ihr Lager auch nach außen durch einen Wall, bauten in dem Zwischenraum Wohnungen und ließen in diesen einen Theil des Heeres; die Uebrigen aber kehrten in ihre Heimath zurück. Durch diese Einschließung entstand in Platää Mangel an Lebensmitteln und eine unbeschreibliche Noth. Es faßten deshalb im zweiten Winter der Belagerung die Belagerten den kühnen Entschluß, sich durch die Feinde durchzuschlagen. Doch versuchten nur 220 das Unternehmen, da die übrigen an dem Gelingen verzweifelten. In einer stürmischen und finstern Nacht stiegen jene 220, während die Zurückbleibenden durch einen Ausfall auf einer andern Seite der Stadt die Feinde beschäftigten, über die Verschanzungen der Feinde, und 213 von ihnen gelangten glücklich nach Athen. Nur einige waren in die Stadt zurückgekehrt, einer gefangen, keiner getödet worden. Die Zurückgebliebenen behaupteten sich noch bis in den Sommer 427 v. Chr., wo sie, durch gänzlichen Mangel gezwungen, auf die Aufforderungen der Spartaner die Stadt übergaben. Die Spartaner versprachen ihnen, nur die Schuldigen und auch diese nur nach vorhergegangenem Rechtsspruch zu bestrafen. Die Richter legten aber jedem Gefangenen nur die Frage vor, ob er während des gegenwärtigen Krieges den Spartanern und deren

Bundesgenossen irgend einen Dienst geleistet habe, und da keiner dieses nachweisen konnte, so wurden alle 200 Platäer und 25 Athener, hingerichtet. Die Weiber wurden als Sklavinnen verkauft, die Stadt von den Thebanern mit Ausnahme der Tempel dem Erdboden gleichgemacht und das Land als thebanisches Staatseigenthum verpachtet.

Zunehmendes Sittenverderbniß.

In ihrem Haß und ihrer Erbitterung strebten beide Parteien, den Gegner nicht nur zu besiegen, sondern zu vernichten. Ganz Griechenland theilte sich in zwei feindliche Parteien, indem die aristokratischen Staaten sich an Sparta, die demokratischen an Athen anschlossen. Diese große Spaltung machte selbst die einzelnen griechischen Städte zu Tummelplätzen wüthender Leidenschaften, da in jeder Stadt eine aristokratische und eine demokratische Partei sich feindlich gegenüber standen, und bald die eine bald die andere Partei die Oberhand erhielt. Der Sieg der einen Faktion über die andere war gewöhnlich mit großen Grausamkeiten begleitet; die Unterliegenden wurden in großen Schaaren verbannt und auf jegliche Weise verfolgt. Während diese, von Sehnsucht nach Rückkehr und von Durst nach Rache erfüllt, auf den Sturz ihrer Gegner sannen, schwebten die Sieger in steter Furcht, daß die Ausgetriebenen mit fremder Unterstützung zurückkehren möchten. Ein schauderhaftes Beispiel von dem grausamen und blutigen Charakter, welchen dieser Kampf der Parteien annahm, gab die Insel Korcyra. Hier wüthete zwei Jahre, von 427 bis 425 v. Chr., ein blutiger Bürgerkrieg, in welchem die Aristokraten von der peloponnesischen Flotte, die Demokraten von der athenischen unterstützt wurden. Endlich erlangte die demokratische Partei durch gänzliche Vertilgung der Aristokraten die Oberhand. Fünfhundert Aristokraten, welche sich dem athenischen Feldherrn ergeben hatten, wurden der grausamen Rache des korcyräischen Volkes überlassen. Man schleppte sie in ein großes Gebäude, vor dessen Thoren Bewaffnete eine Gasse bildeten. Je zwanzig wurden herausgeführt und niedergehauen. Als sechzig so ermordet worden waren, weigerten sich die übrigen herauszukommen. Da stieg der Pöbel auf das Dach des Hauses, deckte dasselbe ab und warf mit Ziegeln und Wurfspießen auf die Unglücklichen. Viele wurden auf diese Weise getödet, die übrigen nahmen sich selbst das Leben. Durch diese Parteikämpfe nahm die Entsittlichung überhand. Ränke und Mißtrauen herrschten überall, selbst die furchtbarsten Schwüre wurden nicht heilig gehalten. Die Unbesonnensten und Gewaltthätigsten bekamen gewöhnlich, wenigstens für einige Zeit, die Oberhand; die Häupter in den Städten erlaubten sich die frechsten und empörendsten Handlungen; dem Recht und der Frömmigkeit wurde kein Werth mehr beigelegt. Selbst die Bedeutung der Worte wurde verdreht; unbesonnene Verwegenheit galt für Tapferkeit, Vorsicht und Mäßigung aber für Feigheit und Zaghaftigkeit; Treulosigkeit und Ungerechtigkeit wurden als Klugheit gelobt.

Der Krieg bis zu dem Frieden des Nicias. 421.

Gegen das Ende des Jahres 427 v. Chr. brach auch in Athen die Seuche nochmals mit erneuter Heftigkeit aus und wüthete ein ganzes Jahr, verschwand aber dann.

Der Krieg erhielt eine immer größere Ausdehnung. Im Jahr 427 v. Chr. schickten die Athener eine Flotte von zwanzig Schiffen

nach Sicilien, um den Leontinern gegen die Syrakusaner beizustehen. Die Athener hofften, die schöne und große Insel Sicilien in Abhängigkeit zu bringen und dem Peloponnes die Getreidezufuhr von Sicilien abzuschneiden. Als sich der Sieg auf die Seite von Syrakus neigte, wurden von Athen 425 v. Chr. 40 Schiffe nach Sicilien gesandt. Bei der Fahrt um den Peloponnes wurde die Flotte durch Wind und Wetter genöthigt, in den messenischen Hafen Pylus einzulaufen. Demosthenes, welcher sich ohne Anführer zu sein auf der Flotte befand, legte daselbst eine kleine Festung an und blieb daselbst mit fünf Schiffen und einem Theil des Heeres zurück. Der Ort war an der Landseite so schwer zugänglich, daß wenige Werke ihn gegen die überlegenste feindliche Macht sichern konnten, und auf der andern Seite bildete das Meer eine durch die Insel Sphakteria geschlossene Bucht, geräumig genug, um die größte Flotte aufzunehmen. Ueberdies gewährte der Ort bei der damaligen politischen Lage einen Stützunkt, um einen allgemeinen Aufstand der Messenier gegen Sparta einzuleiten. Anfangs waren die Spartaner, welche gerade ein Fest feierten, sorglos geblieben, aber bald fanden sie die Festsetzung des Feindes im Peloponnes sehr bedenklich. Das Heer, das eben seit vierzehn Tagen einen Einfall in Attika gemacht hatte, kehrte schnell zurück; ein Heer von Spartiaten und Periöken ging sofort ab, um Pylus zu Lande einzuschließen, und die auf der Fahrt nach Korcyra begriffene peloponnesische Flotte wurde schnell zurückgerufen, um der schwachen Besatzung in Pylus auch die Verbindung mit dem Meere abzuschneiden. Auch wurde die waldige und unwegsame Insel Sphakteria mit 420 Spartiaten und Heloten besetzt. Demosthenes behielt kaum Zeit, um der durch widrige Winde in Zakynthus zurückgehaltenen athenischen Flotte Nachricht zu geben. Die geringe Mannschaft des Demosthenes war schlecht bewaffnet und nur durch 40 Messenier verstärkt, welche auf einem Kaperschiffe in Pylus eingelaufen waren. Dennoch wurden alle Angriffe der Spartaner auf der Landseite zurückgeschlagen und die Mannschaft der peloponnesischen Flotte an der Landung verhindert. Die zurückkehrende athenische Flotte fand die Insel Sphakteria von Bewaffneten besetzt und die Bucht von einer Menge feindlicher Schiffe angefüllt und unterließ am ersten Tage den Angriff. Am folgenden drangen die Athener durch die beiden freigelassenen Eingänge in die Bucht, nahmen fünf feindliche Schiffe, beschädigten viele und trieben alle an den Strand. Nun wurde die Insel Sphakteria von den athenischen Schiffen umstellt. Die Nachricht von der Einschließung ihrer Mitbürger verbreitete unter den Spartanern eine solche Bestürzung, daß sie mit den Athenern in Pylus einen Waffenstillstand schlossen; sie übergaben ihnen die Schiffe, mit denen die Seeschlacht geliefert worden war, und die, welche in andern spartanischen Häfen lagen, ohngefähr 60 an der Zahl; dagegen gestatteten die Athener, daß den Spartanern auf Sphakteria ein bestimmtes Maß Lebensmittel zugeführt wurde. Die Waffen sollten solange ruhen, bis die mit Friedensanträgen nach Athen geschickten spartanischen Gesanden zurückgekehrt wären; dann sollten auch die Schiffe den Spartanern zurückgegeben werden. Die Unterhandlungen hatten keinen Erfolg, weil die von Kleon aufgeregten Athener unmäßige

Forderungen machten. Auch verweigerten die Athener die Rückgabe der Schiffe unter dem Vorwande, der Waffenstillstand sei nicht genau gehalten worden. Es begann nun der Kampf bei Pylus von neuem. Die Athener schlossen Sphakteria mit ihrer Flotte von siebzig Schiffen ein, während ein ansehnliches spartanisches Landheer die Festung bei Pylus bedrängte, und die Besatzung Mangel an Lebensmitteln und Wasser zu leiden begann. Auch gelang es den Spartanern durch kecke Schiffer und Taucher einige Lebensmittel auf die Insel zu bringen. Die Einschließung von Sphakteria zog sich deshalb in die Länge, und Kleon warf in der athenischen Volksversammlung den Feldherrn Feigheit und Ungeschicklichkeit vor; er erklärte, es wäre ein Leichtes sich der Spartaner auf Sphakteria zu bemächtigen. Nicias, einer der Feldherrn, welcher in der Volksversammlung anwesend war, rief ihm zu, wenn er die Sache besser verstehe, möge er den Oberbefehl übernehmen und den Versuch machen. Zwar suchte Kleon nun auszuweichen, aber je mehr er sich weigerte, desto heftiger drang das Volk in ihn, und er mußte endlich nachgeben. Ohne aus seiner Rolle zu fallen, rief er prahlend und unter dem Gelächter des Volkes, er werde binnen zwanzig Tagen die Spartaner entweder niederhauen oder gefangen nach Athen bringen. Er fuhr nun nach Pylus ab. Der Zufall war ihm günstig. Ein Brand hatte bereits einen großen Theil des Waldes auf Sphakteria zerstört, welcher die Schutzwehr der dortigen Spartaner bildete, und der von ihm in Verbindung mit Demosthenes unternommene Angriff auf die Insel gelang. Die noch übrigen 292 Spartaner und darunter 120 Spartiaten aus den vornehmsten Familien ergaben sich und wurden von Kleon nach Athen gebracht. 425 v. Chr.

In Pylus siedelten die Athener Messenier aus Naupaktus an, welche Lakonien beständig beunruhigten. Deshalb und um ihre Landsleute aus der Gefangenschaft zu befreien, boten die Spartaner den Frieden an; doch kam dieser wegen der übermäßigen Forderungen der Athener nicht zu Stande. Durch die Drohung, die gefangenen Spartaner zu töden, verhüteten die Athener jeden ferneren Einfall in ihr Gebiet. Sie verheerten die Küsten des Peloponnes, besetzten die an der lakonischen Küste liegende Insel Cythera, eroberten die Stadt Thyrea und schleppten die daselbst angesiedelten Aegineten nach Athen. Dagegen scheiterte ein umsichtig angelegter Plan, mit Hülfe der demokratischen Partei sich Böotiens zu bemächtigen, und die Athener wurden bei Delium geschlagen 424 v. Chr. Auch räumten die athenischen Feldherrn Sicilien, weil die dortigen Griechen Frieden schlossen. Noch weit empfindlichere Verluste drohten den Athenern auf einer anderen Seite. Der macedonische König Perdikkas und die von Athen abgefallenen chalcidischen Städte baten die Spartaner um Hülfe, und diese sandten unter Brasidas ein Heer nach Macedonien und Thracien.

Ehe Brasidas Sparta verließ, begingen die Spartaner eine unerhörte Grausamkeit. Besorgt vor den Heloten machten sie bekannt, daß diejenigen Heloten sich melden möchten, welche durch Tapferkeit im Kriege sich die Freiheit verdienen wollten. Als 2000 Heloten sich meldeten, wurden sie, als ob sie für frei erklärt wären,

mit Kränzen geschmückt in die Tempel geführt, aber dann in der Stille ums Leben gebracht.

Brasidas zeichnete sich ebenso durch Tapferkeit als durch Rechtlichkeit, Klugheit und Freundlichkeit aus. Glücklich führte er sein Heer zu Lande nach Macedonien und entriß dort durch sein kluges Benehmen den Athenern viele Städte und gewann sie dem peloponnesischen Bunde. Diese Verluste und die Niederlage bei Delium bewogen die Athener 423 auf ein Jahr einen Waffenstillstand mit den Spartanern zu schließen. Kleon war damit höchst unzufrieden, er schalt auf die Unfähigkeit der atheniscchen Feldherrn und brachte es durch seine Dreistigkeit dahin, daß er für das Jahr 422 zu einem der Strategen erwählt wurde. Mit 30 Schiffen und einem trefflichen Heere segelte er nach der Halbinsel Chalcidice. Anfangs war er so glücklich, einige Orte wieder zu erobern, aber bei Amphipolis wurde er fast wider seinen Willen in eine Schlacht verwickelt und geschlagen. Kleon selbst wurde auf der Flucht getödet und auch Brasidas bezahlte den Sieg mit seinem Leben. Durch den Tod dieser beiden Männer war in Sparta und Athen das Haupthinderniß des Friedens hinweggeräumt, und es gelang dem Nicias 421 v. Chr. zwischen beiden Staaten einen Frieden auf funzig Jahre zu Stande zu bringen. Die Hauptbedingungen desselben waren, daß beide Staate alle Gefangenen und mit einigen Ausnahmen alle Eroberungen zurückgeben, die athenischen Bundesgenossen zwar Tribut zahlen, aber sonst von Athen unabhängig sein sollten.

Nach dem Abschluß des Friedens begann Alcibiades seine politische Laufbahn und brannte vor Begierde, die erste Rolle im Staate zu spielen. Er war von vornehmer Abkunft, ein Neffe des Perikles, der als Vormund seine Erziehung leitete; er war reich und schön, zeigte Anstand und Gewandtheit in allen seinen Bewegungen und gewann von früher Jugend an alle Herzen. Sein eifrigstes Streben war, Aufmerksamkeit und Bewunderung zu erregen, den Willen der Menschen zu lenken und zu beherrschen und überall der Erste zu sein. Seinen Lehrern bewies er Gehorsam und Wißbegier. Nur die Flöte wollte er nicht lernen, weil sie das Gesicht entstelle und man dazu nicht sprechen und singen könne. Schon den Knaben trieb aber das Streben, sich bemerklich zu machen, zu trotzigem und muthwilligem Betragen, bei dem Jüngling wurde dieses immer rücksichtsloser, frecher, ausschweifender und zügelloser, je allgemeiner seine geistige Ueberlegenheit anerkannt, seiner Schönheit, seinem Reichthum und seinem Adel gehuldigt wurde. Seine außerordentlichen Anlagen und den edlen Grund seines Gemüthes erkannte der weise und tugendhafte Sokrates, er würdigte ihn seiner Freundschaft und seiner Belehrung und erwarb sich zwar die innigste Anhänglichkeit und Achtung des Alcibiades, aber er vermochte nicht dessen Herz für das Rechte, Gute und Schöne wahrhaft zu begeistern und ihn den Gefahren und Verführungen der Wollust und Schmeichelei zu entziehen. Vor Potidäa rettete Sokrates dem Alcibiades das Leben, wie dieser wieder in der unglücklichen Schlacht bei Delium der Retter des Sokrates wurde. Durch eine Heirath Alcibiades.

hatte Alcibiades sein Vermögen bis zu einem Reichthum von beinahe funfzehn Millionen Thaler vergrößert. Durch Freigebigkeit, glänzende Choregien und Veranstaltung von Wettkämpfen buhlte er um die Gunst des Volkes. Er sandte zugleich sieben prächtige Roßgespanne zu den olympischen Spielen, was noch nie ein König gethan hatte, und gewann mit denselben drei Preise. Durch seine Ausschweifungen kränkte er seine sittsame Frau so sehr, daß sie ihn verließ und sich zu ihren Bruder begab. Als sie auf dem Markte dem Archon die Scheidungsklage übergeben wollte, erschien auch Alcibiades, faßte die Klägerin um den Leib und trug sie nach Hause und zeigte dadurch, wie wenig er die Behörden und Gesetze achte. Einen Maler, der wegen übernommener Aufträge sich weigerte für ihn zu arbeiten, lockte er in sein Haus und zwang ihn dadurch zum Malen, daß er ihn einige Monate lang gewaltsam festhielt. Trotz seiner tollen und unsinnigen Streiche war der reichbegabte und glänzende Jüngling doch der Liebling des Volkes. Tapferkeit, Prachtliebe, Beredtsamkeit und Freigebigkeit empfahlen dem erregbaren Volke den reichen Sprößling eines alten edlen Hauses und gewannen ihm schon früh Einfluß. Die Besonnenen freilich betrachteten den jungen Mann mit Mißtrauen und hatten ihn in dem Verdacht, daß er nach der Alleinherrschaft strebe.

Begebenheiten bis zum Wiederausbruch des Krieges.

Die Spannung zwischen Athen und Sparta war durch den Frieden keineswegs gehoben, und die Friedensbedingungen wurden von keinem Theile zur Zufriedenheit des andern erfüllt; die Korinthier, Böotier, Eleer, Megareer und die chalcidischen Städte erkannten den Frieden nicht an. Das Ansehen der beiden Hauptstaaten war sehr gesunken. Bei dieser Lage der Dinge erwachte in den Argivern die Hoffnrng, ihre alten Ansprüche auf die Herrschaft im Peloponnes geltend machen zu können. Ja die Korinther forderten sie sogar auf, sich zum Mittelpunkte eines Bundes gegen die beiden Hauptstaaten zu machen. Dem Bunde traten bei Korinth, Mantinea, Elis und die chalcidischen Städte, und an die Spitze stellten sich die Argiver. Die aristokratischen Regierungen von Böotien und Megara hingegen hatten kein Vertrauen zu einem Bunde, an dessen Spitze der demokratische Staat Argos stand und nahmen auf Anregung von Sparta an demselben nicht Theil. Auch andere Staaten verweigerten den Beitritt, und man kam zu der Ueberzeugung, daß ein mächtiger Gegenbund gegen Athen und Sparta nicht zu Stande zu bringen sei. Die griechischen Staaten boten damals alle Kunst und List auf, um durch eigene Bündnisse sich Vortheile und Macht zu verschaffen, dagegen ihnen Gefahr drohende Bündnisse anderer Staaten zu verhindern und aufzulösen. Mehrere Bündnisse wurden geschlossen, die sich bald wieder trennten. In den vornehmsten Staaten arbeiteten zwei Parteien einander entgegen, indem die Einen den Frieden zu sichern und zu befestigen, die Anderen dagegen die Erneuerung des Krieges herbeizuführen strebten. In Athen stand der dem Frieden und den Spartanern geneigteren Partei, welche die besonneren und angeseheneren Bürger bildeten, die Kriegspartei gegenüber, zu welcher die Masse der Aermeren und die neuerungssüchtige Jugend gehörte. Das Haupt

der ersteren war der Vermittler des Friedens, der gemäßigte Nicias; an der Spitze der anderen stand der junge Alcibiades, welcher vor Begierde brannte, sich im Kriege auszuzeichnen. Alcibiades war unwillig auf die Spartaner, weil sie bei den Unterhandlungen sich nicht an ihn, sondern stets an Nicias wandten. Er wünschte dagegen ein Bündniß mit Argos zu bewirken und veranlaßte die Argiver Gesandte wegen eines Bündnisses nach Athen zu schicken. Sobald die Spartaner dieses erfuhren, schickten sie ebenfalls Gesandte, um eine solche Verbindung zu hintertreiben und die Mißhelligkeiten zwischen Sparta und Athen beizulegen. Als die Gesandten im Rathe sich für unbedingt bevollmächtigt erklärten, um alle Mißhelligkeiten auszugleichen, fanden sie die günstigste Aufnahme. Allein Alcibiades überredete sie, daß es nicht rathsam sei, in der Volksversammlung die ausgedehnte Vollmacht zu erwähnen, weil man dieses für Schwäche ansehen und die Forderungen steigern werde. Als nun die Spartaner nach diesen Eingebungen handelten und in der Volksversammlung eine unbeschränkte Vollmacht zu haben verneinten, trat Alcibiades auf und erregte durch die Schilderung der Unzuverlässigkeit Sparta's in der Menge einen solchen Unwillen, daß Athen ein Bündniß mit Argos, Elis und Mantinea schloß. Korinth trat dieser Verbindung nicht bei. Die Furcht vor den Spartanern war so geschwunden, daß die Eleer es wagten, sie im Sommer 420 v. Chr. von der Feier der olympischen Spiele auszuschließen, weil sie während des Gottesfriedens eine Stadt überfallen hatten und die dafür festgesetzte Strafe zu bezahlen sich weigerten. Nach mancherlei Neckerein kam es 418 v. Chr. bei Mantinea zu einer Schlacht zwischen den Spartanern und Argivern und den beiderseitigen Bundesgenossen. Die Spartaner siegten und stellten dadurch nicht nur ihr Ansehen wieder her, sondern es erlangten nun auch in Argos und anderen peloponnesischen Städten die Aristokraten die Oberhand. Doch bald gewann die demokratische Partei in Argos wieder Macht, erneuerte das Verhältniß zu Athen wieder, und die Athener brachten 300 aristokratisch gesinnte Argiver auf die Inseln des ägäischen Meeres. Die Athener sandten ihren Verbündeten im Peloponnes mehrere Male Hülfstruppen, und nicht nur im Peloponnes, sondern auch in Thracien und Macedonien bekämpften sich bereits die beiden Hauptstaaten Griechenlands; aber doch wurde zwischen ihnen kein Krieg erklärt. Es war ein Zustand, den man weder Krieg noch Frieden nennen kann. Die Spartaner ließen es geschehen, daß die Athener 416 v. Chr. einen Seezug zur Unterwerfung der Insel Melos, einer dorischen Kolonie, unternahmen und nach heldenmüthiger Vertheidigung der Melier alle Männer hinrichteten und alle Weiber und Kinder in die Sklaverei verkauften.

Der Anlaß zum Wiederausbruch des Krieges wurde 416 v. Chr. von Sicilien aus gegeben. Gesandte der Stadt Egesta baten die Athener um Hülfe gegen Selinus und das mit diesem verbündete Syrakus; sie stellten ihnen vor, daß die Syrakusaner, wenn sie im Besitz von Sicilien wären, ihren Stammverwandten, den dorischen Peloponnesiern, zu Hülfe kommen und Athens Macht zu zerstören Der Krieg in Sicilien.

helfen würden. Auch täuschten die Gesandten die Athener über die Hülfsquellen von Egesta. Alcibiades sah in der Gewährung dieser Bitte für sich selbst eine gute Gelegenheit, eine große Rolle zu spielen, und knüpfte an ein solches Unternehmen weitaussehende Pläne. Vergebens sprachen die verständigeren Bürger, namentlich Nicias, dagegen; es wurde 415 v. Chr. von den Athenern die Bekriegung einer Insel beschlossen, deren Größe und Bevölkerung die meisten nicht einmal oberflächlich kannten. Zu Anführern wurden Nicias, Lamachus und Alcibiades ernannt, und die Ausrüstung der Flotte und des Heeres mit dem größten Eifer betrieben. Die Athener hegten von dem Kriege auf Sicilien die übertriebensten Hoffnungen und viele wurden vom Verlangen ergriffen, den Kriegszug mitzumachen. Weder der Staat, noch die einzelnen Bürger, welche die Trierarchie zu leisten hatten oder selbst am Kriege Antheil nahmen, sparten die Kosten. Es wurde eine Flotte ausgerüstet, wie noch keine von einer griechischen Stadt in See geschickt worden war; sie bestand aus 134 Kriegsschiffen, von welchen 100 die Athener, 34 die Bundesgenossen gestellt hatten. Das Heer betrug 5100 Schwerbewaffnete und 1300 Mann leichter Truppen. Dazu kamen noch eine Menge Lastschiffe und ein zahlreicher Troß.

Während die Flotte schon zur Abfahrt bereit war, wurden in einer Nacht alle Hermensäulen, deren es auf den öffentlichen Plätzen von Athen eine große Menge gab, verstümmelt. Es wurden große Belohnungen für die Entdeckung der Frevler ausgesetzt, und zugleich alle zur Anzeige aufgefordert, welche Religionsfrevel anzugeben wüßten. Es erfolgten nun Anzeigen, daß früher schon andere Götterbilder von jungen Leuten im Muthwillen und in der Trunkenheit verstümmelt und bei wilden Gelagen die heilig gehaltenen eleusinischen Geheimnisse entweihet und die Ceremonien derselben mit frevelhaftem Spotte nachgeahmt worden wären. Alcibiades hatte viele Feinde und diese benutzten die unruhige Stimmung, um nicht nur den Aberglauben des Volkes und den Verdacht vor geheimen Anschlägen auf die Freiheit und die Verfassung des Staates zu erregen, sondern auch um den ganzen Unfug dem Alcibiades und den Genossen seiner nächtlichen Gelage Schuld zu geben. Alcibiades durchschaute die Absicht seiner Gegner und erklärte sich bereit, sich vor der Abfahrt einer gerichtlichen Untersuchung zu unterwerfen: allein seine Gegner sahen ein, daß er jetzt, wo er an der Spitze eines ihm ganz ergebenen Heeres stand, freigesprochen werden würde, und sie bewirkten deshalb den Beschluß, daß jetzt der Kriegszug nicht aufgehalten und die Untersuchung aufgeschoben werden solle.

Unter großem Zuströmen des Volkes fand nun die Einschiffung statt, und von den Athenern waren bei der Abfahrt der prächtigen Flotte die meisten von den größten Hoffnungen, manche aber auch von bangen Sorgen erfüllt. Die griechischen Städte in Unteritalien, wohin die Flotte zuerst ihren Lauf richtete, weigerten sich die Athener aufzunehmen und ihnen Lebensmittel zu verabreichen. Auch zeigte es sich, daß Egesta mit seinen großen Geldversprechungen die Athener getäuscht hatte. Dieses alles schlug den Muth der Athener nieder, und Nicias wollte deshalb nur den Streit zwischen Selinus

und Egesta schlichten und dann wieder zurückkehren; Alcibiades dagegen drang darauf, man solle möglichst viele Städte zu gewinnen suchen und dann Selinus und Syrakus angreifen; Lamachus wollte sogleich auf Syrakus losgehen. Des Alcibiades Meinung siegte; allein der Anfang der Ausführung war kaum gemacht, als ein Staatsschiff erschien, um den Alcibiades und einige andere zur gerichtlichen Verantwortung nach Athen abzuholen. Denn nach der Entfernung des Alcibiades hatten seine Gegner neue Untersuchungen veranlaßt und den Verdacht und Haß gegen Alcibiades wiederum angeregt. Durch das Vorgeben von Verschwörungen gegen die Verfassung setzten sie das Volk in solche Angst und Wuth, daß es ganz widersprechenden Anklagen Gehör gab, nach einem höchst tumultuarischen Verfahren fast täglich Einkerkerungen und selbst Hinrichtungen statt fanden und das Volk in immer größere Unruhe und Gährung gerieth. Auch die Herbeiholung des Alcibiades wurde verfügt. Dieser begleitete auf seinem Schiffe das Staatsschiff, entfloh aber auf dem Wege nach Thurii und begab sich nach Sparta. Hier ertheilte er nicht nur Rathschläge, wie Sparta den Krieg gegen Athen wieder beginnen und führen solle, sondern unterstützte auch eine syrakusanische Gesandtschaft, welche Korinth und Sparta um Hülfe bat. Die Spartaner beschlossen, den Syrakusanern Hülfstruppen unter Anführung des kriegskundigen und gewandten Gylippus zu senden.

Die Athener in Sicilien hatten fast das ganze Jahr 415 v. Chr. mit unbedeutenderen Unternehmungen hingebracht und erst gegen Anfang des Winters den Syrakusanern bei Syrakus eine siegreiche Schlacht geliefert, sich aber dann wieder nach Katana zurückgezogen. Erst im Sommer 414 v. Chr. rückten Nicias und Lamachus wieder vor Syrakus, besetzten die Anhöhe Epipolä, welche die Stadt beherrschte, und belagerten und berannten die Stadt. Zwar fiel Lamachus in einem Gefechte; aber den Syrakusanern, welche zu Wasser und zu Lande eingeschlossen waren, sank der Muth und sie begannen bereits mit Nicias zu unterhandeln. Da erschien Gylippus in Syrakus und brachte nicht nur Einheit und Kraft in die Maßregeln der Syrakusaner, sondern vereinigte auch die dorischen Staaten Siciliens. Er nahm den Athenern Epipolä weg und verhinderte die weitere Einschließung von Syrakus. Gegen das Ende des Jahres 414 v. Chr. befand sich Nicias bereits in einer so schlimmen Lage, daß er die Athener ersuchte, entweder das Heer zurückzurufen oder eine bedeutende Unterstützung an Geld, Schiffen und Mannschaft zu schicken; auch bat er, ihm einen Nachfolger zu senden, da er krank sei. Obgleich die Athener damals in der Nähe bedroht waren, da die Spartaner auf den Rath des Alcibiades das nur drei Meilen von Athen entfernte Decelea besetzt und dadurch die jährlichen Einfälle in einen fortwährenden Verheerungskrieg verwandelt hatten, beschlossen sie doch eine bedeutende Verstärkung unter zwei bereits bewährten Feldherrn, Demosthenes und Eurymedon, nach Sicilien abzusenden. Aber auch die Spartaner schickten neue Truppen nach Sicilien. Noch vor der Ankunft der beiderseitigen Verstärkung, im Frühjahr 413 v. Chr., griffen die Syrakusaner die Athener zu Wasser und zu Lande an. Im

Seetreffen siegten zwar die Athener, aber ihre Schanzen wurden erstürmt und sie mußten sich in das Lager an der Küste zurückziehen, wo ihnen die Zufuhr erschwert war. In einem zweiten Seetreffen, im Hafen von Syrakus, wurde auch die athenische Flotte besiegt. Als Demosthenes mit seiner Flotte angekommen war, entschloß er sich durch einen kühnen Angriff eine Entscheidung herbeizuführen. Er unternahm in einer mondhellen Nacht einen Sturm auf den westlichen Stadttheil, wo die Höhe Epipolä lag, wurde aber mit großem Verluste zurückgeschlagen. Die Athener befanden sich jetzt in der schlimmsten Lage; das Heer, durch Niederlagen entmuthigt und durch Krankheiten geschwächt, murrte gegen das längere Verweilen an einem ungesunden Orte während der Hitze des Sommers. Demosthenes, dem auch Eurymedon beistimmte, war der Meinung, daß man ohne Zeitverlust heimkehren oder wenigstens von Syrakus hinweg nach einer befreundeten Stadt ziehen müsse; Nicias dagegen fürchtete die Anklagen der Athener und erklärte sich für die Fortsetzung der Belagerung. Indessen erhielten die Feinde Verstärkung aus dem Peloponnes, und Nicias widersetzte sich nicht mehr dem Abzuge. Da trat eine Mondfinderniß ein und erregte die abergläubische Furcht der Menge; die Wahrsager verlangten, daß man noch dreimal neun Tage verweile. In einem Seetreffen, in welchem Eurymedon fiel, wurden die Athener geschlagen, ihre Schiffe ans Land getrieben und nun von den Syrakusanern der Hafen gesperrt, um die Athener am Auslaufen zu hindern. Vergebens versuchten die Athener durch ein Seetreffen innerhalb des Hafens die Ausfahrt zu erzwingen, sie unterlagen, so angestrengt sie auch fochten, und wurden bis zum Strande verfolgt. Das entmuthigte Schiffsvolk weigerte sich zu einem nochmaligen Versuche die Schiffe zu besteigen, und es blieb nun nichts weiter übrig, als zu Lande den Rückzug nach einer befreundeten Stadt anzutreten. So groß war die Niedergeschlagenheit der Athener, daß sie die sonst so heilig gehaltene Pflicht, die Todten zu bestatten, versäumten. Am zweiten Tage nach der Seeschlacht brachen Nicias und Demosthenes mit dem Heere auf, welches mit den Seeleuten und dem Trosse noch 40,000 Mann zählte. Die Verwundeten und Kranken wurden trotz aller Bitten und Wehklagen zurückgelassen. Unter der Last des Unglücks und des Jammers und unter der Bürde ihrer Waffen und Lebensmittel zogen sie niedergeschlagen einher. Nicias, obwohl selbst krank und schwach, bot alles auf, um die Ordnung herzustellen. Endlich gelang es ihm, aus der streitbaren Mannschaft ein längliches Viereck zu bilden und den Troß in die Mitte zu nehmen, während der kräftigere Demosthenes den Befehl über die Nachhut übernahm. Unter Mühen und Beschwerden und von den Feinden umschwärmt und beständig angegriffen, rückte man langsam vorwärts und legte am ersten Tage zwei Stunden Weges, am zweiten nur eine Entfernung von einer Stunde zurück. Die entgegenstehenden Feinde und die durch Gewitterregen verdorbenen Wege und angeschwellten Bäche machten die weitere Verfolgung der eingeschlagenen Richtung unmöglich; man mußte sich seitwärts nach dem Meere zu wenden. Demosthenes wurde mit seiner Abtheilung von 6000 Mann von den Feinden umstellt und zur Ergebung ge-

zwungen. Bald war auch für Nicias jeder Widerstand vergeblich und er sah sich ebenfalls genöthigt die Waffen zu strecken. Das Loos der Gefangenen war schrecklich. Nicias und Demosthenes wurden hingerichtet, die übrigen Gefangenen in die Steinbrüche gesperrt. Hier mußten sie harte Arbeit verrichten, waren bei Tage der brennenden Hitze und bei Nacht der Kälte ausgesetzt, sie erlitten Hunger und Durst, und selbst die Kranken und Todten wurden nicht aus dem engen Raume entfernt. Erst nach 70 Tagen wurden diejenigen, welche nicht Athener, sicilische oder italische Griechen waren, als Sklaven verkauft. So endete ein Unternehmen, für welches Athen so große Opfer gebracht und von welchem es so stolze Erwartungen gehegt hatte.

Der peloponnesische Krieg bis zur Rückkehr des Alcibiades nach Athen.

In Athen verbreitete die Nachricht von diesem furchtbaren Unglücke Jammer und Schrecken. Seiner besten Schiffe und Mannschaft beraubt, sah das Volk schon im Geiste die Bundesgenossen in Empörung und den siegreichen Feind vor den Thoren und ließ seinen Zorn an denjenigen aus, welche einst zu diesem Kriegszuge gerathen hatten. Doch verzweifelten die Athener nicht, sondern trafen mit Umsicht und Energie alle Anstalten, um wieder eine Flotte und ein Heer zu schaffen, Geld zusammenzubringen und die Bundesgenossen in Unterwürfigkeit zu erhalten. Eine außerordentliche Behörde von älteren Männern wurde eingesetzt, um alle den Umständen entsprechenden Maßregeln zu ergreifen. Die Ernennung einer solchen Behörde zeigt, daß die Gegner der Demokratie sich wieder zu regen begannen. Statt des bisherigen Tributes der Bundesgenossen führten die Athener in den verbündeten Städten einen Hafenzoll von fünf Procent vom Werthe aller eingehenden Waaren ein und vergrößerten dadurch den bereits in diesen Städten vorhandenen Unmuth. Im Frühjahr des Jahres 413 v. Chr. hatte der Krieg mit den Peloponnesiern wieder offen begonnen, indem die Spartaner Decelea, einen ohngefähr drei Meilen von Athen entfernten Ort, besetzt und befestigt hatten und von hier aus den Athenern den Verkehr in ihrem eigenen Lande erschwerten. Die Bundesgenossen hofften, jetzt ihre Unabhängigkeit wieder zu erringen, und Euböa, Lesbos, Chios und die Stadt Erythrä in Jonien unterhandelten mit Sparta. Ja bis nach Persien verbreitete sich die Freude über die Niederlage der Athener, und zwei kleinasiatische Satrapen, Tissaphernes, der Statthalter von Jonien und Karien, und Pharnabazus, der Statthalter der am Hellespont gelegenen Länder, hofften die den Athenern zinspflichtigen griechischen Städte in Kleinasien wieder unter persische Botmäßigkeit zu bringen und suchten zu diesem Zwecke eine Verbindung mit Sparta. Eine peloponnesische Flotte, auf welcher sich auch Alcibiades befand, erschien im Jahre 412 v. Chr. unter dem Oberbefehl des Spartaners Chalcideus in den ionischen Gewässern und bewog Chios und Erythrä zum Abfall von Athen. Bald folgten diesem Beispiele Klazomenä, Teos, Lebedus und das wichtige Milet. Es war dieses ein so gefährlicher Schlag für die Athener, daß diese, um eine hinreichende Flotte an die kleinasiatische Küste schicken zu können, einen von Perikles für den äußersten Nothfall niedergelegten Schatz von 1000

Talenten jetzt anzugreifen beschlossen. Es gelang der nach Kleinasien geschickten athenischen Flotte den Abfall von Samos und Lesbos zu verhindern, und sie kämpfte mit abwechselndem Glücke gegen die vereinigten Flotten der Peloponnesier, der sicilischen Griechen und der abgefallenen Bundesgenossen. Chalcideus hingegen schloß ein Bündniß mit Tissaphernes zu gemeinschaftlicher Vertheidigung und gemeinschaftlicher Bekämpfung Athens und erkannte in dem Bündniß die Rechte des persischen Königs an auf alle Länder, die dieser oder dessen Vorfahren je besessen hätten. Da hierdurch die kleinasiatischen, ja ein großer Theil der europäischen Griechen als Unterthanen der Perser anerkannt worden wären, so widersprachen später spartanische Abgeordnete dem Inhalte des Bündnisses so entschieden, daß Tissaphernes zornig die Unterhandlungen abbrach. Diese Mißstimmung des Satrapen benutzte Alcibiades für seine jetzt veränderten Zwecke. Er hatte sich durch den großen Einfluß, welchen er auf die öffentlichen Angelegenheiten ausübte, den Neid und die Eifersucht vieler angesehenen Spartaner zugezogen; dem König Agis, mit dessen Frau er in einem vertrauten Verhältniß stand, war er persönlich verhaßt. Nachdem sein Freund Chalcideus in einem Treffen bei Milet gefallen war, hatte er seinen seitherigen Einfluß in Sparta ganz verloren und es hatte sich so großes Mißtrauen gegen seine Gesinnung verbreitet, daß an den Befehlshaber der Flotte, Astyochus, der Befehl erging, ihn heimlich aus dem Wege zu räumen. Von dieser Gefahr unterrichtet, floh Alcibiades zu Tissaphernes und wußte sich bei diesem durch sein geschmeidiges und angenehmes Wesen so einzuschmeicheln, daß er dessen ganzes Vertrauen gewann. Er bewog nun den persischen Satrapen, den vertragsmäßig von diesem der peloponnesischen Flotte zu zahlenden Sold zu verringern. Auch zeigte er ihm, daß das Interesse des persischen Reiches es erfordere, die beiden griechischen Hauptstaaten sich gegenseitig aufreiben zu lassen, für keinen also mehr zu thun, als zu diesem Zwecke dienlich sei. Wirklich brachte es Alcibiades durch diese Vorstellungen dahin, daß Tissaphernes die versprochene Zusendung phönicischer Schiffe unterließ und dadurch die Unternehmungen der peloponnesischen Flotte lähmte. Auch knüpfte Alcibiades mit den angesehensten Männern auf der athenischen Flotte, welche bei Samos lag, Unterhandlungen an und erklärte ihnen, daß er den Tissaphernes bewegen wolle, den Spartanern die persische Unterstützung zu entziehen und diese den Athenern zuzuwenden, es müsse aber die demokratische Verfassung Athens in eine Aristokratie umgeändert werden. Obgleich Phrynichus, einer der Strategen der Flotte, gegen die Anträge des Alcibiades war und ihre Annahme auf jede Weise zu verhindern suchte und obgleich auch die Menge anfangs über die Abschaffung der Demokratie murrte, so lockte doch die Aussicht auf persische Hülfe und hohen Sold und man schickte den Pisander und einige andere Abgeordnete des Heeres nach Athen, um hier wegen der Zurückberufung des Alcibiades und der Aufhebung der Volksregierung zu unterhandeln.

Die Abgeordneten kamen zu Anfang des Jahres 411 v. Chr. zu Athen an. Anfangs wollte das Volk nichts von einer Aenderung der Verfassung hören; es siegte aber die Vorstellung, daß der Staat

nur durch das Eingehen auf die gemachten Anträge gerettet werden könne, und es wurden deshalb Pisander und zehn andere Bürger abgesandt, um mit Alcibiades und Tissaphernes nähere Unterhandlungen anzuknüpfen. Diese hatten aber keinen Erfolg, weil Alcibiades im Namen des Satrapen zu große Forderungen machte, sie wurden wieder abgebrochen, und Tissaphernes schloß mit den Spartanern einen neuen Vertrag. Demohngeachtet wurde in Athen die Veränderung der Verfassung durchgeführt, besonders durch die Thätigkeit der Synomosieen oder aristokratischen Klubbs, welche aus den reicheren Bürgern bestanden. Nachdem mehrere Demagogen, namentlich Androkles, das Haupt der Volkspartei, aus dem Wege geräumt worden waren, wurde die Verfassung unter der heimlichen Leitung des geistreichen Redners Antiphon, und durch die Thätigkeit des Pisander, Theramenes, Phrynichus und anderer umgestaltet. Das Unternehmen wurde nicht bloß von den vornehmsten und einflußreichsten, sondern auch von den aufgeklärtesten und biedersten Männern begünstigt, welche, ohne eine Schreckensregierung zu beabsichtigen, die Herrschaft des Pöbels und seiner Wortfuhrer beseitigen wollten. Die Bürger waren, weil sie wegen der Besetzung Deceleas durch die Spartaner stets unter den Waffen sein mußten, ermüdet und rathlos. Die Volkspartei aber war so eingeschüchtert und unter sich so von Mißtrauen erfüllt, daß kein Wortführer derselben öffentlich aufzutreten oder sich auch nur mit andern zu besprechen wagte. An die Stelle des Rathes traten vierhundert, und an die Stelle der Volksversammlung fünftausend Bürger. Die Vierhundert, welche keinen Gehalt vom Staate bezogen, sollten mit unbeschränkter Vollmacht regieren und die Fünftausend nur versammeln, wenn es ihnen beliebe. Die Vierhundert behielten möglichst die alten Formen bei, ihre Regierung war aber eine Oligarchie und wurde bald ein Schreckensregiment; sie versammelten die Fünftausend nicht einmal; ließen einige Verdächtige umbringen, andere warfen sie in den Kerker oder verbannten sie; die Verbannten riefen sie nicht zurück, damit nicht auch Alcibiades nach Athen zurückkehre; dagegen machten sie dem König Agis von Sparta Friedensvorschläge, weil sie meinten, die Spartaner würden mit einer Oligarchie lieber als mit einer demokratischen Regierung unterhandeln.

In dem athenischen Heere, welches sich auf der Flotte bei Samos befand, hatte unterdessen die demokratische Partei wieder die Oberhand gewonnen und deshalb wurde von ihm die Nachricht von der in Athen stattgehabten Verfassungsveränderung sehr übel aufgenommen. In einer Versammlung des Heeres wurde der Beschluß gefaßt, die Oligarchie nicht anzuerkennen und die Demokratie zu behaupten. Zwei junge Officiere, Thrasybulus und Thrasyllus, die Häupter der demokratischen Partei, wurden jetzt vom Heere zu Anführern gewählt und ließen sämmtliche Krieger die schwersten Eide schwören, daß sie bei der demokratischen Verfassung beharren, einträchtig sein, den Krieg gegen die Peloponnesier fortsetzen und Gegner der Vierhundert bleiben wollten. Auch die Samier leisteten denselben Eid. So war nun Samos gleichsam die Hauptstadt der demokratischen Partei der Athener, welche sich, im Besitze der Flotte und eines bedeutenden Heeres, für das eigentliche Volk hielt. Die

Meinung von den Talenten des Alcibiades und von dem Einflusse desselben auf Tissaphernes war so groß, daß auf den Antrag des Thrasybulus das Heer dessen Zurückberufung beschloß. Alcibiades kam sogleich nach Samos und wurde von dem Heere neben Thrasybulus und Thrasyllus zum Feldherrn ernannt. Das Heer überließ sich jetzt der frohesten Hoffnung und vergaß so sehr die noch vorhandene Gefahr, daß es nach Athen segeln und an den Oligarchen Rache nehmen wollte. Doch davon hielt Alcibiades das Heer zurück und bewahrte dadurch Athen nicht nur vor einem Bürgerkrieg, sondern auch vor dem Untergange durch den äußeren Feind. Dagegen wurde auf seinen Antrag den Oligarchen in Athen erklärt, daß man die Auflösung der Vierhundert und die Wiederherstellung des alten Rathes verlange, daß man sich aber eine aus 5000 Bürgern bestehende Volksversammlung gefallen lassen wolle. Die Oligarchen waren bereits unter einander uneinig; die Botschaft des Heeres steigerte den Zwiespalt und die Aufregung der Bürger. Als nun eine spartanische Flotte nach Euböa segelte, eine dahin geschickte athenische Flotte schlug und die für Athen so wichtige Insel Euböa in die Gewalt der Feinde gerieth; versammelten sich die Bürger auf der Pnyx und erklärten den Rath der Vierhundert für aufgelöst.

Athen erhielt nun eine neue Verfassung, welche von Thucydides als eine verständige Mischung von Aristokratie und Demokratie gepriesen wird. Die Regierung hatte der wieder eingesetzte Rath der Fünfhundert; die Stelle der Volksversammlung vertraten die Fünftausend und unter diese wurden alle aufgenommen, welche als Hopliten dienten. Alle Gehalte der Beamten wurden aufgehoben und viele Mißbräuche abgeschafft. Alcibiades und viele andere Verbannte wurden zurückgerufen und der Oberbefehl des Alcibiades über die Flotte bestätigt. Nun wandte sich auch das Kriegsglück den Athenern wieder zu. Im Jahre 411 v. Chr. siegte die athenische Flotte in zwei am Hellespont gelieferten Schlachten. Noch bedeutender war 410 v. Chr. ein Sieg des Alcibiades bei Cyzikus. Mindarus, der Befehlshaber der spartanischen Flotte fiel, und alle Schiffe der Peloponnesier wurden vernichtet oder weggenommen. Alcibiades bemächtigte sich der Stadt Cyzikus und einiger anderer am Hellespont gelegener Orte und trieb Geld von ihnen ein. Im folgenden Jahre (409 v. Chr.) wurde Pharnabazus bei Abydus und 408 v. Chr. bei Chalcedon geschlagen; er mußte 20 Talente zahlen und sich zur Einstellung der Feindseligkeiten verpflichten. Chalcedon und Byzanz wurden von den Athenern erobert und die abgefallenen Küstenstädte Thraciens wieder unterworfen; die alten Geldquellen eröffneten sich von neuem und die Kornzufuhr nach Athen wurde gesichert, während die peloponnesische Flotte nichts zu unternehmen wagte.

In der Mitte des Jahres 407 v. Chr. kehrte Alcibiades nach Athen zurück. Sein Empfang war ein glänzender, da ihm das Verdienst zugeschrieben wurde, den Ruhm und die Macht des Staates wieder hergestellt zu haben. Eine unzählbare Menge Volkes erwartete ihn im Hafen Piräeus, als seine mit Waffen und Schiffsschnäbeln der besiegten Feinde geschmückten Schiffe landeten. Doch verließ er nicht eher sein Schiff, als bis er seine Freunde am Ufer erblickte, weil er seine Gegner noch fürchtete. Man begrüßte ihn

mit Jubelgeschrei, warf ihm Kränze zu und zeigte ihn den jüngeren Leuten als den sieggekrönten Retter der Vaterstadt, als er sich durch den dichtgedrängten Haufen zuerst in den Rath, dann in die Volksversammlung begab. Er rechtfertigte sich wegen des Vergangenen und sprach in Beziehung auf die Zukunft allen Muth ein. Das Volk wählte ihn zum unumschränkten Feldherrn des Heeres und der Flotte; für den neuen Kriegszug wurden alle Kräfte des Staates aufgeboten und 100 Triremen ausgerüstet. Dem Alcibiades wurde sein eingezogenes Vermögen zurückerstattet und der Fluch zurückgenommen, welcher über ihn als den vermeinten Entweiher der eleusinischen Geheimnisse ausgesprochen worden war. Alcibiades blieb in Athen bis zur Feier der eleusinischen Mysterien, zu Anfange Septembers. Das den Athenern über alles heilige Fest erreichte seinen Höhepunkt am sechsten Tage, wo das Bild des Jacchus (Bacchus) in einer großen Procession auf der sogenannten heiligen Straße von Athen nach Eleusis getragen wurde und die Tausende, welche den Zug begleiteten, die Luft mit ihrem Geschrei: Jacche! Jacche! erfüllten. Seit der Besetzung Deceleas durch die Spartaner hatte der große Festzug nicht zu Lande gehalten werden können; jetzt verschaffte Alcibiades den Athenern diese Freude, indem er den Zug durch das Heer deckte, und erwarb sich dadurch in den Augen der Menge ein großes Verdienst.

Fortsetzung des Krieges bis zur Schlacht bei den arginusischen Inseln.

Die Spartaner wurden durch das Glück der Athener zur ernsten Ueberlegung angeregt und übertrugen die neue Würde eines Nauarchen oder Flottenanführers dem Lysander, einem Manne, welcher mit der Strenge der spartanischen Lebensweise List und Klugheit verband und welcher im Verkehre mit anderen Staaten sich bis zur Gewissenlosigkeit unredlich bewies. Er gewann den Cyrus, den jüngeren Sohn des Königs Darius von Persien, welcher durch den Einfluß seiner Mutter Parysatis Satrap von ganz Vorderasien geworden war und nun dem Lysander den Sold für die spartanische Flotte bezahlte. Dagegen hatte Alcibiades, welcher nach drei Monaten mit hundert Triremen Athen verließ und nach einem mißglückten Angriffe auf die Insel Andros mit der atheniſchen Flotte bei dem Vorgebirge Notium lag, viele Mühe um Geld aufzubringen und war zu harten Maßregeln gegen die Städte und zu öfterer Abwesenheit von der Flotte gezwungen. Eine solche Gelegenheit, als Alcibiades nach Karien gegangen war, um Geld einzutreiben, benutzte Lysander zu einem Angriff auf die athenische Flotte und besiegte sie bei Ephesus 407 v. Chr. Obgleich der Verlust nur funfzehn Triremen betrug und obgleich Alcibiades sogleich herbeieilte und den Lysander, wiewohl vergebens, zur Schlacht aufforderte, so erhoben doch die Feinde des Alcibiades harte Anklagen gegen diesen, und das Volk entsetzte ihn seiner Stelle. Er zog sich auf eine feste Burg zurück, welche er sich im thraeischen Chersones angelegt hatte. An die Stelle des Alcibiades wurden zehn neue Feldherrn gewählt, unter denen Konon der tüchtigste war. Auch Lysander wurde den Gesetzen gemäß abgerufen und Kallikratidas zum Nauarchen ernannt. Diesem gelang es anfangs Konon mit einem Theil der athenischen Flotte in den Hafen von Mytilene

einzuschließen; als aber die Athener Verstärkung sandten, wurde die spartanische Flotte von 150 Triremen der Athener bei den arginusischen Inseln geschlagen. Kallikratidas selbst fiel und die Spartaner verloren 60 Triremen 405 v. Chr. Trotz dieses ruhmvollen Sieges wurden doch die Feldherrn in dem von leidenschaftlichen Parteien aufgeregten Athen angeklagt, daß die Schiffbrüchigen nicht gerettet und die Todten nicht aufgefischt worden wären; die Feldherren wurden ihrer Würde entsetzt und sechs derselben hingerichtet.

Die Schlacht bei Aegospotamos und die Einnahme Athens.

Die Spartaner beschlossen, den Lysander wieder an die Spitze der Flotte zu stellen, und da ein Gesetz verbot, demselben Manne zweimal den Oberbefehl über die Flotte zu geben, so ernannten sie einen unbedeutenden Mann zum Nauarchen und gaben ihm den Lysander als Gehülfen, in der That aber als wahren Oberbefehlshaber bei. Nachdem Lysander von Cyrus wieder Geldunterstützungen erhalten hatte, stellte er die peloponnesische Flotte wieder her und eroberte die Stadt Lampsakus am Hellespont. Die athenische Flotte legte sich dieser Stadt gegenüber an der Mündung des Flüßchens Aegospotamos vor Anker. Diese Stellung war sehr schlecht gewählt, weil sich die Flotte nicht in einem Hafen befand, die Bedürfnisse weit hergeholt werden mußten und die Besatzung der Schiffe sich deshalb häufig auf dem Lande zerstreute. Alcibiades, welcher in der Nähe auf einem seiner Güter lebte, eilte herbei und warnte die Anführer, wurde aber schnöde zurückgewiesen. Am fünften Tage, als sich die Mannschaft der athenischen Schiffe wieder, wie gewöhnlich, auf dem Lande zerstreut hatte, überfiel Lysander die athenische Flotte und nahm sie fast ohne Schwertstreich (im December 405 v. Chr.). Von 180 Schiffen entkamen nur neun, welche unter Konons Befehl standen und bei dem Angriffe allein vollständig bemannt waren. Konon begab sich mit acht Schiffen nach Cypern zum König Evagoras und sandte das neunte nach Athen, um dem Staate die Vernichtung der ganzen Seemacht zu melden. Auch der größte Theil des Heeres wurde gefangen genommen und die Gefangenen, dreitausend an der Zahl, hingerichtet, weil die Athener die Mannschaft eines weggenommenen Schiffes von einem Felsen herabgestürzt und allen zu machenden Gefangenen den Daumen der rechten Hand abzuhauen beschlossen hatten.

Lysander unterwarf die Städte am Hellespont und in Thracien und die Inseln, welche mit Athen verbündet waren; er setzte in allen eine aus zehn Männern bestehende oligarchische Regierung unter einem Spartaner als Harmosten (Vogt) ein. Die Besatzungen der eroberten Städte entließ er nach Athen, damit dort durch die Menschenmenge Hungersnoth entstehen möchte. Dann wurde Athen von dem peloponnesischen Heere unter den Königen Agis und Pausanias II. zu Lande und von Lysander mit 150 Triremen zu Wasser eingeschlossen und alle Zufuhr abgeschnitten. Bald trat Mangel an Lebensmitteln ein; die oligarchische Partei in der Stadt arbeitete bei den angeknüpften Unterhandlungen den Spartanern in die Hände, und gegen das Ende des April 404 v. Chr. mußte sich Athen ergeben. Die auf einer Versammlung in Sparta von den Thebanern verlangte gänzliche Vernichtung Athens hatten die Spar-

taner zurückgewiesen, aber Athen mußte die langen Mauern und die Befestigung des Hafens Piräeus niederreißen, alle Schiffe bis auf zwölf ausliefern, alle Verbannten zurückrufen und den Spartanern hinfort in den Kriegen zu Wasser und zu Lande Folge leisten. Unter Flötenschall und dem Zujauchzen der Bundesgenossen wurden die Festungswerke geschleift und die ausgelieferten Schiffe verbrannt. Die bisherige Verfassung wurde aufgehoben und dreißig Männer mit der obersten Gewalt bekleidet.

c) Von dem Ende des peloponnesischen Krieges bis zur Befreiung Thebens von der Herrschaft der Spartaner.

Zunehmender Verfall. Hegemonie Spartas.

Der peloponnesische Krieg hatte für Griechenland die schlimmsten Folgen, nicht sowohl wegen der physischen Erschöpfung, als wegen der über alle griechischen Staaten sich verbreitenden Unsittlichkeit. Es schwand die uneigennützige Vaterlandsliebe und die Achtung vor dem Heiligen. Der Verfall der Sitten und des griechischen Geistes führte auch den Verfall der Verfassungen herbei, und die gegenseitige Eifersucht der griechischen Staaten veranlaßte fortwährend Kriege, welche mit derselben Wuth und Erbitterung wie Bürgerkriege geführt wurden. Zwar traten noch einzelne große Männer auf; aber sie vermochten nicht der zunehmenden Verwirrung zu steuern und die Ordnung in dem allgemeinen Vaterlande wieder herzustellen.

Sparta besaß jetzt wieder die Hegemonie von Griechenland, aber die Spartaner waren eben so entartet wie die übrigen Griechen. An die Stelle der alten Einfachheit und strengen Zucht war Genußsucht und Geldgier getreten; die Spartaner besuchten nicht mehr die öffentlichen Mahlzeiten, sondern schwelgten in ihren Häusern und machten großen Aufwand. Der Staat gerieth bei der veränderten Gesinnung und Lebensweise der einzelnen Bürger in bedenkliche Bewegungen und Erschütterungen, zeigte sich gegen andere Staaten habgierig und herrschsüchtig und mißhandelte die Bundesgenossen. Die von Lysander in den eroberten Städten eingesetzten Oligarchien oder Dekarchien mißbrauchten ihre Gewalt zur Verfolgung der demokratischen Partei und zur Befriedigung ihrer Rachgier, und die an der Spitze dieser Dekarchien stehenden spartanischen Harmosten, welche meistens eine spartanische Besatzung zur Verfügung hatten, übten rohe Gewalt und Willkür.

Die Schreckensregierung der dreißig Tyrannen durch Thrasybul gestürzt.

Die unter dem Einflusse des Lysander in Athen mit der höchsten Gewalt bekleideten dreißig Männer, gewöhnlich die dreißig Tyrannen genannt, hatten eigentlich nur die Aufgabe, die Gesetze durchzusehen und eine neue Verfassung zu geben: allein einige der neuen Herrscher hatten ganz andere Absichten und suchten sich im Besitze der höchsten Macht zu befestigen. Auf ihre Bitten erhielten sie eine spartanische Besatzung, welche die Burg besetzte, und entwaffneten bis auf 3000 ihrer Anhänger alle übrigen Bürger. Von den spartanischen Truppen unterstützt, führten die dreißig Tyrannen eine wahre Schreckensregierung; wer ihrer Herrschaft gefährlich schien oder wessen Vermögen ihre Habgier reizte, der wurde eingezogen

hingerichtet oder verbannt. Die Seele dieser furchtbaren Regierung und das Haupt der gewaltthätigeren Partei unter den Dreißig war Kritias, ein durch Geburt, Reichthum und Bildung ausgezeichneter aber höchst herrschsüchtiger Mann, welcher überdies, weil ihn das Volk früher auf einige Jahre aus Athen verbannt hatte, von Rachsucht erfüllt war. Dagegen verlangte Theramenes größere Mäßigung, sei es, weil er diese Gräuel verabscheute, oder weil er der Oligarchie im Volke einen Anhang verschaffen wollte; allein Theramenes wurde von Kritias mit Gewalt gestürzt und zum Giftbecher genöthigt. Nun übten die Dreißig ihre Tyrannei noch ungescheuter; die Grausamkeiten, Beraubungen und Hinrichtungen überstiegen jedes Maß. Viele Bürger wurden von ihren Besitzungen vertrieben, andere entzogen sich durch die Flucht dem nahenden Verderben. Obgleich Sparta die Auslieferung der Flüchtigen verlangte, fanden diese doch in Theben, Argos, Megara und anderen Staaten Aufnahme. Auch Alcibiades wurde in das unglückliche Schicksal seiner Vaterstadt verwickelt; er wurde, als er zum Perserkönig reisen wollte, auf Verlangen der von Kritias angereizten Spartaner und auf Befehl des treulosen Pharnabazus in einem phrygischen Dorfe ermordet.

An der Spitze von etwa 70 Ausgewanderten bemächtigte sich Thrasybul von Theben aus der Bergfestung Phyle im Norden Attika's. Durch Vertriebene und Unzufriedene verstärkt, besetzte er nach mehreren kleinen glücklichen Gefechten gegen die Truppen der Dreißig den Hafen Piräeus und die Vorstadt Munichia. In täglichen Gefechten floß das Blut in Strömen bis in einem Gefechte die gewaltthätigsten der dreißig Tyrannen, Kritias und Hippomachus, fielen. Nun flohen die Tyrannen mit ihren Anhängern nach Eleusis und an ihre Stelle wurden zehn Männer, je einer aus einer Phyle, gewählt. Diese suchten jedoch eine neue Oligarchie zu errichten und ebenso unumschränkt wie die vertriebenen Tyrannen zu herrschen. Daher strömten die Bürger in Schaaren in den Piräeus zu Thrasybul, um mit den Waffen die Herstellung der Demokratie zu erzwingen. Die zehn Männer baten die Spartaner um Hülfe, und auch die Dreißig hatten ein gleiches Gesuch an Sparta gerichtet. Lysander erschien mit einem Heere und einer kleinen Flotte und schloß Thrasybul zu Wasser und zu Lande ein. Allein die Gegner des Lysander bewirkten die Absendung eines zweiten spartanischen Heeres unter dem Befehl des Königs Pausanias, und dieser brachte eine Aussöhnung zwischen den Parteien zu Stande. Thrasybul und alle Verbannte und Flüchtige kehrten nach Athen zurück, und allen, mit Ausnahme der dreißig Tyrannen, wurde Straflosigkeit verkündet. Wer der neuen Ordnung nicht traute, konnte ungehindert nach Eleusis gehen. Als die Oligarchen in Eleusis sich zu einem Kriege gegen die Demokraten in Athen rüsteten, zogen diese gegen sie aus, nahmen bei einer Unterhandlung die Häupter der Gegner gefangen und tödeten sie. Nun schwor die ganze Bürgerschaft einen Eid, daß alles unter der Herrschaft der Dreißig und der Zehn Vorgefallene vergessen werden solle, und unter dem Archon Euklides (403) wurde die solonische Verfassung mit den seit Klisthenes gemachten Zusätzen wieder hergestellt.

Mit der demokratischen Verfassung war aber nicht die Unabhängigkeit Athens wieder gewonnen, da dieses jetzt ein offener Ort war und den Spartanern Folge leisten mußte. Die Verdorbenheit der Sitten nahm in Athen immermehr zu, und die Bürger waren jeder Anstrengung entwöhnt. Bei dem überhand genommenen Söldnerwesen füllte sich Athen mit dem Auswurfe von ganz Griechenland, und Leute, welche kein Vaterland hatten und mit allen Lastern und Verbrechen beladen waren, bildeten den Kern der athenischen Heere, während die Bürger nur als Ruderer und Matrosen dienten. Die athenische Bürgerschaft bestand jetzt aus einem Gemisch der verschiedensten griechischen Stämme, da während der Kriege der letzten funfzig Jahr viele athenische Familien ausgestorben waren.

Die Empörung des Cyrus und der Rückzug der Zehntausend.

Das persische Reich war seit der Zeit des Darius in immer größeren Verfall gerathen, und die Kriege mit Griechenland hatten den Verfall beschleunigt. An dem persischen Hofe galt nur derjenige etwas, welcher sich durch Schmeichelei und Gewandtheit Einfluß zu verschaffen wußte, und die Regierung war ein Spielball der schändlichsten Ränke. Die persische Geschichte seit der Zeit des Darius enthält fast nur die Erzählung von Grausamkeiten, Verräthereien und Ermordungen (siehe S. 153). Die Satrapen suchten sich immer unabhängiger zu machen, und die häufigen Empörungen derselben zerrütteten das Reich. Im Jahr 404 v. Chr. hatte Artaxerxes II. Mnemon den Thron bestiegen. Dessen ränkevolle Mutter Parysatis hatte ihrem jüngeren Sohne Cyrus die Herrschaft zu verschaffen gesucht, und als ihr das nicht gelungen war, hatte sie dem Cyrus wenigstens die Statthalterschaft über den größten Theil von Kleinasien zuzuwenden gewußt, wahrscheinlich damit er hier die Mittel vorbereiten möge, sich künftig statt des Artaxerxes auf den Thron zu schwingen. Cyrus hatte die Spartaner, um diese für sich zu gewinnen, gegen das Ende des peloponnesischen Krieges nachdrücklich unterstützt und durch seine Freigebigkeit und Liebenswürdigkeit sich die Anhänglichkeit einzelner tüchtiger Griechen verschafft, welche für ihn Krieger ihres Volkes warben. Unter allerlei Vorwänden wurden für ihn im thracischen Chersones, in Thessalien und in den griechisch-asiatischen Städten Kriegsschaaren errichtet. Im Sommer 401 v. Chr. brach Cyrus mit einem Heere von 70,000 Asiaten und 13,000 griechischen Söldnern, unter deren Führern der Spartaner Klearchus der angesehenste war, angeblich gegen Pisidien und Cilicien auf. Glücklich erreichte er Thapsakus, wo er erst den Griechen seine wahre Absicht mittheilte und sie durch Versprechung großer Belohnungen bewog, ihm weiter zu folgen. Dann brach er gegen Babylon auf und stieß bei Kunaxa auf das Heer des Artaxerxes, welcher durch den Satrapen Tissaphernes über die Absichten seines Bruders aufgeklärt worden war. Es begann ein Kampf, in welchem die Griechen den ihnen gegenüberstehenden Flügel der Feinde in die Flucht schlugen, Cyrus aber im Zweikampfe mit seinem Bruder von dessen Begleitern getödet wurde und dessen asiatisches Heer die Flucht ergriff. Die Griechen blieben siegreich auf dem Kampfplatz stehen, wiesen die Aufforderung zur Ergebung zurück und empfingen von Tissaphernes im Namen des Königs die Zusicherung des freien Ab-

zugs. Allein der treulose Tissaphernes nahm bei einer Unterredung die Anführer der Griechen hinterlistig gefangen und ließ sie in Ketten zum Könige bringen, auf dessen Befehl sie hingerichtet wurden.

Schon verzweifelten die Griechen, deren Zahl nur noch 10,000 betrug, an ihrer Rettung; da trat der Athener Xenophon auf und ermahnte sie, sich nicht unthätig ihrem Verderben hinzugeben, sondern sich mit den Waffen den Weg in die Heimath zu bahnen. Die Griechen wählten sich neue Anführer, und unter diesen war Xenophon der bedeutendste, obgleich er seine Befehle nur im Namen des Spartaners Cheirisophus ertheilte. Unter den größten Beschwerden und Mühseligkeiten und unter fortwährenden Kämpfen legten die Griechen den Weg durch Mesopotamien, Medien, Armenien und am südlichen Ufer des schwarzen Meeres bis nach Thracien zurück. Eine kleine Schaar Griechen bot den großen persischen Heeresmassen und den Ränken der Satrapen Trotz und bahnte sich, ohne Kenntniß der Gegenden, ohne Karten und zuverlässige Wegweiser zu haben, den Weg durch Wüsten und Wildnisse, durch Gebirge und Schluchten, durch barbarische Länder und die bewaffnete Bevölkerung ganzer Landstriche. Der ganze Zug von Ephesus bis Kunaxa und von da bis in die Gegend des schwarzen Meeres dauerte funfzehn Monate; er wird der Rückzug der Zehntausend genannt und ist eine der glänzendsten Kriegsthaten des Alterthums; er zeigt die Ueberlegenheit der griechischen Bildung und Gewandtheit über die Ohnmacht und Versunkenheit des persischen Reiches.

Die Kämpfe Sparta's mit Persien. Agesilaus.

Die Statthalterschaft des Cyrus erhielt Tissaphernes. Als dieser die kleinasiatischen Griechen zu unterwerfen suchte, wandten sich diese nach Sparta um Hülfe. Sparta gewährte ihre Bitte und sandte 400 vor Chr. ein kleines Heer unter Thimbron, welchen 399 v. Chr Dercyllidas ablöste, nach Kleinasien. Dercyllidas führte den Krieg mit Glück und schloß 397 v. Chr. mit Pharnabazus und Tissaphernes einen Waffenstillstand, in welchem die Freiheit der kleinasiatischen Griechen anerkannt wurde. Da aber die persischen Satrapen den Waffenstillstand nur zu größeren Rüstungen benutzten, so sandten die Spartaner ein neues und größeres Heer unter dem König Agesilaus nach Asien 396 v. Chr. Agesilaus hatte sich nach dem Tode seines Bruders Agis 397 v. Chr. die Regierung angemaßt, indem er seinen Neffen Leotychides, den sein Vater früher für einen Sohn des Alcibiades erklärt, auf dem Todbette aber als Sohn anerkannt hatte, mit Hülfe des Lysander verdrängte. Obgleich Agesilaus hinkte, hatte er sich doch durch unermüdliche Leibesübungen zu großer Ausdauer und kriegerischer Thätigkeit geschickt gemacht; er lebte äußerst enthaltsam und einfach und trachtete nach dem Ruhme altspartanischer Sittenstrenge. Von Natur leidenschaftlich und ehrgeizig, aber gewandt und geschmeidig gewann Agesilaus durch Selbstbeherrschung, Milde und Freundlichkeit besonders die Gunst der in der letzten Zeit mächtig gewordenen Ephoren und hob dadurch das königliche Ansehen. Als ein guter Feldherr bewährte sich Agesilaus auf seinen Feldzügen in Asien. Er scheint nicht nur die Absicht gehabt zu haben, den Persern die griechischen Städte von Kleinasien zu entreißen, sondern auch die Perser in ihrem

eigenen Lande anzugreifen und im inneren Asien Eroberungen zu machen. Diesen Mann nun sandten die Spartaner 396 v. Chr. mit 8000 Mann nach Asien. Lysander, der in Sparta viel von seinem bisherigen Einfluß verloren hatte, begleitete den Agesilaus und gedachte seinen Schützling ganz nach seinem Willen zu lenken, er fand sich aber bitter getäuscht und verließ voll Unmuth das Heer. Agesilaus zeigte sich seiner Aufgabe ganz gewachsen. Er besiegte 395 v. Chr. das persische Heer bei Sardes, und diese Niederlage kostete dem Tissaphernes nicht nur seine Statthalterschaft, sondern er wurde auch von seinem Nachfolger Tithraustes auf Befehl des persischen Königs hingerichtet. Tithraustes trat sogleich mit Agesilaus in Unterhandlungen und bewog ihn durch 30 Talente aus seinem Gebiete in das des Pharnabazus zu gehen. Plündernd durchzog Agesilaus Phrygien und Bithynien, die Provinz des Pharnabazus, und gedachte bereits, im Frühjahr 394 v. Chr. tiefer in das Land vorzudringen und das persische Reich zu zertrümmern, als die Verhältnisse Griechenlands ihn zur Rückkehr nach Europa nöthigten.

Der Hochmuth und die Willkür nämlich, welche Sparta gegen die griechischen Staaten zeigte, hatten allgemeine Erbitterung erregt. Diese glimmenden Funken der Eifersucht und Unzufriedenheit fachte Tithraustes durch persisches Geld und einen schlauen Unterhändler zur Kriegsflamme an, indem er in Theben, Korinth, Argos und anderen Staaten die an der Spitze stehenden Männer gewann. Ein Streit zwischen den Phociern und den opuntischen Lokrern gab Veranlassung zum Ausbruch des Krieges, indem die Thebaner den Lokrern, die Spartaner den Phociern Hülfe leisteten, und die Athener wiederum die Thebaner mit einem Heere unterstützten. Lysander erhielt von Sparta den Auftrag, im nördlichen Griechenland ein Heer zu sammeln und damit in Böotien einzudringen; der König Pausanias sollte mit dem Hauptheer von Süden her sich mit ihm vereinigen. Lysander wurde aber 394 v. Chr. in einem Treffen bei Haliartus geschlagen und getödet, und Pausanias, welcher später eintraf, wagte keinen Angriff, sondern schloß einen Vergleich, nach welchem er gegen Auslieferung der Todten Böotien räumte. Die verbündeten Staaten, Korinth, Theben, Argos und Athen, durch den Sieg mit Zuversicht erfüllt, traten nun offener hervor und viele kleinere Staaten neigten sich zu ihnen hin. Es bildete sich ein mächtiger Bund gegen Sparta, welcher Korinth zum Stützpunkt seiner Angriffe auf den Peloponnes machte. So bedrängt riefen die Spartaner den Agesilaus aus Asien zurück, und dieser gehorchte, wenn auch mit schwerem Herzen, doch ohne Zögern. Er zog sich schnell aus Phrygien zurück, setzte über den Hellespont und bahnte sich durch Thracien, Macedonien und Thessalien den Weg.

Der böotische Krieg.

In dieser Zeit, im Jahre 394 v. Chr. wurde von Konon und Pharnabazus, welche die persische Flotte befehligten, die spartanische Flotte bei Knidus gänzlich geschlagen. Der Nauarch Pisander, ein Schwager des Agesilaus, verlor das Leben und funfzig Kriegsschiffe geriethen in die Gewalt der Sieger. In Folge dieser Schlacht wurden die spartanischen Harmosten aus fast allen griechischen Städten Kleinasiens und der benachbarten Inseln vertrieben, die spartanischen

Schiffe waren nicht mehr im Stande das Meer zu behaupten, und Konon verschaffte seiner Vaterstadt Athen durch persisches Geld die Mittel ihre Stadt- und Hafenbefestigungen wieder herzustellen.

Agesilaus stieß bei der böotischen Stadt Koronea auf das Heer der Verbündeten. Nach einer hitzigen und blutigen Schlacht behaupteten die Spartaner das Schlachtfeld 394 v. Chr. Doch sah sich Agesilaus außer Stand, den Krieg fortzusetzen und kehrte zu Schiffe nach Sparta zurück, und das spartanische Uebergewicht war durch die Schlacht bei Koronea nicht wieder hergestellt.

Der korinthische Krieg.

Der Krieg dauerte nach der Schlacht bei Koronea noch sieben Jahre, bis 387 v. Chr. und wird, weil er hauptsächlich in der Umgebung von Korinth geführt wurde, der korinthische Krieg genannt. Zu Lande behaupteten die Spartaner, zur See die Verbündeten die Oberhand. Den größten Vortheil hatte Athen, weil es durch diesen Krieg der Spartaner mit einem Theile von Griechenland Zeit und Gelegenheit erhielt, seine Flotte wiederherzustellen. Diese Wiedererhebung Athens und die Verheerung der Küste von Lakonien durch die persische Flotte brachte die Spartaner zu dem Entschluß, die Sache des gemeinsamen Vaterlandes den Persern zu opfern, um dadurch ihre Macht und ihren Einfluß zu sichern. Sie sandten 392 v. Chr. den Antalcidas, einen gewandten und schlauen Mann, nach Kleinasien an den Satrapen Tiribazus, um den Athenern die persische Hülfe zu entziehen und einen allgemeinen Frieden zu vermitteln, der den Spartanern das verlorene Uebergewicht in Europa wieder verschaffen sollte. Antalcidas gewann den Tiribazus so für Sparta, daß der Satrap den gefährlichsten Gegner der Spartaner, Konon, ins Gefängniß werfen ließ und nach Susa reiste, um den König für die spartanischen Friedensvorschläge zu stimmen. Artaxerxes wies anfangs die Anträge zurück, und der Krieg dauerte fort. Im Jahre 388 v. Chr. begab sich aber Antalcidas nochmals nach Kleinasien, reiste mit Tiribazus nach Susa und war diesmal glücklicher. Tiribazus wurde von dem König bevollmächtigt, die Friedensangelegenheiten zu leiten und verkündete wie ein Gebieter den von allen griechischen Staaten zu ihm geschickten Gesandten im Namen des Perserkönigs den Frieden (387 v. Chr.), welcher nach seinem Urheber der des Antalcidas heißt und dessen Bedingungen folgende waren. Die griechischen Städte in Kleinasien und die Inseln Klazomenä und Cypern sollen dem Perserkönig überlassen werden; alle übrigen griechischen Städte dagegen sind unabhängig, außer Lemnos, Imbros und Skyros, welche wie vor Alters den Athenern gehören sollen; der Perserkönig wird mit denjenigen griechischen Staaten, welche den Frieden annehmen, diejenigen zu Wasser und zu Lande bekriegen, welche ihn nicht annehmen.

Durch diesen für Griechenland schmachvollen Frieden wurden die kleinasiatischen Griechen der persischen Herrschaft preisgegeben; die Spartaner aber, welche die Ehre und das Wohl des griechischen Volkes ihrer Selbstsucht opferten, erhielten die Sorge für die Vollziehung des Friedens und erlangten auf diese Weise ihr früheres Uebergewicht in Griechenland wieder. Der persische Hof kam durch diesen Frieden in ein ganz neues Verhältniß zu den griechischen

Staaten; es war ihm ein Vorwand gegeben, sich stets in die Angelegenheiten von Hellas zu mischen und sich bei den beständigen Zwisten der griechischen Staaten zum Schiedsrichter und Gebieter aufzuwerfen.

Iphikrates.

Der korinthische Krieg hat dadurch eine allgemeinere Wichtigkeit, daß während desselben eine große Aenderung in dem griechischen Kriegswesen vorging. Das griechische Militärwesen stand bis zum Anfang des vierten Jahrhunderts v. Chr. mit den Einrichtungen jedes einzelnen Staates in engem Zusammenhang. Jeder Bürger war zum Kriegsdienst verpflichtet, und dieser wurde nicht als ein besonderer Beruf, sondern als ein Theil der bürgerlichen Pflichten angesehen. Deswegen bildeten auch diejenigen Bürger, welche als die wohlhabenderen den Kern des Staates ausmachten, zugleich als das schwerbewaffnete Fußvolk den Kern des Heeres. Die Bürger entzogen sich aber immer mehr dem Kriegsdienst und ließen sich durch Söldner ersetzen. Dadurch wurde das Kriegswesen von den Staatseinrichtungen immer unabhängiger und der Kriegsdienst ein besonderer Beruf und ein Gewerbe. Seit dem Anfang des vierten Jahrhunderts v. Chr. wurden die Kriege der griechischen Staaten größtentheils mit Söldnern geführt. Es gab ganze Heere von Söldnern, welche sich entweder in Griechenland selbst an den Meistbietenden verkauften, oder von dem persischen Kriegsdienste lebten. Diese Söldnerschaaren mußten ganz anders eingerichtet und discipliniert werden, als die früheren Bürgerheere, und dadurch kam das ganze Kriegswesen in die Hände der Hauptleute dieser Soldtruppen. Unter den Anführern solcher Söldnerschaaren ragt der Athener Iphikrates am meisten hervor. Er bildete eine neue Truppengattung, welche die Mitte hielt zwischen Hopliten und Leichtbewaffneten, diesen an Schnelligkeit und Beweglichkeit gleich kam, mit jenen den Kampf in geschlossenen Gliedern gemeinsam hatte; sie sollte in der Schlacht nicht sowohl als Masse der Masse gegenüberstehen, als vielmehr durch künstliche Evolutionen und Schwenkungen den Feind verwirren und ihn durch Schnelligkeit überraschen. Iphikrates veränderte deshalb die Bewaffnung und gab weniger schwere Schutzwaffen, welche die Bewegung erleichterten, dagegen verlängerte Angriffswaffen; statt des Hoplitenschildes erhielten die Soldaten die Pelta, einen kleineren und leichteren Schild, linnene Harnische statt metallener und eine leichtere Fußbekleidung, die Speere aber wurden um die Hälfte verlängert, und das Schwert erhielt die doppelte Größe des bisher gebräuchlichen. Durch fleißige Uebung und die verschiedensten Mannövers gewöhnte Iphikrates seine Mannschaft an die größte Regelmäßigkeit und Schnelligkeit in den Bewegungen und durch die strengste Mannszucht an unbedingten Gehorsam und Pünktlichkeit im Dienste.

Sparta's Gewaltherrschaft. Der olynthische Krieg. Besetzung von Theben.

Sparta erreichte durch die in dem antalcidischen Frieden erklärte Selbständigkeit der griechischen Staaten die Auflösung der größeren Staatenvereine und Städtebündnisse. Die Vereinzelung der griechischen Staaten diente nur dazu Sparta's Uebergewicht zu heben, und die Parteikämpfe in den einzelnen Städten boten den Spartanern

Gelegenheit überall zu entscheiden und ihre Macht zu vergrößern. Ihre Hegemonie artete wieder, wie nach der Unterwerfung Athens, in Despotismus aus. So zerstörten sie Mantinea und lösten die Bewohner in vier Dorfgemeinden auf, aus denen die Stadt früher entstanden war; Phlius wurde gezwungen die vertriebenen Aristokraten zurückzurufen.

Die Stadt Olynth auf der chalcidischen Halbinsel, welche früher unter macedonischer Herrschaft gestanden, sich aber während der Perserkriege die Freiheit errungen hatte, war durch Handel und Schifffahrt reich und mächtig geworden, hatte dem König von Macedonien, Amyntas II., einen Theil seines Landes entrissen und sich über die übrigen griechischen Städte dieser Gegend eine Art von Herrschaft angemaßt. Olynth war bereits im Begriff mit Theben und Athen ein Bündniß zu schließen. Zwei andere chalcidische Städte, Akanthus und Apollonia, und der macedonische König baten die Spartaner um Hülfe. Die Spartaner sandten 382 v. Chr. ein Heer gegen Olynth, und dieses mußte sich nach einem dreijährigen hartnäckigen Kampfe unterwerfen, die gemachten Eroberungen zurückgeben und mit Sparta ein Bundesverhältniß eingehen.

Im Anfange dieses Krieges führte der Spartaner Phöbidas einen Heerhaufen durch Böotien nach Olynth. Als er in der Nähe von Theben lagerte, wo, wie in allen griechischen Städten, die Demokraten und Aristokraten mit einander in Streit und die ersteren für Athen, die letzteren für Sparta gestimmt waren, forderte ihn der aristokratisch gesinnte Polemarch Leontiades auf, sich der Burg zu bemächtigen. Phöbidas besetzte, von Leontiades geführt, die Burg 382 v. Chr. und nahm zugleich den Ismenias, das Haupt der Gegenpartei gefangen. Ganz Griechenland gerieth in Unwillen über diesen Friedensbruch; die Spartaner aber riefen zwar den Phöbidas ab und verurtheilten ihn zu einer Geldstrafe, weil er ohne Auftrag gehandelt habe, beschlossen aber nichtsdestoweniger die spartanische Besatzung in Theben zu lassen. Es wurde eine oligarchische Regierung eingesetzt, die Demokraten verfolgt und zur Flucht genöthigt und Ismenias von spartanischen Abgeordneten zum Tode verurtheilt.

d) Thebanische Zeit.

Die Befreiung Thebens.

Es herrschte nun in Theben die oligarchische Partei, an deren Spitze Leontiades und die beiden Polemarchen Archias und Philippus standen. Gegen 400 thebanische Flüchtlinge fanden in Athen gastfreundliche Aufnahme und unterhielten mit ihren Freunden in Theben geheime Verbindungen. Unter den Flüchtlingen in Athen befand sich auch Pelopidas, welcher, obwohl einer der Jüngsten, die Verbannten zu dem Entschlusse begeisterte, die Rückkehr in die Heimath zu erzwingen und die Tyrannen zu stürzen. In Theben stand Phyllidas, der Geheimschreiber und Vertraute der Polemarchen, an der Spitze der Verschworenen. Es wurde beschlossen, daß Phyllidas den Polemarchen an dem zur Ausführung bestimmten Abend ein Gastmahl geben, die Verschworenen aber sich in dem Hause des

Charon versammeln sollten. Die aus Athen herbeieilenden Mitverschwornen ließen die größere Zahl der Ihrigen an der Grenze und nur zwölf kamen an einem stürmischen Decemberabend 379 v. Chr. als Bauern verkleidet und mit Jagdgeräthen versehen durch verschiedene Thore in die Stadt und gingen einzeln in Charon's Haus. Schon rüsteten sie sich zur blutigen That, als ein Gerichtsdiener erschien und den Charon zu den Polemarchen forderte, welche sich bereits in Phyllidas Hause befanden. „Ich habe gehört, sprach der Polemarch Archias zu Charon, daß einige Verbannte in der Stadt versteckt sind und von Bürgern unterstützt werden." Da Charon aus der Rede des Archias merkte, daß dieser nichts Sicheres wußte, so beruhigte er ihn mit kluger Verstellung und versprach beim Weggehen, der Sache genau nachzuforschen. Auch Phyllidas wußte sich zu verstellen und lobte den Eifer Charon's; er führte den Archias wieder zum Gastmahle zurück, wo er seinen Gästen eifrig einschenkte und die baldige Ankunft einiger Hetären verhieß. Gleich darauf überbrachte ein Eilbote aus Athen dem Archias einen Brief, welcher eine ausführliche Mittheilung der Verschwörung enthielt, und bat ihn, den Brief sogleich zu lesen, weil er Dinge von der größten Wichtigkeit enthalte. „Wichtige Dinge müssen bis morgen verschoben werden," erwiederte der schon trunkene Archias und legte den Brief bei Seite. Bald darauf erschienen die verheißenen Hetären, vom Jubel der Zecher begrüßt. Es war ein Theil der Verschworenen, welche Frauengewänder über die Harnische gezogen und durch Kränze das Gesicht unkenntlich gemacht hatten. Sie fielen über die Polemarchen her und stießen sie mit leichter Mühe nieder. Gleichzeitig hatte eine andere Abtheilung der Verschworenen, unter denen sich auch Pelopidas befand, den Leontiades und einen anderen Oligarchen, den Hypates, in ihren Wohnungen ermordet. Nun wurden die Kerker erbrochen und die Gefangenen befreit; die herbeieilenden Bürger wurden mit Waffen versehen und Reiter an die an der attischen Grenze zurückgebliebenen Flüchtlinge gesandt; Trompeter verkündeten, daß die Tyrannen getödtet wären, und riefen die Bürger zur Freiheit auf. Jetzt erschienen auch Epaminondas und Gorgidas, welche sich jeder Theilnahme an der Ermordung der Oligarchen enthalten hatten, mit einer von ihnen schon vorher in den Waffen geübten Schaar und hielten die Ordnung aufrecht. Viele Bürger, welche mit den Oligarchen gemeinschaftliche Sache gemacht hatten, flüchteten sich auf die Burg; die daselbst befehligenden Harmosten hielten sich ruhig, geschreckt durch den Lärm und das Zusammenströmen der vielen Menschen. Am Morgen erschienen wohlgerüstet die thebanischen Hopliten und Reiter, von der Grenze her trafen die Flüchtlinge ein, und es wurde eine Volksversammlung gehalten. In diese führten Epaminondas und Gorgidas die Tyrannenmörder, welche wie Schutzflehende Kränze trugen und die Bürger zum Kampfe für das Vaterland aufforderten. Die ganze Volksversammlung erhob sich unter freudigem Zuruf und Beifallklatschen und empfing die Männer als Wohlthäter und Retter. In dieser Volksversammlung wurden Pelopidas, Mellon und Charon, welche sich um die Befreiung Thebens die meisten Verdienste erworben hatten, zu Böotarchen gewählt. Es traf ein 5000 Mann starkes athe-

nisches Heer ein und viele Freiwillige eilten aus Athen und den böotischen Städten herbei, so daß den Thebanern bald 10,000 Hopliten und 2000 Reiter zu Gebote standen. Jetzt versuchten sie die Burg zu erstürmen; aber diese war gut befestigt und die Besatzung leistete kräftigen Widerstand. Mangel an Lebensmitteln nöthigte jedoch die Besatzung bald gegen freien Abzug die Burg zu übergeben. Theben erhielt eine demokratische Verfassung und wurde als Vorfechter der Demokratie der Mittelpunkt aller antispartanischen Bestrebungen. Die Wahl von Böotarchen statt der bisherigen Polemarchen gab die Absicht der Thebaner kund, ihr Verhältniß zu dem böotischen Bunde zu erneuern. Theben wurde aber nicht bloß wie früher der Vorort des böotischen Bundes, sondern die alleinige Hauptstadt und übte eine vollkommene Herrschaft über Böotien aus.

Epaminondas und Pelopidas. Epaminondas und Pelopidas waren es, welche ihre Vaterstadt Theben befähigten, auf einige Zeit den Vorrang in Griechenland zu behaupten, um welchen bisher nur Sparta und Athen gestritten hatten. Die Thebaner waren zwar berühmt wegen ihrer körperlichen Stärke und Böotien reich an waffenfähigen Männern; aber die Böotier waren von jeher den gröberen Genüssen ergeben und ihre Schwelgerei sprichwörtlich geworden. Man warf den Thebanern übermüthige Rohheit und Mangel an Bildung vor. Ihr Name hatte keinen guten Klang unter den Hellenen, welche die Verrätherei im Perserkriege und die grausame Behandlung der Platäer nicht vergessen konnten. Auch befleckten die Thebaner den Ruhm ihrer Befreiung durch manche Handlung wilder Rachsucht.

Epaminondas stammte aus einer edlen, aber verarmten Familie und soll zu der Zeit der Befreiung Thebens ohngefähr vierzig Jahre alt gewesen sein. Bis zu dieser Zeit hatte er sein Leben auf seine geistige und körperliche Ausbildung verwendet. In den musischen und gymnastischen Künsten hatte er sich der Unterweisung der tüchtigsten Lehrer erfreut. Den größten Einfluß aber gewannen auf ihn die Lehren und der Umgang des Pythagoreers Lysis. In seiner Jugend hielt sich Epaminondas gleich weit entfernt von den demokratischen Hetärien, wie von den oligarchischen Umtrieben. Obgleich er die Tyrannen seiner Vaterstadt verabscheute, wollte er doch an der gewaltsamen Umwälzung keinen Theil nehmen. Aber am Tage nach der Ermordung der Oligarchen erschien er mit einer von ihm angeführten und geordneten Schaar und brachte durch deren ruhiges Auftreten auch in die Gemüther der Bürger größere Ruhe. Seine Verdienste scheinen anfangs nicht die gebührende Anerkennung gefunden zu haben, und auch später hatte er von seinen Feinden und von den Launen des Volkes viel zu leiden. Er ertrug aber alle Anfeindungen mit Langmuth und Geduld; dem Vaterlande opferte er gern seine Empfindlichkeit und verschmähte es sogar seinen Feinden entgegenzuarbeiten. In seinem ganzen Wesen offenbarte sich der von den Pythagoreern geforderte Sinn für Harmonie, eine durch keine Leidenschaft gestörte Ruhe und Sicherheit des Geistes, im Reden und Handeln unerschütterliches Festhalten an Wahrheit und Recht, in Erfüllung von Pflichten gegen Einzelne und den Staat eine Treue und Gewissenhaftigkeit, die ihn gegen jeden

Vortheil gleichgültig ließ, Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit auch in der höchsten Stellung, bei aller Strenge gegen sich selbst Milde gegen Andere, Gelassenheit und Großmuth nach erlittenen Kränkungen. Für sein äußeres Leben hatte er nur geringe Bedürfnisse, in allem zeigte er die größte Einfachheit; er war arm geboren und ist arm geblieben, er liebte die Armuth, weil er in ihr einen Schutz für die Freiheit seines Innern erkannte; jeden Versuch, ihm eine glänzendere äußere Lage zu verschaffen, wies er zurück. Er blieb ehelos, um arm bleiben zu können und die Unabhängigkeit seiner Persönlichkeit in jeder Rücksicht zu bewahren. Die Einfachheit, Mäßigkeit und Uneigennützigkeit des Epaminondas bildeten einen schneidenden Gegensatz gegen den herrschenden Geist der Zeit, und dennoch gab Epaminondas seinen Landsleuten durch seine äußere Erscheinung keinen Anstoß, sondern alle erkannten es an, daß von allen großen Männern Griechenlands keiner dem Ideale männlicher Tugend so nahe komme, als er. Mit diesen Eigenschaften des Menschen vereinigten sich in Epaminondas alle Talente des Feldherrn und Staatsmannes. Er war ein ausgezeichneter Redner und besaß die tiefste Einsicht in das menschliche Leben und die Verhältnisse der griechischen Staaten.

Pelopidas stammte aus einer angesehenen Familie, wurde in Wohlstand erzogen und gelangte jung zu bedeutendem Vermögen, welches durch eine glänzende Heirath sehr vergrößert wurde. Dennoch lebte er äußerst einfach und mäßig und suchte sein Vergnügen auf den Ringplätzen und Jagden; Hülfsbedürftige, die es verdienten, unterstützte er mit großen Summen. Pelopidas war von Ehrgeiz und Herrschsucht frei und von der edelsten Liebe zum Vaterlande beseelt; er war ein rascher und ungestümer Charakter, an Selbstbeherrschung und an geistiger Bildung dem Epaminondas nicht gleich, wohl aber an Reinheit der Gesinnung und Festigkeit der Grundsätze. Er scheint sich einer sicherern und ungetrübteren Stellung im Staate erfreut zu haben, als Epaminondas zu erlangen vermochte; er verschmähte aber auch nicht den Kampf gegen die, welche ihn herabsetzen und verkleineren wollten. Er war mehr für das praktische Leben geschaffen und wegen seiner Gewandtheit mehr als Epaminondas zu diplomatischen Unterhandlungen geschickt. Beide Männer besaßen einen angeborenen höheren Adel, welcher den Grundzug ihres Wesens bildete; sie waren durch enge Freundschaft verbunden, welche auf dem Schlachtfelde geschlossen war und durch die Tugend und Vaterlandsliebe Beider befestigt wurde. Diese Freundschaft erhielt sich ungetrübt, trotz so mancher Verschiedenheit in den äußeren Umständen, in den Ansichten und in dem Charakter und trotz dem, daß Beide sich zu dem höchsten Ruhme gleich berechtigt halten durften. Denn Beide gehören zu den größten Staatsmännern des griechischen Alterthums, sowohl dem Ziele ihrer Bestrebungen nach, als auch wegen der Einsicht und Gewandtheit, mit welcher sie dasselbe zu erreichen suchten. Beide, namentlich aber Epaminondas, waren ausgezeichnete Feldherrn und übertrafen ihre Zeitgenossen Agesilaus, Iphikrates und Chabrias nicht blos durch den Ruhm ihrer Kriegsthaten, sondern auch durch den schöpferischen Geist, mit welchem sie die Kriegskunst auf eine neue Stufe der Entwickelung hoben. Sie

setzten ihre Heere, obgleich damals überall in Griechenland Söldnerschaaren gehalten wurden, nur aus Bürgern zusammen, und wußten diesen nicht blos Geschicklichkeit und Gewandtheit im Gebrauche der Waffen und in den Bewegungen zu geben, sondern auch sie mit kriegerischem Geiste zu erfüllen.

Der Krieg zwischen Sparta und Theben bis zur Schlacht bei Leuktra.

Auf die erste Nachricht von der Belagerung der thebanischen Burg war der spartanische König Kleombrotus mit einem Heere nach Böotien geeilt, war aber von dort wieder zurückgekehrt, weil die Besatzung der Kadmea bereits capitulirt hatte. Kleombrotus hatte eine kleine Schaar unter Sphodrias in der böotischen Stadt Thespiä zurückgelassen, und Sphodrias reizte durch einen Einfall in das attische Gebiet die in ihrem Entschlusse schwankenden Athener zur eifrigen Unterstützung der Thebaner. In den Jahren 378, 377 und 376 unternahmen die Spartaner Einfälle nach Böotien, welche nur dazu dienten das thebanische Heer zu üben. 376 v. Chr. stellten die Thebaner ihr Principat über den größten Theil von Böotien wieder her. Die Thätigkeit der athenischen Seemacht hatte diese Fortschritte Thebens unterstützt. Die Athener hatten sich zu neuer Kraftanstrengung erhoben; sie hatten eine bedeutende Flotte ausgerüstet und alle Seestaaten zum Beitritt zu einem großen Bunde aufgefordert. Die verbündeten Staaten sollten selbständig sein, sich unter Athens Hegemonie über die gemeinsamen Angelegenheiten berathen, und die Bundesflotte durch gemeinsame Beiträge erhalten werden. Gegen siebzig Städte schlossen sich dem Bunde an und während zwei Jahren schalteten die Athener auf dem Meere, ohne daß ihnen von den Spartanern Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Erst im Jahre 376 v. Chr. lief eine peloponnesische Flotte aus; aber nun siegten die Athener 376 v. Chr. unter Chabrias bei Naxos und 375 v. Chr. unter Timotheus, Konon's Sohn, bei Leukas.

Die Eintracht zwischen Theben und Athen dauerte aber nicht lange. Die Thebaner weigerten sich Beiträge zur Erhaltung der Flotte zu zahlen, eroberten die gegen sie feindlich-gesinnten Städte Platää und Thespiä und bedrohten die Selbständigkeit von Phocis. Alles dieses rief in Athen eine Mißstimmung gegen Theben hervor, und die Athener knüpften mit Sparta Unterhandlungen an. Diese führten 371 v. Chr. zu einem Kongreß der griechischen Staaten, welcher in Sparta gehalten wurde. Hier wurde ein Friede auf der Grundlage des antalcidischen geschlossen und die Selbständigkeit der griechischen Staaten ausgesprochen. Dieser Friede wurde von allen griechischen Staaten angenommen, nur Epaminondas weigerte sich im Namen seiner Vaterstadt ihn anzuerkennen, weil die Thebaner die über die böotischen Städte erlangte Oberherrschaft nicht wieder aufgeben wollten. Als Epaminondas erklärte, daß Theben den Frieden annehmen werde, wenn Sparta Lakonika freigäbe, entfernte der spartanische König Agesilaus den Namen der Thebaner aus dem Friedensvertrag und kündigte ihnen den Krieg an.

Kleombrotus, welcher mit einem spartanischen Heere in Phocis stand, erhielt von Sparta den Befehl gegen die Thebaner auszurücken. Diese zogen, jetzt von Athen verlassen und von Böotien nur mit unzuverlässigen Bundesgenossen unterstützt, nicht ohne Ban-

gigkeit in den Entscheidungskampf. Bei Leuktra kam es im Juli 371 v. Chr. zur Schlacht. Die Spartaner kämpften für ihre Herrschaft und ihren Ruhm, die Thebaner für Freiheit und Vaterland. Auf spartanischer Seite war das Uebergewicht der Zahl und der Glaube an Unüberwindlichkeit; bei den Thebanern waltete der helle, ruhige Geist des großen Epaminondas. Dieser suchte die spartanische Phalanx durch eine bedeutende Erhöhung der Masse zu überwältigen; bei seinen geringen Streitkräften konnte er dieses nur auf einem Punkte ausführen. Auf dem rechten Flügel der Feinde standen die Spartaner, auf dem linken die Bundesgenossen. Dem rechten feindlichen Flügel stellte nun Epaminondas auf seinem linken Flügel den Kern seiner Hopliten funfzig Mann hoch entgegen, während der schwach besetzte linke Flügel sich zurückziehen sollte. Durch diese berühmt gewordene schiefe Schlachtordnung, durch die Tapferkeit der von Pelopidas geführten heiligen Schaar und durch die treffliche thebanische Reiterei brachte Epaminondas Sparta die größte Niederlage bei, die es je erlitten hat. Die Nachricht von dieser Niederlage verbreitete in Sparta den größten Schmerz; die Spartaner verleugneten aber die angestammte Würde nicht und waren vor allem darauf bedacht, zur Rettung der geschlagenen Truppen ein neues Heer auszurüsten. Die Thebaner schickten gleich nach der Schlacht einen Herold nach Athen, um ihren Sieg zu verkündigen und sich Hülfe gegen die Spartaner zu erbitten. Allein die auf Thebens Macht eifersüchtigen Athener wiesen das Gesuch zurück. Bereitwilliger zeigte sich den Thebanern Jason, Tyrann von Pherä in Thessalien, welcher mit Freuden diese Gelegenheit ergriff, um in die hellenischen Angelegenheiten einzugreifen. Er eilte auf das Hülfegesuch der Thebaner sogleich mit zahlreichen Truppen nach Böotien, half aber nicht die Spartaner vernichten, sondern vermittelte, weil er nicht wünschte, daß Theben ein zu großes Uebergewicht erlange, einen Vertrag, kraft dessen das spartanische Heer aus Böotien abzog.

So lange Sparta sich auf der Höhe seiner Macht erhielt, hatten sich die von ihm abhängigen oligarchischen Verfassungen in den peloponnesischen Staaten behauptet; der Umstand aber, daß die Befreiung Thebens trotz aller Anstrengungen der Spartaner so lange schon ungestraft geblieben war, hatte die Furcht vor den Spartanern verringert. Deshalb erhob sich in einigen Staaten das Volk, um die von Sparta bis dahin unterdrückte Freiheit wieder zu erlangen, und übte eine furchtbare Rache an den Oligarchen; diese aber suchten sich in der Herrschaft zu behaupten, oder, wenn sie hatten weichen müssen, die Rückkehr zu erzwingen. Und so erneuerten sich die blutigen Scenen des peloponnesischen Krieges. Die meisten größeren Staaten scheinen jedoch oligarchisch geblieben zu sein und leisteten den Spartanern die Heeresfolge. Erst auf die Aufforderung der Athener lösten die peloponnesischen Staaten ihr Verhältniß zu Sparta auf, um die durch den Frieden zugesicherte Selbständigkeit zu erlangen. Die Mantineer stellten ihre Stadt wieder her und umgaben sie mit Mauern, ohne sich an die Abmahnungen des Agesilaos zu kehren. Nach der Schlacht bei Leuktra zeigten die Arkadier, *Die Feldzüge der Thebaner in den Peloponnes, 370 und 369.*

besonders durch den Mantineer Lykomedes angeregt, das Bestreben in festem Zusammenhalten eine Schutzwehr zu suchen. Denn bis jetzt hatten die Arkadier nicht einmal eine Gesammtheit gebildet und nichts Großes gemeinsam unternommen. Der größere Theil des Landes und zwar gerade derjenige Theil, welcher jedem Angriffe der Spartaner blosgestellt war, war noch ohne Städte. Die Arkadier vereinigten nun die kleineren Orte in einer neugegründeten Stadt, Megalopolis, im südwestlichen Theile ihres Landes. In dieser Stadt war der Versammlungsort der Zehntausend, welche die Gesammtheit der vereinigten demokratischen Staaten repräsentirten und die höchste Gewalt hatten. Die Arkadier waren aber unter einander nicht einig, und diese Streitigkeiten benutzten die durch die Vereinigung Arkadiens bedrohten Spartaner, um in die arkadischen Angelegenheiten einzugreifen. Ein spartanisches Heer rückte 370 v. Chr. unter Agesilaus nach Arkadien. Die Arkadier baten die Thebaner um Hülfe, und unter Anführung des Epaminondas und Pelopidas zog gegen das Ende des Jahres 370 v. Chr. ein thebanisches Heer in den Peloponnes. Nachdem dieses sich in Mantinea mit den Arkadiern, Argivern und Eleern vereinigt hatte, bildete es eine Heeresmacht von 50,000 Kriegern. Agesilaus hatte aber bereits Arkadien wieder verlassen und deshalb suchten die Peloponnesier die Thebaner zu einem Einfalle in Lakonika zu bewegen, welches seit 500 Jahren keinen Feind gesehen hatte. Die Jahreszeit war für größere Unternehmungen ungünstig; die Amtszeit der Böotarchen, welche Würde Epaminondas und Pelopidas bekleideten, ging zu Ende und auf deren ungesetzlicher Verlängerung stand Todesstrafe. Trotz aller dieser Bedenklichkeiten gingen Epaminondas und Pelopidas auf das kühne Unternehmen ein, als die Nachricht eintraf, daß die Periöken zum Abfall bereit wären. In vier Heeresabtheilungen brachen die Verbündeten in Lakonika ein und zogen dann vereinigt plündernd und verheerend am linken Ufer des Eurotas entlang. Schrecken verbreitete sich in Sparta, als man den Rauch der feindlichen Feuer erblickte. Die Stadt hatte keine Mauern, die kräftige Jugend war in den Kämpfen gefallen, und die Periöken erhoben sich jetzt gegen ihre Unterdrücker. Die spartanischen Behörden riefen die Heloten zu den Waffen, unter dem Versprechen, ihnen die Freiheit zu schenken. Bei Amyklä gingen die Verbündeten über den Eurotas und unternahmen einen Angriff auf Sparta. Dieser wurde aber zurückgeschlagen. Der Retter Sparta's war Agesilaus; er benutzte die Lage Sparta's zur Vertheidigung, unterdrückte durch seine Geistesgegenwart eine drohende Verschwörung und zügelte den Ungestüm der Spartaner, welche, durch die Herausforderungen der Thebaner gereizt, zum Kampfe hinausgeführt zu werden verlangten. Die Thebaner zogen, nachdem der Angriff auf Sparta mißlungen war, bis an die Meeresküste nach Helos und Gythium und von da nach Messenien. Messenien wurde als ein selbständiger Staat wieder hergestellt, am Fuße des Berges Ithome eine Stadt Messene gegründet und mit den Abkömmlingen der Messenier, mit lacedämonischen Periöken und Heloten bevölkert, 369 v. Chr. Durch die Wiederherstellung Messeniens erwarb sich Epaminondas die Achtung und Liebe der Griechen; Sparta aber wurde dadurch des schönsten

Theils seines Gebietes beraubt und erhielt seine unversöhnlichsten Feinde zu Nachbarn. Die Athener schickten, durch die Fortschritte der Thebaner beunruhigt, ein Heer unter Iphikrates in den Peloponnes, um den Thebanern den Rückzug abzuschneiden; doch Epaminondas führte sein Heer glücklich aus dem Peloponnes zurück. Athen und Sparta schlossen nun einen Bund.

Noch im Sommer 369 v. Chr. unternahmen die Thebaner einen zweiten Zug in den Peloponnes. Ein athenisches Heer unter Chabrias und eine Schaar Lacedämonier stellte sich ihnen bei Korinth entgegen, Epaminondas durchbrach aber die feindliche Linie, vereinigte sich mit den Arkadiern, Argivern und Eleern und zwang Sicyon zu den Thebanern überzutreten. Die Thebaner verließen jedoch den Peloponnes wieder, als die von Dionysius von Syrakus den Spartanern gesandten Hülfstruppen in Korinth eintrafen.

Thebens Kämpfe in Thessalien. Versuch der Thebaner mit Hülfe des Perserkönigs ihre Hegemonie zu befestigen.

Die Aufmerksamkeit der Thebaner war nun zunächst auf Thessalien und Macedonien gerichtet. Thessalien zerfiel in eine Anzahl kleiner Staaten, welche in einen sehr lockeren Bund vereinigt waren. Der herrschende Theil des Volkes war ein Adel, dem das Grundeigenthum und die leibeigenen Bebauer desselben, die Penesten, gehörten. Der thessalische und der macedonische Adel bildete die einzige von Kopf bis zum Fuß gepanzerte Reiterei, welche im alten Griechenland erwähnt wird. Mit der Lust an ritterlichen Spielen und beutereichen Kriegszügen war aber auch das Streben nach Pracht und Aufwand, Genußsucht und Schwelgerei verbunden. Der thessalische Adel wurde früh einigen wenigen Familien dienstbar, welche die größten Güter und den größten Einfluß besaßen. Von Zeit zu Zeit warf sich in den thessalischen Städten einer dieser Adligen zum Gebieter auf, unterwarf sich auch andere Städte und gründete so ein mächtiges Fürstenthum. Gewöhnlich dauerte aber eine solche Herrschaft nicht lange. So hatte Jason von Pherä seine Herrschaft über ganz Thessalien ausgedehnt und durch Reichthum und kriegsgeübte Söldner unterstützt den Plan gefaßt, ganz Griechenland unter seine Hegemonie zu bringen und dann den Krieg gegen Persien zu unternehmen. Mitten in seinen großen Entwürfen war aber Jason 370 v. Chr. ermordet worden. Es waren ihm seine beiden Söhne Polydorus und Polyphron in der Herrschaft gefolgt. Bald aber ermordete Polyphron seinen Bruder und wurde dann wieder von einem Anverwandten Alexander getödet 369 v. Chr. Dieser herrschte aber mit so großer Grausamkeit, daß die Thessalier Theben um Hülfe gegen ihn baten. Die Thebaner sandten den Pelopidas mit einem Heere nach Thessalien und dieser ordnete nicht nur die Verhältnisse von Thessalien, sondern schlichtete auch einen Thronstreit in Macedonien und nahm wahrscheinlich bei dieser Gelegenheit den nachherigen König Phillipp als Geisel mit nach Theben. Die Anordnungen des Pelopidas bestanden aber nur kurze Zeit, und dieser wurde daher nochmals mit Ismenias nach Thessalien und Macedonien geschickt. Die Sendung hatte in Macedonien den gewünschten Erfolg, aber in Thessalien wurden die beiden thebanischen Gesandten von Alexander von Pherä gefangen genommen, 368 v. Chr. Um diese Verletzung des Völkerrechts zu rächen, sandten die Thebaner

ein Heer nach Thessalien. Dieses gerieth aber durch schlechte Anführung in die größte Gefahr und wurde nur dadurch gerettet, daß die Soldaten den Epaminondas, welcher als Gemeiner im Heere diente, zum Befehlshaber ernannten. Erst ein zweites von Epaminondas angeführtes thebanisches Heer erzwang die Freilassung des Pelopidas und Ismenias.

Während die Thebaner in Thessalien beschäftigt waren, hatten sie dem Peloponnes nur geringe Aufmerksamkeit gewidmet. Es war nicht die Absicht ihrer peloponnesischen Bundesgenossen nach Vernichtung der spartanischen Herrschaft an deren Stelle eine thebanische treten zu lassen. Daher drohte jetzt dem gegen Sparta zwischen Theben und einigen peloponnesischen Staaten geschlossenen Bunde die Auflösung. Besonders regte sich unter den Arkadiern das Selbstgefühl und sie begannen nach dem Vorrang unter den Peloponnesiern zu streben. Diese Ansprüche der Arkadier riefen bei den Thebanern den Wunsch hervor, die Hegemonie, welche sie bisher nur auf eine sehr beschränkte Weise geübt hatten, fester zu begründen. Das Verfahren der Spartaner zeichnete ihnen den Weg vor, den sie jetzt einschlugen. Sie sandten den Pelopidas und Ismenias an den Perserkönig. Bereits hatten auch die Spartaner einen Gesandten nach Asien geschickt und nun thaten dieses auch die Arkadier, Eleer und Athener. Pelopidas verstand es, auf eine sehr geschickte und durchaus ehrenhafte Weise die Perser ganz für seine Vaterstadt zu gewinnen. Seinem Wunsche gemäß verfügte der Perserkönig, daß Messene frei und unabhängig sein und die Athener ihre Schiffe aufs Land ziehen sollten; zugleich erklärte er die Thebaner für alte Bundesgenossen. Als aber die Thebaner alle griechischen Staaten zu einer Versammlung nach Theben einladen ließen, um den Frieden zu vernehmen und zu beschwören, wiesen die Athener und Spartaner diese Aufforderung zurück; die andern Staaten schickten zwar Gesandte, doch weigerten sich diese den Frieden anzunehmen und zu beschwören 367 v. Chr.

Die Kriege der Thebaner bis zur Schlacht bei Mantinea.

Als die Thebaner sich in diesen Erwartungen getäuscht sahen, beschlossen sie auf dem bisherigen Wege, durch den Nachdruck der Waffen, fortzuwirken, und zum dritten Male rückte 367 v. Chr. ein thebanisches Heer in den Peloponnes. Die meisten achäischen Städte wurden genöthigt in den thebanischen Bund zu treten, schlossen sich aber bald wieder an Sparta an. Es fehlte den peloponnesischen Staaten die Einigkeit; sie führten beständig Krieg unter einander, und selbst die Heiterkeit der olympischen Spiele und der Gottesfriede wurde 364 v. Chr. durch einen Kampf unterbrochen. Die Thebaner konnten jetzt den peloponnesischen Angelegenheiten nur geringe Aufmerksamkeit widmen; denn durch die Beschwerden der Thessalier über Alexander von Pherä bewogen, sandten sie 364 v. Chr. den Pelopidas mit einem Heere nach Thessalien. Alexander wurde bei Kynoskephalä geschlagen und bald nachher zu einem ihm ungünstigen Frieden gezwungen; aber in jener Schlacht endete Pelopidas seine Heldenlaufbahn. Epaminondas hatte es nicht vergessen, daß Athen ihm den Sieg über Lacedämon entwunden hatte; er sah ein, daß Athen seiner Meeresherrschaft beraubt werden müsse, wenn Theben

die Hegemonie über Griechenland erlangen solle. Auf seinen Rath beschlossen die Thebaner hundert Schiffe zu bauen, und 363 v. Chr. lief Epaminondas mit einigen Schiffen von Aulis aus und gewann auch Byzanz, Rhodus und Chios für die Bundesgenossenschaft mit Theben; er kehrte aber im Bewußtsein, daß er nicht an seinem Orte sei, bald wieder heim.

In dem Peloponnes hatten sich die Verhältnisse ungünstig für die Thebaner gestaltet. Zwar hatten Korinth, Phlius und einige kleine Staaten dem spartanischen Bündniß entsagt und Frieden mit Theben geschlossen; dagegen aber waren die Achäer und Eleer von Theben abgefallen. Die Arkadier endlich waren unter sich selbst in Zwietracht gerathen. Ein Theil derselben hatte die Tempelschätze in Olympia geplündert, während die Mantineer und andere arkadische Städte diesen Raub mißbilligten. Diese arkadische Partei schloß mit den Athenern, Spartanern, Achäern und Eleern ein Bündniß; Argos aber, Messene, Tegea, Megalopolis und einige kleinere arkadische Staaten blieben mit den Thebanern verbündet. An der Spitze eines starken Heeres zog Epaminondas im Frühling 362 v. Chr. zum vierten Male in den Peloponnes. Er schlug innerhalb der Mauern der Stadt Tegea ein Lager auf, das feindliche Heer aber sammelte sich bei Mantinea. Als das spartanische Heer unter Agesilaus in Arkadien eingerückt war, brach Epaminondas in aller Eile auf, marschirte die ganze Nacht hindurch und erschien mit Tagesanbruch vor Sparta. Agesilaus hatte aber von dem Unternehmen Nachricht erhalten und war mit einem Theile des Heeres kurz vor Epaminondas eingetroffen. Die Spartaner vertheidigten sich so tapfer, daß Epaminondas, obgleich die Thebaner bis auf den Marktplatz vordrangen, doch wieder aus der Stadt zurückweichen mußte und die Ankunft der übrigen Spartaner und ihrer Bundesgenossen nicht glaubte abwarten zu dürfen. Er brach von Sparta auf und versuchte nun das von seinen Vertheidigern entblößte Mantinea mit seiner Reiterei zu überfallen. Auch dieses Unternehmen mißglückte, weil kurz vorher die athenische Reiterei in Mantinea angekommen war. Das Mißlingen zweier Züge bewog den Epaminondas seinen Feldherrnruhm durch eine Schlacht wieder herzustellen. Diese wurde im Sommer 362 v. Chr. bei Mantinea geliefert. Nach einem siegreichen Reitergefecht durchbrach Epaminondas mit Hülfe der schiefen Schlachtordnung die feindliche Schlachtreihe. Schon ergriffen die Feinde die Flucht, als Epaminondas tödlich verwundet wurde. Sein Fall brachte die Thebaner in Verwirrung, die Feinde stellten sich wieder auf und der Rest des Tages verging unter einzelnen Kämpfen. Beide Theile schrieben sich den Sieg zu; doch die Thebaner hatten gesiegt, den Sieg aber nicht benutzt. Epaminondas wurde noch lebend aus dem Schlachtgetümmel ins Lager getragen. Ein Wurfspieß war in seine Brust gedrungen, und die Aerzte erklärten, daß er sterben werde, sobald man das Geschoß herausziehe. Er verlangte nach seinem Schilde. Als ihm dieser gebracht und ihm gesagt wurde, daß die Thebaner gesiegt hätten, rief er: Jetzt ist es Zeit zum Tode, ließ das Geschoß herausziehen und verschied ruhig und heiter.

Die Schlacht bei Mantinea war die letzte in dem zwischen Sparta und Theben geführten Kriege. Alles blieb in der vorigen Unentschiedenheit, und nur die allgemeine Ermattung führte Ruhe und einen durch persische Gesandte vermittelten Frieden herbei. Da in diesem die Unabhängigkeit Messeniens ausgesprochen wurde, so nahmen die Spartaner an dem Frieden nicht Theil, beobachteten ihn aber doch und enthielten sich aller Feindseligkeiten. Der achtzigjährige Agesilaus glaubte durch eine auswärtige Unternehmung neue Hülfsquellen zur Erhebung Sparta's herbeischaffen zu können. Nach dem Wunsche des Königs Tachos begab er sich mit spartanischen Truppen nach Aegypten, dessen bisher behauptete Unabhängigkeit jetzt von den Persern bedroht wurde. Als aber Tachos gegen seine Zusage dem Agesilaus nur den Oberbefehl über die griechischen Söldner, dem Athener Chabrias dagegen den Oberbefehl über die ägyptische Flotte übergab, unterstützte Agesilaus einen Empörer und Verwandten des Königs, Nektanebus II., und befestigte ihn in der errungenen Herrschaft. Reich beschenkt schiffte er sich dann zur Rückreise nach Sparta ein, wurde aber durch einen Sturm genöthigt in einem Hafen der Cyrenäer zu landen und starb hier 361 v. Chr.

Nach der Schlacht bei Mantinea hatte Sparta's Macht ein Ende, der Peloponnes eine neue demokratische Gestalt im Sinne der Zeit; Thebens Macht, bisher getragen und geadelt durch die Persönlichkeit einzelner Männer, sank schnell zu der alten Unbedeutendheit zurück. Auch Athen, das sich im Kampfe zwischen Sparta und Theben stets in der Rolle einer dritten Macht den Ausschlag zu geben bereit gehalten und sich noch einmal eine Anzahl von Seestaaten zu verbünden gesucht hatte, ließ bald, durch Habsucht, Sorglosigkeit und unwürdige Demagogen verleitet, alle Rücksicht auf die Verbündeten so außer Acht, daß diese die nächste Gelegenheit zum Abfall benutzten; Athen verlor zum zweiten Male seine Seeherrschaft. So war in Griechenland kein Staat mehr, der gegen die übrigen ein Uebergewicht hätte geltend machen können; die Selbständigkeit aller einzelnen Gemeinden, wie der Friede des Antalcidas sie verheißen hatte, war fast überall verwirklicht; die Freiheit hatte sich bis zur Gleichheit abgestumpft; Hellas war reif für fremde Herrschaft. Diese zu erringen war das aufblühende macedonische Königreich bestimmt, welches sich griechische Bildung und die in Thebens Kämpfen ausgebildete Kriegskunst aneignete und dadurch stark genug wurde, Griechenland zu beherrschen, das persische Reich zu unterwerfen und der griechischen Civilisation einen größeren Schauplatz anzuweisen.

e) Macedonische Zeit.

Das Land Macedonien.

Das alte Macedonien vor Philipps Zeiten reichte im S. bis an den Olymp und das kambunische Gebirge, durch welche es von Thessalien und Epirus getrennt wurde, und im O. bis zum Fluß Strymon, der die Grenze gegen Thracien bildete, im N. und W. waren die Grenzen gegen Päonien und Illyrien unbestimmt. Durch

den König Philipp wurde der Umfang des Landes bedeutend erweitert. Macedonien bildet eine große, auf drei Seiten von hohen Gebirgen amphitheatralisch umschlossene, aber auch von mehreren niedrigern Bergreihen durchzogene Ebene, von der Küste her erstrecken sich weite Thäler bis tief ins Innere. Alle diese Thäler wetteifern an Fruchtbarkeit mit den gesegnetsten Gegenden Griechenlands, mit welchem Macedonien auch fast alle Produkte gemein hat. Die glückliche Bildung Griechenlands finden wir in Macedonien nicht; während dort die einzelnen Flußgebiete und Gebirge ein Ganzes für sich bilden und nur wenig zusammenhängen, tritt uns in Macedonien ein System von Flüssen und Gebirgsketten entgegen. Der Charakter des hellenischen Bodens hört schon in Thessalien auf, wo das ganze Land im Gegensatz zu Griechenland eine von einem Gebirgsring umgürtete und von einem Flußsystem bewässerte Kesselebene bildet. Die See, welche mit ihren zahllosen Buchten so wichtig ist für das eigentliche Griechenland, ist in Thessalien fast ohne alle Bedeutung; die Vortheile der bedeutenden Küstenausdehnung gehen für das innere Land verloren durch die hohen Gebirge, die sich der ganzen Küste entlang ziehen. Die Beschaffenheit von Macedonien hält gleichsam die Mitte zwischen der von Thessalien und Griechenland; es hat die griechische Mannigfaltigkeit in einem gröberen Maßstabe und wie Thessalien die Ringbeckengestaltung. Macedonien hat, wenn wir Chalcidice ausnehmen, nicht eine solche Menge Buchten wie Griechenland, aber das Land ist auch nicht wie in Thessalien ganz von der See abgeschlossen; vielmehr liegt vom Peneios an eine weite Ebene dem Meere geöffnet da. Diese Ebene ist die Wiege, wenn nicht des Volkes, so doch des Staates der Macedonier. Außer dem Grenzstrom Strymon münden alle Gewässer des Landes, wie die Radien eines Halbkreises, in dem schmalen Küstensaum von wenigen Meilen. Während die übrigen Landschaften in ihren Gebirgsthälern ein zwar beschränktes, aber geschütztes Ganzes ausmachten, hatte diese Küstenebene für sich allein etwas Haltloses. Hingegen als Theil eines größeren, jene Binnenländer umfassenden Reichs konnte sie aus der Benutzung ihrer natürlichen Lage die bedeutendsten Vortheile ziehen. Eine großentheils fruchtbare Ebene sicherte den Bewohnern ihre Bedürfnisse; ihnen stand zugleich der Seehandel offen, der um so gewinnreicher sein mußte, als das Land die Mündungen der zum Theil schiffbaren Flüsse inne hatte und für eine unverhältnißmäßig große Ausdehnung der Stapelort aller ein- und ausgeführten Erzeugnisse war. In der älteren Zeit wurden diese Vortheile nicht benutzt, später legten die Hellenen hier Handelskolonien an und besonders verhinderte die Uebermacht der Athener bis ins vierte Jahrhundert jede selbständige Entwicklung des macedonischen Handels.

Die älteste Bevölkerung des Landes und die Wanderung der Macedonier.

In den einsamen Gebirgsthälern Maceboniens hielten sich bis in ziemlich späte Zeit Reste aller Völker, welche von Osten oder Norden nach Griechenland gezogen waren. Die ursprüngliche Bevölkerung Macedoniens bildete der große pelasgische Völkerstamm, dessen Hauptsitz Griechenland war, und Thracier, welche besonders in Pierien und am Helikon wohnten, aber auch die ganze Küste

vom Strymon bis zum Hellespont inne hatten (siehe S. 172). Das ganze ursprünglich mit pelasgischen Stämmen bevölkerte Land nördlich vom Olymp wurde lange vor dem troischen Zuge von Phrygiern, Mysiern und Teukrern, verwandten kleinasiatischen Völkern, überschwemmt und es blieben wohl nur die im oberen Theil von Macedonien gelegene Landschaft Orestis und die Halbinsel Chalcidice verschont. Die Landschaft Orestis war der Ursitz der Macedonier, mit denen eingewanderte Dorier zu einem Volke verschmolzen. Dahin deutet die schon lange vor Alexander allgemein anerkannte Abstammung der macedonischen Königsfamilie von Herakles. Aber nicht nur die Könige, sondern auch ein Theil des Volkes stammte von den Doriern. In Folge der Wanderung der Thessalier aus Epirus nach Thessalien (siehe S. 191), ohngefähr 60 Jahre nach der Zerstörung von Troja, wurden die Macedonier aus der Landschaft Orestis verdrängt und wanderten nach Illyrien. Von dort zogen sie dann später wieder nach der macedonischen Landschaft Lyncestis und von da in die Küstenebene Emathia. Die erste Eroberung der Macedonier beschränkte sich auf den von Edessa aus zwischen dem Lydias und Haliakmon bis ans Meer sich erstreckenden Landstrich. Die älteste Hauptstadt war Edessa oder Aegä, welches auch später, als Pella die Hauptstadt des Reiches geworden war, die Begräbnißstadt der macedonischen Könige und der geheiligte Mittelpunkt des Reiches blieb.

Sprache, Religion und Einrichtungen der Macedonier.

Die Macedonier redeten die griechische Sprache und zwar eine Mundart, welche dem äolischen oder altgriechischen und dem dorischen Dialekt am meisten verwandt war. Sie hatten das hellenische Göttersystem, und in besonderem Ansehen standen Zeus und die beiden vorzugsweise dorischen Gottheiten Apollo und Herakles. Bei den Macedoniern hatte sich in den Sitten wie in der Verfassung vieles aus der heroischen Zeit erhalten; sie liebten den Krieg, die Jagd und den Waffentanz; sie saßen, wie die homerischen Helden, beim Gastmahle, und nur wer einen Eber im Anlauf erlegt hatte, durfte liegen; sie waren rüstige Trinker, und die Frauen waren bei ihnen wie bei den Griechen vom Gastmahle ausgeschlossen. Das Königthum, welches einst in allen griechischen Staaten bestanden hatte, wurde außer in Sparta und bei den Molossern auch in Macedonien bis in die späteren Zeiten beibehalten. Der macedonische König leitete, wie der der homerischen Zeit, die Berathung der Volksversammlung, war der höchste Richter, Opferpriester und Heerführer. Er galt aber nur für den Höchsten unter freien Männern, seine Regierungsgewalt war beschränkt; ihm wurde keine sklavische Verehrung erwiesen; der Macedonier nahm nur den Helm ab, wenn er mit seinem Könige sprach. Das Ansehen des Königs hing von seinen kriegerischen Talenten ab. Wie in allen roheren, zumal auf Eroberung gegründeten Staaten, so war auch in Macedonien die politische Verfassung mit der militärischen verschmolzen. Es gab mehrere durch Geburt, Reichthum und ihre Stellung unterschiedene Klassen; denn die Macedonier waren Eroberer und theilweise Dorier, bei denen sich überall eine Aristokratie findet. Die in Alexanders Kriegs-

wesen oft genannten Hetären waren die herrschenden dorisch-macedonischen Geschlechter oder der macedonische Adel, die Gefolgschaften der Könige, welche sie auf ihren Wanderungen geführt hatten; die alten Einwohner des Landes scheinen freie und nur beschränkte Grundeigenthümer geblieben zu sein; die Hetären unterschieden sich von ihnen nur durch ihre von der Geburt und den größeren Grundbesitz abhängige höhere Stellung. Das Verhältniß zwischen den Hetären und den alten Einwohnern bildete sich weniger schroff aus als zwischen den Spartiaten und Periöken, weil die Hetären sich über das ganze Land zerstreuten und Aegä, obgleich Sitz des Königs und Hauptstadt des Reiches, doch nicht wie Sparta einziger Sitz des herrschenden Stammes und damit Mittelpunkt des ganzen Staates war. Die Aristokratie der Grundbesitzer mit dem König an der Spitze hatten ein Uebergewicht über die Städte, welche lange Zeit keine erhebliche Bedeutung erlangten. Es bestand wahrscheinlich eine Landgemeindenverfassung, und die einzelnen Gemeinden hatten in geringeren und nicht das Ganze betreffenden Fällen die richterliche und vollziehende Gewalt. Die Hetären der einzelnen Gaue bildeten politische und militärische, bis zu einem gewissen Grad selbständige Körperschaften. In welcher Weise sich aber die Hetären bei der vom König ausgehenden gesammten Staatsregierung betheiligten und in welchem Verhältnisse diese zu den einzelnen Gemeinden stand, ist nicht bekannt; wahrscheinlich haben wir uns eine Art mittelalterlicher Lehnsverfassung zu denken. Die Versammlung der Hetären war wahrscheinlich im Krieg und Frieden die höchste gesetzgebende und richtende Behörde.

Die macedonische Geschichte vor Philipp.

Der erste macedonische König und also auch der Eroberer des Landes war Perdikkas im Anfang des siebenten Jahrhunderts. Beständige Kämpfe mit den westlichen Nachbarn, namentlich den Illyriern, bilden den Inhalt der früheren Geschichte der Macedonier. Unter dem König Amyntas I. wurde 513 v. Chr. durch den persischen Feldherrn Megabazus Macedonien in Abhängigkeit von Persien gebracht (siehe S. 153). Amyntas Sohn Alexander I. (498—454) mußte sich im Jahre 480 dem Zuge des Xerxes anschließen, obgleich sein Herz für die Hellenen schlug (siehe S. 308, 316 und 317). Nach der Schlacht bei Platää aber trat er offen als Feind der Perser auf und verfolgte die durch Macedonien fliehenden Reste des persischen Heeres mit solchem Eifer, daß ihm die Athener ihr Bürgerrecht verliehen. Der geistige Aufschwung der Hellenen nach den Perserkriegen äußerte seinen Einfluß auch auf Macedonien, das in jeder Hinsicht Hellas näher zu rücken suchte. Alexander selbst trat in Olympia als Wettkämpfer auf und kam mit den Ersten am Ziele an. Wahrscheinlich mit Rücksicht darauf weihte er dem olympischen Zeus eine Bildsäule und aus der Beute der von ihm verfolgten Perser eine andere. Schon in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts hatte die Gründung der griechischen Kolonien begonnen, die bald in einer ununterbrochenen Reihe die macedonische Küste bedeckten, ihren Mittelpunkt aber in Chalcidice hatten. Bei dem Zuge des Xerxes mußten sich diese hellenischen Städte den Persern unterwerfen; erlangten aber nach den Perserkriegen die Freiheit

wieder. Nun wäre es sicherlich bald zu einem feindlichen Zusammenstoß zwischen Macedonien und den griechischen Kolonien gekommen; aber im Jahre 476 v. Chr. erhielt Athen die Hegemonie, und die griechischen Städte an der thracischen Küste und in Chalcidice, sowie Methone in Emathia traten der Bundesgenossenschaft bei und geriethen bald in Zinspflichtigkeit und Abhängigkeit von Athen. Auch Macedonien durch innere Kämpfe geschwächt wurde unter der Form der Bundesgenossenschaft von Athen abhängig. Perdikkas II., welcher in der ersten Hälfte des peloponnesischen Krieges regierte, wußte mit schlauer und hinterlistiger Politik, den blutigen Krieg, welchen die griechischen Staaten mit einander führten, zur Befestigung und Erweiterung seiner Macht zu benutzen. Unter Perdikkas II. trat Macedonien durch seine äußere Macht ebenbürtig in das griechische Staatensystem ein, aber sein innerer Zustand berechtigte die Hellenen, es noch als ein barbarisches Land anzusehen. Der Sohn des Perdikkas, Archelaus wollte auch in dieser Hinsicht den Griechen nicht nachstehen; er baute feste Plätze, deren es bis jetzt wenige gegeben hatte, legte Straßen an, beförderte Ackerbau und Gewerbe und verbesserte die schon von seinem Vater getroffenen Einrichtungen in der Heeresbewaffnung, besonders bei der Reiterei. Während das übrige Hellas durch den peloponnesischen Krieg verwirrt und zerrissen wurde, verbreitete sich unter des Archelaus Leitung in Macedonien das Licht höherer und zeitgemäßer Bildung; sein Hof, der Sammelplatz von Dichtern und Künstlern und der Vereinigungspunkt des macedonischen Adels, wurde das Vorbild für das Volk und dessen fortschreitende Entwickelung. Archelaus selbst galt in dem Munde seiner Zeitgenossen für den reichsten und glücklichsten Mann. Freilich fehlte es auch nicht an Griechen, welche die Bestrebungen des Archelaus lächerlich fanden, dem rohen Stamme seiner Macedonier das aufpfropfen zu wollen, was die Hellenen auf ihren Boden herrliches gepflanzt hatten. Archelaus selbst war wenig gebildet, abergläubisch, grausam und den Ausschweifungen ergeben. Er hegte die Kunst zur Befriedigung einer feineren und raffinirten Sinnlichkeit und weil sie dem am äußeren Schein hängenden großen Haufen Stoff zur Bewunderung gab.

Nach dem Tode des Archelaus sah Macedonien vierzig Jahre hindurch von 399 bis 360 nur selten glückliche Zeiten, in fast ununterbrochener Reihe folgte Unglück auf Unglück, äußere Feinde im Osten und Westen, im Innern die Wuth der Parteien und dazu häufiger Königsmord Am Ende dieses Zeitraumes schien alles Unheil Macedonien treffen zu wollen; der König Perdikkas III. war mit 4000 Macedoniern auf dem Schlachtfelde gefallen; die räuberischen Illyrier hatten einen Theil von Macedonien besetzt und die rohen Päonier verwüsteten die ihnen benachbarten Striche; Athen schickte ein Heer um den Kronprätendenten Argäus zu unterstützen; die Thracier rüsteten sich zu einem Einfalle in das Land, um den bereits zweimal vertriebenen Thronräuber Pausanias als Herrscher einzusetzen; und bei all' diesem Unglück saß ein Kind auf dem Throne, Amyntas III., Perdikkas Sohn. In dieser bedenklichen Lage trat Philipp II. auf, der Bruder des in der Schlacht gefallenen Königs Perdikkas III.; er wurde der Retter seines Vaterlandes und der

Begründer von Macedoniens weltgeschichtlicher Größe. Anfangs regierte er als Vormund seines jungen Neffen Amyntas, bald aber, nachdem er die Freiheit der Macedonier gerettet hatte, wurde er von dem Volke als König anerkannt.

Philipp war von Pelopidas als Geisel mit nach Theben genommen worden und hatte dort in täglichem Verkehr mit Epaminondas und dessen Freunden drei Jahre gelebt. Von Theben aus hatte er andere griechische Staaten besucht, war mit Plato und Aristoteles und anderen großen Männern bekannt geworden, hatte Kunst und Wissenschaft, bürgerliche Einrichtungen und das Kriegswesen der Griechen kennen gelernt und so die geistige Anregung und Entwickelung gefunden, welche ihn zu einem der größten Könige des Alterthums machten. Schon bei Lebzeiten seines Bruders war er nach Macedonien zurückgekehrt und hatte wahrscheinlich ein Fürstenthum zur Verwaltung erhalten. Nach dem Tode des Perdikkas hatte er das nächste Recht zur Vormundschaft über seinen Neffen Amyntas und ergriff deshalb die Zügel der Regierung. Durch Geld bewog er den thracischen König, daß er den Pausanias nicht länger unterstützte. Dann besiegte er den Argäus in einer Schlacht, in welcher dieser das Leben verlor. Die gefangenen Athener behandelte er sehr freundlich, bewirthete und beschenkte sie und schickte sie mit Freundschaftsversicherungen nach Hause. Dann griff Philipp die Päonier an und unterwarf sie. Endlich schlug er auch die Illyrier in einem mörderischen Treffen und zwang sie zum Frieden und zur Herausgabe der besetzten macedonischen Städte.

Philipps Regierungsantritt, sein Endziel und seine Einrichtungen.

Philipp besaß die Talente des Feldherrn, Staatsmannes und Alleinherrschers. Das Endziel seiner Pläne war die Ausdehnung der macedonischen Macht über ganz Griechenland, wenn auch nicht in der Form einer absoluten Herrschaft, doch in der einer Hegemonie, und die Vereinigung der bisher durch stete innere Kriege geschwächten Kräfte des griechischen Volkes zur Eroberung des persischen Reiches. Diesen Plan verfolgte er mit der größten Beharrlichkeit und Schlauheit. Die griechischen Staaten erleichterten ihm die Ausführung durch Zersplitterung ihrer Kräfte und durch fortwährende gegenseitige Befehdung. Mit seiner Berechnung benutzte Philipp die Zeitverhältnisse, gewann das Vertrauen der griechischen Staaten, schürte unbemerkt das Feuer und mischte sich hier vermittelnd, dort dem Schwächeren beistehend ein. Ueberall unsichtbare Fäden anspinnend, umgarnte er allmälig Griechenland, welches ihm endlich innerlich und äußerlich aufgerieben als Beute zufiel, während er bei aller Perfidie jedesmal den Schein des Rechts zu retten und durch milde Behandlung der Unterdrückten den Schein der Gewalt zu entfernen wußte. Philipp besaß Sinn für Wissenschaft und Kunst, er ehrte Dichter und Künstler und suchte griechische Sitten und griechische Bildung in seinem Lande zu verbreiten. Das Vorbild des Königs und seines Hofes war hier von der größten Wichtigkeit, und bald war der Adel der gebildetste Theil der Nation. Den Philosophen Aristoteles, welcher alle Kenntnisse seiner Zeit in sich vereinigte, bat Philipp auf eine feine Art und Weise die Erziehung seines Sohnes Alexander zu übernehmen. Philipp war

nicht frei von sittlichen Fehlern; diese sind aber wahrscheinlich von den ihm feindlich gesinnten griechischen Schriftstellern mit Uebertreibung dargestellt worden. Seine Neigung zum Trunke findet in den Sitten der Macedonier einige Entschuldigung; sie war für Philipp mehr eine gesellige Eigenschaft, wie die Gewandtheit und Feinheit, welche er im hohen Grade besaß. Wenn er bisweilen Possenreißer, Sänger und Tänzer vor sich ließ, so that er dies theils zur eigenen Erheiterung und Erfrischung nach angestrengter Thätigkeit, theils um dem an solche Späße gewöhnten thessalischen Adel den Aufenthalt an seinem Hofe angenehm zu machen. Im Kreise seiner Feldherren und Freunde lebte er einfach; nur bei festlichen Gelegenheiten und wenn Gesandte griechischer Staaten anwesend waren, suchte er durch großartige Pracht Eindruck zu machen und durch Zuvorkommenheit und Freundlichkeit selbst die feindlich gesinnten Gesandten zu gewinnen. Die gewinnsüchtige, sophistische Gemeinheit der meisten griechischen Staatsmänner, die herrschende Genußsucht und Geldgier verschafften seinem Golde den Eingang. Das macedonische Volk sah mit gerechtem Stolze auf seinen König und dessen Hof, an dem alles prächtig und großartig, nichts kleinlich und karg war. Der Glanz des Hofes wurde erhöht durch die vielen edlen Geschlechter, die dort versammelt und von denen mehrere fürstlichen Ursprungs waren.

Weder Philipp noch sein Sohn Alexander suchten die Monarchie in eine Despotie umzuwandeln. Philipp wollte nur die Aristokratie, welche von jeher in Macedonien bestanden hatte, zu einer völlig militärischen machen. Indem er die einzelnen Glieder der Militärverfassung, an deren Spitze er stand, in geordneten Zusammenhang und in unmittelbare Abhängigkeit von sich brachte, erhöhte er zugleich seine politische Macht und legte den festen Grund eines monarchischen Militärstaates. Den Adel fesselte er dadurch an seine Person, daß dieser ihn bei seinen Jagden, Kriegen und Festen umgab. Schon die Söhne des hohen Adels zog er an seinen Hof, ließ ihnen Lehrvorträge halten und wies ihnen eine ähnliche Stellung an, wie die Pagen in unserer Zeit einnehmen. Sie mußten mitunter fast sklavische Dienste verrichten und wurden vom König sogar mit Schlägen bestraft. Das war einerseits das geeignetste Mittel, um den unabhängigen Sinn der hohen Hetärengeschlechter in dem jungen Nachwuchs zu ersticken und durch die Bildung eines Hofadels die Macht der Hetären zu brechen, andererseits war es aber auch eine treffliche Vorschule für künftige Feldherren und Staatsmänner.

Den Kern von Philipps Heere bildete die macedonische Nationalmacht. Die Kriegspflichtigkeit der Macedonier zur Bildung eines stehenden Nationalheeres bewirkte, daß sich die verschiedenen Landschaften des Reiches als ein Ganzes, als eine Nation fühlen lernten. Ein Heer dieser Art mußte den Söldnerschaaren der griechischen Staaten, eine Nationalität von dieser Jugendfrische und diesem Selbstgefühl dem überbildeten und überreizten Griechenthume überlegen sein. Das Fußvolk wurde aus dem Volke genommen und bildete die sogenannte Phalanx. Die Hetären oder der macedonische Adel zerfielen in die Ritter, welche aus den reicheren und vornehmeren

Geschlechtern genommen wurden, und in die Pezetären, d. h. die Genossen zu Fuß, welche den Kern der Phalanx ausmachten. Nachtheilig für den Korporationsgeist des Adels war die Einführung einer gewissen Rangordnung. Das Agema der Hetären d. h. die Schaar der Genossen hatte den ersten Rang im ganzen Heere und bestand aus den angesehensten Hetären; die Aufnahme in diese Leibgarde hing vom König ab; das gab diesem eine bedeutende Macht und löste das feste Zusammenhalten des Adels, indem der militärische Ehrgeiz über den Korporationsgeist siegte. Die höchste Ehre und Gunstbezeugung war es, unter die sehr wenigen Leibwächter aufgenommen zu werden. Ursprünglich stand es wohl nicht in dem Belieben des Königs, durch die Geburt nichtberechtigte Personen unter die Hetären aufzunehmen. Das änderte sich schon unter Philipp und noch mehr unter Alexander. Auch bildete der letztere die Abtheilungen der Hetären nicht mehr als besondere Körperschaften aus den einzelnen Landesgauen, sondern stellte sie nach der Zahl der Köpfe zusammen. Eigene Abtheilungen bildeten die Hypaspisten d. h. die Schildtragenden und die Argyraspiden d. h. die Schaar mit silbernen Schilden. Es waren wahrscheinlich halb leichtbewaffnete Fußsoldaten. Außerdem verschaffte sich Philipp aus den Truppen der unterworfenen oder verbündeten Völker noch eine andere Macht. Er benutzte diese Truppen nach ihrer nationalen Bewaffnungs- und Streitart; den thessalischen Adel als schwergerüstete Reiter, die thracischen Stämme theils als Bogenschützen, theils als leichte Reiter.

Die in jener Zeit gemachten Fortschritte in dem Kriegswesen bildete Philipp weiter aus. Bei der Phalanx behielt er die bisher gebräuchlichen Evolutionen bei, Alexander aber führte die der Spartaner ein. Wenn der Boden es erlaubte, war die Phalanx sechzehn Mann hoch aufgestellt und wirkte dann als eine innig verbundene eiserne Masse.

Nachdem Philipp seinen Thron befestigt und sein Land beruhigt hatte, trachtete er zunächst darnach die griechischen Pflanzstädte an der Küste von Macedonien zu erobern und die Athener von diesen Küsten zu verdrängen. Die Aufmerksamkeit der Athener war damals auf den Bundesgenossenkrieg gerichtet. Veranlaßt durch die Bedrückungen der Athener sagten sich nämlich Chios, Byzanz, Rhodus und Kos von der Bundesgenossenschaft los und führten unterstützt von dem karischen Fürsten Mausolus einen Krieg mit Athen (von 358 bis 355 v. Chr.), welcher damit endigte, daß Athen die Unabhängigkeit dieser Staaten anerkannte. Durch diesen Krieg in Anspruch genommen und zugleich auf Euböa in Streitigkeiten mit den Thebanern verwickelt ließen sich die Athener über Philipps gefährliche Entwürfe täuschen. Dessen Augenmerk war zunächst auf Amphipolis gerichtet. Um seine Absicht zu verbergen und die Athener zu beruhigen, versprach er diesen, Amphipolis für sie zu erobern, wenn sie dagegen ihm die in ihrer Gewalt befindliche macedonische Küstenstadt Pydna überlassen wollten. Als aber Philipp Amphipolis erobert hatte 358 v. Chr., vereinigte er die Stadt mit seinem Reiche. Darauf eroberte er auch die Städte Pydna, Potidäa

Der Bundesgenossenkrieg. Philipps Erwerbungen an der macedonischen Küste, in Thracien und Thessalien.

und Anthemus, überließ aber dieselben den Olynthiern, um diese wegen seiner Fortschritte zu beruhigen. Auch benutzte Philipp die Streitigkeiten der thracischen Fürsten Kersobleptes, Berisades und Amadokus, um sich der reichen Goldbergwerke im südlichen Thracien im Gebirge Pangäus zu bemächtigen. Zur Behauptung derselben legte er in ihrer Nähe die feste Stadt Philippi an. Später entriß er dem Kersobleptes auch noch andere Theile seines Gebietes. Während dieser Eroberungen in Thracien faßte er auch in dem durch innere Unruhen zerrütteten Thessalien festen Fuß. Von einem Theile der Thessalier gegen die Tyrannen von Pherä Tisiphonus und Lykophron zu Hülfe gerufen, trat er zwar als Befreier auf und beschränkte die Macht der Tyrannen, benutzte aber seine Hülfeleistung auch zu seinem Vortheil, indem er sich von den Thessaliern das Recht zusprechen ließ, in einigen ihrer Häfen und Handelsstädte Zölle zu erheben. Auch suchte er durch die Anmuth seines Umgangs, seine Fröhlichkeit, sein Wohlgefallen an Witz und Scherz die hierfür empfänglichen Thessalier für sich einzunehmen.

Der heilige Krieg.

Der phocische oder dritte heilige Krieg, welcher von 356 bis 346 v. Chr. geführt wurde, bot Philipp die Gelegenheit auf eine gewissermaßen rechtmäßige Weise zur Oberherrschaft in Griechenland zu gelangen. Nach der Schlacht bei Leuktra hatten die Thebaner ihren Einfluß benutzt, um den Amphiktyonenbund zur Demüthigung ihnen verhaßter Staaten zu gebrauchen. Sie hatten die Spartaner wegen der Besetzung der Burg von Theben und die mit Sparta befreundeten Phocier wegen des Anbaus gewisser wüster Ländereien, welche dem delphischen Gotte gehörten, angeklagt und die Verurtheilung beider Staaten zu einer hohen Geldbuße bewirkt. Da Sparta und Phocis die Strafsumme nicht zahlten, so wurden sie mit dem Banne belegt und mit Krieg bedroht. Die Phocier ernannten den Philomelus, einen ihrer Mitbürger, zum Anführer, und dieser war darauf bedacht ein Bündniß mit Sparta zu schließen. Die Spartaner aber unterstützten den Philomelus nur heimlich und mit Geld, mit welchem er Söldner warb. Mit diesem Söldnerheer besetzte Philomelus die Stadt und den Tempel von Delphi und vernichtete die Säule, auf welche der Urtheilsspruch gegen Phocis und Sparta eingegraben war; er erklärte, daß er sich an dem Tempel und dessen Schätzen nicht vergreifen, sondern nur das alte Recht der Phocier zur Aufsicht über den Tempel geltend machen und ein ungerechtes Urtheil abwehren wolle. Die Thebaner hatten gehofft, ganz Griechenland gegen die Spartaner und Phocier aufzuregen; aber nur die Böotier, die Lokrer und die Thessalier mit Ausnahme der Tyrannen von Pherä ergriffen die Waffen, um die Phocier aus Delphi zu vertreiben. Die Phocier wurden in ihrer Vertheidigung durch die Beschaffenheit ihres kleinen und unzugänglichen Berglandes, durch ihre auf felsigen Anhöhen liegenden, wohlbefestigten Städte, durch ihren Muth und ihre Liebe zur Freiheit, durch das Vertrauen auf Sparta und Athen, welche ihnen geneigt und gegen die Thebaner feindlich gesinnt waren, endlich durch den Besitz der großen, in Delphi befindlichen Schätze und Weihgeschenke unterstützt. Philomelus verwandelte sogleich einen

Theil der delphischen Schätze in Geld, vermehrte sein Söldnerheer bis auf 10,000 Mann und befestigte Delphi. Der heiligste Tempel von Griechenland blieb zehn Jahre in dem Besitz der Tempelräuber, und der frevelhafte Raub wurde im Verlaufe des Krieges noch einige Male wiederholt; die von den frommen Voreltern gestifteten Weihgeschenke kamen in den Handel und wurden zu profanen Zwecken entweiht, ja feile Dirnen und Citherspielerinnen erschienen an den Festen mit Tempelgeschenken geschmückt. Durch diese schändliche Verletzung des heiligsten Tempels mußte der bereits wankende Glaube tief erschüttert und jedes religiöse Gefühl vernichtet werden. Auch hatte die große Masse edler Metalle, welche durch den Tempelraub in den Verkehr kam, und die bedeutende Vermehrung des baaren Geldes einen höchst nachtheiligen Einfluß auf die allgemeine Sittlichkeit, zumal da die durch Religionsfrevel erlangten Reichthümer schnell auf die schnödeste Weise wieder vergeudet wurden.

Im ersten Jahre wurde der Krieg mit großer Grausamkeit geführt, da beide Theile die Gefangenen hinrichteten. Im zweiten Jahre wurde Philomelus in einem Treffen geschlagen und in die Berge gedrängt und stürzte sich, um nicht in die Hände seiner Feinde zu fallen, von einem Felsen herab 354 v. Chr. Sein Bruder Onomarchus führte das geschlagene Heer nach Delphi zurück und wurde zum Feldherrn gewählt. Er griff ohne Scheu die Tempelschätze an und vergrößerte sein Söldnerheer; er gewann die Tyrannen von Pherä, Lykophron und dessen Bruder Pitholaus für sich und trat mit Athen und Sparta in engere Verbindung. Gestützt auf deren Beistand, brandschatzte er Doris und Lokris und eroberte Orchomenos in Böotien. Nun aber riefen die Thessalier den macedonischen König gegen die Tyrannen von Pherä zu Hülfe. Philipp erschien und besiegte die Tyrannen und die ihnen zu Hülfe geschickten 7000 Phocier. Als aber Onomarch mit dem phocischen Hauptheere in Thessalien einrückte, mußte sich Philipp nach zwei unglücklichen Treffen nach Macedonien zurückziehen. Er kehrte jedoch bald darauf mit verstärkter Macht zurück. In zwei Schlachten wurden die Phocier geschlagen, 6000 derselben und Onomarchus selbst getödet und 3000 gefangene Phocier als fluchbeladene Tempelräuber ins Meer gestürzt. Die Tyrannen von Pherä konnten sich nicht länger behaupten und zogen mit ihren Miethstruppen nach Phocis. Unter dem Vorwande, die geschlagenen Phocier in ihrem eigenen Lande aufzusuchen, wollte sich jetzt Philipp des Passes von Thermopylä bemächtigen; allein die Atheuer hatten dieses vorausgesehen, waren mit einer Flotte herbeigeeilt und hatten den wichtigen Paß besetzt. Philipp zog deßhalb aus seinem Glück nur den Vortheil, daß er in Thessalien seine Herrschaft befestigte. Er besetzte einige thessalische Festungen mit macedonischen Truppen, löste die allgemeine Bundesversammlung der Thessalier auf, theilte das Land in vier Bezirke und ordnete die Verfassungen der einzelnen Städte und Landschaften in einer Weise, daß er nicht blos den thessalischen Adel, sondern auch das Volk für sich gewann und Gelegenheit zu späteren Eingriffen erhielt.

Nachdem Philipp neue Erwerbungen in Thracien gemacht hatte, wandte er sich gegen Olynth, um mit dem Besitze dieser mächtigen Die Zerstörung von Olynth.

Stadt die chalcidische Halbinsel in seine Gewalt zu bekommen. Obgleich die Olynthier sich tapfer vertheidigten, wurde die Stadt doch mit Hülfe von erkauften Verräthern im zweiten Jahre der Belagerung 348 v. Chr. genöthigt sich zu ergeben. Olynth wurde geplündert und geschleift und die Einwohner zu Sklaven gemacht. Die Athener hatten, von den Olynthiern um Beistand gebeten und durch die Beredtsamkeit des Demosthenes angetrieben, zuerst 2000 Söldner unter dem elenden Schwelger Chares gesandt, welche gar nicht nach Olynth gelangten. Ein zweites Hülfsheer unter dem Wüstling Charidemus kam zwar nach Olynth, wurde aber durch seinen Uebermuth der bedrängten Stadt bald gefährlicher, als der gefürchtete Feind. Nun hatte Olynth zum drittenmal ein Heer gefordert und zwar von athenischen Bürgern, und die Athener hatten auch ein solches Heer ausgerüstet, aber dieses kam zu spät.

Die Parteien in Athen.

Philipp suchte sich in allen griechischen Städten durch Bestechung der angesehensten Männer eine Partei zu gewinnen. Denn der Verräther, denen alles feil war, gab es damals in Griechenland eine große Menge. Auch in Athen scheint sich der macedonische König durch Bestechung einflußreicher Männer eine Partei gewonnen zu haben. Die Eroberungen des Königs in Chalcidice und in Thracien, wo bisher die Athener ein großes Ansehen gehabt, zum Theil die Herrschaft behauptet hatten, endlich die Zerstörung der wichtigen Stadt Olynth mußten die Athener mit der größten Besorgniß erfüllen. Für das durch langjährige Kriege erschöpfte und durch den Abfall von Bundesgenossen geschwächte Athen war Ruhe und Friede sehr wünschenswerth, ja fast nothwendig; dagegen war es noch unheilvoller als der Krieg selbst den Frieden durch schimpfliche Nachgiebigkeit zu erkaufen. Es gab in Athen eine Kriegs- und eine Friedenspartei. Zu der letzteren gehörten nicht blos bestochene Verräther, sondern auch edle Männer, wie der durch fleckenlose Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit ausgezeichnete Phocion; sie sahen die zunehmende Selbstsucht, Habgier, Ueppigkeit und Treulosigkeit und verzweifelten an der Möglichkeit einer Kraftäußerung ihres Vaterlandes; sie hielten auch wohl das Fortbestehen ihres Staates neben den raschen Fortschritten Philipps für möglich. Andere wie Isokrates sahen mit Schmerz die Uneinigkeit und Parteiung der Griechen und den Jammer der von den Barbaren und griechischen Abenteurern gemißhandelten griechisch-asiatischen Staaten; sie erblickten in Macedonien eine Macht, welche stark genug sein werde, Griechenland zu beruhigen und den alten Erbfeind, Persien, zu vernichten. Dagegen war der berühmteste Mann der Kriegspartei der große Redner Demosthenes. Mit tiefblickender Staatsklugheit durchschaute er die Absichten des Macedoniers auf Griechenland und muthig und gewaltig erhob er die Stimme der Mahnung und Warnung. Voll Liebe für sein Vaterland hoffte er, dem erschlafften Volke wieder ein männliches Gefühl einflößen, die alten Tugenden wieder erwecken und Athen nochmals den Beruf zuweisen zu können, wie in den Perserkriegen die Freiheit Griechenlands zu retten. Mit Einsicht, Vaterlandsliebe, Muth und Begeisterung kämpfte er gegen die Feigheit, die Trägheit, die Verrätherei, den Unverstand und

die falsche Weisheit seiner Zeitgenossen. Aber nur bisweilen gelang es ihm, durch seine erhabene Gesinnung und die gewaltige Macht seiner Rede die Athener zur Fassung eines energischen Entschlusses zu bewegen; schnell sanken sie wieder in Trägheit und Erschlaffung zurück, während dem schlauen König gegenüber die größte Klugheit und Wachsamkeit, die angestrengteste Thätigkeit und Ausdauer nöthig gewesen wären.

Während Philipp in Thessalien und Thracien seine Herrschaft erweiterte, dauerte der heilige Krieg ohne Unterbrechung fort. Nach Onomarchus Tode war Phayllus und nach diesem Phaläkus Anführer der Phocier. Beide Parteien, die Phocier und die Thebaner, waren durch den Krieg erschöpft, und die Thebaner baten Philipp um Hülfe. Dieser machte ihnen die glänzendsten Versprechungen, weil er sah, daß sich ihm dann der Paß von Thermopylä von selbst öffnen werde. Vor allem dachte er jetzt darauf, die Athener, mit denen er seit der Einnahme von Olynth in offenem Kriege war, zu täuschen und unthätig zu machen. Während er sie mit seiner neugeschaffenen Flotte vielfach beunruhigte, ließ er sie zugleich durch einige Bürger, welche er für sich gewonnen hatte, für den Frieden bearbeiten und den Vorschlag zum Frieden machen. Die Athener nahmen den Antrag an, und es wurde eine Gesandtschaft an Philipp geschickt, bei welcher sich Demosthenes und Aeschines befanden. Die Athener wünschten durch den Frieden nicht blos ihre Besitzungen sicher zu stellen, sondern auch den von Philipp bedrohten thracischen Fürsten Kersobleptes zu retten und die Phocier in den Frieden mit einzuschließen. Philipp hingegen suchte gerade deshalb die Athener durch Friedensunterhandlungen sicher zu machen, weil er die Phocier bekriegen wollte. Philipp hielt die Gesandtschaft lange hin, gewann durch die größte Auszeichnung den Aeschines ganz für sich und entließ die Gesandten endlich mit einem höchst freundschaftlichen Schreiben an die Athener, welches das Anerbieten eines Friedensvertrags enthielt. Darauf sandte er seine drei besten Generale als Gesandte nach Athen, und nach langen Unterhandlungen mit diesen wurden endlich die Friedensbedingungen festgestellt und von den Athenern beschworen. Philipp hatte es durchgesetzt, daß die Phocier in diesem Frieden nicht erwähnt wurden. Die Athener ernannten nun eine zweite Gesandtschaft, welcher Philipp den Friedensvertrag beschwören sollte. Von diesen Gesandten, unter denen sich auch Aeschines befand, war die Mehrzahl an Philipp verkauft; sie verzögerten ihre Abreise, reisten langsam und verweilten lange Zeit in der macedonischen Hauptstadt Pella, während Philipp unterdessen dem Kersobleptes sein Reich vollends entriß und mehrere den Athenern zinspflichtige Städte in Thracien und dem Chersones einnahm. Philipp beschwor erst, nachdem er mit seinem Heere in Thessalien eingerückt war, zu Pherä in einem Wirthshause den Frieden. Zugleich ließ er durch seine Anhänger die Meinung verbreiten, daß er Phocis nicht angreifen, sondern Theben demüthigen wolle. Phaläkus verrieth seine Landsleute und übergab dem macedonischen König die Festungen Nicäa, Thronium und Alpenus, welche in der Nähe der Thermopylen lagen und erhielt für sich und sein Raubgesindel freien

Das Ende des heiligen Krieges.

Abzug in den Peloponnes. Nun zog Philipp (346 v. Chr.) durch die Thermopylen und rückte in Phocis ein; die Phocier wagten keinen Widerstand. Ein hartes Urtheil wurde von den Amphiktyonen über sie gesprochen: sie wurden aus dem Amphiktyonen-Bunde ausgeschlossen und ihre Stelle Philipp übertragen; ihre Pferde und Waffen wurden verkauft und der Erlös dem delphischen Gotte übergeben; die Städte des Landes wurden zerstört und den Phociern nur in Dörfern zu wohnen erlaubt; von ihren Feldern sollten sie so lange eine bedeutende jährliche Abgabe zahlen, bis die Tempelschätze ersetzt sein würden. Mit der Ausführung dieses Beschlusses wurde von den Amphiktyonen Philipp beauftragt und diesem auch die Aufsicht über den delphischen Tempel und der Vorsitz bei den pythischen Spielen übergeben.

Weitere Unternehmungen Philipps. Der heilige Krieg gegen die Amphissäer. Die Schlacht bei Chäronea. Philipps Tod.

Groß war die Bestürzung, welche diese Nachricht in Athen hervorbrachte; man sah einem Angriff Philipps und der Thebaner entgegen, als eine Gesandtschaft Philipps erschien, um die Anerkennung desselben als eines Mitgliedes der Amphiktyonie zu bewirken. Die Klugheit gebot, sich in die Verhältnisse zu fügen, und der Friede ward auf Anrathen des Demosthenes erhalten. Nun richtete Philipp sein Augenmerk auf den Peloponnes. Hier war ihm durch die Stellung der einzelnen Staaten zu einander, namentlich durch das Verhältniß der übrigen zu den verhaßten Spartanern, hinreichend vorgearbeitet, und so war es ihm leicht, die Messenier, Argiver und theilweise auch die Arkadier in sein Interesse zu ziehen, während er an die Spartaner die Forderung stellte, Messene freizugeben. Im Jahr. 344 v. Chr. unternahm der rastlos thätige Mann einen Feldzug nach Illyrien, von welchem er mit reicher Beute zurückkehrte. Dann legte er Unruhen bei, welche in Thessalien ausgebrochen waren; knüpfte in den Staaten des Peloponnes neue Verbindungen an; machte sich Elis völlig dienstbar und vernichtete fast gänzlich den Einfluß Athens auf Euböa. Bei den Unternehmungen, welche Philipp in den Jahren 343 bis 339 v. Chr. in Thracien machte, hatte er es namentlich auf die athenischen Bundesgenossen und die Besitzungen der Athener im Chersones abgesehen. Zwar hatte er den Athenern in dem Friedensvertrage den Chersones ausdrücklich garantirt, doch war hierauf wenig zu bauen. Die Athener sandten deshalb den Diopeithes mit einer bedeutenden Flotte zur Beschützung des Chersones, und Diopeithes brach zuerst den Frieden, indem er mit einem Söldnerheere in das thracische Küstenland einfiel, das unter Philipps Botmäßigkeit stand. Als Philipp von den Athenern die Bestrafung des Diopeithes nicht erlangen konnte, griff er die griechischen Städte an der Propontis an. Zuerst fiel Selymbria; hierauf rückte er vor Perinthus, und als dieses, von Natur sehr fest und jetzt von den persischen Satrapen in Kleinasien mit Kriegsbedürfnissen und Soldaten unterstützt, nicht genommen werden konnte, theilte er sein Heer, ließ die eine Hälfte vor Perinthus und griff mit der anderen Byzanz an. Da erst erklärten die Athener den Frieden für gebrochen und schickten den Byzantiern eine Flotte zu Hülfe. Auch Rhodus, Kos und Chios

leisteten Beistand, und Philipp mußte die Belagerung von Perinthus und Byzanz aufgeben.

Philipp unternahm hierauf einen Zug gegen einige auf der Nordseite der unteren Donau wohnende Nomadenstämme; in Griechenland aber bereiteten sich die Verhältnisse vor, welche ihn zum Herrn und Gebieter machen sollten. Die Lokrer von Amphissa hatten ein Stück heiligen Landes bebaut; Aeschines klagte sie deshalb auf einer Versammlung der Amphiktyonen an und bewog die Amphiktyonen sogleich selbst einzuschreiten und mit Hülfe der Delphier die auf den heiligen Feldern befindlichen Wohnungen und Pflanzungen zu zerstören. Mit Mühe entkamen sie der Rache der erbitterten Besitzer. Nun wurde ein Kriegszug gegen die Amphissäer unternommen, und als dieser unglücklich ablief, die Führung desselben Philipp übertragen. Dieser rückte alsbald in Phocis ein und besiegte die von Athen mit 10,000 Söldnern unterstützten Amphissäer. Als er die auf der Straße von Thermopylä nach Böotien liegende phocische Stadt Elatea besetzte, verbreitete sich in Athen eine allgemeine Bestürzung; denn man konnte sich nun nicht mehr darüber täuschen, daß Athen selbst das eigentliche Ziel des Zuges sei. Die einzige Hoffnung Athens beruhte jetzt auf einem Bündniß mit Theben. Vergebens suchten Philipps Gesandte die Thebaner zu gewinnen, des Demosthenes begeisternde Beredtsamkeit drang durch und Theben schloß ein Bündniß mit Athen. Jetzt erschienen die Truppen beider Staaten gegen Philipp im Felde. Die entscheidende Schlacht wurde im August 338 v. Chr. bei der böotischen Stadt Chäronea geliefert. Der besonders durch Alexanders Tapferkeit gewonnene Sieg Philipps vernichtete den letzten Widerstand der Griechen. Der König erleichterte ihnen ihr hartes Geschick durch die Würde, mit welcher er sein Glück trug. Den Athenern sandte er ihre Gefangenen ohne Lösegeld zurück, und ließ ihnen, freilich mit Verlust ihrer Selbständigkeit und ihrer auswärtigen Besitzungen, ihre Freiheit und Verfassung. Die Thebaner mußten eine macedonische Besatzung in ihre Burg aufnehmen. Ein Zug Philipps in den Peloponnes diente dazu die dortigen Streitigkeiten zu schlichten und die Macht der Spartaner zu schwächen. Im Frühling 337 v. Chr. berief Philipp eine Versammlung aller griechischen Staaten nach Korinth. Hier wurde der Krieg gegen Persien beschlossen, Philipp zum Oberfeldherrn ernannt. Die Hegemonie über die griechischen Staaten war nun erreicht. Philipp kehrte nach Macedonien zurück und traf die nöthigen Vorbereitungen zum Perserkriege. Bereits waren Parmenio und Attalus mit einem Theile des macedonischen Heeres nach Kleinasien vorausgeschickt, als Philipp bei der Vermählung seiner Tochter Kleopatra mit dem Könige Alexander von Epirus von dem Macedonier Pausanias ermordet wurde. Pausanias, ein Leibwächter des Königs, war früher als Edelknabe von Attalus beleidigt worden und hatte den König vergebens um Bestrafung desselben gebeten. Als sich Philipp nach der Trennung von der Olympias mit Attalus Nichte vermählte, sah Pausanias alle Hoffnung auf Genugthuung schwinden; seine Rachgier wandte sich nun gegen den König selbst und er beschloß dessen Ermordung.

f) Sittlichkeit, Kunst und Wissenschaft der Griechen von der Zeit der Perserkriege bis zur Zeit Alexanders des Großen.

Athen der Sitz der griechischen Bildung. Athens schönste Blüthe und Verfall.

Die anderthalb Jahrhunderte vom Beginn der Perserkriege bis zu Philipps Tode umfassen zwei allmälig in einander übergehende Perioden, die der höchsten Blüthe des griechischen Geistes, welche bis in die Zeiten des peloponnesischen Krieges hineinreichte, und die des beginnenden Verfalls, welche schon früher ihren Anfang nahm, als die Athener den Sieg über die Perser zu ihrem Vortheil mißbrauchten. In dieser ganzen Zeit ist Athen der Mittelpunkt und gleichsam die Seele des geistigen Lebens der Griechen, und der Bildungsgang des geistreichen Volkes entspricht genau dem Gange der Dinge im athenischen Staate. Selbst als der politische Einfluß Athens gesunken und die Herrschaft über Griechenland an Theben und Macedonien übergegangen war, erhielt sich diese Bedeutung Athens noch eine lange Zeit hindurch.

Bis zu der Zeit der Perserkriege hatte bald dieser bald jener Stamm der Griechen die eine oder andere Gattung der Literatur ausgebildet und seinen eigenen Charakter darin ausgeprägt. Bald gingen von Milet in Jonien, bald von den Aeoliern auf der Insel Lesbos, bald von den Kolonien in Großgriechenland und Sicilien mächtige Anregungen aus, durch welche neue Gestalten der Poesie und Redekunst hervorgerufen, Phantasie und Erfindungsgabe auf neue Bahnen gelenkt wurden. Was aber von irgend einem Stamme, in welchem Dialekt auch immer, Schönes und Vortreffliches geschaffen wurde, das blieb nicht ausschließlicher Besitz des einzelnen Stammes, sondern wurde von allen Griechen mit lebhafter und neidloser Freude genossen. Merkwürdige Schriftwerke scheinen sich schon damals ziemlich schnell durch Griechenland verbreitet zu haben. Auch pflegten die Dichter und Weisen gewisse Städte in Griechenland aufzusuchen, wo sie vorzugsweise ihre Kunst und Forschung zur allgemeinen Kenntniß bringen konnten. Bis zur Zeit der Perserkriege wurden die Spartaner, wenn sie auch selbst wenig produktiv waren, als einsichtige Richter über Kunst und Weisheit geschätzt und Sparta von den bedeutendsten Dichtern, Musikern und Philosophen besucht. Eine ganz andere Gestalt aber erhielt die griechische Literatur und Bildung, als eine Stadt, durch politische Macht wie durch geistige Kraft gehoben, den Rang einer Hauptstadt Griechenlands in Beziehung auf Kunst und Bildung errang und nicht nur der ihr eigenthümlichen Literatur bei allen Griechen Achtung und Geltung verschaffte, sondern auch ihr Urtheil und ihren Geschmack in jeder Art der Kunst zum herrschenden in Griechenland machte. Diese Stadt war Athen, und die Zeit, in welcher es sich zu diesem Vorrang erhob, ist die wichtigste Epoche in der Geschichte der griechischen Bildung.

Attika hatte im allgemeinen einen felsigen, nur dünn mit fruchtbarer Erde bedeckten Boden, welcher mehr Arbeit und Sorgfalt erforderte, als in anderen Gegenden Griechenlands nöthig war; weshalb auch die kriegerischen Stämme der Vorzeit sich nicht so darum rissen und drängten, wie um die gesegneten Ebenen von Argos,

Theben und Thessalien, und eben deshalb fand in Attika eine ruhigere, ungestörtere Entwickelung des bürgerlichen Lebens und des Kunstfleißes statt. Die Bewohner von Attika waren eingeschlossen und oft auch bedrängt von den mannhaftesten griechischen Stämmen, den äolischen Böotiern und den Doriern, und durften das Schwert nicht aus der Hand legen; durch die Umstände genöthigt, behaupteten sie neben der Beweglichkeit des ionischen Charakters eine Thatkraft und Entschlossenheit, welche sie für große Dinge reif und fähig machte. Ferner war das Streben der Athener auf eine gesetzmäßige Ausbildung des politischen Lebens zu einer immer freieren Bewegung des Volkes gerichtet. Solon vereinigte die ererbten Rechte der Aristokratie mit den Ansprüchen des mündig gewordenen Volkes auf thätige Theilnahme an den Staatsangelegenheiten, er vereinigte sittliche Strenge und Ordnung mit einer Freiheit, welche jedem Raum ließ zur Entwickelung seiner Kräfte und Anlagen. Auf Solon folgte die fast ein halbes Jahrhundert dauernde Herrschaft der Pisistratiden, die mit Verstand und Wohlwollen für das Land verwaltet wurde, so weit es die Rücksicht auf die feste Begründung des herrschenden Hauses zuließ. Die Noth und Gefahr der Perserkriege fand in Athen bereits ein Geschlecht hochherziger und unternehmender Männer und übte auf dasselbe eine stählende und begeisternde Kraft aus. Jene Zeit erweckte in den Athenern große Gedanken und edle Entschlüsse. Als sich bereits das halbe Griechenland den Persern unterworfen hatte, verließen die Athener mit rücksichtsloser Freiheitsliebe ihr schönes Vaterland und gaben es der Verwüstung des Feindes preis; sammt und sonders zu Schiffe steigend entschieden sie die Seesiege und waren auch alsbald wieder im Landkriege die zuverlässigsten Beistände der Spartaner. Die kluge Mäßigung, mit der sie sich des allgemeinen Besten willen dem spartanischen Oberbefehl unterordneten, verbunden mit einem kühnen Unternehmungsgeist, fand bald einen Lohn, welcher die kühnsten Hoffnungen früherer athenischer Staatsmänner überstieg. Die neu erwachte Anhänglichkeit der Jonier an ihre Mutterstadt Athen bewirkte eine engere Anschließung fast aller asiatischen Griechen an diesen Staat, und indem Sparta sich mit allen Griechen des Mutterlandes von der weiteren Führung des Krieges zurückzog, bildete sich eine athenische Bundesgenossenschaft für die Beendigung des Nationalkrieges. Diese verwandelte sich bald in eine Herrschaft der Athener über ihre Bundesgenossen, ja in ein großes Reich, welches die Inseln und Küsten des ägäischen Meeres umfaßte. Dieses glänzende Gebäude vollendete Perikles. Er gab dem Verhältnisse Athens zu den Bundesgenossen den Charakter der Herrschaft, indem er den Bundesschatz für einen athenischen Staatsschatz erklärte und jeden Versuch des Abfalls mit Strenge bestrafte. Athen wurde durch ihn eine herrschende Gemeinde, deren Hauptgeschäft die Regierung und das Richteramt in einem ausgedehnten Reiche war. Perikles hob aber nicht nur die politische Macht Athens, sondern er machte auch seine Vaterstadt zur Bildungsschule von Hellas. Der Höhestand Athens war aber nicht von langer Dauer. Die Athener, die einzigen Jonier im Mutterlande, fanden bei den übrigen Staaten Griechenlands nicht eine solche Sympathie, wie sie die Stammgenossen

verknüpfte; die anderen Staaten erkannten die geistige Ueberlegenheit Athens nicht in der Weise an, daß sie sich ihm auch in politischer Beziehung unterzuordnen bereit gewesen wären. Daher waren die Blicke der athenischen Staatsmänner auf die See gerichtet; durch seine Marine trat Athen an die Spitze der überseeischen Bundesdesgenossen. Diese waren aber vorher des Perserkönigs Unterthanen gewesen und mehr an knechtischen Dienst als an freiwillige Anstrengung ihrer Kräfte gewöhnt. Ihre Weigerungen und Versäumnisse veranlaßten die Athener die Zügel straffer anzuziehen; die Umstände führten zur Härte und Grausamkeit gegen die Bundesgenossen. Die Herrschaft des Meeres entwöhnte die Athener von dem Landkriege und den dazu vorbereitenden Uebungen, welche die Kraft der alten Marathonskämpfer gestählt hatten. Indem ferner Perikles die Athener zu einem Herrschervolk machte, dessen meiste Zeit den Geschäften der Regierung und des Richteramtes gewidmet war, mußte er auch dafür sorgen, daß der ärmere Bürger durch diese Geschäfte seinen täglichen Unterhalt gewinnen konnte, und es wurden Einrichtungen getroffen, daß ein bedeutender Theil der Einnahmen Athens den Bürgern in der Form von Richtersold, Rathsherrnsold, Volksversammlungssold u. s. w. zufloß. Die rasche Entschiedenheit im Handeln und die hinreißende Kraft der Rede, welche die Athener vor allen Griechen auszeichneten, verwandelten sich in eine unruhige Unternehmungslust und in eine Redelust, welche alles zum Gegenstande der Besprechung machte. Die Verfassung artete nach und nach in eine schrankenlose Demokratie aus, die erlangte Macht erzeugte Uebermuth und Herrschsucht, der Reichthum rief Luxus und Schwelgerei hervor und so begann mit der höchsten Blüthe des athenischen Staates auch die sittliche Entartung der Bürger. Gegen den Anfang des peloponnesischen Krieges fand ein aus den Kolonien im Osten und Westen stammendes Geschlecht von angeblichen Weisheitslehrern, die sogenannten Sophisten, in Athen Eingang. Von ihnen lernten die Athener die gefährliche Kunst die überlieferten Grundsätze der Sitte und Sittlichkeit einem zersetzenden Räsonnement zu unterwerfen, welches unsittlichen Trieben und Neigungen großen Vorschub that und die tief eingewurzelten Grundsätze der nationalen Sittlichkeit und der von den Vätern überlieferten Frömmigkeit zerstörte, wenn es auch später zu einer philosophischen Begründung der Moral führte. Es brachen die unentbehrlichen Stützen der Sittlichkeit zusammen, die Religion, das moralische Gefühl und der Sinn für wahre Ehre. Wie weit muß es in Athen gekommen sein, da die an der Spitze des Staates stehenden Männer öffentlich des Meineides schuldig erkannt werden und doch ihre Stellung behaupten konnten. Das schändliche Beispiel der Phocier, welche die Weihgeschenke der Vorfahren zur Führung des Krieges und zur Befriedigung der rohesten Sinnenlust anwendeten, blieb nicht ohne Nachahmung. Aber nicht nur der Kultus und das Eigenthum der Götter wurden angetastet, sondern auch der Glaube wurde von den Sophisten in seinem innersten Wesen erschüttert. Es blieb von der alten Religion nur das Gerüst stehen. Die Regierenden bedienten sich der Religion als Maschinerie zu eigennützigen Zwecken, die von der sophistischen Weisheit angesteckten mittleren Stände verlachten

das überlieferte Religionswesen und bildeten sich eine eigene Weltansicht; der Pöbel endlich versank, hingerissen von dem Glanz der Tempelfeste und von dem mit sinnlicher Lust verbundenen Gottesdienste, immer tiefer in Aberglauben. Neben dem Unglauben wucherte das Unkraut der Schwärmerei und des Mysticismus, weil das entnervte Geschlecht im Phantasiren und in unklaren Vorstellungen eine erwünschte halbthätige Beschäftigung suchte. Die hohe geistige Bildung verhütete nicht eine große Rohheit und Unmenschlichkeit, welche sich namentlich in der oft abscheulichen Behandlung der Sklaven zeigte. Obgleich sich in den Schriften aus jener Zeit eine durch die feinsten Schattirungen sich auszeichnende Urbanität findet und die attische Ausdrucksweise noch später für das Muster einer bescheidenen, von Rechthaberei freien Sprache galt, schimpften sich doch die beiden größten Redner des Alterthums, Demosthenes und Aeschines, in ihren Reden auf die gemeinste Weise. Von Asien her verbreitete sich in den griechischen Staaten die Liebe zu übermäßiger Pracht und das Streben nach eitlem Glanze; es schlichen sich Schwelgerei und die schändlichsten Laster ein und verpesteten die Sitten. Die Eitelkeit und Schwelgerei hatten Eigennutz und Habsucht und diese wieder Bestechlichkeit der Staatsmänner zur Folge. Die Anführer der Truppen benahmen sich oft wie Räuberhauptleute und brandschatzten selbst die verbündeten Städte. Anführerstellen und Staatsämter galten als Haupterwerbsmittel. Einzelne besaßen ein ungeheueres Privatvermögen, während die Einkünfte des Staates sich verringerten, da die Bergwerke theils erschöpft, theils in andere Hände gekommen und die auswärtigen Besitzungen Athens bis auf einige unbedeutende Städte und Inseln verloren gegangen waren. Der Handel Athens zog sich nach anderen Orten und deshalb herrschte neben dem größten Reichthum Einzelner die größte Armuth. Aber auch nachdem Athen seine politische Macht und Bedeutung größtentheils verloren hatte, war und blieb es doch noch lange für alle Künste der wichtigste Ort, gleichsam die Quelle der griechischen Bildung, und überall legte man auf das Urtheil der Athener den größten Werth. Wie das ganze Leben, so zeigen auch die Werke der Literatur und Kunst dieser Periode die große Veränderung, welche innerhalb derselben der herrschende politische und moralische Geist erleidet. In der Zeit der Perserkriege spricht sich in den literarischen Werken überall das Selbstbewußtsein einer geistig und moralisch tüchtigen Nation aus; der edle Freiheitssinn der Griechen, ihr Sinn für Maß und Ordnung und ihr Gehorsam gegen den Staat und die Götter werden der ungezügelten Phantasie, dem knechtischen Gehorsam und der rohen Gewalt des Orients gegenübergestellt. Das Genie schafft mit der einem großen Zeitalter eigenthümlichen reinen Begeisterung und aus innerem Drange vollendete und unsterbliche Meisterwerke. In den literarischen Werken der folgenden Zeit kann man überall den Verfall der guten alten Zucht und das Sinken des politischen und sittlichen Lebens erkennen. Die geschwächte Kraft bringt nur Werke der bloßen Kunst und des Talentes hervor; der Künstler und Dichter sucht die mangelnde Schöpferkraft durch Glätte und Anmuth zu ersetzen, er wird nicht mehr von reiner Begeisterung, sondern von Regeln und fremden

Beispielen geleitet. An die Stelle der Kraft, Einfalt und Natur der früheren Zeit tritt die Kunst. Es verschwindet die reine Begeisterung, der Sinn für das Höhere, das kräftige und natürliche Gefühl; die Menschen werden aber kenntnißreicher und gebildeter, feiner und reizbarer. Sie verlieren an Geist und Kraft, gewinnen aber an Umfang der Bildung, an Erfahrung und Erkenntniß des Lebens; sie werden gewandter und gefälliger, aber auch prosaischer und mattherziger. Die Bildung findet sich nicht mehr bei der Masse der Bürger, sondern ist ein Vorzug gewisser Klassen; für diese, nicht mehr für die ganze Nation, werden die Werke der Literatur geschrieben. Man strebt nach Bildung nicht um ihrer selbst willen, sondern weil sie für den feineren geselligen Verkehr die Befähigung und für das Leben die Kenntnisse und geistige Gewandtheit gewährt. Die griechische Bildung wird im Verlaufe der Zeit immer formeller, gelehrter und oberflächlicher.

Der Ursprung und die erste Ausbildung der dramatischen Poesie.

Auf dem Höhepunkt der griechischen Bildung, in der Blüthezeit Athens wurde eine neue Gattung der Poesie zum Organ der Ideen und Empfindungen, welche diese Zeit beherrschten, erhoben, und die vorher ausgebildeten Arten der Poesie traten so zurück, daß ihre Produkte fast unbedeutend wurden. Es ist dieses das Drama, welches sich aus der Begeisterung des Bacchus-Kultus als ein Theil der festlichen Verehrung des Gottes hervorgebildet hat. Der griechische Götterdienst enthielt eine Menge dramatischer Elemente; die Götter wurden ja als an ihren Festen theilnehmend gedacht, und es erschien nicht als unziemliche Verwegenheit sie durch menschliche Personen in ihren Handlungen darzustellen. Auch der Bacchusdienst enthielt solche mimische Darstellungen, bei welchen der Gott durch einen Menschen vertreten wurde. Der Bacchusdienst ist aus einer leidenschaftlichen Theilnahme an den Ereignissen der Natur im Wechsel der Jahreszeiten hervorgegangen, insbesondere aus der Theilnahme an dem Kampfe, den die Natur im Winter durchkämpft, um im Frühjahr in erneuter Blüthe hervorzubrechen. Die von enthusiastischer Begeisterung erfüllten Theilnehmer des Festes glaubten den Gott kämpfend, leidend und siegend zu sehen und wurden von diesen traurigen und freudigen Ereignissen unmittelbar berührt und ergriffen. Aus dem Verlangen an dem Kampfe, Leiden und Siege des Gottes Theil zu nehmen, entsprang der bei Bacchusfesten weit verbreitete Gebrauch das Kostüm von Satyrn, als dem Gotte untergeordneter Naturwesen, anzulegen. Die Tragödie, so wie die Komödie waren ursprünglich ein Chorgesang und zwar ein Dithyrambus, ein begeistertes Lied auf Dionysos. Die Handlung, das Schicksal des Gottes wurde vorausgesetzt oder nur durch Opferceremonien symbolisch angedeutet; der Chor sprach seine Empfindungen darüber aus. Es gab fröhliche und ernste Dithyramben. Der Dithyrambus, aus welchem die Tragödie entstand, hatte die Leiden des Dionysos zum Gegenstand. Es scheint nun allmälig der Vorsänger des Dithyrambus mehr hervorgetreten und bald als der Gott selbst, bald als ein Bote aus der Umgebung des Gottes, die Gefahren, welche dem Gotte drohten und deren endliche Ueberwindung erzählt, der Chor aber seine Empfindungen darüber wie über einen gegenwärtigen

Vorgang ausgesprochen zu haben. Der Chor betrachtete sich dabei als eine zu dem Gotte gehörende Schaar und erhielt dadurch von selbst die Rolle der Satyrn, welche nicht nur bei lustigen Abenteuern, sondern auch bei allerlei Kämpfen und traurigen Schicksalen die Begleiter des Dionysos und deshalb ebenso geeignet waren Furcht und Schrecken, als auch Lust und Behagen auszudrücken. Die älteste Tragödie hatte den Charakter eines Satyrspiels. Der lesbische Sänger Arion (siehe S. 290) soll das Lied auf den Dionysos, das früher ohne strenge Ordnung von den trunkenen Genossen gesungen wurde, zum tragischen Chore geordnet, als Vorsänger den Dithyrambus geleitet und die Satyrn in diese Dichtungsgattung eingeführt haben. Den Namen der Tragodia oder des Tragos-Gesanges leitete man schon im Alterthum davon her, daß die Sänger als Satyrn Aehnlichkeit mit Böcken gehabt hätten; wahrscheinlich ist aber das Wort von dem Festopfer abzuleiten, das aus einem Bocke, dem Verwüster des Weinstocks, bestand und auf dem Altare brannte, während der Chor um denselben herumzog und seine Lieder sang. Die Erfindung dieser tragischen Chöre wird den Doriern zugeschrieben; aber auch in Athen wurden im Bacchusheiligthum Lenäon an dem Feste der Lenäen tragische Dithyramben aufgeführt.

Ein Drama wurde die Tragödie erst in der Zeit des Pisistratus durch Thespis, welcher mit dem Chore eine Mittheilung in metrischer Rede verband und zu diesem Zwecke dem Chore den ersten Schauspieler hinzufügte. Dieser eine Schauspieler spielte in demselben Stücke hinter einander verschiedene Rollen, wobei die linnenen Masken von großem Nutzen waren, und dem Schauspieler stand der Chor gegenüber und führte mit ihm durch seinen Führer das Gespräch. Die Reden waren gegen die Chorgesänge noch kurz, und die Tänze und Gesänge des Chors noch die Hauptsache. Auch bei Phrynichus, welcher seit 512 v. Chr. auf der attischem Bühne in hohem Ansehen stand, herrschte das lyrische Element noch über das dramatische. Auch Phrynichus hatte anfangs nur einen Schauspieler; er brachte auch weibliche Rollen auf die Bühne, welche jedoch von Männern gespielt wurden. Er theilte den Chor in verschiedene Abtheilungen mit verschiedenen Rollen; in den Phönissen stellte ein Theil des Chors phönicische Jungfrauen, ein anderer vornehme Perser vor. Auch nahm Phrynichus nicht bloß mythische Gegenstände, sondern auch Begebenheiten aus der Zeitgeschichte, wie die Eroberung von Milet, zum Stoff seiner Tragödien. Die Tragödie ging immer mehr von den Gegenständen aus dem Kreise des Dionysos auf heroische Mythen über; die barocke Manier des bacchischen Spiels wich einer würdevolleren und ernsteren Behandlung, bei welcher der Chor der Satyrn nicht mehr an seiner Stelle war. Es wurde aber das Satyrspiel neben der Tragödie ausgebildet und mit derselben so in Verbindung gesetzt, daß in der Regel drei Tragödien mit einem Satyrspiel zum Schlusse als ein Ganzes aufgeführt wurden. Dieses Satyrspiel ist keineswegs eine Komödie, sondern gleichsam eine scherzende Tragödie; sie nahm ihre Stoffe, wie die Tragödie, aus dem Mythenkreise des Bacchus und der Heroen, spielte diese aber so ins Derbnatürliche hinüber, daß dabei die Anwesenheit und Theilnahme muthwilliger Satyrn ganz passend erschien.

Eine geeignete Person für das Satyrdrama war der sinnlich kräftige eß- und trinklustige Held Herakles, der sich durch die muthwilligen Neckereien der Satyrn in aller Ruhe und Behaglichkeit ergötzen ließ.

Die scenische Darstellung und das Theater.

Das Drama der Griechen war ein Theil des Gottesdienstes, und deshalb fanden zu Athen nur zweimal im Jahre, an den beiden großen Festen des Dionysos, theatralische Vorstellungen statt. Das Drama behielt immer den Charakter einer bacchischen Feier und Lustbarkeit, durch welche die Gemüther aus dem alltäglichen Leben zu einem höheren Schwunge herausgerissen wurden. Die in der Tragödie auftretenden Personen trugen ein bacchisches Festkostüm, lange bis zu den Sohlen herabreichende buntgestreifte Gewänder und umgeworfene Oberkleider von glänzenden Farben. Die Chöre wetteiferten unter einander eben sowohl in der prächtigen Bekleidung, wie in der Trefflichkeit ihrer Leistungen in Tanz und Gesang. Der tragische Schauspieler war durch die hohen Sohlen der tragischen Schuhe oder Kothurne, sowie durch die Verlängerung der tragischen Maske über das gewöhnliche Menschenmaß vergrößert und im Verhältniß dazu an den übrigen Körpertheilen ausgepolstert. Die tragische Gestikulation bestand in scharfen gemessenen Bewegungen. Die Stimme der Schauspieler mußte einen hohen Grad der Stärke und der Klangfülle erreichen, der eben so viel Uebung wie Naturanlage erforderte.

Die alten Theater waren steinerne Gebäude von bedeutender Größe; sie waren nicht bloß für dramatische Vorstellungen bestimmt, sondern es wurden auch andere Chortänze, festliche Aufzüge und Volksversammlungen darin veranstaltet. Das Theater bestand aus drei Haupttheilen: 1) aus dem Zuschauerplatz, dem eigentlichen Theatron; 2) aus dem Bühnengebäude, welches den Sitzen der Zuschauer gegenüber lag; und 3) aus dem zwischen jenen beiden Theilen befindlichen Raum, der Orchestra. Die Zuschauersitze erhoben sich terrassenförmig in immer weiteren Halbkreisen hinter einander. In den noch vorhandenen Ueberresten griechischer Theater findet man stets eine solche Oertlichkeit gewählt, welche die Einrichtung der Zuschauerplätze begünstigte. Sie sind an den Abhang eines Hügels so angebaut, daß die Sitzreihen zum großen Theil aus dem natürlichen Boden herausgearbeitet sind. Die Orchestra war eine ebene Kreisfläche in der Mitte der ganzen Anlage. Weil hier die dithyrambischen Chöre ihre Reigen aufführten, hatte man in der Mitte derselben einen viereckigen Altar des Dionysos, die Thymele, errichtet, um welche der Chor sich im Kreise bewegte. Nach einer Ansicht neuerer Gelehrten wurde für die dramatischen Darstellungen nicht die ganze Orchestra benutzt, sondern es wurde zwischen der 10 bis 12 Fuß über den Boden der Orchestra sich erhebenden Bühne und zwischen der Thymele ein Bretergerüst gebaut, welches nur wenig tiefer war als die Bühne, und auf diesem ebenfalls Orchestra genannten Gerüste befand sich in den dramatischen Vorstellungen der Chor. Mit der Bühne war die Orchestra durch einige Stufen verbunden, damit der Chor von der Orchestra die Bühne und von dieser wieder die Orchestra betreten konnte. Durch die beiden Seiteneingänge der Orchestra schritt der Chor in der Mitte derselben und

stellte sich hier in regelmäßigen Linien nach der Bühne zu auf. Die Zahl der Choreuten war in Aeschylus Stücken zwölf, in den Tragödien des Sophokles und Euripides gewöhnlich funfzehn. Die Bewegungen des tragischen Chores waren feierlich und würdevoll.

Die Bühne erhob sich 10 bis 12 Fuß über den Boden der Orchestra und war, wenn für die dramatischen Darstellungen ein eigenes Gerüst als Orchestra erbaut wurde, auf jeden Fall auch höher als dieses. Es war dadurch für das Auge gleich das Verhältniß der Bühnenpersonen zum Chor angedeutet; jene waren Helden der Heroenwelt, dieser bestand in der Regel aus Menschen des Volkes. Die Bühne war sehr breit und nicht tief; die Breite betrug ziemlich den doppelten Durchmesser der Orchestra. Das langgezogene Rechteck, welches die Bühne bildete, war von drei Seiten von hohen Wänden eingefaßt, von denen die hintere Skene, die schmalen Wände rechts und links Paraskenien hießen; die Bühne wird in genauerem Sprachgebrauch nicht Skene, sondern Proskenion genannt, weil sie vor der Skene lag. Skene bedeutet eigentlich ein Zelt, und ein solches wurde bei den ältesten Vorstellungen aus Holz errichtet, um die Wohnung der Hauptperson zu bezeichnen. Allmälig wurde aus dem Zelte die große und architektonisch reich geschmückte Scenenwand, welche aber ebenfalls die Wohnung der Hauptperson darstellte; das Proskenion wurde als ein Platz vor dieser Wohnung gedacht, welcher sich in der Orchestra noch mehr erweiterte. Die Scenenwand konnte ein Lager mit dem Zelte des Hauptlelden oder eine wilde Waldgegend mit einer Höhle als Wohnung der Hauptperson vorstellen; die gewöhnliche Dekoration aber war die Fronte eines Herrscherpalastes oder eines Tempels. Von diesem Palaste oder Tempel sah man nur die Vorderseite, nicht das Innere. Das antike Leben, in dem alles Wichtige und Große im Freien vorging, auch das gesellige Zusammensein mehr in öffentlichen Hallen, auf Märkten und Straßen, als in Zimmern statt fand, verlangte es, daß auch die Handlungen der Bühne nicht in das Innere des Hauses verlegt wurden. Die heroischen Personen treten aus den Pforten ihrer Wohnungen auf einen offenen Vorplatz; der Chor aber kömmt aus der Stadt oder Gegend und versammelt sich als eine theilnehmende Schaar zur Berathung auf dem freien Platze vor dem Palaste. Die Zugänge zur Bühne hatten ihre bestimmte Bedeutung, und dadurch wurde erreicht, daß der Zuschauer manches gleich auf den ersten Blick erkannte, was er sonst erst allmälig hätte errathen müssen. Das Theater von Athen war so an die Südseite des Burgfelsens angebaut, daß man auf der Bühne stehend den größten Theil der Stadt und den Hafen zur rechten Hand, das Land Attika aber zur linken Hand hatte. Daher bezeichnete der Eingang durch die Paraskenien auf der rechten Seite die Ankunft aus der Fremde, der auf der linken Seite die aus der Stadt und Nähe. Die Hauptwand oder die eigentliche Skene hatte auch drei Pforten; die mittelste hieß die königliche Thür und stellte den Haupteingang zum Palaste dar; die Thür rechts bezeichnete einen Eingang zu den mehr nach außen gelegenen Theilen des Hauses, namentlich zu den Gastgemächern, die links einen Zugang zu dem abgelegenen Theil z. B. der Frauenwohnung. Veränderungen der Scene waren nur selten

nöthig. Das Drama, welches der alten Tragödie zum Grunde liegt, ist ein inneres, geistiges; die Ueberlegungen, Entschlüsse und Empfindungen, welche sich durch die Rede vollkommen ausdrücken lassen, wurden auf der Bühne entwickelt; die äußeren Thaten, wie Zweikämpfe, Schlachten, Opfer und Bestattungen wurden als hinter der Bühne vorgehend gedacht und auf der Bühne nur erzählt. Deshalb kommen auch so oft Boten und Herolde vor. Die Reden und Verhandlungen der alten Tragödie waren meistentheils so eingerichtet, daß sie recht gut an einem Orte vorgehen konnten. Zu den etwa nöthigen Veränderungen dienten die in den Ecken der Bühne aufgestellten Periakten, dreiseitige Koulissen in der Form eines Prisma, die um einen in den Boden der Bühne eingelassenen Zapfen gedreht werden konnten und welche nach der Umdrehung eine andere perspektivische Ansicht gewährten. Bisweilen war es auch nothwendig den Zuschauern eine Scene zu zeigen, die an das Innere des Hauses gebunden war, wie z. B. bei Aeschylus die Klytämnestra mit blutigem Schwerte über den Leichen des Agamemnon und der Kassandra. Es wurden dann nicht die Thaten selbst dargestellt, sondern die Zustände, die aus der vollbrachten That hervorgingen, lebende Bilder, die als Gegenstände der Reflexion und Empfindung vor die Augen des Chors und der Zuschauer gerückt werden sollten. Um solche Gruppen auf die Bühne zu bringen, bediente man sich der Maschinen, die man Ekkyklema und Exostra nannte, weil die eine gerollt, die andere geschoben wurde. Die Flügelthüren des Palastes flogen auf, und das innere Zimmer mit seinen Dekorationen stand vollkommen sichtbar auf der Bühne und blieb so lange stehen bis der Fortschritt der Handlung es wieder verschwinden zu lassen verlangte. Auch hatte man Maschinen, durch welche Gestalten aus der Tiefe heraufgehoben, andere durch die Lüfte geführt, Blitz und Donner nachgeahmt wurden.

Aeschylus, Sophokles und Euripides.

Von der großen Menge von Tragödien, welche in der Blüthezeit Athens von zahlreichen tragischen Dichtern gedichtet worden sind, haben sich vollständige Tragödien nur von drei Dichtern erhalten. Aber eben diese drei Dichter wurden bereits im Alterthum als die Hauptdichter der Art, als die Heroen der tragischen Bühne bezeichnet. Aeschylus, Sophokles und Euripides werden einstimmig genannt, wenn von der Höhe die Rede ist, welche die tragische Poesie in Athen erreicht hat. Jeder dieser drei Dichter zeichnet sich durch eigenthümliche Vorzüge aus, und die Vergleichung ihrer Eigenthümlichkeiten zeigt uns den Entwickelungsgang der tragischen Poesie in Athen. Mit Aeschylus nahm die Blüthe der tragischen Dichtkunst ihren Anfang, mit Sophokles erreichte sie die höchste Vollkommenheit und mit Euripides beginnt bereits der Verfall. Der Zeit nach standen sie einander nicht fern; Aeschylus kämpfte 480 v. Chr. als fünfundvierzigjähriger Mann in der Schlacht bei Salamis; Sophokles führte, wegen seiner jugendlichen Schönheit und musikalischen Bildung, bei der Siegesfeier dieser Schlacht den Chor der Sänger; und Euripides wurde an dem Tage der Schlacht auf der Insel Salamis geboren, wohin sich seine Eltern geflüchtet hatten.

Aeschylus war 525 v. Chr. zu Eleusis geboren. Er nahm ruhmvollen Antheil an den Schlachten bei Marathon, Artemisium, Salamis und Plataä, und gehörte zu den Marathonkämpfern d. h. zu den patriotischen heldenmüthigen Athenern von altem Schrot und Korn, welche die größten Ereignisse ihres Volkes nicht bloß der Zeit, sondern auch dem Geiste nach erlebt hatten und in deren männlicher Brust und ehrenfester Gesinnung alle die Größe und Herrlichkeit wurzelte, welche Athen nach den Perserkriegen so prächtig und so schnell entfaltete. Aeschylus Poesie enthält deutliche Zeugnisse seiner Gesinnung und Denkweise; er wünschte das ungestüme Verlangen seiner Landsleute nach Volksherrschaft und nach Herrschaft über andere Griechen zu mäßigen und die alten strengeren Grundsätze von Recht und Sitte nebst den Instituten, wodurch diese gestützt wurden, aufrecht zu erhalten. Iñ seinem höheren Alter verließ er seine Vaterstadt und begab sich nach Syrakus, wo er bei Hiero I. eine ehrenvolle Aufnahme fand. Er starb zu Gela in Sicilien 456 v. Chr. Aeschylus hat siebzig Tragödien gedichtet, von denen aber nur sieben noch vorhanden sind, und hat in dem tragischen Wettkampf dreizehnmal den Preis erhalten. Er führte noch einen Schauspieler ein, um auf der Bühne selbst den Gegensatz von zwei handelnden Personen zu gewinnen. Nun konnten zwei sprechende Personen (stumme in beliebiger Anzahl) zugleich die Bühne betreten und, wenn Zeit zur Veränderung des Kostüms gegeben war, in anderen Rollen wiederkehren. Als Sophokles später noch einen dritten Schauspieler hinzufügte, nahm auch Aeschylus diese Neuerung an. Die Ideen, welche den einzelnen Tragödien zu Grunde liegen, sind politische oder religiöse oder auch Beides zugleich; die Religion und der Staat sind der Mittelpunkt, um den sich alles dreht. Der Dichter stellte die großen Mythenkreise des hellenischen Volkes dramatisch dar, und brachte die Geschicke ganzer Geschlechter, Stämme und Staaten auf eine solche Weise zur Anschauung, daß aus der größten Verwickelung das Walten einer höheren Macht und Weisheit, wie ein glänzender Stern aus dunkeler Nacht, hervortrat. Staunen und hochherzige Freude mußte jeden Griechen ergreifen, wenn er in der Geschichte seines Volkes die höhere Leitung der unergründlichen göttlichen Macht erkannte. Fast alle Tragödien dieses Dichters haben aber auch eine Beziehung zu dem griechischen Nationalkampfe gegen die Perser; sie sind bestimmt, das Nationalgefühl des in dem siegreichen Kampfe mit der persischen Uebermacht erstarkten und für seine Freiheit begeisterten Volkes zu heben und zu verherrlichen; sie stellen die nach Gesetz und Recht geleitete Staatsverwaltung der Griechen, das unter diesen herrschende Selbstgefühl jedes Einzelnen und die Kraft des freien Volkes im Kampfe für sein Dasein in Gegensatz zu der ungeordneten, nicht durch ein inneres Band verknüpften Masse des persischen Reiches, zu der auf Vernichtung der indiduellen Freiheit gegründeten Willkür und Vergötterung des Regenten und zu der Ohnmacht des ungeheuren, nur zu blindem Gehorsam gezwungenen Heeres. Endlich hat Aeschylus auch die Absicht, die alten Einrichtungen des athenischen Staates, an welchen die Demokraten so stark rüttelten, als heilige, mit dem Wohle des Staates unzertrennlich verbundene Anstalten darzustellen;

er will den ehrwürdigen Gerichtshof des Areopag, die überlieferten Gebräuche des Kultus, die erblichen Priesterschaften, das Aristokratische in der athenischen Verfassung gegen die immer stärker werdenden Angriffe einer zügellosen Demokratie schützen. In allen Tragödien des Aeschylus zeigt sich der Einfluß einer großen Zeit und der ihr eigenthümlichen großartigen Gesinnung. Der Plan und die Anlage der Stücke ist eben so einfach wie die Ausführung; aber eine eigene Würde und Erhabenheit ist über das Ganze verbreitet; in allen Schilderungen tritt ein starker, kräftiger Geist hervor; das Erhabene, welches den Charakter von Aeschylus Dramen bildet, steigert sich oft bis zum Furchtbaren und Schrecklichen. Der Tiefe und Erhabenheit der Gedanken entspricht die Sprache und Ausdrucksweise, welche etwas Grandioses hat und mit der Tiefe der Gedanken gleichsam ringt.* Alle Formen der Rede sind von einer gewissen stolzen Mächtigkeit, gleichsam lauter große, rechtwinklig behauene und polirte Marmorblöcke, welche zu einem prächtigen Tempel zusammengefügt sind. In der Bildung der einzelnen Ausdrücke herrscht das Poetische vor dem Syntaktischen vor; daher merkwürdige Zusammensetzungen der Worte, großartige Bilder und eine Form der Sprache, die weniger den Charakter des Anmuthigen, als des Ungemeinen, Schroffen und Erstaunenswerthen an sich trägt und selbst die Leichtigkeit der Auffassung erschwert und Dunkelheit veranlaßt. In den Tragödien des Aeschylus tritt das lyrische und epische Element mehr als das dramatische hervor, indem Erzählungen und lyrische Gesänge noch den größten Theil des Stückes einnehmen. Der Dichter führte ganze Sagenkreise, die Entwickelung verketteter Schicksale von Familien und Stämmen der Betrachtung vor und verband deshalb, um für so umfangreiche Stoffe den nöthigen Raum zu gewinnen, immer drei Tragödien zu einer Trilogie. Dieser fügte er dann noch aus demselben Mythenkreise ein Drama Satyrikon hinzu, so daß eine Tetralogie entstand. Die einzelnen Stücke bildeten zwar ein Ganzes, waren aber auch mit einander in engem Zusammenhang.

Sophokles war 495 oder 497 v. Chr. in dem attischen Gau Kolonos geboren. Er erlangte frühzeitig eine große Fertigkeit in der Musik und Gymnastik. Beide Künste mußte damals ein dramatischer Dichter verstehen, da sie zur Einübung der Chöre nöthig waren. Bereits in seinem achtundzwanzigsten Jahre siegte Sophokles in dem tragischen Wettkampf über Aeschylus. Die dichterische Wirksamkeit des Sophokles wurde in seiner Blüthezeit gehoben durch den geistvollen Aufschwung, welchen unter Perikles und durch diesen alle guten und schönen Kräfte des Volkes nahmen. Der Dichter stand freundlich mit Anhängern des Perikles, war vielleicht diesem selbst befreundet. Aus dem spätern Leben des Dichters wird uns nur ein Vorfall berichtet. Den lebenslustigen Sophokles, heißt es, habe die Liebe zur Hetäre Theoris gefesselt. Ihr Sohn Ariston war der Vater eines jüngeren Sophokles, der sich sowohl mit seinen eigenen, als auch später mit den Dichtungen seines Großvaters Beifall erwarb. Sophokles hatte aber auch von einer attischen Bürgerin einen rechtmäßigen Sohn Jophon, welcher schon neben seinem Vater Tragödien aufführte. Das Herz des Alten neigte sich mehr

zu der Nachkommenschaft seiner geliebten Theoris; er soll bei seinem Leben von seinem Vermögen dem Enkel Bedeutendes zugewendet haben. Jophon ließ sich durch die Furcht sein Erbe zu sehr geschmälert zu sehen zu der Impietät hinreißen, daß er bei den Mitgliedern der Phratria, die eine Art Familiengericht bildeten, darauf antrug, dem Greise die Verwaltung seines Vermögens zu nehmen. Der Dichter erwiederte auf diese Klage weiter nichts, als daß er den Phratoren einen Chor aus dem Oedipus auf Kolonos vorlas, den er damals gedichtet hatte. Nach dieser Vorlesung sollen ihn die Richter nicht nur von der Anklage freigesprochen, sondern auch im Triumphe nach Hause begleitet haben. Sophokles starb kurz vor dem Ende des peloponnesischen Krieges 406 v. Chr.

Sophokles hat 113 Tragödien und Satyrdramen geschrieben, von denen aber nur sieben Tragödien vollständig erhalten sind. Der erste Preis ist ihm zwanzigmal, sehr oft der zweite, niemals aber der dritte ertheilt worden. Er führte einen dritten Schauspieler ein und gab dadurch der Handlung größere Mannigfaltigkeit und Bewegung; er vermehrte die Zahl der Choreuten von 12 auf 15; und endlich löste er den Zusammenhang der Tetralogien auf und führte nicht eine große dramatische Dichtung, sondern vier verschiedene Dramen auf, die unter einander in keinem Zusammenhang standen und auch an vier verschiedenen Festen zur Darstellung hätten kommen können. Er entsagte der Aufgabe ganze Reihen mythischer Handlungen der Betrachtung vorzuführen und beschränkte sich auf ein Hauptfaktum. Das lyrische Element wurde ebenfalls verringert, indem es ihm weniger als dem Aeschylus darauf ankam, den Eindruck der Begebenheiten auf die Nichthandelnden, den Chor, als die Vorgänge in der Brust der handelnden Personen selbst darzustellen. Sophokles machte die Tragödie zu einem treuen Spiegel der Bewegungen, Leidenschaften und Kämpfe der menschlichen Seele; die mythischen Gegenstände bekamen durch ihn eine allgemein menschliche und eben deshalb für das Menschengeschlecht ewige Bedeutung. Den Forderungen der griechischen Kunst gemäß sind die Personen, welche der Dichter auf die Bühne bringt, starke und große Seelen; sie haben aber zugleich eine so allgemeine innere Wahrheit, daß jedes menschliche Gemüth mit ihnen fühlt und empfindet und sich in ihnen gleichsam selbst wiedererkennen kann. Von allen Dichtern des Alterthums hat Sophokles die tiefste Kenntniß des menschlichen Herzens. Die Kunst und der Fortschritt des Sophokles besteht im Vergleich mit Aeschylus hauptsächlich in der organischen Entfaltung der dramatischen Handlung, und zwar in der Weise, daß dabei die inneren Motive der handelnden Personen deutlich und bestimmt hervortreten. Statt der epischen Anlage des Aeschylus tritt bei ihm ein strenger dramaturgischer Plan ein; die geistigen Triebfedern greifen mehr in einander, die handelnden Personen spielen rascher zusammen und alles bewegt sich nach einem bestimmten Ziele hin. Aeschylus braucht stets einen ansehnlichen Raum, um seine dramatischen Gemälde zu entfalten und darzustellen. Auch der Chor erhielt bei Sophokles eine andere Stellung. Bei Aeschylus hat er immer den Werth eines Schauspielers, bisweilen den einer Hauptperson. Dies ist bei Sophokles nirgends der Fall. Sophokles

scheidet den Chor von der dramatischen Handlung völlig aus und rückt ihn in eine möglichst unparteiische Mitte. Selten kömmt es vor, daß sich der Chor für eine der Hauptpersonen entschieden interessirt, niemals daß er mit Thatkraft eingreift; passiv und rein menschlich ist seine Theilnahme. Der tragischen Sprache gab Sophokles Anmuth und Feinheit, indem er vor allen Dingen die prunkhafte Dunkelheit der äschyleischen Diction vermied, ferner die Beziehung der Gedanken zu einander schärfer auffaßte und durch die syntaktischen Verbindungen zu bezeichnen suchte. Seine Sprache steht im Dialog der Prosa bedeutend näher und unterscheidet sich von ihr weniger in der Wahl der Worte, als in dem Gebrauche und der Verbindung derselben, durch eine gewisse Kühnheit und Feinheit in der Benutzung des gewöhnlichen Ausdrucks. Die Verbindung des Erhabenen und des Schönen, der Würde mit der Anmuth, welche das ganze Zeitalter des Perikles auszeichnet, diese Verbindung ist es auch, welche den Werken unseres Dichters die höchste Vollkommenheit gegeben hat.

Euripides war auf der Insel Salamis 480 v. Chr. geboren; er erhielt eine sorgfältige Erziehung, namentlich in den gymnastischen Künsten, und soll als Knabe in Athen, wahrscheinlich an den Panathenäen, gesiegt und den Preis erlangt haben. Auch wird erzählt, daß er in seiner frühesten Jugend Malerei getrieben habe. Als Jüngling schloß sich Euripides dem Anaxagoras an, welcher damals in Athen mit großem Beifall lehrte; später hörte er auch Prodikus und Protagoras und knüpfte mit Sokrates innige Freundschaft. Er war von Natur ein ernster Geist mit entschiedener Neigung über die Natur göttlicher und menschlicher Dinge zu grübeln; er erschien gegen den heitern Sophokles als ein mürrischer Sonderling. In seinen Ideen über die Natur und die Welt blieb er dem Anaxagoras treu; in seinen Ansichten über die moralische Welt stimmte er manchen Gedanken der Sophisten bei; doch behielt die Ueberwinderin der Sophistik, die Philosophie des Sokrates, im Ganzen die Oberhand. Was ihn bei dieser philosophischen Richtung bewogen hat, sich der tragischen Poesie zu widmen, ist nicht bekannt. Die Zahl der von ihm geschriebenen Dramen steht nicht fest. Er soll 92 Dramen und unter diesen 8 Satyrspiele, nach einer anderen Nachricht hingegen nur 75 Stücke geschrieben haben. Neunzehn haben sich bis auf unsere Zeit erhalten. Den ersten Siegespreis hat er nur viermal empfangen. Dagegen scheinen schöne Stellen aus seinen Tragödien im Volke verbreitet gewesen zu sein, wie schon aus der Erzählung hervorgeht, daß viele in Sicilien gefangene Athener durch Hersagen euripideischer Stellen ihren Unterhalt und ihre Freiheit erlangt haben. Im hohen Alter begab sich Euripides nach Magnesia in Thessalien, wo er als öffentlicher Gast angesehen wurde und frei von allen Abgaben war. Er verweilte jedoch nicht lange in Thessalien, sondern ging bald nach Macedonien zum König Archelaus. Dieser hatte an seinem Hofe zu Pella mehrere Dichter und Künstler um sich versammlet, und unter diesen lebte Euripides, hoch geehrt von dem Könige. Sein Aufenthalt am macedonischen Hofe war von kurzer Dauer; er starb wahrscheinlich 407 v. Chr. Sophokles trauerte mit allen Athenern um ihn

und ließ die Schauspieler in Trauergewändern auf der Bühne auftreten.

Euripides ist in seinen Tragödien der Repräsentant seiner Zeit, einer Zeit der Schwäche und Unstetigkeit, in welcher mattherzige Sentimentalität für Gefühl, bloße Unterhaltungssucht für Liebe zur Wissenschaft galt. Diesem Zeitgeiste zu huldigen war Euripides, der Rhetor, Philosoph und Dichter zugleich war, vorzüglich geeignet. Er gab die Idealität auf und sank mit der Kunst zu dem Leben seiner Zeit herab; er huldigte in allen seinen Stücken dem herrschenden Treiben der Athener. Er befriedigte die Lust des athenischen Volkes, Reden zu hören, zu politisiren, an den Dingen zweifelnd und bekritelnd zu zupfen, Spitzfindigkeiten zu machen und sich in allgemeinen Sätzen zu bewegen. Er jagt nach moralischen Sentenzen, strebt nach Glätte und Rundung der Perioden, witzigen und überraschenden Wendungen, schiebt dem Rührenden das Jämmerliche, dem Bewegenden das Weinerliche unter und sucht durch bloße Aeußerlichkeiten eine Wirkung hervorzubringen, welche Sophokles und Aeschylus stets verschmäht hatten. Euripides konnte seine philosophischen Ueberzeugungen über das Wesen der Gottheit und ihr Verhältniß zu den Menschen mit den Mythen nicht in Einklang bringen und auch den Konflikt nicht mit Stillschweigen übergehen. Er polemisirt daher mit den Gegenständen seiner Dichtung, indem er bald mythische Erzählungen, welche seinen reineren Vorstellungen von den Göttern widersprechen, verwirft, bald zwar die Erzählungen als wahr annimmt, aber die Charaktere und Handlungen, die darin als groß und edel erschienen, als schlecht und gemein darstellt. Er benutzte die Mythen nur, um in ihnen nicht ideale Helden, sondern die Menschen seiner Zeit den Zuschauern vorzuführen und zwar in aller ihrer Leidenschaftlichkeit und Aufgeregtheit, mit allen ihren Fehlern und Gebrechen. Mit Recht hat Sophokles gesagt, er stelle Charaktere dar, wie sie sein sollten, Euripides hingegen wie sie wären. Euripides Personen haben alle die Redelust und Zungenfertigkeit, durch welche sich die damaligen Athener auszeichneten; sie ergreifen jede Gelegenheit ihre Gedanken über göttliche und menschliche Dinge auseinanderzusetzen. Dieser Hang zum Philosophiren erwarb dem Dichter schon bei den Alten den Namen des scenischen Philosophen. Es werden aber auch Gegenstände aus dem gemeinen Leben mit genauem Eingehen in alle kleinen und alltäglichen Umstände verhandelt. Dem weiblichen Geschlechte hat Euripides ein vorzügliches Studium gewidmet; in allen Tragödien finden sich anschauliche Schilderungen und feine Bemerkungen über Leben und Sitten der Weiber. Dieses Hervorziehen der Frauen aus der häuslichen Zurückgezogenheit, in welcher sie in Athen lebten, mußte großen Anstoß erregen. Man hat dem Euripides deshalb den Vorwurf des Weiberhasses gemacht; doch thut seine Behandlungsweise den Frauen ebensoviel Ehre als Schmach an. Auch Kinder bringt Euripides mehr als seine Vorgänger auf die Bühne, um durch ihre Unschuld und Hülflosigkeit zu rühren. Gern geht Euripides auch auf Staatsangelegenheiten ein; er tadelt die Herrschaft des großen Haufens; er schilt mit Heftigkeit die Demagogen, die das Volk ins Verderben stürzen; aber er zeigt sich

auch nicht als Freund der damaligen Aristokraten. Der Mittelstand ist es, auf dem nach seiner Meinung das Heil des Staates beruht; besonders liebt er die Landleute, die das Feld mit eigener Hand bestellen. — In der dramatischen Entwickelung der Handlung steht Euripides dem Sophokles sehr nach. Statt durch das Gespräch der handelnden Personen die Lage der Sache auseinanderzusetzen, läßt er in einem Prologe eine Person auftreten, welche in einem Monologe erzählt, wer sie sei, wo die Handlung vorgehe, auf welchem Punkte die Sache sich jetzt befinde. Was der Prolog für den Anfang, das ist der Deus ex machina für das Ende der euripideischen Dramen. Wenn der Kampf immer hitziger, die Handlung durch die Leidenschaften immer verworrener geworden ist, dann entwickelt der Dichter den geschürzten Knoten nicht in natürlicher Weise, sondern es erscheint eine Gottheit durch die Lüfte, verkündet den Willen des Schicksals und stellt den Frieden durch ihre Auktorität wieder her. Auch der Chor des Euripides erfüllt seine Bestimmung nicht, er tritt nicht vermittelnd, rathend und beruhigend auf, sondern ist oft ein Vertrauter und Mitschuldiger der leidenschaftlich aufgeregten Hauptperson. Viele Chöre haben nur eine entfernte Beziehung zu den Begebenheiten der Tragödie; sie enthalten lyrische Ausführungen einer philosophischen Idee oder eines mythologischen Gegenstandes. — Kurz bezeichnet Jakobs die Eigenthümlichkeit der drei tragischen Dichter mit folgenden Worten: Aeschylus stellt Ideale kühner, oft übermenschlicher Wesen dar; Sophokles Ideale von Würde und Schönheit; Euripides größtentheils Menschen des gewöhnlichen Lebens. Der erste erfüllt uns mit Staunen; Sophokles mit dem Gefühle der Größe; Euripides mit dem Gefühle des Mitleidens. Jener ist erhaben; dieser schön; der letzte rührend.

Die Komödie. Der Ursprung der Komödie wird ebenso wie der der Tragödie von dem Bacchuskultus hergeleitet. Während die Tragödie von den Lenäen ausging, dem bacchischen Winterfeste, welches ein schwärmerisches Mitempfinden mit den gedachten Leiden der Naturgottheit erweckte, knüpft sich die Komödie an die kleinen oder ländlichen Dionysien, das Schlußfest der Weinlese, an dem eine jauchzende Freude über den Reichthum der Natur sich in allem möglichen Muthwillen kundgab. Ein Haupttheil eines solchen Festes war der Komos oder das Trinkgelag, welches sehr belebt und rauschend war und von wilden Zechern unter lärmendem Gesang und trunkenem Tanze begangen wurde. Von diesem Gelage hatte auch die Komödie oder der Komosgesang den Namen. Das rauschende Festmahl löste sich in ein schwärmendes Umherziehen auf, und von dem schwärmenden Zuge wurde das Symbol der Zeugungskraft der Natur umhergetragen und dabei ein lustigbegeistertes Lied an den Bacchus oder einen seiner Begleiter gesungen. Solche phallophorische Lieder waren in verschiedenen Gegenden von Griechenland in Gebrauch; die Alten geben allerlei Nachrichten von den bunten Gewändern, den Verhüllungen des Gesichts durch Masken oder dicke Blumenkränze, den Zügen und Gesängen dieser Komossänger. Nun gehörte es aber wesentlich zu der Feier dieser Bacchusfeste, daß, wenn das Lied selbst gesungen war, welches den Gott als den Anführer aller

Lustigkeit begrüßte, der ausgelassene Muthwille der lustigen Gesellen dann ein Ziel an dem Ersten Besten suchte, der ihnen entgegenkam, und die arglos zuschauende Menge mit einem reichen Strom von Witzen überschüttete, deren Keckheit das Fest entschuldigte. Wie aus diesen kecken Scherzen die Komödie sich entwickelt hat, ist nicht bekannt. Die früheste Ausbildung derselben wird den Megareern zugeschrieben, deren ausgelassene Heiterkeit und beißende Laune bei den Alten sprichwörtlich war. Die Megareer hatten allerlei Schimpf- und Possenspiele voll jovialer Lustigkeit und derber Späße. Auch die Athener behaupteten, die Komödie sei bei ihnen entstanden und nannten Susarion als deren Erfinder. Die Komödie blieb lange Zeit ein obscures Spiel ausgelassener Landleute und erhielt erst kurze Zeit vor dem peloponnesischen Kriege durch Kratinos, Krates, Eupolis, vorzüglich aber durch Aristophanes eine höhere Ausbildung. Nur von dem letzteren sind uns Stücke erhalten.

In der scenischen Darstellung hatte die Komödie nach erlangter Vervollkommnung manches mit der Tragödie gemeinsam: die Form der Bühne und der Orchestra, die bestimmte Zahl der Schauspieler, den Gebrauch der Masken und eines bunten Kostüms. Die aristophanischen Komiker hatten anliegende Jacken und Beinkleider von buntgestreiftem Zeuge, dabei dicke Bäuche und andere Verunstaltungen von absichtlicher Unanständigkeit, die groteske Gestalt höchstens durch ein kleines Mäntelchen ein wenig verhüllt; dazu Masken von grellen, bis zur Karrikatur übertriebenen Zügen, in denen jedoch die bestimmte Person, wenn eine solche dargestellt werden sollte, zu erkennen war. Am meisten ging das Kostüm des Chors in das Abenteuerliche und Phantastische über. Der komische Chor bestand aus 24 Personen und hatte viel Eigenthümliches in der Einrichtung, der Bewegung und den Gesängen.

Ueber das Leben des Aristophanes wissen wir sehr wenig. Er war wahrscheinlich 452 v. Chr. zu Athen geboren und ging 430 mit anderen attischen Bürgern als Kolonist nach der ihren alten Einwohnern geraubten Insel Aegina hinüber, wo er ein Landgut bekam. Er ist sehr jung als komischer Dichter aufgetreten und seine Blüthe fällt in die Zeit des peloponnesischen Krieges, den er noch längere Zeit überlebte. Er soll 54 Komödien gedichtet haben; von diesen sind aber nur 11 noch vorhanden. Die Komödie hatte sich nach und nach von der Verspottung des Persönlichen und Individuellen zu Gegenständen von allgemeinem Interesse gewendet; bei Aristophanes hat sie bereits einen durchaus öffentlichen Charakter. Alles, was den Staat anging und in das öffentliche Leben mehr oder weniger eingriff, war für Aristophanes Gegenstand der Beachtung und Verspottung. Er stellt den Charakter und die ausgearteten Verhältnisse seiner Zeit den unverdorbenen Sitten früherer besserer Zeiten gegenüber; das ganze damalige politische, moralische und geistige Leben der Athener bilden die Gegenstände seiner Komödie. Das öffentliche Leben mit seinen verkehrten Bestrebungen und Richtungen, mochten diese im ganzen Volke oder in einzelnen Personen ihren Grund haben, wurden dem Spotte und dem Gelächter bloßgestellt; kein Feldherr war so mächtig, kein Staatsmann so bedeutend, daß ihn der Dichter nicht auf die Bühne gebracht hätte,

wenn er einen verderblichen Einfluß auf Staat und Volk ausübte. Das athenische Volk selbst in seiner öffentlichen Thätigkeit mit seinen verkehrten Maßregeln für das Gemeinwohl wird zum Gegenstand der Komödie gemacht und dem Gelächter preisgegeben. Aber nicht nur die Politik, sondern alle dem Volke nachtheiligen Bestrebungen, welche sich in Athen kund gaben, fielen der Rüge und dem Spotte des Dichters anheim. Die verderbliche Sophistik und Philosophie wie der Verfall der Tragödie werden ebenso bitter als ergötzlich getadelt. Die durch das Fest gewährte Freiheit hat Aristophanes zur beißenden Verspottung aller Verkehrtheiten und Thorheiten und zu direktem und indirektem Lobe des Nützlichen und Guten würdig benutzt; er hat sich als ein weiser Rathgeber des Staates und als ein strenger Censor schlechter Sitten bewiesen und in der tollsten Ausgelassenheit seiner Dichtungen den sittlichen Ernst offenbart. Die wirklichen Personen werden unter ihrem eigenen Namen, mit genauer Nachbildung ihres Aeußeren, namentlich des Gesichts durch eine Maske auf die Bühne gebracht. Da es aber neben ernster Rüge auch auf Scherz und Lachen abgesehen war, so wird die ganze Darstellung der Umstände sowie die Zeichnung der Personen sehr übertrieben, ins Lächerliche gezogen und karikirt. Die Komödien des Aristophanes zeichnen sich aus durch die kühne und geniale Erfindungsgabe, durch eine Fülle von ergötzlichen, höchst komischen Scenen, durch treffende Zeichnung der Charaktere, die mit wenigen Meisterstrichen viel auszudrücken versteht, und durch plastische Anschaulichkeit, mit der die Scenen angeordnet sind.

Man unterscheidet die alte, mittlere und neuere Komödie. Die alte Komödie brachte das Leben der Gegenwart mit der Darstellung und den Namen derjenigen, welche handelnd in dasselbe eingriffen, auf die Bühne. Der bedeutendste Dichter derselben ist Aristophanes. Die mittlere Komödie beginnt mit dem vierten Jahrhundert v. Chr. und reicht ohngefähr bis zur Thronbesteigung Alexanders des Großen. Der unglückliche Ausgang des peloponnesischen Krieges hatte die frische Kraft des athenischen Staates gebrochen, mit der Herstellung der Freiheit und der Demokratie war die frühere Energie des öffentlichen Lebens noch nicht hergestellt. In allen Theilen des Staatswesens waren viele Mängel, aber das Volk war zu bequem und genußsüchtig, um sich ihrer ernstlich zu entledigen. Das Volk hatte nicht mehr genug Selbstgefühl und Zuversicht zu seinem ganzen Thun und Treiben, um sich, seine Führer und die geltenden Principien der Staatsverwaltung auf der Bühne verspotten und sich doch auch wieder darin nicht irre machen zu lassen. Die Dichter der mittleren Komödie hörten auf bestimmte Personen aufzuführen und zu verspotten; sie stellten lächerliche Thorheiten der verschiedenen Stände und Klassen der Gesellschaft dar. Es fehlte der mittleren Komödie nicht ganz an der Würze der persönlichen Satire, aber diese traf nicht mehr die Führer des Volkes, und wenn sie diese traf, so doch nicht mehr wegen ihres politischen Charakters und ihrer vom Volke gebilligten Maßregeln. Die behandelten Personen waren theils solche, welche sich mit einer Kunst und Wissenschaft beschäftigten, wie Dichter und Philosophen, theils Leute aus dem niedern und gewöhnlichen Leben, wie Bauern, Soldaten, Hand-

werker, Schmarotzer, Buhldirnen u. s. w. Die mittlere Komödie war reich an Spöttereien über die platonische Akademie, die neu auflebende pythagoreische Schule, die Redner und Rhetoren, und die tragischen und epischen Dichter, ja sie unterwarf selbst das, was an Homer mangelhaft sei, ihrer Kritik. Man ging bei dieser Kritik nicht wie Aristophanes von den Forderungen des praktischen Lebens aus, sondern nahm bei der Beurtheilung rein literarische Gesichtspunkte. Die Chorgesänge verstummten nach und nach, theils aus Mangel der früheren Freiheit, theils weil die Kosten zur Ausstattung und Einübung nicht leicht aufgebracht werden konnten. Zu den bedeutendsten Dichtern der mittleren Komödie gehören Antiphanes und Alexis.

Auf die mittlere Komödie folgte als eine weitere Ausbildung derselben in Alexanders Zeit die neuere. Sie bediente sich eines erdichteten Ereignisses, um, wie unser Lustspiel, die geselligen Verhältnisse des Lebens und dessen Verwickelungen auf die Bühne zu bringen. Während es in der alten Komödie nur auf die Ausführung des Grundgedankens ankam und der Zusammenhang oft ein sehr lockerer war, wird in der neueren Komödie die Erfindungsgabe des Dichters für die Fabel des Stückes, die dramatische Verwickelung und Lösung in Anspruch genommen. Der Dichter muß sich den Wahrscheinlichkeitsgesetzen des menschlichen Lebens fügen und eine Geschichte erfinden, in welcher sich alle Absichten und Umstände ganz aus den Charakteren und den Sitten der Zeit ergeben. Die bedeutendsten Dichter der neueren Komödie sind Philemon und Menander.

Die erste bedeutende, ja großartige Erscheinung auf dem Gebiete der griechischen Geschichtschreibung ist das Werk des Herodot. In demselben ist die Logographie (siehe S. 295) zur eigentlichen Geschichte erhoben und der Uebergang von einer bloßen Aufzeichnung mündlich überlieferter Sagen zu einer historischen, künstlerisch durchgebildeten Darstellung gemacht. Deshalb wird auch Herodot mit dem ehrenvollen Beinamen des Vaters der Geschichte bezeichnet. Er war zu Halikarnassus 484 v. Chr. geboren. Der damalige Beherrscher der Stadt, Lygdamis, ein Enkel der Artemisia (siehe S. 314), war der angesehenen Familie des Herodot feindselig und nöthigte auch ihn ins Ausland zu entfliehen. Herodot begab sich nach der ionischen Insel Samos, welche ihm zu einer zweiten Heimath wurde. Von Samos aus unternahm er die Befreiung seiner Vaterstadt von dem Joche des Lygdamis; sie gelang ihm, aber der Streit zwischen der aristokratischen und demokratischen Partei erschwerte ihm die Ausführung seiner wohlgemeinten Pläne, und er verließ von neuem seine Vaterstadt. Die spätere Zeit seines Lebens brachte er in Thurium zu, welches 443 oder 444 v. Chr. mit Hülfe der Athener an der Stelle des zerstörten Sybaris gegründet worden war (siehe S. 200). Da sich Herodot im Anfange des peloponnesischen Krieges in Athen aufgehalten hat, so hat er sich entweder erst nach der Gründung von Thurium dorthin begeben, oder hat von Thurium aus Athen besucht, wie das bei dem lebhaften Verkehr der griechischen Handelsstädte leicht möglich war.

Die Geschichtschreibung. Herodot. Thucydides. Xenophon.

In Thurium hat sich Herodot mit der Ausführung und Vollendung seines Geschichtswerkes bis an sein Lebensende beschäftigt, welches erst nach 408 v. Chr. erfolgt ist. Sein Geschichtswerk ist wahrscheinlich nicht so weit vollendet, als er es beabsichtigt hatte.

Aus reinem Triebe der Forschung hat Herodot bedeutende Reisen gemacht; er hat Aegypten bis nach Elephantine hinauf, Libyen bis in die Umgegend von Cyrene, Phönicien, Babylon, wohl auch Persien, die griechischen Staaten am cimmerischen Bosporus und das angrenzende Land der Scythen sowie Kolchis besucht und Griechenland und Unteritalien genauer kennen gelernt. Einzelne ausgearbeitete Theile seines Werkes soll Herodot zu Olympia, an den Panathenäen zu Athen und an anderen Orten vorgelesen haben. Sein Werk enthält die Darstellung der aus dem Kampfe mit persischer Uebermacht siegreich hervorgehenden und durch der Götter Beistand geretteten griechischen Freiheit. Herodot geht von der Annahme einer alten Feindseligkeit zwischen den Hellenen und den Völkern Asiens aus und beginnt deshalb mit den frühesten Zuständen von Asien. Er läßt die alten Erzählungen von dieser Feindschaft bald fallen und geht zu der lydischen Monarchie, dann zu dem von Cyrus gestifteten Reiche über. Die Eroberung Aegyptens durch Kambyses, veranlaßt ihn zu einer umfassenden Schilderung dieses Landes, sowie später der Zug des Darius gegen die Scythen ihm Gelegenheit giebt, die Bewohner des nordöstlichen Europa und der daran stoßenden Länder Asiens sowie der Nordküste von Afrika zu schildern. Erst im fünften Buche kömmt er zu der Ausbreitung der persischen Macht in Europa, zunächst in Thracien und Macedonien, und zu dem Aufstande der kleinasiatischen Griechen. Die Unterstützung dieses Aufstandes von Seiten der Athener giebt dann Veranlassung zu dem Zuge der Perser, welcher durch den Sieg bei Marathon sein Ende erreicht und im sechsten Buche beschrieben ist. Die folgenden Bücher erzählen in ausführlicher Darstellung den von Xerxes unternommenen Kriegszug bis zu dessen Ende. Auf die chronologische Folge der Begebenheiten hat Herodot verzichtet; dagegen ist ein Grundgedanke — die Ueberwindung der Barbaren, welche die Welt unterjocht, aber das freie Hellas nicht zu bewältigen vermocht haben — der Faden, an welchen sich alles Einzelne anknüpft, selbst die ausführlichen Länder- und Völkerschilderungen, welche als Episoden eingeschaltet sind. Trotz des großen Umfangs der Darstellung, welche sich fast über alle damals bekannten Völker der Erde verbreitet, behält Herodot doch von Anfang bis zu Ende den Faden in der Hand. Es liegt dem Werke eine höhere, innere Einheit zu Grunde, die wir als eine epische bezeichnen können. Aber nicht nur in diesem ununterbrochenen Flusse der Mittheilung hat Herodot's Geschichte Aehnlichkeit mit einem Epos, sondern auch darin, daß das Ganze durch gewisse Ideen zusammengehalten und von denselben beherrscht wird. Es ist dieses die religiöse Idee einer Weltordnung, welche jedem Wesen seine bestimmte Bahn und seine festen Schranken angewiesen hat. Diese ewige Ordnung der Dinge besteht von Anfang an in der moralischen Welt sogut wie in der physischen, und kein Wesen kann die ihm gezogene Grenze überschreiten, ohne sich selbst zu zerstören. Auch dem Menschen hat die Gottheit ein

bestimmtes Maß gesetzt und duldet nicht, daß er darüber hinausgehe und sich überhebe; darin besteht der von Herodot so oft erwähnte Neid der Götter, welchen andere Griechen die göttliche Nemesis nannten. Herodot hebt überall den Einfluß dieser göttlichen Macht hervor; er zeigt, wie die Gottheit oft an den späten Nachkommen die Sünden der Vorfahren straft, wie Uebermuth und Leichtsinn das Gemüth so verblenden, daß der Mensch selbst sich in das Verderben stürzt. Die Geschichte des Kampfes der Hellenen wider persische Uebermacht und barbarischen Uebermuth ist eine glänzende Offenbarung dieser höheren moralischen Weltordnung.

Von dem Streben des Herodot überall die Wahrheit zu berichten, giebt das ganze Werk Zeugniß; es sprechen auch dafür die Mühen vieljähriger schwieriger und oft gefahrvoller Reisen in alle Gegenden der Welt. Ueberall unterscheidet Herodot das, was er selbst gesehen und erfahren, von dem, was er von Andern vernommen. Daß er mannigfachen Täuschungen durch die Priester, Dolmetscher und Herumführer der Fremden und überhaupt durch die den Orientalen eigenthümliche Prahlerei und Wundersucht ausgesetzt war, ist nicht zu leugnen. Aber gerade die neueren Untersuchungen von Reisenden und Naturforschern haben oft Veranlassung gegeben, die Wahrheit und Genauigkeit von Beobachtungen und Erkundigungen zu bewundern, welche in scheinbar abenteuerlichen und seltsamen Erzählungen Herodots enthalten sind. — Die einfache, ungezwungene Sprache fesselt den Leser durch eine natürliche Anmuth und einen alterthümlichen, ja selbst poetischen Anstrich, durch lebendige Darstellung, durch Deutlichkeit und Klarheit und einen gefälligen Fluß der Rede.

Der zweite große Geschichtschreiber der Griechen war Thucydides, ein Sohn des Oloros und der Hegesipyle, geboren zu Athen 471 v. Chr. Von mütterlicher Seite war er ein Nachkomme des Miltiades, von väterlicher Seite des thracischen Königs Oloros und gehörte einer angesehenen und besonders in Thracien begüterten Familie an. Er selbst besaß Goldbergwerke in Thracien zu Skapte-Hyle. In der Redekunst war Antiphon, in der Philosophie Anaxagoras sein Lehrer. Im achten Jahre des peloponnesischen Krieges stand er mit einer kleinen Flotte von sieben Schiffen bei der Insel Thasos. Da er Amphipolis gegen den Angriff des spartanischen Feldherrn Brasidas nicht zu schützen vermocht hatte, so wurde er wegen Pflichtverletzung verurtheilt und genöthigt ins Exil zu gehen. In diesem blieb er zwanzig Jahre, die er meist in Skapte-Hyle verlebte. Noch vor der Befreiung Athens durch Thrasybul kehrte er, durch einen Volksbeschluß zurückgerufen, in sein Vaterland zurück. Hier hat er einige Jahre gelebt, doch nicht lange. Er ist eines plötzlichen und unerwarteten Todes gestorben.

Thucydides gehörte seiner Bildung nach jener großartigen und kraftvollen Periode Athens unter Perikles an; seine Grundsätze und Ansichten sind dieselben, welche Perikles den Athenern einschärfte. Sein Geschichtswerk wurde im Alterthum beinahe einstimmig für das Muster der Geschichtschreibung gehalten. Seine Aufzeichnungen hat er gleich mit dem Kriege selbst begonnen, indem er voraussah, was es für ein Krieg werden würde; er hat immerfort die einzelnen

Begebenheiten, wie er sie selbst erlebte und durch genaue Erkundigungen erfuhr, aufgezeichnet und theils vor theils während des Exils an seinem Werke gearbeitet. Die eigentliche Ausarbeitung hat er aber erst nach dem Ende des Krieges in Athen vorgenommen. Sein ganzes Geschichtswerk, welches die ersten 21 Jahre des peloponnesischen Krieges umfaßt, zeugt von seiner Liebe zur Wahrheit und von seinem tief nachdenkenden, scharf sondernden und forschenden Geist, der sich überall der Schwierigkeit seiner Aufgabe bewußt ist. An der Unparteilichkeit des Thucydides ist selten gezweifelt worden. Während Herodot die Naturbeschaffenheit der Länder, die Eigenthümlichkeiten der Völker, die Denkmäler und die Heereszüge schildert und ein allwaltendes Dämonion in den Schicksalen der Staaten und Fürsten nachweist, ist es bei Thucydides die menschliche Handlung in ihrer Entwickelung aus dem Charakter und der Lage der Individuen, welche seine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Sein Werk ist ein geschichtliches Drama, ein großer Prozeß, dessen Parteien die kriegführenden Republiken und dessen Objekt die Herrschaft Athens über Griechenland ist. Jede Person ist ein bestimmtes geistiges Wesen von um so schärfer ausgeprägter Eigenthümlichkeit, je bedeutender ihr Antheil an der Haupthandlung ist. Bewunderungswürdig ist die Kraft und Schärfe, mit welcher die Charakterdarstellung in wenige Worte zusammengefaßt wird; bewunderungswürdig aber auch die Feinheit, mit welcher alle Charaktere in jeder ihrer Handlungen festgehalten und durchgeführt werden. Das Streben des Thucydides, die Begebenheiten des Krieges in ihren inneren geistigen Wurzeln zu erfassen, zeigt sich am entschiedensten in den Reden. Thucydides erklärt selbst seine Absicht, in den Reden sich so nahe wie möglich an das Ueberlieferte zu halten, aber bei dessen Unzulänglichkeit die Personen das sprechen zu lassen, was ihrer Lage am angemessensten sei. Diese Reden enthalten die vollständige Motivirung der wichtigeren Handlungen aus den Gesinnungen der Staaten, Parteien und Individuen, von denen die Handlungen ausgehen. Thucydides sucht das Zusammengehörende, die Erzählung einer bestimmten Unternehmung möglichst zusammenzuhalten und geht lieber in der Zeitfolge etwas voraus und hernach wieder zurück, um das Verwirrende des häufigen Abbrechens und Wiederanknüpfens zu vermeiden. Die chronologischen Data bestimmt er, da die Griechen keine allgemeine Aera hatten, nach der natürlichen Folge der Jahreszeiten und dem Zustand der Ackerfelder. Seine Sprache wird als das vollkommenste Muster des Atticismus betrachtet, sie vereinigt die gedankenschwere Beredtsamkeit des Perikles mit dem alterthümlich strengen Kunststile des Antiphon.

Die griechische Geschichte von da an, wo Thucydides stehen geblieben war, bis zur Schlacht bei Mantinea wurde fortgesetzt von Xenophon. Dieser war zu Athen geboren 446 v. Chr.; er war ein Schüler und Freund des Sokrates, welcher ihn in der Schlacht bei Delium (424), als er vom Pferde gestürzt war, aus dem Gefecht trug. Große Berühmtheit erlangte Xenophon durch die Klugheit und Entschlossenheit, mit welcher er den Rückzug der 10,000 Griechen nach der Schlacht bei Kunaxa leitete. Einige Jahre nachher nahm er an dem Zuge des Agesilaus gegen die Perser Antheil.

Während er in Asien war, wurde er durch einen Volksbeschluß aus seiner Vaterstadt verbannt, weil seine aristokratische Gesinnung und seine Vorliebe für das spartanische Staatswesen den Haß der Demagogen und die Eifersucht des Volkes erregt hatten. Er lebte einige Zeit in Sparta und ließ sich dann auf einem in der Nähe von Olympia gelegenen Landgute nieder. Auch nachdem die gegen ihn ausgesprochene Verbannung zurückgenommen war, kehrte er wahrscheinlich nie wieder nach Athen zurück. Er starb in sehr hohem Alter zu Korinth 355 v. Chr.

Xenophons Schriften zeigen uns die Hauptseiten des griechischen Wesens und Lebens, wie dasselbe in der letzten Zeit des peloponnesischen Krieges und in der zunächst folgenden Zeit beschaffen war. Die Religion und die Begeisterung für das Vaterland waren verschwunden und wurden durch Verstandesbildung und praktische Moral ersetzt; man war allem Idealen und Edlen entfremdet und strebte nur nach dem Nützlichen und den äußeren Annehmlichkeiten des Lebens. Auch die Geschichte hat nach Xenophons Ansicht nur einen sittlichen oder politischen Zweck; sie dient nur dazu, um dem Leser eine moralische Lehre einzuschärfen, um die Zustände früherer Zeiten als Muster oder abschreckende Beispiele vorzuführen, und um eine bestimmte Form der Regierung und Verwaltung anzuempfehlen und die Vorzüge derselben zu beweisen. Xenophon bemüht sich in seiner griechischen Geschichte den Vorzug der Spartaner und ihrer Einrichtungen vor den übrigen griechischen Staaten darzuthun; er muß, um diesen Zweck zu erreichen, manche Dinge zu verdecken suchen und dagegen andere über Gebühr hervorheben und ist deshalb ein unzuverlässiger und ungerechter Berichterstatter. Er läßt sich von einer einzelnen Persönlichkeit zu sehr einnehmen und stellt sie in ein zu vortheilhaftes Licht, während er andere zu einseitig und deshalb ungerecht beurtheilt oder ganz in den Schatten treten läßt. In dem Streben nach einer fließenden und angenehmen Darstellung dringt er nicht tief ein, sondern streift nur obenhin; er opfert der Klarheit der Rede die Tiefe des Gedankens auf. Die Erzählung ist ruhig und faßlich, sie unterhält und belehrt, sie regt aber nicht zu einem tieferen Eindringen an. Die Geschichte ist bei ihm nicht bloß Darstellung des Geschehenen, sondern geht zugleich in ein Betrachten und Ueberdenken des Dargestellten über. Denn der Endzweck seiner Geschichtschreibung ist ja die Moral, Lebensklugheit und Staatsweisheit. Die Geschichte verlor dadurch ihren selbständigen Werth, sie wurde eine von den Wissenschaften, welche zur Bildung für das Staatsleben dienten.

Bei Xenophon's Ansicht von der Aufgabe des Geschichtschreibers kann es uns nicht wundern, daß er in der Cyropädie die Geschichte des Cyrus in einen Roman verwandelt hat. Er schildert in diesem Buche das Ideal eines Herrschers, welcher den Staat wie eine Maschine lenkt, alle Leidenschaften zügelt, durch Liebe, Sanftmuth und Verstand sein Volk zum vollkommenen Glücke führt und über sein Reich die Ruhe des Schlafes ausbreitet. Nach den gewaltigen Stürmen der demokratischen Republik, nach den ewigen Kriegen, bei den steten Unruhen und Gräueln der Menge und bei dem nichtswürdigen Treiben der Demagogen sehnte man sich nach Ruhe und

Genuß. Das Volk war erschlafft, die gesunde Kraft aus Geist und Herz gewichen, der Sinn für das Höhere und Edlere geschwunden und das Streben auf das Nützliche gerichtet; man versetzte sich deshalb gern in eine idyllische Welt, wo alles ruhig und friedlich verläuft; man zog solche ideale Gemälde der ernsten Belehrung der Geschichte vor. Einen wahren Gegensatz zu der Cyropädie bildet die Anabasis oder die Beschreibung des berühmten Marsches der 13,000 griechischen Söldner, welche im Dienste des jüngeren Cyrus nach Kunaxa und von da unter unendlichen Mühseligkeiten und Gefahren zurück nach Griechenland gezogen waren. Mit der größten Anspruchslosigkeit und Treue hat Xenophon die Unternehmung nach den von ihm geführten Tagebüchern erzählt. Die Wahrheit der Darstellung und die einfache Erzählung lassen uns die Ueberlegenheit der griechischen Bildung über das wüste und wirre Treiben und Wesen des Orients im glänzendsten Lichte erscheinen. Xenophon zeigt sich in diesem Buche ebenso von seiner vortrefflichsten Seite, wie die Griechen bei der Unternehmung.

Unmittelbar nach Xenophon sank die Geschichtschreibung noch tiefer. Nachdem durch Isokrates die Beredtsamkeit in eine Schulwissenschaft verwandelt worden war, legte man ein größeres Gewicht auf die Form als den Inhalt einer Schrift und es wurde der eigentliche Zweck der Geschichte, die Ueberlieferung des Geschehenen, der Form der Darstellung untergeordnet und die Geschichte selbst ein Zweig der rhetorischen Kunst. Auch waren die Verhältnisse der griechischen Staaten von der Art, daß sie für die Geschichtschreibung keine erfreuliche und tiefere Anregung gewährten.

Philosophie. Die Philosophie erlangte eine größere Bedeutung, als die ionischen und eleatischen Lehren nach Athen, dem Mittelpunkte des geistigen Lebens der Griechen, verpflanzt wurden und sich hier in Verbindung mit den anderen Künsten und schönen Wissenschaften entwickelten. Die Lehren der Philosophie von der Gottheit und der Welt standen in Widerspruch mit dem griechischen Volksglauben und untergruben deshalb die herrschenden religiösen Ansichten. Die Schule der Pythagoreer stand zwar mit dem Aufblühen der Künste und Wissenschaften in Athen in keinem unmittelbaren Zusammenhange, übte aber doch auf den Entwickelungsgang der griechischen Bildung einen großen Einfluß aus, indem sie theils zuerst die wissenschaftliche Behandlung der Mathematik unternahm, theils aus ihr von Zeit zu Zeit mystische Schwärmereien hervorgingen, welche, wie stets in Zeiten der Erschlaffung und Ueberbildung, großen Anklang fanden. Einer der ersten Philosophen, welche mit ihren Lehren in Athen auftraten und daselbst Einfluß erlangten, war Anaxagoras (siehe S. 293). Er lebte von 456 bis 431 v. Chr. in Athen und war der Lehrer und Freund des Perikles und Euripides. Von höchst nachtheiligen Folgen war es, daß die Philosophie durch die Sophisten eine ganz neue Richtung bekam. Die Sophisten waren Leute, welche mit der Weisheit ein Gewerbe trieben und jeden, der sich ihnen anvertrauen wollte, weise zu machen versprachen. Meistens von Ort zu Ort reisend verkauften sie ihre Weisheit für Geld, indem sie sich sowohl von jedem Zuhörer ein Eintrittsgeld bezahlen

ließen, als auch für bedeutende Summen Jünglinge ganz in die Lehre nahmen. Bei der damals in Griechenland herrschenden Lernbegierde strömten ihnen Zuhörer und Zöglinge in Menge zu, und die Ankunft eines bedeutenden Sophisten wurde in einer Stadt wie ein Fest gefeiert. Doch nicht in dem Gelderwerb durch Scheinweisheit bestand das Wesen der Sophisten, sondern in Beziehung auf die Philosophie in dem Verzichten auf wahre Erkenntniß. Mit kühnem Muthe hatten die früheren Philosophen die Natur der Dinge zu erforschen und die wichtigsten Fragen zu beantworten gesucht; die verschiedensten Antworten hatten Beifall und Anhang gefunden; aber die Verschiedenheit der Ansichten hatten den Zweifel an aller Erkenntniß der inneren Natur der Dinge geweckt. Es trat eine Zeit des Zweifels, der Skepsis, ein, in welcher die Allgemeingültigkeit jedes Wissens bezweifelt und verneint wurde. Protagoras von Abdera lehrte in der Zeit des Perikles in Athen, jedes Erkennen sei subjektiv und habe nur für den einzelnen Menschen Gültigkeit. Nach dieser Lehre haben auch entgegengesetzte Ansichten über denselben Gegenstand gleiche Geltung, und es kömmt nur darauf an, ihnen diese zu verschaffen und den Schein der Wahrheit zu geben. Darum gehörte es zu den Hauptleistungen des Protagoras und der Sophisten überhaupt für und wider dieselbe Sache auf gleich überredende Weise sprechen zu können, nicht um die Wahrheit zu finden, sondern um das Nichtsein der Wahrheit darzuthun. Gorgias aus Leontini in Sicilien, welcher zuerst als Gesandter seiner Vaterstadt 427 v. Chr. nach Athen kam, benutzte die dialektische Methode der Eleaten, nicht um deren Behauptung eines ewigen, einigen Seins, sondern um das Gegentheil zu beweisen, nämlich daß nichts sei; daß, wenn etwas sei, es nicht erkennbar sei; daß wenn etwas sei und erkennbar sei, es nicht durch die Rede mitzutheilen sei. Daraus folgte wieder, daß das Streben des Weisen nicht auf Erkenntniß, sondern darauf gerichtet sein müsse, diejenigen Vorstellungen in anderen Menschen zu erwecken, die zu erwecken ihm wünschenswerth sei.

Ihrem Standpunkte gemäß wandten sich die Sophisten ab von der naturphilosophischen Spekulation der früheren Philosophen und richteten ihre Aufmerksamkeit mehr auf die allgemeine Bildung und Aufklärung; sie wollten Lehrer der Tugend d. h. der politischen Tüchtigkeit und Redekunst sein. Gorgias versprach nur, seine Schüler zu gewaltigen Rednern zu machen. Da die Sittlichkeit in Griechenland bereits tief erschüttert war, so mußte sie gänzlich untergraben werden durch die Lehre der Sophisten, daß, wie für jeden wahr sei, was er für wahr halte, so auch für jeden recht sei, was er für recht halte. Protagoras und Gorgias scheuten sich, Tugend und Gottesfurcht für einen leeren Wahn zu erklären; ihre Schüler aber thaten dieses bei zunehmender Emancipation von allen hergebrachten Grundsätzen. Im Laufe des peloponnesischen Krieges bildete sich eine Klasse von einflußreichen Sophisten, welche behaupteten, der Glaube an die Götter so wie die Gerechtigkeit wären Erfindungen alter Herrscher und Gesetzgeber, und diese Vorstellungen wären nur verbreitet worden, um die rohe Menge im Zaum zu halten, oder die Gesetze wären nur von schwachen Menschen zu ihrem

Schutze erfunden worden; das Naturrecht sei das Recht der Stärkeren, und der Stärkere brauche daher nur sein Recht, wenn er die Schwächeren sich so weit dienstbar mache, als er es vermöge. Solche Lehren wie das Treiben der Sophisten überhaupt fanden an den Freunden der älteren Bildung und Sitte vielfachen Widerstand. Wie schon Anaxagoras nur durch die Flucht aus Athen dem Tode entgangen war, so wurden auch die Philosophen Diagoras von Melos, Protagoras von Abdera und Prodikus von Ceos als Gottesleugner verfolgt und verurtheilt.

Sokrates. Gegen die Sophisten trat vorzüglich ein Philosoph auf, dessen größtes Verdienst in seinem unausgesetzten Kampfe gegen die Lüge, Eitelkeit und Gewinnsucht seiner Zeitgenossen bestand. Dies war Sokrates, der Sohn des Bildhauers Sophroniskus und der Hebamme Phänarete. Er war 469 v. Chr. in Athen geboren und lebte bis zum Jahre 399, wo er als Opfer seines edlen Strebens den Verfolgungen seiner Gegner erlag. Sokrates hatte die reichen Bildungsmittel seiner Vaterstadt eifrig benutzt, von den Einsichtsvollsten durch persönlichen Verkehr zu lernen gesucht und auch die Schriften der Philosophen und Dichter fleißig studirt. Er hatte Mathematik, Physik, Grammatik, Musik, Poesie und die verschiedenen Zweige der philosophischen Wissenschaften sorgfältig getrieben und auch die Kunst der Sophisten kennen gelernt. Er betrieb bis ohngefähr in sein dreißigstes Jahr die Kunst seines Vaters und lebte dann dürftig von seinem kleinen Vermögen. In seinen späteren Jahren, von denen allein wir Näheres wissen, erscheint er als einer der größten, reinsten und eigenthümlichsten Charaktere des Alterthums; er zeigt sich als ein Muster von Frömmigkeit, Selbstbeherrschung, Abhärtung, Freundes- und Ueberzeugungstreue, Vaterlandsliebe und Charakterfestigkeit. Er hatte ein unschönes, silenenhaftes Aeußere, einen hängenden Bauch, vorgequollene Augen, eine aufgestülpte Nase, einen großen Mund und dicke Lippen; sein innerer Gehalt aber ließ die schönheitsliebenden Athener die von ihm selbst mit vielem Humor geschilderten Mängel vergessen. Bei seiner höchst einfachen Lebensweise wußte er sich, trotz seiner Armuth, unabhängig zu erhalten; er ertrug mit Gleichmuth die Heftigkeit und Launenhaftigkeit seiner Gattin Xanthippe, welche er aber auch als gute Hausfrau und Mutter schätzte. Zu politischer Thätigkeit fühlte Sokrates keinen Beruf; doch ermahnte er nicht bloß Andere sich den Staatsgeschäften zu widmen, sondern bewies auch selbst die größte Anhänglichkeit an seine Vaterstadt und erfüllte gewissenhaft seine Bürgerpflicht. Als Prytane, als Richter und in der Volksversammlung zeigte er sich als einen Mann, der ohne Rücksicht auf Vortheil oder Gefahr seiner Ueberzeugung gemäß handelte; als Krieger bewies er entschlossene Tapferkeit und Abhärtung gegen Beschwerden. Als seine eigentliche Aufgabe betrachtete er die Menschenbildung, die sittliche und wissenschaftliche Einwirkung auf Andere. Diese erschien ihm als ein höherer göttlicher Beruf. Er wollte seinen Zeitgenossen nicht philosophische Ansichten mittheilen, sondern sie zum Denken anregen, die Menschen nicht kenntnißreich und gelehrt, sondern verständig und tugendhaft machen. Im Ge-

gensatz zu den Sophisten bewies er die größte Uneigennützigkeit und ließ jeden ohne Bezahlung zu seinem Umgange zu. Er hielt keine Schule, sondern war ein Volkslehrer, welcher unmittelbar auf den Geist und das Herz seiner Zeitgenossen einwirken und die Menschen aller Stände aufklären und veredeln wollte. Erscheint auch Sokrates zunächst als ein seltenes Muster menschlicher Tugend und Charakterstärke, so trägt doch sein ganzes Wesen zugleich den eigenthümlich griechischen Typus. Seine Mäßigkeit hat nichts Ascetisches; so wenig er den Genuß bedarf, so scheut er ihn doch nicht, behauptet aber darin seine Besonnenheit. Echt griechisch ist es ferner, daß Sokrates keine höhere Sittlichkeit kennt als den Gehorsam gegen die Staatsgesetze, und daß er auch die Volksgötter verehrt. Hingegen verließ Sokrates den Boden seines Volkes und war schon seinen Zeitgenossen eine räthselhafte und auffällige Erscheinung durch ein Ueberwiegen des innern Lebens über das äußere. In den Reden und dem Benehmen des Sokrates trat dieses theils in einem einseitigen Verstandesinteresse hervor, welches ihn gegen die äußere Form und die bestehende Sitte gleichgültig machte, theils in der Geistesabwesenheit und Verzückung, in welche er durch tiefes Nachdenken bisweilen gerieth, und in der damit in Verbindung stehenden Erscheinung des Dämonion. Dieses ist nicht ein persönliches Wesen, ein Genius, sondern das individuelle Vorgefühl von der Nützlichkeit und Schädlichkeit gewisser Handlungen, der theils natürliche, theils erworbene Takt des Philosophen. Diese innere Stimme bezieht sich immer auf die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit einer Handlung hinsichtlich ihres zukunftigen Erfolges, nicht auf philosophische oder sittliche Belehrung.

Die Bemühungen der griechischen Philosophen waren bisher vorzugsweise auf die Erkenntniß der Natur und des Uebersinnlichen gerichtet gewesen; dem Sokrates aber schien alles Grübeln über die Natur unnütz, so lange sich dasselbe nicht auf Erfahrung und Beobachtung stützte. Ebenso hielt er das Nachdenken über die ersten Ursachen der Dinge und über die Gottheit für erfolglos, wenn es nicht von den sittlichen Anlagen des Menschen und von der Natur des menschlichen Willens ausging. Wie die Sophisten richtete auch Sokrates sein Forschen und Nachdenken auf den Menschen und dessen Pflichten, auf dessen intellektuellen und moralischen Zustand. Auch das hatte er mit den Sophisten gemein, daß er die Ueberzeugung hierüber nicht aus der bestehenden Sitte und Ueberzeugung schöpfen wollte. Während aber die Sophisten die bestehenden Auktoritäten angriffen und den Maßstab ihres Glaubens und Wissens nur in sich selbst suchten; während sie durch den dialektischen und sophistischen Mißbrauch der Philosophie sich über jeden Grundsatz der Moral hinwegsetzten und jedem natürlichen Rechtsgefühl Hohn sprachen, strebte Sokrates, frei von jeder Willkür, nach einem in richtige Begriffe gefaßten Wissen, und der Grundsatz seiner Philosophie war, daß alles Urtheilen und Handeln von dem richtig erkannten Begriff der Sache ausgehen müsse. Das durch scharfe Begriffe bestimmte Wissen war aber erst eine zu lösende Aufgabe, und daher war die Philosophie erst in der Form der persönlichen Denkbildung und des philosophischen Charakters vorhanden. Das Erste

ist daher bei Sokrates jenes Bewußtsein des Nichtwissens. Im Gegensatz gegen die sophistischen Marktschreier erklärte Sokrates, daß er gar nichts wisse, aber gerade deshalb, weil er dieses erkenne und sich eingestehe, weiser sei als alle anderen Menschen. Das Bewußtsein des Nichtwissens treibt ihn das Wissen zu suchen, indem er sich an andere wendet, um das Wissen, das ihm fehlt, von ihnen zu erhalten. Daher entsteht ein dialogisches Philosophiren, die sokratische Menschenprüfung oder Mäeutik. Sokrates hielt nämlich keine Vorträge, sondern unterrichtete fragend, so daß es schien, als wenn er selbst erst im Zwiegespräch mit einem andern die Wahrheit suchen wollte. Er sagte scherzend, daß er in geistiger Weise das Geschäft seiner Mutter treibe, denn er stehe andern Menschen gleichsam als Geburtshelfer bei, damit die verborgene Frucht ihres Verstandes an das Licht gebracht werde. Indem nun Sokrates strebt ein wirkliches Wissen hervorzubringen, führt ihn dieses Streben zur Entwickelung der Begriffe. Da er noch kein philosophisches Wissen voraussetzen kann, so ist er genöthigt immer vom Bekanntesten auszugehen und die Untersuchung durch die alltäglichsten Beispiele fortzuführen. In Beziehung auf den materiellen Inhalt seines Philosophirens beschränkt sich Sokrates, mit Uebergehung der naturphilosophischen und theologischen Untersuchungen, auf die Ethik. Er sucht seinen Freunden die rechte Gesinnung gegen die Götter beizubringen, indem er zeigt, wie weise diese die ganze Natureinrichtung auf den Nutzen des Menschen berechnet haben. Er hält nicht nur an den öffentlichen Gottesdienst seiner Vaterstadt, sondern auch an der populären, wenn auch geläuterten Göttervorstellung fest. Ueber diese geht er nur hinaus durch die Unterscheidung der übrigen Götter von dem Schöpfer des ganzen Weltalls und durch die Lehre von einer Theilnahme der Seele am Göttlichen. Auch in der Ethik hat Sokrates nur wenige Grundbestimmungen in philosophischer Weise festgestellt. Sein allgemeinster Grundsatz ist, daß alle Tugend im Wissen bestehe, denn jeder thue nur was er für gut halte. Wie die sittliche Unwissenheit der größte Fehler ist, so ist die Selbsterkenntniß nicht bloß ein Tugendmittel, sondern die Summe aller sittlichen Bildung. Deshalb erklärte Sokrates die Inschrift an dem Tempel zu Delphi „Erkenne dich selbst" für den Inbegriff der wahren Weisheit.

Sokrates gab mehr durch die Art, als durch die Resultate seines Philosophirens, durch den Eifer, mit welchem er sich der Menschenprüfung widmete und die Falschheit des vermeintlichen Wissens aufdeckte, vielfachen Anstoß. Wie früh er durch seine Wirksamkeit und das Eigenthümliche seiner Erscheinung nicht blos allgemeine Aufmerksamkeit, sondern auch das Mißtrauen einer nicht unbedeutenden Partei auf sich gezogen hat, zeigen die Wolken des Aristophanes. Unter der Herrschaft der dreißig Tyrannen konnte Sokrates ungefährdet seine Wirksamkeit fortsetzen, weil er weder einer politischen Partei angehörte, noch überhaupt in den Gang der Staatsangelegenheiten eingreifen wollte. Nach der Wiederherstellung der Demokratie wurde die Meinung verbreitet, daß Alcibiades und Kritias im Verkehr mit Sokrates den irreligiösen und tyrannischen Sinn erhalten hätten, durch welchen sie den Athenern so großen

Schaden gebracht hatten. Von Melitus, als Hauptankläger, dem Staatsmann Anytus und dem Rhetor Lykon als Mitklägern wurde Sokrates des Abfalls von der öffentlichen Religion und der Einführung neuer Götter sowie der Verführung der Jugend angeklagt und mußte vor der Heliäa erscheinen. Er verschmähte bei seiner Vertheidigung die Mittel, deren sich, um die Richter zu rühren und für sich zu gewinnen, in Athen die Angeklagten gewöhnlich bedienten. Er sprach zu den Richtern zwar mit Ehrerbietung, aber auch mit dem Ausdruck eines männlichen Selbstbewußtseins; er wies das Ungereimte der Anschuldigungen auf einleuchtende Weise nach und beschämte seine Ankläger. Mit geringer Stimmenmehrheit wurde das Schuldig über ihn ausgesprochen. Nach dem athenischen Prozeß-Verfahren war es dem Verurtheilten erlaubt, vor der Erlassung des Strafurtheils sich darüber auszusprechen, welche Strafe er verdient zu haben glaube. Dieses Recht wurde von dem Angeklagten gewöhnlich dazu benutzt, die Richter zu einem milden Spruch zu bewegen. Sokrates aber, welcher sich nicht für schuldig halten konnte, erklärte, man habe ihm noch nicht die Ueberzeugung benommen, daß er ein Wohlthäter des Staates sei, und er glaube zum Lohn für seine Bemühungen um das Wohl der Athener die Auszeichnung verdient zu haben, auf Kosten des Staates im Prytaneum zu speisen. Die Richter fühlten sich durch den Stolz des Angeklagten so beleidigt, daß noch achtzig von denen, welche vorher für ihn gestimmt hatten, zu den Gegnern übertraten, und er nun zum Giftbecher verurtheilt wurde. Er hörte auch dieses mit der Würde an, die er während der ganzen Verhandlung behauptet hatte, und erklärte nur in einer kurzen Rede, daß es ihm ein Leichtes gewesen wäre, sich mit Hülfe der gewöhnlichen Ueberredungskünste zu retten, daß er aber stets den Grundsatz befolgt habe, lieber Unrecht zu leiden, als dasselbe durch Untreue gegen seine Ueberzeugung von sich abzuwenden. Darauf wurde Sokrates in den Kerker geführt. Das Todesurtheil konnte erst dreißig Tage nachher vollzogen werden, weil am Tage vor der Verurtheilung das Schiff, welches alljährlich mit Opfergaben nach Delos gesandt wurde, abgegangen war und bis zur Rückkehr des Schiffes kein Todesurtheil vollstreckt werden durfte. Dies verschaffte den Schülern des Sokrates das schmerzlich süße Vergnügen, ihren Lehrer noch dreißig Tage zu behalten. Sie besuchten ihn täglich im Gefängnisse, und ihre Unterhaltungen waren die nämlichen, wie sonst, ja Sokrates bemühte sich zuweilen ihre Traurigkeit durch freundlichen Scherz zu mildern. Einer seiner Schüler entdeckte ihm zwei Tage vor der Hinrichtung, er habe eine Summe Geldes zusammengebracht, die Wächter zu bestechen; Sokrates solle nach Thessalien fliehen; er sei es sich, seinen Kindern und Freunden schuldig, sich den Verfügungen eines ungerechten Gerichts zu entziehen. Sokrates weigerte sich aber standhaft die dargebotene Gelegenheit zur Flucht zu benutzen und bewies, daß keine Ungerechtigkeit den Menschen berechtige, den Gesetzen des Staates ungehorsam zu sein. Die beispiellose Ruhe und Heiterkeit, mit der Sokrates dem Tode entgegengegangen ist, wird nicht nur von Plato in einer ergreifend schönen Darstellung, sondern auch von Xenophon gerühmt.

Ueber die Berechtigung zur Hinrichtung des Sokrates ist viel gestritten worden. Die Zeit des Prozesses ist die Periode der demokratischen Restauration nach dem peloponnesischen Kriege; die politische Stellung seiner Richter und seiner Ankläger, von denen Melitus und Anytus angesehene Demokraten waren; ferner der Umstand, daß ihm die Verbindung mit Kritias und Alcibiades zum Vorwurf gemacht wurde, und daß er mit Aristokraten befreundet war; endlich die Anklage des Melitus wegen seiner antidemokratischen Gesinnung; alles dieses zeigt, daß die Verurtheilung des Sokrates ein Werk der demokratischen Reaktion war. Die Anklage macht ihm die Verachtung der Staatsgötter und die Verbreitung einer den Sitten gefährlichen Denkweise zum Vorwurf, weil die Demokraten mit der alten Verfassung auch die alte Sitte und Denkweise wieder herstellen und die sophistische Bildung, in welcher der Grund zum Verderben Athens gefunden wurde, ausrotten wollten. Daß hierbei ein Mißverständniß der sokratischen Grundsätze stattfand, und daß es Unrecht war, dem Sokrates eine Richtung zum Vorwurf zu machen, von der alle beherrscht wurden, läßt sich nicht verkennen; andererseits darf man aber auch nicht übersehen, daß Sokrates mit der Forderung der freien Selbstentscheidung aus persönlicher Ueberzeugung das Princip der griechischen Sittlichkeit überschritten hatte, und daß auch seine politische Gesinnung und Stellung dem Wesen der Demokratie nicht entsprach. Insofern darf man seine Richter nicht unbedingt verdammen; die Schuld des Sokrates war aber nur, daß er seinem innern Beruf folgend über die Schranken seiner Zeit und seines Volkes hinausging.

Obgleich Sokrates kein System aufgestellt und keine Schule gegründet hat, so stand er doch in beständigem Verkehr mit einer kleinen Zahl von jüngeren Männern, und diese erhielten durch seine Belehrung ihre Bildung oder eine bestimmte Richtung ihres Strebens. Mit wahrhafter Zauberkraft wußte er ausgezeichnete Jünglinge an sich zu fesseln. Antisthenes, welcher in dem fast zwei Stunden von der Stadt entfernten Hafen Piräeus wohnte, kam täglich nach Athen, um ihn zu hören. Euklides von Megara scheute einen Weg von vier Meilen nicht, um nur zuweilen den Umgang des Sokrates zu genießen; ja als die Athener während des Krieges aus Erbitterung gegen die Megarer die Todesstrafe darauf gesetzt hatten, wenn einer derselben nach Athen kommen würde, ging Euklides oft Abends in Weiberkleidern nach Athen und kehrte vor Tagesanbruch in seine Vaterstadt zurück. Andere ausgezeichnete Schüler des Sokrates waren Xenophon, Alcibiades, Kritias, einer der dreißig Tyrannen, Plato, der sogenannte Sokratiker Aeschines, welcher von dem Redner gleiches Namens zu unterscheiden ist, und Aristippus von Cyrene. Schriften hat Sokrates nicht verfaßt; hingegen haben drei von seinen Schülern seine Lehren schriftlich überliefert, und zwar in der dialogischen oder katechetischen Form, in welcher er selbst sie immer vortrug. Sokrates machte es sich zur Aufgabe seines Lebens, selbst weiser zu werden, um das Wahre und Gute zu erkennen und sich nicht durch den Schein der Lüge täuschen zu lassen. Mit den erworbenen Kenntnissen wollte er dann dem natürlichen Verstande der Menschen zu Hülfe kommen, seine Zeitgenossen zur Sittlichkeit

ermuntern, ihnen die Gehaltlosigkeit der sophistischen Spitzfindigkeiten und das Unnütze aller nicht auf Beobachtung und Erfahrung gegründeten Forschungen über Natur, Welt und Gottheit darthun. Von seinen Schülern wurde seine Philosophie aus dem Leben, für welches sie bestimmt war, in die Schule zurückgedrängt, in Formen eingekleidet und in Systeme gebracht. Dies war auch ganz dem Geiste der Zeit angemessen; denn damals war Verstandesbildung und ein Leben voller Bedürfnisse an die Stelle des natürlichen Gefühls und der Einfachheit der Vorfahren getreten. Die Griechen bedurften eines Glaubens, welcher auf Vernunftgründen beruhte. Deshalb wurde auch die Philosophie in den nächsten hundert Jahren nach Sokrates Tode mit dem größten Eifer gepflegt. Bei der zunehmenden Herrschaft des Verstandes beschäftigten sich die Griechen vorzugsweise mit der Philosophie; diese war eines der Bildungsmittel für das Staatsleben geworden und mußte den höheren Ständen die Religion ersetzen. Die griechische Volksreligion bestand nur aus Mythen und Ceremonien und gewährte keinen Trost und keine Beruhigung in den wechselnden Geschicken des Lebens.

Xenophon, Plato, Antisthenes und Aristippus.

Von den Schülern des Sokrates haben Xenophon, Plato, Aristippus und Antisthenes den größten Einfluß auf das Leben und die Bildung erlangt. Xenophon verstand die Lehren des Sokrates so, daß nur das Begreifliche und Nützliche den Gegenstand und das Ziel der Philosophie bildeten. Indem er nur das Nützliche im Auge hatte und den Zweck aller Bildung in deutlichen Begriffen fand, beschränkte sich seine ganze Philosophie auf Moral, Lebensklugheit und Staatsweisheit. Dies geht so weit, daß er sogar das Vaterland, die verwandtschaftlichen Verhältnisse und die Freundschaft als bloße Besitzthümer bezeichnet; er stellt dieselben mit Haus, Acker, Sklaven und dergleichen Dingen in eine Reihe und empfiehlt sie der Aufmerksamkeit seiner Leser nur darum, weil sie für das Leben und den Verkehr einen Werth hätten.

Plato war 429 v. Chr. zu Athen geboren und stammte von einem alten attischen Geschlechte, das seinen Ursprung von Kodrus ableitete. Er soll zuerst nach seinem väterlichen Großvater Aristokles geheißen und den Namen Plato von seinem Lehrer in der Gymnastik wegen seiner breiten Brust oder Stirn erhalten haben. Er soll in seiner Jugend in den isthmischen, nach anderen Angaben in den olympischen, pythischen oder nemeischen Spielen einen Ringpreis davon getragen, Kriegsdienste gethan und auch epische, lyrische und dramatische Gedichte verfaßt haben. In seinem zwanzigsten Jahre wurde er mit Sokrates bekannt und blieb bis zum Tode desselben einer seiner vertrautesten Schüler. Bei dem Tode des Sokrates war er, wahrscheinlich wegen zu großer Betrübniß, nicht zugegen; nach demselben begab er sich zu Euklid nach Megara, angeblich aus Furcht vor den Verfolgern seines Lehrers. Später unternahm er eine größere Reise, besuchte Cyrene, Aegypten, Sicilien und Großgriechenland und trat in letzterem Lande mit der unter Archytas von Tarent wieder aufblühenden pythagoreischen Schule in Verbindung. Mehrere edle Schwärmer des pythagoreischen Bundes und unter diesen auch Dion, der Schwager von Dionysius I., hofften mit

Hülfe des Dionysius eine neue und bessere Ordnung der Dinge in Sicilien und Unteritalien herbeiführen zu können und brachten den athenischen Philosophen an den Hof von Syrakus, weil sie von dessen Persönlichkeit viel für die Verwirklichung ihres Planes erwarteten. Plato verstieß aber bei Dionysius durch seine Freimüthigkeit so sehr, daß ihn dieser erst umbringen lassen wollte, dann dem spartanischen Gesandten Pollis, dessen Vaterstadt damals mit Athen Krieg führte, übergab, um ihn auf Aegina als Sklaven zu verkaufen. Hier soll ihn Anniceris aus Cyrene ausgelöst haben. Die Frucht dieser Reise war für Plato nicht nur der allgemeine Gewinn einer erweiterten Weltanschauung, sondern auch die Vermehrung seines mathematischen Wissens und die nähere Bekanntschaft mit der pythagoreischen Philosophie. Nach seiner Rückkehr nach Athen, wahrscheinlich 388 oder 389 v. Chr., begann Plato in der Akademie, einem mit Lustgängen umgebenen Gymnasium, in dessen Nähe er ein Landhaus besaß, philosophische Vorträge zu halten und versammelte bald eine Anzahl wißbegieriger Männer und Jünglinge um sich. Zu diesen Vorträgen soll jedem der Zutritt gestattet gewesen sein. Nicht ganz fest steht die Angabe einer zweiten und dritten Reise, welche Plato nach Sicilien unternommen haben soll. Nach dem Tode des älteren Dionysius suchte Dion den jungen Sohn und Nachfolger desselben, Dionysius II., für die Philosophie zu gewinnen und rief zu seiner Unterstützung den Plato nach Syrakus. Dieser kam, und bald drängten sich viele pythagoreische Schwärmer in die Umgebung des jungen Fürsten. Dionysius wurde aber des pythagoreischen Wesens bald überdrüssig, die Pythagoreer wurden vom Hofe entfernt und der Philosoph Aristippus berufen, welcher die Weltklugheit und den Genuß des Lebens als höchste Weisheit pries; Dion wurde von Dionysius verbannt und Plato kehrte nach Athen zurück. Einige Jahre nachher (361 v. Chr.) ließ sich Plato durch die Bitten der Pythagoreer und die wiederholten Einladungen des Tyrannen zu einem nochmaligen Besuche desselben bewegen. Obgleich er sehr ehrenvoll aufgenommen wurde, konnte er doch die Zurückberufung Dions nicht bewirken, wurde selbst in einer Art Gefangenschaft gehalten und erlangte nur mit Mühe durch Archytas von Tarent die Erlaubniß zur Rückkehr. In ungeschwächter Geisteskraft erreichte Plato das 81ste Lebensjahr und starb 348 v. Chr. Sein edler Charakter wurde allgemein anerkannt.

Plato's schriftstellerische Thätigkeit war ganz der Darstellung seiner Philosophie gewidmet. Er bedient sich der dialogischen Form, die durch ihn zur höchsten Vollendung gebracht worden ist. Von den 35 Dialogen, welche Plato's Namen tragen, werden einige nicht als echt anerkannt. Die mannigfaltigsten Elemente der griechischen Bildung vereinigten sich wie in einem Brennpunkte in Plato's Schriften; und diese sind Schöpfungen eines Geistes, welcher ebenso groß war als Dichter wie als Philosoph. Jeder Dialog ist eine Art von Drama, in welchem alle Personen treu nach dem Leben gezeichnet sind. Daher haben auch nicht bloß Philosophen, sondern auch Dichter, Redner und alle, welche Welt- und Menschenkenntniß sich zu erwerben wünschten, Plato's Schriften studirt. In allen seinen Dialogen hat Plato den Charakter und das Leben des

Sokrates benutzt, um die vorgetragenen Lehren anschaulich zu machen; er hat immer die Geistesüberlegenheit, Ruhe, Zufriedenheit und Bescheidenheit dieses Weisen der Verblendung, Vielwisserei, Unstetigkeit, Unzufriedenheit und Anmaßung seiner sophistischen Zeitgenossen gegenübergestellt.

Die platonische Philosophie ist die folgerichtige Fortbildung der sokratischen. Sokrates hatte erklärt, daß nur ein durch richtige Begriffe bestimmtes Wissen Wahrheit enthalte; Plato behauptet, daß die wahrhafte Wirklichkeit nur in den Begriffen oder Ideen bestehe. Plato betrachtete die Philosophie als die Wissenschaft, welche nach einer vernunftmäßigen und sichern Erkenntniß des wahren Wesens der Dinge strebe. Das wahre Wesen der Dinge glaubte er aber nur in den Ideen zu finden; indem er aber den Begriff in seiner Objektivität als für sich bestehende Idee festhält, tritt derselbe der empirischen Wirklichkeit dualistisch gegenüber. Plato kämpft sowohl gegen die populäre Denkweise als auch gegen die sophistische Asterbildung an. Jener weist er theils den Unterschied der Vorstellung vom Wissen nach, theils das Ungenügende der gewöhnlichen, nur auf bewußtloser Gewohnheit beruhenden und nicht rein auf das Gute um seiner selbst willen gerichteten Tugend; diese greift er an, indem er sowohl die sophistische Behauptung widerlegt, daß für jeden wahr sei, was ihm wahr scheint, als auch die, daß das Gute in dem Angenehmen und Nützlichen bestehe. Die wahre Philosophie hat ihre Wurzel in der Liebe zum Schönen oder zu der in der irdischen Erscheinung sich offenbarenden Idee; sie wird erlangt durch eine zweckmäßige Erziehung, welche mit der Musik, der Grundlage aller Bildung, beginnt und durch die halb philosophischen, insbesondere die mathematischen, Wissenschaften zur Beschäftigung mit der reinen Idee, dem philosophischen Erkennen und Leben, hinführt. Denn das wahre Wissen und das ihm entsprechende Handeln, die theoretische und die praktische Seite der Philosophie, sind nach Plato eng verbunden, und die Philosophie selbst ist nicht sowohl eine Wissenschaft im modernen Sinne, als vielmehr die Hinwendung des ganzen Menschen zur Idee, die Vollendung des gesammten geistigen Lebens.

Nur in der Erkenntniß der unsinnlichen und unvergänglichen Ideen kann das Wissen einen festen Grund finden, wogegen es, an der sinnlichen Anschauung hängend, nie aus der Unsicherheit eines endlosen Wechsels und aus dem Widerspruch herauskömmt. Das endliche Sein hat theils an und für sich genommen keine Wahrheit, da in ihm das Wesen jeder Gattung einerseits an eine Vielheit von Dingen vertheilt, andererseits mit seinem Gegentheil vermischt erscheint, theils beweist es aber auch seine Wesenlosigkeit dadurch, daß es in unaufhörlichem Werden und Wechsel begriffen ist. Das wahrhaft Wirkliche kann nur das reine Wesen sein, welches weder einem Werden noch einer Theilung unterworfen ist. Dieses Wesen der Dinge aber ist der Begriff oder die Idee. Der Begriff ist das Allgemeine, welches die vielen Einzelnen unter sich befaßt; er ist das Bleibende, welches von dem Wechsel der Erscheinung nicht berührt wird; er ist als das Urbild und die Wahrheit alles endlichen Seins zu betrachten. Die Gesammtheit der Begriffe oder die Ideenwelt denkt sich Plato als ein logisch gegliedertes System, welches von der

Idee des Guten oder des Absoluten, als dem höchsten und allumfassenden Sein, methodisch bis zu den untersten Begriffen herabsteigt, die, nicht weiter in Unterarten theilbar, das Mannigfaltige der Erscheinung unmittelbar unter sich befassen.

Da nicht die sinnliche, sondern die ideale Welt die eigentliche Heimat der Seele ist, so ist die höchste sittliche Aufgabe die Flucht aus dem Diesseits mittelst der philosophischen Erhebung zur Idee; der Werth der einzelnen Güter und Thätigkeiten hängt nur von ihrer Beziehung zur Idee ab. Die sittliche Thätigkeit ist bestimmt durch die Natur der Seele. Denn alle Tugend besteht in dem naturgemäßen Verhalten, und dieses hängt davon ab, ob die verschiedenen Theile der Seele die ihnen eigenthümliche Thätigkeit auf die rechte Weise und im rechten Maße verrichten. Dieselben Grundsätze gelten auch vom Staate. Ein Staatsleben ist nothwendig, weil es für die sittliche Gesammtbildung unentbehrlich ist, und der Philosoph beschäftigt sich damit aus Pflicht gegen die Gesammtheit. Diese Beschäftigung ist aber nur dann von der rechten Art, wenn sie im Staat einen streng gegliederten Organismus anstrebt. Dieses kann aber der Staat nur dann sein, wenn die einzelnen Geschäfte des Staatslebens an ebenso viele Stände vertheilt sind, die durch eine höchste und unbeschränkt gebietende Einsicht im rechten Maße ihrer Thätigkeit erhalten werden. Plato unterscheidet drei Stände im Staate: die Regierenden, die Krieger und die Gewerbtreibenden. Die Sittlichkeit und Glückseligkeit des Staates besteht darin, daß jeder dieser Stände seine Aufgabe erfüllt und sich auf sie beschränkt. Auch muß, wenn ein solcher Staat möglich sein soll, für die Bildung und Erziehung der Staatsbürger gesorgt und für die beiden höheren Stände durch die Aufhebung der Ehe, der häuslichen Erziehung und des Privateigenthums eine solche Gemeinsamkeit des Lebens eingeführt werden, daß der Einzelne nur als ein Organ des Ganzen erscheint und diesem seine Privatinteressen schonungslos opfert.

Plato's Lehranstalt bestand unter dem Namen der Akademie als philosophische Schule fort. Gewisse Aenderungen in den Ansichten gaben Veranlassung, daß man die platonische Schule in die ältere, mittlere und neuere Akademie eintheilte. Plato's Nachfolger Speusippus, welcher 339 v. Chr. starb, lehrte für Geld, machte die Akademie zu einer Lehranstalt für Redner und Staatsmänner und brachte mit Plato's Philosophie den Pythagoreismus in innigere Verbindung. Derselben Richtung folgte Xenokrates, welcher bis 314 v. Chr. lebte. Die folgenden Leiter der älteren Akademie waren Polemo, Krates aus Tarsus und Krantor. Arcesilaus, welcher von 318 bis 241 v. Chr. lebte, schlug eine neue Richtung ein und wurde dadurch der Stifter der mittleren Akademie.

Während Plato die wissenschaftliche Erkenntniß und die Beziehung derselben auf den Staat im Auge hatte, wandten Antisthenes von Athen und Aristippus von Cyrene die Lehren des Sokrates unmittelbar auf das Leben selbst an. Aristippus lehrte die Philosophie des Genusses; er brachte die üppige und elegante Lebensweise der Reichen in ein förmliches System. Antisthenes hingegen lehrte die Philosophie der Entbehrung, er zeigte den Armen,

daß ihr Glück in dem Selbstbewußtsein und der Unabhängigkeit ihres inneren Wesens bestehe, und daß jeder, der sich nicht vom Glanze des Reichthums blenden lasse, überall und in jeder Lage ein freier Mann sei. Aristippus stammte aus einer reichen und vornehmen Familie von Cyrene und seine Lehre wurde nach der Vaterstadt des Stifters die cyrenaische genannt. Antisthenes war sehr arm und gehörte der unteren Klasse an. Die Grundansicht seiner Lehre besteht in dem Bewußtsein des dem äußeren Glanze überlegenen inneren Werthes und in dem Stolze wahrhafter Unabhängigkeit gegenüber dem Uebermuthe der Reichen und Vornehmen, welche die Sklaven der Verhältnisse und Genüsse sind. Die Lehre des Antisthenes wurde die cynische Philosophie genannt, entweder weil ihr Stifter in dem Gymnasium Cynosarges zu unterrichten pflegte, oder weil man später seinen Schülern wegen der Mißachtung des Anstandes und der Sitte zum Spott den Namen Cyniker beilegte. Die cynische und cyrenaische Philosophie haben auf die unter den Menschen bestehenden Lebensformen und leitenden Grundsätze einen großen Einfluß ausgeübt; die Grundansichten beider Lehren wurzeln tief in der menschlichen Natur und kommen deshalb unter gewissen Umständen zu allen Zeiten und in allen Ländern zum Vorschein. Die Lehre des Aristippus vom weisesten Lebensgenuß oder die Kunst, geistige und körperliche Genüsse auf anständige Weise mit einander zu verbinden, fand in der vornehmen griechischen Welt und später bei der römischen Aristokratie großen Beifall. In Cyrene wurde dieselbe von des Aristippus schöner Tochter Arete öffentlich vorgetragen. Später artete die cyrenaische Philosophie bis zur Unsittlichkeit aus und man scheute sich deshalb, sich öffentlich zu ihr zu bekennen. Der berühmteste Schüler des Antisthenes war Diogenes, welcher 414 v. Ch. zu Sinope geboren war und 324 gestorben ist. Er kam in früher Jugend nach Athen, wo er sich aus Noth und aus Grundsatz der ärmlichsten Lebensweise ergab und der eifrigste und treueste Schüler des Antisthenes war. Auf einer Fahrt nach Aegina gerieth er in die Hände von Seeräubern und wurde in Kreta als Sklave verkauft. Sein Herr, ein Korinther, nahm ihn mit nach Korinth und machte ihn zum Erzieher seiner Söhne. Später wurde Diogenes freigelassen und erreichte, seine frühere Lebensweise fortsetzend, ein hohes Alter. Sein Streben war auf gänzliche Unabhängigkeit von der Natur und der Außenwelt, auf völlige Freiheit gerichtet, und die Erringung derselben durch anhaltenden Kampf und siegreiche Ausdauer erklärte er für die wahre Tugend. Seine Wohnung soll, während er in Korinth lebte, ein Faß gewesen sein. Da Diogenes alle Wissenschaften, Künste und Erfindungen seines an geistige Unterhaltungen und an Bequemlichkeiten gewöhnten Zeitalters verspottete, so haben auch seine Zeitgenossen die schärfste Lauge des Witzes über ihn ausgegossen, und es sind aus diesem Grunde seine Sonderbarkeiten bis ins Wunderlichste entstellt worden. Der edelste Schüler des Diogenes war Krates aus Theben. Er stammte aus einer angesehenen Familie, gab den ihm zugefallenen Reichthum auf und glich in der Geringschätzung äußerer Güter seinem Lehrer. Krates zeichnete sich durch Festigkeit der Grundsätze, innere Ruhe und

sittliche Strenge aus. Auch seine schöne und geistreiche Gemahlin Hipparchia lehrte die cynische Philosophie. Nach Krates Tode überschrittten die Cyniker die Grenzen des Wohlstandes und der Schicklichkeit und machten ihre Unverschämtheit zum Hauptbegriff ihrer Lehre. Im folgenden Zeitraum lebte der Cynismus durch die von Zeno gestiftete stoische Philosophie, die Lehre des Aristippus durch die Philosophie des Epikur wieder auf.

Die Beredtsamkeit. Schon in alter Zeit war in Griechenland zum Volke geredet worden; die Könige der heroischen Zeit hatten bald mit jener natürlichen Redefülle, die Homer dem Odysseus zuschreibt, bald mit kurzen bündigen Ausdrücken, wie Menelaos, zum Volke gesprochen. Nach der Entwickelung der republikanischen Verfassungen wurde in den griechischen Städten gewiß manch tüchtiges Wort zu den Volksversammlungen wie zu den Volksräthen geredet: aber alle diese Reden lebten nicht länger, als die einzelne Angelegenheit, die sie hervorrief. Als Kunst entwickelte sich die Beredtsamkeit in Athen; bis zur Zeit des Perikles beruhte aber die Gabe der Rede mehr auf natürlicher Anlage, als auf Theorie. Bei Themistokles, der in den gefahrvollsten Zeiten den Grund zu Athens Größe legte, tritt nicht sowohl die Beredtsamkeit, als die Klugheit seiner Entwürfe und die Energie in der Ausführung hervor; doch wird von ihm gesagt, daß er vollkommen im Stande gewesen sei, seine Gedanken durch die Rede zu empfehlen. Eine weit größere Bedeutung dagegen hatte die Beredtsamkeit bei Perikles. Dieser gab dem Geiste der Athener eine entschiedene Richtung nach dem Schönen und Großen. Bei seinem Auftreten auf der Rednerbühne hatte er es nicht bloß auf einzelne durchzusetzende Beschlüsse abgesehen, sondern er suchte zugleich in die Politik von Athen, in die Ansichten der Athener einen edlen und großen Geist zu bringen. Die Erhabenheit seiner Reden, welche ihm den Namen des olympischen erwarb, beruhte besonders auf der Fähigkeit alle einzelnen Vorfälle auf allgemeine Principien zu beziehen und diese Principien und Ideen aus einer edlen und großartigen Vorstellung über die Bestimmung des Menschengeschlechts zu schöpfen. Eine reiche Erfahrung und feine Beobachtungsgabe stand ihm hierbei zur Seite. Die Großartigkeit und Gedankenfülle seiner Reden machten einen langdauernden Eindruck. Dagegen war dem Perikles das Bestreben völlig fremd, durch Aufregung der Leidenschaften eine augenblickliche Wirkung, wie einen Rausch des Geistes, hervorzubringen. Seine äußere Haltung war eine sehr gemessene und würdevolle Bewegung. Er ließ sich nie zu irgend einer Schmeichelei gegen das Volk herab und erwartete sein Heil, selbst wenn er persönlich bedroht war, nur von der klaren Darlegung der Wahrheit. Ein erhabener Ernst gab sich in seiner ganzen öffentlichen Erscheinung kund.

Sehr gefördert wurde die Entwickelung der Beredtsamkeit durch die Sophisten. So nachtheilig auch diese auf die Denkweise ihrer Zeitgenossen einwirkten, so haben sie sich doch um die Ausbildung der Form der Gedankenmittheilung große Verdienste erworben. Sie machten die Rede zum Gegenstand ihres Studiums; Protagoras stellte über grammatische Korrektheit, Prodikus über die Bedeutung

und den genauen Gebrauch der Worte Untersuchungen an; dem Gorgias dagegen war die schöne, zierliche und sich einschmeichelnde Form der Rede die Hauptsache. In Sicilien, besonders in Syrakus, entwickelte sich schon gegen 466 v. Chr. eine kunstmäßige Beredtsamkeit. Korax zeichnete sich als Volksredner und als Anwalt vor Gericht aus und schrieb die erste Theorie der Beredtsamkeit. Der Schüler des Korax war Tisias und an diesen schloß sich wieder Gorgias an. Durch diesen erlangte in Griechenland die kunstmäßige Beredtsamkeit das größte Ansehen.

Aus der Vereinigung der natürlichen Kraft der Rede, wie sie Perikles und andere Staatsmänner besaßen, mit den rhetorischen Studien der Sophisten entwickelte sich die Kunst der Beredtsamkeit. Antiphon war der erste, welcher in sich Beides vereinigte; er war Staats- und Geschäftsmann und schulmäßiger Rhetor. Er trat nicht in der Volksversammlung als Rathgeber des Volkes, noch in den Gerichten als öffentlicher Ankläger auf, sondern er sprach öffentlich nur in eigener Sache. Es war aber in Athen niemand so wie er im Stande diejenigen, welche vor dem Volke oder vor Gericht zu reden hatten, durch Rathschläge zu unterstützen; er arbeitete für andere Leute Reden aus, und durch ihn gewann das Geschäft der Redenschreiber eine große Bedeutung. Auch hatte Antiphon eine Schule, in welcher er junge Leute zu Rednern bildete. Als ein Schüler desselben wird der Geschichtschreiber Thucydides genannt. Beide, Antiphon und Thucydides, werden als die bedeutendsten Meister der alterthümlich-strengen Redekunst angeführt, deren Eigenthümlichkeit darin bestand, die mit Klarheit und Schärfe aufgefaßten Gedanken mit derselben Schärfe und Bestimmtheit wiederzugeben. Antiphon hat noch ganz die ältere Geradheit und Besonnenheit der Rede; sein Streben ist nur auf Erfindung und Auseinandersetzung der Gedanken gerichtet. Andocides, welcher der Zeit nach dem Antiphon nahe steht, zeigt weder besonderen Scharfblick in der Behandlung der großen Angelegenheiten, auf welche sich seine Reden beziehen, noch Präcision in der Gedankenverbindung; dagegen besitzt er eine gewisse natürliche Lebhaftigkeit und ist frei von Manier. Die prosaische Rede nahm einen neuen, freieren Anlauf, der später zur schönsten Entwickelung führte, durch Lysias, Isäus und Isokrates. Lysias zeichnet sich durch Klarheit und Anschaulichkeit der Erzählungen, durch bündige Beweisführung, durch einfache und natürliche Sprache und die schönste Reinheit des attischen Ausdrucks aus. Isäus hatte mit Lysias eine gewisse Ruhe und Würde gemein, strebte aber auch nach Glätte und Zierlichkeit. Isokrates verwandte allen Fleiß und alle Sorgfalt auf das Formelle der Rede. Es lag ihm weniger am Herzen die Wahrheit klar und scharf aufzufassen, als die äußere Form der Rede immer mehr zu vervollkommnen. Er ist nicht sowohl ein Redner als ein Publicist; in geschriebenen Reden ermahnte er die Griechen zur Einfachheit der früheren Zeit zurückzukehren und die Zwistigkeiten durch einen gemeinsamen Zug gegen Persien zu beseitigen. Körperschwäche und eine gewisse Schüchternheit hielten ihn ab die Rednerbühne zu besteigen, und er errichtete daher eine Schule, in welcher er die Bildung von Jünglingen zur Redekunst einen großen Fleiß widmete.

Isokrates war nicht ein großer Staatsmann oder Philosoph, sondern ein Redekünstler.

Zur höchsten Blüthe gelangte die Beredtsamkeit in den Jahren von 360 bis 338 v. Chr. In dieser Zeit führte Athen an der Spitze derjenigen Griechen, in welchen das Gefühl der Volksehre noch lebte, den Kampf auf Leben und Tod gegen Philipp von Macedonien. Die Entscheidung wurde weniger auf dem Schlachtfelde, als in den Zusammenkünften der Gesandten oder an den Höfen von Persien und Macedonien gegeben. Der griechische Staatsmann bedurfte daher der größten Gewandtheit im Unterhandeln, Reden und Schreiben, sowie einer vollkommenen Einsicht in die Verhältnisse der Staaten. Dadurch wurde der Geist des Staatsredners erweitert und zugleich seinem Talente ein größeres Feld der Thätigkeit eröffnet. Athen, welches bereits der Mittelpunkt des geistigen Lebens war, wurde jetzt auch der Sitz der politischen Weisheit des griechischen Volkes. Ganz Griechenland holte von Athen seine Staatsweisheit, und selbst Philipp suchte Männer, welche sich in Athen gebildet hatten, in seine Dienste zu ziehen. Demosthenes und Aeschines haben die Kunst der Beredtsamkeit auf ihren höchsten Gipfel erhoben; Demosthenes aber nimmt die erste Stelle ein. Einstimmig hat das Alterthum und die neuere Zeit dem Demosthenes den Preis unübertroffener Meisterschaft zuerkannt. Durch die größte Anstrengung und unermüdlichen Fleiß hat er die Hindernisse besiegt, welche ihm seine körperlichen Mängel in den Weg legten. Er hat mehrere Jahre den Unterricht des Isäus genossen, die bedeutendsten Werke ausgezeichneter Redner studirt und unter Anleitung berühmter Schauspieler sich Anstand, Gewandtheit und Haltung des Körpers angeeignet und sich zu einem Meister im Vortrag und der Aktion gebildet. Er besaß die ganze Bildung seiner Zeit, die ganze Mannigfaltigkeit von Kenntnissen und Erfahrungen, welche man damals von einem Staatsmann und Redner forderte. Es gab zur Zeit des Demosthenes keine Frage, bei welcher es sich um das Wohl und Wehe des Vaterlandes handelte, an deren Verhandlung Demosthenes nicht den lebhaftesten Antheil nahm, keine, bei deren Entscheidung er nicht mit der ganzen Macht seines für Recht und Freiheit glühenden Gefühles mit eingriff. Er war tief eingedrungen in den Geist und die Verhältnisse seiner Zeit; er war der edelste, tapferste und gewaltigste Streiter für die Freiheit von Athen und von Griechenland. Er hatte nicht nur mit den Ränken Philipps, sondern auch mit der Schlaffheit und der Kurzsichtigkeit seiner eigenen Mitbürger zu kämpfen. Demosthenes war der Held, den Philipp fürchtete. Von den 65 Reden des Demosthenes sind nur 60, und auch diese nicht alle von verbürgter Echtheit auf uns gekommen.

Außer Demosthenes sprachen besonders Hyperides und Lykurgos gegen Philipp. Von Hyperides ist keine, von Lykurgos nur eine Rede erhalten. Der letztere war ein Mann von großer sittlicher Strenge und der reinsten Vaterlandsliebe; durch seine Verdienste um den Staat und durch seine bewährte Bürgertugend hatte er sich allgemeine Achtung erworben. Dieselbe ehrenhafte Gesinnung, dieselbe strenge Rechtlichkeit und Charakterfestigkeit, welche

Lykurgos als Staatsmann charakterisirt, zeigt sich auch in seiner Thätigkeit als Redner. Es galt schon für eine günstige Vorbedeutung ihn vor Gericht zum Beistand zu haben; als Ankläger aber war er sehr gefürchtet. Lykurgos war mehr ein Mann der That als des Wortes, mehr Staatsmann als Redner. In seiner Rede hat die Sache über die Form das Uebergewicht, und die Gesinnung muß die Mängel der letzteren verdecken. Es fehlt dem Ausdruck an Glätte und Rundung; die Anordnung und Darstellung ist etwas schwerfällig, nicht ohne Wiederholungen und durch Abschweifungen auf das Gebiet des Mythus und der alten Geschichte so wie durch Anführung von Dichterstellen schleppend und überladen; das Ganze ist jedoch durchdrungen und gehoben von edler Gesinnung.

Den nächsten Platz nach Demosthenes hat das einstimmige Zeugniß des Alterthums dem Aeschines eingeräumt. Dieser war das Haupt der macedonischen Partei in Athen und der Nebenbuhler und Gegner des Demosthenes. In Armuth und Niedrigkeit geboren hat er sich durch seine Talente und seine Thätigkeit emporgearbeitet. Erst in seinem vorgerückten Lebensalter nahm er an den Staatsgeschäften Antheil und suchte als Staatsmann in seinen Mitbürgern die Ueberzeugung zu beleben, daß ohne strenge Handhabung der Sittengesetze keine republikanische Verfassung bestehen könne. Er rieth seinen Mitbürgern ein friedliches Verhalten gegen Philipp von Macedonien an, ob aus Klugheit, oder weil er von Philipp bestochen war, ist noch streitig. Aeschines zeichnet sich als Redner durch eine ungemeine Leichtigkeit und Gewandtheit des Ausdrucks, durch eine lichtvolle und hinreißende Darstellung aus; er steht dem Demosthenes nach in wohldurchdachter Anlage, so wie in der gediegenen Behandlung und Ausführung des Gegenstandes. Seine Politik beruhte auf der bloßen Klugheit und war deshalb nicht von edler Begeisterung für die Wahrheit und von dem Ausdruck des Heroismus gehoben wie die Reden des Demosthenes.

Der große Nationalkampf gegen die Perser hatte auch auf die raschere Entwickelung der Kunst einen mächtigen Einfluß. Athen wurde nach den Perserkriegen der Mittelpunkt der griechischen Kunst. Der große Reichthum, welcher Athen zufloß, wurde zuerst zur Befestigung, dann zur Ausschmückung der Stadt mit Tempeln und anderen öffentlichen Gebäuden verwandt. An diesen Bauwerken entfaltet sich ein Kunstgeist, welcher Erhabenheit mit Anmuth vereinigt. Die bildende Kunst erreicht, durch den freien und lebendigen Geist des demokratischen Athen von den Fesseln alterthümlicher Steifheit gelöst und von dem großartigen Sinne der perikleischen Zeit getragen, durch Phidias den Gipfelpunkt. Ruhige Würde und eine leidenschaftliche Stille der Seele sind das Gepräge der bewunderten Hauptwerke dieser Zeit. Der Geist der athenischen Kunst verbreitet sich schnell in Griechenland; doch wird auch im Peloponnes, namentlich in Argos, die Kunst in großer Vollkommenheit geübt. — Nach dem peloponnesischen Kriege treten Sinnlichkeit und Leidenschaftlichkeit, eine sophistische und geschwätzige Verstandesbildung an die Stelle der festen, durch sichere Gefühle geleiteten Denkweise; die alten National-Grundsätze verschwinden immer mehr; Die Kunst.

und wie im öffentlichen Leben, so drängt sich auch in den Künsten Sucht nach Genuß und Verlangen nach heftigen Aufregungen des Gemüths mehr hervor. Es giebt sich in der Kunst eine Neigung zum Rührenden und viel mehr Sinnlichkeit und Pathos kund, als in den Werken der früheren Zeit. Die Richtung auf augenblicklichen Genuß verhindert bedeutende öffentliche Unternehmungen, und die Kunst bleibt ohne die große öffentliche Aufmunterung der perikleischen Zeit.

Die in diesem Zeitraum gebauten Tempel Athens haben den Charakter der gewähltesten Formen und der vollkommensten Harmonie; in Jonien strebt man vorzugsweise nach Eleganz und Pracht; die sicilischen Tempel dagegen, von altdorischen Formen, erregen durch das Kolossale der Anlage und die Kühnheit der Erfindung Erstaunen. Der Luxus in Privatbauten, Häusern und Denkmälern, beginnt in Athen erst gegen das Ende dieser Periode. Die plastische Kunst erreichte die höchste Blüthe durch den Athener Phidias. Der Ruhm dieses Künstlers war so anerkannt, daß die Werke der perikleischen Zeit sämmtlich von ihm geleitet und die zahlreichen, in Athen versammelten Künstler nach seinen Ideen beschäftigt wurden. Er selbst arbeitete besonders die aus Gold und Elfenbein zusammengesetzten kolossalen Statuen, deren Ausführung nur eine beispiellose Freigebigkeit der Staaten und eine außerordentliche Kunstfertigkeit möglich machten. Zu diesen gehört das 26 Ellen hohe Standbild der Pallas Parthenos, welches als ein Bild einer gerüsteten, siegreichen, in ruhiger Majestät herrschenden Gottheit gedacht war. Noch mehr Staunen erregte der olympische Zeus. Der große Reichthum der die einfacherhabene Figur umgebenden plastischen Zierden, die tiefe Wissenschaft in den Maßen der kolossalen Figur und der erhabene Schwung in der Auffassung des Zeusideals machten diese Statue zu einem Wunder der Welt. Die kolossale eherne Statue des Pallas Promachos, welche zwischen den Propyläen und dem Erechtheum stand, war, als Phidias starb, noch nicht fertig. Auch der dem Phidias innig ergebene Agorakritos und der unabhängigere, seinem Lehrer auch widerstrebende Alkamenes wandten ihre Kunst am meisten auf Götterbilder. Eine mit ruhiger Hoheit vereinigte volle Blüthe der Schönheit war den Statuen der Göttinnen eigen, welche sie im Wetteifer mit einander verfertigten. In den Werken dieser Künstler findet sich eine Wahrheit in der Nachahmung der Natur, welche den höchsten Adel und die reinste Schönheit erreicht; ein lichtvolles Hervorheben der Hauptvorstellung und eine Fülle sinnreich erfundener Motive in untergeordneten Gruppen; endlich eine natürliche Würde und Anmuth vereint mit der größten Anspruchslosigkeit, ohne alles Streben nach Lockung der Sinne, glänzendem Effekt und Hervorhebung der eignen Meisterhaftigkeit.

Neben der attischen Schule erreichte die sikyonisch-argivische durch den großen Polyklet ihre höchste Blüthe. Im Bilden von Göttern stand Polyklet dem Phidias nach, dagegen erhob er sich durch seine Erzstatuen von Athleten zur vollkommensten Darstellung schöner gymnastischer Figuren. Diese zeichneten sich durch die reinsten Formen und die ebenmäßigsten Verhältnisse aus. Eine

von Polyklets Statuen wurde ein Kanon der Proportionen des menschlichen Körpers. Myron verstand es, das Naturleben in der ausgedehntesten Mannigfaltigkeit der Erscheinungen mit der größten Wahrheit aufzufassen.

Nach dem peloponnesischen Kriege erhebt sich zu Athen und in der Umgegend eine neue Schule der Kunst, deren Kunstweise dem damaligen Zeitgeiste eben so entspricht, wie die des Phidias dem Charakter seiner Zeit. Besonders waren es Skopas von Paros und Praxiteles aus Athen, durch welche das Rührende und Pathetische, so wie das Weiche und Zärtliche mit dem höchsten Talent und Geschmack ausgebildet wurde. Skopas arbeitete besonders in Marmor, dessen milderes Licht ihm für die Gegenstände seiner Kunst geeigneter schien, als das Erz. Er nahm seine Gegenstände aus dem Kreise des Dionysos und der Aphrodite. Dem Apollo gab er die anmuthig blühende Form des pythischen Kitharöden, indem er der früher herkömmlichen Figur mehr Ausdruck von Schwung und Begeisterung verlieh. Auch Praxiteles arbeitete besonders in Marmor und folgte überhaupt derselben Richtung. In seinen zahlreichen Figuren aus dem Kreise des Dionysos war der Ausdruck bacchischer Schwärmerei und Schalkheit mit der höchsten Anmuth und Lieblichkeit verbunden; in seinen Bildern des Eros stellte er die vollendete Schönheit des Knabenalters dar; und in der enthüllten Aphrodite vereinigte er die reizendste sinnliche Schönheit mit einem geistigen Ausdrucke.

Die sicyonisch-argivische Schule setzten Euphranor und Lysippus fort. Idealisirte Porträts mächtiger Fürsten und Gestalten von Heroen beschäftigten diese Künstler. Lysippus wußte in der Gestalt Alexanders das Weiche in der Haltung des Nackens und in den Augen mit dem Mannhaften und Löwenartigen, was in Alexanders Mienen lag, zu verschmelzen.

Der Luxus in dem Tragen von Ringen hob die Steinschneidekunst, und auch auf das Schneiden der Münzstempel wurde die größte Sorgfalt und der edelste Kunstsinn gewandt. Die Kunst wurde hierbei durch die Sitte gehoben, ausgezeichnete Begebenheiten durch Münz-Embleme zu bezeichnen. Auch die Malerei erreichte in dieser Periode eine hohe Vollkommenheit; sie blieb durch das Vorherrschen der Formen vor den Lichtwirkungen der Plastik näher, als es die neuere ist. Der erste berühmte Maler war Polygnotus von Thasos, welcher in Athen eingebürgert war Sein Hauptverdienst war eine genaue Zeichnung und eine edle und scharfe Charakterisirung der verschiedenen mythologischen Gestalten. Seine großen Gemälde waren mit tiefem Geiste und Gemüthe gedacht und nach architektonisch-symmetrischen Prinzipien angeordnet. Auf die Nüancen von Licht und Schatten richtete Apollodorus von Athen ein tieferes Studium. Nach diesen attischen Malern beginnt mit Zeuxis die asiatische Schule, durch welche die Kunst nach sinnlicher Täuschung und äußerem Reize strebt und sich zum Weichen und Ueppigen hinneigt. Zeuxis, welcher in der Schattengebung Apollodors Entdeckungen weiter bildete, scheint in der Darstellung weiblichen Reizes und erhabener Würde gleich ausgezeichnet gewesen zu sein. Parrhasius wußte seinen Figuren mehr Rundung zu geben

und war mannigfaltiger in seinen Schöpfungen. In des geistreichen Timanthes Gemälde von der Opferung der Iphigenie bewunderten die Alten die Steigerung des Schmerzes bis zu dem Grade, den die Kunst nur andeuten darf. Neben der attischen und ionischen Schule zeichnete sich die von Sicyon durch wissenschaftliche Bildung und durch Genauigkeit und Leichtigkeit der Zeichnung aus. In dieser that sich Aristides von Theben durch Darstellungen der Leidenschaften und des Rührenden, Pausias durch Kinderfiguren, Thier- und Blumenstücke hervor; Euphranor war in Helden- und Götterdarstellungen ausgezeichnet; Melanthios nahm in der Anordnung den ersten Rang ein. Alle übertraf aber der große Apelles, welcher die Vorzüge der ionischen Schule, Anmuth, sinnlichen Reiz und blühendes Kolorit mit der wissenschaftlichen Strenge der sicyonischen Schule vereinigte.

IV. Von Alexander dem Großen bis zur Zerstörung Korinths.

a) Die Zeit Alexanders des Großen.

Alexanders Regierung bis zum Feldzug in Kleinasien.

Alexander war 356 v. Chr. geboren, nach der Sage in derselben Nacht, in welcher der berühmte Dianentempel zu Ephesus abbrannte; er war von der Natur mit den ausgezeichnetsten Anlagen ausgestattet und von Aristoteles, dem größten Philosophen des Alterthums, und einem der Geburt und der Gesinnung nach edlen Anverwandten Leonidas erzogen worden. Vom Glücke begünstigt bildete sich Alexander früh und zu einem entschiedenen Charakter aus; voll Thatendurst und Ruhmbegier trauerte er oft wegen der Siege seines Vaters, die ihm nichts mehr zu thun übrig lassen würden. Sein Vorbild war Achilles, aus dessen Geschlecht abzustammen er sich gern rühmte und dem er durch Glück und Leid und Ruhm ähnlich werden sollte. Wie jener an Patroklus, so hing er an seinem Jugendfreund Hephästion. Er liebte seine Mutter mehr als seinen Vater; von jener hatte er den Enthusiasmus, der ihn vor allen Helden auszeichnet. Sein heftiger Gang, der funkelnde Blick, das zurückfliegende Haar, die Gewalt seiner Stimme bekundeten den Helden; wenn er ruhte, bezauberte die Milde seiner Mienen, das sanfte Roth, das auf seinen Wangen spielte, sein feuchtes Auge, das ein wenig zur Linken geneigte Haupt. In ritterlichen Uebungen übertraf er alle; schon als Knabe bändigte er das wilde thessalische Roß Bucephalus, an welches sich niemand wagte und das ihm später auf allen seinen Zügen als Schlachtroß diente. Hohen Ruhm erlangte er in der Schlacht bei Chäronea, die durch seine persönliche Tapferkeit gewonnen wurde.

Durch die Ermordung Philipps erbte Alexander im zwanzigsten Jahre seines Alters 336 v. Chr. eine große, aber noch nicht fest gegründete Macht. In Macedonien war alles in Gährung, alles in Gefahr; verschiedene Parteien suchten dem rechtmäßigen Erben

des Thrones die Nachfolge streitig zu machen. Alexander aber ergriff mit sicherer Hand die Zügel der Regierung; er besaß das Vertrauen und die Liebe des Volkes, namentlich des Heeres, und die Verwirrung ordnete sich schnell und ruhig. Er berief nach alter macedonischer Sitte das Heer und empfing dessen Huldigung. Dem Volke erließ er alle Lasten und Dienste bis auf den Kriegsdienst; die Mitverschwornen des Pausanias wurden am Grabe Philipps hingerichtet. Während die Ruhe im Innern schnell hergestellt wurde, gingen von außen her die beunruhigendsten Nachrichten ein. In Kleinasien hatte Attalus den Plan gefaßt, die Herrschaft an sich zu reißen; in Griechenland hatte Philipps Tod die Hoffnung der Unabhängigkeit von neuem erregt; die unterworfenen Völkerschaften in Norden und Westen drohten das Reich räuberisch zu überfallen. Attalus wurde als des Hochverraths schuldig zum Tode verurtheilt, und ein Getreuer, Hekatäus, erhielt den Befehl, an der Spitze einer ansehnlichen Schaar nach Asien überzusetzen, sich mit den treuen Truppen Parmenio's zu vereinigen und Attalus lebend oder todt nach Macedonien zu bringen. Alexander selbst brach eiligst nach Thessalien auf; er bahnte sich einen neuen Weg und stand unerwartet im Rücken des thessalischen Heeres. Die Thessalier nahmen die ihnen angebotenen ehrenvollen Bedingungen an und bestätigten Alexander in den Rechten seines Vaters. Die schnelle Einnahme und Beruhigung Thessaliens hatte den Griechen nicht Zeit gelassen sich gehörig zu rüsten, und sie beeilten sich daher den Schein des Friedens anzunehmen. Alexander berief eine Versammlung der Amphiktyonen nach den Thermopylen und ließ sich die Hegemonie zuerkennen. Nur die Stimmen der Dorier und Jonier hatten im Aphiktyonenrathe gefehlt, und mit Sparta und Athen schien Theben das Aeußerste zu wagen geneigt. Alexander rückte daher in die böotischen Ebenen und lagerte sich unter den Mauern von Theben. Die Thebaner unterwarfen sich, und auch die Athener schickten Gesandte. Alexander verzieh das Geschehene und verlangte nur, daß Athen Bevollmächtigte nach Korinth schicke, um dort Frieden und Bündniß mit ihm zu beschwören. Er selbst zog gleichfalls nach Korinth und berief dorthin die Abgeordneten der peloponnesischen Staaten. Nur die Spartaner wiesen die Einladung mit Stolz zurück; Alexander nahm aber auf ihre Weigerung keine Rücksicht, weil sie sich ruhig verhielten. In Korinth wurde ein Bundesvertrag beschworen: die griechischen Staaten sollten frei und selbständig sein, und auch im Uebrigen das Bestehende gelten; für den Perserkrieg wurde Alexanders Hegemonie anerkannt und jeder Bundesstaat verpflichtet, Truppen für den Krieg nach dem Aufgebote des Königs zu stellen. Im Herbste kehrte Alexander nach Macedonien zurück. Attalus war nicht mehr zu fürchten; Hekatäus hatte ihn ermorden lassen, und die verführten Truppen waren zur Treue zurückgekehrt.

Im Frühling 335 v. Chr. zog Alexander gegen die thracischen und illyrischen Völkerschaften, welche auf drei Seiten Macedonien umwohnten. Siegreich drang er bis zur Donau, ja er ging auch über diesen Fluß, an dessen linkem Ufer sich damals das große und tapfere Volk der Geten angesiedelt hatte. Es war nicht Alexanders

Absicht die Grenzen seines Reiches bis in die weiten Ebenen, welche sich nördlich von der Donau ausbreiten, auszudehnen; er wollte das streitlustige Volk durch seine Erscheinung nur in Schrecken setzen. Nachdem er die macedonische Herrschaft über die Völker südlich von der Donau befestigt und durch die Niederlage der Geten die Donau als Grenze gesichert hatte, kehrte er in sein Reich zurück. In Griechenland verbreitete sich damals das Gerücht, Alexander sei im Kampfe mit den Geten gefallen. Schnell hob die antimacedonische Partei ihr Haupt empor und versuchte das Volk zum Abfall zu reizen. Theben hatte nach der Schlacht bei Chäronea eine macedonische Besatzung in seine Burg aufnehmen müssen. Jetzt erhoben sich die Thebaner, schlossen die Besatzung in der Burg ein und forderten alle griechischen Staaten zur Freiheit auf. Athen versprach Beistand, die peloponnesischen Staaten rüsteten sich, und bald stand ein arkadisches Söldnerheer auf dem Isthmus. Da erschien ganz unerwartet Alexander mit 20,000 Mann Fußvolk und 3000 Reitern vor Theben. Er hatte die Nachricht von der Empörung der Thebaner mitten in den illyrischen Gebirgen erhalten und war so schnell herbeigeeilt, daß die Thebaner nichts von seiner Annäherung erfahren hatten. Dennoch wiesen die Thebaner einen angebotenen Vergleich zurück. Es kam zu einem blutigen Kampfe, in welchem die Thebaner mit verzweifeltem Muthe fochten, die Macedonier aber in die Stadt eindrangen. Die Stadt ward völlig zerstört, bis auf die Tempel und das Haus Pindars; alle Einwohner, mit Ausnahme der Nachkommen dieses großen Dichters, der Priester und der macedonischen Partei, wurden als Sklaven verkauft; die Zahl derselben wird auf 30,000 angegeben. Alexander scheint die Grausamkeit gegen die Thebaner bald bereut zu haben; er hatte den Griechen ein abschreckendes Beispiel gegeben und konnte nun den übrigen Staaten seine Milde beweisen. Er nahm die athenischen Gesandten huldvoll auf, verzieh den Athenern und erließ sogar die anfangs verlangte Auslieferung mehrerer Redner und Feldherrn. Nur die Verbannung des Feldherrn Charidemus, eines elenden Wüstlings, wurde von ihm verlangt, und Charidemus floh nach Asien zum Perserkönig. Im Herbst 335 kehrte Alexander nach Macedonien zurück. Der Winter wurde auf die Rüstungen zum persischen Feldzuge verwendet, und die Angelegenheiten der Heimath geordnet. Antipater wurde zum Reichsverweser bestellt und ihm ein Heer von 12,000 Mann übergeben. Zugleich erhielt er den Auftrag für die fortwährende Ergänzung von Alexanders Heer Sorge zu tragen.

Die Macht Alexanders und die des Darius.

Alexanders Unternehmung gegen Persien erscheint auf den ersten Anblick in nicht geringem Mißverhältniß mit den Hülfsmitteln, die ihm zu Gebote standen. Indeß ergiebt eine genauere Betrachtung der Umstände, daß seine Pläne zwar kühn, aber nicht unbesonnen und durch die vorhandenen Mittel und Kräfte ausführbar waren. Schätze und Vorräthe bedurfte er nicht, da er hoffen konnte, diese in dem Lande des Feindes zu finden. Seine Pläne waren ganz auf die Trefflichkeit seiner Landmacht gestützt, und seine der persischen Seemacht nicht gewachsene Flotte nur dazu da, um jene in ihren ersten Bewegungen zu unterstützen. Nachdem sie diesen Zweck

erfüllt hatte, wurde sie aufgelöst. Alexanders Heer war voll Kampflust und stolzer Erinnerungen, in allen Künsten des Krieges ausgezeichnet, höchst zweckmäßig organisirt und trug die Gewißheit des Sieges in sich. Die Gesammtzahl seiner Truppen belief sich auf 30,000 Mann Fußvolk und etwas über 5000 Reiter. Die Hauptmasse seines Heeres waren die schwerbewaffnete Phalanx und die schwere Reiterei. Die Phalanx war bestimmt für das Nahgefecht in Masse und war so geordnet, daß sie einerseits den heftigsten Anlauf des Feindes ruhig erwarten, andererseits die feindlichen Reihen mit einem Anlauf zu durchbrechen sicher sein konnte. Nur die größte gymnastische Ausbildung der Einzelnen machte die Einheit, Präcision und Schnelligkeit möglich, mit welcher die zusammengedrängte Masse die künstlichsten Bewegungen ausführen mußte. Alexander hatte ohngefähr 18,000 dieser Schwerbewaffneten. Was die Phalanx unter dem Fußvolk, das waren die macedonischen und thessalischen Ilen unter der Reiterei; sie waren der schwergerüstete ritterliche Adel Macedoniens und Thessaliens; gleich an Waffen, Geburt und Ruhm wetteiferten sie, unter den Augen des Königs sich auszuzeichnen, der in der Regel an ihrer Spitze focht. Die thessalische Ritterschaft sowohl als auch die macedonische bestand aus 1800 Mann. Außerdem befanden sich noch 600 griechische Reiter bei dem Heere. Eine Mittelgattung zwischen den Leicht- und Schwerbewaffneten waren die Hypaspisten, deren Zahl sich auf 6000 Mann belief. Von eigenthümlicher Wichtigkeit waren die leichten Truppen des macedonischen Heeres; sie kamen aus den Ländern der Odryser, Triballer, Illyrier, Agrianer und dem oberen Macedonien; je nach der Art ihres Landes mit Schutz- und Trutzwaffen gerüstet, durch das in ihrer Heimath übliche Jagen und Wegelagern und die kleinen Kriege ihrer Häuptlinge geübt, waren sie zum fliegenden Gefecht, zur Deckung des Marsches und ähnlichen Diensten von entschiedenem Nutzen. Ihre Anzahl war ohngefähr 7000. Die leichte Reiterei, 900 Mann stark, bestand aus Odrysern, Thraciern und Päoniern, Völkerschaften, deren Tüchtigkeit im Reiterdienst seit den ältesten Zeiten anerkannt war.

Das Heer, mit welchem Alexander das Morgenland zu erobern gedachte, war verhältnißmäßig gering an Zahl, es hatte aber in seiner Organisation, in der trefflichen Kriegsübung der einzelnen Abtheilungen, in seiner moralischen Kraft, endlich in der Persönlichkeit des Königs und der Generäle alle Aussicht auf glücklichen Erfolg. Das Perserreich vermochte nicht zu widerstehen. In seiner Ausdehnung, in dem Verhältniß der beherrschten Völker, in dem mangelhaften Zustande der Verwaltung und der Heeresmacht lag die Nothwendigkeit seines Falls. Artaxerxes III. hatte bei dem Antritt seiner Regierung, 364 v. Chr., um seine Herrschaft zu sichern, den größten Theil der königlichen Familie ausgerottet, wurde aber wieder von dem Verschnittenen Bagoas durch Gift ums Leben gebracht, 339 v. Chr. Bagoas tödete alle Söhne des Königs bis auf den jüngsten, Arses, welchen er zum Herrscher machte; aber auch diesem nahm er bald das Leben und erhob einen entfernten Verwandten des regierenden Hauses auf den Thron, den Darius Kodomannus. Darius Reich erstreckte sich vom Indus bis zum

ägäischen Meere, vom Jaxartes bis zur libyschen Wüste; aber alles war in Auflösung und zum Untergange reif. Eine Reihe schwacher Regenten hatte die Zügel der Herrschaft nicht so fest anzuziehen vermocht, wie es zum Bestehen des Reiches nothwendig war. In den unterworfenen Völkern, welche ihre Religion, ihre Gesetze und Sitten und zum Theil einheimische Fürsten behalten hatten, war das Verlangen nach Selbständigkeit immer mächtiger geworden; in den Satrapen hatte die Begierde nach unabhängiger Macht, in dem herrschenden Volke die Gleichgültigkeit gegen den Großkönig und gegen das Geschlecht der Achämeniden überhand genommen. Der verwirrte Zustand Griechenlands hatte bisher Persien vor einer Gefahr von dorther bewahrt. Man verließ sich auf die gegenseitige Eifersucht der griechischen Staaten, welche man durch Ränke und Bestechungen anzufachen wußte. Gegen Philipps wachsende Macht hatte man Rüstungen begonnen, man hatte sie aber nach dessen Tode im Vertrauen auf die gegen Alexander entstandenen Unruhen wieder eingestellt. Alexanders Siege, Rüstungen und unverhohlne Absicht auf Asien erregten am persischen Hofe die höchste Aufmerksamkeit, und die Satrapen Vorderasiens erhielten Befehl, mit ihren Heeren in die Gegend des Hellespont vorzurücken und dem Macedonier an der Schwelle Asiens die Spitze zu bieten.

Besiegung und Tod des Darius.

Nach großen Festlichkeiten begann Alexander im Frühling 334 v. Chr. den Zug gegen das Morgenland. Das Heer zog über Amphipolis zum Chersones nach Sestos. Von hier wurde das Heer nach Asien übergesetzt. Auf der Höhe des Hellespont spendete Alexander dem Poseidon ein Trankopfer, und in den Ruinen von Ilium wurden den Göttern und den hellenischen Helden Opfer gebracht. Alexander bekränzte das Grab des Achilles, sein Freund Hephästion das des Patroklus. Am Granikus stieß Alexander auf das persische Heer, welches aus ohngefähr 20,000 Reitern und 20,000 griechischen Söldnern bestand. Vergebens hatte der Rhodier Memnon den Persern gerathen, keine Schlacht zu liefern, sondern sich zurückzuziehn und alle Vorräthe zu zerstören; dann werde der Mangel den Alexander bald nöthigen Asien zu verlassen. Die persischen Satrapen waren den Macedoniern entgegengerückt und hatten an dem steilen Ufer des Granikus das Heer in Schlachtordnung aufgestellt. Alexander setzte über den Fluß und errang nach einem heftigen Kampfe den Sieg. Alexander selbst wurde in der Schlacht verwundet und von Klitus aus großer Lebensgefahr gerettet. Das persische Heer war zerstreut, und die griechischen Söldner theils niedergehauen theils gefangen. Nun öffnete Dascylium, die Hauptstadt der phrygischen Satrapie, dem Parmenio, und Sardes dem Könige selbst seine Thore. Um die griechischen Städte für sich zu gewinnen, richtete Alexander in allen, welche zu ihm übertraten, eine demokratische Verfassung ein. Ephesus, Tralles, Magnesia ergaben sich, Milet und Halikarnassus wurden erobert. An der westlichen und südlichen Küste von Kleinasien zog Alexander bis nach Aspendus an der Grenze von Cilicien. Dann erkämpfte er sich den Durchgang durch das gebirgige Land der streitbaren Pisidier nach Phrygien und rückte nach Gordium vor. Hier befand sich in der Burg der

alten phrygischen Könige ein Wagen, dessen Joch durch einen künstlich verschlungenen Knoten befestigt war. Es ging nun die Sage, daß wer diesen Knoten löse, die Herrschaft über Asien erhalten werde. Alexander löste den Knoten, indem er ihn mit seinem Schwerte zerhieb. Im Frühjahr 333 v. Chr. sammelten sich in Gordium die verschiedenen Abtheilungen des macedonischen Heeres, und aus Macedonien und Griechenland kamen theils die während des Winters Beurlaubten theils Neuangeworbene. Paphlagonien unterwarf sich durch Gesandte. Alexander rückte im Frühjahr 333 v. Chr., ohne Widerstand zu finden, durch Kappadocien und über den Taurus nach Cilicien. In Tarsus, der Hauptstandt von Cilicien, zog er sich durch ein unvorsichtiges Bad in dem kalten Fluß Cydnus eine gefährliche Krankheit zu; er wurde aber von dem Arzte Philippus glücklich wieder hergestellt.

Darius hatte ein Reichsaufgebot ergehen lassen und hatte bei Babylon ein ungeheures Heer versammlet, welches zu 600,000 Mann angegeben wird und in welchem sich an 100,000 wohlbewaffnete und disciplinirte Asiaten und 30,000 griechische Söldner befanden. Mit asiatischem Pompe brach er von Babylon auf und schlug im äußersten Norden von Syrien in der Nähe der Stadt Onchae oder Sochi ein Lager auf. Auf die Nachricht hiervon begab sich Alexander nach Issus und von da südlich an der Meeresküste hin in die Nähe der Stadt Myriandrus, um von hier aus sein kampflustiges Heer durch die syrischen Thore gegen Darius zu führen. Der Perserkönig hatte schon früher einen Angriff Alexanders erwartet; er hatte dessen langen Aufenthalt in Cilicien für Furcht gehalten und war deshalb aus der für die Entwickelung seiner ungeheuren Massen günstigen Ebene aufgebrochen und durch die amanischen Pässe nach Cilicien gezogen. In Issus fanden die Perser nur die Kranken des macedonischen Heeres, übten an ihnen grausame Rache und eilten dann den Alexander zu verfolgen. Dieser kehrte auf die Nachricht von dem Zuge des Darius zurück, und zwar auf demselben Wege, den er eben erst zurückgelegt hatte und auf dem jetzt Darius einherzog. In einem engen unebenen Thale, einige Meilen südöstlich von Issus trafen die Heere zusammen, im November 333 v. Chr. Alexander errang einen vollständigen Sieg. Furchtbar war die Niederlage der Perser, der Verlust der Macedonier hingegen wird gering angegeben. Darius hatte sich aus der Schlacht geflüchtet; sein Wagen, Mantel, Schild und Bogen wurde von den verfolgenden Siegern in einer Schlucht gefunden. Mit dem persischen Lager fielen auch die Mutter, Gemahlin und Kinder des Darius in Alexanders Hände, und einstimmig wird die zarte Schonung gerühmt, mit der Alexander die königlichen Frauen und Kinder behandelte. Nur mit wenigen Truppen entkam Darius über den Euphrat.

Darius sandte an Alexander ein Schreiben, in welchem er denselben um die Freilassung seiner Familie ersuchte und ihm zugleich Friedensunterhandlungen anbot. Alexander antwortete ihm, daß er als Anführer der Griechen die alte Schuld der Perser, und als Sohn Philipps die Beleidigungen des Königs Ataxerxes, der seines Vaters Feinde unterstützt habe, zu rächen gekommen sei. Darius möge an ihn hinfort als an seinen Gebieter schreiben. Alexander zog die Meeresküste entlang, und die phönicischen Städte ergaben

sich; nur Tyrus leistete 7 Monate hartnäckigen Widerstand und wurde erst im August 332 v. Chr. erobert. Im Anfange des September rückte Alexander, ohne Widerstand zu finden, an der palästinischen Küste hinab vor die feste Stadt Gaza, die von dem persischen Befehlshaber zwei Monate lang sehr tapfer vertheidigt wurde. Die Israeliten unterwarfen sich von freien Stücken dem Alexander, und dieser zog von Gaza nach Aegypten. Der persische Statthalter dieses Landes war bei Issus gefallen und sein Stellvertreter öffnete, von Truppen entblößt, dem Macedonier willig die Städte und das Land, als dieser zu Ende des Jahres 332 v. Chr. in Aegypten ankam. Die Aegypter waren mit der persischen Herrschaft sehr unzufrieden und kamen dem Alexander vertrauensvoll entgegen. Dieser gewann sie vollkommen durch Achtung und Wiederherstellung ihrer eigenthümlichen Gebräuche und Einrichtungen. Von Pelusium aus besuchte er Heliopolis und Memphis, fuhr den Nil herab nach Kanobus und gründete auf einer Landzunge am Mittelmeer Alexandria. Auch unternahm er einen beschwerlichen Zug in die Wüste nach der Oase, auf welcher sich der Tempel des Jupiter Ammon befand und soll von den Priestern als Jupiters Sohn begrüßt worden sein.

Im Frühling 331 v. Chr. zog Alexander, durch neue Truppen aus Macedonien verstärkt, durch Palästina und Phönicien zum entscheidenden Kampfe nach dem Euphrat. Darius hatte ein neues Heer zusammengebracht, welches nach der höchsten Angabe 40000 Reiter, eine Million Fußvolk und 200 Sichelwagen, nach der geringsten Angabe 45000 Reiter und 200000 Mann zu Fuß zählte. Alexanders Heer wird zu 40000 Mann zu Fuß und 7000 Reiter angegeben. Durch die Schlacht bei Issus gewarnt, wollte sich Darius diesmal nur auf einer für die Ausdehnung seiner Schlachtlinie passenden Ebene schlagen und hatte sein Heer in der Nähe von Gaugamela, einige Meilen westlich von Arbela, aufgestellt. Am zweiten Oktober 331 v. Chr. wurde hier die Schlacht geliefert. Lange wurde gekämpft; auf mehreren Punkten waren die Macedonier im Nachtheil; Alexander aber war Sieger, sobald es ihm durch einen stürmischen Angriff gelungen war, das Mitteltreffen der Feinde, wo sich der Perserkönig befand, zu werfen. Darius ergriff die Flucht, ihm nach in der größten Verwirrung die muthlose Masse. Der Verlust der Macedonier wird als sehr gering, der der Perser als außerordentlich groß angegeben. Darius Herrschaft war zu Ende. Babylon und Susa ergaben sich, und unermeßliche Schätze fielen den Macedoniern in die Hände; eine Welt voll neuer Genüsse öffnete sich ihnen in diesen orientalischen Königsstädten, und sie überließen sich diesen Genüssen um so mehr, je weniger sie bisher Zeit und Gelegenheit gehabt hatten, auch diese Seite des Morgenlandes vollständig kennen zu lernen. Alexander selbst suchte seine neuen Unterthanen dadurch für sich zu gewinnen, daß er sich mit allem Glanze eines persischen Königs zu umgeben anfing, zugleich aber auch dadurch, daß er den Glauben und die Sitten seiner neuen Unterthanen ehrte und Bedrückungen zu verhüten suchte. Den persischen Satrapen stellte er die Aussicht, durch den Uebertritt zu seiner Sache ihre Ehren und Würden zu behalten. In der

Mitte Dezembers 331 v. Chr. brach er von Susa auf und gelangte nach blutigen Kämpfen an dem persischen Engpasse und, da dieser uneinnehmbar war, auf einem mühseligen Umwege nach Persepolis und Pasargadä. Auch in diesen beiden Städten wurden unglaubliche Reichthümer erbeutet. Als Sühne für die Verheerung Griechenlands wurde die alte Königsburg zu Persepolis in Brand gesteckt.

Nachdem Alexander während eines Aufenthalts von vier Monaten die Angelegenheiten von Persis geordnet und daselbst wie früher in Babylon und Susa einen Perser als Statthalter eingesetzt hatte, brach er gegen Ende Aprils 330 v. Chr. nach Medien auf. Denn Darius hatte sich nach der Schlacht bei Arbela nach Ekbatana geflüchtet und ein neues Heer zusammenzuziehn angefangen. Auf die Nachricht von dem Herannahen Alexanders floh er nach Baktrien zu. Alexander setzte ihm nach kurzem Aufenthalt in Ekbatana mit leichten Truppen nach. Unterwegs erfuhr er, daß unter der Umgebung des unglücklichen Königs eine Empörung ausgebrochen sei und daß Bessus, der Satrap von Baktrien, den Darius gefesselt mit sich führe und sich in die östlichen Provinzen zurückziehe. Alexander beschleunigte die Verfolgung und nahte sich in der Gegend von Hekatompylos dem fliehenden Haufen. Als Bessus die Nähe der Verfolger inne ward, dachte er nur an die eigene Rettung; doch ehe er mit seinen Genossen auf raschen Pferden davon eilte, brachten sie dem unglücklichen Darius mehrere tödliche Wunden bei und ließen ihn hülflos auf seinem Wagen liegen. Die vordersten Reiter Alexanders fanden ihn in seinem Blute, und er verschied (Juli 330 v. Chr.), noch ehe Alexander ankam. Dieser, gerührt von dem wechselvollen Schicksale des Mannes, bedeckte den Leichnam mit seinem Mantel und sandte ihn nach Persepolis, damit er in den königlichen Gräbern beigesetzt werde.

Aufstand in Griechenland. Alexanders Unternehmungen bis zur Rückkehr aus Indien.

Um dieselbe Zeit würden die Spartaner einen sehr gefährlichen Krieg in Griechenland erregt haben, wenn nicht die Athener, durch Alexanders kluges Benehmen gewonnen, ihre Theilnahme versagt hätten. Der spartanische König Agis II., ein sehr unternehmender Mann, hatte schon seit einiger Zeit eine allgemeine Erhebung der griechischen Staaten gegen die macedonische Oberherrschaft zu Stande zu bringen gesucht. Alexanders Sieg bei Arbela trieb ihn an, eine letzte und äußerste Kraftanstrengung zu machen, ehe das persische Reich ganz vernichtet sei. Er brachte ein Heer von 20000 Mann zu Fuß und 2000 Reitern zusammen und belagerte Megalopolis, welches die Theilnahme an dem Aufstande verweigerte. Antipater eilte auf die erste Nachricht von diesem Kriege sogleich herbei, es kam zu einer blutigen Schlacht bei Megalopolis im August 330 v. Chr., in welcher die Spartaner zwar siegten, aber Agis fiel. Dessen Bruder und Nachfolger, Eudamidas I. bat um Frieden und erhielt ihn von Antipater gegen eine bedeutende, an Megalopolis zu zahlende Geldsumme.

Nach dem Tode des Darius war Alexander nicht nur in der That, sondern auch nach den Rechtsbegriffen der orientalischen Völker der rechtmäßige König. Er nahm deshalb auch einen Theil des

persischen Königsschmuckes an, und die persischen Großen, welche bisher ihrem König noch treu geblieben waren, huldigten ihm. Er unterwarf zunächst die im Südosten des kaspischen Meeres gelegenen Länder Hyrkanien und Parthien, dann die Provinzen Aria und Drangiana. Während er immer Macedoniern die Finanzen und die Militärgewalt der Provinzen übertrug, nahm er die Civil-Statthalter und andere Beamte ebenso oft aus den persischen Großen als aus jenen. Dieses sowohl als auch die beständigen Anstrengungen des ununterbrochenen Krieges erregten Unzufriedenheit im Heere und veranlaßten eine Verschwörung mehrerer Officiere. In diese Verschwörung war auch Philotas, der Sohn des Parmenio und der Jugendfreund Alexanders, verwickelt und wurde von dem nach macedonischer Sitte zum Gericht zusammenberufenen Heere verurtheilt und gesteinigt. Auch Parmenio erschien nach der Untersuchung schuldig. Er stand mit einem Theile des Heeres in Medien, und es war ihm die Bewachung der aus Persis dahingebrachten Schätze anvertraut. Um zu verhüten, daß der einflußreiche Feldherr Unruhen errege, ward Veranstaltung getroffen, daß er schnell und ohne Aufsehen aus dem Wege geschafft wurde.

Von Drangiana wandte sich Alexander nordöstlich in das Land der Arachosier und sodann in das der Paropamisaden. Beide Völker unterwarfen sich ihm. In dem Lande der Paropamisaden verweilte er einige Zeit, um das Ende der strengen Winterkälte abzuwarten. Noch ehe der Winter vorüber war, brach er auf, um nach Baktrien gegen Bessus zu ziehn. Mit bewundernswürdiger Kühnheit überstieg er das hohe, mit tiefem Schnee bedeckte Paropamisusgebirge. Nach 14 Tagen der furchtbarsten Anstrengungen erreichte er die erste baktrische Stadt, Drapsaka oder Adrapsa. Ohne Widerstand ergab sich die reiche Satrapie Baktrien; denn Bessus hatte sich über den Oxus nach Sogdiana zurückgezogen. Dort wurde er gefangen genommen und hingerichtet. Auch Sogdiana wurde nach und nach unterworfen, und Alexander drang bis zum Jaxartes vor. Er verweilte zwei Jahre in Sogdiana und Baktrien, theils weil die völlige Unterwerfung dieser Länder viele Zeit verlangte, theils um von ihnen aus das benachbarte Indien, wohin er zu ziehen beschlossen hatte, auszukundschaften. Alexanders großer Geist zeigt sich in den mannigfaltigen Anstalten, welche er zur Verbindung der einzelnen Theile des Reichs, zur Behauptung ihres Besitzes und zur Begründung einer neuen Civilisation Asiens traf. Er eröffnete neue und sichere Wege, durch welche der Osten und Westen, der Norden und Süden Asiens in Verbindung traten; er gründete an verschiedenen Punkten Städte, siedelte in diesen diejenigen Griechen an, welche in Darius Heer gedient hatten, und legte dadurch den Grund zu einer neuen Bildung der unterworfenen Länder. Sein Bestreben war seit dem Siege bei Arbela darauf gerichtet, die Perser nicht mehr als besiegte Nation zu betrachten, sondern die Sieger und die Besiegten einander gleichzustellen und als Glieder eines Reiches innig zu verbinden. Alexander führte einen Theil des persischen Hofceremoniels ein, legte das persische Diadem und Königsgewand an und ließ auch seine Diener auf persische Weise kleiden; doch lebte er in der Regel nach seiner alten Weise. Er ließ sich auch gern

einen Sohn Jupiters nennen und wünschte die Sitte der morgenländischen Anbetung des Königs an seinem Hofe eingeführt zu sehen. Die Perser erwiesen ihm diese Art von Huldigung; der Versuch aber auch die Griechen und Macedonier dazu zu bewegen scheiterte, obgleich mehrere derselben sich dazu bereit zeigten. In dem Bestreben, die verschiedenen von ihm beherrschten Nationen gleichzustellen und zu verschmelzen, nahm er Perser in sein Heer und sogar in seine Leibgarde auf; er setzte über die Truppen, welche er in den eroberten Ländern aushob, persische Generale; er übertrug die Statthalterschaften und andere Aemter in den Provinzen nicht bloß Griechen und Macedoniern, sondern auch Eingebornen; er sah es endlich gern, wenn seine Generale die persische Sprache lernten. Alexanders Landsleute verstanden die Absichten ihres Königs nicht; sie sahen alle nichtgriechischen Völker als tief unter ihnen stehende Barbaren an und hatten nur die Unterdrückung der Besiegten und ein bequemes und glänzendes Leben auf Kosten derselben im Auge. Sie waren deshalb mit dem Benehmen ihres Königs nicht zufrieden, und diese Unzufriedenheit des Heeres kränkte und schmerzte Alexander; doch dachte dieser stets groß und edel. Die Mißstimmung Alexanders bewirkte, daß er Hephästion und Kraterus, welche auf seine Pläne eingingen, vorzüglich begünstigte, und daß diese Generale einen Einfluß auf ihn erlangten, welchen sie oft mißbrauchten. Seit dem indischen Feldzuge gab Alexander auch elenden Höflingen Gehör und zeigte Wohlgefallen an Schmeicheleien.

In der Mißstimmung Alexanders und der macedonischen Generale findet zum Theil ein Vorfall Erklärung, welcher in der sogdianischen Stadt Marakanda sich ereignete. Bei einem festlichen Mahle erhoben Schmeichler die Thaten Alexanders über die Züge des Bacchus und des Herakles und die Thaten Philipps. Klitus, vom Wein aufgeregt, schrie: Alexander habe seine Thaten nicht allein verrichtet, die Macedonier hätten das Meiste gethan. Er erhob Philipp weit über den Sohn und richtete seine beleidigenden Worte sogar geradezu an den König. Zornig sprang Alexander auf und wollte nach seinen Waffen greifen; aber die anderen Generale hatten diese bereits weggeschafft. Man entfernte den betrunkenen Klitus; dieser drang aber wieder in den Saal und stieß neue Spottreden gegen den König aus. Da riß dieser, welcher ebenfalls nicht mehr nüchtern war, einem Trabanten den Speer aus der Hand und durchbohrte seinen Beleidiger. Aber in dem Augenblicke waren sein Rausch und Zorn verschwunden. Er soll sich drei Tage lang jammernd und wehklagend mit Klitus Leiche eingeschlossen, niemand vor sich gelassen und weder Speise noch Trank zu sich genommen haben. Erst nach langen Bitten der Generale und Soldaten beruhigte er sich. Ein ähnlicher Vorfall brachte auch den Philosophen Kallisthenes um die Gunst des Königs. Kallisthenes, ein Schüler und Verwandter des Aristoteles, hatte sich bisher als Geschichtschreiber Alexanders bemüht, dessen Thaten mit rhetorischem Prunke weit über die aller Heroen zu erheben. Aber eifersüchtig und unwillig über den wachsenden Einfluß des Anaxarchus, eines nichtswürdigen Sophisten, widersetzte er sich der Einführung des Niederfallens vor dem Könige, als diese bei einem Gelage zur Sprache gebracht wurde. Bald nachher wurde

gegen ihn der Vorwurf erhoben, daß er Edelknaben, welche sich zur Ermordung des Königs verschworen hatten, durch seine Lehren angereizt habe. Er wurde in Ketten gelegt und starb als Gefangener während des indischen Feldzuges. Diesen unternahm Alexander im Frühling 327 v. Chr.; der Verlauf desselben ist in der Geschichte der Inder S. 47 bis 49 erzählt worden.

Alexanders letzte Regierungsjahre. Gegen das Ende des August 325 v. Chr. zog Alexander über die westlichen Grenzgebirge Indiens in das Land der Oriten. Er wählte den Weg längs der Seeküste zum Theil deshalb, um die Entdeckungsfahrt seiner Flotte dadurch zu erleichtern daß er, so lange es anging, die Bedürfnisse für die Flotte an die Küste schaffen und Brunnen graben ließ. Sobald die Macedonier das Land der Oriten verlassen hatten, begann der furchtbare Marsch durch die Wüste von Gedrosien. Immer öder wurde das Land, immer beschwerlicher der Weg, so daß gegen die Schwierigkeiten dieses Zuges bei der sengenden Hitze, bei der Tiefe des durchglühten Sandes, dem Mangel an Wasser und Lebensmitteln die Anstrengungen der früheren Feldzüge nur gering erschienen. In gräßlicher Steigerung wuchs der Hunger, der Durst, das Elend, die Zügellosigkeit. Auf zehn, auf funfzehn Meilen weit kein Wasser, der Sand tief, heiß, wellenhaft wie ein stürmisches Meer zu hohen Dünen aufgeweht, in denen man mit jedem Schritt tief einsank und sich mit endloser Mühe durchschleppte; dazu das Grausenhafte des Marsches bei dunkeler Nacht, die furchtbar wachsende Auflösung aller Ordnung, die letzte Kraft durch Hunger und Durst erschöpft oder zu selbstsüchtiger Gier verwildert. Man schlachtete die Pferde, Kamele und Maulthiere und aß ihr Fleisch; man spannte das Zugvieh von den Wagen der Kranken und überließ diese ihrem gräßlichen Schicksal, während das Heer in wilder Hast weiter zog; wer vor Entkräftung zurückblieb, der fand kaum die Spur des Heeres wieder und bemühte sich umsonst dasselbe einzuholen; in schrecklichen Zuckungen verschmachtete er unter der glühenden Sonne oder verirrte sich wieder in dem Labyrinth der Dünen. Sechzig Tage dauerte der Marsch von der Grenze der Oriten bis nach Pura, der Hauptstadt von Gedrosien. Das Heer, das so stolz und reich aus Indien ausgezogen, war auf ein Viertel zusammengeschmolzen, und dieser traurige Ueberrest des welterobernden Heeres war abgezehrt und entstellt, in zerlumpten Kleidern, fast ohne Waffen, die wenigen Pferde abgemagert und entkräftet, das Ganze ein Aufzug des tiefsten Elends, der Auflösung und der Niedergeschlagenheit. In Pura fand das Elend sein Ende. Nach kurzer Rast brach Alexander nach Karamanien auf, wo Kraterus mit seiner Heeresabtheilung wieder zu ihm stieß. Auch wurde hier Alexander durch die Ankunft des Nearchus überrascht, welcher fünf Tagereisen südwärts gelandet und auf die Nachricht, daß der König nahe sei, zu ihm geeilt war. Nearchus setzte die Fahrt längs der Küste des persischen Meerbusens zu der Euphrat- und Tigrismündung fort; Hephästion mußte mit dem größten Theile des Heeres die von Karamanien aus an der See hin nach Persis führende Straße einschlagen; Alexander ging mit den berittenen Edelschaaren und dem leichten Fußvolke auf dem nächsten Wege durch das Gebirge über Pasargadä und Persepolis

nach Susa. Fast niemand hatte erwartet, daß Alexander je aus Indien zurückkehren werde, und deshalb hatten sich viele Statthalter die größten Zügellosigkeiten und gröbsten Verbrechen erlaubt. Der König strafte streng die Schuldigen, Macedonier und Perser.

Um Macedonier und Perser mit einander zu befreunden und innig zu verbinden, veranstaltete Alexander in Susa eine große Hochzeitfeier. Er selbst wählte neben der Roxane noch des Darius älteste Tochter zur Gemahlin; gegen 80 der Angesehensten aus seiner Umgebung, über 10,000 Macedonier von geringerem Stande vermählte er mit persischen Jungfrauen, gab reiche Geschenke als Mitgift, und durch die glänzendsten Feste wurden die Bündnisse gefeiert. Im Heere theilte er Belohnungen aus und bezahlte mit 20,000 Talenten die Schulden der Soldaten. Dennoch unterdrückte diese Freigebigkeit den Unwillen über eine neue Organisation des Heeres nicht. Während des indischen Feldzuges hatte Alexander 30,000 Eingeborne in den Provinzen ausheben, auf macedonische Weise bewaffnen und einüben lassen. Jetzt wurden diese in das Heer aufgenommen und den Macedoniern gleichgestellt. Eine solche Ergänzung des Heeres war nothwendig, weil der indische Feldzug einen bedeutenden Theil der macedonischen Truppen weggerafft hatte, unter den Uebriggebliebenen viele Veteranen waren, welche nicht mehr kräftig genug erschienen, und aus Macedonien die Lücken nicht mehr vollständig ergänzt werden konnten. Dennoch zürnten die Macedonier aufs heftigste, und der Unwille kam zum Ausbruch, als Alexander 324 v. Chr. in der Nähe der Stadt Opis am Tigris Heerschau hielt und hier erklärte, daß er die zum Kriege untauglich Gewordenen nach Hause entlassen wolle. Die Macedonier schrieen, nicht die Veteranen, alle solle er in die Heimath zurücksenden und sich ein Heer von lauter Asiaten bilden. Alexander ließ sogleich 13 der ärgsten Schreier ergreifen und zur Hinrichtung abführen. Nach diesem Beweise von Entschlossenheit und Festigkeit hielt er eine Anrede an die Truppen, erinnerte sie an seine und seines Vaters Verdienste um das macedonische Volk und zeigte ihnen, daß die Macedonier ohne ihn nichts sein würden, daß er aber jetzt auch ohne die Macedonier eine große Macht besitze. Hierauf entfernte er sich und blieb zwei Tage für Jedermann unzugänglich. Er ließ die persischen Truppen vor seinem Palast aufziehen und erklärte eine Anzahl Perser für seine Verwandten. Das wirkte. Reuig drängten sich die Macedonier, um Verzeihung bittend, um die Burg, und erboten sich die Unruhestifter auszuliefern. Alexander verzieh ihnen, und ein großes Versöhnungsfest wurde gefeiert. Zehntausend Veteranen nahmen nun ihren Abschied und wurden ehrenvoll und mit reichen Geschenken entlassen. Kraterus erhielt den Befehl, sie zurückzuführen, zugleich aber auch den Auftrag, die Stelle Antipaters einzunehmen, wogegen dieser mit neuer Mannschaft nach Asien kommen sollte. Antipater stand nämlich mit Olympias, welche auf die Regierung Einfluß auszuüben suchte, in einem gespannten Verhältniß und hatte sich dem König verdächtig gemacht, weil er mit den Aetoliern insgeheim eine Verbindung eingegangen war. Deshalb hatte Alexander beschlossen, ihn aus Macedonien abzuberufen. Auch ließ Alexander, um sich in allen griechischen Staaten einen ergebenen Anhang zu verschaffen, bei der

Feier der olympischen Spiele 324 v. Chr. den Befehl bekannt machen, daß alle Staaten ihre Verbannten wieder aufnehmen sollten.

Bald nach dem Abzuge der Veteranen begab sich Alexander nach Ekbatana, und hier traf ihn der große Schmerz seinen Liebling Hephästion durch den Tod zu verlieren. Der Leichnam wurde nach Babylon gebracht, und dort das Leichenbegängniß mit ungeheurer Pracht und mit großem Aufwand gefeiert. In dieser Zeit kamen Gesandte von den verschiedensten und fernsten Völkern zu Alexander; doch dieser erfreute sich nicht lange mehr der allgemeinen Anerkennung seiner Größe. Bald nach Hephästion verschied auch er. Ein stiller Gram beherrschte ihn seit dem Tode seines Freundes. Durch übermäßige Anstrengungen, welche mit üppigen Vergnügungen abwechselten, suchte er die trübe Stimmung und die düstern Ahnungen zu verscheuchen, aber sein Körper unterlag. Den letzten Mai 323 v. Chr. befiel ihn ein Fieber, den 11. Juni gegen Abend starb er. Jammer und Wehklagen erfüllten die Burg und die Straßen von Babylon, die Macedonier trauerten um ihren tapfersten, siegreichsten Fürsten, die Barbaren beweinten ihren gerechtesten und mildesten Herrscher.

Große Entwürfe hatten noch in den letzten Monaten seinen Geist beschäftigt; zunächst beabsichtigte er die Unterwerfung Arabiens und die Entdeckung eines Seewegs vom persischen Meerbusen aus um Arabien herum bis in das rothe Meer; dann sollten Eroberungskriege gegen Afrika, Sicilien, Italien und Iberien folgen; und Babylon, in der Mitte zwischen dem Abend- und Morgenland, ward zur Hauptstadt des Weltreichs ersehen, und schon waren Anstalten getroffen, der Stadt ihren alten Glanz wiederzugeben. Der Plan Alexanders, den Osten und Westen der Welt, die Griechen und die Barbaren, mit einander zu vereinigen, wurde durch sein frühes Ende vereitelt. Dagegen entwickelte sich in Aegypten, Syrien und Kleinasien, wo aus seinen Eroberungen neue Reiche mit griechischen Herrschern entstanden, aus der Vermischung des Griechischen und Orientalischen, eine neue, nach den einzelnen Ländern verschiedene Kultur. Die griechische Kunst und Wissenschaft wurde in diesen Reichen gepflegt und nach Vorderasien und Aegypten versetzt. Dagegen erhielten die Griechen und die bisher noch wenig verdorbenen Macedonier aus dem Orient nur Reichthum und Schwelgerei. Die Macedonier entarteten um so schneller, weil der Uebergang von der Armuth zum Reichthum, von dem halbcivilisirten Zustande zur Ueberfeinerung ein so plötzlicher war. Alexander beförderte die Gewerbe und den Handel; er belebte die Künste des Lebens und den Verkehr; er legte neue Straßen an, gründete Städte, machte Flüsse schiffbar und ließ neue Seewege aufsuchen. Sein Verdienst war es, daß in der nächstfolgenden Zeit die Gewerbe und der Handelsverkehr der alten Welt am meisten blühten und am weitesten verbreitet waren. Auch die Kriegskunst erhielt durch Alexander einen neuen Aufschwung. Er benutzte die Erfindungen und Einrichtungen der früheren Zeit und selbst die der unterworfenen Völker und bildete sie weiter aus; er vervollkommnete die Kriegsbaukunst, das Maschinenwesen und alle die Theile des Kriegswesens, für welche die erweiterten Kenntnisse der Mathematik und Mechanik

förderlich waren. Sein Generalstab hatte eine geographische Abtheilung und eine andere für Messungen und Entwerfung der Plane. Er ließ überall die Entfernungen ausmessen, die Gegenden geographisch erforschen und eine Generalkarte seines Zuges entwerfen. Er liebte und begünstigte die Kunst und die Wissenschaft und zeichnete Künstler, Dichter und Gelehrte ehrenvoll aus. Er führte in einem kostbaren Kästchen eine Abschrift der Ilias stets bei sich und versuchte sich selbst in der Dichtkunst. Für die darstellenden Künste, namentlich die Baukunst, war die Hinneigung zum Orientalischen nachtheilig. Denn in der orientalischen Kunst tritt mehr die Kostbarkeit des Stoffes als die Schönheit der Form hervor, und der Mensch gelangt vor lauter Staunen über das kostbare Material nicht zur ruhigen Betrachtung und Bewunderung des Kunstwerkes. Die Wissenschaft schätzte Alexander sehr hoch und er hatte stets eine Anzahl Gelehrte in seiner Umgebung. Den Aristoteles unterstützte er in seinen naturwissenschaftlichen Forschungen durch werthvolle Zusendungen und nahm an dessen Plane, eine systematische und auf Beobachtung beruhende Naturgeschichte zu schaffen, den lebhaftesten Antheil.

Alexander wollte alle Völker und Länder durch einen innigen Verkehr mit einander verknüpfen, die Formen und Begriffe des Orients mit dem Geiste des Abendlandes verschmelzen und die ganze Welt durch das Band griechischer Humanität in einen einzigen monarchischen Staat vereinigen. Denselben Gedanken verfolgte auf dem Gebiete des Wissens sein großer Lehrer Aristoteles; er wollte vermittelst der zu einer Wissenschaft herangereiften Philosophie die geistigen Bestrebungen aller Zeiten, aller Länder und aller Fächer in ein Ganzes vereinigen. Alexanders Unternehmen scheiterte, weil die Kraft eines Einzelnen und die kurze Dauer eines Menschenlebens nicht hinreichte, um das Orientalische und das Occidentalische soweit umzubilden, daß es sich mit einander verschmelzen konnte. Aristoteles hingegen erreichte seinen Zweck, weil die Kraft des Menschen im Gebiete des geistigen Lebens größer ist, als in der äußeren Welt. Seine Philosophie ward die Grundlage der Forschung und Erkenntniß der späteren Jahrhunderte. Er hat auf alle Zweige des menschlichen Wissens eingewirkt und durch seine Philosophie nicht allein dem Abendlande und der christlichen Religion, sondern auch dem Morgenlande und dem Islam Gesetze gegeben. Erst die neueste Zeit hat die Ergebnisse seines Nachdenkens und der von ihm gesammelten Erfahrungen berichtigen, vermehren, zum Theil aber auch erst richtig verstehen können. Aristoteles.

Aristoteles war 384 v. Chr. zu Stagira geboren. Sein Vater Nikomachus war Leibarzt des macedonischen Königs Amyntas II. und Schriftsteller im naturwissenschaftlichen Fache; seine Mutter stammte von Chalcis auf Euböa. Er verlor vor dem siebzehnten Lebensjahre seine Eltern und ging nach vollendetem siebzehnten Jahre nach Athen, wo er später Plato's Schüler wurde. Plato erkannte den ausgezeichneten Geist und den gelehrten Fleiß seines Zuhörers. Aristoteles blieb 20 Jahre, bis 347 v. Chr., in Athen und scheint gegen das Ende dieser Periode als Lehrer, namentlich in der Be-

redtsamkeit, aufgetreten zu sein. Nach Plato's Tode begab er sich nach Kleinasien und von hier wurde er 343 v. Chr. von Philipp von Macedonien zur Erziehung Alexanders berufen. Er lebte acht Jahre in Macedonien und kehrte dann wieder nach Athen zurück, wo er 13 Jahre ununterbrochen zubrachte. Er trat hier als Lehrer der Philosophie auf und zwar in dem Lyceum. Entweder von dem Theile dieses Gymnasiums, wo er lehrte, einer Bahn zum Spazierengehen, oder weil er umherwandelnd zu lehren pflegte, erhielt er den Namen Peripatetiker. Er soll täglich zwei Zusammenkünfte mit seinen Schülern gehalten haben, die eine am Morgen, die andere am Abend, und zwar so, daß er in den Frühstunden einer ausgewählten Anzahl von Zuhörern die strengeren und tiefer eingehenden Theile der Philosophie in einer entsprechenden Form mittheilte; in den Abendstunden aber einer größeren Masse von Zuhörern den leichteren Theil dieser Studien, vornämlich Rhetorik, Dialektik, praktische Philosophie in populärer Form und mit praktischer Behandlung. Jene ersten Vorträge sollen akroatische, die andern exoterische genannt worden sein. — Nach Alexanders Tode wurde Aristoteles der Irreligiosität angeklagt; er begab sich nach Chalcis auf Euböa und starb daselbst 322 v. Chr. Er war ein Mann von erstaunlichen intellectuellen Fähigkeiten, umfassendem tiefen Geiste, durchdringendem Verstande, von einem praktischen, auf das wirkliche Leben gerichteten Blick, von edler sittlicher Gesinnung. Als charakteristische Züge werden von ihm angeführt eine große Lebhaftigkeit seines ganzen Wesens, eine besondere Gabe überzeugender Beredtsamkeit und eine sorgfältige Aufmerksamkeit auf sein Aeußeres, seine Kleidung und Pflege des Körpers.

Um die wissenschaftliche und schriftstellerische Eigenthümlichkeit und Bedeutung des Aristoteles zu verstehen, muß man sich sowohl an die damaligen Kulturverhältnisse der Griechen, als auch an die persönliche Stellung des Aristoteles erinnern. In Griechenland begann jetzt nach der Periode des originalen Schaffens in Literatur und Kunst, die sich nun abschloß, eine neue Periode der Reflexion und des Verständnisses des bisher Erlebten und Gewonnenen. Noch aber wurden die Schöpfungen des früheren hellenischen Geistes in frischer und unmittelbarer Anschauung aufgefaßt, und zugleich wurden die Griechen durch den welthistorischen Aufschwung der macedonischen Macht kräftig angeregt. Hinsichtlich der persönlichen Stellung des Aristoteles ist es offenbar, daß diese einem so ausgezeichneten Geiste vielfältige Gelegenheit, Aufforderung und Erleichterung gewähren mußte, die wichtigsten Erscheinungen und Zustände seiner Zeit in der Gesellschaft, in der Wissenschaft und Kunst genau kennen zu lernen und mit seiner Betrachtung zu umfassen. Aristoteles hat nicht wenig dazu beigetragen, daß die mathematischen Wissenschaften in der nächst folgenden Zeit aufblühten und mit Erfolg getrieben wurden. Auf seinen logischen Untersuchungen beruht das Gebäude der Mathematik, welches in dem folgenden Zeitraum aufgestellt worden ist. Er hat zwischen der Mathematik und der Naturphilosophie, mit welcher jene bisher innig verbunden war, eine bestimmte Grenzlinie gezogen; die Mathematik in reine und angewandte geschieden; die Arithmetik von der Geometrie getrennt und die angewandte

Mathematik, namentlich die Mechanik, Statik und Optik zum Range von Wissenschaften erhoben. Die Chemie, Physik und theoretische Astronomie, für welche bisher noch nichts geleistet worden war, hat er fast ganz neu geschaffen. Die Schriften endlich, in welchen er die Erscheinungen und Gesetze der Natur zu erklären suchte, haben allein die Bemühungen nach der Erkenntniß jener Gesetze in den nächstfolgenden Jahrhunderten angeregt. — Den Naturwissenschaften gab er nicht nur durch seine tiefsinnigen und größtentheils neuen Untersuchungen und ihre Resultate eine philosophische Grundlage, sondern er zeigte auch zuerst den Weg einer umfassenden und genauen Beobachtung und naturwissenschaftlichen Forschung. Er war der Schöpfer und Begründer der Zoologie und Anatomie. Und wenn er auch durch die Freigebigkeit der Könige Philipp und Alexander bei seinem Sammeln und Untersuchen auf die großartigste Weise unterstützt wurde und auf diesem Gebiete nicht ohne Vorarbeiten war, so bleibt doch, wenn man auf die Schwierigkeit des Unternehmens und die Größe der Leistungen sieht, das von Aristoteles Errichte ein Gegenstand gerechter Bewunderung. Nicht minder ist er als der Gründer der wissenschaftlichen Botanik anzusehen, wenn auch sein Schüler Theophrast durch ausführlichere und mehr praktische Behandlung dieser Wissenschaft in diesem Fache sich einen größeren Namen erworben hat.

Die größten Verdienste erwarb sich Aristoteles um die Philosophie. Seit Aristoteles ist die Logik eine vollendete Wissenschaft, welche keine wesentliche Verbesserung mehr erfahren hat. Bei der Abfassung seiner Logik hatte er außer dem rein philosophischen Zweck auch die Bildung für das Staatsleben im Auge. Er betrachtete diese Wissenschaft als die Grundlage, auf welcher die weitere Ausbildung des Redners beruhe. Er verfaßte auch besondere rhetorische Schriften und wurde der eigentliche Schöpfer der Rhetorik. Zwar fehlte es seit Korax von Syrakus nicht an zahlreichen theoretischen Schriften über die Kunst der Beredtsamkeit: allein sie enthielten theils nur eine Aufzählung praktischer Vortheile, theils waren sie einseitig nur auf die Lehre von den Theilen einer Rede und von dem Ausdruck, so wie vorzugsweise auf die gerichtliche Beredtsamkeit gerichtet. Aristoteles begründete zuerst wissenschaftlich die Lehre von der Auffindung des Stoffes und von dem Beweis und umfaßte alle Gattungen der Beredtsamkeit. Er ist ferner der Schöpfer der Theorie der Dichtkunst und der Kunstphilosophie überhaupt. Er behielt das schon von Plato aufgestellte Princip der schönen Kunst (die Nachahmung) bei, faßte aber dasselbe in einem eigenen Sinne auf und führte es mit bewundernswürdigem Scharfsinne in der Erklärung und Beurtheilung der einzelnen Gattungen und wichtigsten Erzeugnisse der griechischen Poesie durch.

In der Ethik oder Moral verdankt man dem Aristoteles die genauere Erforschung der wichtigsten Fragen, über den Willen, die Freiheit, die Zurechnung u. s. w. Er betrachtet die Ethik als eine Einleitung in die Lehre vom Staate und geht von dem Gedanken aus, daß das Leben des Staates und das des einzelnen Bürgers einen und denselben Zweck haben, und daß dieser in Beiden durch dieselben Mittel erreicht werde. Die Staatswissenschaft stützt sich

nach seiner Meinung auf die Ethik oder auf die Lehre von der Tugend, von dem wahren Glücke und von den Sitten, die jeder Einzelne annehmen muß. In seiner Schrift, welche die Politik betitelt ist, hält sich Aristoteles an das Wirkliche und Ausführbare, und untersucht, welche von denjenigen Verfassungen, die bestanden haben, die vorzüglichste sei. Er spricht zuerst über die einfachsten und natürlichsten Verhältnisse, welche jeder Vereinigung zu einem Staate vorausgegangen sind und ihr zu Grunde liegen, wie z. B. über das Verhältniß zwischen Mann und Frau, Herr und Diener; dann führt er die verschiedenen Arten und Abarten der Verfassungen an, giebt den Grund ihres Verfalls und die Mittel der Erhaltung an und entwirft zuletzt das Bild eines Staates, welcher ihm nach den Ergebnissen seines Nachdenkens und seiner Erfahrung als der möglichst beste erscheint. — Durch seine Beschreibung aller bestehenden Verfassungen sowie durch seine zahlreichen Schriften über die früheren griechischen Schriftsteller, vornämlich Dichter und Philosophen, wurde er der Begründer der antiquarischen und literarhistorischen und überhaupt der philologischen Studien, welche in der alexandrinischen Periode auf dieser Grundlage mit so großem Erfolge weiter geführt wurden.

Die peripatetische Philosophie fand Beifall bei den Griechen, denn sie war praktischer und paßte für die monarchisch gewordene Zeit besser als die Lehre Plato's. Nach Aristoteles Tode war sein Schüler und Freund Theophrastus der Vorsteher der zu Athen errichteten peripatetischen Schule. Er ergänzte die Leistungen seines Lehrers und vollendete das, was sein Meister angefangen hatte.

b) Die griechische Geschichte von Alexanders Tod bis zur Zerstörung von Korinth.

Die Kämpfe um Alexanders Monarchie und die aus derselben entstehenden Reiche.

Alexander hatte keinen Nachfolger bestimmt; er hinterließ eine schwangere Gemahlin, Roxane, einen natürlichen und noch unmündigen Sohn, Hercules, und einen unechten Halbbruder, Arrhidäus, welcher blödsinnig war. Nach manchen Zwistigkeiten kam eine Uebereinkunft zu Stande, nach welcher Arrhidäus unter dem Namen Philipp als König anerkannt, zugleich aber auch dem künftigen Kinde der Roxane sein Antheil an der Regierung vorbehalten, Antipater und Kraterus mit der Leitung der europäischen Angelegenheiten beauftragt, Perdikkas zum Reichsverweser in Asien ernannt und Meleager ihm beigegeben wurde. Bald aber ließ Perdikkas den Meleager ermorden und vertheilte unter die übrigen Befehlshaber, um sie für sich zu gewinnen, die Provinzen des Reiches als Statthalterschaften Ptolemäus erhielt Aegypten, Antigonus Großphrygien, Leonnatus Kleinphrygien, Lysimachus Thracien, Eumenes Kappadocien und Paphlagonien, welche Länder er aber erst mit Hülfe des Perdikkas erobern mußte. Die östlichen Länder blieben fast alle im Besitz der einheimischen, von Alexander eingesetzten Vasallenfürsten und machten sich während der Kriege, welche Alexanders Generale mit einander führten, unabhängig, wie Parthien, Baktrien und Indien.

In den Griechen erregte die Nachricht von Alexanders Tod noch einmal die Hoffnung, das macedonische Joch wieder abzuschütteln. Athen und Aetolien traten an die Spitze eines Bundes gegen Macedonien, und die übrigen griechischen Staaten, mit Ausnahme von Sparta und der böotischen Städte, schlossen sich an. Eine ansehnliche Flotte und ein Heer von 30,000 Mann wurden aufgebracht; Antipater, welcher heranrückte, wurde bei den Thermopylen geschlagen und genöthigt, sich in die feste Stadt Lamia zu werfen. Von der Belagerung dieser Stadt wird der Krieg der lamische genannt. Es endigte dieser Krieg, nachdem Kraterus mit 10,000 Veteranen aus Asien angekommen war, mit der Schlacht bei Kranon 322 v. Chr. Die einzelnen griechischen Staaten schlossen besondere Verträge; den Athenern wurde der Friede nur unter den härtesten Bedingungen gewährt. Es ward ihnen vorgeschrieben, ihre Verfassung zu ändern, eine macedonische Besatzung aufzunehmen, die antimacedonisch gesinnten Redner auszuliefern und die Kriegskosten zu bezahlen. Die demokratische Verfassung wurde in eine Geldaristokratie verwandelt, indem alle Bürger von der Regierung ausgeschlossen wurden, die nicht ein bestimmtes Vermögen besaßen. Demosthenes, welcher sich auf die Insel Kalauria geflüchtet hatte, wurde von nachgesandten macedonischen Kriegern in dem Tempel des Poseidon aufgefunden und sog, um nicht in die Gewalt des rachsüchtigen Antipater zu fallen, das bereit gehaltene Gift aus seiner Schreibfeder und starb vor dem Altare 322 v. Chr.

Perdikkas zeigte immer deutlicher das Bestreben sich zum Oberherrn der ganzen Monarchie zu machen. Gegen ihn verbanden sich Antipater, Kraterus, Antigonus und Ptolemäus. Zwar besiegte Eumenes, der treue Freund des Perdikkas, die drei ersteren, und Kraterus fand in der Schlacht den Tod; aber gegen Perdikkas brach, als er gegen Ptolemäus zog, eine Meuterei in seinem Heere aus und er wurde von einigen seiner Generale erschlagen (im Sommer 321 v. Chr.). Nun wurde Antipater zum Reichsverweser ernannt. Als er 319 v. Chr. starb, bestimmte er nicht seinen Sohn Kassander, sondern den Polysperchon zu seinem Nachfolger. Diesen verdrängte aber Kassander, ließ 315 v. Chr. die Olympias, auf deren Befehl Arrhidäus ermordet worden war, und später auch die Roxane und deren Sohn Alexander töden 311 v. Chr. Die Athener zwang Kassander den gelehrten Demetrius Phalereus zum Staatsoberhaupte anzunehmen. In Asien hatte Eumenes die Rechte des Königshauses verfochten, war aber von seinen Truppen dem Antigonus ausgeliefert und auf dessen Befehl hingerichtet worden 315 v. Chr. Kassander war nun im Besitz von Macedonien und dem größten Theil von Griechenland, Lysimachus herrschte in Thracien, Ptolemäus in Aegypten, Syrien und Phönicien, Antigonus über die Hauptländer von Asien. Gegen die wachsende Macht des Antigonus vereinigten sich die Uebrigen. Dieser Krieg dauerte mit einer geringen Unterbrechung bis zur Schlacht bei Ipsus 301 v. Chr., in welcher Antigonus fiel. Unter dem Vorwand, die griechische Freiheit wiederherzustellen, hatte Antigonus 307 v. Chr. seinen Sohn Demetrius mit einer Flotte nach Athen gesandt. Demetrius vertrieb den Demetrius Phalereus und gab Athen seine demokratische Verfassung wieder.

Die Athener bewiesen ihm durch übertriebene Schmeicheleien ihren Dank. Den Sohn Alexanders, den siebzehnjährigen Herakles, ließ 309 v. Chr. Polysperchon durch Gift aus dem Wege räumen; Kleopatra, die Schwester Alexanders, wurde auf Antigonus Befehl umgebracht. Nachdem alle Glieder des königlichen Hauses ermordet waren, konnte die Vertheidigung eines rechtmäßigen Erben nicht mehr den Vorwand der verwüstenden Kämpfe abgeben. Es hatte daher auch zuerst Antigonus, dann Ptolemäus, Lysimachus, Seleukus und Kassander den Königstitel angenommen. Es bildeten sich fünf Reiche; Antigonus herrschte in Mittel- und Kleinasien, Seleukus in Babylon und dem hintern Asien, Ptolemäus in Aegypten und Cyrene, Kassander in Macedonien und einem Theil Griechenlands, Lysimachus in Thracien und am Hellespont. Aegypten blieb unter der Herrschaft der Ptolemäer bis es eine Beute der Römer wurde. Das reiche Aegypten war diejenige Provinz von Alexanders Monarchie, welche sich zuerst und dauernd zu einem selbständigen Königreich bildete. Ptolemäus und seine beiden nächsten Nachfolger schlugen den rechten Weg ein, um das Einheimische mit dem Griechischen zu verbinden. Sie fügten zu Aegypten noch einige andere Länder hinzu, welche dem Hauptlande nahe lagen und ihm zum Schutze und zur Ergänzung seiner Macht und seiner Hülfsquellen dienten. Es waren dies Palästina, Cölesyrien und Phönicien, dann Cyrene, Cypern, mehrere Landschaften Kleinasiens, die Cykladen und einige thracische Städte. Durch geschickte Benutzung der Verhältnisse machten sie Aegypten zum Mittelpunkte des Welthandels und zum Hauptsitze der Künste, Wissenschaften und Gewerbe; sie förderten die dem Geiste der Zeit angemessene Bildung, die man daher auch nach dem Namen ihrer Residenz die alexandrinische genannt hat. Die drei ersten Ptolemäer regierten Aegypten ein ganzes Jahrhundert hindurch glücklich und mit außerordentlichem Glanze. Durch den Welthandel, dessen Sitz Alexandria war, wurde Aegypten das reichste Land und Alexandria eine der größten und prächtigsten Städte. Ptolemäus I. baute auf der Insel Pharus den ersten Leuchtthurm. Ptolemäus II. hinterließ einen Schatz von 740,000 Talenten; er hatte eine Flotte von mehr als 2000 Schiffen und ein besoldetes Heer von 240,000 Mann. Aber nicht bloß Reichthum und Macht zeichneten Aegypten aus, sondern die Ptolemäer eröffneten auch in ihrem Lande, besonders in ihrer Hauptstadt Alexandria, den durch die beständigen Kriege verscheuchten griechischen Gelehrten eine Zuflucht. In dem schönsten Theile von Alexandria, Bruchium genannt, war das Museum, in welchem ausgezeichnete Gelehrte mit königlicher Freigebigkeit unterhalten wurden und in literarischer Gemeinschaft lebten. Das Museum kann man eine Universität oder eine Akademie der Wissenschaften nennen. Es hatte seine festen, auf bestimmten Gütern beruhenden Einkünfte, und ein Vorsteher leitete das Ganze. Auch hatten die Ptolemäer in zwei Bibliotheken, deren eine ebenfalls im Museum, die andere im Tempel des Serapis war, alle zu erlangenden literarischen Werke zusammengebracht. Mit Ptolemäus IV. Philopator beginnt eine Reihe sehr schlechter Fürsten. Tyrannei, Grausamkeit, Ueppigkeit der Könige, Herrschaft der Buhlerinnen und unwürdiger Günstlinge, Verwandtenmord und blutige

Thronstreitigkeiten sind die hervorstechenden Züge in der Geschichte der folgenden Ptolemäer. Die Macht des Reiches sank, und Zwist und Verwirrung herrschten bis Aegypten eine Beute der Römer wurde.

Seleukus I. Nikator, welcher die Statthalterschaft Babylonien erhalten hatte, wurde der Gründer des seleucidischen oder syrischen Reiches. Er vergrößerte sein Reich durch Eroberungen so, daß es alle asiatischen Länder vom Hellespont bis an den Indus und im Norden bis an den Jaxartes umfaßte. Syrien wurde das Hauptland und das von Seleukus erbaute Antiochia am Orontes die Residenz. Seleukus bemühte sich die griechische Bildung im weiten Umfange seines Reiches einzuführen und übte dadurch einen sehr wohlthätigen Einfluß auf das mittlere und westliche Asien aus. Hellenische Kraft belebte die asiatische Weichlichkeit; griechische Kunst, griechische Wissenschaft und griechischer Gewerbfleiß verbreiteten sich bis nach Indien. Es entstand eine Anzahl blühender Städte, welche Sitze des Handels, der Kunst und der Bürgerfreiheit wurden. Antiochia am Orontes war mehrere Jahrhunderte wegen seiner Größe, Volksmenge und Kultur sowie wegen seines Reichthums die erste unter den Städten Asiens. Leider waren die Nachfolger des Seleukus größtentheils schlechte Fürsten; sie gingen von griechischer Bildung und Kraft zur Weichlichkeit, Schwelgerei und Despotie des Orients über; die meisten Seleuciden waren ebenso schlechte Regenten als sittenlose Menschen. Erst durch Antiochus III. oder dem Großen erhielt das syrische Reich wieder einige Bedeutung. Antiochus (224—187) war ein Zeitgenosse Hannibals und wurde durch diesen zu seinem Verderben in einen Krieg mit den Römern verwickelt. Davon wird in der römischen Geschichte die Rede sein.

Die Länder Kappadocien, Paphlagonien, Pontus und Bithynien, welche unter den Persern meistens erbliche Satrapien gewesen waren, wurden unter den schwachen Seleuciden völlig unabhängige Staaten. Die griechischen Städte von Seleucia am Tigris an bis nach Byzanz einerseits und bis nach Aegypten andererseits litten nicht durch die Schwäche der syrischen Könige, da sie fast ganz frei waren und gleichsam Staaten im Staate bildeten. Ohngefähr vierzig Jahre nach Alexanders Tode entstand das nach der Hauptstadt Pergamum genannte pergamenische Reich, welches seit dem Anfang des zweiten Jahrhunderts v. Chr. ein Hauptsitz derjenigen Bildung wurde, welche sich aus der Verbindung des griechischen und orientalischen Wesens entwickelte. Attalus II. und Eumenes I. breiteten ihr Reich über einen großen Theil von Kleinasien aus, vermehrten die Rechte der Städte, beförderten den Gewerbfleiß und den Wohlstand der Bürger, begünstigten die Kunst und Wissenschaft, sammelten Schriften und Kunstwerke und unterstützten Künstler und Gelehrte. Pergamum wurde ein Hauptsitz der griechischen Kunst und Wissenschaft und namentlich beschäftigten sich die dortigen Gelehrten mit Mathematik, Mechanik, Astronomie und Nautik.

Der Raubzug der Gallier. Galatien, Parthien und Baktrien.

Im dritten Jahrhundert wurde von keltischen oder gallischen Horden in Kleinasien das Reich Galatien gestiftet. Der keltische oder gallische Zweig des indo-germanischen Völkerstammes hatte sich schon

sehr früh in Gallien und auf den brittischen Inseln niedergelassen, und schon 500 Jahre v. Chr. erscheinen gallische Schaaren in Spanien angesiedelt. Auch brachen zahlreiche gallische Horden in Oberitalien ein und besetzten das Land. Unter den Namen der Senonen, Bojer und Insubrer kommen sie in der römischen Geschichte vor. Andere gallische Volkshaufen drangen nach Osten vor, besetzten die Schweiz, das südliche Deutschland bis an die Donau und Ungarn. Ein großer Strom von Galliern ergoß sich 280 v. Chr. über Thracien und Macedonien und durchzog plündernd, sengend und mordend diese Länder. Im Kampf gegen sie fiel Ptolemäus Keraunos; doch ein macedonischer General, Sosthenes besiegte sie und regierte dann zwei Jahre als Strateg in Macedonien. Aber neue Schwärme von Galliern fielen in Macedonien ein; Sosthenes wurde geschlagen und fand in der Schlacht den Tod 278 v. Chr. Die Gallier verwüsteten Macedonien bis auf die festen Städte und zogen dann nach Thessalien. Die gemeinsame Gefahr vereinigte noch einmal die Hellenen; nur die Peloponnesier verweigerten die Theilnahme. Unter Anführung des Atheners Kalippus besetzte das 30,000 Mann starke Heer der Hellenen die Thermopylen. Vergebens suchten die Gallier den Durchgang zu erzwingen; da verriethen ihnen die Thessalier, welche die lästigen Gäste bald zu entfernen wünschten, den Weg über die Gebirge. Die Hellenen retteten sich theils auf ihre Schiffe, theils zerstreuten sie sich. Die Gallier drangen nun nach Phocis vor, um die delphischen Tempelschätze zu plündern. Als sie das Gebiet von Delphi besetzt hatten, trat eine ungewöhnlich starke Kälte ein und raffte viele Gallier hin. Dann begann ein furchtbarer Orkan, ungeheure Schneemassen fielen vom Himmel und ein starkes Erdbeben stürzte große Felsenmassen in die Thäler, und viele Barbaren fanden den Tod. Von Schrecken ergriffen und von den Griechen verfolgt zogen sich die Gallier zurück, und Griechenland war von den wilden Raubhorden wieder befreit. Die Gallier zogen durch Thessalien und Macedonien nach Thracien und gründeten hier ein eigenes Königreich, Tyle genannt, welches nach ohngefähr 60 Jahren den Angriffen der Thracier erlag. Andere gallische Schaaren setzten auf die Einladung des bithynischen Königs Nikomedes I. nach Kleinasien über. Verheerend fielen die wilden Horden in die Länder Kleinasiens ein und zogen fast 25 Jahre heimathlos umher, indem sie bald Herrschern und Städten als Hülfstruppen dienten, bald auf eigene Faust plündernd umherstreiften. Endlich ließen sie sich in einem Theile von Großphrygien nieder, der von da an Galatien genannt wurde.

Durch Abfall vom syrischen Reiche unter Antiochus II. (262—247) entstanden im Osten von Asien zwei Reiche, das baktrische und das parthische (vergl. S. 52). Das parthische Reich bestand bis 226 nach Chr. unter der Herrscherfamilie der Arsaciden, wie sie nach dem Stifter Arsaces genannt wurde. Mithridates I., welcher 236 v. Chr. starb, hob das Reich durch Eroberung von Medien, Hyrkanien, Babylonien und Baktrien zu einer großen äußeren Macht. Dennoch blieben die Parther rohe Nomaden, und die Horden derselben waren nur durch ein loses Band verbunden. Den Kern ihrer Heere bildete leichte und schwere Reiterei. In den Ländern zwischen

dem Euphrat und Indus vertilgten die Parther jede Spur von Civilisation. Dagegen wurde durch das von einem Griechen Diodotus gestiftete baktrische Reich die griechische Civilisation in Baktrien und den südöstlich angrenzenden Ländern bis nach Indien hinein erhalten und verbreitet.

Auf dem Throne von Macedonien behauptete sich nach manchen Wechselfällen Antigonus Gonatas, der Sohn des Demetrius Poliorcetes, und bemühte sich Griechenland in Abhängigkeit zu bringen. Die Nachkommen des Antigonus herrschten in Macedonien bis Metellus 148 v. Chr. dieses Land zu einer römischen Provinz machte. Griechenland ging seiner Auflösung entgegen. In den einzelnen Städten warfen sich Tyrannen auf; aus Söldnern und Verbannten bildeten sich Räuberbanden und machten das Land unsicher. Nur bisweilen zeigten Einzelne einen besseren Geist und die Liebe zur Freiheit lebte wieder auf. Der Mittelpunkt eines neuen politischen Lebens wurden der Bund der Aetolier und der der Achäer. Die Aetolier waren ein rohes Bergvolk, welches bis zur Zeit des peloponnesischen Krieges als ein halbbarbarisches angesehen wurde. Erst in der macedonischen Zeit erhielten sie durch ihre rohe Kraft und durch die Festigkeit ihres gebirgigen Landes einige Bedeutung. Sie bildeten einen Verein von Kantonen und Ortschaften, welcher aus der gemeinschaftlichen Abstammung und aus der Uebereinstimmung der Sitten und des Dialekts entsprungen war. Fester wurde erst die Verbindung, als 322 v. Chr. Antipater und Kraterus die Aetolier in ihrem eigenen Lande angriffen. Seit dieser Zeit bildete sich der Bund immer mehr aus. Ein Strateg oder Feldherr, ein Hipparch oder Anführer der Reiterei und ein Bundesschreiber für die inneren und auswärtigen Angelegenheiten standen an der Spitze. Sie wurden auf ein Jahr von der Bundesversammlung erwählt, welche alljährlich zu Thermum gehalten wurde. Diese Versammlung war die höchste und entscheidende Behörde und in ihr hatte jeder ätolische Bürger Sitz und Stimme. Zur Vorberathung aller Gegenstände bestand noch ein von der Bundesversammlung ernannter Ausschuß oder Bundesrath, welcher der Rath der Apokleten hieß. Vorübergehend waren auch zuweilen die Phocier, Lokrer, ein Theil der Arkadier und die Städte des südlichen Thessalien mit dem Bunde vereinigt. *Macedonien und Griechenland.*

In den achäischen Städten hatten nach der dorischen Wanderung Könige regiert; dann war die monarchische Regierungsform in die republikanische übergegangen und es hatten sich zwölf Städte in einen Bund vereinigt, welcher jedoch auf die griechischen Angelegenheiten keinen Einfluß ausübte. Während der Kämpfe nach Alexanders Tod waren die achäischen Städte in Zwietracht gerathen und der Bund hatte sich aufgelöst. Einige Städte wurden von Demetrius Poliorcetes, Kassander und Antigonus Gonatas unterjocht; in anderen warfen sich Tyrannen auf. Um das Jahr 280 v. Chr. vereinigten sich zuerst wieder vier Städte zu einem Bunde, und bald traten auch die übrigen Städte dem Bunde wieder bei. Dieser würde jedoch nie eine große Bedeutung erlangt haben, wenn nicht 30 bis 40 Jahre nach der Erneuerung auch die beiden Hauptorte der nördlichen Küste

des Peloponnes, Korinth und Sicyon, beigetreten wären. Es bewirkte dieses Aratus von Sicyon, welcher zuerst seine Vaterstadt von einem Tyrannen befreite und dann dieselbe bewog sich dem achäischen Bunde anzuschließen. Korinth befreite Aratus von der macedonischen Besatzung und vermochte es ebenfalls dem achäischen Bunde beizutreten. Auch Megara und einige andere Städte schlossen sich an. Der erneuerte achäische Bund war viel fester als der alte gewesen war. Alle gemeinschaftlichen Angelegenheiten waren der Entscheidung der Bundesversammlung unterworfen. Diese versammelte sich jedes Jahr zweimal in Aegium und faßte Beschlüsse über Krieg und Frieden, über die Aufnahme neuer Bundesglieder, über Bündnisse mit fremden Staaten, kurz über alle auswärtigen Angelegenheiten; sie erwählte die Bundesbeamten und entschied über alle allgemeinen Angelegenheiten. Neben der Bundesversammlung bestand ein Bundesrath, welcher die Vorbereitung aller Angelegenheiten hatte. Der höchste Beamte des Bundes war der Strateg, welchem ein Hipparch und ein Bundesschreiber zur Seite standen. Die berühmtesten Strategen der Achäer waren Aratus und Philopömen. Aratus stellte sich die Aufgabe, den ganzen Peloponnes unter gleichen Gesetzen und Einrichtungen zu einem gemeinschaftlichen Interesse zu vereinigen, während Philopömen aus Megalopolis durch eine gänzliche Umgestaltung des Militärwesens das Bundesheer in einen guten Stand setzte.

In Sparta waren die Lebenseinrichtungen und Sitten, welche Lykurg zur Grundlage seiner Verfassung gemacht hatte, dem Geiste der Zeit gewichen und mit ihnen hatte der spartanische Staat seine Kraft und seine Bedeutung nach außen verloren. Die beständigen Kriege hatten Lakonien sehr entvölkert und die Zahl der spartiatischen Familien sehr vermindert. Alles Vermögen war in die Hände weniger Familien gekommen, und ein Gesetz des Ephoren Epitadeus gab jedem die Erlaubniß, seinen Grundbesitz, zwar nicht durch Verkauf, aber durch Schenkung oder Testament an irgend einen andern, ohne Rücksicht auf seine Familie, übergehen zu lassen. Die Zahl der spartiatischen Familien war von 9000 auf 700 herabgekommen und von diesen besaßen etwa hundert alles Grundeigenthum und Vermögen, während 600 in drückender Armuth und Abhängigkeit lebten. Die Lage der armen Familien war um so trauriger, da das Land keine Gewerbsthätigkeit und nur sehr wenig Handel hatte. Auf der anderen Seite zeigten die reichen Familien großen Uebermuth und Verschwendung und ergaben sich der Schwelgerei und Weichlichkeit. Die alte Zucht und strenge Lebensweise war längst erloschen und an deren Stelle fremde Sitten und Laster getreten. Die Könige ahmten die üppigen Herrscher von Aegypten, Syrien und Macedonien nach; sie erlaubten sich Ausschweifungen, welche früher in Sparta unerhört waren und das Wesen des Staates an der Wurzel angriffen. Nichts zeigt jedoch die sittliche Entartung deutlicher als die Stellung der vornehmen Frauen; die Töchter der reichen Familien hatten Liebhaber in großer Zahl um sich; die Königinnen buhlten mit ihren nächsten Verwandten; und die reichen Erbinnen übten den größten Einfluß im Staate aus. Zu diesen sittlichen Uebelständen kam noch, daß die fünf jährlich neu erwählten

Ephoren die Könige und den Senat ganz von sich abhängig machten und sich eine große Gewalt anmaßten. Zwar hatte sich noch ein Rest des alten spartanischen Muthes erhalten, er zeigte sich aber in einem räuberischen Sinn, indem die Spartaner als Anführer von Söldnern theils im Dienste fremder Staaten, theils auf eigene Faust Raubzüge zu Wasser und zu Lande unternahmen. Es schien unmöglich den durch Schwelgerei und oligarchischen Druck tief gesunkenen spartanischen Staat wieder zu heben und bei den entarteten Spartanern die alte Einfachheit und Kraft wieder herzustellen. Dennoch wagte der König Agis III. (244—240 v. Chr.) den Versuch, den Staat zur alten Form und Ordnung zurückzuführen, um seiner Vaterstadt die frühere Bedeutung in Griechenland wieder zu verschaffen. Es sollten alle Schuldforderungen aufgehoben, die Zahl der eigentlichen Bürger durch Aufnahme der tüchtigsten Periöken und von Fremden auf 4500 gebracht, unter diese die Ländereien Lakoniens zwischen den arkadischen Gebirgen, dem Taygetus und Malea zu gleichen Loosen, das Land östlich vom Eurotas unter 15,000 Periöken vertheilt werden. Auch sollte die alte Lebensweise und die gemeinsamen Mahlzeiten wieder hergestellt, die Macht der Ephoren beschränkt und den Königen ihre früheren Rechte wieder gegeben werden. Agis büßte aber sein edles Streben mit dem Tode. Demohngeachtet wiederholte wenige Jahre nachher der König Kleomenes III. den Versuch. Agis hatte ohne Gewaltthat seinen Zweck zu erreichen gesucht; Kleomenes schlug einen anderen Weg ein. Nachdem er sich in einem Kriege mit den Achäern Ruhm erworben hatte, wählte er aus seinem zum Theil aus Söldnern bestehenden Heere eine tüchtige Schaar aus und zog mit dieser nach Sparta 226 v. Chr. Er ließ die Ephoren und deren Freunde zusammenhauen und vertrieb 80 der vornehmsten Oligarchen. Dann erklärte er alle Schulden für getilgt, gab sein Vermögen zum Besten des Staates her, vertheilte die Ländereien zu gleichen Theilen unter die Bürger, deren Zahl er auf 4000 streitbare Spartaner vermehrte, verbesserte das Kriegswesen, und führte die gemeinsamen Mahlzeiten und die übrige altspartanische Lebensweise wieder ein. Kleomenes gab durch seine Revolution und seine treffliche Kriegführung den Spartanern das verlorene Selbstvertrauen wieder und gewann durch Freundlichkeit und Einfachheit alle für sich. Als er im Kampfe mit den Achäern den größten Theil des Peloponnes unterwarf, rief Aratus den macedonischen König Antigonus Doson zu Hülfe und übergab diesem die Burg von Korinth. Der Krieg wurde mit der größten Grausamkeit und Erbitterung geführt und zeigt die große Entartung der damaligen Griechen. Kleomenes zog sich nach mehreren Verlusten nach Lakonien zurück und wurde von dem vereinigten achäischen und macedonischen Heere bei dem spartanischen Städtchen Sellasia 222 v. Chr. entscheidend geschlagen. Der größte Theil der Spartaner blieb auf dem Schlachtfelde; Sparta wurde von Antigonus ohne Widerstand eingenommen, die Einrichtungen des Kleomenes wieder aufgehoben und eine macedonische Besatzung nach Sparta gelegt. Kleomenes entkam nach Aegypten und fand dort ein trauriges Ende. In beständigen Kriegen wütheten die Griechen gegen einander und boten sich selbst der fremden Herrschaft dar, wie in der römischen Geschichte erzählt

werden wird. Nach der Zerstörung von Korinth 146 v. Chr. wurde Griechenland unter dem Namen Achaja zu einer römischen Provinz erklärt.

Die alexandrinische Bildung. Grammatik und Dichtkunst.

Die griechische Bildung verbreitete sich über viele durch Alexanders Eroberungen erst eröffnete Länder; aber in dem Maß, als sie sich ausbreitete, nahm sie an innerer Trefflichkeit ab. Der alte Geist und Sinn war erloschen, und Literatur und Kunst sank von der bewundernswürdigen Höhe herab, die sie in dem vorigen Zeitraume erreicht hatten. An die Stelle der aus Begeisterung hervorgehenden wahrhaft wissenschaftlichen Thätigkeit trat jetzt das systematische Ordnen, Sammeln und Beurtheilen der überlieferten Reichthümer. Man war zu kraftlos, zu sehr der Sinnlichkeit ergeben, um das Wahre und Schöne um seiner selbst willen zu lieben; man fand nur am Lesen Vergnügen und hatte das Bedürfniß, verfeinerten Sinnengenuß mit gelehrter Unterhaltung und geistiger Beschäftigung abwechseln zu lassen. Das Leben, der frische Geist und die ewig junge Natur sind die echten Quellen der Weisheit und der Dichtkunst; während die steifen Kreise der vornehmen Gesellschaft den Menschen nur im Masken-Anzuge zeigen und Bücher nur ein trübes Spiegelbild geben. Wo der Geist nur in Büchern und vornehmen Gesellschaften seine Nahrung sucht, da mangelt den Erzeugnissen Wahrheit, Kraft und Freiheit; sie sind nur Produkte der Gelehrsamkeit, der überreizten Phantasie und der Eitelkeit. Die mittlere Klasse des Volkes beschäftigte sich nicht mehr mit der Literatur; diese war nur theils ein Zeitvertreib für die vornehme Welt, theils in den Büchersaal des Stubengelehrten zurückgedrängt. In Alexandria war der Hof der Angelpunkt, um welchen die Literatur sich drehte, und Bücher die Quellen der Weisheit. Der Sitz der damaligen griechischen Bildung war Alexandria in Aegypten, und daher nennt man diese Bildung die alexandrinische. Es fehlte dieser Bildung die frische geistige Lebenskraft, welche früher die hellenische Welt durchdrungen hatte. Man war zunächst darauf bedacht, das, was die frühere Zeit hervorgebracht hatte, zu sammeln, zu ordnen und so der Nachwelt zu erhalten. Mit großem Eifer und unterstützt durch die Reichthümer freigebiger Fürsten suchten die alexandrinischen Gelehrten alle Erzeugnisse des griechischen Geistes in der Poesie und Wissenschaft in ihre Hände zu bringen und so aus der Zerstreuung und dem unvermeidlichen Untergang zu retten. Sie beschränkten sich aber nicht auf die bloße Anhäufung literarischer Schätze, sie suchten dieselben auch zu ordnen, ihren Text kritisch festzustellen und ihren Inhalt zu erläutern. Die damals erst entstandene Wissenschaft, welche alle zum Verständniß der älteren griechischen Schriftsteller nöthigen Kenntnisse umfaßte, nannte man Grammatik. Diese bezeichnete zunächst zwar die Wissenschaft der griechischen Sprache, vereinigte aber auch alle übrigen gelehrten Kenntnisse jener Zeit in sich, wie Kritik, Metrik, Alterthumskunde, Mythologie u. s. w. Die berühmtesten Grammatiker waren Zenodotus von Ephesus, der erste Vorsteher des Museums zu Alexandria, sein Schüler Aristophanes von Byzanz und dessen Schüler Aristarchus von Samothrace.

Den poetischen Leistungen dieser Zeit fehlt die dichterische Schöpferkraft. Der Sinn für das Wahre und Schöne in der Natur und im Leben war durch entnervenden Sinnengenuß, geisttödende Erwerbsucht und schwelgerischen Müssiggang erloschen; das Volksleben, welches dem griechischen Dichter so reiche Anregung gewährt hatte, war hinter den Glanz der Höfe und die sich vom Volke sondernde Gesellschaft der Gebildeten zurückgetreten. Die Dichter waren meistens gelehrte Männer von umfassenden Kenntnissen; sie wählten größtentheils Stoffe, welche ihnen Gelegenheit boten, ihre Kenntnisse an den Tag zu legen. Es fehlte ihnen aber lebendige Phantasie, Lebensfrische und produktive Kraft sowie eine einfache und natürliche Auffassung und Darstellung. Die Gedichte zeichnen sich zwar durch die Kunst des Versbaus, durch Glätte und Feinheit aus, sie leiden aber an einer gesuchten und gekünstelten Darstellung, an einem geschraubten Wesen und werden durch Ueberladung mit gelehrten Kenntnissen und historisch-mythologischen Notizen schwerfällig und dunkel. Die Gedichte waren oft nur leeres Versgeklingel oder mühselige geistlose Arbeiten, z. B. aus lauter einzelnen Versen Homers zusammengesetzt.

Dem Geiste der Zeit entsprach die neuere Komödie (S. 411). Das Interesse für das öffentliche Leben war erloschen; an dessen Stelle war das gesellige Leben getreten, dessen Kreis auch der der neueren Komödie ist. Diese vermeidet die persönliche Satire und stellt das Lächerliche des geselligen Lebens an allgemeinen Charakteren dar. Erwähnt die neuere Komödie einmal öffentliche Personen, so werden an ihnen doch nur Verstöße gegen die gute Gesellschaft getadelt. Die Komödie hörte auf eine Volksbelustigung zu sein, sie war nur ein Zeitvertreib für die Vornehmen, vor denen die Stücke aufgeführt oder vorgelesen wurden. Mit ihren scharfen Charakterzeichnungen, ihrem Sentenzenreichthum und ihren nicht selten schlüpfrigen Witzen belustigten sie die sogenannte gebildete Gesellschaft. Was man an einem Komödiendichter lobte, sieht man an dem, was Plutarch über Menander sagt: „Ueberall passe er am besten, im Theater, bei Unterhaltungen, Gastmählern, zu lesen, auswendig zu lernen und vorzutragen, der nützlichste aller griechischen Dichter.“ Die berühmtesten Dichter der neueren Komödie sind Menander aus Athen (geb. 342, gest. 290 v. Chr.) und Philemon aus Soli (gest. 262 v. Chr.). Beide Dichter dienten den römischen Komödiendichtern als Muster und wurden den angehenden Rednern empfohlen, theils wegen der vielen Sinnsprüche und moralischen Sentenzen, theils um an ihnen die scharfe Zeichnung der Charaktere zu lernen.

Als bukolischer oder Idyllen-Dichter zeichnete sich durch lebendige Darstellung und Natürlichkeit Theokrit von Syrakus aus, welcher in Sicilien, Kos und Alexandria in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts v. Chr. lebte. Zeitgenossen von ihm sind die Bukoliker Bion aus Smyrna und Moschus aus Syrakus. Hochgeachtet war zu Alexandria Kallimachus von Cyrene. Er hatte als einer der ersten Gelehrten, Kritiker und Dichter des alexandrinischen Zeitalters einen großen Namen, und es scheint ihm kein Zweig gelehrter Bildung fremd geblieben zu sein. Wir besitzen von ihm sechs Hymnen, welche ohne poetischen Schwung, aber voll gelehrter mythologischer

und anderer Notizen sind. Bedeutender scheinen seine Elegien gewesen zu sein, da Ovid und Catull sie als Muster betrachtet haben. Die 73 noch erhaltenen Epigramme des Kallimachus werden zu dem Besten und Vorzüglichsten gerechnet, was wir von dieser Dichtungsgattung von den Alten besitzen. Apollonius der Rhodier war zu Alexandria geboren und seine Blüthezeit fällt in die Jahre 247 bis 204 v. Chr. Er war ein Schüler des Kallimachus; seine Bewunderung der einfachen Darstellungsweise der alten Epiker und sein Bestreben, diese nachzuahmen, scheinen ihn aber mit seinem Lehrer entzweit zu haben. Er begab sich nach Rhodus und erwarb sich daselbst durch sein Gedicht Argonautika und durch rhetorische Vorträge großen Beifall. Später kehrte er nach Alexandria zurück und wurde der Nachfolger des Kallimachus in dem Amte des Bibliothekars. Apollonius gehört zu den besten Dichtern der alexandrinischen Zeit und es ist ihm einigermaßen gelungen Homer nachzuahmen. Sein Gedicht Argonautika erzählt ohne Verwickelung die Argonautenfahrt; der Hauptheld Jason erregt zwar kein großes Interesse, aber die Schilderung der Medea ist gelungen. Einzelne schöne Episoden gewähren dem Ganzen Leben, und überall sind Mythen und Beschreibungen von Gegenden eingeflochten. Die Sprache ist bei aller Aehnlichkeit mit der homerischen doch gesuchter, künstlicher und mitunter schwerfällig. Eine Vergleichung läßt das Künstliche und Rhetorische des Apollonius und die einfache Sprache und den natürlichen Versbau Homer's deutlich erkennen. Auf die römische Poesie hat Apollonius großen Einfluß ausgeübt, und Virgil hat ganze Reihen von Bildern aus ihm entlehnt. — Von Lykophron aus Chalcis auf Euböa, welcher als gelehrter Grammatiker und Dichter in Alexandria lebte, haben wir noch ein Gedicht Kassandra, welches eine ununterbrochene Weissagung der Kassandra über den Untergang Troja's und die Schicksale der verschiedenen trojanischen und achäischen Helden enthält. Das Gedicht ist ein Schatz der seltensten Mythen und von geographischen und geschichtlichen Nachrichten, es ist aber auch voller Räthsel und Dunkelheiten.

Geschichte, Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaften.

Für geschichtliche Belehrung und wahre Auffassung der wirklichen Welt war die alexandrinische Zeit wegen ihrer Unterhaltungssucht und wegen der Eitelkeit der Gelehrten nicht empfänglich. Statt der Geschichte ihrer Zeit behandelten die rhetorischen Schriftsteller jener Zeit mit Mythen durchflochtene Urgeschichten, welche sie durch Erdichtungen und Mährchen interessant zu machen suchten. Timäus aus Tauromenium in Sicilien, welcher ohngefähr von 352 bis 256 v. Chr. lebte, schrieb die Geschichte Siciliens von der ältesten Zeit bis zur 129sten Olympiade. Er scheint mehr Beruf zum gelehrten Sammler als zum historischen Forscher gehabt zu haben und ist von Polybius wegen seiner Verstöße gegen die geschichtliche Wahrheit sehr getadelt, doch auch wegen der chronologischen Sichtung des reichen historischen Stoffes gelobt worden. — Euhemerus aus Sicilien unternahm auf Kassanders Befehl eine Entdeckungsreise um die Küsten Arabiens bis nach Indien. Er schrieb eine heilige Geschichte, in welcher er durch erdichtete Urkunden und Inschriften nachzuweisen suchte, daß die griechischen Götter nur vergötterte Menschen

wären", und daß namentlich Zeus ein großer Eroberer gewesen und auf Kreta begraben sei. — Berosus, ein Priester des Belus-Tempels zu Babylon (um 260 v. Chr.), hat in griechischer Sprache drei Bücher babylonischer Geschichte geschrieben. — Manetho, ein ägyptischer Priester, hat eine Geschichte Aegyptens von den ältesten Zeiten bis zur Eroberung Alexanders verfaßt und zu seinem Werke die ägyptischen Tempelarchive benutzt.

Von den philosophischen Systemen dieser Zeit haben die Lehren Epikur's und die Zeno's die meisten Anhänger gefunden. Epikur war 342 v. Chr. zu Samos von athenischen Eltern geboren, kam in seinem 18ten Jahre nach Athen, verließ es aber bald wieder und lebte dann in Kolophon, Mytilene und Lampsakus. Erst 307 v. Chr. kehrte er nach Athen zurück, kaufte sich einen mitten in der Stadt gelegenen Garten, lebte hier mit seinen drei Brüdern und zahlreichen Schülern und Freunden in stiller und zufriedener Zurückgezogenheit und starb mit der Ruhe eines wahren Philosophen als ein Greis von 72 Jahren 270 v. Chr. So sehr Epikur sich seiner Selbständigkeit in der Philosophie rühmt, so zeigt doch seine Lehre einen inneren Zusammenhang mit anderen philosophischen Schulen jener Zeit. Schon die äußeren Zeitverhältnisse riefen das Bestreben hervor, die innere Freiheit des Einzelnen durch feste Grundsätze gegen jeden Einfluß und Zwang von außen wie von innen zu sichern und dadurch dem Menschen völlige Unabhängigkeit, Selbstgenügsamkeit, Zufriedenheit und damit das höchste Glück zu verschaffen. Die Ethik ist für Epikur der Haupt- und Mittelpunkt der ganzen Philosophie. In der Ethik aber ging Epikur offenbar von der Lehre der Cyrenaiker aus, welche die Lust als höchste Glückseligkeit und letztes Ziel menschlichen Strebens aufgefaßt hatten. Epikur ging aber weiter und setzte diese Lust nicht in eine bloß momentane und vorübergehende, in eine körperliche oder sinnliche Lust, sondern er faßte sie als eine bleibende und unvergängliche, in den reineren und edleren Genüssen der Seele liegende auf. In dem Freisein von allen schmerzhaften, die Zufriedenheit störenden Zuständen, in der Seelenruhe und dem inneren Frieden fand er das höchste Glück. Die Erreichung einer solchen vollkommenen Glückseligkeit war nach seiner Ansicht die Aufgabe der Ethik, welche deshalb die höchste Wissenschaft, die eigentliche Philosophie ist Zu jener Seelenruhe gehört aber Erkenntniß und Einsicht, die alles Guten Anfang ist, aus der alle Tugenden hervorgehen und die selbst als höchstes Gut bezeichnet wird. — Epikur war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller und soll 300 Bände geschrieben haben. Er hat zahlreiche Schüler gefunden, ist aber auch sehr angefeindet worden, weil man seine Lehre oft nur oberflächlich aufgefaßt hat.

Den Gegensatz zu der Lehre Epikurs bildet die stoische Philosophie. Der Stifter derselben ist Zeno, welcher ohngefähr 340 bis 260 v. Chr. in Athen lebte. Erst in höherem Mannesalter trat Zeno unter großem Zulauf als Lehrer in der Stoa Poikile auf, und nach dieser Stoa wurde seine Schule die stoische genannt. Zeno hat zwar die Grundzüge des Systems entworfen, aber der innere Ausbau des stoischen Systems ist das Werk des Chrysippus (280 bis 210 v. Chr.). Der Stoiker findet in der Selbstgenügsamkeit

des tugendhaften Handelns, in dem Selbstgefühl der eigenen Weisheit und Trefflichkeit das Ziel seines Strebens und seine höchste Befriedigung. Die stoische Lehre verlangt eine ideale sittliche Kraft, welche mit den Bedingungen des wirklichen Lebens nicht vereinbar ist; sie ist ein alle sittlichen Forderungen überspannender Rigorismus. Die Philosophie ist nach der Lehre der Stoiker ebensosehr Streben nach Weisheit als Streben nach Tugend und Uebung der Tugend, und diese ist die einzige wahrhaft nützliche Kunst. Die Welt ist ein nach ewigen Gesetzen harmonisch geordnetes Ganze. Für den Menschen giebt es nichts Höheres als in Uebereinstimmung mit der allgemeinen Natur zu leben; darin besteht für ihn das höchste Gut und seine Glückseligkeit, und das ist auch die höchste sittliche Forderung. Das vernunftgemäße und tugendhafte Handeln ist dasjenige, welches die Naturgemäßheit zum einzigen Motiv und Maßstab hat, und hierin, in dem Guthandeln, seine einzige Befriedigung findet. Die Glückseligkeit besteht nicht in der Lust, sondern in dem sittlichen Leben. Die Tugend ist nicht bloß das höchste, sondern auch das einzige Gut; nur das sittlich Gute hat Werth, ist allein um seiner selbst willen begehrungswürdig; das sittlich Schlechte ist allein ein Uebel. Tugend ist nicht eine durch Uebung zu erlangende und zu vermehrende Fertigkeit, sondern eine unveränderliche Gemüthsverfassung, und zwar diejenige, bei welcher die Vernunft zur Herrschaft gelangt ist. Sie ist keiner Steigerung und Minderung fähig, und daher sind alle Tugenden und alle Laster, alle Tugendhafte und alle Lasterhafte einander gleich. Wer eine Tugend besitzt, besitzt alle. Der Tugendhafte ist vollkommen glücklich; er ist über jedes äußere Geschick erhaben, mitten im Schmerz wird er glücklich sein. Er ist frei von allen Leidenschaften, von Furcht und Begierde; seine immer sich gleich bleibende Stimmung ist vollkommene Ruhe, nil admirari, nihil metuere. Er hat Gott in sich, ist selbst göttlich, weiß sich ebenso groß, vollkommen, selig wie Zeus. Aus der Unerreichbarkeit der Tugend und aus der Unerfüllbarkeit der von den Stoikern gestellten sittlichen Forderungen folgt consequent die Flucht aus diesem Leben, wie den Stoikern schon im Alterthum vorgeworfen worden ist.

Die vielen sich widersprechenden Lehren der Philosophen mußten den Zweifel erregen, ob denn überhaupt der menschliche Verstand etwas Gewisses zu erkennen vermöge. Man nannte diejenigen Philosophen, welche die Möglichkeit eines objektiven Wissens bestritten, Skeptiker. Als der Erste von diesen wird Pyrrho aus Elis, ein Zeitgenosse Alexanders, bezeichnet. Die Skeptiker behaupteten, daß kein objektives Wissen möglich sei, und daß deshalb die wahre Weisheit in der Gleichgültigkeit gegen alles Aeußere und in einer unerschütterlichen Gemüthsruhe, und in dieser das wahre Glück bestehe.

Bei der Richtung der alexandrinischen Zeit auf das Nützliche und Brauchbare wurden alle diejenigen Künste und Wissenschaften, welche mit dem äußeren Leben, mit den Gewerben, dem Handel, der Schifffahrt, dem Bauwesen und der Kriegskunst in Verbindung stehen, wie Mathematik, Mechanik, Physik und Arzneikunde, rasch und in hohem Grade entwickelt. Die Griechen der alexandrinischen Zeit haben in den mathematischen und physikalischen Wissenschaften so Bedeutendes geleistet, daß sie die Lehrer der Römer, der Araber

und des christlichen Mittelalters geworden sind. Die ersten Ptolemäer förderten die Naturwissenschaften dadurch, daß sie naturhistorische Sammlungen anlegen und seltene Thiere in Alexandria unterhalten ließen. Die Heilkunde hatte bereits Hippokrates von Kos (460 bis 377 v. Chr.) zum Range einer Wissenschaft erhoben. Aber erst unter den Ptolemäern bekam diese Wissenschaft durch Ausbildung der Anatomie eine feste Grundlage. Die Aerzte erhielten, begünstigt durch die einheimische Sitte des Einbalsamirens, die erste Gelegenheit zur Untersuchung menschlicher Leichen, ja die Anatomen sollen sogar an lebenden Verbrechern Sectionen vorgenommen haben. Die beiden Aerzte Erasistratus und Herophilus erwarben sich durch ihre anatomischen Entdeckungen große Verdienste. Dioskorides erlangte durch seine Pflanzenkunde Berühmtheit. Euklides stellte zuerst ein mathematisches Lehrgebäude auf, welches die Arithmetik, die Geometrie und die Stereometrie umfaßte, und erfand für die Mathematik eine Methode, welche bis in unsere Zeit ihre Bedeutung behalten hat. Wegen der Wichtigkeit der Mathematik für die Schifffahrt und die Gewerbe wurden auch in Rhodus, Byzanz und vielen kleinasiatischen Seestädten Lehranstalten der Mathematik errichtet. Aratus aus Soli in Cilicien, welcher in Macedonien am Hofe des Antigonus Gonatas lebte, bearbeitete in einem aus zwei Theilen bestehenden Gedichte oder in zwei Gedichten zwei Schriften des ausgezeichneten Mathematikers und Astronomen Eudoxus von Knidus. In dem ersten Gedicht handelt Aratus von der Stellung und den Bewegungen der Sterne, insbesondere ihrem Auf- und Untergang, wodurch die Abtheilungen der Zeit, sowie die Jahreszeiten bestimmt werden; in dem andern Gedicht folgen dann die Regeln der Witterung und die Bestimmung derselben nach den Einwirkungen der Gestirne, der Atmosphäre u. s. w. Aratus war kein Astronom, und sein Gedicht zeigt den Mangel an tieferen astronomischen Kenntnissen; hingegen zeichnet es sich durch einfache und reine Sprache und durch den Versbau aus. Das Gedicht fand großen Beifall, es wurde eine Art Handbuch für Gebildete und hat sehr viel zur Verbreitung astronomischer Kenntnisse beigetragen. Es ist von Griechen in einer Reihe von Schriften erklärt und auch von Römern mehrmals übersetzt worden. Ein sehr gelehrter und vielseitig gebildeter Mann war Eratosthenes. Er war 276 v. Chr. in Cyrene geboren, erhielt seine erste Bildung in seiner Vaterstadt, lebte dann in Athen und wurde wegen seiner umfangreichen Gelehrsamkeit von Ptolemäus III. nach Alexandria berufen, wo er Vorsteher der dortigen Bibliothek war und als ein achtzigjähriger Greis starb. Eratosthenes galt schon im Alterthum für einen höchst gelehrten und in den verschiedensten Zweigen des menschlichen Wissens wohl bewanderten Mann. Er soll sich zuerst den Namen eines Philologen beigelegt haben. Sein Hauptverdienst und der Glanzpunkt seiner gelehrten Thätigkeit ist die Erweiterung und Ausbreitung der geographischen und mathematischen Wissenschaften. Eratosthenes hat zuerst die Geographie systematisch und als Wissenschaft behandelt. In einem umfangreichen Werke, welches er Geographika betitelte, besprach er im ersten Buche die physische Geographie; er beschäftigte sich mit der Gestalt und Beschaffenheit der Erde, welche ihm eine unbeweglich

stehende Kugel war. Das zweite Buch enthielt die mathematische Geographie, und in diesem versuchte Eratosthenes den Umfang der Erde nach Länge und Breite zu bestimmen. In dem dritten Buche behandelte er die politische Geographie und lieferte aus zahlreichen Reisewerken eine eigentliche Erdbeschreibung. Um die Lage der Orte genauer zu bestimmen zog er eine Parallele mit dem Aequator, welche von Gibraltar ausgehend bis nach China reichte und so die ganze Breite des bewohnten Landes in zwei Hälften theilte. Auch unternahm es Eratosthenes eine neue berichtigte Karte zu entwerfen, in welche Städte, Seen, Berge u. s. w. nach neuen Messungen und Beobachtungen eingezeichnet waren. In einem größeren Gedicht handelte Eratosthenes von der Bildung des Erdkörpers und von dessen Temperatur, über die verschiedenen Zonen, über die verschiedenen Sternbilder u. s. w. In das Gebiet der Mathematik gehört sein Versuch zur Lösung der Aufgabe von der Verdoppelung des Würfels. Auch über Gegenstände der Moralphilosophie sowie ein Werk über Chronographie, in welchem er die bedeutenderen Ereignisse nach ihrer Zeit festzustellen suchte, ferner über die Komödie, über Homer und dessen Poesie hat Eratosthenes Werke geschrieben. Er war ein Mann von sehr umfassender Gelehrsamkeit und von scharfem Verstande. Um die Mathematik, Astronomie und Mechanik erwarb sich Archimedes die größten Verdienste. Er war 287 v. Chr. in Syrakus geboren, machte seine Studien in Alexandria, lebte dann in seiner Vaterstadt und fand bei der Eroberung von Syrakus 212 v. Chr. seinen Tod. Er hat das Verhältniß des Durchmessers zum Umfange des Kreises bestimmt und auf die sogenannte Ausrechnung des Unendlichen geleitet; er hat das Planetarium, durch welches er die Bewegung der Himmelskörper anschaulich machte, ferner die Theorie des Flaschenzuges, die Schraube ohne Ende und wahrscheinlich auch die Wasserschraube oder archimedische Schnecke erfunden. Die letztere ist eine schneckenförmig ausgehöhlte Maschine, in welcher, wenn sie mit dem einen Ende im Wasser steht und beständig umgedreht wird, das Wasser aufsteigen muß. Archimedes ist der Gründer der Statik oder der Wissenschaft von den Gesetzen des Gleichgewichts der Körper und hat zuerst die Bedeutung und die Lage des Schwerpunkts der Körper erkannt. Er hat auch das Verhältniß des Körperraums zwischen einer Kugel und einem Cylinder bestimmt, wenn die Grundfläche des letzteren mit dem Hauptkreise der Kugel und seine Höhe mit ihrem Durchmesser übereinstimmt. — Durch die Erfindung des gekrümmten Hebers, der Wasserorgel und des Heronsbrunnens machten sich Hero und sein Lehrer Ktesibius berühmt, sowie Apollonius von Perga durch sein Werk von den Kegelschnitten.

Der größte Astronom und der Begründer der wissenschaftlichen Astronomie war Hipparchus aus Nicäa in Bithynien, welcher zwischen 160 bis 125 v. Chr. gelebt hat. Er hat zuerst genauer die Länge des Sonnenjahrs und die Dauer des Mondumlaufs bestimmt und die Sonnen- und Mondtafeln berechnet. Er hat vermittelst der von ihm erfundenen Instrumente, des Astrolabiums und der Dioptra, eine Zählung der Fixsterne und eine Bestimmung ihrer Orte und scheinbare Größen versucht und zuerst die Sternbilder auf

einen Globus gezeichnet und somit den Planiglobus erfunden. Er hat das sogenannte Vorrücken der Nachtgleichen oder die Veränderungen in der scheinbaren Bewegung der Fixsterne entdeckt. Auch die ebene und sphärische Trigonometrie muß Hipparch bereits gekannt und angewendet haben. Um die Geographie erwarb er sich ein großes Verdienst, indem er mit Hülfe der Astronomie die geographische Länge und Breite eines Ortes zu bestimmen lehrte.

Die Gründung neuer Städte und Heiligthümer und die Höfe der Ptolemäer, der Seleuciden und andrer Fürsten gaben der Kunst reichliche Beschäftigung. Die griechischen Künstler wurden zwar durch die kolossalen Kunstwerke des Orients zum Wetteifer in Kolossalität und Pracht angeregt, sie bewahrten aber den griechischen Kunststil; das eigentliche Griechenland blieb der Sitz des Kunstbetriebs und in keiner der griechisch-orientalischen Residenzstädte entstand eine namhafte Kunstschule. Im Anfange dieser Periode waren die Kunstschulen Griechenlands in einem bluhenden Zustande; es blieb aber nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf die Kunst, daß sie bald der Schmeichelei knechtisch gesinnter Städte dienen, bald die Launen prunkliebender Fürsten befriedigen mußte. Die schaffende Thätigkeit, welche für eigenthümliche Ideen eigenthümliche Gestalten hervorbringt, ermattet in ihrem Schwunge, und auch in den besseren Werken dieser Zeit zeigt sich das Streben nach Effekt. Die Kunstwerke sind bald phantastisch, bald weichlich und nur auf Sinnenreiz berechnet, bald im größten, bald im kleinsten Maße ausgeführt. Die Baukunst ist nicht bloß in der Aufführung von Tempeln sondern noch mehr für die Bequemlichkeit des Lebens und den Luxus der Fürsten thätig. Das durch Pracht und Solidität der Gebäude ausgezeichnete Alexandria wird ein Muster für andere Städte. Die Zimmer werden glänzend eingerichtet, prachtvolle Grabdenkmäler aufgeführt und selbst die zum Verbrennen bestimmten Scheiterhaufen mit unsinnigem Aufwande emporgethürmt. Die Mechanik baut kunstreiche Wagen, Kriegsmaschinen und Riesenschiffe. Die Kunst.

In der plastischen Kunst zeichnete sich im Anfange dieses Zeitraums die sicyonische Schule aus, welche den Erzguß in früherer Vollkommenheit und edlem Stile betrieb. Von der sicyonischen Schule ging die rhodische aus. Chares von Lindus verfertigte den 70 Ellen hohen Sonnenkoloß zu Rhodus. Auch ist wahrscheinlich der berühmte Laokoon, welcher sich noch jetzt in Rom im Vatikan befindet, ein Werk der rhodischen Schule. Auch Athen hatte noch ausgezeichnete Bildhauer. Kleomenes, der Sohn des Apollodorus und der würdige Nachfolger des Praxiteles, ist der Verfertiger der mediceischen Venus. Zahlreich waren in dieser Zeit besonders die Portraitstatuen, in denen ein edler Stil vorherrschend blieb. Auch wurde der Charakter der Darzustellenden mit Geist und Leben aufgefaßt. Es wurden auch noch kolossale Statuen aus Gold und Elfenbein in den Tempeln aufgestellt. Ciselirte Gefäße (argentum caelatum) wurden in Syrien, Kleinasien und Sicilien in großer Menge gefertigt. Geschnittene Steine wurden nicht bloß zu Siegelringen benutzt, sondern auch Becher, Krateren, Leuchter und andere Arbeiten aus edlen Metallen damit geschmückt und deshalb

wurden die Gemmen auch erhaben geschnitten (Kameen) und dazu gern farbige Onyre genommen. In den Münzen zeigt sich ein allmäliges Sinken der Kunst. Die Malerei wurde zwar eifrig geübt, aber die großen Meister der zunächst vorhergegangenen Zeit wurden nicht erreicht. Die Gemälde dienen einer niedrigen Sinnlichkeit und zeigen das Streben nach Effekt; auch stellen sie oft Karikaturen und Travestien mythischer Gegenstände dar.

Geschichte der Römer.

Wichtigkeit der römischen Geschichte.

Die Geschichte aller Völker der alten Welt endigt in der von Rom, und die aller neueren Völker beginnt mit der von Rom und steht mit dieser im Zusammenhange. Wie das Meer die Ströme, so nimmt die römische Geschichte die aller anderen Völker auf, welche früher in den Ländern um das Mittelmeer genannt worden waren. Von einer kleinen Niederlassung auf dem palatinischen Hügel an der Tiber breitete sich das römische Volk im Verlaufe von Jahrhunderten so weit aus, daß es zur Zeit des Augustus fast alle damals bekannten Völker der Erde beherrschte. Rom wurde die Beherrscherin der Völker vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne. Kein Reich hat einen größeren Umfang, keines eine längere Lebensdauer gehabt. Das ganze westliche Europa nahm die Sprache, Bildung und Sitten der Römer an, und seine Einwohner betrachteten sich als Römer. Merkwürdiger als durch die Herrschaft, welche Rom durch die Gewalt der Waffen über andere Völker erlangt hat, ist es durch sein inneres Staatsleben, seine Einrichtungen, Sitten und Gebräuche und durch seinen Einfluß geworden, welchen es hierdurch auf alle folgenden Zeiten bis auf die Gegenwart ausgeübt hat. In der ältesten Zeit ein schlichtes und einfaches Volk von Landleuten, deren höhere Bestrebungen neben der Uebung der Tapferkeit im Kriege allein auf die Ausbildung der Staatsverfassung gerichtet waren, bewahrte es Jahrhunderte hindurch, treu den Sitten und der Religion seiner Väter, die Tugenden der Einfachheit und Unverdorbenheit. Als endlich nach der Besiegung von Karthago, Griechenland und Asien mit den Schätzen und Reichthümern der unterworfenen Völker auch Luxus, Prachtliebe und verdorbene Sitten nach Rom kamen, vereinigten die Römer mit den Lastern doch auch die Vorzüge des feineren Lebens in der Liebe zur Wissenschaft und Kunst. Und haben sie auch nicht in allen Theilen derselben sich gleichmäßig ausgezeichnet und nicht in allen die Griechen erreicht, so sind ihre Leistungen doch immer sehr bedeutend, ja in den mehr das praktische und das Staatsleben betreffenden Künsten und Wissenschaften, wie in der Baukunst, Gesetzgebung, Beredtsamkeit und Geschichtschreibung stehen sie neben, in Beziehung auf Gesetzgebung noch über den Grie-

chen. Selbst als die äußere Macht des römischen Reiches längst gebrochen war, dauerte ihre Thätigkeit für Gesetzgebung noch fort, und sie haben in dieser so Ausgezeichnetes geleistet, daß ihre Gesetzsammlung fur alle folgenden Zeiten ein Muster und sogar jetzt noch brauchbar und für Millionen von Menschen gültig ist. Eine solche Entwickelung ist ohne Vergleich in der Geschichte der Menschheit. Vor diesem Stern erbleichen und verschwinden alle andern. Außerdem müssen wir die Größe der einzelnen Individuen und ihrer Thaten bedenken, und die Ereignisse, welche an Großartigkeit alle andern übertreffen. Alles dieses giebt der römischen Geschichte die größte Wichtigkeit. Die Römer verdienen schon an und für sich als ein merkwurdiges und hochgebildetes Volk die größte Beachtung; sie verdienen diese aber auch deshalb, weil von ihnen die Bildung zu den meisten Völkern Europas gekommen ist, und weil wir selbst jetzt noch manche Einrichtungen bewahren, welche einst unsere Vorfahren von den Römern angenommen haben.

Das Land Italien.

Der Name Italia wurde zuerst nur dem südlichsten, von den Italern bewohnten Theile der Halbinsel beigelegt und erst später auf das ganze von den Apeninnen umschlossene Land übergetragen. Auf Etrurien wurde er erst nach dessen völliger Besiegung durch die Römer, auf das von Galliern, Ligurern und Venetern bewohnte Land zwischen den Apenninen und den Alpen erst seit ohngefähr 120 v. Chr. ausgedehnt. Italien wird im Norden von den Alpen, im Westen, Süden und Osten vom Meere begrenzt; es wurde von den Römern in das cisalpinische Gallien (das heutige Oberitalien), in das eigentliche Italien (Mittelitalien) und in Großgriechenland (Unteritalien) eingetheilt. Seiner natürlichen Beschaffenheit nach zerfällt Italien in zwei Theile, das kontinentale Italien und die eigentliche Halbinsel. Das kontinentale Italien wird im W., N. und O. von dem halbkreisförmigen Gürtel der Alpen, welche sich von der Küste des ligurischen Meeres bis zu der des adriatischen erstrecken, im Süden von den Apenninen begrenzt. Die Alpen haben die Eigenthümlichkeit, daß sie nach N. sich in Vorketten abstufen und allmälig verflachen, nach S. steil abfallen. Oberitalien oder die lombardische Ebene ist ein wasserreiches und fruchtbares Tiefland von 600 Quadratmeilen; es wurde von den Römern Gallia cisalpina genannt, auch Gallia togata, im Gegensatz des jenseitigen braccata. Der Hauptstrom ist der Padus (Po); er entspringt auf den westlichen Alpen, strömt von Westen nach Osten mitten durch das Land und theilt dieses in zwei Theile, Gallia transpadana, den nördlichen, und cispadana, den südlichen. Der Po nimmt auf von Norden her: den Ticinus (Ticino), welcher durch den Lacus Verbanus (Lago maggiore) fließt, den Addua (Adda), welcher durch den Lacus Larius (Lago di Como), den Ollius (Oglio), welcher durch den Lacus Sebinus (Lago d'Iseo), und den Mincius (Mincio), welcher durch den Lacus Benacus (Lago di Garda) fließt. Von Süden her ergießt sich in den Po die Trebia. Nordöstlich vom Po ergießt sich in das adriatische Meer der Athesis (Adige, Etsch).

Die eigentliche Halbinsel ist fast lauter Gebirgsland; auf etwa 5000 Quadratmeilen wenig über 100 Quadratmeilen Tiefland. Die

Gestaltung der Halbinsel ist ganz durch den Gebirgszug der Apenninen und ihrer Verästlungen bedingt. Man unterscheidet vier Hauptmassen, die ligurischen Apenninen am Golf von Genua, welche steil gegen das schmale Küstenland abfallen; die etruskischen zwischen den Quellen der Trebia und des Tiberis; die römischen mit vulkanischer Beschaffenheit mit dem Lacus Trasimenus bei Perugia, dem Lacus Vulsiniensis bei Bolsena, dem Albanersee und dem See Regillus; die neapolitanischen Apenninen oder die wilde Gebirgslandschaft der Abruzzen, die Heimath der kriegerischen Samniten und Marser am Lacus Fucinus (Lago di Celano). Die höchsten Gipfel der Apenninen liegen nicht im Hauptkamm, sondern seitwärts, östlich der über 9000 Fuß hohe Gran Sasso d'Italia. Im Süden theilen sich die Apenninen in zwei Zweige, welche in einem Halbkreise den tarentinischen Meerbusen umgeben. Der Gebirgszug der Apenninen ist auf der Ostseite hoher und tritt der Küste näher, so daß sich weder Raum für selbständige Berggruppen, noch für größere Flüsse findet. Die schmale Ostküste ist dem Verkehre vom Gebirge her weniger offen und auch das Adriameer der Schifffahrt weniger günstig. Auf der westlichen Seite bleibt das Gebirge dem tyrrhenischen Meere ferner, und es giebt auf dieser breiteren Küste bedeutende Vorketten und Verzweigungen, sowie auch größere Flüsse. Die Westküste ist wärmer und feuchter, fruchtbarer und für den Verkehr in's Innere geeigneter. Daher war hier von Alters her der Sitz der italischen Kultur. Unter den östlichen Küstenflüssen ist nur der Aufidus (Ofanto), in der apulischen Ebene durch die Schlacht bei Cannä bemerkenswerth. Nach der Westküste fließt der Arnus, an dessen Mündung die Sümpfe von Pisa und die Maremmen liegen. Der Hauptfluß Mittelitaliens ist die Tiber, welche die Grenze zwischen Etrurien und Latium bildet. Südlich von der Tibermündung breiten sich die Ebenen der römischen Campagna aus und längs der latinischen Küste bis Terracina oder dem alten Anxur die pontinischen Sümpfe. Der Liris (Garigliano) und der Vulturnus durchströmen die vulkanische, fruchtbare Ebene von Kampanien, auf welcher sich der Vesuv erhebt. In den Golf von Salerno mündet der Silarus (Selo).

Südwestlich von Italien und nur durch das Fretum Siculum (die Meerenge von Messina) von demselben getrennt liegt die Insel Sicilien. Sie hat die Gestalt eines Dreiecks (daher Trinakria genannt), dessen Spitzen die Vorgebirge Pachynum im S., Pelorum im O., Drepanum und Lilybaeum im W. sind. Der nördliche Theil der Insel ist gebirgig und im O. nahe an der Meerenge erhebt sich der 10,000 Fuß hohe Feuerberg Aetna. Die große Fruchtbarkeit machte die Insel im Alterthum zu einer ergiebigen Kornkammer der Römer. Südlich von Sicilien liegt Melite (Malta), westlich die ägatischen, nördlich die liparischen Inseln. Westlich von Mittelitalien liegt Sardinien; es war sehr fruchtbar, auch reich an Silber und Edelsteinen, die Einwohner aber wegen ihrer Tücke und Feigheit verrufen. Nur durch eine Meerenge wird von Sardinien getrennt die gebirgige Insel Korsika, deren Einwohner einen trotzigen und verschlossenen Charakter hatten. An der Westküste von Italien liegen ferner die kleinen Inseln Capreä (Capri), Pithekusa (Ischia) und das eisenhaltige Ilva (Elba).

Italien gehört zu den reichsten und fruchtbarsten Ländern. Die Milde des Klima's und die Güte des Bodens gewährten Früchte aller Art und gute Weiden. Die älteste Bevölkerung trieb vorzugsweise Ackerbau und Viehzucht. Hirse scheint die Hauptfrucht der Po-Ebene gewesen zu sein, Dinkel oder Spelt des mittleren Italiens, während Kampanien Waizen von besonderer Güte erzeugte, und in Sicilien der Waizen wild wuchs. Das mittlere Italien war reich an wohlschmeckendem Obste; Wein, Feigen und Oliven gediehen am besten in den südlichen Gefilden Kampaniens und Großgriechenlands. Die Korsen lebten gleich den Sarden in ihrem Berglande mehr von Viehheerden; ihr Honig stand wegen seines herben Geschmackes hinter dem von Hybla in Sicilien zurück, aber ihr Harz zum Auspichen der Weinfässer kam dem vom Silawalde in Bruttium gleich. Um Tarent bluhte der Gartenbau, Hipponium bot liebliche Blumen dar, in Pästum blühten jährlich die Rosen zweimal. In den fetten Wiesengründen Umbriens weidete das Opfervieh; die Eichenforste Mittelitaliens luden zur Schweinezucht ein; in der Ebene Oberitaliens beschäftigte man sich vorzüglich mit der Schaf- und Ziegenzucht. Zur Rinderzucht und Jagd benutzte man vorzüglich die Waldungen in Lukanien und Bruttium, doch weidete man daselbst auch in der heißen Jahreszeit das feine Wollenvieh, welches man in Kalabrien für die Webereien in Tarent zu ziehen bemüht war. Die Pferdezucht gedieh am besten in Sicilien, doch lieferte auch Venetien einen dauerhaften und flüchtigen Schlag von Pferden, wie Ligurien gute Maulthiere. Das tyrrhenische Meer zeichnete sich durch seine Schalthiere aus, das adriatische durch große Fische und Seevögel. Den Po empfahlen seine Schwäne. Die Waldungen im diesseitigen Gallien, bei Luna und bei Pisa in Etrurien lieferten Schiffs- und anderes Bauholz. Die Steinbrüche bei Luna, Gabii und Tibur gaben gutes Material für den Häuserbau. Etrurien war durch mineralische Quellen und Bäder ausgezeichnet; auch Neapel hatte warme Bäder, ebenso Sinuessa und Anxur. Viel besucht waren auch die Bäder auf der vulkanischen Insel Pithekusa; der beliebteste Badeort aber war das reizende Bajä in Kampanien, zugleich ein Ort der Ueppigkeit und der Ausschweifung. Etrurien und Sardinien lieferten Seesalz, Etrurien und Umbrien hatten Kupferbergwerke; Eisen wurde von der Insel Elba geholt und an der etrurischen Küste geschmolzen. Blei fand sich auf der Bleiinsel bei Sardinien, Silber in Sardinien, Gold in Oberitalien. Die Gallier in Oberitalien zeichneten sich durch ihre goldenen Halsketten und Armbänder, die Umbrer durch ihr schweres Kupfergeld, die Tusker durch ihre Bronzen aus. Ligurien endlich lieferte Marmor und feine Holzarten. Die Natur Italiens hat aber auch ihre schlimmen Seiten; bald bricht das unterirdische Feuer der Vulkane gewaltsam hervor; bald stürzen sich plötzliche Wasserfluthen der Alpenströme und apenninischen Bergwasser über die gesegneten Fluren. Der Westen Mittelitaliens wird häufig von ungeheuren Regengüssen heimgesucht. Starke Gewitter sammeln sich zu allen Zeiten am Saume der Gebirge und entladen sich mit der Wuth von Orkanen; nicht selten wird das Land durch Donner und Blitz aus heiterm Himmel in Erstaunen gesetzt. Der rasche Wechsel der glühenden Hitze und eisigen Kälte erzeugt gefähr-

liche Fieber; der Gluthhauch des Scirokko erschlafft die Menschen und versengt die Pflanzen. Nicht bloß die pestilenzialischen Ausdünstungen der Maremmen und der pontinischen Sümpfe bringen Krankheit und Tod, sondern die Malaria, welche den Keim des Verderbens in die frischeste Brust versenkt, ist mit ihrem Pesthauche über einen großen Theil des Flachlandes von Italien verbreitet. Die schroffen Gegensätze in der Natur des Landes haben auch dem Charakter der Bevölkerung etwas Gewaltsames und Leidenschaftliches mitgetheilt. In Beziehung auf die Küstenentwickelung steht Italien den günstigen Verhältnissen Griechenlands bei weitem nach. Im Norden wird Italien durch die Alpenkette von dem kontinentalen Europa getrennt, aber nicht gänzlich abgeschnitten. Eine Straße führte längs der ligurischen Küste nach Gallien, und im Osten führten aus den Tiefebenen der Donau, Sau und Drau alte Völkerstraßen über die julischen Alpen durch Illyrien nach Italien. Höchst günstig war die Lage der Halbinsel in der Mitte des Meeres, welches Asien, Afrika und die gesegnetsten Küstenländer Europa's verbindet und machte sie geeignet zum Sitze der Herrschaft über das Mittelmeer und alle an dieses grenzende Länder.

Die älteste Bevölkerung Italiens.

Die älteste Bevölkerung Italiens ist von Norden her eingewandert und durch neue Einwanderungen immer weiter nach dem Süden bis nach Sicilien hinabgedrängt worden. In Sicilien wohnten die Sicaner und die diesen verwandten Siculer, Völker des keltischen oder gallischen Völkerzweiges, welcher in ältester Zeit von Osten her ganz Westeuropa bevölkerte. Von den Ligurern, einem anderen gallischen Stamme, vertrieben, waren die Sicaner aus Gallien in Italien eingewandert und dann immer weiter nach dem Süden gedrängt worden. Sie hatten früher in Mittelitalien, namentlich in Latium gewohnt, und es scheinen in der ältesten Zeit an der ganzen Westküste von Italien und in Gallien bis an die Pyrenäen keltische Stämme angesiedelt gewesen zu sein. Auch auf Korsika wohnten Ligurer. Wie diese keltischen Stämme auf Einwanderungen von Nordwesten her hinweisen, so deuten Stammsagen alter italischer Völker, namentlich des unteren und mittleren Italiens auf Einwanderungen aus dem Osten und Nordosten, wo pelasgische und illyrische Stämme angrenzten und von wo theils längs der adriatischen Küsten, theils später zur See Einwanderungen erfolgten. Ueber die Abstammung der einzelnen italischen Völker wird historische Gewißheit schwerlich zu gewinnen sein. Das Volk der Latiner ist aus der Vermischung zweier Völkerschaften, einer griechischen und einer ungriechischen, erwachsen. Das südlich von der Tiber liegende Küstenland hatten Siculer inne. Da rückten die Aboriginer, ein Volk pelasgischen Stammes, von den Sabinern bedrängt, in das Land, unterwarfen oder vertrieben die Siculer und nahmen nun den Namen Latiner an. Auch die lateinische Sprache, in welcher man ein griechisches und ein altkeltisches oder germanisches Element unterscheidet, bestätigt diese Entstehung des latinischen Volkes. Ein ähnliches Verhältniß scheint aber auch bei den übrigen Völkern Italiens stattgefunden zu haben. Mit Ausnahme der etruskischen Sprache, welche einen von der lateinischen Sprache sehr verschiedenen Cha-

rakter hatte, scheinen alle übrigen Sprachstämme von Alt-Italien, wie der sabinische, der umbrische und der weit verzweigte oskische, ähnlichen Verhältnissen wie der lateinische ihre Entstehung zu verdanken. Die Umbrer hatten in uralter Zeit, noch ehe die Etrusker eine bedeutende Macht erlangten, den östlichen Theil der Po-Ebene und das ganze nördliche Mittelitalien inne, und das Gebiet der umbrischen Sprache erstreckte sich vom Padus bis zur Tiber. Die oskische Sprache hatte ihren Namen von dem altitalischen Volke der Osker, welches die Griechen Opiker oder Ausoner nannten und welches in Kampanien und Latium wohnte. Zu diesem Volke gehörten die Aurunker und Volsker. Die oskisch redenden Stämme breiteten sich immer weiter über Unteritalien aus, und die zu ihnen gehörenden Mamertiner siedelten sich sogar nach Sicilien über. Die Osker scheinen wie die Umbrer und Latiner ein den Kelten verwandter nordischer Stamm gewesen zu sein, welcher sich mit pelasgischen oder altgriechischen Völkerschaften vermischt hatte. Dasselbe wird auch von den Sabinern behauptet. Das Gebiet der sabinischen Sprache beschränkte sich auf das eigentliche Sabinerland in Mittelitalien. Zu dem sabinischen oder sabellischen Stamme gehörten die kleinen Völker der Marser, Marruciner, Peligner und Vestiner. Die eigentlichen Sabiner verdrängten vor Roms Gründung die ausonischen Bewohner und breiteten sich bis zur Liris-Ebene aus. Im Nordosten besetzten Sabiner unter dem Namen der Picenter umbrisches Gebiet In späterer Zeit verbreiteten sich die zu dem sabinischen Stamm gehörenden Samniten über das oskische Unteritalien. Alle diese Völker, die Latiner, Umbrer, Ausoner und Sabiner, scheinen aus der Vermischung eingewanderter griechischer Völkerschaften mit früher seßhaften nordischen Stämmen entstanden zu sein, wie sich auch in ihren Sprachen theils ein den keltischen und germanischen, theils ein der griechischen Sprache verwandtes Element zeigt. In der sabinischen Sprache soll das nordische, in der umbrischen das griechische Element vorgeherrscht haben.

Nach der Vertreibung der Siculer bewohnten die Aboriginer den ganzen Westen Mittelitaliens und gründeten hier eine große Zahl von Städten. Die Macht der Aboriginer wurde aber wieder beschränkt durch die Etrusker, welche auch Tusci, Tyrrhener und Rasenä genannt werden. Sie gehörten auch zu dem pelasgischen Stamme und waren aus Lydien nach Italien und zwar zunächst in das Küstenland zwischen Arnus und Tiber eingewandert, und dieses Land erhielt nach ihnen den Namen Etrurien. Von hier aus hatten sie sich erobernd nach Norden bis in die Po-Ebene und bis in die Thäler und Schluchten der Alpen ausgebreitet, während andere etruskische Schaaren das südliche Italien durchzogen und in den gesegneten Fluren Kampaniens ein neues Reich zu gründen bemüht waren. Die Etrusker haben Spuren ihres Daseins in ungeheuren Erdwällen, Kanälen und Trümmern von Mauern und Städten hinterlassen. In dem heutigen Volterra, dem alten Volaterrae, haben sich die aus großen Steinblöcken erbauten, mit zwei Thoren versehenen Stadtmauern zum Theil erhalten und haben einen Umfang von fast zwei Stunden. Eben solche Mauern finden sich von den Etrusker.

etruskischen Städten Clusium (dem heutigen Chiusi), Cortona, Arretium (Arezzo), Perusia (Perugia), Volsinii (Bolsena) und anderen. In Clusium stand ein labyrinthartiges Grabmal des Königs Porsenna, welches fünf Pyramiden von je 70 Fuß Breite und Tiefe und 150 Fuß Höhe enthalten haben soll. Zu Tarquinii (in der Nähe des heutigen Corneto) findet man unterirdische Gewölbe von erstaunlichem Umfange, bei Fiesole, dem alten Fäsulä, sind noch die Trümmer einer Stadtmauer und eines kolossalen Theaters übrig. In anderen Gegenden Etruriens haben sich Reste von alten Kanälen, Mauern und Wohngebäuden erhalten. Diese Ruinen gehören zum Theil einer Zeit an, in welcher Rom noch nicht gegründet war; sie zeigen, daß Etrurien in sehr früher Zeit eine hohe Kultur und einen großen Wohlstand besaß.

Die Verfassung der Etrusker war aristokratisch-hierarchisch; die Lukumonen, welche zugleich die Priester und der Adel waren, herrschten über die leibeigenen Bauern. Jede Stadt bildete mit einigen unterthänigen kleineren Orten einen besonderen Staat. Der gesammte Priesteradel der Stadt war die regierende Behörde, ein Mitglied desselben hatte auf Lebenszeit die königliche Würde. Später traten an die Stelle der Könige jährlich wechselnde Magistrate, welche vorzugsweise Lukumonen hießen. Der König bewirkte die Vollziehung der im Senate gefaßten Beschlüsse, berief und leitete die Versammlungen der herrschenden Kaste, hatte den Vorsitz bei allen Festen und heiligen Handlungen, war Anführer im Kriege und entschied mit mehreren Räthen an jedem neunten Tage (Nundinen) die Rechtsstreite. Die Abzeichen der königlichen Würde waren das Purpurkleid, der goldene Kranz, das mit einem Adler geschmückte Scepter, eine besondere Art von Sessel, von den Römern der curulische Sessel genannt, und 12 den König begleitende öffentliche Diener oder Lictoren, von denen jeder einen Bündel Stäbe mit einer Art trug.

Zwölf Städte bildeten einen Staatenbund, und deren gab es vor der römischen Zeit drei. Die berühmtesten von den zwölf Städten des eigentlichen Etruriens waren Clusium (Chiusi), Perusia (Perugia), Cortona, Arretium (Arezzo), Volaterrä (Volterra), Tarquinii, Volsinii (Bolsena), Cäre und Veji. In einem Tempel der Göttin Voltumna nahe bei Volsinii wurden die Versammlungen des Bundes gehalten, welche aus den 12 Vorstehern oder Lukumonen der 12 Städte bestanden. Zu dem in Oberitalien bestehenden etruskischen Bunde gehörten Felsina oder Bononia (Bologna), Verona, Mantua, Adria, Iguvium und andere Städte. Der südliche etruskische Bund umfaßte Kampanien und enthielt Capua, Pompeji, Herculanum, Atella. Der etruskische Städtebund in Oberitalien erlag den Angriffen der Gallier wie der Bund in Kampanien den Samniten, so daß nur der mittlere Bund in Etrurien sich behauptete. Die Verbindungen der etruskischen Staaten hatten den Zweck der Vertheidigung gegen äußere Feinde; jede Bundesstadt blieb so selbständig, daß sie sogar besondere Bündnisse schließen durfte, wenn diese nur den Grundsätzen des Bundes nicht zuwider liefen. Die 12 Lukumonen der 12 Städte eines Bundes beriethen auf einer allgemeinen Versammlung die Angelegenheiten des Bundes und faß-

ten Beschlüsse; die Mehrzahl der Stimmen entschied; allein wenn ein allgemeiner Kriegszug beschlossen wurde, scheint es jeder Stadt freigestanden zu haben, an demselben Theil zu nehmen oder nicht. In einem gemeinschaftlichen Kriege wurde einem von den Lukumonen der zwölf Staaten durch Wahl der Oberbefehl übertragen. Die Mythologie der Etrusker war sehr eigenthümlich. Die Götter hießen Aesar, und deren Wohnung wurde im Norden des Himmels gedacht. Man nahm drei Ordnungen der Götter an; die erste hießen eingehüllte (involuti) und deren waren nur zwei, eine männliche und eine weibliche Gottheit; die zweite Ordnung nannte man untere Götter und deren waren zwölf; die dritte Ordnung begriff die der Zahl nach nicht bestimmten Genien, welche sich dualistisch in gute und böse schieden. Die heiligen Ceremonien und die mit überlieferten Schöpfungssagen verbundenen Grundlehren des etruskischen Glaubens waren ein Geheimniß des Priesteradels. Die Religion hatte etwas Düsteres. Ein aus der Erde emporgestiegener Zwerg, Tages, sollte in uralter Zeit gelehrt haben, den Willen der Götter und die Zukunft aus den Eingeweiden der Opferthiere, aus dem Vögelfluge und dem Blitze zu erkennen. Die Weissagekunst und Zeichendeuterei war die höchste Weisheit der Etrusker. Alte Bücher enthielten die Kunst des Wahrsagens und das hierarchische Staatsrecht. Obgleich die Etrusker die Heilkunst und Astronomie trieben und eine geordnete Zeitrechnung hatten, fehlte ihnen doch ein selbständiges geistiges Leben und jede wahre Wissenschaft. Von den Etruskern entlehnten die Römer ihre ganze Priesterweisheit, die meisten religiösen und bürgerlichen Ceremonien, viele Staatseinrichtungen, die Musik, die Zahlzeichen und andere Eigenthümlichkeiten. Die Schrift der noch nicht enträthselten etruskischen Sprache wurde von der Rechten zur Linken geschrieben. Die etruskischen Bauwerke waren zwar, wie die ägyptischen, das Werk eines Volkes, welches unter der Leitung einer für edler gehaltenen Kaste im Frohndienste arbeitete, aber mit seltenen Ausnahmen hatten sie alle einen auf das Wohl der gesammten Bevölkerung gerichteten Zweck. Die Etrusker waren ausgezeichnete Töpfer und Thonarbeiter; sie fertigten nicht nur Gefäße, sondern auch erhabene Arbeiten und Statuen aus Thon. Auch leisteten sie Bedeutendes im Erzguß und verstanden sehr gut die Mischung und Behandlung des Metalls. Die etruskische Kunst schloß sich nicht gegen den Einfluß der griechischen Kunst ab, wie Malereien und Bildhauerarbeiten beweisen, ja es stellten die Etrusker auf ihren bemalten thönernen Gefäßen griechische Sagen und Mythen dar. Es wurden in Etrurien sehr schöne und verschiedene Arbeiten von Gold, Silber und Elfenbein verfertigt; die Goldarbeiter lieferten goldene Eichenkränze, goldene Bullen für vornehme Kinder, mannigfachen Schmuck der Frauen, silberne Becher und silberne Brustschilde der Rosse. Weniger scheint die Sculptur in Holz und Stein betrieben worden zu sein. In der Musik wurde besonders das Flötenspiel geübt; Musik begleitete alle gottesdienstlichen Feierlichkeiten. Anlage zur Poesie aber scheint den Etruskern gefehlt zu haben; doch hatten sie Lieder, welche beim Gottesdienst gesungen wurden. Die Fruchtbarkeit des von Leibeigenen bebauten Bodens, ein blühender Handel und die wie ein Ge-

werbe getriebene gewinnreiche Seeräuberei brachten der gebietenden Kaste großen Reichthum. Dieser aber hatte Prachtliebe und Hoffärtigkeit, Verweichlichung und Sittenverderbniß zur Folge. Die priesterlich adeligen Herren liebten die Freuden der Tafel, die Barbarei blutiger Kampfspiele, die orientalische Pracht des Hauswesens und die rauschenden Genüsse des Tanzes und der Musik. Die Kraft des Adels erlag der sittlichen Entartung, zumal da kein freier Bürger- und Bauernstand erfrischend und kräftigend auf den Adel wirkte. Die Erschlaffung geschah um so schneller, weil das streng hierarchische Regierungssystem sich nicht nach den Bedürfnissen der Zeit mildern ließ. Noch ehe Rom sich zu einer für seine Nachbarn gefährlichen Größe erhoben hatte, war die Kraft der Etrusker gebrochen. Während der römischen Königszeit zeigte sich das etruskische Volk als ein gefährlicher Feind des jungen Staates; später erscheint es im Vergleich mit anderen italischen Völkern als eine unkräftige Nation. Noch früher als Latiner und Samniten mußten sich die Etrusker unter das römische Joch beugen.

Die troische Ansiedlung. Lavinium. Alba.

Eine alte Ueberlieferung berichtete, daß ein Theil der Troer Troja's Untergang überlebt und unter Aeneas Leitung ein neues Troja gegründet habe. Und als nun Rom große Macht erlangt hatte, da war in Italien und sogar außer seinen Grenzen der Glaube verbreitet, daß in der Tiberstadt jene Verheißung ihre Erfüllung gefunden habe. Mit seinem vom Blitz gelähmten Vater Anchises, mit den irdenen und steinernen Götterbildern und 600 Troern besteigt Aeneas ein Schiff, um neue Wohnsitze zu suchen. Das Schiff geleitet der Stern der Venus, der auch bei Tage nicht erbleicht und erst verschwindet, als an dem laurentischen Ufer das Ziel der Fahrt erreicht ist. Aeneas erkennt dies Zeichen seiner göttlichen Mutter, und als er das Ufer betritt, bestätigen ihm neue Zeichen, daß er das Land der Verheißung erreicht hat. Die erste Ansiedelung ist ein festes Lager, 4 Stadien vom Meere entfernt und Troja genannt. Damals herrschte zu Laurentum über das Volk der Aboriginer der mächtige König Latinus; neben ihm als lästiger Nebenbuhler über das ganze Uferland von Ardea bis Cireeji Turnus über Rutuler und Aurunker. Aeneas steht dem Latinus im Kampfe gegen Turnus bei, erhält von Latinus einen Landstrich zwischen Laurentum und seinem ersten Lager und die Hand der Königstochter Lavinia und gründet die Stadt Lavinium. In erneutem Kampfe fallen Turnus und Latinus, und Aeneas herrscht nun drei Jahre unangefochten über Latiner und Rutuler. Turnus, der Rutulerfürst zu Ardea, war ein tyrrhenischer Lehnsfürst gewesen, und auch Latinus hatte in Abhängigkeit von den Tyrrhenern gestanden. Alles Land von den Sümpfen des Mincius in Oberitalien bis nach Kampanien war den Tyrrhenern unterthänig, und der Mittelpunkt der tyrrhenischen Macht war Cäre. Hier herrschte als Gebieter des großen tyrrhenischen Reiches Mezentius. Die Kämpfe des Latinus gegen Turnus scheinen die Befreiung Latiums vom tyrrhenischen Joche zum Zwecke gehabt zu haben. Auch nach dem Tode der beiden Könige erneuerten sich die Kriege, Aeneas stellt sich an die Spitze der nach Freiheit ringenden Latiner, Mezentius fällt im Kampfe

und es gelingt das tyrrhenische Joch abzuschütteln; die Tiber wird als Grenze zwischen Latium und Etrurien festgesetzt. Nach des Aeneas Tode gründete sein Sohn Askanius die Stadt Alba, während in Lavinium, wo die Penaten, die troischen Götter, verblieben, Lavinia regierte. Die junge Stadt Alba gelangte rasch zu Macht und Ansehen und unterwarf sich die latinischen Städte. Es sandte Theile seiner eigenen Bürgerschaft in die unterworfenen Orte und sicherte sich dadurch nicht nur die Herrschaft, sondern verminderte auch seine unbegüterte Volksmasse und bereicherte seine ärmeren Bürger auf Kosten der Unterworfenen. Dreißig Orte, die dreißig albanischen Kolonien genannt, gehorchten als Unterthanen dem Herrscherworte Alba's. Außerdem standen aber auch noch andere latinische Städte zu Alba in verschiedenen Verhältnissen der Abhängigkeit. In Alba regierten Könige, die Nachkommen des Aeneas; die Gemeinde zerfiel in edle Geschlechter und das Volk, in Patricier und Plebejer. Askanius vereinigte in seiner Person die höchste weltliche und priesterliche Würde, er war König und Oberpriester zugleich. Nach seinem Tode stritten sich um den Thron sein Sohn Julus, Aeneas Enkel, und Silvius, Aeneas nachgeborner Sohn von der Lavinia. Das Volk entschied zu Gunsten des Silvius; dieser erhielt die Königsgewalt, Julus das Oberpriesterthum. Das hieratische Königthum wird in zwei Bestandtheile aufgelöst, die weltliche und die geistliche Macht in verschiedene Hände gelegt. Nach dieser Trennung nimmt das Pontifikat die zweite Stelle ein; der Oberpriester ist aber der nächste nach dem König und sein Verwandter. Drei Jahrhunderte regierten die Nachkommen des Silvius in Alba; mit Numitor und Amulius schloß sich die Reihe der albanischen Könige, und ein jährlich gewählter Diktator trat an die Stelle des Königs. Das albanische Reich scheint sich von der Tiber im Norden bis nach Circeji im Süden, von Laurentum im Westen bis in die Querthäler der Apenninen im Osten erstreckt zu haben. Zu dem albanischen Reiche gehörten die Städte: Tibur, Bola, Präneste, Kora, Pometia, Satrikum, Kameria, Medullia, Lavinium, Laurentum, Aricia, Tellene, Tuskulum, Labikum, Skaptia und Gabii. Zur Gründung ihrer Städte wählten die Latiner gewöhnlich solche Punkte, an denen sich eine Burg auf einer Höhe anbringen ließ, am liebsten isolirt stehende Tufhügel, deren Plateaus, um sie unzugänglicher zu machen, an den Seiten künstlich abgeschrofft wurden. Auch suchte man solche Hügel aus, die am Zusammenflusse zweier Gewässer lagen. In der latinischen Baukunst ist der altgriechische oder pelasgische Charakter nicht zu verkennen. Alle altlatinischen Städte, von denen sich noch Ueberreste finden, zeigen jene riesigen, aus polygonen Steinen zusammengesetzten, sogenannten cyklopischen Mauern, welche in Quadratform das Pomörium umschließen.

Volsker, Herniker, Aequer, Sabiner.

Von dem großen Gebiete, welches Alba beherrschte, ging zur Zeit von Roms Gründung das Meiste an die Sabiner, Etrusker, Aequer, Volsker und Herniker verloren. Die Volsker besetzten die ganze südliche Mark des albanischen Reiches, die Ebene, welche sich zwischen dem tyrrhenischen Meere und der äußersten Parallelkette der Apenninen von den südlichen Abfällen des Albanergebirges bis

zu dem Felsen von Circeji ausdehnt. Von hier breiten sie sich erobernd immer weiter aus, in Latium bis nach Veliträ, im Süden bis zur Mündung des Liris und landeinwärts bis auf die Hochebene des Fucinus. Wo jetzt der Pesthauch der pontinischen Sümpfe über die fruchtbare Ebene verbreitet ist, da standen einst 33 reiche und blühende Städte. Den Volskern gehörten die Städte: Pontia, Veliträ, Korioli, Antium, und auf der Hügelkette, welche die pontinische Ebene im Osten begrenzt, Ecetra, Artena, Kora, Norba, Privernum und Anxur, das spätere Terracina. In der Ebene südlich von Terracina sind volskisch die Städte Fundi und Formiä, im inneren Lande Fregellä, Ferentinum, Arpinum und Atina.

Die Herniker wohnten vor Zeiten bis tief in die latinische Ebene hinein; in den ersten Zeiten der römischen Republik sind sie auf das reiche Tolerusthal und die umliegenden Gebirge mit den Städten Anagnia, Alatrium, Frusinum und einige andere beschränkt. — Aus den Hochthälern der Apenninen drangen die kriegerischen und raubsüchtigen Aequer in das Flachland südlich und nördlich von der Tiber. In der Hochebene des Fucinus grenzten die Aequer an die Volsker, und Alba Fucentia wird eine äquische Stadt genannt. Auf dem rechten Tiberufer gehörten den Aequern die Städte Faliska, Falerii und Fescennium, geriethen aber später unter etruskische Herrschaft. Diese nördlichen Aequer hielten alljährlich ihre Bundesversammlung beim Heiligthum der besonders von den sabinischen Stämmen verehrten Feronia am Sorakte.

In der Reihe der Bergvölker, welche kurz vor Roms Gründung immer weiter in Latium vordringen, nehmen die Sabiner durch den Einfluß ihres frischen, unverdorbenen, frommen Wesens auf das schon weiter vorgeschrittene latinische Volksthum und durch die weite Verbreitung ihrer Abkömmlinge über das mittlere und einen großen Theil des südlichen Italien die erste Stelle ein. Sie begleiten Rom von der Wiege bis zum Untergange seiner Freiheit, bald mit ihm vereinigt, bald es bekämpfend, noch zu Strabo's Zeit tapfer und fromm wie ehedem. In dem prächtigen Thale des Aternus bei Amiternum finden sich noch jetzt gewaltige Mauerreste, welche man für die Trummern von Testrina hält, dem Hauptorte des alten kleinen Sabinerstammes. Von hier aus eroberten die Sabiner zuerst das Land um Reate, dann Lista, die Hauptstadt der Aboriginer. Der sabinische Stamm wohnte nördlich vom Fucinersee, in den schönsten Hochebenen der Centralapenninen, im Thale des Aternus und in dem ganzen Flußgebiete des Velinus. Von hier aus breiten sie sich erobernd nach allen Seiten hin aus. Die äquische Stadt Nursia und im äußersten Osten die früher umbrische Stadt Ravenna werden von ihnen erobert. Ein anderer Zug wendet sich nach Südwest und erobert das Land zwischen der Tiber und dem Anio, und von diesem westlichen Reiche war Kures die Hauptstadt. Sie war, wie alle Städte der Sabiner, unbefestigt. Tibur, Eretum, Nomentum und Fidenä, ja selbst Kollatia und Antemnä in der Nähe von Rom fallen in die Gewalt der Sabiner. Diese erscheinen als die Stammväter einer großen Zahl von Völkerschaften, welche, unter sich und mit dem Heimatlande nur locker verbunden, unter ganz verschiedenen Namen die Thäler und Höhen der inneren Apenninen

und zu beiden Seiten die Abdachungen nach dem Meere hin, im Osten vom Aesis bis zum Frento, im Westen von den Südgrenzen Latiums bis zum Flusse Laus inne haben. Diese große Verbreitung eines in seinen Ursprüngen unansehnlichen Stammes wird der Aussendung geweihter Lenze zugeschrieben. Drohte nämlich Uebervölkerung oder eine Gefahr, so wurde ein heiliger Lenz (ver sacrum) gelobt, d. h. es wurde bestimmt, daß alles im folgenden Frühling Geborene, Menschen und Vieh, nach Ablauf einer gewissen Anzahl von Jahren das Vaterland als Kolonie verlassen und sich, einem im Frühling ausziehenden Bienenschwarme gleich, einen neuen Wohnsitz erkämpfen solle. Die auszusendende Kolonie wurde zum Zuge gehörig ausgerüstet. Kämpfte sie sich durch, so war sie selbständig und mündig, gleichsam vollkommen emancipirt und stand in keinem abhängigen Verhältnisse zum Mutterstaate, der sich ihrer auch sonst nicht annahm. Bei dieser Art der Verbreitung ist es erklärlich, daß der sabinische Volksstamm in eine Anzahl Völkerschaften zerfiel: die Sabiner, Samniten, Vestiner, Marser, Marruciner, Peligner, Frentaner, Hirpiner, Picenter und Lukaner. Auch die Aequer und die Herniker gehörten zu dem großen sabinischen oder sabellischen Volksstamm. Gebirgslandschaften sind der Ausbildung verschiedener Völkerindividualitäten günstiger als weite einformige Ebenen. In der Abgeschlossenheit ihres Thales bilden die Einwohner eine Welt für sich. Daher waren auch die Völker des sabinischen Stammes nicht zu einem großen Staate verbunden, und auch die einzelnen Völker hatten nur die patriarchalische Staatsform. Die Stämme und Familien sind allein das hervortretende Element dieses Urstaates. Die Einrichtungen beruhten auf Aristokratie und Kultus; allein die Aristokratie war nicht drückend, weil diese rüstigen und arbeitsamen Bergvölker keinen Luxus kannten. Die Priester waren die eigentlichen Leiter des locker verbundenen Staates. Es scheint, daß wer zum Priester bestimmt war, in die Lehre kam in ein uraltes Heiligthum. Die Wissenschaft der sabinischen Priester bestand in der Lehre von den Augurien, zu welcher die Fulgurallehre gehörte. In dieser Wissenschaft galten besonders die Marser als Meister. Nur im Kriege wurde ein Feldherr mit unumschränkter Gewalt gewählt, welchen die Römer Diktator nennen. Ackerbau und Viehzucht war die allgemeine Beschäftigung. Alle, Vornehme und Geringe, trieben den Ackerbau mit eigener Hand, und dieser gedieh bei ihnen, wie bei den Latinern in hohem Grade. Landbau und Rechtskunde waren seit der ältesten Zeit eine eigenthümliche Beschäftigung der Bewohner Italiens. Wegen der allgemeinen Betreibung des Landbaues war die Bevölkerung in zahlreiche Dörfer zerstreut, und nur wenige Städte in den unzugänglicheren Gegenden des Landes dienten zum Schutz gegen einbrechende Feinde. Der Fleiß der Samniten war so groß, daß in ihrem gebirgigen Lande nur äußerst wenige Strecken unbenutzt blieben. Auch die Entstehung des Weinbau's wurde von den Römern den Sabinern zugeschrieben, und die Viehzucht wurde bei den sabinischen Völkern das ganze Alterthum hindurch auf eine so vortreffliche Weise betrieben, daß selbst das spätere Rom seine Rinder, Maulthiere und Schweine vorzugsweise aus den samnitischen Gebirgen bezog.

Mit dem Landbau hing die Religion eng zusammen; die religiösen Ceremonien und die Volksfeste dienten dazu, den Anbau des Landes unter obrigkeitlicher Aufsicht zu erhalten und den Fleiß des Landmannes anzuspornen. Auch die Wälder des Gebirges waren wegen des Einflusses auf das Klima unter öffentliche Aufsicht gestellt. Die Brüderschaft des Feldbaues (fratres arvales) beschäftigte sich neben ihren gottesdienstlichen Verrichtungen auch mit dem Feldbaue in wissenschaftlicher Beziehung. Das vortrefflich angebaute samnitische Gebirgsland vereinigte bei dem ausgezeichneten Klima alle Vortheile der von der Natur am meisten begünstigten Länder. Es war in einem fast unglaublichen Grade bevölkert, zumal da öfters unbebautes Land unter die Bevölkerung vertheilt wurde, um es urbar zu machen.

Auf eine eigenthümliche Art wurden unter obrigkeitlicher Aufsicht die Ehen geschlossen. Zu gewissen Zeiten wurden die jungen Männer geprüft und dann denen, welche für die Besten erkannt worden waren, die Wahl unter den heirathsfähigen Jungfrauen überlassen, den anderen von Staatswegen die Frauen zugetheilt. So diente die Ehe als ein Mittel die Jugend zur Thätigkeit anzuspornen.

Von Kunstwerken ist bei diesem einfachen Volke nicht die Rede. Dagegen ging von den Samniten eine Art strenger Sittenlehre zu den Römern über und entwickelte bei diesen in früherer Zeit eine besondere Gattung von Poësie. Durch die Vereinigung mit den alten Samniten, namentlich mit dem wackeren Volke der Sabiner, erhielten die Römer die strengen und unverdorbenen Sitten und den genügsamen Sinn der alten Sabiner, deren moralische Festigkeit, Frömmigkeit und Gerechtigkeit und durch diese Tugenden Macht und Ansehen bei den italischen Völkern. Auch bei den späteren Römern galten die Sabiner für Muster der Einfachheit und Biederkeit, und die sabinische Tugend war sprichwörtlich. Die einzelnen sabinischen Völkerschaften waren theils gar nicht, theils nur in geringer Zahl mit einander verbunden; die Gemeinden jedes Volkes bildeten entweder einen Bund unter sich, oder nahmen doch nur einige wenige andere Völkerschaften in ihre Vereinigung auf. Aber selbst bei dieser Zersplitterung zeigte sich die gediegene Kraft der Sabiner und die Stärke des zwischen den Gliedern jeder Völkerschaft bestehenden Bandes; denn auch vereinzelt leisteten die sabinischen Völker gegen äußere Feinde einen furchtbaren Widerstand.

I. Rom unter der Herrschaft der Könige. 753 bis 510 v. Chr.

Sage von der Gründung Roms.

Dreihundert Jahre hatte das albanische Reich geblüht, seine Herrschaft weit über das fruchtbare Latium ausgedehnt und eine Menge blühender Städte theils gegrundet, theils durch Kolonisten erweitert; da entstand Zwiespalt im königlichen Hause und zugleich drohten von allen Seiten mächtige Feinde, von Norden die Etrus-

ker, von Osten die Sabiner, von Süden die Volsker, Aequer und Herniker und eroberten eine latinische Stadt nach der andern. In der Mitte feindseliger Völker wurde wie eine drohende Feste Rom erbaut, leistete hier der rohen Kraft der Gebirgsbewohner, dort den an Bildung überlegenen Etruskern kräftigen Widerstand und rettete latinische Sitte, Sprache und Bildung vor dem Untergang. Die ersten Bewohner Roms waren Hirten und Ackerbauern unter Führung eines kriegerischen Adels. Auf allen Seiten von feindlichen Völkern umgeben, nahmen sie vieles von den Nachbarvölkern an, um jedes mit gleichen Waffen zu bekämpfen. Die Gefahr und Noth drängte zur raschen Entwickelung; die Wohlfahrt des Staates galt für das höchste Gesetz. Unter Kämpfen und Mühen, in strenger Zucht und im Dienst des Vaterlandes entwickelte sich das römische Volk, nüchtern, arbeitsam und rauh an Sitten, aber gläubig, thatkräftig und gehorsam dem Gesetz.

Der vierzehnte in der Reihe der albanischen Könige war Numitor, welcher von seinem jüngeren Bruder Amulius des Thrones beraubt wurde. Amulius ließ zwar seinen Bruder am Leben, tödete aber dessen einzigen Sohn und ließ dessen Tochter, Rhea Silvia, unter die Priesterinnen der Vesta aufnehmen, welche unvermählt bleiben mußten. Der Kriegsgott Mars erzeugte aber mit der Rhea Silvia Zwillingssöhne, den Romulus und Remus. Die Mutter wurde wegen des gebrochenen priesterlichen Gelübdes im Anio ertränkt, die Kinder in einer Mulde in den Fluß gesetzt. Sie wurden in die Tiber hinabgeschwemmt und an die Wurzeln eines Feigenbaums getrieben. Eine Wölfin ernährte die wimmernden Kleinen an ihren Brüsten, bis Faustulus, der Oberhirt des Amulius, sie fand und in sein Haus trug, wo seine Gattin, Acca Laurentia, sie als ihre Kinder auferzog. Als Jünglinge zeichneten sie sich durch ihren Muth vor allen Hirten aus und erwarben sich in den Kämpfen mit Räubern und wilden Thieren einen so großen Ruf, daß sie bei allen Unternehmungen zu Führern gewählt wurden. Das Glück machte sie immer kühner, aber auch übermüthig. In einem Streite mit den Hirten des Numitor wurde einst Remus gefangen und vor Numitor gebracht. Dieser ahnete, von einer eigenthümlichen Empfindung ergriffen, die Herkunft des jungen Mannes, und der herbeieilende Faustulus bestätigte ihm seine Vermuthung. Hierauf kehrte auch Romulus zu seinem Großvater zurück, und die beiden jungen Männer beschlossen die ihrer Familie widerfahrene Schmach zu rächen; sie erstürmten mit ihren Genossen die Burg des Amulius, tödeten den Thronräuber und setzten ihren Großvater wieder als König von Alba Longa ein. Kaum war in Alba die Ruhe wieder hergestellt, als Romulus und Remus den Gedanken faßten, eine neue Stadt zu gründen. Numitor gab seinen Enkeln ein Stück Land in der Gegend, in welcher sie gefunden worden waren, und Theilnehmer und Genossen fanden sich in großer Zahl. Aber schon über die Wahl des Ortes entstanden Streitigkeiten unter den Brüdern. Dem Romulus schien der Palatinus als der Ort ihrer Rettung die geeignete Stelle; Remus gab dem Aventinus als dem größeren und der Tiber näher gelegenen Berge den Vorzug. Man kam überein, den Göttern die Entscheidung zu überlassen. Romulus

stellte sich auf den palatinischen, Remus auf den aventinischen Hügel, um zu erwarten, wem die Götter ein Zeichen ihrer Gunst geben würden. Nach langem Harren erblickte zuerst Remus sechs Geier, bald nachher aber Romulus deren zwölf. Es entstand nun von neuem ein heftiger Streit, indem der Eine die frühere Erscheinung der Vögel, der Andere die größere Zahl derselben für sich geltend machte. Der darüber ausbrechende Kampf wurde zum Vortheil des Romulus entschieden, und dieser begann nun die Gründung der Stadt. Er legte sie auf dem linken Ufer der Tiber auf dem palatinischen Hügel an. Zuerst wurde auf dem Palatin eine Grube von kreisförmiger Gestalt gegraben, mundus genannt, um die Erstlinge aller zum Lebensunterhalt nothwendigen Erzeugnisse, sowie eine Erdscholle aus dem Heimathsorte aller einzelnen Bewohner aufzunehmen, und mit einer großen Steinplatte verschlossen. Romulus bezeichnete dann nach einem bei den Latinern üblichen Gebrauche rings um den Hügel im Quadrat die Grenzlinie der Stadt durch die Furche eines Pfluges, welcher mit einem Stier und einer Kuh bespannt war. Längs der Furche wurde der Wall und Graben der Stadt angelegt, und zu beiden Seiten ein Raum leer gelassen, Pomörium genannt. Als Remus, grollend über das erlittene Unrecht, über die armselige Befestigung spottete und über den Graben sprang, wurde er von seinem erzürnten Bruder erschlagen.

So wurde die Stadt Rom im Jahre 753 v. Chr. gegründet. Als Gründungstag der Stadt feierten die Römer den 21sten April, auf welchen Tag auch die Palilien oder das Fest der Hirtengöttin Pales fiel.

Romulus. Obgleich Romulus als Gründer der Stadt bei seinen Genossen ein unbestrittenes Ansehen und thatsächlich die Herrscherwürde behauptete, so beobachtete er doch erst die Auspicien und flehte zu den Göttern, daß sie es durch ein sichtbares Zeichen beurkunden möchten, wenn er ihnen als Herrscher angenehm sei. Und alsbald, nachdem er das Gebet gesprochen, durchfuhr ein Blitzstrahl von der Linken nach der Rechten, von Mitternacht gegen Mittag, das Firmament. So von den Göttern wie von dem eigenen Volke als Herrscher anerkannt, eröffnete Romulus auf dem saturnischen oder kapitolinischen Hügel ein Asyl, ein Heiligthum, wo jeder Schutzflehende Sicherheit des Lebens und Eigenthums und Ungestraftheit für frühere Vergehungen fand. Auch wurde ihm, wenn er blieb, Landeigenthum und Aufnahme in den Staatsverband gewährt. Bald vermehrte sich der männliche Theil der Bevölkerung; aber der Mangel an Frauen war um so fühlbarer, da die benachbarten Städte sich weigerten, ein Eherecht mit dem neuen Volke abzuschließen. Romulus nahm daher seine Zuflucht zur List. Er veranstaltete feierliche Spiele und lud zu denselben die Bewohner der benachbarten theils latinischen, theils sabinischen Städte Cures, Cänina, Crustumeria und Antemna ein. Diese erschienen mit ihren Frauen und Töchtern. Mitten in der Festlichkeit fielen die Römer, auf ein von Romulus gegebenes Zeichen, bewaffnet über ihre Gäste her und raubten ihnen die Töchter, welche dann am nächsten Tage mit ihren Räubern vermählt wurden. Die Folge dieser frevelhaften Verletzung des Gastrechts war ein Krieg mit den beleidigten latini-

schen Städten, in welchem aber Romulus einige Städte der Feinde eroberte und die Bewohner derselben zwang, sich nach Rom überzusiedeln.

Kaum war dieser Krieg glücklich beendigt, als die Sabiner unter Titus Tatius, dem Könige der Stadt Kures, bis vor die Mauern von Rom drangen und hier ein verschanztes Lager aufschlugen. Nach einigen kleineren Gefechten kam es am Fuße des von den Sabinern besetzten kapitolinischen Hügels, da wo später das Forum war, zu einer entscheidenden Schlacht. Mitten in derselben stürzten sich jedoch die geraubten Sabinerinnen zwischen die Streitenden und baten sie aus Mitleid mit ihnen den Kampf einzustellen. Es gelang ihnen den Zorn beider Theile zu beschwichtigen, und es wurde ein Vertrag geschlossen, kraft dessen die Bewohner von Kures und Rom zu einem Bundesstaat vereinigt wurden. Die Sabiner erbauten sich auf dem kapitolinischen und quirinalischen Hügel, den auf dem palatinischen Hügel angesiedelten Römern gegenüber, eine Stadt, welche, von dem Könige Titus Tatius beherrscht, mit den Römern durch eine Waffenverbrüderung verbunden war. Auf dem späteren Comitium, einem Theile des nachmaligen Forum, kamen beide Gemeinden zu gemeinschaftlichen Berathungen zusammen. Als nach einigen Jahren Titus Tatius in Laurentum erschlagen worden war, vereinigten sich dessen Unterthanen mit den Römern zu einer Gemeinde. Von der Verschmelzung mit der sabinischen Ansiedelung leitete die Sage den Namen Quiriten und den des quirinalischen Hügels her. Auch mit einigen etruskischen Städten soll Romulus glückliche Kriege geführt und namentlich das benachbarte Veji bezwungen haben. Aber nicht bloß Kriege, sondern auch die Einrichtung des römischen Staatswesens wird dem Romulus zugeschrieben. Davon werden wir später sprechen.

In den späteren Jahren soll Romulus den Senat durch Willkür erbittert haben. Als er eines Tages das auf dem Marsfelde versammelte Volk musterte, brach plötzlich ein heftiges Gewitter los, und als dieses vorüber war, war Romulus verschwunden; sein Vater Mars hatte ihn gen Himmel geführt. Der Senator Proculus Julius meldete, Romulus sei ihm erschienen und habe ihm verkündigt, Rom werde das Haupt des Erdkreises werden; ihn selbst sollten die Römer unter dem Namen Quirinus als Gott verehren.

Nach Romulus Tode, 717 v. Chr., führte der Senat ein Jahr lang die Regierung. Nach diesem Interregnum forderte aber das gedrückte Volk einen König. In dem bei der Wahl entstandenen Streite der römischen und sabinischen Patricier verständigte man sich dahin, daß die Römer den neuen König erwählen, daß dieser aber ein Sabiner sein solle. Nun wurde Numa Pompilius, der Schwiegersohn des Titus Tatius, 715 v. Chr. König der Römer. Dem Numa schreibt die Sage keine einzige Kriegsthat zu, sondern sie preist ihn als den Befestiger der heiligen Sitte und Ordnung. Die Weisheit, mit welcher Numa den Staat und dessen religiöse Einrichtungen ordnete, gab Veranlassung zu der Sage, daß Numa seine weisen Gesetze von einer ihm befreundeten Nymphe, Egeria, mitgetheilt erhalten habe. Der junge Staat erstarkte, wie unter

Numa Pompilius.

Romulus durch Kriege und die Aufnahme der kräftigen Sabiner, so unter Numa durch passende Gesetze und Einrichtungen. Numa Pompilius ordnete den Gottesdienst und theilte die Priester in acht Klassen. An die Spitze des Religionswesens stellte er das Kollegium der Pontifices, deren Leitung der Pontifex maximus hatte. Numa setzte die drei Flamines für den Dienst des Jupiter, Mars und Quirinus ein; ferner vier Vestalinnen, die zwölf Salier, welche die heiligen Schilder des Mars bewahrten, die Fetialen, welche beim Ausbruche eines Krieges und bei dem Abschlusse eines Friedens oder eines Bündnisses die religiösen Formen zu wahren hatten, eine Anzahl Augurn und endlich die samnitische Bruderschaft des Feldbaues. Numa vertheilte die von Romulus eroberten Ländereien und stiftete zur Sicherung des Eigenthums den Dienst des Terminus oder des Gottes der Grenzen. Auch die Verbesserung des Kalenders, dessen Einrichtung mit dem Kultus eng zusammen hing, schreibt die Sage dem Numa zu. Er führte ein Mondenjahr von 12 Monaten und 355 Tagen ein. Alle zwei Jahre wurde ein Monat von 22 Tagen eingeschaltet und nach einem Cyklus von 24 Jahren die bürgerliche Zeitrechnung mit dem Umlauf der Sonne in Uebereinstimmung gebracht. Numa hat nicht nur Altäre und Tempel gebaut, Feste und Opfer gegründet, Priester bestellt und ihre Vorrichtungen geordnet, sondern alle Lebensverhältnisse unter den Schutz der Götter gestellt. Wie das ganze Leben des Königs dem Dienste der Götter, den Künsten des Friedens und der Begründung einer gesetzlichen Ordnung gewidmet war, so herrschte Ruhe und Friede weit und breit in den Gauen der Sabiner, Latiner und Etrusker. Lebensmüde und in hohem Alter entschlief der König.

Tullus Hostilius.

Nach Numa's Tode (673 v. Chr.) folgte eine kurze Zwischenregierung des Senats und dann wurde Tullus Hostilius zum Könige erwählt. Er war ein kriegerischer Herrscher und während seiner Regierung gerieth Rom mit seiner Mutterstadt Alba Longa in Krieg. Die Römer und Albaner kamen überein, daß durch einen Zweikampf von je drei Kriegern beider Theile entschieden werden solle, welches Volk hinfort dem anderen unterworfen sei. Von beiden Völkern wurde dieser Kampf drei Brüdern übertragen, und die drei Curiatier, so hießen die drei albanischen Brüder, waren überdies die Vettern ihrer Gegner, der drei Horatier. Ja eine Schwester der Horatier war sogar mit einem der Curiatier verlobt. Im Angesichte beider Heere fand der Kampf statt. Als schon zwei Horatier gefallen waren, gelang es dem dritten durch verstellte Flucht die drei Gegner zu trennen und dann zu töden. Jubelnd kehrte nun das römische Heer nach Rom zurück, voran Horatius mit den erbeuteten Waffen der Erschlagenen. Am Thore stand seine Schwester, die Braut des einen der Curiatier, und gerieth in Verzweiflung, als sie auf den Schultern ihres Bruders den Waffenrock erblickte, den sie mit eigener Hand ihrem Bräutigam gewebt hatte. Sie bricht in laute Klagen und Verwünschungen gegen den Mörder aus, und dieser siegesstolz erglüht von wilder Leidenschaft, und die Schwester fällt von seiner Hand. Da ergreift Entsetzen die Gemüther, und die steigende Erbitterung zwingt den König eine gerichtliche Untersuchung anzuord-

nen. Er übertrug das Gericht zwei Richtern (Quéstores parricidii), und von diesen wurde Horatius zum Tode verurtheilt. Er appellirte aber an die Volksversammlung, und diese milderte aus Rücksicht auf seine dem Vaterlande geleisteten Dienste und auf Fürbitten seines Vaters den Spruch. Zwei Pfähle wurden in die Erde eingesenkt und durch einen Querbalken verbunden. Unter diesem Joche mußte Horatius wie ein besiegter Feind hindurchgehen. Der Mord wurde durch Opfer gesühnt, der Juno Sororia und dem Janus Curiatius zwei Altäre errichtet und dem horatischen Geschlechte auferlegt, auf diesen jährliche Sühnopfer darzubringen.

Nach dem glücklich beendigten albanischen Kriege wandte sich Tullus Hostilius gegen die Fidenaten und Vejenter, und der albanische Diktator Mettus Fuffetius leistete ihm dabei als Unterthan die Heeresfolge, verband sich aber insgeheim mit den Feinden. Beim Beginne der Schlacht zog sich Fuffetius auf eine Anhöhe zurück, um sich nach dem Ausgange des Kampfes für die eine oder andere Partei zu entscheiden. Die dadurch erschreckten Römer beruhigte der Zuruf des Tullus Hostilius, daß der Rückzug der Albaner auf seinen Befehl geschehe, um die Feinde zu umgehen. Als sich der Sieg für die Römer entschied, griff auch Mettus Fuffetius die fliehenden Feinde an. Am folgenden Tage rief Tullus Hostilius beide Heere unbewaffnet zusammen, angeblich um die Belohnungen auszutheilen. Die Albaner wurden von den Römern, welche ihre Schwerter unter den Kleidern versteckt hatten, umstellt, und dann verkündete ihnen der König, daß Alba Longa als ein Sitz der Verrätherei dem Boden gleich gemacht, Mettus Fuffetius, weil er treulos zwischen den Römern und deren Feinden geschwankt, von Pferden zerrissen, alle Albaner aber nach Rom versetzt werden sollten. Alba Longa wurde zerstört, die Bewohner nach Rom verpflanzt und ihnen dort der cölische Hügel als Wohnsitz angewiesen. Die folgende Regierungszeit des Tullus Hostilius erfüllen glückliche Kriege gegen die Fidenaten, Vejenter und Sabiner. Zuletzt aber wandten die Götter wegen Vernachlässigung ihres Dienstes ihre Gunst von ihm; Steinregen, Seuchen und eine schwere Krankheit des Königs zeigten den göttlichen Zorn. Als sich Tullus Hostilius nun mit ängstlicher Sorgfalt den versäumten religiösen Pflichten zuwandte und eines Tages Jupiter durch geheimnißvolle Ceremonien beschwören wollte, dabei aber ein Versehen beging, wurde er mit Weib und Kindern von dem erzürnten Gotte durch einen Blitzstrahl getödet (642 v. Chr.).

Ancus Marcius und Tarquinius Priscus.

Nun wurde Ancus Marcius, ein Tochtersohn des Numa Pompilius, zum König erwählt. Er brachte den vernachlässigten Dienst der Götter zu neuem Ansehen, führte aber auch glückliche Kriege, hauptsächlich mit den Latinern. Er besiegte die Latiner, eroberte einige ihrer Städte und siedelte die Bewohner auf dem aventinischen Hügel an. Auch Fidenä wurde von ihm erobert; Veji erlitt eine Niederlage und mußte das Land um die Mündung der Tiber den Römern abtreten. Ancus Marcius legte daselbst Ostia, den Hafen von Rom an. Auch faßten die Römer auf der rechten Seite der Tiber festen Fuß; Ancus befestigte den daselbst gelegenen Hügel Janiculum und verband ihn durch eine hölzerne Brücke mit der Stadt. Ancus zeigte eine große Sorge für die bürgerlichen Ver-

hältnisse, für Handel und Verkehr und Sicherheit des Eigenthums. Sein Bemühen, Leben und Eigenthum der Bürger zu schützen, bewog ihn auch am Fuße des kapitolinischen Hügels ein Gefängniß zu erbauen.

Nach dem Tode des Ancus Marcius, 617 v. Chr., gelangte ein Etrusker Lucius Tarquinius mit dem Beinamen Priscus, d. i. der Aeltere, auf den Thron. Tarquin's Vater, Demaratus, welcher von dem vornehmen Geschlechte der Bakchiaden zu Korinth abstammte, hatte sich, durch den Tyrannen Cypselus (vergl. S. 262) zur Auswanderung genöthigt, mit großen Schätzen und einem zahlreichen Gefolge nach Tarquinii in Etrurien begeben. Hier heirathete er eine vornehme Etruskerin und erhielt von ihr zwei Söhne, Aruns und Lukumo. Nach seinem Tode ging sein Reichthum, da auch sein älterer Sohn früh starb, auf seinen jüngeren Sohn Lukumo über. Dieser wanderte von Tarquinii nach Rom aus, weil er als der Sohn eines Ausländers dem stolzen etruskischen Adel gegenüber nicht zu Würden und Ehren gelangen konnte, und weil ihm seine in der Wahrsagekunst erfahrene Frau Tanaquil in Rom hohe Ehren verhieß. Er fand in Rom, wo er seinen Namen Lukumo in Lucius veränderte und nach seiner Geburtsstadt den Zunamen Tarquinius annahm, eine gute Aufnahme, gewann durch seinen Reichthum und seine Klugheit so sehr Alle für sich, daß er von Ancus Marcius bei dessen Tode zum Vormunde von dessen Kindern und nach einem kurzen Zwischenreich vom Volke zum Könige erwählt wurde.

Auch Tarquinius erhob die Römer durch glückliche Kriege mit den Latinern, Etruskern und Sabinern zu noch größerem Ansehen. Nach der Zerstörung von Alba Longa hatten die latinischen Städte ihre Unabhängigkeit behauptet. Sie bildeten einen Bundesstaat von 30 Städten, welcher seine Versammlungen im Hain der Ferentina am Fuße des albanischen Berges hielt. Tullus Hostilius scheint weder durch seine Kriege die Unterwürfigkeit der Latiner erzwungen, noch auch ihre Unabhängigkeit anerkannt zu haben. Dagegen erreichte es Tarquinius, daß Rom das Haupt des latinischen Bundes wurde. Ebenso scheint es Tarquinius durch seine Kriege gegen die Etrusker und Sabiner erlangt zu haben, daß ihn die Etrusker als Vorstand des etruskischen Städtebundes, und daß die Sabiner die Oberherrschaft von Rom anerkannten. Die Feinde wurden zur Anerkennung der römischen Ueberlegenheit gezwungen, wenn auch die geschlossenen Bündnisse und Verträge noch keine unbedingte Herrschaft der Römer begründeten. Noch wichtiger als durch seine siegreichen Kriege wurde Tarquinius für den römischen Staat durch seine inneren Einrichtungen. Er wählte aus den nach Rom übergesiedelten Bürgern die durch Einsicht und Tapferkeit ausgezeichneten aus und ertheilte ihnen die Rechte und Ehren der Altbürger, der Patricier. Durch Neubürger verdoppelte er die Zahl der Ritter und vermehrte die Zahl der Senatoren auf 300. Auch auf Handel und Gewerbe scheint Tarquinius seine Sorgfalt gerichtet zu haben; er erbaute auf dem Markte Hallen und Kaufläden. Ganz besonders beweisen aber die Bauten, welche er unternahm, den blühenden Zustand des Reiches. Tarquinius erbaute den Circus Maximus zwischen dem Aventin und Palatin, welcher nach und nach zu einem

der großartigsten Bauwerke Roms gemacht wurde und später 150,000 Menschen fassen konnte. Bei den italischen Völkern galten nur Wagen- und Pferderennen als ein dem freien Manne geziemendes Kampfspiel; andere Wettkämpfe wurden den Gladiatoren, gedungenen Leuten niederer Herkunft, überlassen. Zur Sicherheit der Stadt gedachte Tarquinius statt der bisherigen Ringmauern andere von Quadersteinen aufzuführen, er hat aber dieses Werk nicht vollendet. Auch den Tempel, den er im Sabinerkriege dem Jupiter, der Juno und der Minerva gelobt hatte, hat er nicht erbaut, sondern nur die Grundmauern dazu gelegt. Denn der tarpejische Felsen, auf welchem der Tempel erbaut werden sollte, war uneben und lief in eine zackige Felsenspitze aus, und es bedurfte daher ungeheurer Unterbauten rings um den Berg, und der Raum zwischen den Mauern und dem Fels mußte mit Schutt ausgefüllt werden. Tarquinius unternahm es ferner die Niederungen der Stadt zwischen den kapitolinischen, aventinischen und palatinischen Hügeln durch unterirdische Abzugskanäle trocken zu legen. Es war dieser Bau der Kloaken aus mächtigen Quadersteinen ein an Umfang und Schwierigkeit ungeheures Werk. Die Kloaka Maxima, von mehr als 13 Fuß Höhe und verhältnißmäßiger Breite, hatte Raum genug, daß ein beladener Heuwagen hindurchfahren konnte. Noch jetzt ist dieses großartige Werk unversehrt erhalten.

Tarquinius wurde in hohem Alter 579 v. Chr. ermordet. Die Söhne des Ancus Marcius grollten dem Tarquinius, weil sie meinten, daß er sie um die Königskrone betrogen habe, und sie beschlossen seinen Tod, weil sie befürchteten, daß er die Regierung seinem Eidam zuwenden werde. Zwei von ihnen gedungene und als Holzhauer verkleidete Männer begannen eines Tages vor dem königlichen Palaste einen Streit und erschlugen den König, als dieser sie, um den Streit zu schlichten, vor sich gelassen hatte.

Innere Verhältnisse des römischen Staates unter den Königen bis Servius Tullius.

Das ganze Gebiet des Staates hatte Romulus in drei Theile getheilt, von denen der eine für die Priester und den König, der zweite zur Gemeindeweide, der dritte zum Privatlande der einzelnen Bürger bestimmt wurde. Die zweite Art Land, durch die Eroberungen bedeutend vermehrt, bildete den ager publicus. Das Privatland wurde sorgfältig vermessen und eingetheilt (limitirt) und den Einzelnen in Loosen von zwei Jugern als Erbe (heredium) und Eigenthum angewiesen (assignirt). Hundert solcher Loose bildeten ein geschlossenes Ganze, eine Ackercenturie von 200 Jugern, und deren gab es, weil Rom im Anfange 1000 Familien gezählt haben soll, zehn. Wie das Land in zehn Centurien, so theilte Romulus die 1000 Bürger in zehn Curien und wählte aus ihnen 100 Senatoren. Mit diesem ältesten Roms scheint sich sehr bald eine sabinische und bald darauf auch eine etruskische Schaar verbunden zu haben, welche auf gleiche Weise wie die erste Niederlassung jede in zehn Curien eingetheilt wurde und zehn Centurien Privatland erhielt. Nach dieser Vereinigung bestand die Bürgerschaft des ältesten Rom aus den drei Stämmen oder Tribus, der Ramnes, Tities und Luceres. Jede der drei Tribus war in zehn Curien und jede Curie in zehn Gentes eingetheilt. Jede Gens zerfiel wie-

der in die Aelteren und Jüngeren, und aus den Aelteren einer jeden Gens wurde von dem König Einer zum beständigen Abgeordneten im Senate, aus den Jüngeren ein Celer oder Ritter gewählt. Der Senat zählte also nach der Vereinigung der drei Stämme 300 Mitglieder, und gleich groß war die Zahl der Celeres, welche im Kriege als Ritter dienten und aus denen nach zurückgelegtem Dienstalter die Senatoren ergänzt wurden. Jede Curie und jede Gens bildete unter einem eigenen Namen eine erbliche, geschlossene Verbindung. Die Mitglieder waren außer durch die Theilnahme an den gemeinsamen Opfern der Gens auch noch durch rechtliche Verhältnisse eng verbunden.

Die in Tribus, Curien und Gentes eingetheilten ältesten Bewohner Roms bildeten die eigentliche Bürgerschaft (populus Romanus), welche, weil nur aus ihnen die Senatoren (patres) gewählt werden durften, Patricii genannt wurden. Neben diesem Populus gab es im ältesten Rom nur die von ihren Patronen abhängigen und aus den unterworfenen Bewohnern jener Gegenden und aus freigelassenen Sklaven bestehenden Klienten oder Hörigen. Der Patron mußte seinem Klienten in allen Angelegenheiten hülfreich sein und ihn vor Gericht vertreten; der Klient dagegen mußte den Patron, wo er konnte, unterstützen, die diesem auferlegten Geldbußen bezahlen, ihn und die Seinigen aus der Gefangenschaft loskaufen, zur Ausstattung seiner Töchter beisteuern und ihm ungewöhnliche Ausgaben bestreiten helfen. Das Verhältniß zwischen dem Patron und Klienten war, durch die Religion verstärkt, heiliger als das zwischen Verwandten.

Nachdem die Römer einzelne der umliegenden Städte unterworfen hatten, wurden die besiegten Bewohner dieser Ortschaften zum Theil nach Rom verpflanzt und ihnen Aecker und Wohnplätze angewiesen. Sie blieben als ein nach Kriegsrecht unterworfenes Volk unter dem Schutze des Königs, wurden zwar Bürger, aber ohne Stimm- und Ehrenrechte, und es fand zwischen ihnen und den Patriciern nicht einmal Connubium statt, d. h. sie konnten mit diesen keine staatsrechtlich gültige Ehen eingehen. Sie bildeten eine Ackerbau treibende Gemeinde (plebs), welche in die Tribus, Curien und Gentes nicht aufgenommen war und an der Regierung des Staates keinen Antheil hatte. Diese von den eigentlichen Burgerrechten ausgeschlossenen Plebejer wuchsen nach und nach zu einer zahlreichen Gemeinde heran, welche in Rom und in der umliegenden Landschaft als freie Landeigenthümer und Ackersleute lebten. Schon Tullus Hostilius hatte eine Vereinigung dieser jungeren Gemeinde mit den Altbürgern zu Stande zu bringen versucht und eine Anzahl plebejischer Familien unter die Patricier aufgenommen; eine durchgreifendere Verbindung beabsichtigte später Tarquinius Priscus; sie gelang aber wegen des hartnäckigen Widerstandes der Patricier nur zum Theil. Tarquinius vertheilte nämlich einen Theil der Plebejer in die Tribus, Curien und Gentes der Patricier.

An der Spitze des Staates stand der König, welcher dem Senate und der Versammlung der Curien einige Theilnahme an der Regierung gestattete. Der König war das Haupt des Staates und des Heeres, und das ihm vom Volke verliehene Imperium begriff

gleichsam eine ebenso große patria potestas, wie sie der einzelne Bürger in dem Kreise seiner Familie auszuüben berechtigt war. Der König war Präsident des Senats und der Versammlung der Curien, oberster Richter, Vertreter des Staates bei den Unterhandlungen mit fremden Völkern, Oberfeldherr und Oberpriester des Staates, als welcher er die den ganzen Staat betreffenden Opfer darbrachte. Das geistliche Recht war jedoch dem Könige nicht unterworfen, und Pontifices und Augurn waren unabhängig von ihm. Zum Unterhalte des Königs dienten umfangreiche Ländereien, deren Anbau von Klienten besorgt wurde. Die von den Etruskern entlehnten äußeren Abzeichen der Könige waren die goldene Krone, das elfenbeinerne Scepter mit einem Adler auf der Spitze, die purpurne mit Gold gestickte Toga und zwölf Liktoren mit Ruthenbündeln, in welchen sich Beile befanden.

Dem Könige zur Seite stand der Senat (senum concilium) zur Berathung und Entscheidung aller Angelegenheiten, welche ihm der König vortrug. Er bestand im Anfange aus 100 Mitgliedern, welche in zehn Decurien von je zehn Senatoren eingetheilt waren. Aus jeder Decurie wurde wieder ein Senator erwählt, und diese zehn Senatoren (decem primi oder deni principes) gaben ihre Stimme zuerst und übernahmen bei dem Tode des Königs die Leitung der Geschäfte, und zwar jeder fünf Tage lang. Der Erste unter ihnen war auch der Erste des ganzen Senates (princeps senatus). Nach der Vereinigung mit der sabinischen und später der etruskischen Niederlassung bestand der Senat aus 300 Mitgliedern. Zur Theilnahme an den Versammlungen der Curien und zur Abstimmung in denselben waren nur die in den Curien enthaltenen Altbürger, die Patricier, berechtigt; die Plebejer und Klienten waren ausgeschlossen. Gegenstände der Verhandlungen waren zu beginnender Krieg, die Annahme neuer Gesetze und die Wahl eines Königs. Die Verhandlungen waren auf die einfache Annahme oder Verwerfung der Anträge des Königs und des Senats beschränkt; das Volk hatte nicht eine eigentliche Entscheidung zu geben, sondern wurde nur dann gefragt, wenn sich der König seiner Beistimmung und seines freudigen Gehorsams versichern wollte.

Die Söhne des Ancus Marcius erreichten ihren Zweck nicht. Servius Tullius. Die Königin Tanaquil ließ die Thore des Palastes verschließen und dem Volke verkündigen, Tarquinius sei nur verwundet und gebiete, bis zu seiner Genesung dem Servius Tullius, seinem Eidam, als Statthalter zu gehorchen. Die Anstifter des Mordes entflohen aus Rom; Servius Tullius aber herrschte eine Zeitlang in Tarquinius Namen, bis er es zuletzt dahin brachte, daß ihn das Volk durch freie Wahl als König anerkannte. Die Herkunft und die Jugendgeschichte des Servius ist in Sagen gehüllt. Eine schöne und tugendhafte Frau Okrisia aus Corniculum war mit einem Manne von königlichem Stamme Namens Tullius vermählt. Tullius fiel im Kampfe für seine Vaterstadt; seine schwangere Gattin gerieth in römische Gefangenschaft und ward Sklavin der Königin. In der Knechtschaft gebar sie einen Sohn, den sie nach dem Stande der Erniedrigung Servius und nach seinem Vater Tullius nannte.

Ungewöhnliche Erscheinungen schienen den Beruf des Kindes zu hohen Dingen anzudeuten. So soll einst das Haupt des Knaben, während er schlief, ein feuriger Glanz umstrahlt haben. Tanaquil ließ wegen dieser Anzeichen den Knaben sorgfältig erziehen. Auch Tarquinius gewann ihn lieb, zumal als er sich als junger Mann durch Tapferkeit und Gewandtheit auszeichnete. Tarquinius gab ihm seine Tochter Tarquinia zur Gemahlin und ließ ihn in den letzten Jahren seines Lebens an der Regierung Theil nehmen. Servius erleichterte dem alternden König die Sorgen der Regierung und erwarb sich, immer treu, verständig und gerecht, sowohl die Zufriedenheit des Königs als die Liebe der Bürger.

Als die Etrusker erfuhren, daß nach der Ermordung des Tarquinius sein Schwiegersohn Servius Tullius den Thron bestiegen habe, erklärten zuerst die Vejenter, der Vertrag, den sie mit Tarquinius abgeschlossen, sei durch dessen Tod wieder aufgelöst. Ihrem Beispiele folgten die Bürger von Caere, von Tarquinii, und bald stand ganz Etrurien unter den Waffen, um das verhaßte Joch abzuschütteln. Aber Servius bot rasch den Heerbann auf und bewies so viel Kraft, Entschlossenheit und Muth, daß die Etrusker endlich nach einem zwanzigjährigen Kriege in das frühere Verhältniß zurückkehren und bedeutende Landstriche abtreten mußten. — Ferner schloß Servius eine engere, auf gemeinsamer Gottesverehrung beruhende Verbindung mit den Latinern und machte Rom zum Haupte des latinischen Bundes. Die Latiner hatten bisher ihre Bundesversammlungen an einer der Göttin Ferentina geheiligten Quelle gehalten. An diesen Versammlungen hatten die Römer nicht Theil genommen, sondern sie standen mit den Latinern nur in einem Bundesverhältniß. Servius brachte es durch seine persönlichen Verbindungen mit latinischen Fürsten und Edlen und durch seine Weisheit und Ueberredung dahin, daß als gemeinsames Bundesheiligthum auf dem mit Latinern bevölkerten und außerhalb der Stadtmauern Roms gelegenen Aventinus ein Tempel der Diana erbaut wurde, wo die Abgeordneten der latinischen Städte alle Jahre sich versammeln und durch gemeinsame Opfer, Feste und Spiele der Sinn der Verbrüderung belebt werden sollte. Die Bundesgesetze und Beschlüsse wurden auf eine eherne Säule eingegraben und diese in dem Tempel der Diana aufgestellt. Obgleich die Zusammenkünfte des latinischen Bundes an der Quelle der Ferentina fortbestanden, so wurde doch durch die neue Einrichtung das Geständniß ausgesprochen, daß Rom jetzt an die Spitze des Bundes getreten sei. — Um die Noth der ärmeren Bürger zu mindern, wies ihnen Servius Ländereien an, theilte Getraide aus und kaufte viele aus der Schuldknechtschaft los. Zum Schrecken der Uebelthäter wurde das Stadtgefängniß erweitert und das sogenannte Tullianum hinzugefügt, die Schuldknechtschaft aufgehoben, zur Belebung des Verkehrs die Märkte eingeführt und Maß und Gewicht geregelt. Das Weichbild der Stadt (Pomörium) wurde erweitert, die von Tarquinius Priscus begonnene steinerne Mauer vollendet und alle sieben Hügel der Stadt mit einer zusammenhängenden Kette von Verschanzungen umschlossen. Nicht nur die äußere Noth der ärmeren Volksklassen suchte Servius Tullius zu mildern, sondern er wies ihnen auch eine rechtliche

Stellung im Staate an. Durch seine Gesetze und Einrichtungen hat er die größte Bedeutung erlangt, mag auch manche Einrichtung einer späteren Zeit auf ihn übergetragen sein.

Servius Tullius suchte die Plebejer mit den Patriciern zu einem Ganzen zu verbinden und den Ersteren wenigstens einige Theilnahme an der Regierung zu verschaffen. Er veranstaltete eine Eintheilung der römischen Ländereien in dreißig Bezirke (Tribus), von denen vier (Tribus urbanae) die Stadt und die dazu gehörigen Ländereien, sechsundzwanzig (Tribus rusticae) die übrige Landschaft umfaßten. Jede städtische Tribus war wiederum in Vici, jede ländliche in Pagi eingetheilt. Die Bewohner jeder Tribus bildeten eine geschlossene Gemeinde unter einem Viertelsmeister, welcher die Namen, Wohnungen und Grundstücke aufzeichnete, die Steuern erhob, die nach den Tribus veranstalteten Aushebungen zum Kriegsdienste leitete und die Gemeindeangelegenheiten jeder Tribus besorgte. Auch hatte jede Tribus besondere Heiligthümer, Versammlungen und Feste.

Außer durch diese Eintheilung der Ländereien suchte Servius Tullius auch noch durch eine andere Einrichtung eine Vereinigung der beiden Stände, der Patricier und Plebejer, zu bewirken, indem er beiden Theilen die Theilnahme an der Regierung gestattete, jedoch so, daß das Alter und das größere Vermögen einen bedeutenderen Einfluß gewährten. Zu diesem Zwecke richtete er eine Vermögensschätzung ein, welche regelmäßig von Zeit zu Zeit wiederholt werden sollte, und theilte sämmtliche Bürger zum Behufe des Kriegswesens, der Besteuerung und einer von ihm neu zu errichtenden Volksversammlung nach der Größe ihres Vermögens in fünf Klassen, je nachdem sie ein Vermögen von 100,000, 75,000, 50,000, 25,000 12,500 Assen besaßen. Jede Klasse zerfiel wieder in Unterabtheilungen, Centurien, und zwar die erste Klasse in 80 Centurien, die zweite, dritte und vierte in 20, die fünfte in 30 Centurien. Die Zahl der Bürger in den einzelnen Centurien war nicht gleich, sondern es umfaßte eine Centurie einer niederen Klasse um so viel mehr Bürger, als das Vermögen geringer war, so daß das Vermögen der Mitglieder einer Centurie zusammengenommen dem Vermögen einer anderen Centurie ohngefähr gleich kam. Die Centurien jeder Klasse waren ferner in gleicher Hälfte in die älteren und jüngeren Bürger (seniores et juniores) eingetheilt, damit die älteren, obgleich an Zahl geringer, doch den jüngeren an Einfluß gleichständen. Zu den jüngeren gehörten alle Bürger von dem siebzehnten bis zum fünfundvierzigsten Jahre, zu den älteren die Bürger von dem fünfundvierzigsten bis zum sechzigsten. Die Greise, welche älter als sechzig Jahre waren, scheinen kein Stimmrecht mehr gehabt zu haben, wie sie auch keinen Kriegsdienst mehr thaten. Die jüngeren Bürger waren zum Kriegsdienste im Felde, die älteren zur Vertheidigung der Stadt bestimmt. Diejenigen Bürger, welche weniger als 12,500 Asse im Vermögen hatten, hießen Proletarier und sie bildeten zusammen eine Centurie. Den Proletariern, welche von der Vermögensteuer frei waren, wurden die übrigen steuerpflichtigen Bürger unter dem Namen Assidui oder Locupletes entgegengesetzt. Außer diesen Klassen waren noch einzelne Centurien gewissen Zünften angewiesen, welche man wegen ihrer Beziehung zum Kriege, wenn

sie auch ein geringes Vermögen besaßen, nicht ohne alles Stimmrecht lassen wollte. So stimmten die Zimmerleute und Waffenschmiede in zwei Centurien nach der ersten Klasse, die Hornisten und Zinkenbläser ebenfalls in zwei Centurien nach der vierten Klasse. Zu diesen Abtheilungen, welche gleichsam das römische Heer zu Fuß darstellten, kamen noch die Centurien der Ritter. Romulus hatte aus den drei Tribus der Ramnes, Tities und Luceres 300 Ritter, aus jeder Tribus 100 Ritter, also zusammen drei Centurien, von den Curien auswählen lassen. Zu diesen 300 Rittern des Romulus hatte Tullus Hostilius aus den ehemaligen Bewohnern Alba's noch 300 hinzugefügt, und Tarquinius Priscus hatte diese Zahl wiederum verdoppelt, ohne jedoch die Zahl der Centurien zu verändern, so daß es bis auf Servius Tullius 1200 Ritter waren. Servius bildete nun aus denjenigen, welche den ritterlichen Census hatten und auch als Ritter Dienst thaten, 12 Centurien. Außerdem vereinigte er diejenigen, welche zwar das Vermögen eines Ritters besaßen und insofern unter die eigentlichen Ritter aufgenommen werden konnten und bei vorkommenden Erledigungen von Ritterstellen aufgenommen wurden, in sechs Abtheilungen oder die sogenannten Sex Suffragia. Die 12 Centurien der Dienst thuenden Ritter und die Sex Suffragia derjenigen, welche nur den ritterlichen Census hatten ohne wirkliche Ritter zu sein, hatten die Stimmen von 18 Centurien und stimmten vor der ersten Klasse. In den Centuriatcomitien oder in der nach Centurien geordneten Volksversammlung wurde nicht nach der Kopfzahl, sondern nach Centurien gestimmt. Die Mitglieder jeder Centurie hatten zusammen eine Stimme; der Stimmen aber waren 193 und die absolute Majorität betrug 97. Waren nun die 80 Centurien der ersten Klasse und die 18 Rittercenturien unter sich einig, so war bereits eine Majorität von drei Stimmen vorhanden.

Diese Eintheilung in Klassen und Centurien war zum Behufe der Besteuerung, der neu eingerichteten Centuriatcomitien und des Kriegswesens gemacht; sie umfaßte Patricier und Plebejer, sogar die Klienten und Freigelassenen an der Stelle, welche ihnen die Größe ihres Vermögens gestattete. Diejenigen aber, welche Kleinhandel oder ein verachtetes Gewerbe trieben, oder, ohne das Bürgerrecht zu besitzen, sich in Rom aufhielten, waren ohne Stimmrecht, frei vom Kriegsdienst, einer besonderen Besteuerung unterworfen und hießen Aerarier. In einem billigen Verhältniß zu den Lasten war demnach auch der Einfluß im Staate bestimmt; Ehre und Auszeichnung war nicht mehr im ausschließlichen Besitz der Patricier; Vermögen und Leistungen für's gemeine Wesen fanden eine gerechte Würdigung. Demohngeachtet hatte die Verfassung des Servius Tullius einen aristokratischen Charakter; die Entscheidung in den Centuriatcomitien hing ab von dem durch Geburt und Reichthum bevorzugten Theile der Bürgerschaft.

Die von Servius eingerichtete allgemeine Vermögensschätzung sollte regelmäßig alle fünf Jahre wiederholt werden. Bei dieser war jeder Römer bei Eidespflicht und bei harter Strafe gehalten, sich selbst, die Seinigen und sein steuerbares Vermögen sorgfältig anzugeben. Nach dem Census wurde der Schoß (Tributum) bestimmt, eine nach den Bedürfnissen des Staates veränderliche und

nach dem Tausend des Kapitals der Einzelnen berechnete Abgabe. Nach Beendigung der Schätzung versammelte sich das ganze Volk, in seine Centurien eingetheilt, auf dem Marsfeld, wo ein feierliches Sühn- und Reinigungsopfer gebracht wurde. Die von Servius Tullius auf die Eintheilung in Klassen und Centurien begründete Volksversammlung (Comitia centuriata) sollte gleichsam eine Versammlung sämmtlicher Burger sein, welche das Vaterland mit den Waffen vertheidigten. Die Stelle, welche jeder Bürger in der Schlachtordnung einnahm und die Höhe seiner Vermögensschätzung bestimmten seinen Einfluß in der Versammlung. Das in den Centuriatcomitien versammelte Volk bot den Anblick eines versammelten Heeres dar. Nachdem der König oder der an seiner Stelle die Comitien berufende Magistrat die Auspicien beobachtet hatte, ließ er das Volk durch Hornisten zusammenberufen. Dieses erschien bewaffnet auf dem Marsfelde, und zwar in Centurien geordnet, unter den Centurionen und Feldzeichen. Der König saß auf dem curulischen Stuhl und verrichtete, ehe er seinen Vortrag hielt, ein Gebet, welches ihm der Augur vorsagte. Darauf folgten die Verhandlungen, welche an der Stelle der Curiatcomitien die Entscheidung über einen zu unternehmenden Krieg, die Wahl des Königs, die Annahme oder Abschaffung der Gesetze und das Richteramt über Kriminalverbrechen gegen den Staat zu Gegenständen hatten. Dabei waren aber die Centuriatcomitien bei neuen Gesetzen auf die Anträge des Senates und bei der Wahl des Königs auf die Person beschränkt, welche ihnen der Senat nach der Vorwahl der Interregen vorschlug.

Neben den neu eingerichteten Centuriatcomitien ließ Servius die Versammlung der Curien noch fortbestehen, und ihnen kam es hinfort zu, die Beschlüsse der Centuriatcomitien über Gesetze und Wahlen nach angestellten Auspicien zu bestätigen und den erwählten König in die ihm übertragene Würde einzusetzen. So bildeten auch ferner die Patricier in den Curien und dem Senate eine abgeschlossene und bevorrechtete Gemeinde, von welcher selbst die Centuriatcomitien durch die Auspicien und durch die heiligen Gebräuche abhängig waren. Denn die Patricier allein, durch ihre Abstammung mit den Gründern des Staates verwandt, rühmten sich der besonderen Gunst der Götter, welche ihnen in den Himmels- und anderen Zeichen ihren Willen kund thäten. Nur Mitglieder ihrer Gemeinde nahmen bei eingetretenem Todesfalle des Königs Theil am Interregnum.

Entsetzlich ist die Erzählung von dem Ende des Servius Tullius. Er hatte keine Sohne und nur zwei Töchter, welche beide Tullia hießen. Er vermählte sie mit den beiden Söhnen oder, nach anderen Nachrichten, den beiden Enkeln des Tarquinius Priscus, von welchen der ältere, Lucius Tarquinius, später den Beinamen Superbus erhielt, der jüngere aber Aruns Tarquinius hieß. Die beiden Töchter des Servius waren ebenso wie die beiden Schwiegersohne sehr verschiedener Gemüthsart, und Servius hatte, damit der wilde Sinn durch die Einwirkung des ehelichen Verkehrs sich mildere, die entgegengesetzten Charaktere mit einander verbunden. Der stolze, hoffärtige, jedes Verbrechens fähige Lucius Tarquinius war mit der sanften und frommen älteren Tullia, der milde, redliche

und schlichte Aruns Tarquinius aber mit der jüngeren, herrschsüchtigen und schändlichen Schwester vermählt. Die Letztere haßte ihren Gemahl und wünschte einst Königin zu werden. Sie trat mit dem ehrgeizigen Lucius Tarquinius in Verbindung; Aruns und die ältere Tullia starben durch Gift des Bruders und der Schwester, und diese vermählten sich hierauf mit einander. Dem Bruder- und Schwestermorde folgte bald ein noch schrecklicheres Verbrechen. Servius Tullius lebte für ihre Herrschsucht zu lange, und sie beschlossen daher, auch den Vater aus dem Wege zu schaffen. Schon längst hatte Lucius viele unzufriedene Patricier für sich gewonnen. Zur Erntezeit, als viele Bürger auf dem Lande waren, erschien er eines Tages mit den Abzeichen der königlichen Würde geschmückt im Senate, dessen Mitglieder zum größeren Theile mit ihm verschworen waren und ihn daher sogleich zum König ausriefen. Auf die Nachricht hievon eilte Servius Tullius herbei. Kaum hat er aber seinen Eidam zur Rede zu stellen angefangen, als dieser den schwachen Greis aus der Curie drängt und die steinernen Stufen hinabstürzt. Schwer verletzt rafft sich der unglückliche König auf und wird von einigen Leuten aus dem Volke nach seinem Palaste geführt; aber bald wird er von nachgeschickten Mördern des Tarquinius ereilt und erschlagen. Kaum war die That geschehen, so begab sich Tullia auf einem Wagen nach dem Rathsgebäude, um ihren Gemahl als König zu begrüßen. Doch er hieß sie nach Hause zurückkehren. Als sie bei der Rückkehr auf die Leiche ihres Vaters stieß und der Wagenlenker ausweichen wollte, befahl sie ihm über die Leiche zu fahren. Mit dem Blute ihres Vaters bespritzt kam die unmenschliche Tochter nach Hause zurück. Auf diese gräßliche Weise hat Servius Tullius 535 v. Chr. geendet und Tarquinius die Herrschaft an sich gerissen.

Tarquinius Superbus.

Tarquinius drückte das Volk zur Knechtschaft herab. Die Verfassung des Servius Tullius wurde aufgehoben, den reicheren Plebejern Steuern aufgelegt, die ärmeren zu Frohndiensten gezwungen. Furcht und Schrecken sollten den Thron stützen. Auch die Patricier mußten den Druck des despotischen Herrschers erdulden. Alle Senatoren und angesehenen Männer, welche dem Servius Tullius angehangen, wurden verbannt und gemordet. Neue Senatoren wurden nicht ernannt, und statt mit dem Senate und dem Volke berathschlagte Tarquinius mit seinen Freunden, begünstigte Ankläger, zog das Vermögen der Verurtheilten ein und bediente sich desselben zur Befestigung seiner Tyrannei. Aus kühnen und entschlossenen Männern ward eine königliche Leibwache gebildet. Auch die Bundesgenossen Rom's suchte Tarquinius durch List und Gewalt ganz zu unterwerfen; den seitherigen Einfluß Rom's auf den latinischen Bund verwandelte er in Oberherrschaft. Turnus Herdonius, der angesehenste Mann von Aricia, welcher dieses zu verhindern suchte, wurde durch eine falsche Anklage des Tarquinius bei seinen Mitbürgern so verleumdet, daß er als Hochverräther zum Tode verurtheilt wurde. Auch suchte Tarquinius seinen Zweck andererseits durch angeknüpfte Verbindungen zu erreichen, und dabei war ihm ein einflußreicher Tuskulaner Octavius Mamilius behülflich, dem er seine Tochter zur Ehe gab. Tarquinius brachte die Latiner zu der

wünschten Unterwerfung; es wurde bestimmt, daß das Oberhaupt s römischen Volkes bei dem jährlichen Bundesfeste auf dem albaschen Berge das Opfer darbringen sollte, und dadurch wurde Rom s Haupt des latinischen Bundes anerkannt und die Verbindung irch die Religion geweiht. Siebenundvierzig Städte beschickten is Fest, welches den Namen der latinischen Feiertage (feriae latiae) erhielt. Auch wurden die römischen Legionen seitdem nicht ur aus den Römern, sondern auch aus den Bundestruppen der atiner zusammengesetzt.

Tarquinius erweiterte seine Macht durch glückliche Kriege; er esiegte die Volsker, legte in deren Lande einige Kolonien an und ihrte viele Gefangene und unermeßliche Beute nach Rom. Auch ie Sabiner mußten sich dem römischen Könige unterwerfen und vurden ihm zinsbar. Dann wandte sich Tarquinius gegen die lainische Stadt Gabii, weil diese sich weigerte die römische Oberrrschaft anzuerkennen. Mehrere Jahre leistete die gut befestigte Stadt erfolgreichen Widerstand, bis sie durch eine schändliche Hinerlist in die Gewalt des Tarquinius fiel. Mit blutigem Rücken erschien Sextus Tarquinius, der Sohn des Königs, vor dem Thore von Gabii und bat um Aufnahme, indem er vorgab, sein Vater habe hn wegen eines geringen Vergehens mißhandeln lassen. Die Gainer schenkten ihm Glauben und stellten ihn an die Spitze kleiner Schaaren. Durch glückliche Ausfälle, bei welchen er nach getroffener Verabredung mit seinem Vater die römischen Truppen besiegte, stieg r immer höher und wurde endlich zum Oberbefehlshaber ernannt. Jetzt frug er durch einen Boten seinen Vater, was er weiter thun olle. Tarquinius führte den Boten in den Garten, schlug vor seinen Augen die höchsten Mohnköpfe ab und entließ ihn dann ohne Antwort. Sextus verstand den Wink seines Vaters; er verdächtigte und beseitigte die angesehensten Bürger. Es entstand Mißtrauen und Spaltung in der Stadt, und Gabii fiel durch einen nächtlichen Ueberfall in die Gewalt der Römer.

Wie schon der ältere Tarquinius, so hat auch Tarquinius Superbus nicht nur durch Kriege und Eroberungen, sondern auch durch bedeutende Bauten seinen Namen groß gemacht. Das großartigste seiner Bauwerke war der kapitolinische Tempel, dessen Bau bereits der ältere Tarquinius begonnen und Servius Tullius wahrscheinlich fortgesetzt hatte. Auf einem hohen Unterbau von 800 Fuß im Umfang war der Tempel im etruskischen Stile aufgeführt. An der Vorderseite, die gegen Mittag gerichtet war, erhob sich eine dreifache, und an jeder der beiden Seiten eine doppelte Reihe von Säulen. Der mittlere Raum enthielt drei Heiligthumer, das mittlere war für den Jupiter, das zur Linken für die Juno, das zur Rechten für die Minerva bestimmt, alle drei unter derselben Dachung. Indem der König den Bau zu Ehren des höchsten Gottes mit Ernst und Eifer betrieb, beschwichtigte er für den Augenblick die Stimme seines Gewissens. Eine seltsame Begebenheit bestärkte ihn in dem Glauben, daß die Götter seiner Herrschaft ihre Huld zugewendet hätten. Eines Tages erschien im Palaste des Königs ein fremdes Weib, welche neun Bücherrollen für einen sehr hohen Preis zum Verkauf anbot. Mit ihrer ungemessenen Forderung abgewiesen,

ging sie weg, verbrannte drei Rollen, kam zurück und forderte für die sechs übrigen den gleichen Preis. Nochmals abgewiesen, verbrannte sie abermals drei Rollen und forderte noch einmal den gleichen Preis. Jetzt wurde der König aufmerksam, frug die Priester um Rath, und diese erklärten ihm, nachdem sie den Willen der Götter erforscht hatten, daß die Bücher ein unschätzbares Gut und für die Erhaltung des Staates von der größten Bedeutung wären. Nun zahlte Tarquinius die geforderte Summe und übergab die Rollen zwei angesehenen Männern zur Aufbewahrung. Es enthielten diese Bücher sibyllinische Orakelsprüche, und sie wurden in der höchsten Gefahr und Noth nach einem Beschlusse des Senates aufgeschlagen.

Wunderbare Erscheinungen setzten den König in Schrecken und er beschloß, das berühmte Orakel in Delphi zu befragen und zu diesem Zwecke seine beiden jüngeren Söhne nach Griechenland zu senden. Als Begleiter gab er ihnen Lucius Junius Brutus mit, welcher den Namen Brutus wegen seiner vermeinten Albernheit erhalten haben soll. Er stammte von einer Tochter des Tarquinius Priscus und hatte sein Leben nur dadurch gerettet, daß er sich blödsinnig stellte; sein Vater und sein Bruder waren von dem Tyrannen ermordet worden. Als die Prinzen die üblichen Weihgeschenke darbrachten, frugen sie Brutus, was er dem Gotte weihen werde. Schweigend wies Brutus auf den Stab, den er in den Händen trug, und in welchem er eine Stange Goldes verborgen hatte. Nachdem die beiden Tarquinier die Antwort des Orakels erhalten hatten, ihr Vater werde nicht eher seinen Thron verlieren, als bis ein Hund in menschlicher Sprache rede, richteten sie auch die Frage an das Orakel, wer von ihnen einst die Herrschaft erhalten werde. Die Antwort lautete: wer zuerst die Mutter küßt. Da beschlossen sie, die Antwort vor ihrem älteren Bruder geheim zu halten und nach ihrer Rückkehr zugleich ihre Mutter zu küssen. Brutus aber fiel, als sie Italien betraten, wie zufällig zu Boden und küßte die Erde.

Tarquinius belagerte Ardea, und die Anführer suchten sich die Langeweile der langwierigen Belagerung durch allerlei Vergnügungen zu vertreiben. Bei einem Gelage entspann sich ein Streit über die Vortrefflichkeit der Frauen; jeder lobte die seinige. Da machte Collatinus den Vorschlag, man solle zu Pferde steigen und die Frauen überraschen. Der Gedanke erhielt Beifall und ward ausgeführt. In Rom fand man die Frauen der jungen Tarquinier mit ihren Freundinnen beim Schmause; in Collatia hingegen war Lukretia, die Gattin des Collatinus, im Kreise ihrer Mägde mit Wollarbeit beschäftigt. Der Lukretia ward der Preis zuerkannt, und die jungen Männer kehrten in das Lager vor Ardea zurück. In Sextus Tarquinius aber hatte die Schönheit und das sittige Wesen der Lukretia eine böse Lust entzündet. Nach wenigen Tagen verließ er das Lager und begab sich nach Collatia. Alle Pflichten der Gastfreundschaft, der Ehre und Blutsverwandschaft mit Füßen tretend überwältigt Sextus die schöne Lukretia durch die Drohung, daß er, wenn sie sich seinem Willen nicht füge, sie ermorden, einen erwürgten Knecht neben ihre Leiche legen und so ihr Andenken in den Augen der ganzen Welt schänden werde. Nachdem Sextus auf diese abscheuliche Weise seinen Zweck erreicht hatte, kehrte er in das Lager

zurück. Lukretia aber berief ihren Gemahl und ihren Vater zu sich; diese erschienen, begleitet von Brutus und von Publius Valerius. In Trauerkleider gehüllt, erzählte ihnen Lukretia das Geschehene, forderte sie zur Rache an Sextus auf und durchbohrte sich mit einem Dolche. Brutus legte jetzt die Maske des Blödsinns ab, hob den blutigen Dolch auf, und seiner Aufforderung folgend schworen Alle über der Leiche der Lukretia, Rache zu nehmen an Sextus und seinem ganzen Geschlechte und nicht zu dulden, daß jemals ein Tarquinier in Rom herrsche. Die Leiche der Lukretia wurde auf den Markt von Collatia getragen und die Bürger dieser Stadt zum Abfalle von Tarquinius bewogen. Dann wurde die Leiche nach Rom gebracht, und dort beschlossen die Bürger die Vertreibung der Tarquinier und die Abschaffung der königlichen Würde. Als der König auf die Nachricht hiervon nach Rom eilte, fand er die Bürger bewaffnet und zur Vertheidigung der Freiheit bereit. Bei der Rückkehr in das Lager fand er auch das Heer im vollen Aufstande; denn Brutus war, während sich der König nach Rom begeben hatte, in das Lager geeilt und hatte die Soldaten zu dem Beschlusse bewogen, dem Tyrannen den Gehorsam aufzukündigen. Daher wurde Tarquinius, als er sich dem Lager näherte, mit Drohungen zurückgewiesen und begab sich nach der etruskischen Stadt Caere.

Wir haben die Geschichte der römischen Könige erzählt, sowie sie von den römischen und griechischen Geschichtschreibern, namentlich von Livius, berichtet wird. Es wird niemand diesen Erzählungen eine strenggeschichtliche Wahrheit beilegen, schon die mannigfache Einmischung göttlicher Wesen beweist, daß diese Erzählungen noch zum Theil mythisch und der verschönernden Umbildung durch mündliche Ueberlieferung ausgesetzt gewesen sind. Auf der andern Seite sprechen aber auch viele Beweise dafür, daß die Geschichte Roms unter der Herrschaft der Könige keine bloße Dichtung der spätern Zeit ist; es sprechen dafür nicht nur die zum Theil noch jetzt vorhandenen Ueberreste großartiger Bauwerke, sondern auch viele Einrichtungen des römischen Staates, welche auf einzelne Könige zurückzuführen sind. Während seit Niebuhr eine Reihe von Gelehrten der früheren römischen Geschichte die geschichtliche Wahrheit abgesprochen und sie nur als Dichtungen einer späteren Zeit betrachtet hat, ist in neuester Zeit von Gerlach die entgegengesetzte Ansicht aufgestellt und für die einzelnen Erzählungen die geschichtliche Wahrheit nachzuweisen versucht worden. Die Einwirkung der Sage auf die Auffassung der früheren römischen Geschichte wird von Gerlach nicht ausgeschlossen, aber von ihm behauptet, daß die Sage jene Erzählungen nicht erfunden, sondern nur innerhalb gewisser Schranken umgebildet habe.

Der Kriegsdienst war in Rom von den ältesten Zeiten an ein Recht und eine Pflicht der Bürger. Das älteste römische Heer bestand aus 3000 Mann; jede Tribus stellte 1000, jede Curie 100 Mann. Die Reiterei bildeten 300 Ritter, aus den drei Tribus der Ramnes, Tities und Luceres in gleicher Zahl ausgehoben. Der Befehlshaber der Reiterei war der Tribun der Celeres. Das Fußvolk bildete eine lange Schlachtlinie, in welcher die Soldaten Mann an Mann, wahrscheinlich zehn Mann tief, neben einander standen und dem

Das Kriegswesen.

Feinde eine dichte Masse von Speeren entgegenstreckten. Die Reiterei und die Leichtbewaffneten standen auf den Flügeln. Die Sitte, daß der siegreiche Feldherr in feierlichem Triumphzug durch die Stadt auf das Kapitol in den Tempel des Jupiter zog, führte schon Romulus ein. Tullus Hostilius verdoppelte die Zahl der Ritter, und eine nochmalige Verdoppelung nahm Tarquinius Priscus vor, indem er unter Beibehaltung der alten Namen aus den angesehensten Plebejern neue Rittercenturien bildete. Die drei Centurien der Ramnenses, Tities und Luceres primi umfaßten die alten, die der Ramnenses, Tities und Luceres secundi die drei neuen Rittercenturien.

Die wichtigen Veränderungen des Servius Tullius betrafen auch das Heer. Er richtete zwölf Rittercenturien ein. Zur Anschaffung des Streitroßes wurden jedem Ritter 10,000 Asse aus dem Staatsschatze und zur Erhaltung desselben jährlich 2000 angewiesen. Die Mitglieder der fünf Klassen bildeten das Fußvolk, und die jüngeren Bürger vom siebzehnten bis zum fünfundvierzigsten Jahre waren zum Dienste im Felde, die älteren vom fünfundvierzigsten bis sechzigsten Jahre zur Vertheidigung der Stadt und nur im Nothfalle zum Dienste im Felde verpflichtet. In der Schlachtlinie bildeten die am vollständigsten bewaffneten Bürger der ersten Klasse das erste Glied, und hinter ihnen standen der Reihe nach die Bürger der zweiten, dritten und vierten Klasse. Die Bürger der fünften Klasse hatten nur Schleudern und Wurfspieße und standen außerhalb der Schlachtreihe. Durch Tarquinius Superbus wurden die Latiner in ein so abhängiges Verhältniß von den Römern gebracht, daß ihre Truppen mit den römischen vereinigt und aus zwei Centurien, je einer aus jedem Volke, eine Manipel gebildet wurde. Den Oberbefehl über das Heer hatten die Könige, und diese ernannten auch die übrigen Befehlshaber.

Die Religion. Mit dem Staate war die Religion unauflöslich verflochten, so daß das Eine sich nicht entwickeln und ausbilden konnte, ohne zugleich auch das Andere in seinen Fortschritt mit hineinzuziehen. Die bürgerliche Verfassung der Römer wurzelte in der kirchlichen; aus dieser zog jene zu einem guten Theil ihre weitüberwindende Kraft. Die beharrliche Festigkeit und Beständigkeit der kirchlichen Einrichtungen widerstrebte bis zu einem gewissen Grade auch allen politischen Veränderungen, und indem sie so die Entwickelung des Staates vor aller Uebereilung bewahrte, verlieh sie demselben eine um so festere Lebensfähigkeit. Desto unvermeidlicher aber mußte auch die kirchliche Verfassung wieder den Einfluß der allmälig veränderten politischen Zustände erfahren und im Fortgange der Zeit, wenn auch langsamen, doch höchst bedeutenden Veränderungen unterliegen. Darum ist zwischen der ältesten römischen Stadtgemeinde und zwischen der weltbeherrschenden Roma in der späteren Zeit in politischer Rücksicht kein größerer Unterschied, als in religiös-kirchlicher. So ähnlich die römische Götterlehre in späterer Zeit der griechischen war, so unähnlich war sie derselben in früherer Zeit; so verächtlich uns das Religionswesen der entarteten Römer erscheint, so große Achtung müssen wir in einem gewissen Sinne dem religiös-kirchlichen

Zustande der ältesten Römer zollen; in demselben Grade, in welchem in ältester Zeit die Religion an der Blüthe des Reiches Antheil hatte, in demselben Grade trug sie später in ihrem veränderten Zustande zu dem unaufhaltsamen Verfalle dieses Reiches bei.

Wie das römische Volk selbst, so hat auch die Religion der Römer im Verlaufe der Zeit fremde Elemente in sich aufgenommen; mit der Aufnahme neuer Bürger war in der Regel auch die Aufnahme fremder Götter verbunden. Die ältesten Götter der Römer waren Stamm-, Geschlechts- und Familien-Schutzgötter; denn auch der Staat oder besser die Stadt wurde durch den gemeinschaftlichen Heerd als Sitz einer einzigen, engverbundenen Familie bezeichnet. An der Verehrung dieser Götter konnte kein Fremder Antheil nehmen; vielmehr mußte die besondere Weise der Verehrung vor jedem Fremden verborgen gehalten werden, weil er sonst sich des Beistandes dieser Götter hätte versichern können. Aus gleichem Grunde konnten auch nur die Mitglieder der Gentes zu priesterlichen Würden befähigt sein, desgleichen zu öffentlichen Aemtern, welche die Kenntniß der heiligen Gebräuche erforderten; und endlich konnte ihnen nur unter einander das Connubium gestattet sein, damit nicht die halbrömischen Kinder aus gemischten Ehen sich für berechtigt halten möchten, in die Geheimnisse des römischen Kultus eingeweiht zu werden. Als Fremde wurden in religiöser Beziehung auch alle Neubürger angesehen; sie gehörten zu keiner römischen Gens und waren von dem Dienste der altrömischen Götter ausgeschlossen; sie verehrten die Götter ihrer bisherigen Heimath. Die Römer waren gegen die Anhänger fremder Religionen nicht nur äußerst tolerant, sondern sie siedelten auch fremde Götter und deren Kulte nach Rom über. Wie unter den verschiedenen Bestandtheilen der römischen Bevölkerung jene aus Alba stammenden Latiner, welche den Palatinus inne hatten, der älteste war, und mit diesen erst später die auf dem Quirinalis angesessenen Sabiner zu einer Stadt sich vereinigten, so ist auch der älteste und ansehnlichste Bestandtheil der Religion der Römer altlatinisch; er stammte von Alba und Lavinium, mit deren Kulten Rom bis in die spätesten Zeiten in der innigsten Verbindung gestanden hat. Zu diesem latinischen Kultus kam erst später ein sabinischer hinzu. Durch diese Vereinigung zweier volksthümlicher Kulte entstand die eigentliche Staatsreligion. Nachdem sich mit den beiden Stämmen noch ein dritter, die Luceres, vereinigt hatte, wurden auch deren Mitglieder für wählbar zu Priesterämtern erklärt und deren Kultus auf Staatskosten bestritten. Den Plebejern verlieh erst Servius Tullius in gemeinschaftlichen Kulten religiöse Vereinigungspunkte und eine kirchliche Organisation.

In der ältesten römischen Religion prägte sich sehr bestimmt der Gedanke aus, daß Alles, auch das Geringste, unter göttlicher Leitung geschehe. Alle ungewöhnlichen Erscheinungen hielt man für göttliche Winke, deren Deutung zu einer besonderen Wissenschaft für Eingeweihte erhoben wurde. Jedes Haus war ein Tempel und jeder Hausvater ein Priester der angestammten Götter. Ein kindlich naiver, sittlich reiner und milder Sinn und herzliche Pietät waltete in der ältesten Religion. Jedem Menschen, so glaubte man, werde bei

seiner Geburt ein Genius als unsichtbarer Freund und beständiger Begleiter, als warnender, rathender Schutzgott beigegeben. Dieser Genius bestimmt die Eigenthümlichkeit seines Schützlings und hat den größten Einfluß auf dessen Geschick. Es war das Bestreben des Römers, seinen Genius immer bei heiterer Laune zu erhalten. Nicht allein der einzelne Mensch, sondern auch jede kleinere oder größere Gesellschaft, wie Heere und Völker, jeder Ort, jede Stadt, Alles hatte seinen Genius.

An der Spitze der Götter steht nach dem Glauben der Römer ein königliches Götterpaar, Jupiter und Juno. Die Namen hießen ursprünglich Diovis und Diovino und bedeuteten die Himmlischen, Diovis so viel wie Himmelsvater. Es liegt den Vorstellungen von diesen Gottheiten eine physische Bedeutung zu Grunde, indem sie den Himmel, d. h. das Reich der Luft mit allen ihren Meteoren und Veränderungen beherrschen, wovon Jupiter die Beinamen Pluvius, Fulgurator, Tonans, Serenator und andere erhielt. Als Fulminans führte er den Blitz oder Donnerkeil, als dessen Symbol ein Kiesel- oder Feuerstein diente. Auf die physische Bedeutung des Jupiter und der Juno beziehen sich auch die Beinamen Lucetius und Lucetia oder Lucina, wodurch sie als Spender des Tageslichts und aller seiner Segnungen bezeichnet werden. Denn dadurch, daß sie Licht, Wärme und Feuchtigkeit gewähren, verbreiten sie Fruchtbarkeit und gedeihliches Leben über die Pflanzenwelt, über Thiere und Menschen. — In der sabinischen Götterlehre, in welcher der Kultus des Feuers und der Gestirne vorherrschend war, folgten auf das Firmament (Dium) im Range zunächst Sonne und Mond. Auch bei den Latinern und Römern waren Dianus oder Janus und Diana oder Jana, hochgeehrte Gottheiten, sie waren ursprünglich der Sonnengott und die Mondgöttin. Die Sage machte den Janus zu einem Könige, welcher aus dem Osten nach Italien eingewandert sei, und welcher nicht nur den Saatgott, Saturnus, bei sich aufgenommen, sondern auch allen übrigen Göttern die Tempel gegründet habe, d. h. er sei vor allen oder im Anfange dagewesen. Janus beherrscht den Anfang oder Eingang, wie das Ende oder den Ausgang aller Dinge. Daher auch seine zwei Gesichter, mit denen er Vergangenheit und Zukunft übersieht. Wer aber Anfang und Ende beherrscht, der beherrscht auch den Fortgang; daher das Scepter in seiner Rechten; daher auch die hohe Vorstellung von seiner Macht. Alles wurde mit Janus angefangen. Die Eigenschaften, welche der Diana zugeschrieben werden, daß sie Wälder, Quellen und einsame Orte liebt, daß sie eben so dichterische Begeisterung, als wirklichen Wahnsinn einflößt, daß sie ein keusches und jungfräuliches Leben führt, dieses Alles paßt vollkommen auf die Göttin des Mondes. — Wie bei den Sabinern das Feuer ein Gegenstand besonderer Verehrung war, so hatte dieses Element auch unter den ältesten Gottheiten der Römer seine Vertreter. Hier ist es jedoch ausschließlich das Heerdfeuer, welches wegen seiner Wichtigkeit für das häusliche und dadurch auch für das politische Leben religiöse Bedeutung erhält. Vulcan, der Gott des Feuers, hatte schon unter Romulus und Tatius zu Rom einen Tempel. Vulcan wurde als Gott des gemeinsamen Heerdes, als Schirmherr der politischen Gemeinschaft verehrt. Wie

im Hause die Familie, um den Heerd herum sich zu versammeln pflegte, so hatten die Curien als religiös-politische Körperschaften, so hatte auch die Stadt ihren Heerd als Symbol der Vereinigung. Noch weit größeres Ansehen genoß als weibliche Gottheit des Heerdfeuers, Vesta, deren Dienst die verschiedenen Stammvölker Roms mit einander gemein hatten. Die obersten Magistrate der Römer brachten alljährlich den Penaten und der Vesta zu Lavinium als den Schutzgöttern Latiums ein Opfer. Denn dahin sollte Aeneas mit den Penaten auch das ewige Feuer gebracht haben. Am Heerde, welcher der Vesta heilig war, wurde der häusliche Gottesdienst gehalten; durch den Heerd wurde jedes Haus zur Würde eines Tempels erhoben; da wurden Gastfreunde empfangen; da fand jeder Bedrängte eine sichere Zuflucht; hier versammelte sich die Familie zur gemeinschaftlichen Mahlzeit wie zur traulichen Abendunterhaltung, und hierdurch wurde jedes Familienglied an seine Pflichten gegen die übrige Heerdgenossenschaft erinnert. Eine ganz ähnliche Bedeutung hatte auch der Vesta-Tempel für die ganze Stadt. Die Göttin wurde nicht durch ein Bild, sondern nur durch das ewige Feuer, welches auf ihrem Altare stets unterhalten werden mußte, vergegenwärtigt. Man dachte sich dieselbe so mild, so rein und so heilig wie das dem Menschen so wohlthätige Element. Nur von keuschen Jungfrauen wurde Vesta in ihrem, den Männern unzugänglichem Tempel bedient.

Unter die ältesten Gottheiten der Römer gehören die des Ackerbaues, und unter diesen ist der vorzüglichste Saturnus. Nach der Sage ist er unter der Herrschaft des Janus nach Italien und zwar nach Latium gekommen, hat den bis dahin wild umherschweifenden Bewohnern des Landes den Ackerbau gelehrt, sie an Ordnung und edlere Sitte gewöhnt und ist dadurch der Begründer des goldenen Zeitalters geworden. Zur Erinnerung an die glückliche Zeit seiner Herrschaft wurde das Fest der Saturnalien gefeiert. Saturnus stand der gesammten Landwirthschaft im weitesten Sinne vor. Die Saturnalien deuteten auf den allgemeinen Wohlstand, auf die bürgerliche Ordnung und auf die friedliche Ruhe und Eintracht hin, welche im Gegensatze zu andern Lebensweisen als besonderer Segen des Ackerbaues betrachtet werden. Es war ein ländliches Fest, ein allgemeines Erntefest. Alle ernsten Geschäfte ruhten; nichts wurde vorgenommen, was die allgemeine Heiterkeit stören konnte. Die Sklaven spielten die Herren und wurden von der Herrschaft bedient, als Erinnerung, daß im goldenen Zeitalter kein Unterschied der Stände und kein getrenntes Privateigenthum bestanden habe. In jedem Hause war offene Tafel; man beschenkte sich gegenseitig, namentlich die Klienten ihre Patrone. Die Kinder erhielten Bilder von Thieren oder Menschen aus Thon oder Backwerk. Saturnus wurde aber nicht nur als Gott des der Erde entsprießenden Erntesegens, sondern bald auch als Gott des Reichthums überhaupt gedacht. Auch die edlen Metalle kommen aus der Erde. Deshalb wurde er als Dis Saturnus, als Dis Pater verehrt und bekam wie Pluto die Bedeutung eines Gottes der Erde und der Unterwelt. Was die Erde gegeben und hervorgebracht hat, das nimmt sie auch wieder in ihren Schoos auf; dies hat seine Geltung, wie für die

Pflanzen-, so auch für die Thier- und Menschenwelt. Darum wurden den Göttern, von welchen man gedeihliches Wachsthum und Fruchtbarkeit erflehte, auch Sühnopfer zur Abwehr aller verderblichen Einflüsse auf Pflanzen, Thiere und Menschen dargebracht. Es ging aber die Sage, daß dem Saturn ehemals auch Menschen geopfert worden seien; Hercules habe, als er nach Italien gekommen, gerathen, statt der Menschen Bilder oder Puppen und Lichter zu opfern. So entstand die Sitte, Wachskerzen und Menschenbilder ursprünglich dem Dis Saturnus als Sühnopfer und dann auch guten Freunden zu schenken. — Die Schwester und Gemahlin Saturns war Opis oder Ops, die Göttin der Fülle und des Wohlstandes. Sie hatte mit ihrem Gemahl den Tempel am Fuße des Kapitoliums und das Fest gemeinschaftlich. Auch war sie dem Saturn in der Bedeutung völlig gleich. Der Name Ops entspricht dem Dis; dem Saturnus entspricht der Beiname Consiva oder Consivia (von conserere). Sie war die ernährende Terra oder Tellus. Am Saatfeste im Januar wurde Tellus als Göttin des Feldbaues verehrt; Kuchen und trächtige Schweine wurden ihr geopfert; dem Gesinde, wie den Hausthieren wurde dabei Ruhe und reichlicher Genuß gegönnt. Auch Sühnopfer wurden der Tellus dargebracht. Ein wichtiger Gott des Landbaues war Vertumnus, welcher allen Umgestaltungen der Feld- und Gartengewächse bis zur Reife der Früchte vorstand. Pomona war die Göttin des Obstes; Flora die Göttin der Blüthen; Pales eine altlatinische Gottheit der Hirten und der Heerden.

Zu den ältesten Göttern Roms gehört auch Mars Pater oder Marspiter, welcher bei den Sabinern Mamers hieß, auch in Latium hochgeehrt wurde und in Alba seine Priester, die Salier, hatte. In der Regia oder Königsburg, dem gemeinschaftlichen Heiligthume der Hauptgötter des ältesten Rom, wurde die heilige Lanze und der vom Himmel gefallene Schild des Mars aufbewahrt. Sie gehörten unter die Palladien des römischen Reiches und waren zur Sicherung gegen etwaige Entwendung in genauer Nachbildung vervielfältigt worden. Wenn diese Waffen des Mars sich von selbst regten, so stand dem Staate eine große Gefahr bevor. Wurde aber das römische Volk zu einem Kriege genöthigt, so ging der Feldherr in das Sacrarium des Mars in der Regia, schüttelte die Schilde und bewegte die Lanze des Gottes mit der Mahnung: Wache Mars! Schon aus diesem heiligen Gebrauche geht deutlich hervor, daß der altrömische Mars ein Gott des Vertheidigungskrieges war. Er war ursprünglich der Gott eines Hirtenvolkes, und Hirten greifen nicht an, sondern schützen und vertheidigen nur ihre Habe gegen die Angriffe räuberischer Thiere und Menschen. Daß Mars anfangs nur ein Beschützer der Heerden und des Eigenthums war, beweist auch das Fest, welches ihm vom ersten März an während mehrerer Tage gefeiert wurde. In diesen Tagen zogen nämlich seine Priester, die Salier, mit der Toga, dem Bürgerkleide, angethan und doch zugleich auch mit Spitzhaube und Schwert bewaffnet, in der Rechten ein ehernes Stäbchen, in der Linken einen heiligen Schild haltend, durch die verschiedenen Straßen der Stadt. Ihr Gang war ein Waffentanz, wobei sie mit den Stäben an die Schilde

schlugen und in uralten, zuletzt ganz unverständlich gewordenen Gesängen der Reihe nach die verschiedenen Schutzgottheiten der Stadt anriefen. An mehreren Orten der Stadt wurden Opfer gebracht und des Abends wurde nach beendigtem Umzuge in besonderen Standquartieren geraßtet, reichlich geschmaust und übernachtet. So stellten diese Priester eine Bürgerschaft dar, welche zum Schutze ihrer Habe, im freudigen Vertrauen auf ihre Götter und ihr gutes Recht unter die Waffen getreten ist. Mehrere Sühnungsformeln, welche wir noch besitzen, beweisen, daß man von Mars als einem echt ländlichen Gotte als von dem Mars Silvanus, für alle Produkte des Ackerbaues und der Viehzucht Schutz erflehte, namentlich auch Abwehr von Mißwachs, Hagel und allerlei Krankheiten. — Im Widerspruche mit der Sage, daß unter dem Namen Quirinus, der nach seinem Tode vergötterte Gründer der Stadt, Romulus, verehrt worden sei, wird berichtet, daß schon der König Tatius dem Quirinus geopfert habe, ja daß Quirinus ein altsabinischer Gott gewesen sei. Er hatte in Rom seine Heiligthümer nur in denjenigen Stadttheilen, welche von Sabinern besetzt waren, besonders auf dem quirinalischen Hügel. Er war der ursprüngliche Schirmherr der sabinischen Bevölkerung Roms, wie Mars der der latinischen, und nahm deshalb nach der Vereinigung der beiderseitigen Kulte in der Religion der Römer eine so bedeutende Stelle ein. Jupiter, Mars und Quirinus werden als Schirmherren des Staates genannt.

In jedem Hause wurden eigene Haus- und Familiengötter verehrt, und unter diese gehörten namentlich die Penaten. In dem Atrium, dem Hauptheile des Hauses, stand der Heerd, und auf diesem brannte das heilige Feuer, das Symbol des gesitteten und geselligen Menschenlebens. Durch den Heerd wurde das Atrium zu einem Heiligthume erhoben, in welchem der Hausvater unumschränkter Gebieter und selbst für die Diener der Obrigkeit unantastbar war. Hier war er der Priester seiner Haus- und Familiengötter, deren kleine und einfache Bilder auf oder bei dem Heerde standen. Die öffentlichen Penaten hatten auch einen Tempel, welcher nicht bloß für Fremde, sondern überhaupt für Uneingeweihte ein unzugängliches Heiligthum war, weil niemand erfahren sollte, wer die wahren Schutzgötter des Staates wären. Mit den Penaten wurden die Laren nicht nur am Heerde gemeinschaftlich verehrt, sondern auch gewöhnlich mit ihnen zugleich genannt und angerufen. Gleichwohl waren sie von einander verschieden. Denn während die Penaten als Götter und zwar die öffentlichen Penaten sogar als große Götter bezeichnet werden, dachte man sich unter den Laren die seligen Geister abgeschiedener Menschen. Man nannte die Seelen der Verstorbenen im Allgemeinen mit einem euphemistischen Ausdrucke Manes, d. h. Holde, Gute. Doch dachte man sich die Seelen theils in einem seligen, theils in einem unseligen und qualvollen Zustande. Im letzteren, meinte man, befanden sich namentlich auch die Seelen derer, denen die letzte Ehre eines ordentlichen Begräbnisses nicht zu Theil geworden wäre. Solche Seelen nun, von welchen man glaubte, daß sie unruhig umherirrten, nannte man Lemures; diejenigen, welche wegen des quälenden Bewußtseins ihrer Uebelthaten als Spuk- und Quälgeister die Menschen beunruhigten, nannte man (Larvae); und

endlich solche Geister, welche, selbst friedlich und selig, auch ihren Nachkommen Segen und Heil bereiten (Lares). — Die ersten 170 Jahre der Stadt hatten die Römer keine Bildnisse von ihren Göttern.

Die kirchliche Verfassung. Wenn König Numa als der Begründer der kirchlichen Verfassung genannt wird, so deutet dies wenigstens darauf hin, daß diese Verfassung uralt gewesen sei und unter sabinischem Einflusse sich ausgebildet habe. Die kirchliche Verfassung war bei den Römern musterhaft, indem Staat und Kirche, als gleich unentbehrliche Organe eines und desselben Gemeindelebens, durch eine weise Ausgleichung ihrer beiderseitigen Macht und Wirksamkeit sich völlig im Gleichgewicht erhielten. Die oberste Staatsbehörde (früher der König, später der Senat), war zugleich auch oberste Kirchenbehörde. Unter dieser stand aber ein eigenes Priesterkollegium an der Spitze aller kirchlichen Angelegenheiten und aller übrigen Priesterthümer. Die Priester bildeten nicht in der Weise einen abgesonderten Stand, daß sie den Civil-Beamten schroff gegenüber standen, sondern ein Priester konnte, soweit er dadurch in seinen priesterlichen Funktionen nicht gehindert wurde, zugleich ein Civil- oder militärisches Amt bekleiden. Auch galten die Priester den Magistraten gegenüber als Private, welche kein Imperium haben. Daneben aber genossen sie nicht nur im öffentlichen Leben vielfacher Auszeichnungen, sondern hatten auch einen gesetzlich festgestellten, sehr bedeutenden Einfluß auf die Verwaltung des Staates, insofern alle Staatshandlungen von der Religion geleitet werden sollten; sie waren in ihrem Wirkungskreise keiner bürgerlichen Behörde verantwortlich und brauchten auch ihrerseits bei kirchlichen Handlungen auf die Unterschiede der bürgerlichen Stellungen keine Rücksicht zu nehmen. Die priesterlichen Stellen wurden theils vom Könige, später vom Pontifex Maximus, theils durch Kooptation oder Wahl von Seiten des zu ergänzenden Kollegiums besetzt. Der Gewählte mußte durch Inauguration in sein Amt eingeweiht werden, welches er, wenn er sich nicht eines Verbrechens schuldig machte, lebenslänglich bekleidete. Die Priester waren unabsetzbar und gingen zum Theil nicht einmal im Exil ihrer Würde verlustig. Mehrere Priesterämter konnten in einer Person vereinigt werden. Aber Verwandte wurden in einem und demselben Priesterkollegium nicht geduldet. Nur Patricier konnten priesterliche Aemter bekleiden, und nur Männer von persönlicher Würde wurden dazu gewählt. Für die Bedürfnisse der Kirche und ihrer Diener war durch Ueberweisung von Ländereien und anderer Einkünfte gut gesorgt.

Die Leitung des gesammten Kultus und die Sorge für die fortwährende Erhaltung und genaue Beobachtung aller einmal eingeführten religiösen Gebräuche hatte das Kollegium der Pontifices. Es bestand aus vier Pontifices und dem Pontifex Maximus, dem Vorsteher des Kollegiums. Die Rechte und Pflichten der Pontifices waren in eigenen Gesetzbüchern aufgezeichnet. Da die Pontifices auch dafür zu sorgen hatten, daß jede Feier an ihrem richtigen Tage stattfand, und da durch die Sacra, welche auf jeden Tag fielen, derselbe bald eine günstige bald eine ungünstige Bedeutung erhielt, so gehörte auch die Anordnung des Kalenders zu ihren Befugnissen.

In gewissen Fällen hatten sie das Recht, die Curiatcomitien zu versammeln und in denselben den Vorsitz zu führen. Ferner übten sie in allen die Religion betreffenden Fällen die Gerichtsbarkeit. In einigen Fällen hatten sie sogar über Leben und Tod zu entscheiden. Namentlich gehörten die Ehesachen vor ihr Gericht. Endlich hatte dieses Kollegium über alle anderen Priester und deren Verhalten die Aufsicht zu führen.

Für den Dienst einzelner Gottheiten waren zunächst die Flamines bestimmt. Es gab deren 15, von denen zwölf im Dienste untergeordneter Gottheiten standen, drei hingegen als Priester des Jupiter, Mars und Quirinus das höchste Ansehen genossen. Der vornehmste unter allen war der Flamen Dialis, welcher, im Priesterrange der zweite, ganz besondere Auszeichnungen genoß, aber auch sehr beschränkenden Verpflichtungen unterworfen war. Nach dem Flamen Dialis waren der Flamen Martialis und Quirinalis die angesehensten Priester. Nach der Priesterordnung folgte erst nach den drei Genannten der Pontifex Maximus. Den obersten Rang von allen hatte der **Rex sacrorum**. Diese Priesterwürde wurde erst nach der Abschaffung des Königthums eingesetzt, und der **Rex sacrorum** hatte bei einigen Gelegenheiten an der Stelle des ehemaligen Königs Opfer zu bringen. Die Priesterinnen der Vesta hatten das heilige Feuer auf dem gemeinsamen Heerde der Stadt zu unterhalten und den ganzen Kultus im Tempel der Vesta zu besorgen. Die arvalische Brüderschaft hielt unter Absingung alter Gesänge jährlich einen Umzug um die Felder und Grenzen des ältesten römischen Weichbildes und rief unter Darbringung von Sühn- und Reinigungsopfern die Götter um Schutz und Gedeihen für die Aecker an. Die Fetialen hatten mit fremden Völkern über erlittenes Unrecht Sühne-Unterhandlungen zu pflegen, im äußersten Falle den Krieg zu erklären, Frieden und Bündnisse abzuschließen, also alle völkerrechtlichen Unterhandlungen in geordneter, billiger und gesetzlicher Weise vorzunehmen. Endlich haben wir auch noch die Augurn zu erwähnen. Die Römer hatten mit allen Völkern des Alterthums den Glauben gemein, daß die Götter theils die Zukunft überhaupt, theils ihren Beifall oder ihr Mißfallen an dem Verhalten und Treiben der Menschen auf eine sinnlich wahrnehmbare Weise, durch allerlei äußere Zeichen und ungewöhnliche Erscheinungen zu erkennen gäben. Bei dem frommen Sinne der Römer war es natürlich, daß sie auf solche Dinge ihr Augenmerk richteten. Eine nach bestimmten Regeln angestellte Beobachtung solcher Zeichen hieß Augurium, und die Männer, welche vom Staate zur Beobachtung der Zeichen und zu der darauf sich gründenden Erforschung des göttlichen Willens angestellt waren, hießen Augurn. Sie standen in hohem Ansehen wegen des bedeutenden Einflusses, welchen man ihnen zugestand, indem keine irgend wichtige Staats- und Religions-Angelegenheit ohne ihre Mitwirkung vorgenommen werden durfte. Die Patricier betrachteten das Augurat als ein Hauptvorrecht ihres Standes und gründeten darauf den Anspruch auf ausschließliche Befähigung zu den höheren Staatsämtern und das Verbot der gemischten Ehen.

Die römische Schrift. Anfänge d. Prosa und Poesie. Kenntnisse.

Die Latiner haben nach der Sage die Buchstabenschrift von den Griechen empfangen. Dafür spricht auch die Aehnlichkeit der griechischen und lateinischen Buchstaben, welche in ältester Zeit noch größer gewesen sein mag; ferner die ursprüngliche Zahl, Stellung und Geltung der Buchstaben; und endlich die von den Latinern angenommene Gewohnheit von der Linken zur Rechten zu schreiben. Die Römer nennen wie ihre Sprache, so auch ihre Schrift lateinische, nicht römische, und das beweist, daß sie gleich bei der Gründung des römischen Staates Sprache und Schrift als ein Erzeugniß lateinischer Gesittung beibehalten, nicht erst in späterer Zeit empfangen haben. Dies wird auch dadurch bestätigt, daß sich schon aus der ersten Zeit der Könige sichere Spuren vom Gebrauche der lateinischen Schrift nachweisen lassen. Es werden königliche Verordnungen (leges regiae) der ältesten Zeit nicht nur im Allgemeinen erwähnt, sondern auch ganz besonders eine als von Romulus und Tatius stammend, wörtlich angeführt. Von Numa's Gesetzen erwähnen griechische und lateinische Schriftsteller, daß sie aufgezeichnet gewesen sind. Ebenso berichtet die Geschichte von schriftlichen Aufzeichnungen des Tullus Hostilius, Ancus Marcius und Servius Tullius. Die Anfänge der lateinischen Prosa scheinen aus einfachen, locker aneinander gereihten und nur durch den Gedanken verbundenen Sätzen bestanden zu haben. Die ersten Anfänge in gebundener Rede unterschieden sich nur wenig durch einen mehr abgemessenen und abgerundeten äußeren Umfang und eine höchst nachlässige rhythmische Form bald längerer bald kürzerer Satzreihen von der ungebundenen Rede der Prosa. Solche bald längere, bald kürzere Wortreihen, bei denen noch nicht an genau bestimmte Länge und Kürze der Sylben gedacht wurde, wie sie später die Einführung der griechischen Quantitätslehre im sechsten Jahrhunderte nach Erb. d. St. mit sich brachte, bildeten das einzige altlateinische Versmaß und wurden saturnische Verse genannt. Das saturnische Versmaß hatte zwar einen gewissen Rhythmus, aber ohne feste Regelung und ohne bestimmte Fußzahl; erst durch Cn. Naevius scheint es eine festere Gestalt erhalten; seine ursprüngliche, ziemlich unregelmäßige Form aber nie ganz verloren zu haben. Der Name des ebenfalls schon in älterer Zeit genannten fescenninischen Verses scheint nicht sowohl ein bestimmtes Versmaß, als vielmehr Spott- oder Neckvers bezeichnet zu haben, wenn man auch in solchen neckenden Wechselversen und poetischen Zwiegesprächen ländlicher Lustbarkeit etwas von dem feierlichen und ernsten saturnischen Verse abwich. Der prosaischen Darstellung bediente man sich schon in der Zeit der Könige zur Aufzeichnung von Friedens- und Bundesschlüssen, Staatsgesetzen und Anordnungen über den Kultus. Durch die frühzeitigen schriftlichen Aufzeichnungen erwuchs der lateinischen Sprache der Vortheil, daß sie sich sehr früh genau und bestimmt, bündig und faßlich auszudrücken lernte, daß sie frühzeitig einen reichen Schatz von Wörtern zur Bezeichnung von Rechtsbegriffen erhielt, in der Darstellung von Rechtsverhältnissen geübt und so von ihrer ersten Jugend an für die Aufgabe vorbereitet wurde, welche sie in dieser Hinsicht dereinst für die Welt zu erfüllen bestimmt war. Seit sehr früher Zeit wurde von dem Pontifex Maximus nach Ablauf eines

jeden Jahres eine Art Staatschronik verfaßt und auf gegipsten Tafeln öffentlich aufgestellt. Diese Jahrbücher hießen Annales pontificum maximorum, Annales pontificum, Annales publici, am häufigsten Annales maximi. Sie enthielten nur Thatsachen ohne irgend einen Schmuck der Rede, Nachrichten von politischen Vorfällen daheim und auswärts, mancherlei Meldungen von auffallenden Vorkommnissen, durch welche sich der Zorn der Götter zu offenbaren schien, von Wunderzeichen, von merkwürdigen Naturerscheinungen, Sonn- und Mondfinsternissen, Meteoren, starken Regengüssen, von Pestilenz, theurer Zeit, Sterbefällen u. dergl. mehr. Ausführlicher als die Annales maximi scheinen andere Aufzeichnungen und Gedenkbücher der Priester, Commentarii pontificum; auch Libri pontificum genannt, welche die Pontifices für sich und zu ihrem Gebrauche machten, gewesen zu sein. Auch andere Priesterschaften, z. B. die Salier, die arvalischen Brüder und andere hatten solche Aufzeichnungen. Ebenfalls aus sehr alter Zeit werden auch noch andere Urkunden, die Fasti magistratuum, Libri magistratuum, Libri lintei, Familienchroniken und Familienstammbäume erwähnt.

In Beziehung auf die ersten Anfänge der Poesie ist die Sitte anzuführen, daß zu Rom in uralter Zeit bei Festschmäusen die Gäste in abwechselnder Rede, unter Begleitung eines Flötenspielers, das Lob berühmter Männer gesungen oder auch züchtige Knaben mit und ohne Begleitung der Flöte Lieder vorgetragen haben, in denen der Ruhm der Vorfahren gepriesen wurde. Auch werden heilige Lieder erwähnt, die Gesänge der Salier und die Lieder der arvalischen Brüderschaft. Reich waren die Römer, wie alle altitalischen Völker, von jeher an Versen oder Volksliedern, welche in unmittelbarem Zusammenhange mit den Begebenheiten des täglichen Lebens standen. Diese waren theils ernster Art und enthielten praktische Regeln oder moralische Sprüche, theils waren sie voll heiteren Scherzes und ergingen sich in harmlosen Neckereien und Schäkereien oder kränkten, voll bitteren Spottes, die Ehre und das Recht anderer und erheischten sogar das Einschreiten der Obrigkeit. Seit den ältesten Zeiten hatten die italischen Völker den Hang zu mimischen Darstellungen; sie verstanden es, mit glücklichem Talent für lustige Darstellung und spottende Volkspoesie, über die Begebenheiten des täglichen Lebens ein witziges Zwiegespräch zu improvisiren.

Die beständigen Kämpfe mit den Nachbarvölkern und der praktische Sinn der Römer ließ sie in den ersten Jahrhunderten ihre Aufmerksamkeit nur auf die mit dem Staate und der Religion engzusammenhängenden Wissenschaften richten. Zu diesen gehörte die theils von den Etruskern, theils von den Sabinern ihnen bekannt gewordene Divinationslehre, welche aus gewissen Erscheinungen in der Natur den Willen der Götter zu erkennen lehrte. Schon Numa soll diese Kenntnisse schriftlich hinterlassen haben, und sie wurden als eine heilige Wissenschaft der Augurn geheim gehalten, und nur junge Patricier darin unterrichtet. Damit hing die Feldmeßkunst der Römer zusammen, welche sie zu der schon in den ältesten Zeiten mit großer Sorgfalt gemachten Eintheilung ihrer Felder bedurften, und welche ursprünglich mehr religiöser Natur und Eigenthum der Au-

gnen war, erst später sich zu einer mehr mathematischen Wissenschaft umbildete. Eine andere religiöse geheime Wissenschaft war die der Pontifices, welche in der Kenntniß des geistlichen Rechtes, des Rituals, der Opfer und Feste, der Eintheilung des Jahres und der Bedeutung der einzelnen Tage bestand. Auch diese Kenntnisse wurden von Numa hergeleitet. In den Schriften der Pontifices war auch das bürgerliche Recht aufgezeichnet.

Kunst, Handel, Handwerke, Ackerbau.

Die Privatwohnungen waren lange sehr einfach, und erst seit Tarquinius Priscus, nach der Bekanntschaft mit etruskischen Baumeistern wurden in Rom schöne öffentliche Gebäude aufgeführt. Die plastische Kunst wurde den Römern ebenfalls erst seit dieser Zeit durch etruskische Künstler bekannt; sie beschäftigte sich zuerst mit der Darstellung kolossaler Götterstatuen aus Thon und Holz. Die Quadriga aus Thon auf dem kapitolinischen Tempel und Jupiters thönerne Statue in jenem Tempel waren Werke etruskischer Künstler.

Der im Jahre 509 v. Chr. zwischen Rom und Karthago geschlossene Handelsvertrag beweist, daß die Römer schon frühzeitig Seehandel getrieben haben, theils um die Erzeugnisse ihres Ackerbaus, Getraide, Oel und Wein, abzusetzen, theils um die Produkte anderer Länder nach Rom zu bringen. Die Handwerke wurden in den reicheren Familien von Sklaven, für die Bedürfnisse der ärmeren Bürger besonders von Klienten und Freigelassenen betrieben. Die Gewerbe waren im Gegensatz zum Landbau verachtet. Schon Numa soll die Gewerbtreibenden in neun Innungen vereinigt haben, in die der Flötenbläser, Goldschmiede, Zimmerleute, Färber, Riemer, Gerber, Kupfer- und Eisenschmiede, Töpfer, und eine neunte Innung für die in den genannten Innungen nicht begriffenen Handwerke. Der Landbau war der einem Römer geziemende und ehrenvolle Erwerbszweig; auf Ackerbau und Viehzucht beruhte das ganze Leben der ältesten Zeit; mit diesen Beschäftigungen hingen die Religion und die heiligsten Gebräuche eng zusammen und zu deren Schutz waren die ältesten Gesetze gegeben. In der ältesten Zeit waren Ackerbau und Viehzucht noch nicht so getrennt wie in der späteren, da die kleinen Ackerloose allein zur Erhaltung einer Familie nicht hinreichten. Diese kleinen Länder der ärmeren Bürger wurden mit großer Sorgfalt angebaut und wohl mehr wie Gärten als wie Felder benutzt. Der Gartenbau wurde schon frühzeitig in Rom eifrig betrieben.

Familienverhältnisse.

Das Recht, eine für beide Ehegatten und ihre Kinder rechtsgültige Ehe einzugehen, hieß Connubium. Dieses besaßen in der ältesten Zeit nur die Patricier, und bis auf das Gesetz des Canulejus (445 v. Chr.) bestand selbst zwischen Patriciern und Plebejern kein Connubium. Verbindungen mit Frauen aus einem anderen Volke waren nur dann rechtlich gültig, wenn zwischen den Römern und diesem Volke Connubium eingegangen worden war; außerdem erkannte das römische Civilrecht solche Ehe nur als natürliche Ehen an. Die Ehe begründete eine Gemeinschaft aller Lebensverhältnisse und war in Beziehung auf die Stellung der Frau zu ihrem Manne eine doppelte, entweder eine strenge Ehe, durch welche die

Frau in die Manus ihres Mannes überging, oder eine freie Ehe, bei welcher der Mann die Manus über die Frau nicht hatte. Bei der strengen Ehe trat die Frau ganz in die Familie des Mannes über, sie wurde ein Glied des Hauses, Hausmutter für die Untergebenen, selbst aber untergeben ihrem Eheherrn wie eine Tochter, wie eine Schwester seiner Kinder und wenn er noch in väterlicher Gewalt stand, wurde sie auch seinem Vater wie eine Enkelin untergeben. Ihre Mitgift und was sie erwarb, war Eigenthum des Mannes; nach dessen Tode erbte sie ein Kindestheil und hatte überhaupt die Erbschaftsrechte wie eine Tochter. Die Vergehen der Frau gegen die eheliche Treue und die weibliche Sitte, z. B. das Weintrinken, bestrafte der Mann kraft seiner eheherrlichen Gewalt; die leichteren er allein, die schwereren, wegen der er zugleich die Frau verstoßen durfte, mit Zuziehung ihrer Verwandten. Bei der freien Ehe hingegen überließ der Mann nach der Verstoßung der Frau die weitere Bestrafung derselben ihrem Vater und Verwandten; die Frau blieb überhaupt in der väterlichen Gewalt, so daß ihr Vater sie dem Ehemann sogar wiedernehmen konnte; sie erwarb, was sie erwarb ihrem Vater.

Der Wirkungskreis des Mannes war das öffentliche Leben; die Frauen dagegen schalteten im stilleren Kreise der Familie und übernahmen fast alle Sorgen des Hauswesens. Die Römer bewiesen den Frauen die größte Achtung, und schon Romulus soll den Frauen besondere Vorrechte verliehen haben. Der Mann mußte der ihm begegnenden Matrone ausweichen, und ungeziemende Reden und schamlose Handlungen gegen Frauen wurden hart bestraft. In dem Atrium beschäftigte sich die Frau mit ihren Sklavinnen mit Weben und Spinnen. Die Hausfrau hatte die Aufsicht über den ganzen Haushalt und die Besorgung der Küche. Die römischen Frauen nahmen Theil an den Gastmahlen ihrer Männer; nur junge Mädchen waren davon ausgeschlossen

Bei einer rechtsgültigen Ehe folgten die Kinder dem Stande des Vaters; fand kein Connubium statt; so erhielten die Kinder den Stand des geringeren Theiles. Eine wichtige Folge einer mit Connubium von einem Römer eingegangenen Ehe war, daß die Kinder und dann auch deren Frauen und Kinder in die väterliche Gewalt kamen. Zufolge dieser hatte der Vater die volle Herrschaft über das Kind bis auf Leben und Tod; er konnte nicht bloß häusliche, sondern auch öffentliche Vergehen seiner Kinder vor sein Gericht ziehen und mit Zuziehung der Verwandten und Freunde, oder in dringenden Fällen auch ohne diese mit unerbittlicher Strenge bestrafen. Nur die Tödung neugeborner Kinder war bis zum dritten Jahre bloß im Falle einer Mißgeburt, und auch dann nur unter bestimmten Formen erlaubt. Der Vater durfte ferner seinen Sohn geißeln, einkerkern und mit seinen Sklaven auf dem Felde, sogar in Fesseln, arbeiten lassen, was die Kinder, so lange sie in väterlicher Gewalt waren, erwarben, gehörte dem Vater. Die römische Familie bildete ein Hauswesen, wo Vater und Söhne und Schwiegertöchter in einem oft sehr engen Raum beisammen wohnten und durch gemeinschaftlichen Erwerb von demselben Tische lebten.

Nach der Anordnung des Servius Tullius wurden die Gebornen in dem Tempel der Juno Lucina angemeldet. Am achten oder

neunten Tage nach der Geburt wurde dem Kinde der Name gegeben, und dieser Tag festlich gefeiert. Die Sorge für die erste Entwickelung und Ausbildung der Kinder übernahm die Mutter, welche sie gewöhnlich selbst an ihrer Brust nährte und ihre Spiele leitete. Oft zog man für die Aufsicht der Kinder eine ältere Verwandte zu, welche dann in großer Achtung stand. Die Hausfrau hatte in Rom eine andere Stellung, und die Einwirkung der Mutter auf ihre Söhne war viel umfassender und nachhaltiger als bei den Griechen. Schon Numa hatte die Erziehung der Einsicht der Eltern überlassen, und sie bestand einen langen Zeitraum hindurch in einer häuslichen, durch väterliche und mütterliche Sorgfalt geleiteten Anweisung zu Allem was für recht und gut galt und was das noch einfache häusliche und öffentliche Leben erforderte. In der Familie durch Anwendung geringer Bildungsmittel die Söhne für den Staat, den Krieg und das Recht und die damit in Verbindung stehenden Verhältnisse zu befähigen, war das Streben der Erziehung in den edleren Geschlechtern. Für die Erziehungsweise unter der Herrschaft der Könige fehlen uns genauere Nachrichten, aber die hohe Bildung der Latiner und Etrusker vor der Gründung Roms läßt uns vermuthen, daß von diesen Völkern, so wie verschiedene Einrichtungen überhaupt, so auch manches in Beziehung auf die Erziehung und den Unterricht in den jungen Staat der Römer übergetragen worden sei.

Die Sklaven. Neben den freien Bürgern und Klienten oder Hörigen gab es in Rom seit der ältesten Zeit Sklaven. Die Sklaverei entstand zuerst durch Gefangenschaft im Kriege nach der Sitte der alten Völker. Die Nachkommen dieser verkauften Kriegsgefangenen blieben in demselben Stande, indem das Kind als Sklave geboren wurde, wenn die Mutter sich zur Zeit der Geburt in der Knechtschaft befand. Die Kinder der Sklavinnen gehörten demjenigen, welcher die Mutter besaß. Ferner wurde derjenige als Sklave verkauft, welcher den Census oder die Aushebung zum Kriegsdienst zu umgehen suchte. Die Rechte des Herrn über seine Sklaven waren ursprünglich unbeschränkt. Man betrachtete den Sklaven juristisch als rechtlos; er wurde wie eine Sache, nicht wie eine Person angesehen, und die Gewalt über ihn war ein wirkliches Eigenthum. Die Sklaven hatten daher keine römischen Vor- und Gentilnamen, sondern sie behielten entweder ihre früheren Namen bei, oder ihr Herr gab ihnen einen wie Dama, Davus u. s. w., oder es wurde einer nach dem Vornamen des Herrn gebildet, wie Marcipor aus Marcus, Quintipor aus Quintus. Der Herr hatte über seine Sklaven das Recht über Leben und Tod; er konnte sie verkaufen, in Fesseln legen, züchtigen, brandmarken, kurz jede Strafen über sie verhängen. Die Sklaven konnten keine eigentliche Ehe eingehen, sondern es fand zwischen ihnen nur ein factisches Contubernium statt. Was der Sklave erwarb, erwarb er wie ein bloßes Werkzeug seinem Herrn; er selbst hatte kein Eigenthum. Gewöhnlich gestattete jedoch der Herr dem Sklaven, ein Peculium zu haben, über welches aber der Sklave nur mit Erlaubniß des Herrn verfügen und welches der Herr bei der Freilassung des Sklaven zurückbehalten konnte. An-

fangs war es bloß dem Gewissen des Herrn überlassen, in wie weit er in dem Sklaven den Menschen anerkennen und ihn schonen wollte; aber auch schon in der ältesten Zeit trat wegen der alten guten Sitten das fürchterliche Verhältniß der Sklaven weniger grell hervor. Sie wurden gewöhnlich gut erhalten. Beendigt wurde die Sklaverei durch Freilassung. Die durch die Freilassung ertheilten bürgerlichen Rechte waren verschieden, indem der Freigelassene entweder die Freiheit mit oder ohne Bürgerrecht erhielt. Der Freigelassene blieb zu seinem Freilasser, welcher sein Patron wurde, in einem innigen verwandtschaftlichem Verhältnisse; er betrachtete ihn auch ferner als seinen Vater und Beschützer und mußte ihm stets Gehorsam und Achtung erweisen. Das gegenseitige Verhältniß des Freigelassenen und Patron, die Pflicht der Dankbarkeit und Pietät des Einen und das Recht auf Gehorsam des Andern ging auch auf die beiderseitigen Nachkommen über.

Krieg und Ackerbau waren die Beschäftigungen der Römer, durch welche sie sich bei einer einfachen und strengen Lebensweise zu einem kriegerischen, mit praktischem Verstande und ernstem und festem Willen begabten Volke ausbildeten. Die kurzen Feldzüge wurden anfangs nur zur Vertheidigung geführt, und die gemachten Eroberungen und die Beute bereicherten den Staat, nicht den einzelnen Bürger. Männliche Tüchtigkeit im Kampfe und im Staatsleben war das Höchste, wornach der Römer strebte. Daran reihte sich die größte Vaterlandsliebe verbunden mit treuer Pflichterfüllung gegen die Götter, Verwandten und Angehörigen; Gerechtigkeit und Mäßigung, welche die Römer selbst in der höchsten Aufregung bewahrten; Treue und Gewissenhaftigkeit, welche auch gegen die Feinde nicht verletzt werden durfte; und endlich eine unerschütterliche Festigkeit des Willens und eine unbeugsame Ausdauer, welche ihnen selbst in den höchsten Gefahren nicht zu verzagen lehrte. Mit solchen Tugenden stets nach dem höchsten Ziele strebend, zeigten die Römer als Staat und als Einzelne eine Großartigkeit des Charakters, welche Bewunderung erregt. Ein schöner Zug in dem Charakter der Römer ist auch die hohe Achtung, welche sie den Frauen bewiesen. Einen unerfreulichen Gegensatz zu diesen Tugenden und namentlich zu der Einfachheit des Lebens und zu der Enthaltsamkeit bildet der Wucher, welchen die Patricier mit grausamer Handhabung der strengen Schuldgesetze gegen die armen Plebejer übten. Ueberhaupt hatten die Römer keine klare Idee von sittlicher Vollkommenheit. Die römische Humanitas bezeichnete nur Geistes- und gesellige Bildung, nicht moralischen Werth; vir bonus war ein guter Mann, welcher die Gesetze des Staates achtete; und die Disciplina hielt im häuslichen und öffentlichen Leben auf Zucht und Ordnung, ohne daß Grundsätze der Sittlichkeit die Grundlage derselben bildeten. Der Charakter der Römer.

II. Rom als Republik. 510 bis 30 v. Chr.

1. Von der Vertreibung der Könige bis zum ersten punischen Krieg. 510 bis 264 v. Chr.

Rom. Wir haben bereits in der vorigen Periode die allmälige Erweiterung des römischen Weichbildes und die zunehmende Vergrößerung Roms kurz angedeutet und wollen uns nun, ehe wir in der Erzählung fortfahren, die Stadt Rom etwas genauer betrachten. Ziemlich in der Mitte der Westküste von Italien, im N., O. u. S. von den westlichen Zweigen der Apenninen eingeschlossen, dehnt sich die wellenförmige Ebene aus, welche ehemals den Namen Latium führte. Im N.W. grenzte Latium an Etrurien, im S.O. an Kampanien. Indem ein Zweig der Apenninen über Praeneste (Palestrina) bis zum Albanersee in die Ebene Latiums hereintritt, wird diese in zwei ungleiche, verschiedenen Flußgebieten angehörende Hälften getheilt. Die südöstliche, kleinere Hälfte, von Alba bis Terracina, enthält die pontinischen Sümpfe; die nordwestliche gehört zum Gebiete der Tiber und wurde im engeren Sinne Latium genannt. Die Tiber trennte durch die ganze Länge ihres nach Süden gerichteten Laufes das westliche Etrurien von den Gebieten der Umbrer, Sabiner und Latiner. Nachdem die Tiber den von Tibur (Tivoli) herab und südlich vom heiligen Berge fließenden Anio (Teverone) aufgenommen hat, macht sie, den Collis hortulorum links lassend, eine Biegung nach Westen zu. Hier liegen ihr zur Rechten, also nördlich, der Monte Mario (clivus Cinnae) und der Mons Vaticanus, durch den Campus Vaticanus von ihr getrennt. Von dem vaticanischen Felde aus erstreckt sich als ein langer Bergrücken auf dem rechten Tiber-Ufer von Norden nach Süden der Mons Janiculus und weist die Tiber wieder gegen S. und S.O. Während sie sich von diesem Hügel mehr und mehr entfernt, so daß sich hier der Campus transtiberinus ausbreiten kann, rückt sie mit ihrem linken Ufer, wo bisher das breiteste Feld (das nachherige Marsfeld, gegenwärtig die Hauptmasse des heutigen Rom enthaltend) sich ausgedehnt hatte, den weltberühmten sieben Hügeln nahe. Um die Krümmung, welche sie hier beschreibt, indem sie durch eben diese Hügel aus der südöstlichen Richtung wieder in eine südwestliche überzugehen genöthigt wird, liegen zunächst in einem Halbkreise von Norden nach Süden drei von allen Seiten freistehende Hügel, der kapitolinische, unter allen sieben Hügeln an Umfang der geringste, der etwas umfangreichere Palatinus und der noch größere Aventinus. Nordöstlich von diesen liegen die vier übrigen, größeren Hügel, der Quirinalis, Viminalis, Esquilinus und Caelius, welche nur nach der Tiber und den drei erstgenannten Hügeln zu durch Längeneinschnitte von einander getrennt sind, auf der östlichen Rückseite aber zusammenhängen und eine einzige breite Fläche bilden.

Auf dem Palatinus gründet Romulus die nach ihm benannte Stadt; sie wird nach ihrer viereckigen Gestalt Roma quadrata genannt. In welcher Ordnung nun und unter welchen Königen die übrigen Hügel mit der palatinischen Stadt verbunden worden sind, darüber enthalten die alten Schriftsteller widersprechende Nachrichten.

Servius theilte die Stadt in vier Regionen oder Stadtbezirke und vier Tribus urbanae oder Bezirksgenossenschaften ein, in die Suburana, Esquilina, Collina und Palatina. Ferner umgab Servius das bereits zur Siebenhügelstadt angewachsene Rom mit einer Befestigung. Die von ihm aus Quadern aufgeführte Stadtmauer hatte ohngefähr die Gestalt eines rechtwinklichen und fast gleichschenklichen Dreiecks, dessen rechter Winkel mit dem Scheitel nach O.S.O. gerichtet war. Die nordöstlichen Abflachungen des Esquilinus Cispius, Viminal und Quirinal wurden durch einen langen und breiten Wall geschützt. Die großartigen Bauwerke der Könige, das Staatsgefängniß am Fuße des Kapitol, die Kloaken, den Circus und den kapitolinischen Tempel haben wir bereits erwähnt. Die Privathäuser waren sehr einfach, die Wände waren Flechtwerk und mit Lehm überstrichen oder Lehmbacksteine, Stroh und Schilf oder höchstens Schindeln die Bedachung.

Durch die Gallier wurde Rom 390 v. Chr. bis auf einen kleinen Theil zerstört. In der Eile baute dann ein Jeder wie und wohin er wollte, ja sogar die Kloaken wurden überbaut, daher hatte Rom bis auf Nero's Zeiten krumme und enge Straßen, die wenig durchschnitten waren und übermäßig große, zusammenhängende Häusermassen umschlossen. Innerhalb der Zeit vom gallischen Brande bis zur Kaiserzeit bildet das Ende des zweiten punischen Krieges einen bedeutenden Abschnitt in der Geschichte der Stadt. Bis zu diesem Zeitpunkte kämpfte Rom um seine Existenz, aber in einer großartigen, ewig denkwürdigen Weise. Derselbe Sinn und Geist spricht sich auch in den Bauwerken dieser Periode aus. Die Privathäuser blieben unansehnlich; von öffentlichen Gebäuden zum Vergnügen ist nur der Circus Flaminius zu nennen (223 v. Chr); ebenso wenig führte man bloße Prachtgebäude auf. Dagegen gaben die mancherlei großen Gefahren, in welchen der Staat schwebte und aus denen er doch stets glorreich hervorging, zur Aufführung einer Menge von Tempeln Gelegenheit. Die Tempel wurden meistens im griechischen Geschmacke aufgeführt und waren für ihre Zeit prächtig, aber immer noch einfach im Vergleich mit der Folgezeit. Besonders sind aber für diese Periode charakteristisch der Bau der ersten Heerstraßen und Wasserleitungen. Diese beiden Arten von Bauarten stehen den Kloaken an Gemeinnützlichkeit, wie an großartiger Pracht würdig zur Seite.

In der Zeit nach dem zweiten punischen Kriege nimmt die römische Baukunst und das Ansehen der Stadt allmälig einen andern Charakter an. Neue Wasserleitungen von noch größerem Aufwande wurden angelegt; die Plätze und Straßen der Stadt wurden mehr und mehr mit Tufquadern, später mit Travertin und Basalt gepflastert. Neue Kloaken wurden angelegt, wie die auf dem Aventin, und das Emporium mit verschiedenen Vorrathshäusern und Säulenhallen und über die Tiber drei steinerne Brücken gebaut und mehrere bedeutende Marktplätze eingerichtet. Neben diesen vorzugsweise auf das allgemeine Wohl berechneten Bauwerken und den Tempeln nahmen aber in dieser Zeit die eigentlichen Prachtgebäude und unter ihnen die den öffentlichen Vergnügungen gewidmeten eine immer bedeutendere Stelle ein. Eine Menge Säulenhallen wurden

aufgeführt, früher von Travertin, später von Marmor, und mit Statuen, kostbaren Fußböden u. s. w. geschmückt. Seit den Kriegen in Macedonien und Griechenland wurden die Basiliken sehr beliebt. Diese Gebäude, deren viele später in christliche Kirchen umgewandelt worden sind, bestanden aus mehreren parallel laufenden Säulenhallen (Portikus). Der in der Mitte liegende Hauptraum war mit einem überragenden Dache überdeckt. Die Basiliken wurden zu allerlei Privat- und Staatsgeschäften benutzt, welche man sonst im Freien abgemacht hatte, zu Handelsgeschäften, Gerichtssitzungen, zu Berathungen u. s. w. Es wurde ein dritter Circus und mehrere Theater, von Pompejus das erste steinerne, sowie mehrere Triumphbögen erbaut. Der Verschönerung Roms war das Ausplünderungssystem, welches die Römer in den eroberten Ländern in Anwendung brachten, in hohem Grade förderlich. Sulla trieb die Plünderung in's Große und machte in der Geschichte der Stadt gewissermaßen Epoche. Seit Sulla wurde der Marmor als Baumaterial gewöhnlich. Besonders stieg in dessen Zeit der Luxus und die Pracht der Privatgebäude mit unglaublicher Schnelligkeit. C. Jul. Caesar überbot an Aufwand für öffentliche Bauten alle Früheren. Er erweiterte den Circus Maximus und verwendete 100 Million Sesterzien nur auf den Ankauf der Häuser, welche abgebrochen werden mußten, um für die Anlage seines Forum Platz zu gewinnen. An der Ausführung eines noch größeren Planes wurde er durch seinen Tod gehindert.

Die bedeutende Vergrößerung der Stadt und das Wachsthum der Bevölkerung machte unter Augustus zur bequemeren Handhabung der polizeilichen Ordnung eine neue Eintheilung der Stadt nöthig, besonders auch, um gegen die bis dahin häufigen und meist bedeutenden Feuersbrünste wirksame Maßregeln ergreifen zu können. Augustus theilte die Stadt in 14 Regionen und jede dieser Regionen enthielt unter Vespasian durchschnittlich 19, später 22 Straßenquartiere (Vici), welche an den Straßenecken ihre besonderen Kapellen hatten. Ein Vicus enthielt gegen 230 Wohnhäuser. In Verbindung mit M. Vipsanius Agrippa erwarb sich Augustus um die Stadt Rom die größten Verdienste, indem er auf eigene Kosten eine Menge der bedeutendsten Bauten theils zum Nutzen, theils zur Verschönerung der Stadt aufführen ließ. Seinem Beispiele folgten mehrere vornehme Römer. So wurde besonders das Marsfeld, wohin man diese öffentlichen Gebäude verlegte, gleichsam eine neue Stadt, die aus einer zusammenhängenden Masse der prachtvollsten Tempel, Theater, von Gebäuden für die Volksversammlung und Säulenhallen bestand. Tiberius legte vor dem collinischen und viminalischen Thore das verschanzte Lager der Prätorianer an und machte damit den Anfang zu einer neuen Befestigungslinie. Der unsinnige Nero wollte die alten häßlichen Stadttheile, die eigentliche Siebenhügelstadt in eine neue prächtige Stadt verwandeln und zündete einen Brand an, der in sechs Tagen und sieben Nächten die alten und neuen Stadttheile dergestalt verwüstete, daß von vierzehn Regionen nur vier ganz verschont blieben. Damit ging der größte Theil der Denkmäler des republikanischen Rom zu Grunde. Nero aber gewann Raum, um sowohl viele andere, mit der unsinnigsten Verschwendung ausgeschmückte Gebäude

[illegible] auf dem Palatinus seine Aurea Domus aufzuführen. Auch würde Rom, wenn seine polizeilichen Anordnungen in allen Stücken befolgt worden wären, in der That ein ausgezeichnetes Ansehen erhalten haben. Denn er legte breite und gerade, vielfach durchschnittene Straßen an; die Höhe der Häuser wurde beschränkt; sie sollten durchaus von albanischem oder gabinischem Steine aufgeführt werden, ihre eigenen Brandmauern und nach den Straßen Säulengänge haben. Aber mit der Wiederherstellung der Stadt hatten noch mehrere Nachfolger Nero's zu thun. Auch die späteren Kaiser fuhren fort, mit mehr oder weniger Eifer und freilich schon mit wechselndem, nicht immer gutem Geschmacke zur Verschönerung der Stadt das Ihrige beizutragen.

In der früheren Kaiserzeit geschah noch viel für Staatsgebäude. Besonders zeichneten sich die vom Forum Romanum aus nach dem Marsfelde zu angelegten Fora durch ihre Pracht aus. Dieselben bestanden aus zusammenhängenden Massen von Tempeln, Basiliken und Säulenhallen; sie waren dazu bestimmt, für allerlei Geschäfte abgeschlossene, dem lärmenden Verkehre entzogene Räume zu bilden. Unter den der Schaulust dienenden Gebäuden sind noch besonders zu nennen das von Augustus gebaute Theater des Marcellus; das von Statilius Taurus erbaute Amphitheater, und besonders das von Vespasian angefangene und von Titus vollendete Amphitheater oder Colosseum. In der Kaiserzeit wurden zahlreiche Thermen gebaut, ungeheure Gebäude mit weitläufigen Parkanlagen, nicht nur zum Baden, sondern auch zu den mannigfaltigsten Vergnügungen, zu Uebungen, Spielen und allerhand Unterhaltungen. Von den Thermen sind die bloßen Badeanstalten (Balnea) zu unterscheiden. Die Nymphäen waren Gartenanlagen mit allerhand Wasserkünsten. Zur Verzierung öffentlicher Plätze wurden die aus Aegypten nach Rom gebrachten Obelisken verwendet. Auch wurden viele Triumphbögen errichtet und großartige Grabdenkmäler erbaut. — Schon lange erstreckte sich die Stadt über die alten Mauern auf mehreren Seiten weit hinaus. Das weltbeherrschende Rom bedurfte aber auch der Mauern nicht. Anders gestaltete sich jedoch die Sache, als die germanischen Völker durch ihre fortwährenden Einfälle in das römische Reich auch die Hauptstadt wiederholt in Schrecken setzten. Daher legte L. Domitius Aurelianus eine neue Befestigungsmauer an, und M. Aurelius Probus (276—282 nach Chr.) vollendete dieselbe. Diese Mauer war von Ziegelsteinen erbaut und mit Zinnen und Thürmen versehen.

Die Vertreibung des Königs und die Verfassungsveränderung kam wesentlich nur den Patriciern zu Statten. Der Vortheil des Volkes beschränkte sich auf die Herstellung der Versammlungen nach Centurien und auf die Vertheilung des dem Gestürzten gehörenden Eigenthums. Die Güter der tarquinischen Familie wurden eingezogen und unter die Plebejer vertheilt; nur ein Theil derselben wurde für Staatseigenthum erklärt, dem Mars geweiht und unter dem Namen des Marsfeldes zum Haupt-Versammlungsplatze des römischen Volkes bestimmt. An die Stelle der Könige wurden zwei jährlich in den Centuriatcomitien für die Dauer eines Jahres zu Begebenheiten bis zum Tode des Tarquinius.

wählende Consuln gesetzt. Diese hatten die meisten Abzeichen der königlichen Würde, namentlich die mit Ruthenbündeln und Beilen versehenen zwölf Lictoren, welche beide Consuln gemeinschaftlich, jedoch abwechselnd, jeder einen Monat, hatten. Die Consuln besaßen fast dieselbe Macht, wie bisher die Könige. Der Senat, welcher durch Ergänzung aus den Rittern wieder auf die Zahl von 300 Mitgliedern gebracht worden war, bildete, wie unter den Königen, die höchste Regierungsbehörde. Wie früher die Könige, so hatten seit der Errichtung der Republik die Consuln das Recht neue Senatoren zu ernennen. Die beiden ersten Consuln waren Lucius Junius Brutus und Lucius Tarquinius Collatinus.

Bald nach der Vertreibung des Tarquinius entstand in Rom eine Verschwörung. Angesehene Bürger und namentlich viele junge Leute aus den ersten Familien und unter diesen sogar die beiden Söhne des Brutus unterhielten eine geheime Verbindung mit dem vertriebenen König, um die monarchische Verfassung wieder herzustellen. Die Sache wurde durch einen Sklaven verrathen und alle Theilnehmer gefänglich eingezogen. Die Consuln, welche in der ersten Zeit der Republik die Kriminalgerichtsbarkeit besaßen, sprachen das Todesurtheil über die Verschworenen und ließen es sogleich vollziehen. Collatinus, welcher sich bei dieser Gelegenheit zweideutig benommen hatte, wurde zur Abdankung und zur Auswanderung bewogen und an seine Stelle Publius Valerius erwählt, welcher später den Beinamen Publicola erhielt. Nach dem Mißglücken dieser Verschwörung bewog Tarquinius die Städte Veji und Tarquinii ihn zur Wiedererlangung der Herrschaft mit einem Heere zu unterstützen. Brutus und Valerius befehligten die Römer, Tarquinius und sein Sohn Aruns die Truppen der Feinde. Gleich beim Beginn der Schlacht erblickten sich Brutus und Aruns, und stürzten so heftig aufeinander los, daß beide von des Gegners Lanze durchbohrt von ihren Rossen sanken. Der Kampf blieb unentschieden. In der Nacht erscholl aber eine Stimme aus dem Walde: ein Etrusker sei mehr gefallen, die Römer würden Sieger bleiben. Darauf zogen die Etrusker ab. Nach der Rückkehr aus diesem Kriege gerieth Valerius in den Verdacht, daß er nach der königlichen Würde strebe, weil er das Volk nicht sogleich zur Besetzung der durch Brutus Tod erledigten Stelle zusammenberief und weil er sich am Abhange des Palatinus einen prächtigen Palast erbaute. Er ließ das angefangene Gebäude wieder abtragen und am Fuße des Hügels aufführen. Auch brachte er bei der Volksversammlung zwei Gesetze in Vorschlag, welche angenommen und nach dem römischen Gebrauche nach dem Namen dessen, der sie beantragt hatte, die valerischen genannt wurden. Das eine erklärte jeden des Todes schuldig, welcher nach dem Throne strebe; das andere gewährte jedem Bürger das Recht, gegen Strafurtheile der Magistrate an die Volksversammlung zu appelliren. Nachdem Valerius auf diese Weise sich gerechtfertigt hatte, berief er die Centuriatcomitien, um einen neuen Consul an Brutus Stelle wählen zu lassen.

Der vertriebene Tarquinius hatte den mächtigen König der etruskischen Stadt Clusium, Porsenna, zum Kriege gegen Rom zu bewegen gewußt. Clusium scheint damals vor allen etruskischen

Städten mächtig gewesen zu sein, und die damalige Macht der Clusiner mit dem Eindringen der Gallier in Oberitalien zusammengehangen zu haben. Zur Zeit des älteren Tarquinius waren gallische Schaaren über die Alpen gezogen und hatten sich in Oberitalien niedergelassen. Sie hatten damals die Städte und Staaten des nördlichsten der drei etruskischen Staatenbündnisse vernichtet und sich noch und nach bis an den Fuß der Apenninen ausgebreitet. Die flüchtigen Etrusker suchten bei ihren Brüdern im eigentlichen Etrurien Schutz und Zuflucht, und dadurch wurde auch Clusium volkreicher und mächtiger.

Porsenna zog 508 v. Chr. mit einem Heere gegen Rom, bemächtigte sich des auf dem rechten Ufer der Tiber gelegenen Janiculums und drängte die römischen Truppen in die Stadt zurück. Rom wäre verloren gewesen, wenn nicht Horatius Cocles und zwei andere heldenmüthige Jünglinge die den fliehenden Römern nachsetzenden Feinde am Zugange zur Tiberbrücke so lange aufgehalten hätten bis die Brücke abgebrochen war. Durch die Heldenthat des Horatius Cocles war die Stadt zwar gerettet, allein Porsenna schloß sie enge ein und hemmte die Zufuhr der Lebensmittel, um die Stadt durch Hunger zur Ergebung zu zwingen. Bald entstand in Rom eine große Noth. Da suchte ein heldenmüthiger Jüngling, Cajus Mucius, welcher wegen seiner Heldenthat den Beinamen Scaevola, d. i. Linkhand, erhielt, die Vaterstadt zu retten. Mit Erlaubniß des Senats begab er sich verkleidet in das Lager der Feinde, um Porsenna zu tödten. Unerkannt gelangte er bis in das königliche Zelt, wo Porsenna gerade mit seinem Geheimschreiber den Kriegern den Sold auszahlte. Mucius hielt den letzteren wegen seiner besseren Kleidung für den König und durchbohrte ihn. Als er ergriffen und von Porsenna mit dem Feuertode bedroht wurde, hielt er seine rechte Hand in ein zu einem Opfer angezündetes Feuer und ließ sie verbrennen. Porsenna, von Bewunderung ergriffen, schenkte ihm die Freiheit, Scaevola aber machte ihm wie zum Danke die Anzeige, daß sich dreihundert junge Römer zu seiner Ermordung verschworen hätten. Porsenna knüpfte durch die Mittheilung erschreckt, Unterhandlungen an und schloß Frieden. Die Friedensbedingungen waren sehr hart; die Römer mußten einen Theil ihres Gebietes, wahrscheinlich die Ländereien von 10 Tribus, abtreten, alle Waffen abliefern, den König von Clusium als ihren Oberherrn anerkennen und ihm zehn Jünglinge und eben so viele Jungfrauen aus den ersten Familien als Geiseln übergeben. Dagegen ließ Porsenna die Sache des Tarquinius fallen. Die Sagen von diesem Kriege erzählen noch ein drittes Beispiel von römischem Muthe. Die zehn Jungfrauen nämlich, welche dem Porsenna als Geiseln übergeben worden waren, entrannen unter der Anführung der Cloelia, schwammen durch die Tiber und gelangten glücklich nach Rom zurück. Der Senat und die Consuln lieferten jedoch die Entflohenen wieder an Porsenna aus, der ihnen die Freiheit schenkte.

Ein unglücklicher Krieg, welchen Porsenna bald nachher gegen die latinische Stadt Aricia unternahm, vernichtete Clusium's Uebermacht und gab den Römern ihre Unabhängigkeit wieder. Rom erhielt in jener Zeit einen bedeutenden Zuwachs von streitbaren Männern,

indem nicht nur viele aus der Niederlage vor Aricia entkommene Etrusker nach Rom flüchteten und daselbst blieben, sondern auch ein sabinischer Patricier Attius Clausus mit seinen 5000 Klienten nach Rom auswanderte. Er wurde unter die römischen Patricier aufgenommen, änderte seinen Namen in Appius Claudius um und wurde der Stammvater eines berühmten Geschlechtes, welches sich stets durch seinen Adelstolz ausgezeichnet hat.

Tarquinius erhielt, nachdem ihn Porsenna aufgegeben hatte, von der latinischen Stadt Tusculum, wo sein Schwiegersohn Octavius Mamilius Herrscher war, und von den übrigen Staaten des latinischen Bundes Unterstützung. Doch war es den Latinern weniger darum zu thun, den vertriebenen König wieder nach Rom zurückzuführen, als die Hegemonie Rom's über den latinischen Bund streitig zu machen. In der entscheidenden Schlacht am See Regillus blieben die Römer Sieger (496 v. Chr.), schlossen aber einige Jahre nachher (493 v. Chr.) einen Frieden, in welchem die Abhängigkeit der Latiner in ein Verhältniß der Gleichheit zwischen ihnen und dem römischen Staate umgewandelt wurde. Beide Theile gelobten einander, sich weder gegenseitig zu bekriegen, noch auch einer des anderen Feinde durch sein Gebiet ziehen zu lassen. Sie vereinigten sich, gemeinschaftliche Kriege unter wechselndem Oberbefehle zu führen und die Beute zu gleichen Loosen zu vertheilen. Der von den Latinern aufgegebene König Tarquinius zog sich nach der griechischen Kolonie Kumae in Kampanien zurück, wo er 496 v. Chr. starb.

Verhältnisse der Patricier und Plebejer.

In der nach der Vertreibung des Tarquinius wieder hergestellten Verfassung des Servius Tullius bestand eine Vereinigung der Patricier und Plebejer nur in den Centuriatcomitien, deren Beschlüsse jedoch die Bestätigung der Curien bedurften, und in denen überdies die Patricier durch ihre zahlreichen Klienten das Uebergewicht hatten. Außerdem waren beide Stände noch scharf von einander geschieden, und es fand zwischen ihnen noch kein Connubium statt. Zu allen obrigkeitlichen Stellen waren nur Patricier wählbar. Durch das Gesetz des Valerius war den Einzelnen zwar die Berufung auf die Gemeinde gegen Strafurtheile der Consuln gewährt: allein die Provocation des armen Plebejers scheint häufig nicht beachtet worden zu sein. Noch härter aber als die verweigerte Theilnahme an der Regierung des Staates waren andere Verhältnisse, welche namentlich die ärmeren Plebejer trafen. Gewerbe und Handel waren in Rom gering, Ackerbau hingegen hoch geachtet. Daher galten auch bei der Besiegung eines Volkes die Ländereien desselben als der Preis des Sieges, und regelmäßig wurde ein Theil derselben, gewöhnlich der dritte, dem besiegten Volke entrissen. Diese eroberten Ländereien wurden zum Theil den armen Plebejern nach angestellter Vermessung und genauer Eintheilung als Eigenthum angewiesen, zum Theil den Patriciern als bloßer Besitz, welchen der Staat zurücknehmen konnte, gegen Entrichtung einer geringen Abgabe in größeren Strecken überlassen. So hätte es wenigstens dem Rechte nach sein sollen: allein die Patricier, welche die Macht in Händen hatten, brachten es öfters dahin, daß die Vertheilungen der eroberten Ländereien lange Zeit unterblieben und die Aecker, von

denen sie oft nicht einmal die schuldige Abgabe zahlten, ihnen allein überlassen wurden. Da nun auch von der Kriegsbeute, (welche der römische Soldat, wenn sie ihm nicht gestattet wurde, auf seinen Eid abliefern mußte,) die Plebejer oft keinen Antheil erhielten, obgleich sie das ganze Fußvolk bildeten: so kam es, daß viele Plebejer, durch die immerwährenden Kriege an der Bebauung ihrer Aecker gehindert, in große Schulden geriethen und bei den Patriciern borgen mußten. Die Zinskontrakte waren in Rom Darlehnsgeschäfte auf Rückzahlung in einer bestimmten Frist, welche in der ältesten Zeit wahrscheinlich das zehnmonatliche Jahr gewesen ist. Die Zinsen waren unbeschränkt und daher unmäßig, und es war gebräuchlich, das fällige Kapital mit den Zinsen in eine neue Schuld zu verwandeln. Auf diese Weise stieg das geliehene Kapital so schnell und so bedeutend, daß es dem einmal verarmten Plebejer fast unmöglich war, seine Schulden wieder zu tilgen. In solcher Bedrängniß war er oft genöthigt, sich und die Seinen zu verpfänden (nectere), und wurde, wenn er auch dann zu dem bestimmten Termine nicht zahlen konnte, von dem Richter dem Gläubiger zugesprochen (addictus) und der Schuldknecht des Gläubigers, welcher ihn zu harter Arbeit zwingen, in den Kerker einsperren, geißeln und züchtigen durfte. Dieses traurige Loos der Plebejer hatte schon Servius Tullius gegen den Zinswucher der Patricier und ihre Anmaßung, das eroberte Land allein zu besitzen, eifrig zu sprechen und zu klagen bewogen. Nach der Verbannung der Tarquinier hatten sich anfangs die Patricier den Plebejern liebreich und freundlich gezeigt. Es wird erzählt, daß damals die Zölle abgeschafft wurden, daß die Stadt den Salzhandel an sich nahm, um dem Wucher der Krämer zu steuern, und daß die Gemeinde von dem Tribut befreit worden sei. So sollen auch die ersten Consuln ein Gesetz des Servius Tullius erneuert haben, welches die persönliche Verpfändung untersagte. Doch nur so lange als Tarquinius lebte und gefürchtet wurde, übten die Patricier ein gerechtes und gemäßigtes Regiment; nachher begegneten sie den Plebejern wie ihren Knechten, mißhandelten die Schuldner an Leib und Leben und maßten sich allein den Besitz des Gemeindelandes an. Durch solche Härte wurde die Gemeinde vom Wucher erdrückt, weil sie in den ununterbrochenen Kriegen zugleich dienen und steuern mußte. Die meisten Häuser der Patricier waren in Folge dieser Verhältnisse wahre Schuldthürme, in welchen sehr viele Plebejer, mit Ketten beladen und zu harter Arbeit gezwungen, schmachteten. Dies mußte die armen Plebejer zur Verzweiflung treiben. Die wohlhabenden Plebejer hingegen strebten darnach, gleicher Ehren wie die Patricier theilhaftig zu werden, und sie bedienten sich des unzufriedenen Haufens, um den Patriciern ein Vorrecht nach dem andern zu entreißen.

Schon in der ersten Zeit der Republik beginnen die innern Bewegungen, durch welche die römische Verfassung sich unter hartnäckigen Kämpfen nach und nach ausbildete. Innere Unruhen oder eine von außen drohende Gefahr war die Veranlassung, die unumschränkte königliche Gewalt auf eine bestimmte Zeit einem neugeschaffenen obersten Magistrate, dem Dictator, zu übergeben. Ueber Die Dictatur.

die nächste Veranlassung und das Jahr der Einführung dieser Magistratur gab es schon in Livius Quellen verschiedene Angaben, welcher jedoch in den ältesten Annalen den T. Lartius als ersten Dictator zehn Jahre nach der Vertreibung der Könige erwähnt fand. Die Dictatur war latinischen Ursprungs. Bei den Latinern, wie auch bei den Etruskern, wurde einer aus dem Adel auf kürzere oder längere Zeit an die Spitze des Staates gestellt, so oft man bei bedenklichen Umständen das Bedürfniß der königlichen Gewalt empfand. Große dem Staate von innen oder von außen drohende Gefahr war auch bei den Römern die vorzüglichste Veranlassung zur Wahl desselben; doch wurden mit der Zeit auch andere politische und religiöse Gründe Veranlassung zur Wahl eines Dictators. Bei Abwesenheit der Consuln von Rom wurde öfters ein Dictator zur Haltung der Wahlcomitien ernannt; ferner zur Anstellung wichtiger Untersuchungen, einmal auch zur Ergänzung des Senates und zur Anstellung von Spielen und feierlicher Festtage. Der Dictator wurde von dem Senate aus den Consularen gewählt und von einem Consul, welcher sich auf römischem Gebiet befinden mußte, in feierlicher Stille der Mitternacht nach angestellten Auspicien ernannt. Darauf mußte sich aber der Dictator, wie einst die Könige, noch durch eine **Lex curiata de imperio** die Bestätigung der Curien und die Erlaubniß, sein Schlachtroß zu besteigen ertheilen lassen. Die Macht des Dictator war unbegrenzt, von ihm fand keine Berufung an das Volk statt, und alle übrigen Magistrate waren seinen Befehlen unterworfen. Doch wurde die dictatorische Macht nur auf sechs Monate verliehen und war auf Italien beschränkt. In dringenden Fällen wurde jedoch die Dauer der Dictatur verlängert und die Wirksamkeit des Dictators auch auf die Länder außerhalb Italien ausgedehnt. Der Dictator hatte 24 Lictoren. Als seinen Gehülfen ernannte sich der Dictator den **Magister equitum**, welches Amt gewissermaßen die Herstellung des **Tribunus celerum** war. Es wurden zu diesem Amte immer sehr angesehene Männer gewählt, und bisweilen wurde der **Magister equitum** gleich bei der Wahl des Dictators vom Senate bestimmt.

Der Auszug auf den heiligen Berg.

Die Unzufriedenheit der Plebejer kam 495 v. Chr. zum Ausbruch, als Appius Claudius, ein stolzer und heftiger Mann, und der beim Volke beliebte P. Servilius Consuln waren. Während die Volsker sich zum Kriege gegen Rom rüsteten, drohten in Rom wegen der Schuldverhältnisse bürgerliche Unruhen. Da stürzte eines Tages ein alter Mann, bleich und entstellt, mit langem Bart und herabhängendem Haar, auf das Forum unter die Menge, welche in ihm einen alten verdienten Hauptmann erkannte. Laut klagte er den Umstehenden, daß er, während er im Kriege gedient, durch Plünderung und Verbrennung seines Landgutes verarmt sei; um Tribut zu zahlen, habe er borgen müssen; die Schuld sei durch Wucherzinsen gewachsen; zuerst habe er sich seines väterlichen Gutes und seines ganzen Vermögens entäußern müssen; endlich sei er selbst nebst zwei Söhnen in Schuldknechtschaft gerathen. Von seinem Gläubiger sei er nicht wie ein Sklave, sondern wie ein Sträfling gemartert und gequält worden. Er zeigte auf seiner Brust die Nar-

den aus 28 Schlachten und auf dem Rücken die Spuren der Ruthenhiebe. Das Mitgefühl, die Wuth verbreitete Tumult durch die ganze Stadt; Verpfändete und Ledige liefen zusammen, und alle verlangten Abhülfe der allgemeinen Noth. Der Senat war rathlos; das Volk tobte und konnte kaum noch durch das Ansehen der Consuln in Schranken gehalten werden. Da kamen Boten von den Latinern und meldeten, daß das Heer der Volsker gegen Rom im Anzuge sei. Laut jubelten die Plebejer und schrieen: die rächenden Götter nahten; niemand solle sich zum Kriegsdienst einschreiben lassen; sie wollten lieber alle mit einander, als einzeln untergehen. Zwang war unmöglich; dem freundlichen Zureden des Servilius gelang es endlich das Volk zu beruhigen, als er bekannt machen ließ: kein Gläubiger solle einen Schuldner in Haft halten und daran verhindern, sich zum Kriegsdienst zu melden; die Kinder der Schuldner dürfe, so lange die Väter im Felde stünden, niemand in ihrer Freiheit und im Besitz des väterlichen Vermögens antasten. Nun leisteten alle Verpfändeten den Kriegseid, und ein bedeutendes Heer wurde aufgebracht. Mit diesem rückte Servilius ins Feld, besiegte die Volsker und machte reiche Beute, die er unter die Soldaten vertheilte. Das siegreiche Heer kehrte nach Rom zurück; aber die Hoffnungen der Schuldner, daß der Druck gemindert werde, wurden bitter getäuscht. Appius Claudius, welcher von Anfange der Unruhen an jeder weisen Schonung widersprochen hatte, sandte die aus dem Felde heimgekehrten Schuldknechte in ihre Kerker zurück und sprach die Verpfändeten ohne Erbarmen den Schuldherrn zu. Aber diese Sprüche konnten nicht vollstreckt werden, denn die Plebejer waren in offenem Aufstande; sie beschützten jeden Verurtheilten, und Gläubiger, welche die verhaßten Urtheile erwirkt hatten, junge Patricier, die in ihrem Eifer den Schergen hülfreiche Hand leisteten, retteten sich kaum vor der Wuth der Plebejer. So verging unter inneren Unruhen das Jahr.

Als im folgenden Jahre (494 v. Chr.) die Kriegszeit eintrat, war es den Consuln, A. Virginius und T. Vetusius, unmöglich Legionen zu bilden. Die Gemeinde, bei Nacht und heimlich sich in den von ihr bewohnten Bezirken versammelnd, weigerte sich unerschütterlich Kriegsdienst zu thun; und statt der anfänglichen Bitten um Schonung wurde nun der Anspruch auf Tilgung der Schulden laut. Die Gährung war so gewaltig, daß die milder gesinnten Patricier riethen, den Frieden selbst um diesen Preis zu erkaufen. Appius hingegen drang auf Strenge und empfahl die Ernennung eines Dictators. Seine Anhänger stimmten ihm bei; aber die zur Versöhnung geneigte Partei setzte es wenigstens durch, daß der mildgesinnte Marcus Valerius zum Dictator ernannt wurde. Eine Bekanntmachung des Dictators beruhigte die Gemüther, und willig stellten sich die Plebejer zur Aushebung. Zehn Legionen wurden gebildet und drei Heere, gegen die Sabiner, die Aequer und die Volsker, ausgesandt. Allenthalben entschied sich der Sieg für Rom; im Triumphe zog der Dictator in die Stadt ein, und ungewöhnliche Ehren wurden ihm zu Theil, aber die Befreiung der Schuldknechte, welche er forderte, vermochte er nicht durchzusetzen. Da legte er unwillig seine Würde nieder. Auch erkannten die Plebejer, daß die

Nichterfüllung der gegebenen Versprechungen nicht seine Schuld sei, und geleiteten ihn dankbar vom Forum nach Hause.

Das Heer des Dictators, vier Legionen, war nach dem Triumphe entlassen; die der Consuln waren aber noch versammelt; ihnen ward unter dem Vorwande, es drohten neue Feindseligkeiten, befohlen wieder ins Feld zu rücken. Nun brach die Empörung aus. Das Heer ernannte den L. Sicinius Bellutus zum Anführer, ging über den Anio und schlug in der krustuminischen Feldmark, dreitausend Schritte von Rom, auf dem nachher sogenannten heiligen Berge ein festes Lager auf. Die Consuln kehrten mit den Patriciern ungekränkt nach Rom zurück. In der Stadt war die Bestürzung des zurückgebliebenen Volkes gleich groß wie die der Patricier. In den Curien wurde beschlossen, den Menenius Agrippa, einen beredten und allgemein geachteten Mann, zur Herstellung der Ruhe ins Lager zu senden. Ihn begleiteten neun andere Männer von großem Ansehen. Es gelang ihnen die Aussöhnung zu Stande zu bringen. Es wurde ein feierlicher Vergleich zwischen beiden Ständen geschlossen und von allen Römern beschworen. Die Gesetze des Valerius wurden erneuert, und alle, welche wegen verfallener Verpfändung und nach richterlichem Spruche schuldeigen waren, erhielten die Freiheit. Das Schuldrecht wurde aber wahrscheinlich beibehalten. Die wichtigste Einrichtung, welche aus dem Vergleich hervorging, war die Einsetzung einer plebejischen Obrigkeit, der Tribunen.

Die Tribunen und Aedilen. Der Zweck der Tribunen war Schutz und Schirm gegen den Mißbrauch der consularischen Gewalt. Jeden, welcher an das Volk provocirte oder sonst um Hülfe rief, sollten die Tribunen innerhalb der Stadt und im Umkreis einer Meile schützen, sie selbst aber sollten außerdem keine Gewalt haben, namentlich nicht über die Patricier. Die Macht der Tribunen bestand in der ältesten Zeit darin, daß sie hemmend einschritten, wo immer die plebejischen Freiheiten und Interessen verletzt wurden. Um aber wirklich Schutz gewähren zu können, wurden sie für unverletzlich (sacrosancti) erklärt, und derjenige geächtet, welcher sich an ihnen vergriff. Sie durften, außer zur Zeit der latinischen Ferien, keine Nacht außerhalb der Stadt zubringen, und ihre Hausthüren mußten immer offen stehen. In den plebejischen Versammlungen führten sie den Vorsitz; ob sie aber schon in den ältesten Zeiten Schiedsrichter für die Plebejer gewesen, oder dieses erst später mit der Erweiterung ihrer Macht geworden sind, ist zweifelhaft. Sie hatten keine äußeren Abzeichen und nur einen Viator als Diener. Zuerst wurden zwei, dann fünf und seit dem Jahre 457 v. Chr. zehn Tribunen erwählt. Ob bereits im ersten Jahre oder später die Zahl der Tribunen auf fünf vermehrt worden ist, darüber hatten bereits die Römer abweichende Berichte. Die Volkstribunen wurden in den Centuriatcomitien, und zwar als ihre Zahl bis auf fünf vermehrt worden war, von jeder Klasse einer erwählt und dann von den Curien bestätigt. Die Macht der Tribunen hat sich von einem kleinen Anfang rasch zu bedeutendem Ansehn erhoben.

Gleichzeitig mit den Tribunen erlangten die Plebejer noch die Einsetzung eines anderen Amtes, das zweier plebejischen Aedilen, welche den Tribunen als Gehülfen zur Seite standen und ebenfalls in den Centuriatcomitien gewählt wurden. Die Gegenstände ihres Amtes sind in der ältesten Zeit sehr ungewiß. Dionysius sagt, daß sie die Streitigkeiten entschieden, welche ihnen die Tribunen überwiesen. Sie hatten eine polizeiliche Aufsicht über die Stadt, die öffentlichen Gebäude, Landstraßen u. s. w. Die Aufsicht über die Lebensmittel sollen sie erst später erhalten haben. Unter ihrer Aufsicht stand der Cerestempel, wo sie seit 448 v. Chr. die Senatsbeschlüsse aufbewahrten.

Die Einführung des Tribunats war der erste Schritt zur Vernichtung der patricischen Vorrechte. Die Plebejer begannen seitdem einen förmlichen Kampf zur Erlangung dieser Rechte, gewannen mit Hülfe der Tribunen einen Sieg nach dem andern und errangen endlich die politische Gleichstellung mit den Patriciern. — Schon seit der Anordnung der örtlichen Tribus durch Servius Tullius bestanden auch Versammlungen der Tribus. Diese hatten aber keine politische Bedeutung und dienten nur zur Erhebung des Tributum, zur Aushebung des Heeres und zur Besprechung der Gemeindeangelegenheiten der einzelnen Tribus und zu ähnlichen Dingen. Seit der Einsetzung des Tribunats hatten die Tribunen das Recht, das Volk zu versammeln und mit ihm zu verhandeln. Diese plebejischen Versammlungen waren aber ohne Form, Ansehn und Gewalt zusammengetretene Volkshaufen, bloße Concionen, in welchen das Volk weder in Abtheilungen eingetheilt war, noch eine Abstimmung vornehmen durfte. Eine politische Bedeutung und die richterliche Gewalt erhielten die Versammlungen der sämmtlichen Tribus, die Tributcomitien, erst drei Jahre nach der Einsetzung des Tribunats, 491 v. Chr., durch den Proceß des Cnäus Marcius Coriolanus. *Die Tributcomitien.*

Cnäus Marcius hatte sich im Kampfe mit den Volskern sehr ausgezeichnet und namentlich Corioli, die Hauptstadt derselben, in die Gewalt der Römer gebracht. Er hatte dafür den Beinamen Coriolanus erhalten. Seit dieser Zeit war sein Ansehn groß; aber sein Hochmuth beleidigte die Gemeinde. Die Plebejer fürchteten ihn und verweigerten ihm das Consulat, und darüber zürnte er unversöhnlich. Bald nachher herrschte Hungersnoth in Rom. Die Plebejer geriethen in die größte Noth; die Patricier hingegen litten nicht und versorgten auch ihre Klienten. Endlich kam Getraide über das Meer aus Sicilien; da rathschlagte man im Senate, ob es der Gemeinde umsonst überlassen oder verkauft werden solle. Coriolan rieth das Getraide nur dann an die Plebejer abzugeben, wenn sie dem Tribunate entsagten. Das ward bekannt, und der Grimm des Volkes entbrannte. Man hätte den Coriolan beim Ausgang aus der Curie mißhandelt, wenn nicht die Tribunen ihn vor das Gericht der Tribus geladen hätten. So blieb er frei bis zum dritten Markttag. Er selbst trotzte und verhöhnte die Drohungen der Tribunen und erschien nicht am Tage des Gerichts. Die Patricier aber baten um seine Begnadigung und erinnerten an seine großen Verdienste. Doch die Mehrzahl der Tribus erklärte ihn für schuldig

und er mußte in die Verbannung gehen. Durch diesen Prozeß erhielten die Tributcomitien zuerst eine politische und zwar eine richterliche Bedeutung. In den Centurien hatten die Patricier durch ihre und ihrer Klienten Stimmen das Uebergewicht, in einer Versammlung nach Tribus hingegen, wo jeder Bürger dem andern gleichstand, war die Macht bei der Plebs. Die Tribus enthielten Patricier und Plebejer, und die Patricier waren daher ebenfalls zur Theilnahme an den Tributcomitien berechtigt, sie machten aber wahrscheinlich von ihrem Rechte keinen Gebrauch, weil ihre Zahl geringer war, als die der Plebejer, und ihre Stimmen ihnen deshalb nichts halfen. In den Tributcomitien erschien das Volk nach den örtlichen Tribus geordnet. In jeder Tribus entschied die Mehrzahl der einzelnen Stimmen über die Gesammtstimme der Tribus, und die Mehrzahl dieser Gesammtstimmen entschied die ganze Angelegenheit. Die Tributcomitien wurden an den Nundinen, wo die Landleute zum Markte nach Rom kamen, gehalten. Die Verhandlungen über einen Gegenstand mußten an einem Tage vor Sonnenuntergang zu Ende gebracht werden, damit die Landleute nach Hause zurückkehren konnten; gelang dieses nicht, so konnte darüber erst an dem dritten Markttage, nachdem der Antrag in der Zwischenzeit wie ein neuer bekannt gemacht worden war, verhandelt werden. Der gewöhnliche Ort dieser Versammlungen war das Forum; doch wurden sie auch an anderen Orten gehalten. Den Vorsitz hatten die Volkstribunen, und zwar entweder ein durch das Loos erwählter, oder derjenige, welcher das Volk versammlet hatte. Auch die Aedilen konnten wahrscheinlich die Tributcomitien halten.

Coriolan. Coriolan begab sich Rache brütend nach Antium zu seinem Gastfreunde Attius Tullius, welcher in großem Ansehn stand und gegen die Römer höchst feindselig gesinnt war. Beide Männer regten die Volsker zum Kriege gegen Rom auf. Coriolan erschien an der Spitze eines volskischen Heeres im Felde und unterwarf alle mit Rom verbündeten latinischen Städte. Er schlug nahe bei Rom sein Lager auf und verwüstete die Ländereien der Plebejer, während er die der Patricier verschonte. Mißtrauen und Zwietracht herrschten in der Stadt; es war unmöglich ein Heer zu bilden; die Plebejer schrieen laut, man wolle sie nur dem Feinde überliefern. Coriolans Verbannung ward durch einen Beschluß der Curien und der Tribus widerrufen, und fünf Consularen begaben sich in das feindliche Lager, um Coriolan zur Versöhnung und zur Rückkehr einzuladen. Doch Coriolan forderte für die Volsker Zurückgabe der ihnen entrissenen Städte und gestattete den Römern eine Bedenkzeit von 33 Tagen. Die Frist verlief, ohne daß man sich zur Annahme der Bedingung entschließen konnte; eine zweite Gesandtschaft wurde von Coriolan schnöde zurückgewiesen, und selbst die Priester der Stadt, welche in ihrem Ornat vor ihm erschienen, vermochten ihn nicht zu erweichen. Rom schien verloren; da begaben sich die edelsten Matronen, von Coriolan's Mutter Veturia, seiner Gemahlin Volumnia und seinen Kindern begleitet, in das feindliche Lager. Als Coriolan's Mutter dessen Umarmung zurückwies, bis sie wisse, ob sie einen Feind des Vaterlandes oder ihren Sohn umarme; als sich

seine Gattin und Kinder und die übrigen Frauen wehklagend niederwarfen: da brach dem Coriolan das Herz, und mit den Worten: „Rom ist gerettet, aber dein Sohn verloren", sandte er seine Mutter und deren Begleitung in die Stadt zurück. Coriolan schloß einen Frieden, durch welchen die Volsker einen Theil des eroberten Landes behielten. Coriolan lebte bis in das Greisenalter geehrt unter den Volskern, klagte aber oft, daß erst der Greis fühle, wie elend das Leben in der Fremde sei. Nach einer anderen Sage soll Coriolan, weil er bei dem Friedensschlusse den Vortheil seiner neuen Landsleute dem der Römer aufgeopfert habe, von den erzürnten Volskern umgebracht worden, oder in innerem Zwiespalte durch Selbstmord aus dem Leben geschieden sein. Niebuhr behauptet, Coriolan habe die Zurückberufung aller Verbannten gefordert, und nur die Erlassung dieser Forderung habe man durch die wiederholten Gesandtschaften zu erbitten gesucht und endlich erlangt. Die Rückkehr zahlreicher und erbitterter Verbannten habe Rom mit den heftigsten inneren Unruhen bedroht.

Spurius Cassius.

In dem Prozesse Coriolan's hatten die Patricier trotz alles Widerstrebens den Plebejern die Richtergewalt über die ihnen widerfahrene Beleidigung überlassen müssen. Bald brachen neue Zwistigkeiten zwischen den beiden Ständen aus. Es wurde nämlich von den Ländereien der besiegten Völker fast immer der dritte Theil für Eigenthum des römischen Staates erklärt, und diese Ländereien waren bisher fast ausschließlich zu dem Gemeindeland (ager publicus) geschlagen und von den Patriciern in Besitz genommen worden. Die Patricier entrichteten für den Besitz der Staatsäcker nur eine geringe, nach dem Ertrage bestimmte Abgabe, welcher sie sich auch oft zu entziehen wußten. Es hatten somit die Patricier sich fast allein die Vortheile der Kriege angeeignet, während die Plebejer die Lasten der beständigen Kämpfe mit ihnen tragen mußten. Gegen diese Ungerechtigkeit trat ein Patricier, Sp. Cassius Viscellinus auf. Er hatte 493 v. Chr. das (S. 516) erwähnte Bündniß mit den Latinern geschlossen und sich nach einer Hungersnoth, wiewohl vergebens, bemüht, daß dem Volke der Kaufpreis für das empfangene Getraide zurückgegeben werde. In seinem dritten Consulate (486 v. Chr.) brachte Sp. Cassius das erste Ackergesetz in Vorschlag, d. h. er machte den Antrag, daß auch die Plebejer Antheil an der Benutzung des Staatsackers erhalten und ein Theil desselben an sie als eigene Aecker vertheilt werden solle. Dieser Vorschlag verursachte große Aufregung und veranlaßte auch später, öfters wiederholt, jedes Mal gefährliche Unruhen. Der Senat versprach den Plebejern einen Antheil an der Staatsdomäne zu überlassen, er war aber erbittert über einen Consul, welcher das Interesse der Patricier schändlich zu verrathen schien, und wußte ihn bei dem Volke in den Verdacht zu bringen, als ob er nach der königlichen Herrschaft strebe. Die Plebejer ließen sich täuschen und thaten, als Cassius vor den Curiatcomitien des Hochverraths angeklagt wurde, nichts zu seiner Rettung. Cassius wurde von seinen Standesgenossen verurtheilt und schmählich hingerichtet, und sein Haus unter Verwünschungen niedergerissen. Nach Cassius traurigem Tode wußten die Patricier

die von jenem angeregte Sache durch Kabalen und Kriege zu beseitigen. Endlich aber (473 v. Chr.) trat der Tribun Genucius mit der Forderung auf, daß alle diejenigen, welche seit Cassius Consuln gewesen wären, dem Volke wegen Nichterfüllung des vom Senate gegebenen Versprechens verantwortlich sein müßten. Er beschied zunächst die Consuln des vorhergehenden Jahres vor das Gericht des Volkes. Die Bemühungen der Patricier dieses zu hintertreiben waren vergeblich, und die beiden Consuln wären gewiß verurtheilt worden, wenn man nicht in der Nacht vorher den Tribun ermordet und das bereits versammelte Volk durch die plötzliche Meldung seines Todes in Schrecken gesetzt hätte.

Publilius Volero. Die Consuln gedachten von dem Schrecken der Plebejer Vortheil zur festeren Begründung ihrer Gewalt zu ziehen und verordneten die Aushebung eines Heeres. Publilius Volero, welcher in früheren Kriegen bereits Anführer gewesen war, wurde bei der Aushebung von den Consuln in die Reihen der gemeinen Soldaten eingetheilt. Er weigerte sich zu gehorchen, und die Consuln befahlen einem Lictor ihn zu ergreifen und mit Ruthen zu geißeln. Volero widersetzte sich, und rief seine Mitbürger um Hülfe an. Es entstand ein so gewaltiger Tumult, daß die Lictoren die Flucht ergreifen und die Consuln von dem Forum in die Curie fliehen mußten. Die verständigeren unter den Patriciern fanden es bedenklich, Gewalt zu gebrauchen, und bewogen den Senat, die Sache als ungeschehen zu betrachten. Bald nachher wurde Volero zum Volkstribun für das nächste Jahr erwählt. Als Tribun strebte Volero nach Erweiterung der plebejischen Rechte. Er trug darauf an, daß die Volkstribunen und Aedilen nicht mehr in den Comitien der Centurien, sondern in denen der Tribus gewählt werden sollten. Durch einen zweiten Vorschlag beantragte Volero, daß die Plebejer das Recht erhalten sollten in den Tributcomitien über öffentliche Angelegenheiten zu berathen und zu beschließen. Volero's Anträge gingen, trotz aller Gegenbemühungen des Senates, durch, 441 v. Chr. Die Plebejer konnten nun alle Staatsangelegenheiten zum Gegenstande ihrer Berathungen machen. Freilich hatten die in den Tributcomitien gefaßten Beschlüsse oder die Plebiscite nicht die Kraft von Gesetzen und bedurften, um diese zu erlangen, erst der Bestätigung des Senates und der Curien; allein das erlangte Recht war für die Plebejer dennoch von großer Wichtigkeit. Die Bahn war gebrochen und den Tribunen eine so große Macht in die Hände gegeben, daß sich die Vorrechte der Patricier für die Dauer nicht behaupten ließen. Da die Patricier die Tributcomitien häufig störten, um die Abstimmung über ihnen verhaßte Beschlüsse zu verhindern, so wurde auf den Antrag des Sp. Icilius ein Gesetz gegeben, kraft dessen jeder, welcher einen Tribun in seinen Verhandlungen störte, wegen der Geldbuße, worauf er bei der Gemeinde belangt wurde, Bürgen stellen, und wenn er das nicht thäte, mit dem Tode büßen sollte.

Der Gesetzesvorschlag des Terentillus Arsa. Bedeutende Rechte hatten die Plebejer bereits errungen, und sie strebten nun darnach, auch noch die übrigen Schranken hinwegzuräumen, welche die Entwickelung der Verfassung hemmten. Die

von 472 v. Chr. an zwanzig Jahre hindurch Rom heimsuchenden Plagen jeder Art, als epidemische Krankheiten, Erdbeben und Kriegsunglück, dienten auch dazu, das Gefühl der noch in der Verfassung bestehenden Mängel zu verstärken und die Plebejer auf der betretenen Bahn zur Ausbildung derselben vorwärts zu treiben. Die Kenntniß des Rechts besaßen nur die Patricier; geschriebene Gesetze für das Privatrecht gab es nicht, oder nur höchst unvollkommene. Die Handhabung des Gewohnheitsrechts war größtentheils der Willkür der Recht sprechenden Consuln überlassen, vor deren Richterstuhle Patricier und Plebejer nicht gleiches Recht fanden. Sehr natürlich war daher das Verlangen nach festen gesetzlichen Bestimmungen, die, zu jedermanns Kenntniß gebracht, die Grundlage aller richterlichen Entscheidungen bilden und die Willkür der Consuln einschränken sollten. Deshalb stellte im Jahre 462 v. Chr. der Tribun C. Terentillus Arsa den Antrag auf Abfassung von geschriebenen, die Rechtspflege der Consuln bestimmenden Gesetzen. Der Staat gerieth durch diesen Gesetzes-Vorschlag des Terentillus in die heftigste Aufregung. Im ersten Jahre gelang es den Patriciern die Annahme des Vorschlages zu hintertreiben: allein im folgenden Jahre trat das ganze Kollegium der Tribunen aufs neue mit jenem Vorschlage auf, und dieser wurde nachher jedes Jahr mit großer Hartnäckigkeit wiederholt. Die Patricier boten Recht und Gewalt gegen das ungestüme Begehren der Tribunen auf, störten die Volksversammlung, und begannen einen Krieg mit den Volskern und Aequern. Unter den patricischen Jünglingen erschien besonders Cäso Quinctius als ein übermüthiger Feind des Volkes. Er war der Sohn des verehrten L. Quinctius Cincinnatus, stolz auf ungemeine Leibesstärke und ausgezeichnete Kriegsthaten wie auf sein Geschlecht und voll Verachtung und Groll gegen die Gemeinde. Schlimmer als einer von seinen Genossen mißhandelte er sie mit Geberden, Reden und Thätlichkeiten. Die Tribunen beschieden den Cäso Quinctius wegen seines Verfahrens vor das Gericht der Tributcomitien. Cäso wartete den Ausgang seines Prozesses nicht ab, sondern verließ die Stadt. Da er, um nicht verhaftet zu werden, Bürgen hatte stellen müssen, so wurden diese nun zur Zahlung des Bürgschaftsgeldes verurtheilt. Cäso's Vater entschädigte sie, verarmte aber dadurch so sehr, daß er nur ein kleines Gutchen übrig behielt. Auf diesem lebte er und trieb Ackerbau. In dieser Zeit bemächtigte sich der Sabiner Appius Herdonius mit römischen Verbannten, entflohenen Sklaven und hörigen Leuten, 4500 an der Zahl, durch nächtlichen Ueberfall des Kapitols. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch Cäso Quinctius sich unter den kühnen Abenteuern befunden hat. Das Unternehmen mißlang. Ganz Rom erhob sich zur Gegenwehr; das Kapitol wurde nach hartem Kampfe genommen, und die wenigen Banditen, welche noch am Leben waren, wurden hingerichtet. Unter beständigen Kriegen und inneren Unruhen verging ein Jahr nach dem andern; die Patricier verhinderten die Annahme des Gesetzes; die Plebejer erwählten dieselben Tribunen immer wieder. Im Jahr 458 v. Chr. wurde der Consul Minucius mit seinem Heere von den Aequern besiegt und eingeschlossen. Der Senat nahm seine Zuflucht zur Dictatur und bekleidete den alten Cincinnatus mit dieser

Würde. Nach der Sage fanden die Abgeordneten des Senates den Cincinnatus auf dem Felde, als er mit eigener Hand den Pflug lenkte. Cincinnatus empfing die Boten des Senates erst als er sein Arbeitskleid mit der Toga oder dem Staatskleide der Römer vertauscht hatte. Er nahm das ihm übertragene Amt an, stellte sich als Dictator sogleich an die Spitze des Heeres, schlug die Aequer und legte nach sechzehn Tagen die Dictatur wieder nieder. Das Widerstreben der Patricier gegen das von Terentillus beantragte Gesetz fruchtete so wenig, daß sie sogar während des heftigsten Kampfes den Tribunen (457 v. Chr.) die Verdoppelung ihrer Zahl zugestehen mußten. Ein Jahr nachher wurden den Plebejern die Staatsäcker auf dem aventinischen Hügel zur Vertheilung überlassen und zu gleicher Zeit ihnen das Recht gewährt, daß alle Plebiscite von dem Senate berathen werden mußten und die Tribunen dieselben dabei vertheidigen durften. Eine fernere Erweiterung erhielt die Macht der Tribunen durch ein auf den Antrag der Consuln Sp. Tarpejus und A. Aternius 454 v. Chr. gegebenes Gesetz, welches allen Obrigkeiten, also auch den Tribunen und Aedilen, das Recht gab, denjenigen, welcher gegen ihr Amt gröblich verstieß, mit einer Strafe von zwei Schafen bis zu dreißig Rindern zu belegen. Endlich (454 v. Chr.) wurde auch der Antrag angenommen, eine für beide Stände verbindliche Gesetzgebung abfassen zu lassen. Es wurden drei Gesandte nach Athen und anderen griechischen Staaten geschickt, um deren Verfassungen kennen zu lernen. Als diese nach zwei Jahren zurückgekehrt waren, wurde die Sache endlich ausgeführt.

Die Decemvirn. Zehn Patricier, die Decemvirn, wurden (451 v. Chr.) mit der Abfassung der neuen Gesetzgebung beauftragt. Den Decemvirn wurde zugleich die Regierung des Staates übertragen, da sie, um ihre Aufgabe lösen zu können, dem Einflusse jeder höheren oder auch nur gleichen Gewalt entzogen sein mußten. Es wurde ihnen für die Zeit ihres Geschäftes eine unumschränkte Macht eingeräumt und jede andere Gewalt aufgehoben. Die den Decemvirn übertragene Regierungsgewalt wurde unter ihnen so vertheilt, daß die Leitung des Staates unter ihnen täglich wechselte und jeder von ihnen an dem zehnten Tage zu Gericht saß und Recht sprach und an diesem Tage als Zeichen seiner Würde die zwölf Lictoren, von den übrigen Decemvirn aber jeder nur einen Gerichtsdiener (apparitor) hatte. Die Tribunen hatten anfangs verlangt, daß die eine Hälfte der Decemvirn aus den Plebejern gewählt werden sollte, nach einigem Streite aber wurde den Patriciern allein diese Würde eingeräumt. Im ersten Jahre ihres Amtes benahmen sich die Decemvirn so gut, daß man allgemein mit ihrer Verwaltung zufrieden war. Da ihr Zweck nicht sowohl Erfindung neuer Gesetze, als vielmehr die Auswahl und Vereinigung der bereits bestehenden Rechte war, so gelang es ihnen bereits nach einem Jahre, zehn Tafeln ihrer Gesetze zu vollenden und öffentlich zur Begutachtung aufzustellen. Diese zehn Tafeln wurden von dem Senate gebilligt, von der Versammlung der Centurien angenommen und deren Annahme von den Curien bestä-

ligt. Noch war aber die Gesetzgebung nicht vollendet und es wurde deshalb eine Verlängerung des Decemvirats für nöthig erachtet. Unter dem Vorsitze des Appius Claudius wählte die Centurien-Versammlung von neuem zehn Männer, und zwar zur einen Hälfte aus den Patriciern, zur anderen aus den Plebejern. Unter den Ersteren befand sich Appius Claudius selbst. Diese neuen Decemvirn fügten den 10 Tafeln noch 2 Tafeln Gesetze hinzu, so daß die Gesetze der Decemvirn auf 12 Tafeln enthalten waren. Wie aber durch die Ränke des Appius Claudius von dem zweiten Decemvirat alle angesehenen Männer entfernt waren, und Appius gegen alles Herkommen als Vorsitzender der Wahlversammlung sich selbst hatte wählen lassen, so zeigten auch die Decemvirn gleich beim Antritt ihres Amtes ein von den ersten Decemvirn ganz verschiedenes Benehmen. Jeder Decemvir erschien beständig in Begleitung von zwölf Lictoren, und diese trugen Beile in den Ruthenbündeln, obgleich im zweiten Jahre der Republik auf den Vorschlag des Valerius Publicola den Consuln verboten worden war, dieses Zeichen des Gerichts über Leben und Tod in der Stadt vor sich hertragen zu lassen. Außerdem kamen die Decemvirn überein, daß keiner gegen die Handlungen des anderen Einspruch erheben solle. Wenn ein Bürger gegen das Urtheil eines Decemvir an einen andern appellirte, so hatte er es stets zu bereuen, sich nicht mit dem früheren Urtheil begnügt zu haben. Die Bürger wurden also jedes Schutzes beraubt, und das Decemvirat des zweiten Jahres war völlig despotisch. Nach Ablauf ihres Amtsjahres aber behielten die Decemvirn eigenmächtig ihre Regierungsgewalt.

Sturz der Decemvirn.

Bei einem Angriffe der Sabiner und Aequer wurden die von einigen Decemvirn befehligten und mit übergroßer Strenge behandelten römischen Truppen in allen Kämpfen geschlagen. Als nun die Gewaltherrscher den L. Siccius, den tapfersten Mann im Lager, wegen seiner Freimüthigkeit auf eine schändliche Weise ermorden ließen, steigerte sich der Unmuth der Soldaten aufs Höchste, und es drohte ein Aufruhr auszubrechen. Da beging Appius Claudius in der Stadt einen noch ärgeren Frevel. Virginia, eine schöne und sittsame Jungfrau, reizte seine Begierde. Sie war die Tochter des Virginius, eines tapferen Hauptmannes und die Verlobte des Icilius, der sich früher als Volkstribun große Verdienste erworben hatte. Ohne Erfolg hatte der Decemvir Anträge und Lockungen versucht; die Abwesenheit des Virginius, welcher im Heere gegen die Aequer diente, gab ihm Gelegenheit sein schändliches Vorhaben auszuführen. Einer seiner Klienten mußte vor seinem Richterstuhle mit der Behauptung auftreten, Virginia sei das Kind einer ihm entlaufenen Sklavin und von der kinderlosen Ehefrau des Virginius untergeschoben. Appius Claudius sprach sie seinem Klienten zu, und Virginia würde sogleich in das Haus desselben abgeführt worden sein, wenn nicht die bedenkliche Stimmung des von Icilius aufgereizten Volkes den wollüstigen Tyrannen genöthigt hätte, seinen Spruch dahin abzuändern, daß Virginia ihren Verwandten einstweilen zurückgegeben und die Ankunft ihres Vaters aus dem Lager bis zum nächsten Tage abgewartet werden solle. Appius ließ durch

einen Boten seine Kollegen bitten, Virginius an der Rückkehr nach Rom zu hindern. Noch ehe aber jener im Lager ankam, hatte Virginius bereits durch den Bruder des Icilius und den Sohn seines Schwagers Numitorius Kenntniß von der Sache erhalten und war nach Rom geeilt. Appius suchte sich am folgenden Morgen auf eine andere Weise zu helfen; er ließ falsche Zeugen vor seinem Richterstuhle auftreten, und trotz aller Bemühungen des Virginius wurde das unglückliche Mädchen dem Klienten des Tyrannen als Sklavin zugesprochen. Vergebens rief der verzweifelnde Vater das zahlreich versammelte Volk um Schutz und Hülfe an; Appius gebot seinen Lictoren Gewalt zu gebrauchen und die Menge zu zerstreuen. Scheu wich das Volk zurück; Virginius aber bat den Tyrannen um die Erlaubniß, noch einige Worte mit seiner Tochter sprechen zu dürfen, führte sie an eine in der Nähe stehende Fleischerbude, ergriff hier ein Messer und durchbohrte sie mit den Worten: „Nur so kann ich Dir die Freiheit erhalten." Gegen Appius aber gewendet rief er: „Mit diesem Blute weihe ich Dein Haupt den Göttern der Unterwelt." Die Lictoren wagten es nicht, ihm in den Weg zu treten, als er, das blutige Eisen hoch empor haltend, dem Thore zueilte; bald schützte ihn eine große zusammengelaufene Schaar. Noch viel mehr sammelten sich auf dem Forum, um Icilius, Numitorius, L. Valerius und M. Horatius, die bei dem Leichnam der Jungfrau zur Freiheit aufriefen. Die Lictoren wurden übermannt, ihre Steckenbündel zerbrochen. Vergebens versuchte Appius zum Volke zu reden; um sein Leben besorgt, flüchtete er verhüllt in ein Haus. In diesem Tumulte berief der Decemvir Oppius den Senat; dieser kam aber zu keinem Beschluß und sandte nur Boten an die Decemvirn im Lager, damit die Heere vor Unruhen bewahrt würden. Auch Virginius und Icilius begaben sich zu den beiden Heeren und regten diese durch die Mittheilung des Geschehenen so auf, daß diese ihre Lager verließen, nach Rom zogen und den Aventin besetzten. Jedes Heer wählte sich 10 Tribunen, und diese übertrugen wieder zwei Männern aus ihrer Mitte die oberste Leitung. Von dem Aventin begaben sich die beiden Heere auf den heiligen Berge, wo sie sich verschanzten. Der Senat schickte Gesandte an sie, sie wiesen aber dieselben zurück und erklärten nur mit L. Valerius und M. Horatius unterhandeln zu wollen. Diese beiden Männer übernahmen aber den Auftrag erst, nachdem die Decemvirn ihr Amt niederzulegen erklärt hatten. Es wurde verlangt und genehmigt die Herstellung des Tribunats und der Provocation, und daß es niemandem als Verbrechen angerechnet werde, Volk oder Heer zum Aufstande bewogen zu haben. Von der anfangs ebenfalls geforderten Auslieferung der Decemvirn standen die Plebejer ab auf Abmahnung des Horatius und Valerius. Das Heer kehrte hierauf nach dem aventinischen Hügel zurück und erwählte unter dem Vorsitz des Pontifex Maximus zehn Volkstribunen, unter welchen sich auch Virginius und Icilius befanden. Zu Consuln wurden nach Aufhebung des Decemvirats Valerius und Horatius erwählt. Appius Claudius aber und derjenige seiner Kollegen, welcher sich am meisten zu seinem Werkzeuge hergegeben hatte, wurden vor der Volksversammlung angeklagt und entleibten sich im

Gefängniß. Die übrigen Decemvirn wurden aus Rom verbannt (449 v. Chr.)

Die Volkstribunen.

Durch die Gesetzgebung der 12 Tafeln erlangten die Plebejer eine größere Gleichstellung mit den Patriciern. Nach dem Sturze der Decemvirn wurden die in deren Amte vereinigten Gewalten wieder in die früheren einzelnen Aemter aufgelöst, und es erhielten namentlich die Tribunen und die von ihnen geleiteten Tributcomitien eine immer größere Macht und Bedeutung. Durch ein Gesetz der Consuln Valerius und Horatius wurde die Unverletzlichkeit der Tribunen und der Aedilen sanctionirt; durch ein anderes Gesetz derselben wurde verfügt, daß kein Beamter eingesetzt werden sollte, von dessen Geboten keine Berufung an das Volk stattfinden könne. Durch ein Gesetz des Volkstribun M. Duilius wurde die ununterbrochene Fortdauer des Volkstribunats und durch ein anderes des Volkstribun L. Trebonius die Erwählung der vollständigen Zahl von 10 Volkstribunen gesichert. Den Vorsitz in der Wahlversammlung der Tribunen fuhrte ein durch das Loos bestimmter Tribun. Vor den Thüren der Senatsversammlung sitzend, hörten die Tribunen den Berathungen zu, ja sie scheinen bisweilen sogar an den Verhandlungen Theil genommen zu haben. Bereits 456 v. Chr. hätte Icilius eine Senatsversammlung berufen und dadurch den Volkstribunen das Recht errungen, den Senat zu versammeln und in dem Senat zu reden. Das Volkstribunat galt nun als Schutzwehr jedes unterdruckten Bürgers und also auch der Patricier. Später wurde in dem Kollegium der Volkstribunen die Veränderung eingeführt, daß nicht mehr die Stimmenmehrheit entschied, sondern der Einspruch eines Einzigen den Beschluß der übrigen hemmte.

Die Volksversammlungen und der Senat.

Die Tributcomitien erhielten eine immer größere Bedeutung, und es nahmen nun auch die Patricier an ihnen Theil. Durch ein Gesetz der Consuln Valerius und Horatius wurden die Beschlüsse der Tributcomitien denen der Centuriatcomitien gleichgestellt, indem ihnen, wenn sie vom Senat ausgegangen, oder doch von ihm genehmigt und von den Curien bestätigt waren, allgemein verbindliche Kraft zugestanden wurde. Seit der Gesetzgebung der 12 Tafeln wurden die Tributcomitien außer von den Tribunen auch von oberen Magistraten gehalten. Man fand es bequem, diese Volksversammlungen, deren Berufung an keinen bestimmten Ort und an keine schwierigen Formen gebunden war, für minder wichtige Staatsgeschäfte, welche die Mitwirkung des Volkes erforderten, zu benutzen. So wurde den Tributcomitien die Abstimmung über geringere Aemter überlassen.

Der Geschäftskreis der Centuriat- und Curiatcomitien blieb im Ganzen derselbe, nur wurde in den 12 Tafeln verordnet, daß über Capitalverbrechen eines Bürgers nur in den Centuriatcomitien entschieden werden sollte. Doch behaupteten die Tribunen, wie früher, das Recht, diejenigen, welche sich an der Plebs vergangen hatten, vor die Versammlung der Tribus zu rufen, und auch die Patricier scheinen über ihre Standesgenossen in den Curien entschieden zu haben.

Der Senat wurde hauptsächlich aus den abgegangenen Magistraten ergänzt, und dadurch kamen auch Plebejer in denselben, da diese nach und nach die Theilnahme an den oberen Magistraten erlangten. Die Beschlüsse des Senates wurden den Aedilen zur Aufbewahrung in dem Tempel der Ceres, wo sich das Archiv der Plebs befand, überbracht.

Die Quästoren.

Die Wahl der Quästoren scheint nach dem Sturze der Decemvirn in den Tributcomitien vorgenommen worden zu sein. Das Amt der Quästoren zur gerichtlichen Verfolgung von Verbrechern scheint schon unter den Königen bestanden zu haben, wenigstens waren die Quästoren in den ersten Zeiten der Republik jährlich erwählte Magistrate; sie waren ursprunglich Richter in Capitalsachen und hatten auch davon den Namen. Nach der Vertreibung der Könige übertrug Valerius Publicola den Quästoren auch die Verwaltung der öffentlichen Gelder und des Staatsschatzes. Es wurde ihnen die Kriegsbeute, wenn diese nicht den Soldaten überlassen wurde, zum Verkauf für den Staatsschatz übergeben. Daher wurde im Jahr 421 v. Chr. beschlossen, statt der bisherigen zwei Quästoren, deren jährlich vier zu erwählen, damit zwei die Consuln im Kriege begleiten könnten. Nach harten Kämpfen wurden auch die Plebejer zu diesem Amte für wählbar erklärt. Von nun an blieben zwei Quästoren in Rom, und zwei begleiteten die Consuln und die Heere. In dem Staatsschatze verwahrten die Quästoren auch die Feldzeichen und überlieferten sie den Consuln, wenn diese zu Felde zogen; sie besorgten die Bewirthung der fremden Gesandten und die Leichenbegängnisse der Männer, welche auf Staatskosten bestattet wurden. Sie waren die Steuer- und Kassenbeamten des römischen Staates, sie waren aber für Ausgaben und Einnahmen von Senatsbeschlüssen abhängig und zur Rechnungsablage verpflichtet. In der ersten Zeit der Republik fand ihre Wahl, wie unter den Königen, in den Comitien der Curien statt; nach dem Sturze der Decemvirn aber geschah dieselbe in den Tributcomitien.

Das Gesetz d. C. Canulejus. Kriegstribunen.

Im Jahre 445 v. Chr. wurden auf den Antrag des Volkstribun C. Canulejus die in den 12 Tafeln verbotenen Verheirathungen zwischen Patriciern und Plebejern nach hartem Kampfe gestattet. Gleichzeitig wurde auch von den Volkstribunen beantragt, daß es frei stehen solle, den einen Consul aus den Plebejern zu wählen. Von den Tribunen bedrängt und von äußeren Feinden bedroht, sah sich der Senat genöthigt, nachzugeben; er that dieses jedoch nur zum Theil, indem er statt der Consuln Kriegstribunen mit consularischer Macht erwählen ließ und zu deren Stellen beide Stände, Patricier und Plebejer, wählbar erklärte. Der Senat sollte jährlich erklären, ob man Kriegstribunen mit consularischer Gewalt oder Consuln erwählen wolle. In dem ersten Jahre wurden drei Kriegstribunen erwählt, später aber auch vier, sechs und acht. Bei diesem von den Patriciern eingeschlagenen Auswege blieb ihnen immer noch der alleinige Anspruch auf das Consulat vorbehalten; auch konnten sie bei der größeren Zahl von Kriegstribunen die Jurisdiction und den Census, welche Funktionen der Consuln sie am

wenigsten den Plebejern überlassen wollten, immer den patricischen Kriegstribunen übertragen.

Die Patricier sahen voraus, daß die Plebejer doch endlich das Consulat erringen würden; sie trennten deshalb einen Theil seiner Geschäfte und schufen daraus ein neues Amt, die Censur, 443 v. Chr. Die zwei Censoren wurden in den Centuriatcomitien gewählt und erhielten auch, abweichend von den übrigen curulischen Magistraten, nicht durch eine Lex curiata, sondern durch eine Lex centuriata ihre Bestätigung. Anfangs waren nur Patricier wählbar, seit 351 v. Chr. war das Censoramt auch den Plebejern zugänglich, ja es ging später ein Gesetz durch, daß der eine Censor immer ein Plebejer sein solle. Anfangs behielten die Censoren ihr Amt ein ganzes Lustrum, fünf Jahre, durch ein Gesetz des Dictators Mamercus Aemilius, 434 v. Chr. wurde aber die Dauer desselben auf anderthalb Jahre beschränkt, so daß der Staat drei und ein halbes Jahr ohne Censoren war. Das Amt der Censoren wurde bald eins der bedeutendsten Staatsämter. Die Censoren hielten den Census auf dem Marsfelde und führten die tabulae censoriae zum Behufe der Aushebung und der Steuern. Auf ihren curulischen Stühlen sitzend ließen sie die Bürger nach den Tribus durch einen Herold einzeln vor sich rufen und sich von jedem bei Eidespflicht seinen Namen, den seines Vaters und Großvaters, sein Alter, seine Ehefrau und Kinder, dann auch sein Vermögen und dessen Geldwerth genau angeben. Auch den Senat und die Ritter musterten sie und besetzten die erledigten Stellen in diesen beiden Ständen. Je nachdem sich das Vermögen eines Bürgers vermehrt oder vermindert hatte, setzten ihn die Censoren in eine höhere oder niedrigere Klasse. Die Schätzung des Vermögens geschah nach einer von den Censoren vorher aufgestellten Norm, so daß einzelne Gegenstände, namentlich Luxusartikel, über ihren Werth, andere Dinge aber gar nicht besteuert wurden. Außer den Verzeichnissen der eigentlichen Bürger, welche in den Listen der Tribus verzeichnet waren, führten die Censoren auch Verzeichnisse der Aerarier, welche nur eine Art Schutzbürger und härter besteuert waren. Wenn einem Einzelnen oder ganzen Gemeinden das Bürgerrecht ertheilt war, so wiesen ihnen die Censoren ihre Tribus an oder errichteten auch wohl neue Tribus; das Bürgerrecht aber zu ertheilen oder einem Bürger zu nehmen, hatten die Censoren keine Macht. Die Censoren.

Eine Versetzung eines Bürgers in einen niederen Stand nahmen aber die Censoren nicht bloß wegen eingetretener Verminderung des Vermögens, sondern auch wegen entehrender Handlungen vor. War ein Bürger wegen eines schändlichen Verbrechens von den Gerichten bestraft worden, so vollzogen gewissermaßen die Censoren noch die weiteren Folgen des richterlichen Ausspruchs, indem sie den Verurtheilten noch mit bürgerlicher Entehrung belegten. Eine solche Ehrenstrafe fand aber nicht bloß bei Dingen statt, welche die Gerichte bestraften, sondern auch bei vielen Handlungen, welche von den Gerichten nicht geahndet werden konnten. Der Klient, dem ein unwürdiger Patron treulos, der Knecht, dem sein Herr grausam begegnete, fand Schutz bei den Censoren, welche dem Schuldigen die

bürgerliche Ehre entzogen. Uebermaß der Härte oder Nachsicht gegen die Kinder, Kränkung der schuldlosen Ehefrau, Vernachlässigung der Eltern, Eigennutz gegen Geschwister, Gelage, Verführung oder Verwahrlosung der Jugend, Unterlassung der Opfer und Todtenehren, überhaupt jedes Vergehen gegen Anstand und Sitte und öffentliches Wohl, ward von den Censoren bestraft. Zu diesen Vergehen gehörten ferner Luxus, muthwillige Ehelosigkeit oder eine gesetzlich ungültige Ehe, Vernachlässigung drr Aecker und der Wirthschaft oder Betreibung eines Kramhandels und Handwerkes. Einen Senator stießen die Censoren aus dem Senat, einen Ritter zwangen sie, sein Ritterpferd zu verkaufen, und die übrigen Bürger versetzten sie in eine niedere Klasse; am härtesten straften sie, wenn sie einen Bürger zum Aerarier machten. Nur die Männer standen unter der censorischen Beaufsichtigung; die Aufsicht über die Sittlichkeit der Frauen war ihren Männern überlassen. Die Ehrenstrafen der Censoren waren aber nicht bleibend und konnten von den folgenden Censoren wieder aufgehoben werden. Bei den Rügen der Senatoren und Ritter hatten die Censoren die Gründe anzugeben, ja bisweilen gestatteten sie den Schuldigen, sich zu vertheidigen.

Nachdem der Census der einzelnen Bürger vorüber und auch von den Kolonien nach der ihnen von den Censoren aus Rom geschickten Norm ein Verzeichniß ihrer Bewohner und ihres Vermögens eingeschickt war, wurde nach den Bedürfnissen des Staates eine Abgabe auf das Tausend auferlegt. Diejenigen, welche zur Bestrafung von den Censoren unter die Aerarier versetzt wurden, mußten einen vervielfachten Betrag der eigentlich ihrem Vermögen nach ihnen zukommenden Steuer bezahlen, und Hagestolze und Luxusartikel wurden ebenfalls höher belastet. Die Censoren hatten die oberste Verwaltung des Vermögens der Republik; sie konnten Zölle errichten und bestimmten den Preis, für welchen das Salz verkauft werden sollte; sie verpachteten die Erhebung der Zölle und der Abgaben von den Staatsländereien; sie verdungen die Erbauung und Ausbesserung der öffentlichen Gebäude und besichtigten die Ausführung; sie sorgten für das Pflastern der Straßen und die Herstellung der Brücken- und Wasserleitungen; endlich hatten die Censoren noch für die Herbeischaffung der Opferthiere zu den öffentlichen Opfern und der Pferde für die curulischen Magistrate, sowie für die Erhaltung der Gänse auf dem Kapitol zu sorgen. Die Censoren erließen bei dem Antritte ihres Amtes ein Edict, worin sie die Grundsätze ihrer Verwaltung aussprachen; das Recht aber Gesetze vorzuschlagen und mit dem Volke zu verhandeln hatten sie nicht. Vor Antritt ihres Amtes schwuren die Censoren, ohne Begünstigung und Haß zu verfahren, und eben so schwuren sie vor der Niederlegung ihres Amtes, dasselbe treu verwaltet zu haben. Die Urkunden über den angestellten Census wurden in dem Atrium Libertatis, später in dem Tempel der Nymphen niedergelegt. Eigenthümlich war es noch, daß Niemand zweimal Censor sein durfte, und daß, wenn ein Censor starb, auch sein Kollege sein Amt niederlegte. Der Tod eines Censors wurde für eine unglückliche Vorbedeutung angesehen. Den Beschluß des Census machte die religiöse Feierlichkeit des Lustrum oder der Sühnung

des Volkes. Die Censoren versammelten die gesammte Bürgerschaft nach ihren Abtheilungen und bewaffnet auf dem Marsfelde. Dort wurde sie durch dreimaligen Opferumgang gereinigt und dann erfolgte das feierliche Opfer. — Die Censur hat über 400 Jahre bestanden; aber nicht immer sind von fünf zu fünf Jahren Censoren ernannt worden.

Vergrößerung des römischen Gebietes. Kolonien.

In dieser ganzen Zeit führten die Römer fast beständig Kriege mit den benachbarten Völkern, mit den Aequern, Volskern, Vejentern und Sabinern. Die zunehmende Kraft der Plebejer und der zwischen ihnen und den Patriciern entstehende Wetteifer trugen zum Gedeihen der auswärtigen Unternehmungen bei. Den Rang, welchen früher die Geburt gegeben hatte, konnten jetzt die Patricier sich nur durch Tapferkeit, Mäßigkeit, Ausdauer, Rechtlichkeit und Klugheit erwerben und behaupten. Diese Tugenden aber wurden durch Kriege entwickelt, und diese wünschten die Patricier auch darum, weil sie nur durch diese sich Ruhe vor den Tribunen und dem von diesen aufgereizten Volke verschaffen und sich im Besitze der Ehrenstellen behaupten konnten. Beide Stände waren einig und suchten einander durch kriegerische Tugenden zu übertreffen, so oft ein auswärtiger Feind den Staat bedrohte; sobald aber der Krieg zu Ende war, begann der Kampf der Parteien wieder und hielt auch während des Friedens alle Bürger wach und thätig. Dieser Geist des römischen Volkes gewährte auch den gemachten Eroberungen eine größere Sicherheit, deren äußere Vertheidigungsmittel die weise Einrichtung der römischen Kolonien war. Die Römer lösten die Verbindungen der besiegten Völker auf und entrissen den unterworfenen Städten entweder ganz oder großentheils ihre politische Selbständigkeit, sie führten in ihnen römisches Recht ein und verpflichteten sie zu den Leistungen des Kriegsdienstes und des Tributes, ohne den Bewohnern derselben Stimmrecht oder Anspruch auf römische Staatsämter zu ertheilen. Solche Städte nannten sie Municipien, und es bestand unter diesen noch der Unterschied, daß einigen die Verwaltung ihrer Gemeindeangelegenheiten durch ihre alten Behörden gelassen, in andern das Gemeinwesen ganz aufgehoben wurde. Den unterworfenen Völkern pflegten die Römer einen Theil ihres Gebietes, und zwar in der Regel den dritten zu nehmen. Dieses Land wurde entweder römisches Gemeindeland oder wurde verkauft oder römischen Kolonisten angewiesen. Die aus ihren Besitzungen vertriebenen alten Einwohner wurden entweder nach Rom übergesiedelt oder blieben in ihrer Heimath. Die Ansiedelung von Römern aber hatte vorzüglich den Zweck, die Eroberung der römischen Herrschaft zu erhalten und geschah zunächst aus militärischen Gründen, seltener um den ärmsten Theil der römischen Bevölkerung zu versorgen. Die Ansiedelung fand an bereits bewohnten Orten und in schon vorhandenen Gemeinden statt, und es sind in der Kolonie die ursprünglichen Einwohner und die römischen Kolonisten zu unterscheiden. Die letzteren, meistens 300 an der Zahl, hatten ein dem römischen nachgebildetes Gemeinwesen; sie bildeten den bevorzugten Stand, wie die Patricier in Rom, besaßen den dritten Theil des zu dem Orte gehörigen Gebietes, wählten aus sich einen Senat

und besaßen auch nach ihrer Ansiedelung das volle römische Bürgerrecht. Die unterworfenen Einwohner hingegen hatten wahrscheinlich auch das römische Bürgerrecht, aber ohne Stimmrecht und ohne Anspruch auf römische Staatsämter (civitas sine suffragio). Gegen das Ende des fünften Jahrhunderts vor Chr. erstreckte sich das römische Gebiet bereits im Süden bis nach Anxur oder das nachherige Tarracina, im Osten bis an den fuciner See. Dagegen lag die nördliche Grenze des römischen Staates der Stadt Rom noch sehr nahe; hier hemmten die etruskischen Städte Capena, Falerii und Veji die Fortschritte der Römer, und gegen sie wandte sich deshalb nach der Besiegung der Aequer und Volsker zunächst die Kriegslust der Römer.

Der letzte Krieg gegen Veji.

Der Krieg mit Veji, welcher zuerst begonnen und glücklich beendigt wurde, machte den Römern Etrurien und das nördliche Italien zugänglich.

Das der Stadt Rom ganz nahe gelegene Veji hemmte die Erweiterung des römischen Gebiets, weil es durch seine ungeheuren Mauern gegen jeden Angriff geschützt war. Immer aber brachen neue Kriege zwischen Veji und Rom aus. Veji war ein im Sinken begriffener, Rom dagegen ein jugendlich kräftiger Staat. Zum Unglücke für Veji waren von den drei etruskischen Staatenbünden bereits zwei untergegangen, der dritte aber damals nicht im Stande, den Vejentern gegen den gemeinschaftlichen Feind beizustehen. Der Bund der Etrusker in Oberitalien nämlich war schon längst den gallischen Horden, der kampanische aber kurz vorher den Samniten erlegen, und auch das eigentliche Etrurien war zu der Zeit, als die Römer Veji angriffen, von den Galliern bedroht.

Beim Beginn des letzten Krieges mit Veji wurde zuerst ein allgemeiner Sold für das ganze am Kriege theilnehmende Fußvolk eingeführt und dadurch es dem römischen Heere möglich gemacht, auch den Winter über im Felde zu bleiben. Der letzte Krieg mit Veji dauerte zehn Jahre (von 406 bis 396 v. Chr.) und ist besonders dadurch merkwürdig, daß in demselben die Römer zum ersten Male eine langwierige Belagerung unternahmen. Die Vejenter zogen sich nämlich, weil sie den Römern im offenen Felde nicht gewachsen waren, hinter ihre Mauern zurück und wurden dort, nach der Sage, zehn Jahre hindurch belagert. Diese lange Belagerung und die einzelnen Begebenheiten des Krieges sind von der Sage vielfach ausgeschmückt worden.

Die Römer führten den Krieg mit abwechselndem Glücke, bis sie endlich im zehnten Jahre desselben durch die Capenaten und Falisker eine blutige Niederlage erlitten und dadurch zu den größten Anstrengungen bewogen wurden. Marcus Furius Camillus wurde zum Dictator ernannt und schlug zuerst die Capenaten und Falisker in einer entscheidenden Schlacht und begann dann mit erneuten Kräften die Belagerung der Stadt Veji. Er ließ nach der Aufwerfung neuer Schanzen einen Minengang bis in die Burg, bis unter den Tempel der Juno, graben. Mit Hülfe dieses Minenganges wurde Veji erobert, und eine reiche Beute gemacht. Die Vejenter wurden nach Rom versetzt, durch sie die römische Bevölkerung ver-

mehrt und durch die Beute des wohlhabenden Veji das römische Volk bereichert. So wurde das römische Gebiet durch die Besitznahme einer der fruchtbarsten Gegenden von Italien erweitert und den Römern durch Eroberung von Veji der Zugang von Etrurien eröffnet. Nach Veji's Fall wurden auch die Capenaten und Falisker von den Römern unterworfen. Camillus hatte schon durch seinen prachtvollen Triumph, bei welchem er auf einem Viergespann von vier weißen Rossen einherfuhr, Unwillen erregt. Noch größer wurde die Erbitterung gegen ihn, als er erklärte, daß er vor der Eroberung von Veji dem delphischen Gotte den zehnten Theil der Beute gelobt habe, und als die Priester von jedem bei Strafe des göttlichen Zornes ein Zehntel der gemachten Beute verlangten. Die meisten waren nicht mehr im Besitze derselben und zürnten dem Feldherrn, dessen Stillschweigen eine so schwere Schuld auf ihre Häupter geladen hatte. Die Erbitterung des Volkes steigerte sich noch durch den hartnäckigen Widerstand, welchen Camillus dem Vorschlage des Volkstribun T. Sicinius leistete. Dieser beantragte nämlich, es solle ein Theil des Senates und des Volkes nach dem eroberten Veji übersiedeln und die Republik hinfort zwei Hauptstädte haben. Der Senat sah in der Ausführung dieses Vorschlags die Quelle einer beständigen Zwietracht und widersprach auf das heftigste. Am hartnäckigsten that dieses Camillus. Da er nun sein Haus in dem damals noch nicht an große Pracht gewöhnten Rom vermittelst der gemachten Beute prachtvoll verziert hatte, so benutzten dies die Tribunen und klagten ihn vor dem Volke an, daß er einen beträchtlichen Theil der vejentischen Beute unterschlagen habe. Camillus berief seine Klienten und die Mitglieder seiner Tribus zu einer Berathung; diese erklärten ihm aber, sie wollten die Buße, welche man ihm auflegen würde, bezahlen, freisprechen könnten sie ihn nicht. Da wartete Camillus die Entscheidung nicht ab, sondern ging in die Verbannung. Beim Scheiden aus seiner Vaterstadt bat er die Götter, sie möchten dem undankbaren Rom seine Abwesenheit recht bald fühlbar machen.

Der erste gallische Krieg der Römer.

Die Götter erhörten das Gebet des Camillus, und bald drohte eine große Gefahr dem römischen Staate den Untergang, allein Rom ging siegreich aus diesem Kampfe hervor und glänzte seitdem als die Retterin und das Haupt von Italien. Schon zur Zeit der Könige waren gallische Schaaren in Oberitalien eingebrochen; sie hatten damals den etruskischen Staatenbund in Oberitalien vernichtet und waren allmälig weiter nach dem Süden vorgerückt. Gegen das Ende des fünften Jahrhunderts, bald nachdem die Samniten sich den etruskischen Staatenbund in Kampanien unterworfen hatten, waren gallische Schaaren über die Apenninen gegangen. Im J. 391 v. Chr. griffen sie unter Brennus Anführung die Stadt Clusium an, und diese wandte sich nach Rom um Hülfe. Die Römer schickten drei Fabier als Gesandte nach Clusium, um den Galliern Vorstellungen zu machen. Diese verlangten aber, daß die Clusiner ihnen einen Theil ihres Gebietes abtreten sollten, indem sie erklärten, ihr Recht bestehe in ihren Waffen und tapferen Männern gehöre die Welt. Der Krieg wurde also fortgesetzt, und die römischen Gesandten wa-

ren so unbesonnen, am Kampfe Theil zu nehmen; einer derselben erschlug sogar einen gallischen Anführer. Brennus forderte hierauf die Auslieferung der Gesandten, welche das Völkerrecht so gröblich verletzt hätten. Der römische Senat überließ die Entscheidung dem Volke, und dieses verweigerte nicht allein die verlangte Genugthuung, sondern ernannte auch die drei Fabier zu Militärtribunen mit consularischer Gewalt. Auf diese Nachricht brachen die Gallier sogleich nach Rom auf. Die drei Fabier und die übrigen Militärtribunen führten den Galliern ein Heer von 40,000 oder wahrscheinlich nur von 24,000 Mann entgegen und lieferten ihnen am Flusse Allia eine Schlacht (390 v. Chr.). Die Römer erlitten eine solche Niederlage, daß nur ein kleiner Theil ihres Heeres nach Rom zurückkehrte, die übrigen nach Veji flüchteten. Der Tag der Schlacht an der Allia galt seitdem den Römern als ein Unglückstag. Die Militärtribunen hatten in unbesonnener Eile keine Maßregeln zur Beschützung der Stadt getroffen. An eine Vertheidigung Rom's war daher nicht zu denken; die Römer flohen nach benachbarten Orten; doch wurde das Kapitol mit den Wehrhaftesten besetzt und mit Lebensmitteln versorgt. Auch ein Theil des Senates begab sich auf das Kapitol, wo man auch den Frauen und Kindern Aufnahme gestattete. Ein wehrloser Haufe Volkes hingegen, sowie eine Anzahl greiser Senatoren blieben in der Stadt zurück. Die Gallier fanden die Thore Rom's unbesetzt und die Stadt von Menschen entblößt; dennoch zögerten sie zwei Nächte und einen Tag, ehe sie in die Stadt eindrangen. Die Stadt wurde geplündert und zum größten Theil eingeäschert; die Zurückgebliebenen getödet. Gegen das Kapitol wurde aber vergebens ein Sturm unternommen. Daher blieb ein Theil der Gallier in Rom, um die Besatzung des Kapitols durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen; während die übrigen in der Umgegend plündernd umherstreiften. Viele flüchtige Römer hatten sich in dem verlassenen Veji gesammelt und den Römer Cädicius an ihre Spitze gestellt. Auch die Ardeaten machten unter Camillus Anführung Angriffe auf die umherstreifenden gallischen Raubhorden. Cädicius und Camillus trugen im Kampfe mit den einzelnen umherschweifenden Schaaren stets den Sieg davon und stärkten dadurch das Vertrauen und den Muth der Römer. Die beiden römischen Schaaren ersuchten den Camillus als Dictator den Oberbefehl zu übernehmen und sie gegen die Gallier in Rom zu führen.

Camillus wollte aber ohne Erlaubniß des Senats die Dictatur nicht annehmen, und es wurde daher beschlossen die Erlaubniß der auf dem Kapitol befindlichen Senatoren einzuholen. Ein kühner Jüngling, Pontius Cominius, übernahm es, das umlagerte Kapitol zu ersteigen und von dort einen Senatsbeschluß zu bringen. Er schwamm über die Tiber, erstieg an der Seite des tarpejischen Felsens den Berg und gelangte mit der gewünschten Erklärung des Senats glücklich wieder zum Heere zurück. Am folgenden Morgen bemerkten Gallier die Spuren des hinaufgekletterten und versuchten nun an derselben Stelle das Kapitol zu ersteigen. Sie kletterten des Nachts in tiefer Stille hinan, und bereits hatte einer die Höhe des Felsens erklommen, als die der Juno geweihten Gänse wach wurden und zu schreien begannen. Ihr Geschrei erweckte den Con-

sularen Marcus Manlius; dieser eilt schnell herbei, stürzt den bereits emporgeklommenen Gallier zurück, sein Fall wirft die Nachsteigenden hinab; die Burg war gerettet. Die Gallier, durch Hunger, eine Seuche und die Römer außerhalb der Stadt hart bedrängt und durch die Nachricht von einem Einfalle der Veneter in ihr Land beunruhigt, beschlossen von Rom abzuziehen. Die Römer auf dem Kapitole litten ebenfalls Mangel, und Camillus vermochte nicht schnell genug den Entsatz zu bewerkstelligen. Es kam nach der Sage zu Unterhandlungen, und die Gallier versprachen für eine Summe von tausend Pfund Gold abzuziehen. Diese wurde Brennus von dem Militärtribunen Sulpicius auf dem Forum zugewogen; die Gallier gebrauchten aber beim Wiegen falsches Gewicht, und als Sulpicius sich deshalb beschwerte, warf Brennus noch sein Schwert mit dem Wehrgehäng mit den Worten in die Wagschale: „Wehe den Besiegten"! Während die Römer und Gallier sich stritten, erschien Camillus, erklärte als Dictator den ohne seine Zustimmung geschlossenen Vertrag für ungültig und wies die Gallier mit den Worten ab, der Römer erkaufe seine Freiheit nicht mit Golde, sondern mit dem Schwerte. Nun kam es zu einem Kampfe; die Gallier wurden aus der Stadt getrieben, am folgenden Tage auf der Flucht eingeholt und in einer blutigen Schlacht fast gänzlich aufgerieben. Camillus zog im Triumphe in Rom ein. Nach der Vertreibung der Gallier wurde das Verlangen nach Veji überzusiedeln von neuem angeregt: allein Camillus und die Mehrzahl der Patricier wußten dieses zu verhindern. Als während der Verhandlung dieser Angelegenheit ein mit einer Wache an der Curie vorüberziehender Centurio seiner Mannschaft zurief: „Laßt uns hier bleiben," wurde dieses Wort für einen Ausspruch des göttlichen Willens erklärt, und das Volk gab sich zufrieden. Die Stadt wurde eilig wieder aufgebaut, so daß bis zu dem großen Brande unter Nero's Regierung an den vielen engen und krummen Straßen die Uebereilung sichtbar war.

Besiegung der Latiner, Volsker, Herniker und Etrusker. M. Manlius.

Bald nach der Vertreibung der Gallier versuchten die Latiner, Volsker und Herniker sich der Abhängigkeit von Rom zu entledigen; sie wurden aber bald wieder unterworfen; der Kampf stärkte das Selbstvertrauen und den Muth des römischen Volkes, und Rom stand wieder in verjüngter Kraft da. Auch gegen die Etrusker führten die Römer siegreiche Kriege. Die Noth, welche in Folge des gallischen Krieges eingetreten war, veranlaßte innere Zwistigkeiten. Die unvermeidliche Erhöhung der Abgaben, die Wiederherstellung der zerstörten Wohnungen, die Sorge für die verödeten Felder und die Anschaffung des eingebüßten Arbeitsgeräthes und Viehstandes hatten den größten Theil des Volkes in Schulden gestürzt; Wucherer suchten aus dieser Noth Vortheil zu ziehen, und die Schuldner hatten die ganze Strenge der Schuldgesetze zu erdulden. Der Zustand wurde dadurch noch verschlimmert, daß die alten Steuerrollen durch die allgemeine Zerstörung unbrauchbar geworden waren und die Abfassung neuer verzögert wurde. Während funfzehn Jahren behalf man sich mit ohngefähren Abschätzungen, wobei es an Begünstigungen und Bedrückungen nicht fehlen konnte. Endlich

wurden dreimal Censoren gewählt, um eine gerechtere Ordnung herzustellen und den Schuldenzustand zu untersuchen, wahrscheinlich auch um bei dem Census des Einzelnen seine Schulden in Abrechnung zu bringen. Allein das erstemal gab der Tod des einen Censors einen Vorwand seinen Kollegen abdanken zu lassen; die zweiten Censoren mußten ihr Amt niederlegen, weil angeblich bei den zu ihrer Wahl angestellten Auspicien ein Versehen begangen worden war; die dritten aber blieben unthätig.

M. Manlius, der Retter des Kapitols, welcher an Adel und Tapferkeit Keinem nachstand, durch Thaten, Beredtsamkeit und Kraft vor Allen ausgezeichnet war, fand sich in seinen Ansprüchen auf Dank und Ehre bitter getäuscht. Camillus, sein Feind, dem er sich wenigstens gleich fühlte, der die Noth der Belagerung nicht getheilt hatte, ward wiederholt zur Dictatur und zum Consulartribunat erhoben, er selbst, obwohl Consular, fand sich von allen Würden ausgeschlossen. Diese schnöde Zurücksetzung erfüllte ihn mit bitterm Groll. Manlius erkannte auf dem Forum einen alten Kriegsgefährten, einen durch vielfache Thaten ausgezeichneten Hauptmann, den der Wucherer, nach Urtheil und Recht, gefesselt wegführte. Auf der Stelle zahlte er für ihn und gab ihn den Seinigen wieder. Der Befreite erzählte der umgebenden Menge sein Schicksal, in welchem die meisten Zuhörer ihr eigenes erkannten. Der Krieg und die Herstellung seines Hauses hatten ihn in Schulden gestürzt; die Zinsen waren zum Kapital geschlagen worden, und die Schuld hatte bald sein ganzes Vermögen weit überstiegen. Er enthüllte seine Narben, die er aus vielen Kriegen davongetragen hatte. Seinem Wohlthäter gelobte er ewigen Dank und ewige Treue. Alle waren bewegt, Manlius begeistert. Er verkaufte vor allem Volke ein Landgut, sein bestes Erbe, und schwur, so lange er noch ein Pfund habe, werde er nicht gestatten, daß ein Quirit als Schuldknecht abgeführt werde. Seit diesem Tage begrüßten ihn die Plebejer mit dem Namen ihres Patronus, der allerdings für die Herrschaft der Patricier beunruhigend sein konnte. In seinem Hause versammelten sich Plebejer, und vor diesen soll er die Patricier angeklagt haben, sie hätten das den Galliern wieder entrissene Gold unterschlagen; das solle man von ihnen zurückfordern und zur Schuldentilgung verwenden. Sobald ein solcher Verdacht sich verbreitete, galt er der gequälten Armuth für ausgemacht, und das mußte mehr als alle Bedrückungen eine schreckliche Stimmung erregen. Diese Aufregung mußte sich steigern, als Manlius zum Behufe einer Schuldentilgung den Verkauf eines Theils der Staatsäcker zu bewirken suchte.

Im Jahre 385 v. Chr. wurde A. Cornelius Cossus wegen des Krieges gegen die Volsker zum Dictator ernannt. Nach der baldigen Beendigung des Krieges kehrte er nach Rom zurück und ließ Manlius vor sein Tribunal rufen, damit dieser seine Angabe wegen des gallischen Goldes beweise. Als Manlius den Beweis seiner Beschuldigung verweigerte, wurde er als Verleumder und als Meuterer in den Kerker abgeführt. Nun trauerten um ihn alle, die ihm ihre Freiheit verdankten, und viele andere Plebejer, in zerrissenen Kleidern und mit verwildertem Haar und Bart; täglich wuchs ihre Zahl und vom frühesten Morgen verließen sie den ganzen Tag die

Thür des Kerkers nicht. Bald wichen des Manlius Anhänger auch die Nacht nicht; sie drohten gewaltsame Befreiung; da faßte der Senat den Entschluß ihn in Freiheit zu setzen. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß nun Manlius, wenn sein Anhang um ihn versammelt war, drohende Reden ausgestoßen, ja vielleicht sogar revolutionäre Gedanken gehegt hat; für die gegen ihn erhobene Beschuldigung, daß er nach der königlichen Herrschaft gestrebt habe, fand aber Livius keinen Beweis. Die Volkstribunen klagten ihn vor den Centuriatcomitien förmlich an. Manlius hätte sich der gerechten oder ungerechten Strafe durch freiwilliges Exil entziehen können, er trotzte aber seinen Feinden und blieb. Als die Plebejer den Manlius als Angeklagten im Trauergewand erblickten, wurden sie aufgeregt, noch mehr aber, als keiner von Manlius Anverwandten, wie es sonst Sitte war, ja selbst nicht seine beiden Brüder ein Trauergewand anlegten. Am Tage des Gerichts rief Manlius 400 Bürger, denen er durch Bezahlung ihrer Schulden die Freiheit wiedergegeben hatte, als Fürsprecher auf, er wies die Waffen von dreißig erlegten Feinden auf und vierzig von den Feldherrn empfangene Ehrengeschenke, er enthüllte die Narben seiner Brust und flehte, zum Kapitol gewandt, die ewigen Götter an, ihm es in seiner Noth zu gedenken, daß er ihren heiligen Tempel von Entweihung und Zerstörung errettet habe. Die Tribunen erkannten, daß Manlius nicht verurtheilt werden würde, und schoben unter einem Vorwande die Entscheidung auf. Bald aber beriefen sie das Volk an einen anderen Ort zum Gericht, von wo aus man das Kapitol nicht sehen konnte; hier wurde Manlius verurtheilt. Er wurde vom tarpejischen Felsen gestürzt und sein Haus geschleift. Ungewiß war schon Livius darüber, was für ein Gericht den Manlius verurtheilt habe. Auch berichtete eine andere Erzählung, Manlius habe sich mit seinem Anhang des Kapitols bemächtigt, habe sich also eines offenen Aufruhrs gegen den Staat schuldig gemacht und sei auf Anstiften seiner Feinde durch einen angeblichen Ueberläufer meuchlings vom Kapitole herabgestürzt worden.

Die licinischen Gesetze.

Der Streit zwischen den Patriciern und Plebejern wurde wenige Jahre nach Manlius Untergange wieder angeregt und zum Vortheil der Letzteren entschieden. Cajus Licinius Stolo, ein vornehmer Plebejer, besaß alle zum Consulate erforderlichen Eigenschaften und mußte es deshalb schmerzlich empfinden, daß den Plebejern die erste Würde im Staate noch immer versagt war. Er beschloß in Verbindung mit einem anderen Plebejer, Lucius Sextius Lateranus, die Aufhebung dieses Verbotes und einiger anderen Vorrechte der Patricier zu bewirken. Licinius und Sextius wurden 377 v. Chr. zu Volkstribunen gewählt und brachten nun die drei licinischen Gesetze in Antrag. Das eine Gesetz verfügte, daß vom Kapitale der Schulden der Betrag der bisher über den gesetzlichen Zinsfuß bezahlten Zinsen abgezogen und der Rest in drei Jahren in Terminen abgezahlt werden solle.

Das zweite Gesetz bestimmte, daß Niemand mehr als 500 Jugern vom Staatslande besitze und das Ueberschüssige an arme Plebejer als eigene Aecker vertheilt werde. Wahrscheinlich wurde auch

die Benutzung der Gemeindeweide auf eine gewisse Anzahl Vieh beschränkt und den Plebejern erlaubt, Besitzungen auf dem Staatslande zu occupiren. Das dritte Gesetz endlich verordnete, daß hinfort nicht mehr Kriegstribunen, sondern Consuln, und zwar einer derselben aus den Plebejern erwählt werde. Hartnäckig widerstanden die Patricier und ergriffen jedes Mittel, um die Annahme dieser Gesetze zu hindern. Zehn Jahre dauerte der Kampf, aber endlich errangen die immer wieder zu Volkstribunen erwählten tapferen Männer C. Licinius und L. Sextius den Sieg und die Gesetze wurden von dem Volke angenommen und von dem Senate bestätigt, 367 v. Chr. Noch ehe dieses aber geschah, setzten die Volkstribunen ein anderes Gesetz durch, daß statt der Duumvirn zur Bewahrung der sibyllinischen Bücher Decemvirn erwählt und diese zur Hälfte aus den Plebejern genommen werden sollten.

Die Prätur. Die Aedilen. Nun wurde L. Sextius aus den Plebejern zum Consul erwählt; allein die Patricier weigerten sich ihm ihre Bestätigung zu geben, bis auch die Plebejer ihnen wiederum zugestanden, daß zu der Handhabung der Gerichtsbarkeit in der Stadt, deren oberste Leitung bisher die Consuln gehabt hatten, ein eigener Magistrat als Kollege der Consuln, ein Prätor, ausschließlich aus den Patriciern erwählt werde. Der Prätor stand am Range den Consuln am nächsten, deren Kollege er hieß und deren Stelle er vertrat, wenn sie abwesend oder sonst verhindert waren. Die Errichtung der Prätur wurde durch die häufige Abwesenheit der Consuln aus der Stadt veranlaßt.

Nach erlangter Theilnahme der Plebejer an dem Consulate und nach hergestellter Einigkeit zwischen beiden Ständen wurde ein vierter Tag zu den großen Festspielen hinzugefügt. Die Aedilen weigerten sich, neue Verpflichtungen einzugehen; dagegen erklärten patricische Jünglinge, sie würden zur Ehre der Götter gern die Besorgung der Spiele und das Amt der Aedilen übernehmen. Es wurden daher neben den zwei plebejischen Aedilen zwei patricische erwählt, denen die Auszeichnung der curulischen Würde, die mit Purpur verbrämte Toga und der curulische Sessel, zugestanden wurden. Die Beschwerden der Tribunen darüber, daß die Patricier drei neue Stellen erlangt hätten, bewirkten schon im nächsten Jahre den Vergleich, daß Jahr um Jahr abwechsend je zwei Patricier oder zwei Plebejer curulische Aedilen sein sollten. Die curulischen und die plebejischen Aedilen scheinen, obgleich ihre Aemter verschiedene Geltung und Ehre gewährten, dennoch eine Behörde mit gemeinschaftlichem oder gleichartigem Wirkungskreise gebildet zu haben. Wie aber schon beim Entstehen der curulischen Aedilen ihnen die Abzeichen der curulischen Magistrate und die Feier der größten römischen Spiele zugetheilt wurden, so ist es auch natürlich, daß bei allmäliger Erweiterung der ädilicischen Amtssphäre einzelne ehrenvollere Geschäfte vorzugsweise den curulischen Aedilen übertragen wurden, während sie andere ohne Unterschied mit den plebejischen theilten. Der gemeinschaftliche Wirkungskreis der Aedilen war die ausgedehnteste polizeiliche Aufsicht, und zwar sowohl die Sicherheits- als die Wohlfahrts-Polizei. Die Aedilen hatten nicht nur die Beaufsichtigung der städtischen Baulichkeiten und Anlagen, sondern auch

die Erhaltung von Ordnung und Ruhe, die Aufsicht über Sittlichkeit und Beobachtung der Gesetze, wie über den vaterländischen Kultus, daß nicht fremde Religionsübung sich einschleiche. Ein wichtiger Theil ihres Amtes war ferner die Marktpolizei und die Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln, namentlich durch hinreichende Zufuhr von Getraide. Sie sorgen im Falle des Mangels für Zufuhr, steuern dem Kornwucher und suchen auf jede Weise wohlfeile Preise zu erhalten. Sie sorgten auch für Wohlfeilheit anderer Lebensbedürfnisse, z. B. des Oels, verhinderten den Verkauf schlechter Lebensmittel und hatten Maß und Gewicht zu beaufsichtigen.

Auch der Handel mit Vieh und mit Sklaven, so wie überhaupt aller Handel stand unter ihrer Aufsicht. Sie hatten für diesen Zweig ihrer Verwaltung eine eigene Gerichtsbarkeit und bildeten gewissermaßen ein Handelsgericht. Die Strafgelder, welche zuerkannt wurden, verwendeten die curulischen Aedilen zu öffentlichen Bauten, zu Weihgeschenken und zur Verschönerung der Stadt, die plebejischen Aedilen theils auch zu den genannten Zwecken, theils auch bestritten sie davon den Aufwand der plebejischen Festspiele. Endlich hatten die Aedilen auch die polizeiliche Anordnung der Festspiele. Sie sorgten für den Schmuck der Stadt auf dem Wege, den der Festzug nahm, für die Anordnung des Zuges selbst und die nöthigen Vorkehrungen im Circus und für die Erhaltung der Ordnung während der Spiele. Zu ihrer Unterstützung bei ihrer umfangreichen Amtsthätigkeit hatten die Aedilen eine große Zahl von Unterbeamten und Dienern.

Die Plebejer erlangen die Dictatur und die Censur. Kriege mit den Galliern.

Die Patricier konnten es lange nicht verschmerzen, daß ihnen der ausschließliche Besitz des Consulats entrissen war, und sie versuchten wiederholt es durchzusetzen und erreichten es auch bisweilen, daß beide Consuln aus den Patriciern genommen wurden. Den Muth der Plebejer beugte zwar eine in den Jahren 365 und 364 v. Chr. herrschende Seuche; ferner die auf vielen Plebejern lastende Verschuldung, und endlich die fast beständig mit den Nachbarvölkern geführten Kriege: aber dennoch schritten sie mit glücklichem Erfolge in dem Streben nach politischer Gleichstellung mit den Patriciern immer rüstig vorwärts. Im Jahre 356 v. Chr. wurde zuerst ein Plebejer, C. Marcius Rutilus, zum Dictator ernannt. Derselbe erlangte auch 351 v. Chr. zuerst von den Plebejern das Amt eines Censors. Im Jahre 342 v. Chr. wurde, damit eine größere Zahl von Bürgern Aemter erhalten könne, bestimmt, daß niemand dasselbe Amt vor Ablauf von zehn Jahren von neuem bekleiden, ferner niemand zwei Aemter zugleich erhalten solle. Endlich wurde auch bestimmt, daß es erlaubt sei, beide Consuln aus dem plebejischen Stande zu wählen. Auch der Noth der verschuldeten Plebejer suchte man durch Herabsetzung des Zinsfusses, durch Vorschuß aus der Staatskasse und durch Verbot des Wuchers zu steuern. Die Lage der Plebejer bessert sich immer mehr; die Klagen über den Druck der Abgaben verstummen; gegen die Aushebungen läßt sich kein Widerspruch mehr vernehmen. Und doch führten die Römer fast beständig Krieg, mit den Hernikern, mit Tibur, mit den Tarqui-

nienfern, Faliskern und anderen Etruskern. Die gefährlichsten Feinde der Römer waren aber die in Oberitalien angesiedelten Gallier, welche seit dem J. 361 v. Chr. eine Reihe Jahre hindurch verheerende Züge durch Italien bis nach Apulien unternahmen und auch das römische Gebiet und Latium verwüsteten. In den Kriegen gegen die Gallier wetteiferten Patricier und Plebejer sich an Tugend und Aufopferung für das Vaterland zu übertreffen, und die Geschichte jener Zeit berichtet von einer Reihe von Männern, welche sich durch ritterliche Tapferkeit, Einfachheit und Uneigennützigkeit ausgezeichnet haben. Es beginnt mit diesen Kriegen gegen die Gallier das Heldenzeitalter der Römer, während hingegen Italien durch diese verwüstenden Streifzüge geschwächt und so die Unterwerfung Italiens unter die Römer vorbereitet wurde. Im Jahre 348 v. Chr. schlossen die Römer ein neues Bündniß mit Karthago und erneuerten Frieden und Freundschaft.

Der erste Krieg mit den Samniten 343 bis 341 v. Chr.

Oberitalien und auch zum Theil die kleineren Staaten bis zur Tiber waren durch die Streifzüge der Gallier verwüstet worden. In Unteritalien wütheten die dortigen griechischen Staaten gegen einander, und das Land litt durch die verheerenden Züge der Lukaner und die öfteren Kämpfe mit den Syrakusanern und Karthagern. Mittelitalien dagegen behauptete seinen alten Glanz durch die Fruchtbarkeit Kampaniens, den noch übrigen Rest der Betriebsamkeit der Latiner, durch den Handel der Etrusker und die wachsende Macht des römischen Staates. Neben dem jugendlich aufstrebenden Staate der Römer stand der Kern der samnitischen Völkerschaften noch in der alten Kraft und Unverdorbenheit da. Auf den rauhen Gebirgsrücken der Apenninen in Mittel- und einem Theile von Unteritalien verbreitet, bildete der sabinische oder samnitische Volksstamm eine große Zahl von Völkerschaften, welche Ackerbau und Viehzucht trieben und die angestammten Sitten bewahrt hatten. Das tapfere, rüstige Bergvolk der Samniten gerieth jetzt mit den Romern in einen Kampf, der mit einigen Unterbrechungen funfzig Jahre dauerte und mit der Unterwerfung, ja fast gänzlichen Vernichtung der Samniten endigte. An Volkszahl und an Umfang des Gebietes waren die Samniten den Romern überlegen, an kriegerischem Muth ihnen wenigstens gleich: allein es fehlte den samnitischen Völkern von jeher eine feste Vereinigung, der römische Staat hingegen hatte jetzt eine Form erhalten, durch welche alle Kräfte belebt und in Thätigkeit gesetzt wurden.

Die Veranlassung zu dem Kriege der Römer mit den Samniten wurde von den Samniten gegeben, welche ohngefähr vor hundert Jahren die Stadt Capua und einen großen Theil von Kampanien den alten oskischen Einwohnern und deren Herrn, den Etruskern, entrissen hatten. Sie bildeten nur eine kleine Zahl der Bewohner, waren aber die Gebieter des Landes. Sie waren theils durch die in dem fruchtbaren Kampanien von jeher einheimische Ueppigkeit in Schlaffheit und Schwelgerei verfallen, theils durch Kriegsdienste verwildert, welche sie aus Raublust und Habgier bei den Griechen und Karthagern auf Sicilien nahmen. Sie waren den im Gebirge wohnenden Samniten völlig entfremdet und geriethen

mit denselben in Zwist, als diese die an der Grenze von Samnium wohnenden ausonischen Stämme zu unterwerfen suchten. Eine dieser Völkerschaften, die Sidiciner, riefen die Samniten in Capua um Hülfe. Diese gewährten ihnen Unterstützung, baten aber zugleich die Römer um ein Bündniß. Die Römer hatten nicht lange vorher mit den Samniten ein Bündniß geschlossen und versprachen deshalb den Kampanern nur unter der Bedingung Hülfe, wenn diese sich unter die römische Oberbotmäßigkeit stellten. Die Kampaner willigten ein und erklärten sich für Unterthanen der Römer. Nun forderten die Römer die Samniten auf, einen Staat nicht weiter zu bekriegen, der sich dem römischen Volke zum Eigenthum übergeben habe. Als die Samniten diese Forderung zurückwiesen und den mit den Kampanern geschlossenen Vertrag für einen Friedensbruch erklärten, zogen die beiden römischen Consuln Marcus Valerius Corvus und Aulus Cornelius Cossus, jeder an der Spitze eines Heeres, nach Kampanien. So begann 343 v. Chr. der erste Samnitenkrieg, welcher drei Jahre lang dauerte. M. Valerius Corvus schlug die Samniten unweit Cumae, am Berge Gaurus. Dagegen ließ sich Cossus unvorsichtig in die Schluchten der Apenninen locken. Er war verloren, wenn es ihm nicht gelang durch schnellen Rückzug den Eingang des Thales früher als die Feinde zu erreichen. In dieser Gefahr erbot sich der Kriegstribun Publius Decius Mus der Aeltere eine Höhe zu besetzen und die Samniten so lange zu beschäftigen, bis der Consul aus dem Thale entkommen wäre. Decius hielt den Kampf mit der überlegenen Macht der Samniten bis zum Abend aus, schlug sich dann in der Nacht durch die Feinde durch, erreichte das gerettete römische Heer und bewog den Consul, die Samniten sogleich anzugreifen. Die Samniten wurden geschlagen, und bald nachher erfocht Valerius Corvus bei Suessula noch einen dritten Sieg und eroberte das Lager der Samniten. Trotz dieser Niederlagen war die Kraft der Samniten nicht gebrochen. Der Krieg wäre wohl noch lange fortgesetzt worden, wenn nicht die drohende Stellung der Latiner und eine, durch die große Verschuldung vieler Plebejer veranlaßte Empörung eines Theils der römischen Truppen die Römer zum Frieden gedrängt hätten. Der zum Dictator ernannte Valerius Corvus dämpfte die Empörung, und mit den Samniten wurde 341 v. Chr. ein Vertrag geschlossen, in welchem dieselben sich zwar eine Buße an Geld und Getraide auflegen ließen, aber ihnen auch gestattet wurde, sich die Sidiciner zu unterwerfen.

Die Latiner, welche als römische Bundesgenossen am samnitischen Kriege Theil genommen hatten, setzten denselben fort, um die Samniten von ihrer Nähe fern zu halten. Sie verbanden sich zu diesem Zwecke mit den Sidicinern, Volskern und Aurunkern, und auch die Kampaner schlossen sich ihnen an. Schon dieses mußte die Latiner mit Rom entzweien; sie schickten aber auch eine Gesandtschaft nach Rom und stellten die Forderung, Rom und Latium solle hinfort einen Staat bilden, der eine Consul aus den Römern, der andere aus den Latinern gewählt werden und auch die Senatoren müßten zu gleicher Hälfte aus den Latinern genommen werden. Der Krieg mit den Latinern 340 — 338 v. Chr.

Diese Anforderung wiesen die Römer mit Stolz zurück. Die Consuln Titus Manlius Torquatus und Publius Decius Mus der Aeltere hoben zwei Heere aus, vereinigten sich mit dem samnitischen Heere und zogen nach Kampanien, wo die latinischen Truppen und ihre Verbündeten im Felde standen. Die Consuln hielten besonders in diesem Kriege mit den bisher mit dem römischen Heere verbunden gewesenen Latinern die strengste Kriegszucht fur nothwendig und untersagten jeden einzelnen Kampf mit dem Feinde. Der Sohn des Consuls Manlius aber nahm, gereizt durch den Spott eines latinischen Anführers, eine Herausforderung an und tödete den Gegner. Triumphirend kehrte er ins Lager zurück; allein sein Vater ließ ihn mit rücksichtsloser Strenge hinrichten.

Auch der andere Consul gab ein Beispiel aufopfernder Vaterlandsliebe. Beiden Consuln hatte ein Traumgesicht verkündet, daß in der bevorstehenden Schlacht von der einen Seite das Heer, von der anderen aber einer der Anführer den Göttern der Unterwelt zum Opfer fallen müßten. Um den ihnen verkündeten Schicksalsspruch zu Gunsten der Römer zu wenden, gelobten sich die Consuln, daß derjenige von ihnen, dessen Schaaren in der Schlacht zuerst wanken würden, sich sogleich den unterirdischen Göttern weihen wolle. Als es nun 340 v. Chr. am Fuße des Vesuv zu einer Schlacht kam und der Flügel des Decius zu weichen begann, ließ dieser sich vom Oberpriester die Formel der Todesweihe vorsprechen, und rief laut die ihm vorgesagten Worte aus, durch welche er sich und die Legionen der Feinde den unterirdischen Göttern weihte. Dann stürzte er sich in die dichtesten Reihen der Feinde und fand einen ruhmvollen Tod. Die Schlacht wurde gewonnen, und von den Latinern entkam nicht einmal der vierte Theil des Heeres. Nachdem die Latiner noch in einer zweiten Schlacht bei Trifanum besiegt worden waren, war ihre Macht gebrochen und der latinische Bund löste sich auf. Einige latinische und kampanische Städte unterwarfen sich den Römern, andere führten noch zwei Jahre lang den Krieg fort, bis endlich alle besiegt waren. Mit kluger Politik suchte der römische Senat das Interesse der Latiner und Kampaner durch die Verschiedenheit der ihnen gewährten Rechte zu theilen. Die Bürger der einen Stadt mußten auswandern, und ihr Gebiet wurde an römische Kolonisten vertheilt, die Bewohner anderer Städte dagegen wurden mit den römischen Kolonisten verschmolzen, noch andere Städte erhielten das römische Bürgerrecht mit größerer oder geringerer Beschränkung. Die Herstellung des latinischen Bundes wurde für immer unmöglich gemacht, indem die Römer die latinischen Landtage verboten, jedem Latiner den Besitz von Landeigenthum außerhalb des Gebietes seiner Stadt untersagten und einen großen Theil des Landes als römischen Staatsacker einzogen. Die latinischen Truppen, welche vorher mit den römischen Legionen vereinigt gewesen waren, wurden von diesen getrennt und als besondere Abtheilungen dem Heere beigegeben, aber nicht als eine selbständige Macht, sondern als Truppen von Unterthanen.

Der zweite Samniten-Krieg. Die Gründung einer römischen Kolonie in dem von den Samniten zerstörten Fregellä und ein Zwist der Römer mit der den

Samniten verbündeten Stadt Paläopolis in Kampanien gaben 326 v. Chr. die Veranlassung zum Ausbruche des zweiten Samniten-Krieges, welcher bis 304 v. Chr. dauerte. Paläopolis wurde erobert und war die erste griechische den Römern unterworfene Stadt. Die Samniten schienen den Römern so gefährliche Feinde, daß sie ihnen ihren erfahrensten Feldherrn, den Lucius Papirius Cursor den Aelteren, als Dictator entgegenstellten. Dieser gab, als er einst auf kurze Zeit nach Rom zurückkehren mußte, dem Befehlshaber der Reiterei Quintus Fabius Maximus Rullianus den Befehl, sich während seiner Abwesenheit in keinen Kampf einzulassen. Fabius lieferte aber dennoch ein Treffen und erfocht einen glänzenden Sieg. Papirius Cursor wollte den Ungehorsam seines Untergebenen nach der Strenge der römischen Kriegsgesetze bestrafen, wurde aber durch die Stimmung des Heeres und durch die Bitten des Senates und Volkes in Rom genöthigt, Gnade für Recht ergehen zu lassen. Papirius Cursor erfocht hierauf noch einen Sieg, welcher die Samniter zu Friedensanerbietungen bewog. Der römische Dictator war zu einem billigen Frieden geneigt, der Senat aber gewährte nur einen Waffenstillstand auf ein Jahr 324 v. Chr. Nach Ablauf des Waffenstillstandes wurde der Krieg von Quintus Fabius Maximus, welcher zum Consul erwählt worden war, mit so großem Glücke geführt, daß die Samniten noch einmal um Frieden baten. Der Senat machte aber zu harte Forderungen und trieb die Samniten zu einem Kampfe der Verzweifelung. An die Spitze des Heeres stellten sie den Sohn des weisen Herennius, Pontius, welcher Klugheit mit persönlicher Tapferkeit vereinigte. Er täuschte durch ein ausgestreutes falsches Gerücht die Consuln, Titus Veturius und Spurius Postumius, über den Ort, wo sich die Hauptmacht der Samniten befand, und lockte sie in die caudinischen Pässe, ein enges Thal, welches an seinem Anfang und Ende Engpässe hatte. Die Römer sahen sich in demselben plötzlich von der Hauptmacht der Samniten eingeschlossen, sie konnten sich weder vorwärts noch rückwärts bewegen und wurden von oben herab durch die hervorbrechenden Feinde bedrängt. Die Consuln mußten sich mit ihrem vierzig bis funfzigtausend Mann starken Heere ergeben 321 v. Chr. Herennius soll seinem Sohn gerathen haben, die gefangenen Römer entweder alle niederzuhauen oder ungekränkt zu entlassen. Pontius that keines von Beiden, sondern schloß mit den römischen Consuln einen Vergleich, der von der Noth erpreßt war und nicht gehalten wurde; er unterwarf das gefangene Heer einem Schimpfe, welcher die Römer auf das äußerste erbitterte und zur größten Kraftanstrengung trieb. Die Römer verpflichteten sich das samnitische Gebiet zu räumen, die in demselben angelegten Kolonien zurückzuziehen und mit den Samniten als einem unabhängigen Volke in Frieden zu leben. Die gefangenen Truppen wurden entlassen, nachdem sie ihre Waffen und Pferde abgeliefert hatten und durch das Joch gegangen waren. Nur sechshundert Ritter blieben als Geiseln des geschlossenen Vertrags in samnitischer Gefangenschaft.

Die Nachricht von dem erlittenen Unglück verbreitete in Rom den größten Schrecken; die ganze Stadt war in Trauer, alle Geschäfte wurden eingestellt, die Consuln mußten ihr Amt niederlegen,

und ein Dictator wurde ernannt. Auf den Rath des gewesenen Consul Postumius beschloß der Senat den Vertrag nicht anzuerkennen, weil er ohne einen Fetialen geschlossen worden sei. Postumius und sein Kollege wurden mit den Unterzeichnern des Vertrags gefesselt nach Caudium geführt und dem samnitischen Feldherrn übergeben, welcher sie jedoch nicht annahm. Der Senat erreichte durch dieses Verfahren seinen Zweck, daß das Geschehene dem Volke nicht als Eidbruch erschien und die Gemüther nicht beunruhigte. Um den Römern einen scheinbar gerechten Grund zu verschaffen, den Krieg von neuem zu beginnen, erklärte Postumius, nachdem er von dem römischen Fetialis den Samniten ausgeliefert war, er sei jetzt kein Römer mehr, sondern ein samnitischer Sklave, stieß den Fetialis mit dem Fuße und beleidigte so als Samnite die geheiligte Person eines römischen Gesandten und Priesters. Nach der freilich etwas zweifelhaften Erzählung römischer Geschichtschreiber wurde die Ehre der Römer schon im nächsten Jahre nach der bei Caudium erlittenen Schmach auf die glänzendste Weise wieder hergestellt. Der eine Consul Quintus Publilius Philo brachte den Samniten in der Nähe der caudinischen Pässe eine blutige Niederlage bei; der andere Consul Lucius Papirius Cursor eroberte die apulische Stadt Luceria, bemächtigte sich der in dieselbe gebrachten römischen Geiseln und schickte die gefangene Besatzung der Stadt, bei welcher sich auch Pontius befand, ebenfalls unter das Joch. Der Krieg dauerte noch sechzehn Jahre und endigte erst 304 v. Chr. damit, daß die Samniten die Oberhoheit Roms anerkannten.

Während des zweiten Samniten-Krieges wurde auch Apulien von den Römern unterworfen. Die Etrusker wollten die bedenkliche Lage Roms benutzen und beschlossen eine gemeinschaftliche Unternehmung gegen Rom zu machen. Sie eröffneten den Krieg (311 v. Chr.) mit der Belagerung der römischen Kolonie Sutrium. Im folgenden Jahre 310 v. Chr. drang der Consul Quintus Fabius Maximus Rullianus durch den ciminischen Bergwald und schlug die verbündeten Etrusker und die Umbrer, welche sich mit ihnen vereinigt hatten. Die Umbrer unterwarfen sich noch in demselben Jahre unter ungünstigen Bedingungen den Römern; der Bund der Etrusker löste sich auf, und die einzelnen Staaten schlossen gegen das Ende des zweiten Samniten-Krieges Waffenstillstand mit Rom. Auch die Herniker, Aequer, Peligner und Marser erhoben während des zweiten Samniten-Krieges die Waffen gegen die Römer, wurden aber ebenfalls besiegt.

Der dritte Samniten-Krieg 298 bis 290.

Die Samniten hatten sich dem Frieden nur gefügt, um ihre ganz erschöpften Kräfte wieder zu sammeln. Schon sechs Jahre nach Beendigung des zweiten brach der dritte Samniten-Krieg aus 298 v. Chr. Die Samniten griffen die Lukaner an und kämpften so glücklich, daß es um die Selbständigkeit Lukaniens geschehen zu sein schien. Da wandten sich die Lukaner nach Rom, baten um Schutz und schlossen ein Bündniß mit den Römern. Der Aufforderung der Römer, die eroberten Orte zu räumen, leisteten die Samniten keine Folge, und so entbrannte der dritte Samniten-Krieg. Von neuem verwüsteten die Römer das unglückliche Sam-

nium. Dieser Krieg drohte aber auch für die Römer um so schwieriger zu werden, da fast zu gleicher Zeit die Apuler sich empörten, und Etrusker, Umbrer und Gallier die Waffen erhoben. In die größte Bedrängniß geriethen die Römer im Jahre 295 v. Chr. Die Samniten verheerten einerseits Kampanien, andererseits hatten sie ihre Hauptmacht jenseits der Apenninen mit den Etruskern, Umbrern und Galliern vereinigt. Die Römer hatten ihre beiden größten Feldherrn Quintus Fabius Maximus Rullianus und Publius Decius Mus zu Consuln gewählt, und diesen gelang es durch ein Heer, welches Etrurien überfiel und verwüstete, die Etrusker und Umbrer von den übrigen Verbündeten abzuziehen und in der Hauptschlacht bei Sentinum in Umbrien (295 v. Chr.) nur die Gallier und Samniten vor sich zu haben. Die Schlacht war blutig, und der Sieg blieb lange unentschieden. Als der Flügel des Decius zurückgeworfen wurde, ahmte Decius das Beispiel seines Vaters nach und richtete durch seine Todesweihe den gesunkenen Muth der Römer wieder auf. Die Samniten und Gallier wurden völlig geschlagen und verloren 25,000 Mann an Todten und 8000 an Gefangenen, von den Römern fielen 8000 Mann. Der Bund der feindlichen Völker löste sich auf; doch dauerten die Streifzüge der Gallier und der Kampf in Etrurien und Samnium noch fort. Der Krieg in Samnium wurde mit der größten Grausamkeit geführt. Das freie muthige Volk der Samniten ließ sich nicht demüthigen, es mußte zum Theil ausgerottet werden; ein Ort nach dem andern wurde zerstört. Nicht immer waren die Römer Sieger. So erlitt der Consul Q. Fabius Maximus Gurges, der Sohn des Rullianus, durch Pontius eine Niederlage. Als der Senat dem geschlagenen Feldherrn den Oberbefehl nehmen wollte, wandte dieses der greise Vater des Consuls durch seine Bitten ab und erhielt die Erlaubniß, seinen Sohn ins Feld begleiten zu dürfen. Unter Mitwirkung seines Vaters erfocht Fabius einen bedeutenden Sieg. Die Niederlage der Samniten war entscheidend. Auch Pontius gerieth in die Gefangenschaft der Römer. Er wurde beim Triumphe des Siegers in Ketten durch die Straßen Roms geführt und dann enthauptet. Die Hinrichtung dieses edlen Feldherrn, welcher nach der Kapitulation bei Caudium die verwundeten Römer auf Saumthieren hatte fortbringen lassen und das abziehende Heer mit Lebensmitteln versorgt hatte, ist ein Flecken in der römischen Geschichte. Zur Niederlegung der Waffen und zum Frieden zwang die Samniten M. Curius Dentatus im J. 290 v. Chr.

Bald nach diesem Frieden wurden auch die den Samniten verwandten Sabiner bezwungen und erhielten das römische Bürgerrecht, jedoch ohne Stimmrecht. Das römische Gebiet erstreckte sich im Norden bis an die Grenzen der Gallier, und die Anlegung römischer Kolonien in ihrer Nähe bewog die Gallier in Verbindung mit den Etruskern die Waffen gegen die Römer zu ergreifen. Doch wurden die Gallier, zuerst die Senonen, dann die Bojer, besiegt und schlossen 283 v. Chr. Frieden mit Rom. Mit den Etruskern machten die Römer erst Frieden, als im Süden ein neuer Feind sie bedrohte, nämlich der König Pyrrhus von Epirus. Den Etruskern scheinen sehr günstige Friedensbedingungen gewährt worden zu sein.

Die Kämpfe mit den Samniten stählten die Kraft der Römer und trugen sehr viel zu ihrer kriegerischen Ausbildung bei.

Krieg gegen Tarent und Pyrrhus. Völlige Unterwerfung von Unter- und Mittelitalien.

Die griechischen Städte in Unteritalien wurden theils von den syrakusanischen Herrschern, theils von den räuberischen Bruttiern und Lukanern beständig beunruhigt. Sie lagen immer in Streit mit einander und waren zu der Zeit, als die Römer Samnium unterwarfen, von ihrer früheren Blüthe tief herabgesunken. Die reichste und mächtigste dieser griechischen Städte war damals Tarent. Bereits mehrmals hatten griechische Städte bei ihren Landsleuten im eigentlichen Griechenland Hülfe gesucht; die Stadt Thurium aber wandte sich, als sie von den Lukanern bedrängt wurde, an die Römer um Hülfe und erhielt sie. Das war nicht nach dem Sinne der Tarentiner, welche die ihnen immer näher rückende Macht der Römer fürchteten und deshalb ein Bündniß gegen Rom zu Stande zu bringen suchten. Noch standen die Etrusker und Gallier unter den Waffen; die Samniten erneuerten den Krieg, und Lukaner und Bruttier belagerten Thurium. Ein römisches Heer entsetzte aber Thurium und legte eine Besatzung in die Stadt. Die Verbindung zwischen Rom und Thurium wurde durch eine römische Flotte von zehn Schiffen unterhalten. Anfangs scheinen die Tarentiner gegen die Erscheinung römischer Schiffe in ihren Gewässern nichts eingewendet zu haben, obgleich die Römer sich in einem früheren Vertrag verpflichtet hatten, mit ihren Kriegsschiffen nicht weiter östlich als bis zu dem Vorgebirge Lacinium oder nicht in den Meerbusen von Tarent einzulaufen. Aber aufgereizt von einem Demagogen bemannten sie, als eines Tages die kleine Flotte der Römer in ihrem Hafen Anker werfen wollte, ihre Galeeren, überfielen die zehn römischen Schiffe, eroberten eines derselben, bohrten vier in den Grund und verjagten die übrigen aus dem tarentinischen Meerbusen. Dann sandten sie Truppen nach Thurium, vertrieben den Adel und vertheilten dessen Güter unter das Volk, entließen aber die römische Besatzung unverletzt. Die Römer schickten eine Gesandtschaft, an deren Spitze Lucius Postumius stand, und verlangten, daß die Tarentiner die vertriebenen Thurier zurückführen, ihnen das Geraubte wieder verschaffen und diejenigen ihrer Mitbürger, welche an der Verletzung des Friedens schuld wären, den Römern ausliefern sollten. Die römischen Gesandten wurden in der Volksversammlung der Tarentiner verhöhnt, und ein gemeiner Mensch erlaubte sich sogar gegen sie eine grobe Unanständigkeit, wobei die Mehrzahl der Anwesenden durch Händeklatschen und Gelächter ihren Beifall laut zu erkennen gab. Da schickten die Römer den Consul Lucius Aemilius Barbula mit einem Heere gegen Tarent (281 v. Chr.)

Die Sitten der Tarentiner waren damals sehr verdorben, und der weichliche und feige Pöbel hatte die Oberhand. Trotz aller Vorstellungen der Verständigeren wurde daher beschlossen, den König Pyrrhus von Epirus zu Hülfe zu rufen. Dieser Abenteurer nahm die Einladung ebenso unbesonnen an, als die Tarentiner sie gemacht hatten; er glaubte den unverschämtesten Uebertreibungen der tarentinischen Gesandten von der Macht und den Verbindungen der Tarentiner. Pyrrhus trieb den Krieg als bloßes Handwerk und ließ

sich durch seinen abenteuerlichen Geist leicht von einer Unternehmung zu einer anderen verlocken. Er schickte 3000 Epiroten unter Milo und den Thessalier Cineas, einen beredten und in Staatsgeschäften geschickten Mann, voraus und folgte mit einem Heere von 25,000 Mann und 20 Elephanten bald nach, (281 v. Chr.). Als er in Tarent erschien, sah er sogleich, daß man ihm leere Versprechungen gemacht hatte. Er mußte Zwangsmaßregeln anwenden, um die Tarentiner zur Ergreifung der Waffen zu bewegen, und das feige Volk verließ schaarenweise die Stadt, sobald er Waffenübungen verordnete und die Ungehorsamen mit dem Tode bedrohte. Da die Tarentiner ihre Burg dem Milo übergeben hatten, so waren sie ganz in der Gewalt des epirotischen Königs. Die Römer hoben zwar die Belagerung von Tarent auf, trafen aber Maßregeln, um die Lukaner und Samniten von der Theilnahme am Kriege abzuhalten. Pyrrhus bot sich den Römern, welche unter dem Consul Publius Valerius Lävinus ein Heer gegen ihn aussandten (280 v. Chr.) in stolzer Sprache zum Schiedsrichter ihres Zwistes mit den Tarentinern an. Lävinus antwortete in echt römischer Weise; er verbat sich die Einmischung eines Fremden in die italiänischen Angelegenheiten und verwies auf die Waffen als das einzige Mittel der Entscheidung, welches Rom anerkenne. In der Nähe der Stadt Heraclea am Siris trafen die beiden Heere auf einander. Die Schlacht blieb lange unentschieden; siebenmal ward abwechselnd vorgedrungen und wieder gewichen, bis endlich Pyrrhus durch seine Elephanten den Sieg errang. Doch hatte auch er seine besten Befehlshaber und Krieger verloren. „Noch ein solcher Sieg, antwortete er den Glückwünschenden, und ich kehre allein heim nach Epirus."

Pyrrhus benutzte seinen Sieg, er bewog die griechischen von Römern besetzten Städte zur Vertreibung ihrer Besatzungen, vereinigte sich mit den Truppen der Lukaner und Samniten, zog die Bruttier an sich, ging über die Apenninen und erschien unerwartet in Kampanien. Vergebens suchte er hier die Städte Capua und Neapolis zur Uebergabe zu bewegen; er drang in Latium ein und näherte sich Rom bis auf sieben deutsche Meilen, da sah er sich aber plötzlich von einem römischen Heere von vorn und von einem andern im Rücken bedrängt. Er zog durch Kampanien nach Tarent zurück und legte sein Heer in den von ihm abhängigen Städten in die Winterquartiere.

Pyrrhus hatte bei seinem unruhigen und ungeduldigen Wesen keine Lust zu einem langwierigen und schwierigen Kriege. Er sandte daher den Cineas mit Friedensanträgen nach Rom. Cineas bot die unentgeldliche Freilassung der vielen gefangenen Römer und verlangte dagegen die Unabhängigkeit der mit Pyrrhus verbündeten Staaten. Cineas wußte durch seine Beredtsamkeit und Gewandtheit die römischen Vornehmen so zu gewinnen, daß der Senat zu schwanken anfing und sich zum Frieden hinneigte. Auf die Nachricht hiervon ließ sich der alte Appius Claudius, welcher wegen seiner Blindheit und Lähmung den Senat schon längst nicht mehr besucht hatte, in den Senat tragen. Appius, ein lebendiges Abbild des altrömischen Patriciergeistes, seiner Härte, Strenge, Festigkeit

und Einfalt, wußte den Senat zu der Erklärung zu bewegen: es sei nicht eher an Friedensunterhandlungen zu denken, als bis Pyrrhus Italien verlassen habe. Von Bewunderung gegen den Senat erfüllt, soll Cineas, welcher bisher nur das elende Treiben griechischer Staatsmänner kennen gelernt hatte, gegen seinen König geäußert haben: der römische Senat sei ihm wie eine Versammlung von Königen erschienen.

Zu einer Unterhandlung wegen Auswechselung der Gefangenen schickten die Römer bald darauf eine Gesandtschaft an Pyrrhus, bei welcher sich auch C. Fabricius Luscinus befand. Diesen hatte Cineas dem Könige als einen Mann geschildert, welcher bei der größten Armuth wegen seiner Rechtschaffenheit zu Rom in der höchsten Achtung stände. Pyrrhus nahm ihn freundschaftlich auf und bat ihn, ein reiches Geschenk als ein Zeichen seiner Hochachtung und Gastfreundschaft anzunehmen. Allein Fabricius wies es mit edlem Stolze zurück. Des Königs unwürdig ist die Erzählung, daß er, um Fabricius zu überraschen, unerwartet hinter einen Vorhang hervor einen Elephanten habe treten lassen. Die Auswechselung der Gefangenen lehnte der König ab; doch erlaubte er ihnen zu den bevorstehenden Saturnalien nach Rom zu gehen. Sie gingen und stellten sich zur bestimmten Zeit wieder ein, ja der Senat setzte Todesstrafe darauf, wenn einer zurückbliebe. Bald nach jenen Verhandlungen erlitten die Römer unter den Consuln Publius Sulpicius und Publius Decius Mus, dem Sohne und Enkel der beiden durch ihre Todesweihe berühmten Männer, bei der apulischen Stadt Asculum eine Niederlage 279 v. Chr. Pyrrhus verlor auch 15,000 Mann und darunter seine besten Officiere. Da Pyrrhus weder von seinen Bundesgenossen kräftig unterstützt wurde, noch auch aus Griechenland neue Truppen erhalten konnte, so suchte er nicht nur einer dritten Schlacht auszuweichen, sondern folgte auch 278 v. Chr. der Einladung der Syrakusaner, nach Sicilien überzusetzen und ihnen gegen die Karthager Hülfe zu leisten. Pyrrhus soll damals alle römischen Gefangenen ohne Lösegeld entlassen haben. Nach einer Anekdote soll er zu dieser Großmuth durch folgenden Vorfall bewogen worden sein. Der Leibarzt des Königs machte dem Fabricius, welcher damals Consul war, schriftlich das Anerbieten, gegen eine Summe Geldes seinen Herrn zu vergiften. Fabricius sandte aber den Brief sogleich an Pyrrhus, welcher zum Danke dafür die gefangenen Römer frei gab.

Pyrrhus ließ in Tarent nur eine Besatzung der Burg unter Milo zurück; die Römer aber unterwarfen die Etrusker wieder, welche sich empört hatten, trieben die Samniten, Lukaner und Bruttier in die Enge und bemächtigten sich mehrerer griechischen Städte. Nachdem Pyrrhus in Sicilien nach einigen glücklichen Unternehmungen in eine mißliche Lage gerathen war, kehrte er nach drei Jahren 275 v. Chr. nach Tarent zurück. Sein Heer bestand zwar noch aus 23,000 Mann, es waren dieses aber größtentheils neu geworbene Soldaten. Bei Benevent wurde Pyrrhus von dem Consul Manius Curius Dentatus geschlagen und kehrte nach Griechenland zurück, wo er einige Jahre nachher bei einem neuen Abenteuer seinen Tod fand. Die von ihm in Tarent zurückgelassene Besatzung

mußte nach seinem Tode kapituliren; sie erhielt freien Abzug und gab die Tarentiner den Römern preis. Tarent verlor seine Flotte und einen Theil seiner Kunstwerke, und mußte eine römische Besatzung aufnehmen, 272 v. Chr. Die Lukaner, Bruttier, Samniten und andere empörten Völker wurden bald nach Pyrrhus Abzuge unterjocht. Auch die noch nicht unterworfenen griechischen Städte in Unteritalien mußten den Römern die Thore öffnen. Die meisten derselben behielten zwar ihre bisherigen Gesetze und Einrichtungen, alle aber mußten Tribut zahlen und ihre Mannschaft zu den Kriegen der Römer stellen. Durch die Besiegung der griechischen Städte wurde gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts vor Christo die Unterwerfung von Mittel- und Unteritalien vollendet. Für die Römer, welche seitdem von der südlichen Grenze der Lombardei bis zur Meerenge von Messina geboten, war dieses der Anfang ihrer Weltherrschaft; für Italien aber beginnt mit der römischen Oberherrschaft der Untergang der früheren Blüthe. Der römische Staat stieg durch Benutzung der Kräfte Italiens empor, während die italischen Länder ihres selbständigen Lebens beraubt, durch die unaufhörlichen Eroberungskriege Rom's erschöpft und verödet wurden. Aber auch die Römer begannen seit der Unterwerfung von Italien von ihren ländlichen und kriegerischen Sitten zu griechischer Ueppigkeit überzugehen. Sie kamen von jetzt an mit den entarteten und an Sinnenlust gewöhnten Griechen in beständige Berührung, und diese verbreiteten ihre ausschweifenden Genüsse unter den Römern. Selbst die vornehmeren Griechen drängten sich an die herrschenden Familien Rom's und übten auf diese eine höchst schädliche Einwirkung. Auch machten die Römer in den griechischen Handelsstädten eine reiche Beute und erhielten in den griechischen Kriegsgefangenen Sklaven, die in dem entarteten Osten die Kunst gelernt hatten, sich als Diener der Lüste gefällig zu machen. Auf der anderen Seite kamen aber auch durch die Unterjochung der Lukaner und Bruttier viele sehr rohe Sklaven nach Rom, die mit Härte behandelt werden mußten, und durch deren Behandlung die Römer sich an Grausamkeit gewöhnten.

Die politische Gleichstellung der Plebejer mit den Patriciern.

Während durch siegreiche Kriege das Gebiet des römischen Staates bedeutend erweitert wurde, gingen auch im römischen Staate selbst wichtige Veränderungen vor, durch welche die Plebejer immer mehr Geltung erlangten und endlich den Patriciern völlig gleichgestellt wurden. Durch zwei Gesetze des Dictators Publilius Philo wurde bei den Centuriat- und Tributcomitien die Bestätigung der Curiatcomitien aufgehoben 339 v. Chr. Das erste verordnete, daß Plebiscite verbindliche Kraft haben sollten, d. h. wenn der Senat den Tribunen durch die Consuln hätte auftragen lassen, einen Gegenstand der Gemeinde der Tribus vorzutragen oder wenn umgekehrt ein in den Tributcomitien gefaßter Beschluß als Antrag an den Senat gebracht worden wäre, ein solcher auf Antrag des Senates gefaßter Beschluß der Tribus oder ein solches von dem Senate genehmigtes Plebiscit einer weiteren Bestätigung der Curien nicht mehr bedürfen und als Gesetz gelten solle. Das zweite Gesetz verordnete, daß die Curien die Beschlüsse der Centuriatcomitien

schon vor der Abstimmung der Centurien bestätigen sollten. Da die Patricier an den Comitien der Tribus wie der Centurien Theil nahmen und ihre Anzahl und ihr Einfluß im Senate viel bedeutender war, als die Macht der Plebejer, und da in keiner jener beiden Volksversammlungen ein gültiger Beschluß ohne Bestätigung oder ohne Antrag des Senats gefaßt werden konnte, so waren beide Gesetze sehr billig und erleichternd für den Geschäftsgang. Ein drittes Gesetz des Publilius verordnete, daß einer von den Censoren stets aus den Plebejern erwählt werden solle. Publilius machte auch 337 v. Chr. den Plebejern die Prätur zugänglich und war selbst der erste Plebejer, welcher die Prätur begleitete.

Mit Ausnahme der Decemvirn zur Bewahrung der sibyllinischen Bücher waren die Plebejer bis jetzt von allen priesterlichen Stellen sowie von der Kenntniß des geistlichen Rechts ausgeschlossen gewesen. Eine solche Zurücksetzung der Plebejer war nach den von diesen bereits erlangten Umänderungen der Verfassung nicht mehr zu behaupten. Daher schlugen die Volkstribunen Quintus und Cnaeus Ogulnius 300 v. Chr. ein Gesetz vor, daß das aus vier patricischen Mitgliedern bestehende Kollegium der Pontifices durch vier Plebejer auf acht, und daß das Kollegium der vier Augurn durch fünf Plebejer auf neun Mitglieder vermehrt werden solle. So hartnäckig die Patricier sich auch diesem Vorschlage widersetzten, so sahen sie sich doch genöthigt nachzugeben, und der Vorschlag ging durch.

Das hortensische Gesetz 287 v. Chr. verordnete, daß die Beschlüsse der Tributcomitien auch ohne die Beistimmung des Senates allgemein verbindliche Kraft haben sollten.

Um dieselbe Zeit scheint auch das mänische Gesetz angenommen worden zu sein, durch welches bestimmt wurde, daß die Curien den Wahlen der Magistrate schon vor geschehener Wahl ihre Bestätigung geben sollten. Es könnte eine unnöthige Weitläufigkeit scheinen, daß man die Sitte beibehielt, die in den Centuriat- und Tributcomitien bereits erwählten Magistrate noch ferner in den Curiatcomitien bestätigen zu lassen, nachdem bereits sogar durch ein bestimmtes Gesetz festgesetzt war, daß die Curiatcomitien diese Bestätigung nicht verweigern durften. Der Aufschluß ist in dem juristischen Sinne zu suchen, welcher das ganze römische Staatswesen durchdrang. Nach einem Grundsatze des alten strengen Privatrechts wurde eine durch Worte eingegangene Verpflichtung nur dann als bindend betrachtet, wenn derjenige, welcher die verbindende Formel vortrug, gerade derselbe war, welcher das Recht erwerben wollte, und auf der anderen Seite derjenige, welcher die Verpflichtung übernahm, die Worte desselben hörte und ihm unmittelbar die einwilligende Antwort gab. Da man nun gerade bei den Beamten die Ueberzeugung in dem Volke zu erwecken wünschte, daß es denselben zu dem unbedingtesten Gehorsam verpflichtet sei, so hatte Numa die Einrichtung eingeführt, daß der bereits in den Curiatcomitien erwählte König nochmals die Curiatcomitien berief und sich das Imperium von ihnen übertragen ließ. Diese Einrichtung ging nach der Vertreibung der Könige auf die Consuln und übrigen hohen Beamten über, und es blieb den Curiatcomitien das Bestä-

tigungsrecht auch dann, als die Magistrate in den Centuriat- und Tributcomitien erwählt wurden. Der Urheber des mänischen Gesetzes ließ den Curiatcomitien den feierlichen Akt der Bestätigung, nahm ihnen aber die Möglichkeit jedes störenden Einflusses dadurch, daß er ihnen das Recht die Bestätigung zu verweigern entzog. Während des zweiten punischen Krieges, als man nach der Schlacht bei Cannä einen Angriff auf Rom selbst befürchten mußte, scheint der Consul Fabius, um das Volk im Falle einer Belagerung nicht von den Posten abrufen zu müssen und um doch auch den Volksglauben in der Gefahr nicht durch Vernachlässigung der alten ehrwürdigen Formen zu beunruhigen, die Einrichtung empfohlen und eingeführt zu haben, daß die Curien die Anerkennung des Imperium dem einer jedem angehörigen Lictor übertrugen. Seit dieser Zeit wurden bei der Ertheilung des Imperium statt der Curien die dreißig Lictoren derselben berufen, um auf die Rogation des Magistrats das vorgeschriebene uti rogas im Namen der Curien auszusprechen.

Die Centuriatcomitien haben in dieser Zeit eine demokratischere Einrichtung erhalten. Wann dieses geschehen sei, läßt sich nach den mangelhaften Nachrichten der alten Geschichtschreiber nicht angeben. Die Veränderung bestand in einer Verbindung der Eintheilung des Volkes in Tribus mit der Eintheilung in fünf Klassen. Die Grundlage der neuen Anordnung bildete die Eintheilung in Tribus; in jeder Tribus wurden aber die Mitglieder wieder nach dem Vermögen in fünf Klassen und jede Klasse wieder in eine Centurie der Jüngeren und eine Centurie der Aelteren getheilt. Die Ritter scheinen die Jüngern der ersten Klasse gebildet zu haben, und die letzte Centurie des Servius Tullius (welche aus denjenigen bestand, deren Vermögen den Census der fünften Klasse nicht erreichte) in dieser neuen Eintheilung zu der fünften Klasse gerechnet worden zu sein. Da die Zahl der Tribus auf 35 gestiegen war, und da jede Tribus aus 10 und jede Klasse aus 70 Centurien bestand, so waren es im Ganzen 350 Centurien. Einige Gelehrte nehmen noch 18 Centurien für die Ritter an, andere auch noch 4 Centurien für die bereits in die servianische Centurieneintheilung aufgenommenen vier Centurien der Schmiede und Hornisten und eine Centurie der Proletarier, so daß also die Gesammtzahl der Centurien 368 oder 373 betragen haben würde. Die Reichen hatten nun weiter keinen Vorzug vor den Aermern, als daß die erste Klasse zuerst stimmte und die Centurie, welche den Anfang machte, aus der ersten Klasse erloost wurde. C. Gracchus wollte der ersten Klasse später auch diesen Vorzug nehmen, sein Gesetz kam aber nicht zur Ausführung. Diese Comitien durften nun auch an den Nundinen gehalten werden, und der Gegenstand derselben wurde drei Nundinen vorher dem Volke bekannt gemacht, während früher an den Nundinen, wo das Landvolk in die Stadt kam, nur Tributcomitien gehalten werden durften. Umgestaltung der Centuriatcomitien.

Nachdem durch das Gesetz des Volkstribun C. Canulejus (445 v. Chr.) das Heirathen zwischen Patriciern und Plebejern gestattet worden war, und nachdem die Plebejer Schritt vor Schritt nicht Die Nobilität, die Senatoren und die Ritter.

bloß den Zutritt zu den höchsten Stellen im Staate, sondern durch das ogulnische Gesetz auch die Theilnahme an den Priesterstellen und die Kenntniß des geistlichen Rechts erlangt hatten, verschwand der strenge Gegensatz zwischen Patriciern und Plebejern, und die Patricier bildeten nur bloß noch einen Stand im Staate. Ueberdieß verminderten sich die patricischen Geschlechter durch Aussterben und durch den Uebertritt zu den Plebejern. Aus denjenigen, deren Vorfahren eine der höheren Stellen im Staate, eine curulische Würde, bekleidet hatten, bildete sich aber nun ein Beamtenadel, die Nobilität. Die Nobiles hatten das Recht, von denjenigen ihrer Vorfahren, welche eine curulische Würde bekleidet hatten, Brustbilder oder Masken aus Wachs verfertigen zu lassen und diese, mit den Titeln der von den Vorfahren verwalteten Aemter versehen, in dem Atrium aufzustellen. Bei festlichen Gelegenheiten, z. B. bei Leichenbegängnissen der Familienglieder, wurden diese Ahnenbilder aus den hölzernen Schränken herausgenommen und im feierlichen Aufzuge mit einhergetragen. Die Wachsmasken aber nahmen Personen, welche den Verstorbenen an Größe und in der übrigen Figur ähnlich waren, vor das Gesicht und zogen in der jedem zukommenden Tracht nebst allen ihm zukommenden Insignien vor der Todtenbahre einher. Dieser neue Adel suchte ebenso hartnäckig wie früher die Patricier die obrigkeitlichen Stellen allein zu behaupten und das Aufkommen anderer Familien zu verhindern. Es wurde dieses Vorhaben auch dadurch unterstützt, daß seit dem ersten punischen Kriege die Kosten zu den Festspielen nicht mehr aus dem Aerarium, sondern von den Aedilen, deren Amt die erste Stufe zu den höheren Staatsstellen war, bestritten und dadurch die Armen von der Bewerbung um diese Stellen abgehalten wurden. Wie früher Patricier und Plebejer, so standen jetzt die reichen und durch die verwalteten curulischen Würden berühmten Familien dem armen und von den höheren Ehrenstellen ausgeschlossenen Volke gegenüber.

Besondere bürgerliche Stände bildeten die Senatoren und die Ritter. Die Senatoren wurden von den Censoren ernannt, und dabei persönliche Verdienste und Ansehen, ein gewisses Vermögen und Alter verlangt. Die Senatoren wurden aus den älteren, d. h. denjenigen Rittern ernannt, welche das fünfundvierzigste Jahr zurückgelegt hatten. Außerdem wurden diejenigen, welche höhere Staatsämter bekleidet hatten, von den nächstfolgenden Censoren zu Senatoren gemacht, nachdem ihnen die verwalteten Staatsämter, bereits während sie dieselben bekleideten, das Recht gegeben hatten, in dem Senate zu erscheinen und an den Verhandlungen Theil zu nehmen. Das senatorische Alter scheint dreißig Jahre gewesen zu sein. Bei der Vorlesung der Liste der Senatoren konnten die Censoren einen Senator nur wegen erlittener Infamie und unter Angabe der Gründe weglassen und ihn dadurch aus dem Senate stoßen.

Zu immer größerem Ansehen gelangte auch der bei seiner Einsetzung fast allein auf das Kriegswesen sich beziehende Ritterstand. Gewiß ist, daß der Einzelne, um die Kosten des Ritterdienstes tragen zu können, ein gewisses Vermögen besitzen mußte, und es läßt sich daher auch annehmen, daß auch von den Rittern wie von den Senatoren der Besitz eines bestimmten Vermögens verlangt wurde;

nur läßt sich die Summe dieses Census nicht genau bestimmen. In der letzten Zeit der Republik und unter Augustus war der Rittercensus 400,000 Sestertien oder eine Million Asse. Es trat die Bestimmung zum Kriegsdienste bei den Rittern immer mehr zurück, dagegen die Erforderniß den nöthigen Census zu besitzen, immer mehr hervor, so daß es Ritter gab, welche keine Kriegsdienste thaten, wohl aber das erforderliche Vermögen besaßen; ja es wurde sogar einzelnen Rittern als besondere Vergünstigung vom Staate gestattet, keine Kriegsdienste zu thun. Dennoch gehörte es für denjenigen, welcher das für einen Ritter nöthige Vermögen besaß, um Ritter zu sein, noch dazu, daß ihn der Censor unter die Ritter aufnahm und wenn er als Ritter im Heere dienen sollte, ihm ein Ritterpferd, d. h. eine Summe von 10,000 Assen zum Ankaufe eines Pferdes anwies. Außerdem wurden aber den Rittern für den Unterhalt des Pferdes 2000 Asse jährlich, also das Doppelte der Löhnung des Fußsoldaten angewiesen. Seit 401 v. Chr. wurden die 10,000 Asse auf die zehn Jahre der Dienstzeit so vertheilt, daß jeder Ritter jährlich 3000 Asse, die dreifache Löhnung des Fußsoldaten erhielt. Die Dienstzeit der Ritter dauerte 10 Jahre und begann mit dem siebzehnten Jahre. Den größten Einfluß erlangten die Ritter, nachdem das Gebiet des römischen Staates sich erweitert und über die Grenzen Italiens hinaus ausgedehnt hatte, dadurch; daß sie als die reichsten Leute im Staate zu Gesellschaften zusammentraten und die Einkünfte des Staates pachteten. Als Staatspächter bildeten sie eine Macht und einen bestimmten Stand im Staate, welcher immer größeren Einfluß erlangte, je mehr Länder die Römer ihren siegreichen Waffen unterwarfen.

Die übrige Bürgerschaft, die Aerarier, Klienten und Fremden.

Den genannten Ständen und namentlich der Nobilität standen alle übrigen Bürger gegenüber und zerfielen wieder in diejenigen, welche in den Tribus verzeichnet waren und in die Aerarier. Die in den Tribus verzeichneten Bürger waren die eigentlichen Vollbürger, welche das Recht besaßen, in den Volksversammlungen ihre Stimme abzugeben und zu den Staatsämtern erwählt zu werden; sie entrichteten eine nach der Größe ihres Vermögens, nach ihrem Census, bestimmte Steuer und dienten in den Legionen. Daher mußte jeder Einzelne und jede Gemeinde, welche das volle römische Bürgerrecht erhielt, in eine Tribus aufgenommen werden, und es wurden zu diesem Zwecke oft neue Tribus gebildet. Die Zahl derselben vermehrte sich dadurch auf 35.

Zu den Aerariern gehörten vorzüglich Krämer und Handwerker; sie waren nicht in den Tribus, bezahlten ihre Steuern nicht nach dem Census, sondern waren einer höheren und mehr willkürlicheren Besteuerung unterworfen; sie wurden nicht zu den Legionen ausgehoben, sondern thaten bloß dann Kriegsdienste, wenn in großer Gefahr aus dem städtischen Haufen ein Heer gebildet wurde. Die Aerarier bestanden besonders aus denjenigen Freigelassenen, welche ein städtisches Gewerbe trieben. Schon Numa hatte die Handwerker in neun Zünfte vereinigt, und von diesen hatte Servius Tullius den Musikanten, den Schmieden und Zimmerleuten in seiner Centurieneintheilung vier Centurien angewiesen. Die Mitglieder dieser vier

Centurien hatten natürlich das Stimmrecht, und sie gehören insofern nicht zu den Aerariern. In gleichem Verhältnisse wie die Aerarier standen auch die Gemeinden (Municipien), welchen die Römer das Bürgerrecht ohne Stimmrecht ertheilt hatten, sowie die Einzelnen, welchen die Römer ein gleiches untergeordnetes Bürgerrecht ertheilt und welche sich in Rom niedergelassen hatten. Bisweilen wurden auch Vollbürger zur Strafe von den Censoren aus ihrer Tribus gestrichen und unter die Aerarier versetzt. Auch sie wurden dann einer willkürlichen höheren Besteuerung unterworfen und des ehrenvollen Rechts, in der Legion zu dienen, beraubt, bis einer der folgenden Censoren sie wieder in die Tribus aufnahm. Das Verhältniß des städtischen Haufens, der Aerarier und Freigelassenen, änderte sich durch den Censor Appius Claudius (312 v. Chr.), welcher sie unter sämmtliche Tribus vertheilte. Da sie aber hierdurch ein zu großes und nachtheiliges Uebergewicht in den Volksversammlungen erhalten hatten, so drängte sie der Censor Q. Fabius (304 v. Chr.) in die vier städtischen Tribus zusammen, welche dadurch an Achtung verloren, und in welche von den Censoren versetzt zu werden, von nun an eine Strafe war.

Die Klientel lebte fort, nicht bloß in dem Verhältnisse der Freigelassenen zu ihren früheren Herren, sondern es traten auch einzelne Freie, ja ganze Gemeinden, Kolonien und Municipien in die Klientel mächtiger und angesehener Römer. Auch von einzelnen Fremden, welche sich in Rom aufhielten, wurde dieses Verhältniß eingegangen. Denn nur diejenigen Fremden, deren Staat mit den Römern öffentliches Gastrecht hatte, waren in Rom des Schutzes der römischen Gesetze versichert und durften wie ein Bürger thun und verkaufen, alle übrigen bedurften eines römischen Bürgers als Gastfreund oder Patron, welcher ihre Sache vor Gericht gleichsam als die seinige vertrat.

Die Macht und der Geschäftskreis des Senates.

Der Senat hatte durch die immer mehr erweiterte und von seinem Einflusse immer mehr befreite Macht der Volksversammlungen und das den Volkstribunen gegen seine Beschlüsse gestattete Veto etwas von seiner Macht verloren; aber doch blieb diese immer noch sehr bedeutend, und die Würde des römischen Staates beruhte vorzüglich auf dem Senate. Auch gewann der Senat in Beziehung auf die Magistrate das an seiner Macht wieder, was er in Rücksicht auf die Volksversammlungen verlor. Denn die Magistrate wurden immer mehr Beamte, welche die Befehle des Senates zu vollstrecken hatten. Aus diesem Grunde war auch der Senat immer weniger zur Ernennung eines unbeschränkten Dictators geneigt. Der Geschäftskreis des Senates erweiterte sich immer mehr mit der Vergrößerung des römischen Staates; er umfaßte erstens die Religion. Ohne die Einwilligung des Senates konnte keine neue Gottheit eingeführt werden, und er hatte für die Opfer und Feste zu sorgen, welche den Göttern zum Dank oder zur Abwendung ihres Zornes dargebracht wurden. Der Senat hatte ferner nicht bloß die Gewalt, die Gesetze auszulegen, sondern konnte auch von ihrer Verbindlichkeit lossprechen, in Gefahr und Noth den gewöhnlichen Geschäftsgang verlassen, außerordentliche Maßregeln ergreifen und den

Consuln unbeschränkte Macht ertheilen. Dem Senat kam ferner die Untersuchung über Staatsverbrechen zu, und zwar nicht bloß in Rom, sondern in ganz Italien, soweit es den Römern unterworfen war, und die Entscheidung bei Streitigkeiten der verbündeten oder unterworfenen Städte. Außerdem wurden auch in Rom die Gerichte über wichtigere Rechtshändel mit Senatoren besetzt, welchen der Prätor die Beurtheilung übertrug. In einzelnen wichtigen Fällen wurden von dem Senat außerordentliche Kommissionen zur Untersuchung ernannt, welche jedoch, wenn sie Capitalvergehen römischer Bürger betrafen, von der Volksversammlung genehmigt sein mußten. Ein fernerer Geschäftszweig des Senates war die oberste Aufsicht über die Einnahmen und Ausgaben des Staates. Der Senat bewilligte den Censoren die nöthigen Summen für ihre Unternehmungen und wies die Quästoren zur Zahlung an; er verordnete die Lieferungen für die Heere und konnte die zu einem Triumphe nöthigen Kosten verweigern. Die Einkünfte des Staates bestanden aber in dem Tributum, eine auf das Tausend des im Census abgeschätzten Vermögens nach den Umständen höher oder niedriger von dem Senate auferlegte Abgabe; in den höheren Steuern der Hagestolzen, Wittwen, Waisen und Aerarier; in dem Zehnten von den Staatsländereien, den Abgaben von den Bergwerken und den Zöllen; in dem zwanzigsten Theil von dem Werthe der freigelassenen Sklaven, und in dem Erlöse von der Kriegsbeute. Der Senat hatte die oberste Leitung des Kriegsplanes, und er beschloß, wie viel Truppen ausgehoben, in welche Länder und unter wessen Leitung sie gesendet werden sollten; er bewilligte den siegreichen Feldherren die Triumphe und die Dankopfer für die Siege. Der Senat hatte endlich alle diplomatischen Unterhandlungen zu führen; er empfing die fremden Gesandten; sorgte für ihre Bewirthung und verhandelte mit ihnen; aus seiner Mitte wurden die römischen Gesandten zur Verhandlung mit fremden Völkern genommen.

Von den verschiedenen Magistraten erweiterten die Volkstribunen am meisten ihre Macht. Sie waren eigentlich keine Magistrate, da sie mehr durch ihren Einspruch das Unrecht verhüten, als einen eigenen Geschäftskreis verwalten sollten; doch wurden sie, nachdem sie ihre Macht bedeutend vergrößert hatten, ebenfalls Magistrate genannt. Ihr Einspruch war nun, wo der Gegensatz zwischen Patriciern und Plebejern verschwunden war, nicht mehr gegen die Patricier gerichtet, sondern gegen jede obrigkeitliche Handlung, welche sie für nachtheilig für den Staat hielten. Der Volkstribun, welcher Einspruch that, brauchte keine Gründe anzugeben und konnte jedermann, welcher sich ihm widersetzte, selbst die Consuln und übrigen hohen Magistrate, durch seinen Diener ergreifen und in das Gefängniß führen lassen, oder wegen Verletzung der heiligen Gewalt der Tribunen bei dem Volke verklagen; ja bisweilen drohten die Tribunen den Consuln, sie vom tarpejischen Felsen stürzen zu lassen. Gegen die Gewalt der Tribunen gab es kein anderes Mittel, als wenn man einen oder mehrere Tribunen zu gewinnen suchte, gegen den Beschluß des Kollegiums der Tribunen oder gegen den von ihnen gemachten Antrag Einspruch zu thun. Nach Ablauf des Amtsjahres

Die Volkstribunen.

konnte aber ein Volkstribun vor dem Volke angeklagt werden, wenn er aus eigennützigen Absichten gehandelt hatte. Auch fügte sich der Senat nicht immer ohne Weiteres dem Einspruche der Tribunen, sondern forderte bisweilen die Consuln auf, eine Berathung des Senates darüber zu eröffnen, und der Senat entschied dann, welche Rücksicht man auf diesen Einspruch nehmen, und welche Maßregeln man ergreifen wolle.

Rechtskunde u. literarische Thätigkeit. Die ältesten Gesetze der Römer waren mit dem geistlichen Rechte verbunden und in den Schriften der Pontifices aufgezeichnet. Viele Einrichtungen beruhten aber nur auf dem Herkommen. Neue Gesetze wurden auf den Antrag des Königs, später der Consuln und des Senats in den Curiatcomitien beschlossen, auf eichenen Tafeln aufgestellt und in die Schriften der Pontifices aufgenommen. Eine von dem Pontifex Papirius im Anfange der Republik veranstaltete Sammlung dieser ältesten Gesetze wurde noch zur Zeit des Julius Caesar von Granius Flaccus commentirt. Der nach der Vertreibung der Könige in den Plebejern erwachte Wunsch, das ganze Recht als bestimmte Gesetze öffentlich ausgesprochen zu sehen, wurde durch die Gesetze der zwölf Tafeln erfüllt. Diese blieben die Grundlage des bürgerlichen Rechts und wurden noch im siebenten Jahrhundert d. St. von den Knaben in den Schulen auswendig gelernt. Durch diese Gesetzgebung waren aber nur die Gesetze selbst bekannt geworden, die verschiedenen Formeln und Rechtshandlungen, auf welchen das Verfahren vor Gericht beruhte, und die Kenntniß der Tage, an welchen Recht gesprochen werden durfte oder nicht, blieben noch mit dem geistlichen Rechte verbunden und waren den Patriciern allein bekannt. Daher stellte der Schreiber Cn. Flavius, der Freigelassene des Appius Claudius, die verschiedenen Klagformulare zusammen und machte sie 304 v. Chr. bekannt. Ebenso ermittelte er durch Aufzeichnen und Berechnen das Verzeichniß der Tage, an welchen Recht gesprochen werden durfte, und hing dieses auf dem Forum auf. In der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts setzte Tib. Coruncanius, der erste plebejische Pontifex Maximus, bestimmte Stunden fest, in welchen er öffentlich Rath über Rechtsfragen ertheilte, und gegen das Ende des dritten Jahrhunderts v. Chr. stellte Sextus Aelius den Text der 12 Tafeln mit einer Erklärung derselben und den Klagformeln zusammen. So wurde die Rechtskunde immer mehr von dem Pontificalrechte getrennt und eine selbständige Disciplin. Durch die Berührung der Römer mit anderen Völkern erwachte in ihnen das Bestreben, das auf bestimmten Gesetzen und Gewohnheiten beruhende Recht der einzelnen Völker von dem allgemeinen, den verschiedenen Völkern gemeinsamen und aus dem Wesen der menschlichen Natur abgeleiteten Rechtswahrheiten (jus naturale, jus gentium) zu unterscheiden. Dieses trug wesentlich zur Ausbildung des römischen Rechtes bei, dessen Vollkommenheit zum Theil auf der Freiheit beruht, mit welcher man das allgemein menschliche und das eigene bürgerliche Recht zu verbinden suchte. Für die Erweiterung und Fortbildung des römischen Rechts wirkten nach der Einsetzung der Prätoren vorzugsweise die Edicte derselben. In diesen erklärten die Prätoren, wie sie unter einzelnen bestimmten Ver-

hältnissen entscheiden würden, stellten nach der Eigenthümlichkeit der bürgerlichen Geschäfte und Verhältnisse abgemessene Klagformeln auf und halfen überhaupt den Rechtsbedürfnissen durch eine freiere und erweiterte Anwendung des alten strengen Rechtes ab. Diese Bestimmungen bildeten die Prätoren theils nach ihrem eigenen natürlichen Rechtsgefühl und nach den Umständen, theils durch die Vergleichung und die für einzelne Fälle gestattete Anwendung des natürlichen Rechtes. Das Edict des Prätors war eigentlich nur für dessen Amtsjahr verbindlich; allein da der Nachfolger das durch die Erfahrung Bewährte regelmäßig wieder in sein Edict aufnahm und nur hier und da neue Zusätze und Verbesserungen machte, so wurde ein großer Theil des Edictes stehend.

Von anderer literarischer Thätigkeit der Römer in dieser Zeit finden sich nur geringe Spuren. Appius Claudius Caecus, dessen Rede gegen Pyrrhus noch in Cicero's Zeit vorhanden war, wird als juristischer Schriftsteller und als Verfasser eines Lehrgedichts oder einer Spruchsammlung genannt. Vereinzelt ist die Nachricht von mimischen Darstellungen etruskischer Schauspieler, welche ohne poetischen Vortrag und nur in Begleitung der Flöte als religiöse Feier zur Abwendung einer Pest 364 v. Chr. aufgeführt wurden.

Das Kriegswesen.

Eine ganz besondere Sorgfalt wandten die Römer auf die Ausbildung des Kriegswesens; sie verstanden es, die nationalen Einrichtungen möglichst lange festzuhalten und doch denselben jede bessere fremde Einrichtung innig zu verschmelzen und ihr Kriegswesen stets den Umständen und Verhältnissen anzupassen. Sechs Jahrhunderte hindurch bildeten ackerbauende Bürger die Stärke der Heere, und Pflug und Schwert losten einander ab. Die siegreichen Heere der Römer unterwarfen Italien und erlangten hohen Ruhm der Tapferkeit und Kriegsübung, ohne daß der Bürger in dem Soldaten aufging. Der Kriegsdienst in den Legionen war eine Ehre und eine Pflicht der in den fünf Klassen enthaltenen Bürger. Jeder Bürger, welcher zu Fuß diente, mußte zwanzig, die Ritter zehn Feldzüge mit machen. Vom siebzehnten bis zum sechsundvierzigsten Jahre waren die Bürger zum Dienste im Felde, vom sechsundvierzigsten Jahre an zur Vertheidigung der Stadt und zur Theilnahme an den städtischen Legionen verpflichtet. Die Bürger, welche nicht in den fünf Klassen enthalten waren, die Proletarier, die Handwerker und die Freigelassenen waren vom Kriegsdienst frei. In gefahrvollen Zeiten wurden jedoch auch diese Bürger in das Heer aufgenommen, ja sogar Sklaven ihren Herren abgekauft und zu Soldaten gemacht. Die Anzahl der ausgehobenen Legionen und der in denselben enthaltenen Mannschaft war nach den Umständen verschieden. Gewöhnlich wurden vier Legionen, bei größerer Gefahr aber zehn ausgehoben; die Stärke der Legion betrug 4000 Mann, bisweilen auch 5000 und seit Marius gewöhnlich 6000 Mann. Zu einer Legion gehörten 200 oder 300 Reiter. Schon unter den Königen wurde die Aufstellung in eine zusammenhängende Schlachtlinie aufgegeben und das römische Heer in kleineren Abtheilungen, nach Manipeln, aufgestellt. Zur Zeit des Krieges mit den Latinern (340 v. Chr.) bildete

das römische Heer drei Schlachtlinien. Die Hastati waren die jüngsten Soldaten und aus ihnen bestand die erste Schlachtreihe; die zweite nahmen die Principes ein, welche bereits im kräftigen Mannesalter standen; die dritte Schlachtlinie bildeten die Triarier, lauter alte und gediente Krieger. Außer diesen Abtheilungen hatte jede Legion noch mehrere Arten von Leichtbewaffneten, welche die ärmsten und die jüngsten Bürger waren. Seit dem 493 v. Chr. mit den Latinern geschlossenen Bündniß stellten die Latiner bis zu ihrer Unterwerfung zu den gemeinschaftlichen Kriegen ein dem römischen ganz gleiches Heer. Nach der Unterwerfung von Italien wurde jedes Jahr von dem Senate bei der Berathung über den Kriegsplan die Anzahl der von den italischen Bundesgenossen zu stellenden Truppen bestimmt. Das Fußvolk der Bundesgenossen war gewöhnlich an Zahl dem römischen gleich, die Reiterei noch einmal so stark. Die Soldaten der römischen Kolonien und der Städte, welche das römische Bürgerrecht erhalten hatten, wurden den Legionen einverleibt, die der Latiner und der übrigen italischen Völker bildeten als Bundesgenossen eine eigene Abtheilung des römischen Heeres.

Verhältnisse der italischen Völkerschaften.

Die Veränderungen in der römischen Verfassung wirkten auch auf die Einrichtung der Kolonien. Die Zahl der Kolonisten war nicht mehr wie in der ältesten Zeit 300, sondern bald 1500, bald 3000, bald auch eine andere Zahl. Man betrachtete die Gründung einer Kolonie und die Aufnahme unter die Kolonisten als Belohnung für geleistete Kriegsdienste, und es wurde daher Sitte dem Centurio ein größeres Ackerloos als dem gemeinen Fußsoldaten anzuweisen. Nachdem die Latiner völlig besiegt und die einzelnen latinischen Städte unter verschiedenen Bedingungen dem römischen Staate einverleibt worden waren, entstand im Gegensatz zu den alten römischen Bürgerkolonien eine neue Art von Kolonien, nämlich latinische Kolonien des römischen Volkes, so daß es nun in dem römischen Staate römische und latinische Kolonien gab. Die Kolonisten der latinischen hatten nicht, wie die römischen, das volle römische Bürgerrecht, sondern nur die unterste Stufe desselben, das Commercium oder das Recht, römisches Eigenthum zu erwerben und gültig zu veräußern. Die Kolonisten der latinischen Kolonien wurden aus den unterworfenen und mit eben jenem geringen Bürgerrecht in den römischen Staat aufgenommenen latinischen Städten gezogen. Dennoch ließen sich bisweilen auch Römer in eine latinische Kolonie aufnehmen, freilich mit Entsagung auf ihr volles Bürgerrecht, und umgekehrt wurde bisweilen auch Latinern gestattet, sich in eine römische Kolonie einschreiben zu lassen und dadurch nach vollendeter Gründung der Kolonie römische Bürger zu werden. Latinische Kolonien wurden immer häufiger gegründet und bisweilen die Rechte der latinischen Kolonien auch gewissen Städten ohne Anlegung einer Kolonie übertragen. Gegen das Ende des fünften Jahrhunderts der Stadt begriff der latinische Name (nomen Latinum) erstlich diejenigen latinischen Städte, welche noch als latinische von dem alten Bunde übrig waren, zweitens die zahlreichen latinischen Kolonien und drittens die Städte, auf welche der latinische Name und die damit verbundenen Rechte übertragen worden waren. Diese

Rechte erfuhren manche Erweiterung, und diese Latiner erhielten außer dem Commercium später auch das Connubium.

Die Verhältnisse der italischen Völkerschaften zu den Römern waren nach der Unterwerfung Italiens sehr verschieden, sie lassen sich jedoch auf folgende drei Klassen zurückführen. Die italischen Völker waren nämlich theils dem Namen nach selbständig und Bundesgenossen der Römer, theils mit dem römischen Staate durch Annahme des römischen Bürgerrechts vereinigt, theils förmliche Unterthanen der Römer. Auch die Bundesgenossen waren größtentheils solche Völker, welche sich vor den römischen Waffen hatten beugen müssen, wegen zeitiger Ergebung aber ihre eigenen Gesetze und eine gewisse Selbständigkeit zurückerhalten hatten. Unter den verbündeten Völkerschaften waren auch einige latinische, denen die Römer ihre Selbständigkeit gelassen hatten. Diese Völker waren nicht unabhängig, und nur wenige genossen bis in die späteren Zeiten der Republik eine gewisse Gleichheit des Bündnisses. Zwar behielten sie im Allgemeinen ihre einheimischen Rechte, doch mußten sie sich, wo es nöthig war, den Verordnungen des römischen Staates unterwerfen; viele römische Gesetze des Civilrechts wurden von ihnen angenommen, und das römische Privatrecht in Italien immer weiter verbreitet. Die Bundesgenossen waren zur Stellung von Hülfstruppen und Leistungen an Geld, Getraide, Schiffen und anderen Dingen verpflichtet; sie geriethen allmälig in immer größere Abhängigkeit.

Die Völker der zweiten Klasse theilten sich wieder in diejenigen, welche das römische Bürgerrecht mit Stimmrecht und in die, welche es ohne Stimmrecht erhalten hatten. Zu den letzteren gehörten seit der Vernichtung des latinischen Bundes der größte Theil der Latiner, die Herniker, Privernaten, Kampaner, ein Theil der Samniten, die Fundaner und Formianer, die Acerraner, Arpinaten und Trebulaner und die Sabiner. Diese Völker behielten ihre eigenen Namen und ihre städtische Verfassung und waren in dieser Beziehung gewissermaßen bloß Bundesgenossen; sie mußten aber das römische Recht annehmen und in den römischen Legionen dienen und waren dadurch wieder Römer, jedoch ohne das Recht, in den Volksversammlungen ihre Stimme abzugeben und Ehrenstellen zu erlangen. Später erhielten sie auch diese Rechte und wurden den Tribus einverleibt.

Auch die Verhältnisse der unterthänigen Völker waren nicht gleich, sondern einige, wie später die Bruttier, waren als abgefallene Bundesgenossen der Freiheit und der Ehre des Kriegsdienstes beraubt und mußten den durchreisenden Magistraten wie Knechte der Republik Dienste thun; andere waren zwar persönlich frei, aber vielfach beschränkt. Grundsteuer von den als Eigenthum gelassenen Aeckern und Häusern zu entrichten war mit dem Rechte des italischen Bodens unvereinbar und das Kennzeichen des nur in zeitweiligen und widerruflichen Besitz gegebenen Staatsackers, und deshalb entrichteten auch die unterthänigen Völker keine Grundsteuer, sondern einen nach dem Vermögen aufgelegten Tribut. Ueberdieß mußten sie sich die auf ihrem Gebiete angelegten Zölle gefallen lassen.

2. Von dem Beginn der punischen Kriege bis zum Untergang der Republik. 264 bis 30 v. Chr.

Syrakus von der Gründung bis zu Timoleons Tod. 735 bis 337 v. Chr.

Die Veranlassung zu dem ersten punischen Kriege wurde in Sicilien gegeben, und wir müssen deshalb vorerst einen Blick auf die Geschichte dieser Insel werfen. Die ersten bekannten Bewohner von Sicilien waren die Siculer und Sicaner (S. 470); Sicilien erhielt aber erst eine größere Bedeutung, als die Griechen an der Ost- und Südküste zahlreiche Kolonien gründeten (S. 202). Unter diesen ragte das 735 gegründete Syrakus hervor. Auf Sicilien hatten auch die Phönicier Kolonien angelegt, und diese gingen später an die Karthager über, welche nach dem Besitze der ganzen Insel strebten. Die beständigen Streitigkeiten der griechischen Städte auf Sicilien gaben sowohl den Griechen des Mutterlandes als auch den Karthagern oft Gelegenheit sich in die Angelegenheiten Siciliens zu mischen. Eine Unternehmung der Karthager gegen Sicilien 480 v. Chr. scheiterte durch den Sieg, welchen Gelo, der Herrscher von Syrakus, bei Himera gewann (S. 203). Während des peloponnesischen Krieges mischten sich die Athener zweimal in die Streitigkeiten ihrer Landsleute auf Sicilien, 427 und 415 v. Chr. (S. 348 und 353 bis 357). Als Egesta nach dem unglücklichen Ausgang der zweiten athenischen Unternehmung die Rache der Syrakusaner fürchtete, wandte es sich um Hülfe an die Karthager. Diese sandten 100,000 Mann unter Hannibal, Gisko's Sohn, nach Sicilien, und Hannibal eroberte und zerstörte Selinus und Himera und kehrte dann wieder nach Afrika zurück. Im Jahr 407 v. Chr. sandten die Karthager unter Hannibal und Himilko ein neues Heer nach Sicilien, und dieses griff zunächst das reiche und prächtige Agrigent an. Die Stadt fiel durch die Treulosigkeit ihrer Söldner in die Gewalt der Karthager, ward geplündert und verwüstet und die Einwohner, welche sich nicht geflüchtet hatten, ermordet. Das Unglück Agrigents verbreitete einen solchen Schrecken über die ganze Insel, daß es in Syrakus dem Dionysius, einem Syrakusaner von niederer Herkunft, gelang, sich durch Verleumdung der den Agrigentinern zu Hülfe geschickten Führer des Heeres zum Feldherrn und dann zum Herrscher von Syrakus emporzuschwingen 406 v. Chr.

Dionysius, welcher damals 25 Jahre alt war, befestigte seine Herrschaft dadurch, daß er sich durch Heirath mit einer mächtigen Familie verband und sich fortwährend das Ansehen eines Volksfreundes gab. Er führte die Regierung mit Klugheit und Festigkeit und bewies sich im Kriege als ein tüchtiger Feldherr. Mit den Karthagern schloß er 405 v. Chr. Frieden; er ließ ihnen Agrigent, Selinus, Gela und Kamarina und wurde dagegen von ihnen als Herrscher von Syrakus anerkannt. Dionysius erbaute sich eine feste Burg auf der Insel Ortygia, befestigte Syrakus und den Hafen und bevölkerte die verödete Stadt durch Aufnahme von Fremden. Er brachte seine Flotte bis auf 310 Schiffe und erhielt Söldner in Menge aus Griechenland. Er unterwarf sich die benachbarten Städte und führte vier Kriege mit den Karthagern, vermochte aber nicht sie aus Sicilien zu vertreiben. Auch mit den griechischen Staaten von Unteritalien führte er Kriege

und breitete seine Herrschaft und seinen Einfluß nicht nur über einen Theil von Unteritalien, sondern bis an die illyrische Küste aus. Er besetzte einige Inseln an der illyrischen Küste und ließ die illyrischen Seeräuber überwachen. Er herrschte in den Meeren von Italien und reinigte sie von den etruskischen Seeräubern. Syrakus gelangte zu Wohlstand und Reichthum und blühte in den letzten Jahren von Dionysius Regierung ebenso, wie einst unter der glänzenden Herrschaft Gelo's. Dionysius war ein kluger, kräftiger und rastlos thätiger, aber zugleich auch ein rücksichtslos eigennütziger und grausamer Herrscher. Er unterdrückte mit Strenge und Grausamkeit jeden Versuch zur Auflehnung gegen seine Herrschaft und war trotz blutiger Empörungen 38 Jahre lang die härteste Geißel der verdorbenen Syrakusaner. Er verband mit der größten Schlauheit und Hinterlist ein grenzenloses Mißtrauen und die furchtbarste Grausamkeit. Allein wie alle vor ihm zitterten, so zitterte er vor allen. Er wagte sich nicht einmal in das Zimmer seiner Gemahlin, ohne es vorher durchsuchen zu lassen. Nur von seinen Töchtern ließ er sich den Bart scheeren, und als sie herangewachsen waren, sengte er ihn sich selbst mit glühenden Kohlen ab. Seinen Sohn ließ er ohne Erziehung unter Weibern aufwachsen, damit dieser ihm nicht gefährlich werden könne. Einen Schmeichler, der ihn den glücklichsten aller Sterblichen nannte, machte er seinen Seelenzustand dadurch deutlich, daß er ihn an einem prachtvollen Tische voll kostbarer Speisen Platz nehmen und königlich bedienen, zugleich aber auch über dem Haupte desselben ein Schwert an einem Pferdehaar aufhängen ließ.

Wie andere Tyrannen suchte Dionysius durch Dichter und Weise seinem Hofe Glanz zu verleihen. Er selbst glaubte ein Dichter zu sein und wurde in seinem Glauben von zahlreichen Schmeichlern bestärkt. An Wahnsinn grenzte sein Zorn, als er bei den olympischen Spielen statt des erstrebten Beifalls von seinen Gedichten, obgleich sie von den besten Schauspielern vorgetragen wurden, die schimpflichste Verhöhnung erntete. Seine Schmeichler beschwichtigten ihn damit, daß sie sagten, alles Schöne werde beneidet und erst später bewundert. Dionysius fuhr fort Tragödien zu schreiben, aber diese blieben schlecht, obgleich er sich des Aeschylus Schreibtafel verschafft hatte. Doch wurde endlich einem seiner Trauerspiele von den ihm seit einiger Zeit befreundeten Athenern der Preis zuerkannt. Geschenke und die Verbindungen seines Schwagers Dion mit Athenern mögen dazu mitgewirkt haben. Bei dem darauf angestellten Freudenfeste übernahm sich Dionysius so sehr, daß er erkrankte und an Schlaflosigkeit litt. Sein Sohn ließ ihm durch die Aerzte einen Trank geben, durch den er in einen schlummerähnlichen Zustand verfiel und bald darauf starb 367 v. Chr.

Sein Sohn Dionysius II. besaß gute Anlagen, war aber ohne Erziehung, im Inneren des Palastes unter Weibern und Sklaven aufgewachsen. Sein Oheim Dion, ein philosophisch gebildeter Mann, suchte den Fehler des älteren Dionysius wieder gut zu machen, gerieth aber auf den entgegengesetzten Abweg; er wollte einen an Kindereien und gemeine Genüsse gewöhnten jungen Mann auf ein-

mal zum Philosophen machen. Dion erregte in Dionysius II. den Wunsch Plato zu hören und nach Syrakus zu berufen. (S. 424). Aber bald mochte Dionysius die Vormundschaft nicht länger ertragen, in welcher ihn Dion zu halten suchte, Dion wurde verbannt und Plato entlassen. Dionysius überließ sich nun auf's neue der Schwelgerei und der Rachsucht gegen Dion. Dieser rüstete endlich eine kleine Macht aus, um seinen Neffen zu stürzen, und kehrte nach Sicilien zurück. In dem nun beginnenden Kampfe übergab Dionysius endlich die Vertheidigung der Burg seinem Sohne Apollokrates und floh mit seinen Schätzen nach Italien (356 v. Chr.). Dion nöthigte die Besatzung der Burg zum Abzug und wurde mit Herakleides an die Spitze des Staates gestellt. Dion ließ den Herakleides ermorden, erlitt aber 355 v. Chr. dasselbe Schicksal. Kallippus, ein Athener, wurde aus einem Vertrauten Dion's dessen Mörder und bemächtigte sich der Herrschaft. Er konnte sich aber nur dreizehn Monate behaupten, 354 — 353, wurde bald wieder vertrieben und erschlagen. Nach seiner Vertreibung herrschte Verwirrung und Anarchie in Syrakus, welches in raschem Wechsel aus den Händen eines Tyrannen in die eines andern gerieth, bis endlich 346 v. Chr. Dionysius aus Italien zurückkehrte und durch einen Ueberfall sich der Stadt bemächtigte. Er führte seine frühere Tyrannei wieder ein und nöthigte die Bürger, bei Hiketas, dem Beherrscher von Leontini, Hülfe zu suchen. Hiketas verdrängte den Dionysius aus einem Theil der Stadt, so daß dieser fast nur die Burg behielt. Die Karthager beschlossen, die in Syrakus und den meisten Städten Siciliens herrschende Zwietracht zu benutzen und schickten eine große Land- und Seemacht dahin. Dies bewog die angesehenen Bürger von Syrakus in Korinth, der Mutterstadt von Syrakus, Hülfe zu suchen.

Die Korinther gewährten die erbetene Unterstützung und sandten Timoleon mit 700 Söldnern und einigen Schiffen nach Syrakus 345 v. Chr. Timoleon, ein enthusiastischer Freund der Freiheit, hatte seinen eigenen Bruder Timophanes, weil derselbe sich zum Herrscher von Korinth aufgeworfen hatte, von seinen Freunden ermorden lassen und lebte seitdem mit seiner Familie in Feindschaft, von seinen Mitbürgern wegen seiner That theils gepriesen, theils getadelt. Timoleon bewerkstelligte mit großer Klugheit die Ueberfahrt nach Sicilien, gewann bald Bundesgenossen und vergrößerte seine kleine Schaar. Als er nach einem gewonnenen Siege gegen Syrakus heranrückte, ergab sich Dionysius, und Timoleon besetzte Ortygia. Dann vertrieb er die Karthager, die sich des Hafens von Syrakus, und den Hiketas, der sich der Stadt selbst bemächtigt hatte. Dionysius wurde mit einer nicht bedeutendem Geldsumme nach Korinth geschickt, wo er, seinem Hange zur Liederlichkeit folgend, sich in Schenken und Garküchen herumtrieb und zuletzt in so tiefe Armuth versank, daß er durch Unterrichten von Kindern und durch Almosen sein Leben fristete. Auf die Einladung von Timoleon sollen in das einst blühende, jetzt verödete Syrakus 10,000 entflohene Bürger zurückgekehrt sein und ihre Güter zurückerhalten haben. Nachdem Timoleon die Karthager am Flusse Krimisus (340 v. Chr.) geschlagen, sie in ihre vormaligen Grenzen zurückgewiesen und dann Frieden mit ihnen geschlossen

hatte, wandte er sich gegen die Tyrannen, die sich fast in allen Städten Siciliens aufgeworfen hatten, gegen die etruskischen Seeräuber, welche die Küste plünderten, und gegen die kamponischen Söldnerschaaren, die sich vor Aetna eine Herrschaft gegründet hatten und von da aus Raubzüge in das Innere von Sicilien machten. Die kampanischen Söldner wurden ausgerottet, die Etrusker ihrer Schiffe beraubt, die Tyrannen aber einer nach dem anderen besiegt. Dann stellte Timoleon in allen sicilianischen Städten die Freiheit wieder her, vereinigte alle in einen Bund, dessen Haupt Syrakus war, und bevölkerte die verödeten Städte durch Einwanderer aus Griechenland. Nachdem Timoleon darauf den Syrakusanern eine demokratische Verfassung gegeben und noch einige Zeit die oberste Leitung des Staates behalten hatte, zog er sich ganz von den Staatsgeschäften zurück und lebte auf einem Landsitze, den ihm die Syrakusaner geschenkt und prächtig eingerichtet hatten. Auch als Privatmann behielt er seinen früheren Einfluß. Bei seinem Tode (337 v. Chr.) wurde er durch festliche Spiele geehrt, welche zum Andenken an ihn jedes Jahr gefeiert wurden. Timoleon hatte zwar die Demokratie wieder hergestellt, allein seine Einrichtungen konnten sich nur so lange halten, als ein Mann von entschiedenem Ansehen an der Spitze des Staates stand. Die Syrakusaner konnten ihres sittlichen Zustandes wegen einen Monarchen nicht entbehren und auch die politischen Verhältnisse Siciliens machten einen kräftigen Feldherren und ein stehendes Heer unentbehrlich.

Syrakus von Timoleons Tod bis zum ersten punischen Kriege. 337—264 v. Chr.

In dem Jahrzehnt nach Timoleons Tode unternahmen die Karthager keinen Krieg gegen Sicilien, vielleicht weil die Furcht vor Alexander dem Großen, welcher ihre Mutterstadt Tyrus zerstört und Aegypten erobert hatte, sie davon abhielt. Dennoch mußte Syrakus gegen die Karthager immer auf seiner Hut sein und es befand sich im Gedränge zwischen den Karthagern im Westen und den räuberischen Bruttiern im Osten. Die letzteren befehdeten unaufhörlich die mit Syrakus verbündeten Städte in Unteritalien, raubten die Schiffe und verheerten die Besitzungen der Syrakusaner. Diese konnten daher ebensowenig, als die übrigen Städte von Sicilien und Großgriechenland die Miethtruppen entbehren und blieben daher immer dem Ehrgeize jedes gewandten und glücklichen Heerführers ausgesetzt. Alle griechischen Republiken jener Länder hatten von beständigen Parteiungen der Bürger und von den Gewaltthätigkeiten der Soldtruppen und ihrer Anführer zu leiden.

Wenige Jahre nach Timoleons Tode führten einige unternehmende Männer in Syrakus eine oligarchische Gewaltherrschaft ein. Sie suchten durch Schrecken ihre Regierung zu befestigen und bedurften deshalb vorzüglich der Soldaten. Diese Oligarchen hielten zahlreiche Miethtruppen, welche sie von Zeit zu Zeit Kriegszüge nach Kalabrien unternehmen ließen. Bei diesen Truppen befand sich Agathokles, der Sohn eines Töpfers von Rhegium, der sich nach und nach eine solche Bedeutung zu verschaffen wußte, daß er mehrere Jahrzehnte hindurch die wichtigste Person der sicilianischen Geschichte gewesen ist. Er war in seinem achtzehnten Jahre mit seinem Vater nach Syrakus gezogen, verließ aber bald die Töpferscheibe und

nahm Kriegsdienste. Durch Schönheit, Kraft und Gewandtheit ausgezeichnet, erwarb er sich durch sein einschmeichelndes und gefälliges Benehmen und mit Hülfe der Weiber die Gunst des Damas, welcher als General und als einer der reichsten und angesehensten Männer der Stadt ihm sehr förderlich war. Agathokles stieg bald zur Stelle eines Befehlshabers über tausend Mann empor, heirathete nach dem Tode seines Gönners dessen Wittwe und wurde durch diese Heirath ein reicher Mann. Er wußte sich in Syrakus einen Anhang zu verschaffen und stürzte die Oligarchen; er konnte sich aber nur kurze Zeit an ihrer Stelle behaupten und wurde mit seiner ganzen Partei aus der Stadt vertrieben. An der Spitze eines Haufens vertriebener Syrakusaner leistete er den Tarentinern und anderen Städten Unteritaliens Beistand. Als die Oligarchen aus Syrakus vertrieben worden waren, kehrte er mit anderen Flüchtlingen nach Syrakus zurück und erreichte seine Ernennung zum Feldherrn. Dann nochmals vertrieben und wieder zurückgerufen, wurde er unter dem Titel eines Feldherrn und Wächters des Friedens als Haupt der Volkspartei an die Spitze des Staates gestellt (317 v. Chr.) Nun war Agathokles darauf bedacht, sich den Besitz seiner Herrschaft zu sichern. Er ließ die Mitglieder der seitherigen Regierung für Feinde des Vaterlandes erklären, dieselben durch seine Soldaten niederhauen und ihre Güter unter den Pöbel und seine Truppen vertheilen. Dann vertrieb oder ermordete er aber auch alle Anhänger der früheren Regierung, die sämmtlichen Verwandten derselben und alle diejenigen, deren Wohlstand der Befriedigung der Habgier seiner Soldaten dienen konnte. Die Zahl der Getödeten betrug 4000, die der Vertriebenen 6000. Agathokles konnte seitdem auf die Hefe des Volkes und auf seine vielen Söldner so fest vertrauen, daß er weder des Herrschertitels, noch einer Leibwache zu bedürfen glaubte. Es gelang ihm auch, die Städte Agrigent, Messina und Gela unter die Oberhoheit von Syrakus zu bringen.

Im Jahre 311 v. Chr. brach ein Krieg zwischen Syrakus und Karthago aus. Agathokles behielt anfangs die Oberhand, wurde aber bald nachher in einer Schlacht völlig geschlagen und verlor 7000 Mann. In Folge dieser Niederlage fielen alle Städte von ihm ab und er wurde auf den Besitz von Syrakus beschränkt und der Hafen von Syrakus von der feindlichen Flotte gesperrt. Agathokles wandte in seiner verzweifelten Lage ein eben so kluges als kühnes Rettungsmittel an. Er beschloß nämlich, mit dem Kerne seines Heeres nach Afrika überzusetzen und die Karthager in ihrem eigenen Lande anzugreifen, während ihre Kriegsmacht in Sicilien beschäftigt sei. Eine große und feste Stadt wie Syrakus war im Stande eine Belagerung auszuhalten. Es gelang dem Agathokles glücklich aus dem Hafen von Syrakus mit seiner Flotte zu entkommen und die hohe See zu erreichen, und 310 v. Chr. landete er an der Küste von Afrika. Hier verbrannte er sogleich seine Schiffe, um seinen Truppen nur zwischen Sieg oder Tod die Wahl zu lassen. Zum Unglücke für Karthago herrschte im Senate seit langer Zeit Zwietracht, und es wurde deshalb die Führung des Heeres nicht einem Manne übertragen, sondern aus jeder der beiden streitenden Parteien ein Feldherr ernannt, Hanno und Bomilkar. Un-

ter diesen Anführern zogen die Karthager, 43,000 Mann stark, dem syrakusanischen Heere, welches aus 14,000 Mann bestand, entgegen und lieferten demselben eine Schlacht. Schon schienen sie des Sieges gewiß zu sein, als Hanno fiel und Bomilkar besiegt wurde, als er sich zurückzog, um nach dem Tode seines Gegners die Verwirrung in Karthago zu seiner Erhebung zu benutzen. Die Karthager rüsteten schnell ein neues Heer unter anderen Befehlshabern aus und ließen 5000 Mann von den in Sicilien stehenden Truppen kommen. Um das Volk durch Aberglauben zu ermuthigen, schickten sie nicht nur reiche Geschenke in den Haupttempel der Mutterstadt Tyrus, sondern sie ließen auch 200 Bürgerkinder dem Moloch opfern.

Agathokles Angelegenheiten gewannen seit dem Siege über Bomilkar nicht nur in Afrika, sondern auch in Sicilien eine gute Gestalt. Hamilkar, welcher 5000 seiner Soldaten nach Afrika geschickt hatte, erlitt bei einem Ausfall der Syrakusaner nicht nur einen großen Verlust, sondern wurde auch selbst gefangen. Agathokles aber nahm das ganze Land um Karthago herum ein und besetzte die in der Nähe der Hauptstadt gelegenen Häfen. Auch brachte er dem Heere der Karthager noch eine blutige Niederlage bei, entehrte aber seinen Sieg durch schändliche Treulosigkeit und Grausamkeit, indem er 1000 gefangene griechische Söldner gegen seine gegebene Zusage zusammenhauen ließ. Gleich darauf machte er ein Meisterstück des Betrugs. Er schickte nämlich einen gewandten Unterhändler an den ägyptischen General Ophellas, welcher Cyrene erobert und dann sich zum Könige von Cyrene aufgeworfen hatte, und forderte denselben auf sich mit ihm zur Eroberung des karthagischen Gebiets zu verbinden, welches er ihm dann ganz überlassen wolle; sein Zweck sei nur, Sicilien ungehindert von Karthago zu beherrschen. Ophellas erschien mit einem trefflichen Heere, wurde von Agathokles freundlich aufgenommen und schlug in dessen Nähe sein Lager auf. Als die Hälfte seines Heeres zur Einsammlung von Lebensmitteln ausgezogen war, griff Agathokles das Lager des Ophellas an. Dieser erlag nach tapferer Gegenwehr und seine Söldner nahmen Dienste bei Agathokles. Nach diesem Bubenstücke nahm Agathokles den Königstitel an. Er war bereits Herr des größten Theils der afrikanischen Besitzungen der Karthager, als die Angelegenheiten Siciliens ihn aus Afrika abriefen. Es hatte sich nämlich unter den sicilianischen Städten eine Verbindung gegen seine Herrschaft gebildet, und die karthagische Flotte hinderte alle Zufuhr nach Syrakus. Agathokles übergab daher seinem Sohn Archagathus den Oberbefehl und eilte nach Sicilien (307 v. Chr.), wo unterdessen jener Bund sich wieder getrennt hatte. Agathokles machte einige glückliche Unternehmungen gegen die feindlichen Städte und schlug die karthagische Flotte, welche den Hafen von Syrakus gesperrt hatte. Von dieser Zeit an wandte sich aber das Glück von ihm ab. Einer der syrakusanischen Flüchtlinge, Dinokrates, sammelte die Verbannten seiner Vaterstadt, brachte eine neue Verbindung der Städte zu Stande, führte dem Tyrannen eine überlegene Macht entgegen und bedrohte endlich Syrakus selbst. Unterdessen war das Heer in Afrika von den Karthagern geschlagen und Archagathus mit dem Reste seiner Truppen nach der Stadt Tunis gedrängt und hier zu Wasser und

zu Lande eingeschlossen worden. Auf die Nachricht hiervon eilte Agathokles nach Afrika zurück, nachdem er zuvor bei einem Abendschmause alle ihm verdächtigen Leute seiner Umgebung und mehrere hundert Bürger von Syrakus hatte niederhauen lassen und durch diese Grausamkeit die Ruhe von Syrakus gesichert hatte. In Afrika fand Agathokles sein Heer in Verzweiflung, eng eingeschlossen, von aller Zufuhr abgeschnitten und auf eine kleine Zahl zusammengeschmolzen. Er wollte es durch eine Schlacht retten, wurde aber völlig geschlagen. Als echter Tyrann dachte er nur an seine Rettung; er überließ Heer und Söhne ihrem Schicksale und suchte in der Dunkelheit der Nacht zu entkommen. Es gelang ihm, sich zu retten, seine Söhne aber wurden von den erbitterten Soldaten umgebracht (306 v. Chr.) Ein Theil des so schändlich verrathenen Heeres schloß mit den Karthagern einen Vergleich, in Folge dessen sie theils bei diesen Dienste nahmen, theils nach Sicilien gebracht wurden, ein anderer Theil aber vertheidigte sich noch eine Zeitlang und wurde dann gefangen genommen und zu Sklaven gemacht.

Agathokles verübte in Sicilien von neuem unerhörte Grausamkeiten, er würde jedoch dem Dinokrates, der ein Heer von 23,000 Mann hatte, gewiß unterlegen sein, wenn dieser nicht nach der Alleinherrschaft gestrebt und dadurch viele seiner Anhänger von sich abwendig gemacht hätte. Nachdem Agathokles mit den Karthagern Frieden geschlossen hatte, wandte er sich mit seiner ganzen Macht gegen Dinokrates. Die Truppen desselben waren zum Theil bereits von Agathokles gewonnen, und als es zum Treffen kam, gingen etwa 2000 zu diesem über, die anderen wurden geschlagen und unter dem Versprechen einer vollständigen Amnestie zum Niederlegen der Waffen bewogen. Kaum waren sie aber entwaffnet, als Agathokles sie umringen und töden ließ. Dinokrates selbst söhnte sich bald nachher mit Agathokles aus, und dieser vertraute ihm sogar einen Theil seiner Truppen an. Denn Dinokrates hatte sich durch den Verrath seiner seitherigen Verbündeten die Möglichkeit genommen, je wieder etwas gegen den Tyrannen zu unternehmen.

Von nun an zeigte sich Agathokles, der noch 16 Jahre lang herrschte, weniger grausam. Doch fuhr er fort, Kriegszüge nach Unteritalien und andere Länder zu unternehmen. Er war ein militärischer Abenteurer und Räuberhauptmann im Großen. Nach dem äußeren Glanze der Herrschaft strebte er nicht; er blieb auch zur Zeit seiner höchsten Macht seinen gemeinen Sitten treu, machte in den Volksversammlungen seine groben Scherze, ging stets ohne Gefolge und Leibwache umher und erinnerte selbst häufig an seine niedere Herkunft, weil er stolz darauf war, durch sein eigenes Verdienst Herrscher geworden zu sein. Zum Erben seiner Herrschaft hatte er seinen Lieblingssohn Agathokles bestimmt; allein auf Anstiften seines Enkels Archagathus vergiftete der Egestäer Mänon den Federkiel, womit er sich die Zähne zu reinigen pflegte. Unter gräßlichen Schmerzen ging ihm Zahnfleisch, Gaumen und Schlund in Fäulniß über. Noch athmend wurde er auf den Scheiterhaufen gebracht, nachdem er 28 Jahre tyrannisirt und ein Alter von 72 Jahren erreicht hatte, 289 v. Chr.

Nach Agathokles Tode wurde Sicilien der Schauplatz neuer

Verwirrungen und Kriege. Die kampanisch-samnitischen Söldner des Agathokles, welche man nach dessen Tode verabschiedete, bemächtigten sich auf ihrer Heimreise der Stadt Messene, tödeten die männlichen Einwohner und gründeten unter dem Namen der Mamertiner d. h. der Söhne des Kriegsgottes Mamers oder Mars, eine Seeräuberrepublik, welche große Gewaltthätigkeiten verübte und auch zu Lande unaufhörliche Raubzüge unternahm. Zehn Jahre lang herrschte Verwirrung und Zwietracht in allen Städten der Insel, bis endlich Syrakus, welches damals in drei Parteien zerfallen war und zugleich von den Karthagern belagert wurde, den König von Epirus, Pyrrhus, zu Hülfe rief. Pyrrhus folgte der Einladung und wurde in ganz Sicilien freundlich aufgenommen. Er söhnte die Parteien aus, bewog die bedeutendsten Städte der Insel zu einer Vereinigung und kämpfte mit Glück gegen die Karthager. Allein nach zwei Jahren entzweite er sich mit den kleinen Herrschern, die ihm gehuldigt hatten; diese und die Städte fielen von ihm ab und wandten sich theils an die Karthager, theils an die Mamertiner. So vielen Feinden war Pyrrhus nicht gewachsen und kehrte im dritten Jahre nach Italien zurück (275 v. Chr.)

Während der inneren Unruhen und Spaltungen, welche nach Pyrrhus Abzuge folgten, erlangten die Karthager ihre frühere Macht wieder. Im Jahre 269 v. Chr. bemächtigte sich Hiero II., ein Nachkomme des Gelo, der Herrschaft über Syrakus. Hiero vereinigte die Eigenschaften eines Staatsmannes mit den Vorzügen eines tüchtigen Generals; er hatte unter Pyrrhus die Feldzüge gegen die Karthager mitgemacht und war von den Soldaten bei einem Streite des Heeres mit der demokratischen Regierung zum Oberbefehlshaber ernannt worden und gewaltsam in die Stadt eingedrungen. Er wußte aber die Bürger durch Freundlichkeit und Milde so für sich zu gewinnen, daß sie die Wahl der Soldaten bestätigten. Und als Hiero die Mamertiner durch eine schwere Niederlage nöthigte, ihre Züge zu Lande aufzugeben und sich mit Seeräuberei zu begnügen, riefen ihn die Syrakusaner und ihre Verbündeten aus Dankbarkeit zum Könige aus. Dieser Sieg Hiero's setzte die Mamertiner um so mehr in Furcht, da sie kurz vorher eines wichtigen Bundesgenossen beraubt worden waren. Zehn Jahre früher hatte nämlich eine römische Legion, 4,000 kampanische Samniten, welche Rhegium gegen Pyrrhus decken sollte, das Beispiel der Mamertiner nachgeahmt, die Bürger von Rhegium getödet oder vertrieben und sich mit ihren Landsleuten in Messene in Verbindung gesetzt. So lange der Krieg mit Pyrrhus und Tarent dauerte, hatte der römische Senat diese Frevelthat ungestraft gelassen, 271 v. Chr. schickte er aber ein Heer ab, welches die Stadt Rhegium eroberte und ihren früheren Bewohnern zurückgab. Dadurch verloren die Mamertiner ihre zeitherigen Bundesgenossen, mit deren Hülfe sie sich gegen Syrakus hätten behaupten können. Die Selbständigkeit der Mamertiner schien auch dadurch bedroht, daß Hiero mit den Karthagern wegen eines Bündnisses unterhandelte. Ein Theil der Mamertiner wendete sich an den karthagischen General Hanno und übergab diesem die Burg, andere wollten sich den Syrakusanern unterwerfen. Endlich siegte eine dritte Meinung, die Römer um Hülfe zu rufen 265 v. Chr.

Die Römer fanden es anfangs unter ihrer Würde, den verbrecherischen Mamertinern Schutz zu gewähren, und der römische Senat zögerte, Räubern und Mördern Hülfe zu leisten. Als er aber Nachricht erhielt, daß die Karthager die Burg von Messene besetzt hätten, überwog der politische Vortheil alle Bedenklichkeiten, und der Consul Appius Claudius Cauder wurde mit einem Heere den Mamertinern zu Hülfe geschickt. Auf die Nachricht hiervon vertrieben die Mamertiner die karthagische Besatzung; Appius Claudius setzte mit einem Theile seines Heeres nach Sicilien über und eine römische Besatzung trat an die Stelle der karthagischen. Nun kam die beabsichtigte Verbindung zwischen Hiero und den Karthagern zu Stande; ehe aber die syrakusanischen und karthagischen Truppen Messene gänzlich einschlossen, griff Appius Claudius zuerst den König Hiero an und brachte ihm eine Niederlage bei. Dann griff Appius Claudius auch die Karthager an und schlug auch diese. Auf diese Weise entstand 264 v. Chr. der erste Krieg zwischen Rom und Karthago.

Der erste punische Krieg. 264—241 v. Chr.

Der Consul Appius Claudius rückte nach dem doppelten Sieg in das syrakusanische Gebiet ein und verwüstete es. Die Consuln des folgenden Jahres setzten den Krieg mit so vielem Glücke fort, daß Hiero sich entschließen mußte, um Frieden zu bitten. Er blieb während des ganzen Krieges ein treuer Bundesgenosse der Römer. Die Karthager blieben also allein auf dem Kampfplatze. Sie machten Agrigent zum Mittelpunkte ihrer kriegerischen Bewegungen. Die Römer griffen diese Stadt an, nahmen sie nach einer hartnäckigen, siebenmonatlichen Belagerung ein und gaben sie allen Gräueln der Plünderung preis 262 v. Chr. Die Römer überzeugten sich von der Unentbehrlichkeit einer Seemacht, wenn sie die Seestädte überwältigen und den Karthagern die Herrschaft zur See streitig machen wollten. Sie entschlossen sich daher eine Flotte zu bauen und führten dieses mit solcher Anstrengung aus, daß in sechzig Tagen 160 Schiffe fertig waren. Noch in demselben Jahre (260 v. Chr), erfochten sie mit ihrer Flotte bei Mylae einen Sieg über die Karthager. Sie verdankten denselben einer Erfindung ihres Consuls Cajus Duilius. Dieser brachte an allen römischen Schiffen Enterbrükken an, ließ diese in der Schlacht plötzlich auf die feindlichen Schiffe fallen, kettete dadurch die beweglichen karthagischen Schiffe an die unbehülflichen römischen und besiegte dann leicht die Bemannung der karthagischen Schiffe. Der Seekampf, welcher bisher fast nur aus Stoß und Gegenstoß bestanden hattte, wurde dadurch in eine Art von Landschlacht verwandelt. Die Hauptsache war, daß die Karthager auf dieses Entern nicht gefaßt waren. Mit Hülfe dieser Erfindung schlug Duilius bei Mylae die 130 Schiffe starke karthagische Flotte und feierte den ersten Seetriumph. In den drei folgenden Jahren wurde mit abwechselndem Glücke gekämpft, doch war der Sieg meistens auf der Seite der Römer. Diese faßten auf Korsika, Melita und Sardinien festen Fuß, ja sie beschlossen, die Karthager in Afrika selbst anzugreifen. Die Consuln Lucius Manlius Vulso und Marcus Atilius Regulus wurden beauftragt ein Heer nach Afrika überzusetzen. Sie schifften 256 v. Chr. zu diesem Zwecke

in Sicilien 140,000 Mann Land- und Seetruppen auf 330 Schiffen ein. Die Karthager stellten sich ihnen mit 350 Fahrzeugen und 150,000 Mann bei Eknomus unweit Agrigent entgegen, zogen sich aber nach einigem Verluste zurück. Die Römer landeten glücklich an der karthagischen Küste, eroberten die Stadt Clupea und plünderten ungehindert das herrlich bebaute reiche Land. Bald nach der Landung der Römer kehrte der Consul Manlius mit der Mehrzahl der Schiffe und Truppen nach Sicilien zurück. Regulus blieb mit vierzig Schiffen und 15,500 Mann in Afrika.

Als im Anfange des nächsten Jahres die karthagischen Feldherrn dem Regulus mit einem Heere Einhalt thun wollten, wurden sie wegen ungeschickter Wahl des Ortes, welcher den Gebrauch der Elephanten und der Reiterei hemmte, völlig geschlagen; die Numidier gingen schaarenweis zu den Römern über; 80 Ortschaften, unter ihnen auch die wichtigen Städte Utika und Tunes fielen in die Gewalt der Römer, und die Karthager mußten die Einschließung der Hauptstadt befürchten. Regulus, welcher seinem Nachfolger im Amte die Beendigung des nun schon so leichten Kampfes nicht überlassen wollte, bot den Karthagern Frieden an. Die von ihm verlangte Abtretung von Sicilien und Sardinien und die Anerkennung der römischen Oberhoheit waren aber so harte Bedingungen, daß sie der karthagische Senat nicht annehmen konnte. Ein Spartaner, Xanthippus, der als Führer griechischer Söldner nach Karthago gekommen war, zeigte den Karthagern, daß ihre Niederlage nur der Ungeschicklichkeit ihrer Feldherrn zuzuschreiben sei. Man übertrug ihm die Führung des Heeres, und die Römer erlitten 255 v. Chr. eine entscheidende Niederlage. Fast das ganze Heer wurde vernichtet; 500 und unter diesen Regulus wurden gefangen genommen; 2000 entkamen nach Clupea und wurden von dort später durch römische Schiffe abgeholt. Die Römer verloren in den folgenden Jahren mehrere Male ihre Flotte durch Schiffbruch, bauten aber mit der größten Energie sogleich eine neue. Auf Sicilien erlitten die Karthager bei Panormus 250 v. Chr. durch den Proconsul Lucius Cäcilius Metellus eine bedeutende Niederlage und schickten deshalb Gesandte nach Rom, um einen Frieden zu unterhandeln. Die Gesandten begleitete auch der gefangene Consul Regulus, welcher gegen den Wunsch und die Erwartung der Karthager die Römer aufforderte im Kampfe auszuharren; denn die Kräfte Karthago's würden eher erschöpft sein, als die der Römer. Der Senat folgte dem Rathe des Regulus, und dieser kehrte, seinem Eide treu, nach Karthago zurück. Sehr zweifelhaft ist die Erzählung von dem martervollen Tode, welchen die Karthager aus Rache über Regulus verhängt haben sollen. Die großen Verluste hatten beide Staaten erschöpft, und deshalb beschränkte sich der Krieg auf Sicilien, wo die Karthager seit der Schlacht bei Panormus alle ihre Besitzungen bis auf die zwei festen Städte Lilybäum und Drepanum verloren hatten. Vergebens belagerten die Römer beide Städte. Als der Consul P. Claudius Pulcher die karthagische Flotte in dem Hafen von Drepanum 249 zu überfallen wagte, wurde er gänzlich geschlagen, und eine neue römische Flotte ging durch Schiffbruch unter. Diese Verluste bewogen die Römer, den Seekrieg vor der Hand aufzugeben.

Im Jahr 247 v. Chr. wurde Hamilkar Barkas, der Vater Hannibals, von den Karthagern zum Feldherrn ernannt. Er verheerte die südlichen Küsten Italiens bis zur Stadt Cumä in Kampanien, und das bewog die Römer 242 v. Chr. nochmals eine Flotte auszurüsten. Wegen der Erschöpfung der Staatskasse gaben reiche Privatleute die nöthigen Summen her. Mit dieser Flotte besiegte C. Lutatius Catulus die karthagische bei den westlich von Sicilien gelegenen ägatischen Inseln und schlug darauf am Eryx auch das Landheer. Jetzt baten die Karthager um Frieden und erhielten ihn 241 v. Chr. unter folgenden Bedingungen: Karthago mußte seine Besitzungen in Sicilien an Rom abtreten, die Gefangenen ohne Lösegeld zurückgeben und innerhalb zehn Jahren 3200 Talente als Kriegskosten bezahlen. Das Gebiet des römischen Staates wurde durch diesen Frieden über Italien hinaus erweitert, und Sicilien war die erste römische Provinz.

Die Kriege zwischen dem ersten und zweiten punischen Kriege.

Gleich nach Beendigung dieses Krieges wurde Karthago von einem neuen sehr gefährlichen Kriege bedroht. Die karthagischen Söldnerschaaren waren nach der Abtretung Siciliens nach Afrika übergesetzt worden; sie verlangten außer ihrem rückständigen Solde noch besondere Belohnungen und brachen, als man ihre übertriebenen Forderungen zurückwies, in offene Empörung aus. Der Krieg, welcher von 241 bis 237 v. Chr. dauerte, war für Karthago um so gefährlicher, da auch einige der unterworfenen Völker mit den Meuterern gemeine Sache machten und in dem karthagischen Senate Zwietracht herrschte. Während dieses Krieges empörten sich auch die karthagischen Miethtruppen auf Sardinien, und die Römer besetzten 238 v. Chr. Sardinien und Korsika. Die Karthager mußten dieses nicht nur geschehen lassen, sondern sich auch noch zu einer neuen Zahlung von 1200 Talenten verstehen, weil die Römer ihre Rüstungen für Friedensbruch erklärten.

Die Römer unterwarfen in den folgenden Jahren Oberitalien und Illyrien. Schon in den Jahren 238 und 237 v. Chr. führten die Römer Krieg mit den Bojern und Ligurern; gefährlicher entbrannte der Krieg mit den Galliern, als auf den Vorschlag des Volkstribun Cajus Flaminius Nepos das früher den Senonen entrissene, diesen aber gegen eine Abgabe als Weideland überlassene Land an römische Bürger vertheilt worden war. Darüber waren nicht nur die Senonen erbittert, sondern es wurden auch die Gallier in Oberitalien um ihre Selbständigkeit besorgt und beschlossen die Römer in ihrem Gebiete anzugreifen. Es verbanden sich nicht nur alle cisalpinischen Völkerschaften, sondern sie riefen auch die Gäsaten, eine transalpinische Völkerschaft, herbei. Dieser Krieg verbreitete in Rom einen großen Schrecken, und der Senat bot alle Kräfte des Staates auf. Der Krieg wurde von 225 bis 222 v. Chr. geführt und endigte mit der Unterwerfung von Oberitalien, welches die Römer durch Anlegung der Kolonien Mutina, Cremona und Placentia in Unterwerfung zu erhalten suchten. In den Jahren 229 und 219 v. Chr. führten die Römer Kriege mit den Illyriern, welche durch ihre Seeräubereien die Schifffahrt auf dem adriatischen Meere störten. Illyrien wurde von den Römern unterworfen und

tributpflichtig gemacht. Bei dieser Gelegenheit kamen die Römer mit den Griechen in nähere Berührung, welche durch die Seeräuberein der Illyrier sehr viel gelitten hatten und jetzt durch die den römischen Gesandten erwiesenen Schmeicheleien ihre eigene Schwäche offenbarten.

Während dieser Zeit suchten sich die Karthager in Hispanien neue Hülfsquellen zu eröffnen. Hispanien, das heutige Portugal und Spanien, war von Kelten und Iberern bewohnt und daselbst hatten schon früher die Phönicier (S. 81), und auch bereits die Karthager (S. 86) ausgedehnte Besitzungen gehabt. Während des ersten punischen Krieges hatten aber die Karthager ihre Truppen aus Hispanien abberufen und das Land sich selbst überlassen. Im Jahre 237 v. Chr. ging Hamilkar Barkas an der Spitze eines Heeres nach Spanien und führte daselbst neun Jahre einen glücklichen Krieg. Er suchte in dem südwestlichen Spanien die karthagische Herrschaft zu befestigen, in dem heutigen Andalusien, welches Schiffs- und Kriegsbedürfnisse zu liefern vermochte, und in Estremadura, wo die reichsten Silberbergwerke waren. Hamilkar fiel im Kriege, und sein vom Heere zum Feldherrn erwählter Schwiegersohn, breitete die karthagische Herrschaft bis zum Ebro aus, gründete Neu-Karthago, das heutige Cartagena, und machte diese Stadt zur Hauptfestung, zum Hauptquartier der Truppen und zum Arsenal für alle Kriegsbedürfnisse. Die großen Hülfsquellen an Geld und streitbarer Mannschaft, welche sich die Karthager in Spanien eröffneten, erregten die Besorgniß der Römer, und Karthago mußte sich verbindlich machen, den Ebro nicht mit einem Heere zu überschreiten und die Stadt Sagunt, die ein Bündniß mit Rom geschlossen hatte, nicht anzugreifen. Hasdrubal wurde 221 v. Chr. von einem Sklaven ermordet, und an seine Stelle wurde vom Heere sein Schwager Hannibal gewählt. Hannibal war damals 26 Jahre alt und hatte bereits unter seinem Schwager als Befehlshaber der Reiterei gedient. Was ihm dieser aufgetragen, hatte er mit eben so viel Klugheit als Muth ausgeführt und bereits vielfach bewiesen, daß er zum Heerführer geboren sei. Wie er an Ausdauer, Enthaltsamkeit, körperlicher Geschicklichkeit, persönlicher Tapferkeit keinem Soldaten nachstand, so überragte er alle an Scharfsinn und Entschlossenheit, kein Vorfall entging seiner Aufmerksamkeit, in der größten Gefahr blieb er ruhig, und was er verordnete, war wohl berechnet. Alle schwierigeren Unternehmungen übertrug deshalb Hasdrubal am liebsten ihm; unter keinem Führer zogen die Soldaten vertrauensvoller und muthiger aus, keinem gehorchten sie williger; denn was er von andern verlangte, that er selbst immer zuerst, und überall war seine angelegentlichste Sorge, den Bedürfnissen seiner Leute abzuhelfen. Nach seiner Ernennung zum Feldherrn eroberte Hannibal in anderthalb Jahren ganz Spanien bis an den Ebro, mit Ausnahme von Lusitanien und der Stadt Sagunt. Er sah voraus, daß die Römer sich später mit ihrer ganzen Macht nach Spanien wenden würden, um die Karthager eben so aus diesem Lande, wie früher aus Sicilien, zu vertreiben. Das wollte Hannibal nicht abwarten und er eilte deshalb den Römern zuvorzukommen und sie in ihrem eignen Lande anzugreifen. Er unternahm die Belagerung des reichen und mächtigen

Sagunt und eroberte es 219 v. Chr. nachdem die Saguntiner sich acht Monate lang mit wahrhaft heldenmüthiger Ausdauer und Tapferkeit vertheidigt hatten. Da die Karthager sich weigerten, den Römern für das Verfahren gegen das verbündete Sagunt die verlangte Genugthuung zu geben, so ward der Krieg erklärt, und es begann im Frühling 218 v. Chr. der zweite punische Krieg.

Der zweite punische Krieg.

Den Winter hindurch rüstete sich Hannibal zum Marsche nach Italien. Seinen Bruder Hasdrubal ließ er mit 15,000 Mann in Spanien zurück und übergab außerdem dem Hanno 11,000 Mann zur Bewachung der Pyrenäenpässe. Er selbst brach im Frühjahr 218 v. Chr. mit 59,000 Mann und 37 Elephanten von Neu-Karthago auf, überstieg die Pyrenäen, drang längs der Küste in Gallien vor, setzte über die Rhone und zog dem Lauf der Isere folgend durch das Gebiet der Allobroger. Im Herbste erreichte er die Alpen, ging über den kleinen St. Bernhard und gelangte unter großen Beschwerlichkeiten und Verlusten im Kampfe mit den Alpenbewohnern mit 26,000 Mann und einigen Elephanten durch das Thal von Aosta in die Ebene der Tauriner. Die Römer hatten nicht an die Möglichkeit eines solchen Zuges gedacht und den Schauplatz des Kriegs nach Afrika und nach Spanien verlegen zu können gehofft. Deshalb segelte der eine Consul T. Sempronius Longus mit einer Flotte nach Sicilien, um von da nach Afrika überzusetzen, der andere, P. Cornelius Scipio, schiffte sich mit 24,000 Mann nach Spanien ein. Als Scipio bei Massilia landete, war Hannibal eben im Begriff, über die Rhone zu setzen. Da Scipio den Hannibal nicht mehr erreichen konnte, so schickte er seinen Bruder Cnäus Cornelius Scipio mit einem Theil seiner Truppen nach Spanien, er selbst kehrte mit den übrigen nach Oberitalien zurück. Am Ticinus traf er mit Hannibal zusammen und wurde von diesem geschlagen und über den Po zurückgedrängt. Nun wurde Sempronius aus Sicilien zurückgerufen und vereinigte sich mit Scipio. An der Trebia gewann Hannibal eine zweite Schlacht und nahm seine Winterquartiere in Oberitalien. Die Gallier Oberitaliens traten auf Hannibals Seite. Noch vor dem Ende der rauhen Jahreszeit brach Hannibal nach Etrurien auf, am trasimenischen See siegte er 217 v. Chr. über den unvorsichtigen Consul C. Flaminius, welcher mit dem größten Theil seines Heeres den Tod fand. Hannibal wandte sich nun nach Umbrien und zog dann an der Ostseite der Apenninen nach Apulien. Die Römer aber wählten den erfahrenen und bedachtsamen Q. Fabius Maximus zum Diktator. Fabius ließ sich in keine Schlacht ein, er nahm seine Stellung immer in unzugänglichen Gebirgen; folgte aber seinem Gegner immer auf dem Fuße, um jeden Fehler desselben sogleich zu benutzen, er suchte ihn wegen des Unterhaltes seiner Truppen in Verlegenheit zu bringen und die italischen Staaten vom Abfall abzuhalten. Fabius ließ sich von seinem Verfahren nicht abbringen, obgleich dieses von vielen nicht nur in Rom, sondern auch in seinem eigenen Heere hart getadelt wurde.

Im nächsten Jahre 216 v. Chr. stellten die Römer ein Heer von 80,000 Mann zu Fuß und 6000 Reitern auf, während Han-

nibal nur 40,000 Mann Fußvolk und 10,000 Reiter hatte. Von den beiden Consuln, welche an der Spitze des Heeres standen und abwechselnd einen Tag um den andern den Oberbefehl hatten, war der eine, C. Terentius Varro unbesonnen und ehrgeizig, der andere, L. Aemilius Paullus, bedächtig und geneigt, das System des Fabius noch eine Zeitlang beizubehalten. Varro drängte zum Kampfe, und an einem Tage, an welchem er den Oberbefehl hatte, kam es bei der apulischen Stadt Cannä zur Schlacht. Die Römer erlitten eine furchtbare Niederlage, 50,000 wurden getödet, 10,000 gefangen. Auch der Consul Aemilius Paullus war unter den Gebliebenen, während sein Kollege Varro dem allgemeinen Verderben entrann. Nach der Schlacht bei Cannä durchzog Hannibal Samnium; Capua öffnete ihm die Thore, und fast alle Völker und Städte des südlichen Italiens fielen von den Römern ab. Diese aber behaupteten trotz des schrecklichen Unglücks Ruhe und Standhaftigkeit; sie sammelten die aus 10,000 Mann bestehenden Reste ihres Heeres, ernannten einen Dictator, hoben in Rom und Latium alle junge Mannschaft aus und bewaffneten 8000 Sklaven. Der Senat suchte die Gemüther sogar durch Menschenopfer zu beruhigen und ließ auf einem öffentlichen Platze von Rom vier Gefangene lebendig begraben. Eine entscheidende Schlacht suchten aber die Römer zu vermeiden. In dieser Zeit verheerte eine karthagische Flotte das Gebiet des Königs Hiero, und eine andere stand bei den ägatischen Inseln, um die Gelegenheit zu einem Angriff auf Lilybäum abzuwarten; Sardinien empörte sich, und in Oberitalien wurde ein römisches Heer von den Galliern zusammengehauen. Hannibal überwinterte in Capua. Die Frage, ob Hannibal klug gehandelt habe, nach der Schlacht bei Cannä die Stadt Rom nicht anzugreifen, hat man verschieden beantwortet. Vincke (in seiner Schrift über den zweiten punischen Krieg) erklärt die Unterlassung dieses Angriffs für einen unverzeihlichen militärischen Fehler und beruft sich auf Hannibals eigene Aeßerungen (Livius XXVI, 7 und XXX, 20).

Im folgenden Jahre, 215 v. Chr., entdeckten die Römer durch aufgegriffene Gesandte, daß der König Philipp von Macedonien mit Hannibal ein Bündniß geschlossen hatte. Es blieb dieses Bündniß jedoch ohne Einfluß auf den Krieg in Italien, weil Philipp in seinem eigenen Lande beschäftigt wurde. In demselben Jahre erweckte M. Claudius Marcellus den Muth der Römer wieder, indem er Hannibals Angriff auf die kampanische Stadt Nola zurückschlug und kleinere glückliche Streifzüge machte. In den Jahren 214 und 213 v. Chr. fand in Italien kein bedeutendes Kriegsereigniß statt; dagegen erhielten die Begebenheiten in Sicilien und Spanien eine größere Wichtigkeit. Im J. 216 v. Chr. war der König Hiero, der treue Bundesgenosse der Römer, gestorben, und sein Enkel und Nachfolger, der funfzehnjährige Hieronymus, welcher nur an Befriedigung seiner Lüste dachte, wurde nach einer Regierung von 13 Monaten von einem seiner Trabanten ermordet. Hippokrates und Epicydes, welche den Hieronymus zum Abfall von Rom bewogen hatten, gelangten durch eine blutige Revolution zur Herrschaft und behaupteten sich mit Hülfe des Pöbels und der Miethtruppen im Besitze der Gewalt. Auch die Karthager schickten

pua nicht auf, sondern es führte der eine Consul nur 15000 Mann vom dortigen Heere zur Verstärkung von Rom heran. Hannibal erreichte seine Absicht nicht und kehrte nach Kampanien und von da nach Lukanien und Bruttium zurück. Capua mußte sich 211 v. Chr. ergeben und wurde hart gestraft. Siebzig der vornehmsten Männer wurden hingerichtet, die übrigen als Sklaven verkauft oder in die latinischen Städte vertheilt, das ganze große und fruchtbare Gebiet für römisches Staatsland erklärt.

Mit hartem Drucke lastete der Krieg auf Italien: aber auch Hannibal konnte sich nur mit Mühe in seiner Stellung behaupten. Von Fabius Maximus wurde 209 v. Chr. Tarent wieder erobert: aber 208 v. Chr. wurde Claudius Marcellus von Hannibal in einen Hinterhalt gelockt und verlor sein Leben. Hannibal hatte nur noch wenige Verbündete und litt Mangel an Geld und Kriegsbedarf. Er rief deshalb seinen Bruder Hasdrubal aus Spanien zu Hülfe, und dieser zog auf demselben Wege, welchen Hannibal zehn Jahre früher eingeschlagen hatte, durch Gallien und über die Alpen. Im Frühling 207 v. Chr. langte Hasdrubal in Oberitalien an. Der eine Consul, M. Livius Salinator, zog gegen ihn, während der andere, C. Claudius Nero, nach Unteritalien marschirte um Hannibals Vereinigung mit seinem Bruder zu verhindern. Claudius Nero war so glücklich, einen Brief Hasdrubals aufzufangen, in welchem dieser seinen Bruder aufforderte nach Umbrien zu rücken und sich dort mit ihm zu verbinden. Claudius verließ deshalb mit 3000 Mann in der Nacht sein Lager und eilte in unglaublich kurzer Zeit nach der umbrischen Stadt Sena, in deren Nähe sein Kollege und Hasdrubal mit ihren Heeren standen. Das kühne Wagstück gelang. Hasdrubal wurde von den beiden Consuln am Flusse Metaurus gänzlich geschlagen 207 v. Chr., er selbst fiel, und sein Heer wurde völlig vernichtet. Claudius Nero kehrte nach einer vierzehntägigen Abwesenheit glücklich in sein Lager zurück, noch ehe Hannibal seine Abwesenheit bemerkt hatte.

Hannibal zog sich nach der Schlacht am Metaurus nach Bruttium zurück und verfuhr seitdem bloß vertheidigungsweise. Die Römer bestraften die abgefallenen Staaten und brachten 206 v. Chr. die Lukaner, Hannibals letzte Bundesgenossen, wieder zur Unterwerfung. Im folgenden Jahre landete zwar Hannibals Bruder Mago mit einem Heere in Oberitalien, vermochte aber nicht etwas Wichtiges zu unternehmen und noch weniger sich mit Hannibal zu vereinigen. Die Römer erwählten den durch die Besiegung Spaniens berühmten jungen P. Cornelius Scipio für das Jahr 205 v. Chr. zum Consul. Scipio hatte bereits in Spanien mit zwei numidischen Fürsten Verbindungen angeknüpft, mit Syphax, dem Könige der Masäsyler oder westlichen Numidier im heutigen Algerien, und mit dem ostnumidischen Fürstensohne Masinissa, der in Spanien den Karthagern gedient hatte. Es wird erzählt, Scipio habe von Spanien aus dem Syphax in Afrika einen Besuch gemacht und sei an dessen Hof mit Hasdrubal, Gisko's Sohn, zusammengetroffen. Scipio gedachte nach Afrika überzusetzen und den Krieg durch einen Angriff auf Karthago zu endigen. Es wurde ihm Sicilien als Amtsbezirk angewiesen, mit der Erlaubniß nach Afrika hinüberzu-

gehen, wenn es ihm heilsam für die Republik scheine. Diese Erlaubniß war nicht ohne heftigen Widerspruch ertheilt worden, weil die Mehrzahl der Senatoren seinen Absichten entgegen war. Es wurden deshalb dem Scipio auch nicht die zu seinem Unternehmen nöthigen Truppen, Schiffe und Kriegsbedürfnisse bewilligt. Hier aber zeigte sich der große Einfluß einer angesehenen römischen Familie. Auf Scipio's Ruf strömten Schaaren von Freiwilligen herbei, und die italischen Staaten beeilten sich, ihm Schiffe auszurüsten und ihn mit allem Nöthigen zu versehen. Die Zeit seines Amtsjahres und einen Theil des folgenden verwandte Scipio auf die Kriegsrüstungen; erst im Spätsommer 204 v. Chr. setzte er nach Afrika über. Sobald er gelandet war, schloß sich Masinissa ihm an; den Syphax hingegen hatten die Karthager dadurch für sich gewonnen, daß sie ihm die schöne Sophonisbe, Hasdrubal's Tochter, zur Gemahlin gegeben hatten. Der Winter verging ohne bedeutendere Unternehmungen und unter Unterhandlungen. Im Frühjahr aber gelang es Scipio die beiden getrennten Lager des Syphax und der Karthager, deren Zelte aus Holz und Rohr bestanden, in Brand zu stecken und den Feinden einen großen Schaden zuzufügen. Nachdem die Karthager in offener Feldschlacht noch eine zweite Niederlage erlitten hatten und Syphax von Masinissa gefangen genommen worden war, wurden Hannibal und Mago aus Italien abberufen. Mago starb auf der Ueberfahrt an seinen Wunden. Hannibal aber, welcher mit schwerem Herzen Italien verlassen hatte, landete im Herbste 203 v. Chr. an der Küste seiner Heimath. Angeknüpfte Unterhandlungen führten zu keinem Resultat; eine entscheidende Schlacht war daher unvermeidlich. Im Oktober 202 v. Chr. stießen beide Heere bei Zama, südlich von Tunis, fünf Tagereisen von Karthago, auf einander. Eine mündliche Unterredung der beiden größten Männer ihrer Zeit hatte keinen Erfolg, da Scipio unbedingte Unterwerfung verlangte. Am Tage nach der Unterredung wurde die Schlacht bei Zama geliefert. Hannibal wurde so gänzlich geschlagen, daß er nur mit einem kleinen Theil seines Heeres nach Adrumetum entkam. Von da begab er sich nach Karthago und bot alles auf, um seine Landsleute zum Frieden zu bewegen. Scipio stellte folgende Bedingungen: Karthago verzichtet auf alle Besitzungen außerhalb Afrika; es führt keinen Krieg ohne Erlaubniß der Römer; es liefert alle Kriegsschiffe bis auf zehn aus, ebenso alle Kriegselephanten, Gefangenen und Ueberläufer; es giebt dem Masinissa alle seine Besitzungen zurück; es zahlt den Römern innerhalb 50 Jahren 10,000 Talente. Karthago nahm die Bedingungen an, und es begaben sich römische und karthagische Gesandte nach Rom, wo der Senat und das Volk die Friedensbedingungen bestätigten 201 v. Chr.

Hannibal's Ende.

Hannibal war im Frieden ein ebenso ausgezeichneter Staatsmann, wie er sich im Kriege als großer Feldherr bewiesen hatte. Er wurde zur ersten obrigkeitlichen Person des Staates, zum Suffeten (S. 87), ernannt und unternahm die heilsamsten Verbesserungen der Verfassung und Verwaltung; er beschränkte die Gewalt der Hundertmänner, welche den drückendsten Despotismus ausübten,

und brachte in die Finanzen eine solche Ordnung, daß die Karthager schon im zehnten Jahre des Friedens den Römern den ganzen Tribut zu zahlen vermochten. Aber eben dieser Kampf gegen alle Mißbräuche des Staates regte seine Gegner auf; sie klagten ihn in Rom an, daß er mit dem König Antiochus von Syrien in geheime Verbindung gegen Rom getreten sei, und zwangen ihn auf diese Weise, sich dem drohenden Verderben durch die Flucht zu entziehen (195 v. Chr.). Er begab sich über Tyrus, wo er die ehrenvollste Aufnahme fand, nach Syrien zum König Antiochus, welcher ihn mit der größten Auszeichnung behandelte. Der von Hannibal dem Antiochus ertheilte Rath, den Krieg nach Italien zu versetzen, kam nicht zur Ausführung, und in den nach der Schlacht bei Magnesia (190 v. Chr.) dem Antiochus gestellten Friedensbedingungen wurde auch die Auslieferung Hannibals verlangt. Hannibal entfloh zuerst nach Kreta, wo er einige Jahre zubrachte, und begab sich dann zum König Prusias nach Bithynien und leistete diesem im Kriege gegen den Römerfreund Eumenes von Pergamum nützliche Dienste. Als Titus Quinctius Flamininus als römischer Gesandter nach Bithynien kam, entehrte er den römischen Namen durch eine unwürdige Verfolgung des großen Karthagers. Prusias gab sich bereitwillig zum Werkzeuge her und ließ Hannibals Wohnung von Soldaten umstellen, um ihn gefangen zu nehmen. Als Hannibal keine Möglichkeit zu entkommen sah, tödete er sich durch Gift 183 v. Chr. In demselben Jahre starb auch sein großer Gegner Scipio Afrikanus und der ausgezeichnete Feldherr des achäischen Bundes Philopömen. Den Ruhm eines großen Feldherrn und Staatsmannes hat niemand dem Hannibal zu bestreiten gewagt. Man rühmt die Kühnheit seiner Plane, seine Raschheit und Besonnenheit bei der Ausführung, den unerschütterlichen Muth, dem kein Hinderniß zu groß schien, und vorzüglich die Gewalt, welche Hannibal über die Gemüther der Seinigen übte, so daß er in sein aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen zusammengesetztes Heer Einheit zu bringen im Stande war. Livius tadelt an ihm aber auch große Fehler, besonders unmenschliche Grausamkeit und punische Treulosigkeit; doch die Geschichte, wie Livius selbst sie erzählt, bestätigt die Vorwürfe nicht.

Die Kriege in Asien und Griechenland bis zur Zerstörung von Korinth.

Nach Beendigung des zweiten punischen Krieges wandten sich die Römer gegen Hannibals Bundesgenossen Philipp von Macedonien. Der Krieg begann 200 v. Chr. und wurde von T. Quinctius Flamininus durch die Schlacht bei Kynoskephalä in Thessalien 197 v. Chr. beendigt. Philipp mußte 1000 Talente zahlen, seinen Sohn Demetrius als Geisel stellen, durfte nicht mehr als 5000 Soldaten und 5 Schiffe halten, ohne Genehmigung des römischen Senates keinen Krieg führen und mußte endlich aus allen griechischen Städten seine Besatzungen ziehen. So wurde die mächtige Monarchie zu einem kleinen, von allen Seiten beschränkten Staate herabgedrückt und der Einfluß gänzlich aufgehoben, welchen Macedonien seit der Schlacht bei Sellasia (S. 457) auf Griechenland ausgeübt hatte. Bei der Feier der isthmischen Spiele ließ Flamininus durch einen Herold verkünden, daß die Römer alle griechischen Städte und

Völker, welche bisher unter Philipp gestanden, für frei und unabhängig erklärten. Die Griechen brachen bei dieser Mittheilung in maßlosen Jubel aus, aber diese Unabhängigkeits-Erklärung war theils von Seiten des Flamininus nicht ehrlich gemeint, theils diente sie nur dazu die Zwietracht unter den Griechen von neuem anzuregen.

Nach der Besiegung des macedonischen Königs erhielten die Römer bald Gelegenheit ihre Herrschaft auch nach Asien und Aegypten hin auszudehnen. Das ägyptische Volk war ganz erschlafft und verweichlicht, die Regierung machtlos, und die meisten Könige starben eines gewaltsamen Todes. Nach der Ermordung von Ptolemäus IV. Philopator 204 v. Chr. hatten die Römer die Obervormundschaft über seinen minderjährigen Sohn Ptolemäus V. Epiphanes erhalten und behandelten Aegypten wie ein unterworfenes Land.

In Syrien herrschte von 224 bis 187 v. Chr. Antiochus III. der Große, ein unternehmender und kräftiger Mann, welcher das tiefgesunkene seleucidische Reich wieder hob. Durch Eroberung griechischer Städte in Kleinasien und durch Besetzung des thracischen Chersones wurde Antiochus in einen Krieg mit den Römern verwickelt, welche sich jetzt in alle griechischen Angelegenheiten mischten. Antiochus folgte nicht dem Rathe Hannibals, den Krieg nach Italien zu versetzen, sondern ging 192 v. Chr. auf die Einladung der mit Rom entzweiten Aetoler mit seinen Truppen nach Griechenland. Hier wurde er 191 v. Chr. von Manius Acilius Glabrio bei den Thermopylen geschlagen, sein Heer vernichtet und er selbst entfloh nach Asien. Im J. 190 v. Chr. ging der Consul L. Cornelius Scipio, den sein Bruder Scipio Afrikanus begleitete, nach Asien und beendigte den Krieg durch die Schlacht bei Magnesia am Berge Sipylus. Antiochus mußte alle Länder diesseits des Taurus oder fast ganz Kleinasien abtreten, innerhalb zwölf Jahren 15,000 Talente Kriegskosten zahlen und alle seine Kriegsschiffe und Elephanten den Römern übergeben. Bei dieser Gelegenheit, bei den Friedensunterhandlungen und später, als römische Kommissäre die asiatischen Angelegenheiten ordneten, wurde dem Osten der Erde die römische Weltherrschaft förmlich kund gemacht. Fast alle Staaten von Asien brachten den Römern ihre Huldigung dar und schickten Gesandte nach Rom, um sich die Gunst der Herrn der Erde zu erbitten.

Während dieser Kämpfe in Griechenland und Asien, welche Rom der Weltherrschaft immer näher brachten, hatten die Römer in den Kriegen mit den noch unverdorbenen und kräftigen Galliern, Ligurern und Spaniern eine treffliche Kriegsschule. In Spanien wurde die römische Herrschaft nur unter den hartnäckigsten Kämpfen gegründet. Roms Macht wuchs von Jahr zu Jahre, und das Verhalten der Römer gegen andere Völker wurde immer ungerechter, selbstsüchtiger, hinterlistiger und grausamer. So übten die Römer gegen Philipp von Macedonien einen immer härteren Druck und ließen ihm seine Abhängigkeit auf eine kränkende Weise fühlen, obgleich Philipp ihnen im Kriege gegen Antiochus gute Dienste geleistet hatte. Philipp kannte seine Lage sehr gut und suchte sich in eine wehrhafte Stellung zu setzen. Er verbesserte die Verwaltung seines Reiches, vermehrte die Zölle an

den Küsten, benutzte seine Bergwerke besser, übte seine Truppen tüchtig ein und führte viele Thracier nach Macedonien, um die Bevölkerung zu vermehren. Die Römer suchten ihm auf jede Weise entgegen zu wirken, sie unterstützten seine Gegner, liehen den ungerechten Klagen derselben willig Gehör und entschieden, so oft sie als Schiedsrichter auftraten, immer gegen Philipp. Es trat deshalb zwischen dem macedonischen König und den Römern eine heftige Spannung ein. Um Zeit zu gewinnen schickte Philipp seinen zweiten Sohn Demetrius nach Rom, welcher früher einige Jahre als Geisel daselbst gelebt und sich bei den römischen Großen beliebt gemacht hatte. Demetrius benahm sich in Rom so klug, daß der Senat erklärte, er wolle um des Demetrius willen, da dieser ein aufrichtiger Freund des römischen Volkes sei, dem Philipp verzeihen. Diese Antwort erregte Mißtrauen und Zwiespalt in der königlichen Familie. Perseus, der ältere Sohn Philipps, wußte in seinem Vater einen solchen Argwohn zu erregen, daß dieser den Demetrius verfluchte und töden ließ. Philipp starb 179 v. Chr., ehe der Kampf mit den Römern zum Ausbruche kam, und es folgte ihm sein Sohn Perseus in der Regierung. An Haß gegen Rom und an Geneigtheit das Joch desselben abzuschütteln fehlte es auch in Griechenland nicht; aber bei der herrschenden Verdorbenheit bildeten sich in den griechischen Freistaaten zwei Parteien; die Edleren suchten die Selbständigkeit ihres Staates zu behaupten, während die Feigen und Selbstsüchtigen ihn an die Römer verriethen. Dem Hasse und der Geneigtheit zum Widerstande wirkte die lähmende Furcht entgegen, welche Roms Macht und Glück erzeugten. Den meisten vaterländischen Sinn zeigte noch der achäische Bund, so lange Philopömen an dessen Spitze stand; auch behauptete er in dem Verkehre mit Rom, noch eine gewisse Selbständigkeit. Allein die Römer suchten ihn zu schwächen und die einzelnen Bundesglieder zum Abfalle zu reizen. In Asien war ebenfalls vielfacher Anlaß zu gerechtem Unwillen gegen Rom. Die Könige von Syrien, Pontus, Kappadocien und Bithynien sahen sich in allen ihren Schritten gegen die Vergrößerungssucht des den Römern befreundeten Eumenes durch Rom's gebieterische Befehle gehemmt. Perseus schloß mit Prusias von Bithynien und Seleucus IV. von Syrien Verwandtschaftsbündnisse. Auch trat er mit dem von Rom bedrängten illyrischen König Gentius in Verbindung. Eumenes II. von Pergamum gab sich alle Mühe, die Römer zum Kriege gegen Macedonien zu reizen. Er reiste 173 v. Chr. nach Rom und zählte in einer Rede, welche er im Senate hielt, ein ganzes Register von Vergehungen und die ganzen Streitkräfte und Hülfsmittel des Perseus her. Der Krieg begann 171 v. Chr. Es gehörte bereits zur Politik der Römer, beim Ausbruch eines Krieges andere Staaten zu bearbeiten, zu locken und zu schrecken. Auch jetzt war es den diplomatischen Künsten der Römer mittelst wiederholter Gesandtschaften nach Aegypten, Asien und Griechenland gelungen, andere Staaten von der Unterstützung des Perseus und diesen selbst unter dem Scheine neuer Unterhandlungen von der eifrigen Betreibung seiner Rüstungen abzuhalten. Perseus beging Fehler über Fehler. Sein Geiz hinderte ihn, die Hülfe zu erlangen, welche der König Gentius

von Illyrien und das mit Germanen vermischte gallische Volk der Bastarner, das im Norden der Donau wohnte, ihm für geringes Geld anboten. Eben so war sein Geiz schuld daran, daß sich die Unterhandlungen zerschlugen, welche der mit den Römern in Spannung gerathene Eumenes mit ihm anknüpfte. Demohngeachtet waren die Römer in diesem Kriege drei Jahre lang nicht glücklich, weil ihr Heer schlecht geführt und durch Plünderungen verdorben wurde. Daher wurde im Jahre 168 v. Chr. dem Consul Lucius Aemilius Paullus, welcher bereits in einem Kriege mit den Ligurern sein Feldherrn-Talent bewiesen hatte, dieser Krieg übertragen, und von ihm in der Schlacht bei Pydna Perseus entscheidend besiegt. Weit mehr um seine Schätze, als um seine Ehre besorgt, entfloh Perseus mit seinem Gelde, seiner Gemahlin und seinen Kindern nach der Insel Samothrace. Ein Kreter versprach ihm, ihn mit seinen Schätzen zu Schiffe an die thracische Küste zu bringen, segelte aber davon, als das Geld eingeschifft war. Perseus mußte sich dem die Insel belagernden römischen Befehlshaber ergeben, wurde nach Rom gebracht, dort mit den Seinigen im Triumphe des Aemilius Paullus mit aufgeführt und starb einige Jahre nachher im Gefängniß zu Alba.

Die Macedonier, von ihrem Könige verlassen, unterwarfen sich dem Sieger. Das Verfahren gegen Macedonien zeigt die eigennützige und hinterlistige Politik der Römer. Macedonien wurde für frei erklärt, aber in vier Bezirke oder vier besondere Staaten getrennt; es sollte nur die Hälfte der Abgaben, welche es seinen Königen entrichtet hatte, den Römern bezahlen, aber es mußte auch jetzt die Kosten einer vierfachen Regierung tragen. Die Gold- und Silberminen und die Staatsdomänen sollten unbenutzt bleiben, kein Holz zum Schiffsbau mehr gefällt werden. Endlich wurde jeder Handelsverkehr und alle Heirathen zwischen den Bürgern der vier neuen Staaten verboten. Schon hieraus ging die Absicht der Römer, Macedonien ohnmächtig und unschädlich zu machen, hervor. Noch deutlicher zeigte sich dieses, als alle Macedonier, welche jemals bei der Staatsverwaltung oder im See- oder Kriegsdienst angestellt gewesen waren, sowie alle Reichen mit ihren Familien unter Androhung der Todesstrafe gezwungen wurden, ihre Heimath zu verlassen und sich nach Italien überzusiedeln.

Im Jahre 168 v. Chr. wurde auch Illyrien von den Römern unterworfen, in ähnlicher Weise wie Macedonien behandelt und in drei Theile getheilt. Die Epiroten wurden von Aemilius Paullus auf Befehl des Senates auf eine wahrhaft schauderhafte Weise dafür gestraft, daß sie sich dem Perseus angeschlossen hatten; 70 Städte von Epirus wurden rein ausgeplündert, die Mauern niedergerissen und 150,000 Einwohner als Sklaven weggeführt. Auch Eumenes und die Rhodier mußten harte Kränkungen dafür erdulden, daß sie während des Krieges mit Perseus in ihrer Treue gegen die Römer geschwankt hatten. Die von Rom abhängigen asiatischen Könige und die griechischen Städte wetteiferten in knechtischer Unterwürfigkeit und kriechender Schmeichelei. Prusias von Bithynien nannte sich einen Freigelassenen des römischen Volkes und die römischen Senatoren seine rettenden Götter; er küßte, als er nach der Besiegung des Perseus persönlich seine Glückwünsche darbrachte, die Schwelle

des Senats. Auch Masinissa blieb in diesen kriechenden Schmeicheleien nicht zurück. Von Aegypten und Syrien an bis nach Spanien und Numidien beugten sich alle Völker unter das römische Joch. Gegen die Griechen erlaubten sich die Römer die größte Willkür. Es gab in allen griechischen Städten Ehrgeizige und Habsüchtige, welche den Römern hülfreiche Hand leisteten, und ihre Mitbürger in's Verderben stürzten. In Aetolien, Akarnanien und Böotien wurden auf die Angaben schlechter Menschen viele besseren Bürger als vorgebliche Anhänger des Perseus aufgegriffen und nach Italien geschleppt. Unter den Achäern machte Kallikrates, ein schändlicher und bestechlicher Mensch, den Ankläger. Tausend Achäer, die edelsten und geachtetsten Männer, und unter ihnen der berühmte Geschichtschreiber Polybius wurden nach Rom gebracht, um sich wegen des Vorwurfs zu verantworten, mit Perseus in geheimen Einverständniß gewesen zu sein. Sie wurden, ohne je Gehör zu erlangen, in die etrurischen Städte vertheilt und erhielten, trotz wiederholter Bitten des achäischen Bundes, erst nach 17 Jahren die Erlaubniß in ihr Vaterland zurückzukehren. Von den tausend Männern waren aber nur noch dreihundert am Leben.

In Macedonien warf sich 150 v. Chr. Andriskus, ein Myser von niederer Herkunft, welcher sich Philipp nannte und für einen Sohn des Perseus ausgab, zum Herrscher auf. Ein römisches Heer unter dem Prätor P. Juventius Thalna wurde 149 v. Chr. geschlagen, und erst der Prätor Q. Cäcilius Metellus überwand den Andriskus, bekam ihn selbst gefangen und machte Macedonien zu einer römischen Provinz. In derselben Zeit entstand ein Streit zwischen Sparta und dem achäischen Bunde. Beide Theile wandten sich nach Rom, und der Senat schickte Abgeordnete als Schiedsrichter nach Griechenland (148 v. Chr.). Diese verkündeten auf einer Versammlung zu Korinth, daß alle nicht ursprünglich achäischen Städte, wie Sparta, Korinth, Argos und andere aus dem Bunde entlassen werden sollten. Diese Forderung erregte eine solche Wuth, daß der Pöbel sogleich über die anwesenden Spartaner herfiel, sie ins Gefängniß schleppte und einige tödtete. Die Achäer wählten einen entschiedenen Feind der Römer, Kritolaus, zum Strategen, und dieser vereitelte jeden Versuch der römischen Abgeordneten zur friedlichen Beilegung und bewog die Achäer, dem Worte nach den Spartanern, in der That aber den Römern, den Krieg anzukündigen. Darauf ertheilten die Römer dem Consul Lucius Mummius den Auftrag, mit einem Heere nach Griechenland überzusetzen und die griechischen Staaten zu unterwerfen (147 v. Chr.). Vergebens bot der edle Metellus, welcher damals den Krieg gegen Andriskus beendigt hatte, Alles auf, um die Achäer zu verständigen Beschlüssen zu bewegen; sie verhöhnten sogar seine Abgeordneten. Da brach er nach dem Peloponnes auf, ereilte bei der lokrischen Stadt Skarphea das achäische Heer und brachte ihm eine schmähliche Niederlage bei. Der Strateg Kritolaus war nach der Schlacht verschwunden, und es trat der vorjährige Strateg Diäus an seine Stelle. Dieser bewaffnete 12,000 Sklaven und bot die ganze Jugend des Landes auf. Mit diesen eilig zusammengerafften Schaaren lieferte Diäus auf der Landenge von Korinth dem Mummius, welcher 146 v. Chr. mit

24,000 Mann gelandet war, ein Treffen, wurde gänzlich geschlagen, entfloh nach Megalopolis und vergiftete sich daselbst. Das von seinen Vertheidigern verlassene Korinth wurde von Mummius besetzt; die Männer wurden getödet, Weiber und Kinder in die Sklaverei verkauft, die Stadt geplündert und dann niedergebrannt. Auch noch einige andere griechische Städte wurden geplündert und zerstört, ganz Griechenland wurde unter dem Namen Achaja 146 v. Chr. zu einer römischen Provinz gemacht.

Der dritte punische Krieg 149 — 146.

Karthago war nach dem zweiten punischen Kriege durch Handel und Gewerbsthätigkeit und bessere Verwaltung wieder zu großem Wohlstande gelangt; es war aber in drei feindliche Parteien getheilt, eine römische, welche das Heil des Staates von einer völligen Hingebung an Rom hoffte, eine numidische, welche von Masinissa Rettung für Karthago erwartete; und eine demokratische, welche noch Glauben an die eigene Kraft hatte und den Staat durch eine freie Verfassung gestützt wissen wollte. Auch waren die Karthager unaufhörlichen Beeinträchtigungen von Seiten Masinissa's ausgesetzt, welcher ihnen einen Landstrich nach dem anderen entriß. Dem Friedensschlusse zufolge durften sie keinen Krieg führen und mußten bei den Römern ihre Klagen anbringen, deren Abgeordnete stets zu Gunsten Masinissa's entschieden. Als Cato bei einer solchen Gelegenheit als Gesandter nach Karthago kam, erstaunte er über den blühenden Zustand der Stadt. Er schilderte dem Senate die von Karthago's wiederauflebender Macht drohende Gefahr und schloß seitdem alle seine Reden mit den Worten: „Uebrigens stimme ich dafür, daß Karthago zerstört werde." Diese Ansicht gewann immer mehr Anhänger, obgleich die scipionische Partei Karthago zu Roms eigenem Heil zu erhalten wünschte, weil sonst die Römer im Gefühle der Sicherheit leicht erschlaffen würden. In Karthago siegte endlich die demokratische Partei und vertrieb die Anhänger Masinissa's aus der Stadt. Darüber kam es zu einem Kriege mit Masinissa, in welchem Karthago unterlag, die Vertriebenen wieder aufnehmen und sich zu einer Zahlung von 5000 Talenten verpflichten mußte.

Die Römer betrachteten diesen Krieg als einen Friedensbruch und beschlossen den Untergang Karthago's. Sie wurden in diesem Entschlusse dadurch bestärkt, daß Utika, nächst Karthago die größte und reichste Stadt an der afrikanischen Küste, sich den Römern zu ergeben eilte (149 v. Chr.) und dadurch für den Krieg eine günstige Aussicht eröffnet wurde. Die Karthager suchten den herannahenden Sturm auf jede Weise zu beschwören und erboten sich zu jeder Genugthuung; sie erklärten, daß sie sich jeder Verfügung der Römer unterwerfen wollten. Die Römer hingegen benahmen sich mit wahrhaft teuflischer Hinterlist. Während die Consuln Manius Manilius und L. Marcius Censorinus sich mit 84,000 Mann nach Sicilien begaben, um von da nach Utika überzusetzen, nahm der Senat eine neue Gesandtschaft der Karthager mit scheinbarer Freundlichkeit auf und ertheilte das Versprechen leidlicher Bedingungen, wenn die Karthager 300 Kinder ihrer angesehensten Familien als Geiseln stellen und den Befehlen der Consuln in allen Stücken Folge leisten würden. Die Karthager schickten die Kinder zu den Consuln nach Sicilien; die Consuln aber gaben den Gesandten den Bescheid, sie

sollten die weiteren Befehle in Utika empfangen. In Utika verlangten die Consuln, Karthago solle alle seine Waffen, Kriegsmaschinen und Schiffe ausliefern. Auch dazu verstand sich die unglückliche Stadt, und die Flotte wurde vor den Augen der Karthager verbrannt. Jetzt befahl Censorinus mit finsterem Blick den Gesandten, auch den letzten Befehl des Senates zu erfullen: Die Karthager sollten ihre Stadt verlassen und sich 80 Stadien von der Meeresküste entfernt ansiedeln; denn die Stadt Karthago hätten die Römer zu zerstören beschlossen. Unter Jammergeschrei unterbrachen die Gesandten die Rede des Consuls und riefen die Götter zur Rache des gegen sie begangenen Betruges an. Die Gesandten wagten nicht, nach Karthago zurückzukehren, und als die Trauerbotschaft nach Karthago kam, brach ein förmlicher Aufstand aus. Das Volk rannte rasend durch die Straßen und schrie laut nach Rache und Krieg. Alle waren von dem Wunsche nach Rache beseelt und zur Vertheidigung bis zum Tode entschlossen. Einmüthig ward die empörende Forderung zurückgewiesen. Alle Klassen und Stände vereinigten sich zur einmüthigen Vertheidigung; Männer und Weiber, Jung und Alt waren Tag und Nacht mit der Herstellung neuer Vertheidigungsmittel beschäftigt. Tempel und öffentliche Gebäude wurden in Werkstätten verwandelt; allen Sklaven wurde die Freiheit geschenkt. Hasdrubal, welcher verbannt worden war, wurde zurückgerufen und ihm mit seinem Heere von 20,000 Mann, welches er um sich gesammelt hatte, die Vertheidigung außerhalb der Stadt übertragen. Ein anderer Hasdrubal befehligte in der Stadt. Die Römer hatten mit dem Angriffe gezögert, um den ersten Sturm der Verzweiflung vorübergehen zu lassen; als sie endlich zum Angriffe schritten, wurden sie wiederholt zurückgeschlagen. Sie mußten sich begnügen in einiger Entfernung von der Stadt ein Lager aufzuschlagen. Das römische Heer kam mehrmals in große Gefahr, aus welcher es nur durch Besonnenheit und Umsicht des Kriegstribunen Scipio Afrikanus des Jüngeren gerettet wurde. So verging das ganze erste Jahr des Krieges, und die Karthager faßten neuen Muth. Auch im Jahre 148 v. Chr. richtete der mit dem Kriege in Afrika beauftragte Consul L. Calpurnius Piso nichts gegen die Karthager aus. Im Anfange dieses Jahres starb auch Masinissa und sein Reich wurde unter seine drei Söhne vertheilt. Der unglückliche Gang des Krieges bewog die Römer den P. Cornelius Scipio Afrikanus den Jüngeren, den Sohn des Paullus Aemilius Macedonicus, welchen der Sohn des älteren Scipio Afrikanus an Kindesstatt angenommen hatte, zum Consul für das Jahr 147 v. Chr. zu wählen und ihm die Führung des Krieges in Afrika zu übertragen. Scipio war nach Rom gekommen, um sich um die Würde eines Aedilen zu bewerben, er hatte aber durch seine Tüchtigkeit bereits so sehr das allgemeine Vertrauen gewonnen, daß er zum Consul gewählt wurde. Er begab sich 147 v. Chr. mit einer bedeutenden Verstärkung nach Afrika und stellte zunächst die gesunkene Kriegszucht im Heere wieder her. Karthago schloß er durch verschiedene Werke immer enger und enger ein. Für das Jahr 146 auf's Neue zum Befehlshaber des Heeres vor Karthago ernannt, erstürmte er zuerst die Hafenstadt und drang dann in die Stadt selbst ein. Er richtete seinen An-

griff gegen die Burg. Drei mit hohen Häusern besetzte Straßen, welche zu der Burg führten, wurden von den Karthagern mit der ganzen Kraft der Verzweiflung vertheidigt. Scipio ließ die Häuser in Brand stecken und bahnte sich durch die rauchenden Trümmern und über die verstümmelten und verbrannten Leichname den Weg. Sechs Tage und sechs Nächte dauerte dieser fürchterliche Kampf. Als endlich die Burg erreicht war, erschienen Abgeordnete und baten für 50,000 Männer und Weiber, welche sich in dieselbe geflüchtet hatten, um Gnade und erhielten sie. Nur 900 Ueberläufer vertheidigten sich noch in dem auf einer Anhöhe gelegenen Tempel des Aeskulap und endeten zuletzt in den Flammen des von ihnen selbst angezündeten Gebäudes ihr Leben. Siebzehn Tage noch wütheten die Flammen in der unglücklichen Stadt. Die Gebäude, welche das Feuer verschont hatte, wurden niedergerissen und eine Verwünschung gegen jeden ausgesprochen, der die Stadt wieder aufbauen würde. Das Gebiet von Karthago wurde für eine römische Provinz erklärt.

Der Krieg in Spanien.

Spanien war schon seit dem zweiten punischen Krieg eine römische Provinz, in welcher aber die römischen Statthalter fast ununterbrochen Krieg zu führen hatten. Zu den muthigsten und zugleich gefährlichsten spanischen Völkern gehörten die Lusitanier, welche zwischen den Flüssen Tajus (Tajo) und Minius (Minho) wohnten. Nachdem der Prätor Servius Sulpicius Galba 151 v. Chr. von den Lusitaniern gänzlich geschlagen worden war und fast sein ganzes Heer verloren hatte, drang er 150 v. Chr. von zwei Seiten in Lusitanien ein und trieb die Lusitanier so in die Enge, daß sie um Frieden baten. Galba nahm die angebotene Unterwerfung mit erheuchelter Freundlichkeit an und stellte sich, als ob er die Räubereien der Lusitanier ihrer Armuth und der Unfruchtbarkeit ihres Bodens zuschreibe. Er erbot sich, ihnen bessere Wohnsitze zu geben, lockte auf diese Weise mehrere Tausend aus ihren Bergen heraus, theilte diese in drei Abtheilungen und ließ sie, nachdem sie die Waffen niedergelegt hatten, umzingeln und niederhauen. Ein furchtbarer Rachekrieg war die Folge dieser unerhörten Grausamkeit. Dem schwer verletzten Volke erstand aus den Wenigen, welche dem Blutbade entronnen waren, ein Rächer. Es war dieses Viriathus, ein Hirt, welcher sich früher auch als Führer von raublustigen Schaaren ausgezeichnet hatte. Er war ein kühner, kluger und hochherziger Mann, welcher alle Oertlichkeiten kannte und zu benutzen verstand und ein wahres Feldherrn-Talent entwickelte. Er ermüdete die römischen Heere dadurch, daß er hin und her zog, er täuschte sie auf die listigste Weise, überfiel sie aus dem Hinterhalt, lockte sie durch verstellte Flucht an gefährliche Stellen, vernichtete ganze Heere und brachte den Römern eine Niederlage nach der andern bei. Nach vier Jahren erstreckte sich der Einfluß des Viriathus und der von ihm erregte Aufstand bis zum Guadalquivir im Süden und bis zum Ebro im Osten. Im Jahr 141 v. Chr. schloß Viriathus ein römisches Heer in einem lusitanischen Gebirgspaß in ähnlicher Weise ein, wie die Samniten das Heer des Postumius in den caudinischen Pässen. Er konnte das römische Heer vernichten, aber er entließ es ungekränkt unter der Bedingung,

daß Friede sein und beide Völker den gegenwärtigen Besitzstand anerkennen sollten. Das römische Volk bestätigte den Vertrag. Allein schon im folgenden Jahr wußte der Consul Q. Servilius Cäpio, welcher als Statthalter nach Spanien geschickt worden war, den Senat zu der Erlaubniß zu bewegen, den Frieden brechen zu dürfen. Obgleich Viriathus ein so treuloses Verfahren nicht erwartet und seine Kriegsgefährten entlassen hatte, wußte er doch dem Kampfe so lange geschickt auszuweichen, bis er wieder Mannschaft um sich versammelt hatte. Cäpio konnte im offenen Kampfe dem Viriathus nichts anhaben und nahm deshalb seine Zuflucht zu einer Schändlichkeit. Er benutzte dazu eine mit Viriathus angeknüpfte Unterhandlung, bestach die lusitanischen Unterhändler, und diese ermordeten den Viriathus (140 v. Chr.). Nun erst gelang es den Römern, die Lusitanier, welche nicht mehr zusammen hielten, auf ihre Berge zu beschränken.

Dagegen erregte der Consul Q. Pompejus durch seine Treulosigkeit einen neuen und schweren Krieg mit der im Norden von Spanien (im heutigen Altcastilien) gelegenen Stadt Numantia. Diese Stadt, welche nur 8000 Vertheidiger hatte, wiederstand mit wunderbarem Muthe den zahlreichen gegen sie ausgesandten römischen Heeren. Die Numantiner schlossen 137 v. Chr. den Consul C. Hostilius Mancinus und sein 20,000 Mann starkes Heer so ein, daß er um Frieden bat. Die Numantiner erklärten, daß sie den treulosen Römern nicht trauten und sich nur mit dem Quästor Tib. Sempronius Gracchus, den sie als redlichen Mann kennen gelernt hatten, in Unterhandlungen einlassen würden. Durch diesen kam ein Vertrag zu Stande, und das eingeschlossene Heer erhielt freien Abzug. Der Senat bestätigte aber den Vertrag nicht und nahm seine Zuflucht zu demselben elenden Kunstgriffe, durch welchen er sich früher mit den Samniten abzufinden gesucht hatte; er ließ den Consul Hostilius gefesselt nach Numantia bringen. Die Numantiner wiesen aber, wie die Samniten, diese Ausflucht mit Verachtung zurück. Die von den Römern geschickten Feldherrn hatten nicht einmal den Muth Numantia anzugreifen, und deshalb wurde 134 v. Chr. Scipio Afrikanus der Jüngere, der Besieger Karthago's, mit 60,000 Mann nach Spanien gesandt. Aber auch Scipio wagte kein Treffen, sondern schloß die Stadt durch Gräben und Wälle vollständig ein. Als der Hunger die Numantiner schon gezwungen hatte Menschenfleisch zu essen und alle Aussicht auf Rettung verschwunden war, tödeten sie sich und ihre Weiber und Kinder und überließen dem Sieger nur eine menschenleere und verwüstete Stadt 133 v. Chr.

Nachdem die Römer Sicilien unter ihre Botmäßigkeit gebracht hatten, behielten sie dasselbe unter dem Namen einer römischen Provinz als ein für sich bestehendes nationales Ganze dauernd unter ihrer Herrschaft. Später wurden auch Sardinien, das cisalpinische Gallien, Hispanien, Macedonien, Illyrien, Afrika und Asien zu römischen Provinzen gemacht. Jedes dieser Länder erhielt eine eigenthümliche Einrichtung und bestand als ein besonderes, dem römischen Staate unterthäniges Reich fort. Es blieben zwar römische

Die Provinzen.

Truppen in den Provinzen, sie wurden aber auf den Friedensfuß eingerichtet, und der Befehlshaber derselben übernahm zugleich die Leitung der bürgerlichen Verwaltung. Anfangs wurden Prätoren als Befehlshaber in die Provinzen geschickt und deshalb die Zahl der Prätoren vermehrt; später blieben sie während ihres Amtsjahres in Rom und gingen erst nach diesem in die Provinzen. Auch wurden den Consuln theils während, theils nach Verlauf ihres Amtsjahres Provinzen ertheilt. Bisweilen wurde auch ein gewesener Prätor als Proconsul oder ein gewesener Quästor als Proprätor, ja selbst ein Privatmann mit einem außerordentlichen Imperium in eine Provinz geschickt. Die mit dem Imperium verbundene Würde begann gleich vor den Thoren von Rom und dauerte bis zur Rückkehr dahin; wer einmal die Stadt verlassen und das Imperium übernommen hatte, durfte vor Niederlegung desselben nicht wieder nach Rom zurückkehren. Die eigentliche Amtsgewalt übernahm er aber erst bei der Ankunft in der Provinz, gewöhnlich in einer bedeutenden Stadt derselben, wo ihn die angesehensten Männer und Abgeordnete der verschiedenen Städte begrüßten. Zur Unterstützung in seinen bürgerlichen oder militärischen Amtsverrichtungen hatte der Statthalter seine Legaten; für den Sold und die Bedürfnisse der Truppen, so wie für die Erhebung der Einkünfte der Provinz sorgte der Quästor. Während seines Amtsjahres durfte der Statthalter die Grenzen seiner Provinz ohne Befehl des Senates nicht überschreiten. Den einzelnen Städten der Provinz ließen die Römer ihre Verfassung; doch erlaubten sich die Statthalter nicht selten Eingriffe. Die städtischen Gemeindeländereien und die königlichen Besitzungen wurden in römisches Staatsland umgewandelt; die Privatäcker blieben den Eigenthümern. Die Verhältnisse der einzelnen Provinzialstädte zu Rom waren sehr verschieden, da die Römer die einzelnen Bestandtheile der Provinz vermittelst des verschiedenen Interesses derselben von einander zu trennen suchten. Die Abgaben waren sowohl in den einzelnen Provinzen als auch wieder in den einzelnen Städten einer Provinz verschieden. Die meisten dieser Abgaben wurden von den Censoren an die Staatspächter verpachtet, welche wieder ihre Untereinnehmer hatten. Zu den regelmäßigen Abgaben kamen noch außerordentliche Auflagen. Diese wurden um so drückender, je größere Willkür sich die Prätoren dabei erlaubten und je mehr sich mit der Erweiterung des römischen Staates Habsucht und Luxus und jegliche Laster in Rom verbreiteten. Die römischen Magistrate, welche ihre Vermögensumstände durch die bei den Wahlen üblich und nöthig gewordenen Bestechungen zerrüttet hatten, suchten durch die Bedrückungen der Provinzen das Aufgewendete vielfach wieder zu gewinnen. Es ging so weit, daß die Statthalter nicht nur für sich unermeßliche Schätze aufzuhäufen bemüht waren, sondern sogar für die ihnen befreundeten Aedilen in Rom, welche Spiele zu geben hatten, wilde Thiere, Kunstwerke und sogar Geld erpreßten. Das Beispiel des Statthalters ahmten gewöhnlich dessen Begleiter nach, und die Steuerpächter erlaubten sich die schändlichsten Bedrückungen. Daher sahen sich die Provinzialen oft in der Nothwendigkeit, Anleihen mit großen Wucherzinsen zu machen, durch welche sie vollends zu Grunde gerichtet wurden.

In Beziehung auf die Rechtspflege erließ der Statthalter bei seiner Ankunft ein Edict, in welchem er mit Berücksichtigung des Edictes des städtischen Prätors in Rom die Grundsätze seiner Verwaltung entwickelte. Während des Winters reiste er in der Provinz umher und hielt an den von ihm bestimmten Orten Landtage, um Recht zu sprechen und die Streitigkeiten zu schlichten. Auf diesen Conventen fanden sich auch die in der Provinz sich aufhaltenden Römer ein und bildeten einen eigenen Convent. Ueber seine Verwaltung mußte der Prätor nach seiner Rückkehr aus seinen und seines Quästors Büchern Rechnung ablegen.

Als kein Volk mehr übrig war, welches den siegreichen Waffen der Römer einen dauernden und kräftigen Widerstand entgegensetzen konnte, ging mit dem ganzem Leben der Römer eine große Veränderung vor, welche den römischen Staat mit reißender Schnelligkeit seinem Untergange entgegenführte. Mit den Schätzen der eroberten Länder zogen auch Luxus und Schwelgerei, Sittenlosigkeit und Habsucht und alle Laster triumphirend in Rom ein. Der zur Erlangung der höheren Staatsstellen nöthig gewordene Aufwand und das Zusammenhalten der Nobilität, welche hartnäckig das Emporkommen noch nicht berühmter Familien zu verhindern suchte, hatten die höchsten Staatsämter in die Hände einer kleinen Zahl von Familien gebracht. Während diese durch Verwaltung der Magistraturen und namentlich in den Provinzen und durch die in denselben schamlos verübten Erpressungen ungeheure Reichthümer aufhäuften und alle Vortheile des Staates wie ihr ererbtes Eigenthum betrachteten, versank der größere Theil des Volkes durch die immerwährenden Kriegsdienste, Theuerung und Wucher in immer drückendere Armuth. Ein wohlhabender Mittelstand, die Stütze des Staates, fehlte gänzlich, und immer greller trat der Gegensatz zwischen einer kleinen Zahl unermeßlich reicher und dem fast bis zu Bettlern verarmten großen Haufen hervor. Der Kampf dieser beiden Parteien war um so hartnäckiger und um so erbitterter, je mehr die alten Tugenden und die guten Sitten verschwanden, welche einst den Kampf der Patricier und Plebejer in einer steten edlen Mäßigung erhalten hatten. Tiberius Gracchus.

Ein Hauptgegenstand der Klagen der ärmeren Bürger und des beginnenden Streites zwischen beiden Parteien waren die Verhältnisse der Ländereien. Durch die Unterwerfung von Italien war das römische Staatsland bedeutend vermehrt, dasselbe aber fast allein von den Reichen in großen Strecken in Besitz genommen und nur sehr selten zu kärglichen Ackeranweisungen an ärmere Bürger benutzt worden. Bei ihren Besitzungen auf dem Staatslande überschritten die Reichen das durch Licinius Gesetz (S. 539) bestimmte Maß von fünfhundert Jugera und entzogen sich überdies der Entrichtung des Zehnten, ja sie vereinigten nicht selten durch Kauf oder List und Gewalt mit ihren Besitzungen die benachbarten Felder der Armen. Die ärmeren Bürger hingegen wurden durch die beständigen Kriege von der Bebauung ihrer kleinen Hufe abgehalten, sahen sich genöthigt Schulden zu machen oder wohl gar ihren Acker zu verkaufen. Da nun nach der Ansicht der Römer Handel und ein

Gewerbe zu treiben für einen Bürger nicht ehrenvoll war, und die Reichen ihre Aecker nicht durch freie Tagelöhner bebauen ließen, so ergaben sich die bereits durch den anhaltenden Kriegsdienst aller regelmäßigen bürgerlichen Beschäftigung entwöhnten ärmeren Bürger immer mehr dem Müssiggange und den Lastern, welche sie in den eroberten Ländern kennen gelernt hatten. Dazu kam noch, daß aus allen Gegenden eine Menge liederliches Gesindel nach Rom strömte, und so in Rom ein großer Haufe von Menschen entstand, welcher weder Eigenthum, noch Lust zur Arbeit besaß.

Diesen Uebeln wollte der edle Tib. Sempronius Gracchus durch Erschaffung eines wohlhabenden Mittelstandes abhelfen und erneuerte zu diesem Zwecke das Gesetz des Licinius Stolo, daß niemand über 500 Jugera vom Staatslande besitzen, von diesem Besitze aber den gesetzlichen Zehnten abgeben solle. Denjenigen, welche Kinder hatten, gestattete er noch für diese die Hälfte des gesetzlichen Maßes, also 250 Jugera, zu besitzen. Das noch nicht in Besitz genommene Staatsland, sowie dasjenige, welches nach diesem Gesetze zurückgegeben werden mußte, solle von einer jährlich zu erwählenden Kommission von drei Männern zu gleichen Theilen als Eigenthum an arme Bürger vertheilt und diesen der Verkauf desselben verboten werden. Ferner solle in Zukunft jeder Besitzer von Staatsländereien unter seinen Hirten und Ackerleuten eine bestimmte Zahl freier Leute haben. — Manche wackeren Männer der herrschenden Aristokratie schenkten dem vorgeschlagenen Gesetze und dem ganzen Vorhaben des Gracchus ihren Beifall; dagegen fand das beantragte Gesetz auch wieder von Seiten der meisten Mitglieder des Senats und überhaupt derjenigen reichen Leute, welche große Strecken des Staatslandes in Besitz genommen hatten, den heftigsten Widerspruch. Die reichen Gutsbesitzer gewannen einen Kollegen des Gracchus, M. Octavius, für ihr Interesse, und dessen eingelegtes Veto hemmte die Verhandlung über das Gesetz. Gracchus aber machte von einem den Tribunen zustehenden Rechte Gebrauch und gebot durch ein Edict bis zu dem Tage, an welchem über seinen Vorschlag abgestimmt wäre, ein Justitium d. h. er hemmte die Amtsthätigkeit aller Magistrate. Als sich Octavius durch Bitten und Vorstellungen nicht bewegen ließ, seinen Einspruch zurückzunehmen, beantragte Gracchus dessen Amtsentsetzung, eine neue und unerhörte Maßregel, durch welche die Heiligkeit des Tribunates vernichtet wurde. Dieser Antrag ging durch, und Octavius wurde abgesetzt. Nun wurde auch das Ackergesetz angenommen, und Gracchus selbst wurde mit seinem Bruder und seinem Schwiegervater Appius Claudius mit der Ausführung beauftragt. Die Erbitterung der Reichen gegen Gracchus war groß, und der Senat hinderte durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel die Ausfuhrung des Gesetzes. Durch neue Anträge und Versprechungen suchte Gracchus seine Partei an sich zu fesseln, und nur in der Wiedererwählung zum Tribun hoffte er Schutz zu finden. Als die Wahl der Tribunen vorgenommen wurde, kam es zu einem förmlichen Kampf auf dem Forum, und man mußte die Volksversammlung auseinander gehen lassen. Am folgenden Tage kam das Volk zu einer neuen Versammlung auf dem Kapitol zusammen. Der Senat versammelte sich in einem

nahe gelegenen Tempel. Als der Consul Mucius Scävola sich weigerte zur Verhinderung von Gracchus Erwählung Gewalt anzuwenden, erklärte der Pontifex Maximus Scipio Nasica, einer der reichsten Gutsbesitzer, daß er den Staat retten wolle. Unbefugt stellt sich Scipio an die Spitze gleichgesinnter Senatoren, ein Haufe von Klienten und anderen Bürgern schließt sich ihnen an und mit Knütteln und Bankbeinen dringen sie in die Volksversammlung ein, in welcher bereits die größte Aufregung und Verwirrung herrscht. Das Volk floh auseinander; auch Gracchus ergriff die Flucht, stürzte und wurde erschlagen. Mit ihm erlagen noch dreihundert seiner Anhänger den Steinwürfen und Knüttelstreichen der Gegner. Ja die Rachsucht der meuterischen Gegner wüthete auf unmenschliche Weise noch gegen die Leichname und gegen die Angehörigen und Freunde der Erschlagenen. (133 v. Chr.)

Die Ackervertheilung hatte nur einen geringen Fortgang, theils wegen der Schwierigkeiten des Geschäfts, theils wegen der Machinationen der reichen Besitzer und des Senats. Vereitelte Hoffnung auf der einen Seite, bedrohter Besitz auf der andern erhielt die Partei des Volkes und der Nobilität in fortwährender Spannung gegen einander. Zehn Jahre nach der Ermordung des ältern Gracchus (123 v. Chr.) wurde sein Bruder, Cajus Gracchus, zum Volkstribun erwählt und versuchte das Werk seines Bruders zu vollenden, indem er durch eine Reihe von Gesetzen, theils einen wohlhabenden Mittelstand zu schaffen, theils die Macht der Nobilität und des Senates zu brechen bemüht war. Gracchus erneuerte das Ackergesetz seines Bruders, welches, wenn auch nicht abgeschafft, doch bei Seite geschoben war, und scheint die Ausführung eifrig betrieben zu haben. Um der drückenden Noth der Armen abzuhelfen, setzte Gracchus die Lex Frumentaria durch, welche verordnete, daß auf öffentliche Kosten Getraide angeschafft und monatlich aus dazu angelegten Magazinen jedem, welcher sich meldete, um einen geringen Preis verkauft werden sollte. Dieses Gesetz hatte eine sehr nachtheilige Wirkung, da jeder römische Bürger auf diese Unterstützung Ansprüche hatte und durch diese Ausgabe die Staatskasse erschöpft wurde. Nach mancherlei Veränderungen wurden durch den Volkstribun Clodius (58 v. Chr.) sogar ganz unentgeldliche Getraideaustheilungen eingeführt. In einem anderen Gesetze verordnete Gracchus, daß die Krieger außer dem Solde auch Kleider vom Staate erhalten sollten. Gegen die Oligarchie war das Gesetz gerichtet, welches dem Senate die Befugniß nahm, einem Dictator oder Consul das Recht über Leben und Tod in der Stadt zu übertragen. Den empfindlichsten Schlag versetzte Gracchus dem Senate durch seine Lex Judiciaria, nach welcher die Gerichte nicht mehr wie bisher bloß mit Senatoren besetzt, sondern zu 300 Senatoren 600 Ritter gewählt und diesen gemeinsam die Gerichte übergeben werden sollten. „Mit einem Schlage, rief Gracchus, als dieses Gesetz angenommen war, habe er den Senat zu Boden gestreckt." Ein anderes Gesetz verordnete, daß nicht bloß die Tribus, sondern durch ein zweites Loos auch die Centurie erloost werde, welche die Abstimmung beginnen solle. Die Latiner munterte Gracchus auf, das vollständige Bürgerrecht zu fordern und

Cajus Gracchus.

den übrigen italischen Bundesgenossen versuchte er die Rechte der Latiner zu verschaffen. Auch beantragte er Kolonien für gesunkene Municipien, namentlich Tarent und Capua. Auf seinen Antrag wurden neue Straßen in Italien angelegt und andere Bauten veranstaltet. Die Leitung dieser Arbeiten, die eine Menge Tagelöhner und Handwerker nährten, ließ er sich selbst übertragen und erfüllte die niedere Volksklasse mit Bewunderung seiner Thätigkeit. Gracchus gewann die Gunst des großen Haufens in so hohem Grade, daß ihm, ohne Bewerbung, das Tribunat auch für das nächste Jahr übertragen wurde. Der Senat gewann den Tribunen M. Livius Drusus, und dieser suchte dem Gracchus die Gunst des Volkes dadurch zu entreißen, daß er ihn durch andere demagogische Gesetzesvorschläge überbot. Während Gracchus zwei Kolonien beantragte, brachte Livius Drusus zwölf in Vorschlag. Die Gesetze des Drusus wurden zwar von dem Senate später in'sgesammt wieder umgestoßen, jetzt aber bereitwillig unterstützt. Das Volk durchschaute die fein gesponnene Intrigue nicht; es söhnte sich mit der Aristokratie einigermaßen wieder aus und wurde lau und gleichgültig gegen Gracchus. Auch schadete dem Gracchus bei den römischen Bürgern theils seine Absicht, den italischen Bundesgenossen das Bürgerrecht zu verschaffen, theils sein enges Verhältniß zu Fulvius Flaccus, welcher als ein roher Demagog vielen verhaßt war. Gracchus Ansehn war bereits im Sinken, als er durch seinen Kollegen Rubrius den Vorschlag thun ließ, außerhalb Italiens, und zwar an der Stelle, wo Karthago gestanden hatte, eine Kolonie zu gründen. Bisher waren römische Kolonien nur in Italien angelegt worden; die Abweichung von diesem Verfahren und zugleich die Wiederherstellung der unter Verwünschungen zerstörten Stadt mußten ihm und seiner Partei nothwendiger Weise schaden. Der Senat bewilligte ohne Widerstreben alles, was zur Gründung dieser ersten außeritalischen Kolonie nöthig war, und beauftragte Gracchus und seine Freunde Fulvius Flaccus und Rubrius mit der Einrichtung dieser Kolonie. Ihre Entfernung benutzte der Senat, um sie durch Livius Drusus ihres Ansehns und Einflusses völlig zu berauben. Der harte und grausame Aristokrat Opimius wurde für das Jahr 121 v. Chr. zum Consul erwählt, Gracchus hingegen fiel bei der Bewerbung um das Tribunat durch. Es wurden viele Wunderzeichen verkündet, welche den Unwillen der Götter über die Wiederherstellung Karthago's andeuteten, und ein dem Senat ergebener Tribun stellte den Antrag, daß der Beschluß wegen der Gründung dieser Kolonie zurückgenommen werde. Um die Zurückweisung dieses Antrags zu bewirken, eilten Gracchus und Fulvius nach Rom, und auch ihre Anhänger strömten vom Lande in die Stadt. Der Senat bekleidete den Consul mit dem militärischen Imperium, obgleich ein noch bestehendes Gesetz des Gracchus dieses untersagte. Ein starker Regen nöthigte an dem zur Berathung festgesetzten Tage die Volksversammlung aus einander zu gehen. Opimius aber ließ, weil ein Lictor im Gewühle getödet worden war, den Gracchus und Fulvius für den folgenden Tag vor sich laden. Beide Männer besetzten am nächsten Morgen mit ihren Leuten den aventinischen Hügel und versuchten mit dem Senat zu unterhandeln. Der Consul wies die Unterhandlungen zurück und griff den Aventin

mit bewaffneter Macht an. Eine Zeit lang leisteten ihm die Gegner Widerstand; dann liefen sie auseinander. Fulvius floh in das Haus eines Freundes, wurde von diesem verrathen und sogleich umgebracht. Gracchus flüchtete in einen Hain jenseits der Tiber und ließ sich daselbst von einem Sklaven töden. Gegen die überlebenden Anhänger des Gracchus wurde eine Untersuchung angestellt und gegen 3000 derselben gerichtlich ermordet 121 v. Chr. Das Meiste, was die beiden Gracchen durchgesetzt hatten, wurde theils förmlich aufgehoben, theils unwirksam gemacht. Das große Ziel der beiden Gracchen, die Verjüngung des römischen Staates, ward der Nation durch die Habsucht und Ränke der Aristokratie für immer entwunden. Niemand wird alle Mittel billigen, welche die beiden Männer für einen guten Zweck in Bewegung setzten; aber auch die Mittel waren nicht rühmlicher, welche die Aristokratie und der Senat anwandten, um einen edlen Zweck zu vereiteln.

Der Krieg, welchen die Römer von 112 bis 106 v. Chr. mit Masinissa's Enkel Jugurtha führten, zeigt die sittliche Verdorbenheit der römischen Aristokratie. Masinissa hatte sein Reich seinen drei Söhnen hinterlassen, von denen einer, Micipsa, nach dem Tode seiner Brüder, wiederum das ganze Reich vereinigte. Micipsa vertheilte bei seinem Tode sein Reich unter seine beiden Söhne Adherbal und Hiempsal und seinen Neffen Jugurtha 119 v. Chr. Jugurtha besaß militärisches Talent und große Klugheit, aber auch eine bis zur Verachtung aller göttlichen und menschlichen Gesetze gesteigerte Bosheit. Jugurtha ließ den Hiempsal ermorden und bedrängte den Adherbal so, daß dieser sich nach Rom begab und den Senat um Hülfe bat. Eine von Rom geschickte Kommission theilte, von Jugurtha bestochen, das Reich so, daß Jugurtha die bessere Hälfte erhielt. Demohngeachtet bekriegte Jugurtha den Adherbal bald wieder und belagerte ihn in Cirta (dem heutigen Konstantine). Zwei auf Adherbals Hülferuf geschickte römische Gesandtschaften wurden von Jugurtha bestochen, Adherbal zur Ergebung gezwungen und trotz der Zusicherung seines Lebens ermordet 112 v. Chr. Da der Tribun Memmius die ganze Angelegenheit vor die Volksversammlung zu bringen drohte, so schickte der Senat, um die Ehre des römischen Namens wiederherzustellen, den Consul Calpurnius Bestia mit einem Heere nach Afrika 111 v. Chr. Aber auch dieses drohende Ungewitter wußte Jugurtha abzulenken; er erkaufte von dem geldgierigen Consul und dessen durch seine Erbschleicherei bekannten Legaten Scaurus einen vortheilhaften Frieden. Der Tribun Memmius enthüllte diese Schändlichkeit und trug darauf an, den Jugurtha unter Zusicherung eines sicheren Geleites nach Rom zu fordern und ihn selbst über die ganze Sache zu vernehmen. Jugurtha erschien, seinen Uebermuth unter dem demüthigsten Aufzug verbergend. Als ihn aber Memmius in der Volksversammlung befragte, gebot ein anderer Tribun dem Könige Schweigen. Jugurtha ließ sogar in Rom einen seiner Verwandten ermorden und kehrte unter dem Schutze des sichern Geleites ungestört nach Afrika zurück 110 v. Chr. „Die Stadt ist feil, rief er, wenn sich nur ein Käufer findet.“ Zwar folgte dem Jugurtha ein römisches Heer unter dem Consul

Der Krieg mit Jugurtha.

Sp. Postumius Albinus, aber dieses wurde durch Bestechung, List und Tapferkeit so in die Enge getrieben, daß es zufolge eines schimpflichen Vertrages Numidien räumen mußte. Diese Schmach erregte in Rom allgemeine Bestürzung. Der Vertrag wurde verworfen, eine strenge Untersuchung und Bestrafung über die Schuldigen verhängt und der Consul Q. Cäcilius Metellus 109 v. Chr. nach Afrika geschickt. Metellus stellte die gesunkene Kriegszucht wieder her, und an seiner Umsicht und Festigkeit scheiterten die Künste des Jugurtha. Es wurde dem Metellus auch für das Jahr 108 v. Chr. die Führung des Krieges übertragen; Jugurtha wurde geschlagen und aus seinem Reiche vertrieben. Metellus hätte den Krieg im folgenden Jahre gewiß zu Ende gebracht, wäre ihm nicht unerwartet sein Legat Cajus Marius zum Nachfolger bestimmt worden. Marius war der Sohn eines Landmanns in einem Flecken bei Arpinum und ohne jede feinere Bildung und Sitte aufgewachsen. In dem Kriege gegen Numantia hatte er sich durch Klugheit und Tapferkeit ausgezeichnet und hatte später das Volkstribunat und dann auch die Prätur bekleidet. In dem Kriege gegen Jugurtha hatte er sich durch Tapferkeit die Achtung und durch sein herablassendes Wesen die Liebe des Heeres erworben. Jetzt wünschte er nun auch das Consulat zu erhalten und bat Metellus um Urlaub. Dieser rieth ihm erst wohlwollend ab und sagte, als Marius nicht nachließ, spottend: er möge nicht so eilen, er werde noch immer zeitig genug sich mit seinem Sohn um das Consulat bewerben können. Metellus Sohn war nämlich erst 20 Jahr alt, und das gesetzliche Alter zum Consulate war das vierzigste. Dieser Spott war für Marius ein neuer Sporn, nach dem Ziele seiner Ehrsucht zu ringen. Durch niedrige Intriguen, durch Verkleinerung des Metellus, durch Erhebung seiner Thaten, vor allem durch prahlerische Versprechungen wußte er eine zahlreiche Partei in Rom für sich zu gewinnen. Die Römer waren des Krieges müde, und Marius versprach in wenigen Tagen Jugurtha gefesselt zu überliefern. Auf diese Weise hatte er sich den Weg zum Consulate gebahnt, und als er in Rom erschien und seine Bewerbung persönlich betrieb, wurde er für das Jahr 107 v. Chr. zum Consul erwählt und ihm der Krieg in Afrika übertragen. Marius führte auch den Krieg mit Glück und beendigte ihn 106 v. Chr. Einen Theil seines Ruhmes entriß ihm aber sein schlauer Quästor Lucius Cornelius Sulla, welcher den König Bocchus von Mauritanien, den Schwiegersohn des Jugurtha, dahin zu bringen gewußt hatte, daß er den zu ihm geflüchteten Jugurtha gefesselt ins römische Lager brachte. Jugurtha wurde in Rom im Triumphe mit aufgeführt und starb in einem feuchten Kerker den Hungertod.

Der Krieg mit den Cimbern und Teutonen.

Marius wurde, noch während er in Afrika war, für das Jahr 104 v. Chr. zum Consul erwählt, und zwar gegen zwei Gesetze, nach welchen niemand während seiner Abwesenheit von Rom und nicht innerhalb zehn Jahren von neuem zum Consul erwählt werden sollte. Zwei germanische Stämme, die Cimbern und Teutonen, hatten, durch furchtbare Meeresfluthen gezwungen, ihre Wohnsitze an den Küsten der Nord- und Ostsee verlassen, waren 113 v. Chr. an den

Pässen der julischen Alpen, im heutigen Steiermark und Kärnthen, erschienen und hatten durch ihre riesenhafte Körpergröße, fremdartige Wildheit und kriegerischen Ungestüm bis nach Italien Schrecken verbreitet. Sie schlugen 113 v. Chr. bei Noreja im heutigen Steiermark den zur Vertheidigung der Alpen geschickten Consul Cn. Papirius Carbo, brachen aber nicht von Osten nach Italien ein, sondern zogen am Nordrande der Alpen, wo sie sich durch die celtischen Stämme der Ambronen und Tiguriner verstärkten, bis ins südliche Gallien. Hier vernichteten sie mehrere gegen sie geschickte römische Heere. Der Schrecken der Römer war so groß, daß sie dem Marius vier Jahre nach einander (104 — 101 v. Chr.) das Consulat und die Führung dieses Krieges übertrugen. Marius benutzte die zwei ersten Jahre, während die Barbaren Hispanien und Gallien verwüsteten, zur Einübung seines Heeres. Erst 102 v. Chr. erschienen die Barbaren wieder an den Grenzen des Reiches. Aus unbekannten Gründen hatten sie sich getrennt. Die Cimbern zogen wieder am Nordrande der Alpen hin und suchten durch Tyrol und an der Etsch her in Italien einzudringen; die Teutonen versuchten von der heutigen Provence aus den Alpenübergang zu erzwingen. Marius blieb in Gallien, während sein Kollege Q. Lutatius Catulus gegen die Cimbern zog. Marius verschanzte sich in einem festen Lager an der Rhone. Höhnend zogen die Barbaren an dem Lager des Marius vorüber; dieser aber folgte ihnen und schlug in einer zweitägigen Schlacht 102 v. Chr. bei Aquä Sertiä (dem heutigen Aix in der Provence) zuerst die Ambronen und dann die Teutonen. Marius zog von Gallien nach der Etsch und vereinigte sich hier mit Catulus. In der Nähe von Verona kam es 101 v. Chr. mit den Cimbern zur Schlacht. In derselben führte zwar Marius den Oberbefehl, der entscheidende Kampf wurde aber in Folge der Rathschläge, welche Sulla dem Catulus gegeben hatte, von den Truppen des Letzteren geliefert, und deßhalb schrieben die Römer einen großen Theil des Sieges dem Sulla zu. Die Cimbern wurden gänzlich aufgerieben; 60,000 wurden gefangen und als Sklaven durch ganz Italien zerstreut.

Im Jahre 99 v. Chr. gelang es auch dem Proconsul M. Aquillius einen gefährlichen Sklavenaufstand in Sicilien zu unterdrücken, nachdem der Krieg drei Jahre gedauert hatte.

Marius hat zwar Rom vor der drohenden Zerstörung geschützt: aber niemand vor ihm hat wie er die Grundfesten des römischen Staates erschüttert. Der Gegensatz zwischen Volk und Adel wurde von ihm auf eine Weise gesteigert, daß fortan jede Aussicht auf eine friedliche Ausgleichung verschwand. Als ihm die Führung des jugurthinischen Krieges anvertraut worden war, hatte er sein Heer vorzugsweise aus den bisher vom Kriegsdienst ausgeschlossenen armen Bürgern zusammengesetzt, während bisher der Kriegsdienst als ein Vorzug derjenigen Bürger angesehen worden war, welche an der Erhaltung des Staates Interesse hatten. Auf dem Schlachtfeld bei Verona ertheilte er tausend Camerinern das Bürgerrecht und entschuldigte sich damit: im Geräusche der Waffen habe er die Gesetze nicht hören können. Fünfmal hatte er bereits das Consulat be- Marius, Saturninus und Glaucia.

kleidet und trotz dem wußte er sich das sechste Consulat für das folgende Jahr (100 v. Chr.) zu erschleichen oder durch Geld zu erkaufen. Die Stellung, welche der Ehrsüchtige seit seinem fünften Consulat einnahm, wurde dadurch so unheilvoll für den Staat, daß sie eine Stütze für die Frechheit derer wurde, an welche er sich anschloß. Marius wollte auch im Frieden als Haupt der Volkspartei glänzen, obgleich ihm die Talente fehlten, ohne welche sich in Rom ein Demagog nicht behaupten konnte. Er war ein schlechter Redner, verlor im entscheidenden Augenblick alle Besonnenheit und Haltung und machte sich durch seine Eifersucht auf Bildung und Beredtsamkeit zugleich lächerlich und verhaßt. Er verband sich mit den zwei wildesten Demagogen, welche Rom jemals gehabt hat, und räumte durch diese Verbindung der rohen Gewalt die Herrschaft im Staate ein. Diese beiden Männer waren der Tribun Apulejus Saturninus und der Prätor Glaucia, zwei ruchlose Menschen, welche an der Spitze der dürftigsten und unruhigsten Pöbelrotten standen. Saturninus hatte als Tribun die senatorische Partei aufs heftigste verfolgt. Jetzt wünschte er zum zweitenmal das Tribunat zu erhalten und ließ, als er nicht wieder gewählt wurde, einen der Gewählten durch seine Banden öffentlich ermorden. Glaucia besetzte dann in der Nacht mit seinen Rotten das Kapitol und ließ von diesen am folgenden Morgen auf tumultuarische Weise seinen Freund zum Tribun erwählen. Nun brachte Saturninus eine Reihe höchst verderblicher Gesetze in Vorschlag und setzte sie zum Theil auch durch; eine Lex Frumentaria, nach welcher der große Hause auf Kosten des Staates ernährt wurde; ein Ackergesetz, nach welchem die Veteranen des Marius Ländereien in Afrika, und zwar Mann für Mann 100 Jugera, erhalten und in Sicilien, Achaja und Macedonien Land zu Kolonien gekauft werden sollte. Auch wurde dem Marius das unerhörte Vorrecht ertheilt, in jeder der von ihm angelegten Kolonien drei Leute zu römischen Bürgern zu machen. Dem Gesetze war auch der Zusatz angehängt, daß der Senat nach der Annahme des Gesetzes binnen fünf Tagen schwören solle, sich der Ausführung nicht zu widersetzen. Nachdem das Gesetz unter Tumult und Gewaltthätigkeit angenommen war, wußte Marius den Senat durch ein hinterlistiges Benehmen zu diesem Schwur zu nöthigen. Nur Metellus verweigerte den Eid und wurde verbannt. Der Prätor Glaucia bewarb sich um das Consulat und ließ, um nicht zu unterliegen, seinen Mitbewerber Memmius von seiner Bande in der Volksversammlung todt schlagen. Dies Uebermaß von Frechheit empörte alle besseren Bürger, und der Senat faßte einen Beschluß, welcher die Consuln, mithin auch den Marius, beauftragte, mit bewaffneter Macht einzuschreiten. Saturninus und Glaucia besetzten mit ihrer Rotte das Kapitol; sie wurden aber hier förmlich belagert, zur Ergebung gezwungen und von dem erbitterten Volke getödet. Marius hatte durch sein Verhalten seinen Einfluß verloren und war beiden Parteien verächtlich geworden. Er zog sich daher auf einige Zeit aus dem öffentlichen Leben zurück und reiste nach Asien.

Der Bundesgenossenkrieg.

Eine neue Aufregung veranlaßte bald nach Marius sechstem Consulate 95 v. Chr. die Lex Licinia Mucia, durch welche das Ein-

schleichen der Italer in das römische Bürgerrecht erschwert und viele durch eine angestellte Untersuchung mit dem Verluste des angemaßten Bürgerrechts bedroht wurden. Dieses unheilschwangere Gesetz wurde die Zündfackel des großen italischen Krieges. Bei der allmäligen Unterwerfung Italiens war Rom mit selbstsüchtiger Schlauheit zu Werke gegangen; es hatte den unterworfenen Völkern und Städten sehr verschiedene Rechte und verhältnißmäßig nur wenigen Gemeinden das volle Bürgerrecht gewährt. Besonders durch die Kolonien, welche Rom gründete, waren Roms Sprache, Sitte, Religion und Recht im Verlaufe einiger Jahrhunderte in einer Weise über Italien verbreitet, daß die Nationalität der italischen Stämme immer mehr erlosch. Die Italer waren in ihrem Leben und Wesen fast ganz zu Römern geworden, trugen die Lasten des römischen Staates, stellten ihre Truppen zu den römischen Heeren und waren doch im Staats- und Privatrecht durch eine große Kluft von den Römern geschieden. Den wohlhabenden Municipalen waren gesetzlich manche Wege eröffnet, auf denen sie das volle römische Bürgerrecht erhalten konnten, und es begaben sich deßhalb viele begüterte Municipalen nach Rom, während die italischen Landstädte immer mehr verarmten. Es waren besonders die privatrechtlichen Vortheile der römischen Civität, das Jus Connubii und Commercii, welche die Italer zu erhalten wünschten. Denn der Mangel dieser Gerechtsame zog zwischen ihnen und den Römern eine Schranke, welche täglich die unmittelbarsten Interessen jedes Einzelnen verletzte.

Schon öfters waren den Italern Aussichten zur Gewährung ihres Wunsches eröffnet worden; so zuerst von den Gracchen und besonders von Fulvius Flaccus. Die Lex Licinia Mucia, welche Untersuchungen über das Bürgerrecht der Einzelnen verordnete und die Unberechtigten von den Comitien ausschloß, überzeugte die Italer, daß man ihnen nicht gutwillig das Bürgerrecht gewähren werde. Ein neuer Sieg, den die Nobilität erfocht, brachte die Gährung zum Ausbruch. Livius Drusus, ein Sohn jenes gleichnamigen Volkstribunen, welcher das Ansehn des C. Gracchus untergraben hatte, bekleidete 91 v. Chr. das Tribunat. Er suchte durch eine Reihe von Gesetzen alle Stände zu verpflichten und machte sich alle zu Feinden. Er beantragte zum Besten der Armen Austheilungen von Getraide und Ländereien und die Gründung von Kolonien; er schlug ein Gesetz vor, nach welchem die Richter zu gleichen Hälften aus den Rittern und Senatoren genommen werden sollten; er trat endlich als Patron der Italer auf und suchte ihnen das Bürgerrecht zu verschaffen. Ganz Italien wurde aufgeregt. Da wurde eines Abends Drusus, wahrscheinlich auf Veranstaltung des Senates, ermordet, wenigstens untersagte dieser jede Untersuchung über den Mord. Die Gesetze des Drusus wurden wieder aufgehoben und alle in Anklagestand versetzt, die sich der Sache der Bundesgenossen angenommen hatten. Jetzt (90 v. Chr.) brach der Unwille der Italer in offene Empörung aus, bald stand ganz Italien in den Waffen; nur die Latiner, Etrusker und Umbrer blieben den Römern treu. Die empörten Völkerschaften errichteten einen Senat von 500 Deputirten der einzelnen Völker und übertrugen diesem und zwei Consuln und 12 Prätoren die Regierung. Die pelignische

Stadt Corfinium wurde unter dem Namen Italica zur Hauptstadt und zum Sitz der Regierung gemacht. Rom gerieth in die größte Gefahr und rettete sich nur durch schlaue Nachgiebigkeit, indem es gleich im ersten Kriegsjahre allen das Bürgerrecht ertheilte, welche noch keinen Antheil am Aufstande genommen hatten. Nachdem in einem zweijährigen Kriege 300,000 Menschen gefallen waren, endigte der Kampf 88 v. Chr. damit, daß allen freien Bürgern Italiens das römische Bürgerrecht ertheilt wurde. Alle Bewohner Italiens, von der Meerenge von Sicilien bis an den Po, bildeten fortan eine herrschende Gemeinde, und Rom war nur der Mittelpunkt einer unnatürlich ausgedehnten Stadtverfassung. Bei der Unbequemlichkeit, die es für die meisten Bürger hatte, von ihrem Stimmrecht Gebrauch zu machen, wurden die Comitien von jetzt an ein Sammelplatz von verkäuflichem Gesindel, welches seiner Stimme mit der Kraft der Fäuste Nachdruck zu verschaffen wußte.

Der erste Bürgerkrieg bis zum J. 86.

In dem Bundesgenossenkriege hatte sich L. Cornelius Sulla durch seine Verdienste so sehr die Gunst des Volkes und durch sein leutseliges Benehmen so sehr die Zuneigung der Soldaten erworben, daß er für das Jahr 88 v. Chr. zum Consul erwählt und ihm der Oberbefehl in dem Kriege gegen Mithridates übertragen wurde. Eben diesen Oberbefehl wünschte aber auch der alte ehrgeizige Marius und suchte ihn seinem gehaßten Nebenbuhler zu entreißen. Er verband sich zu diesem Zwecke mit dem Volkstribun P. Sulpicius Rufus. Dieser, früher ein Ehrenmann und beliebt bei der Nobilität und dem Volke, wurde durch seine Schuldenlast und die Hoffnung, sich ihrer zu entledigen, ein Helfershelfer des Marius und einer der schrecklichsten Demagogen, welche Rom jemals gehabt hat. Er nahm 3000 Banditen in Sold und sammelte 600 junge Leute um sich, welche er seinen Gegensenat nannte. Man hatte für die Neubürger acht neue Tribus gebildet, welche zuletzt stimmten. Sulpicius stellte den Antrag und erzwang dessen Annahme, daß die Neubürger in die 35 alten Tribus vertheilt werden sollten. Auch ließ er den Marius an Sulla's Stelle zum Feldherrn gegen Mithridates wählen. Sulla hatte sich bereits zu seinem Heere begeben, das bei Nola stand. Als hier einige Kriegstribunen mit dem Auftrage des Marius erschienen, das Heer für ihn zu übernehmen, wurden sie von den Soldaten gesteinigt. Sulla aber brach mit seinen sechs Legionen gegen Rom auf; er wies die Abgeordneten des von seinen Gegnern abhängigen Senates zurück, überwältigte, trotz tapferen Widerstandes in den Straßen von Rom, seine Gegner und bahnte sich über Leichen gemordeter Bürger den Weg nach Rom. Marius und Sulpicius und zehn ihrer angesehensten Helfershelfer wurden geächtet und von dem Volke der Beschluß gefaßt, daß in Zukunft kein Gesetz ohne vorhergegangene Prüfung des Senates an das Volk gebracht werden, und daß die Volksversammlung nicht mehr nach Tribus, sondern nach Centurien stimmen solle. Die Geächteten entkamen, mit Ausnahme des Sulpicius, der von einem seiner Sklaven verrathen und dann getödet wurde. Marius gelangte nach manchen Abenteuern nach Afrika. Sulla hielt noch die Volksversammlung zur Wahl neuer Consuln, und es wurde der schwache

Cn. Octavius, ein Aristokrat, und L. Cinna, ein Anhänger der Volkspartei, gewählt. Sulla ließ den Cinna auf dem Kapitol den feierlichen Schwur ablegen, daß er nichts gegen die sullanischen Anordnungen und deren Urheber unternehmen wolle, eilte dann zu seinem vorausgesandten Heere nach Capua und setzte mit diesem nach Griechenland über.

Kaum hatte aber Cinna 87 v. Chr. das Consulat angetreten, als er Sulla in Anklagestand versetzen ließ. Die Partei des Marius betreibt aufs neue die Aufnahme der Neubürger in die 35 Tribus; es kömmt zum Kampf und Blutvergießen; Cinna unterliegt und muß mit seinen Anhängern die Stadt verlassen. Der Senat entsetzt den Cinna des Consulates, welches Cornelius Merula erhält, befestigt Rom und hebt neue Mannschaft aus. Cinna aber gewinnt ein bei Capua stehendes Heer; die Samniten, noch seit dem Bundesgenossenkrieg unter den Waffen, schließen sich ihm an; Marius kehrt mit Verbannten und mauritanischen Reitern nach Italien zurück, vereinigt sich mit Cinna und übernimmt den Oberbefehl. Nahe bei der Stadt kam es zu einem blutigen Treffen, welches unentschieden blieb. Der Stadt wurden die Lebensmittel abgeschnitten, und der Senat sah sich genöthigt zu unterhandeln. Cinna's Absetzung wurde zurückgenommen, und Cinna versprach das Leben der Bürger zu schonen; aber des Marius finsterer und heimlicher Blick verrieth die Rachgier, von der sein Inneres erfüllt war. Cinna zog ein, Marius dagegen blieb am Thore stehen und erinnerte mit bitterem Hohne, daß ihm, dem Geächteten, das Betreten der Stadt nicht verstattet sei. Schnell wird das Volk versammelt, um die Verbannung aufzuheben, aber ohne die Abstimmung abzuwarten rückt der Furchtbare racheschnaubend mit seiner Leibgarde zusammengelaufenen Gesindels in die Stadt ein. Alsbald beginnt das Morden und Plündern; Rom wird wie eine eroberte Stadt behandelt. Alle hochgestellten Personen der Gegenpartei fallen als Opfer der Rache; die Köpfe der Senatoren werden vor der Rednerbühne aufgesteckt; das Bestatten der Leichname wird bei Todesstrafe untersagt. Wem Marius den Gegengruß verweigert, der wird von dessen Bande niedergehauen. Cinna ward endlich des Mordens satt und ließ die Rotte des Marius von seinen Soldaten in der Nacht überfallen und niederhauen. Eigenmächtig erklären sich beide Machthaber für das Jahr 86 v. Chr. zu Consuln; aber der morsche Körper des Marius erlag der gewaltigen Aufregung und der Furcht vor der vermeintlich nahen Rückkehr Sulla's. Marius starb am siebzehnten Tage seines siebenten Consulates im ein und siebzigsten Lebensjahre.

Kleinasien war nach dem Frieden der Römer mit Antiochus III. in eine Menge kleiner Staaten aufgelöst worden, von denen Bithynien, Pergamum, Rhodus und Pontus die wichtigsten waren. Die Herrscher dieser Staaten wurden von den Römern wie Vasallen behandelt und geriethen in immer größere Abhängigkeit von Rom. Attalus III. von Pergamum setzte 133 v. Chr. und Nikomedes III. 75 v. Chr. bei seinem Tode die Römer zu Erben seines Reiches ein. Pergamum wurde, nachdem ein Kronprätendent besiegt

Sulla's Krieg mit Mithridates

war, unter dem Namen Asia zur römischen Provinz gemacht. Diese neue Provinz, welche später ganz Kleinasien umfaßte, hatte von dem Drucke der römischen Statthalter und Zollpächter sehr viel zu leiden, weil in den vielen Tempelstaaten, Residenzen und Handelsstädten große Reichthümer aufgehäuft waren. Von den kleinasiatischen Staaten erhielt das Königreich Pontus durch Mithridates VI. oder den Großen eine größere Wichtigkeit. Mithridates, welcher 124 v. Chr. zur Regierung gelangte, besaß Kraft und Gewandtheit des Körpers und Geistes, schlaue Einsicht in seinen Vortheil und einen sicheren Takt in der Benutzung der Umstände, aber auch die größte Rücksichtslosigkeit in der Wahl seiner Mittel. Er unterwarf sich zuerst die Länder am schwarzen Meer und dehnte sein Reich von der Ostgrenze von Pontus an rings um das schwarze Meer herum bis nach Thracien aus. Dann wandte er sich gegen Süden und Westen und eroberte in Verbindung mit seinem Schwiegersohn Tigranes II., dem König von Groß-Armenien, in kurzer Zeit Kappadocien, Bithynien, Phrygien und das ganze übrige Kleinasien 89 v. Chr. Die römischen Statthalter wurden von ihm geschlagen und ihre Heere vernichtet. Als Mithridates Herr von Kleinasien geworden war, ließ er durch seine Beamten in den kleinasiatischen Städten an einem bestimmten Tage den Befehl ergehen, alle anwesenden Römer zu ermorden. Bei der Erbitterung gegen die Römer wurde der Befehl so bereitwillig befolgt, daß zwischen achtzig bis hundert funfzig tausend Römer in diesem gräßlichen Blutbade ihr Leben verloren (88 v. Chr.). Mithridates nahm auch die Inseln des ägäischen Meeres außer Rhodus in Besitz und schickte den Archelaus mit Flotte und Heer nach Griechenland. Archelaus bemächtigte sich der Stadt Athen und forderte Griechenland zur Freiheit auf. Böotien, Achaja und Sparta verbanden sich mit ihm gegen Rom. Aber nun erschien Sulla in Griechenland (87 v. Chr.); er ging sogleich auf Athen los, und dieses, obgleich von Archelaus gut vertheidigt, wurde erobert und der Mordlust und Raubsucht der Soldaten preisgegeben. Darauf wurde Archelaus noch in zwei Schlachten bei Chäronea und Orchomenus geschlagen und sein Landheer fast gänzlich aufgerieben (86 v. Chr.).

Unter dessen war L. Valerius Flaccus, welchen Cinna an Marius Stelle zum Consul hatte wählen lassen, mit einem Heere nach Asien übergesetzt. Flaccus war ein ungeschickter Feldherr, gerieth mit seinem Legaten Fimbria in Streit und wurde von diesem ermordet (85 v. Chr.). Fimbria übernahm nun den Oberbefehl und führte mit Eifer und Geschick den Krieg gegen Mithridates. Auch Sulla war nach Asien übergesetzt, und es kam zwischen ihm und Mithridates ein Friede zu Stande. Nach dem Abschluß desselben wandte sich Sulla gegen Fimbria und schlug in dessen Nähe sein Lager auf. Fimbria's Heer ging zu Sulla über und Fimbria gab sich selbst den Tod (84 v. Chr.). Die Provinz Asien mußte ihren Abfall von Rom hart büßen und namentlich die Steuern für fünf Jahre auf einmal bezahlen.

Besiegung der Marianer und Sulla's Staatsreform.

In Italien hatten unterdessen die Marianer furchtbar gewüthet, und es hatten sich deshalb viele angesehene Männer zu Sulla be-

geben. Cinna, welcher vier Jahre nach einander Consul geblieben war, wurde 84 v. Chr. von seinen eigenen Soldaten in Ankona erschlagen. Sulla hingegen landete nach einer vierjährigen Abwesenheit von Italien 83 v. Chr. bei Brundusium. Er hatte nur 40,000 Mann, aber kriegsgeübte und ihrem Führer ergebene Truppen. Seine Gegner geboten über beinahe 200,000 Mann, es waren dieses aber untüchtige und zuchtlose Schaaren. Viele angesehene Männer wärben Truppen und führten dieselben zu Sulla; so unter anderen Cnäus Pompejus. Sulla konnte nur langsam gegen Rom heranrücken, weil der größte Theil von Italien der Gegenpartei zugethan war. Mord und Brand verwüsteten anderthalb Jahre die meisten Länder Italiens. Nachdem die beiden Consuln des Jahres 82 v. Chr., Papirius Carbo bei Faventia, der jüngere Marius bei Präneste, geschlagen worden waren, rückte Sulla ohne Hinderniß in Rom ein. Ein starkes Heer von Samniten und Lukanern zog unter zwei tüchtigen Feldherrn, Pontius Telesinus und Lamponius heran, um Rom den Sullanern zu entreißen. Eine blutige Schlacht wurde vor den Mauern Roms geliefert; lange schwankte die Entscheidung; das Blut floß in Strömen; aber endlich entschied sich der Sieg für Sulla.

Furchtbar war das Loos, welches das besiegte Italien traf. Sulla zeigte nach dem Siege eine grenzenlose Grausamkeit und schien alles vernichten zu wollen, was ihm und seinen Absichten hinderlich war. Er ließ 6000 gefangene Samniten niedermetzeln, während er in der Nähe dieser Gräuelscene, in dem Tempel der Bellona, dem Senate das bisherige Verfahren mit strengen Worten vorhielt. Als banges Entsetzen die Senatoren ergriff, ermahnte sie Sulla, ohne eine Miene zu verändern, ihm aufmerksam zuzuhören. Bald nachher mußte sich Präneste ergeben, und Sulla ließ die ganze Besatzung und alle Einwohner, welche die Waffen tragen konnten, 12,000 Menschen, kaltblütig niederhauen. Nach seiner Rückkehr nach Rom versammelte Sulla das Volk und erklärte ihm, er werde zum Besten der Gesammtheit Veränderungen im Staatswesen vornehmen, zugleich aber auch alle seine Feinde und die des Volkes vertilgen. Sulla's Soldaten nahmen die Worte als Auftrag, und es begann ein Blutbad, in welchem Schuldige und Unschuldige, Sullaner und Marianer zu Tausenden fielen. Als der Senat den Sulla bat, er möge doch Menschen leben lassen, über die er herrschen könne, und diejenigen namhaft machen, welche er bestrafen wolle, ließ Sulla an öffentlichen Plätzen Proscriptions-Listen anschlagen. Sie enthielten die Namen derjenigen, welche dem Tode verfallen sein sollten, und zugleich die Ankündigung des Lohnes von zwei Talenten für die Ermordung jedes Proscibirten, ferner die Androhung der Todesstrafe für jeden, der einen Proscribirten, sei er selbst dessen Vater, Sohn und Bruder, verberge oder beschütze. Den ersten Bluttafeln folgten bald andere. Das Racheschwert Sulla's wüthete nicht bloß in Rom, sondern durch ganz Italien. Nicht bloß diejenigen, welche die Waffen gegen Sulla getragen hatten, wurden proscribirt, sondern dieses Loos traf auch ganz Unschuldige, ja selbst Anhänger von Sulla. Die vornehmen und gemeinen Räuber und Mörder, deren sich Sulla bei der An-

fertigung der Listen als Werkzeuge bediente, setzten ihre Gläubiger und Privatfeinde auf die Listen. Ja der nachher so berüchtigt gewordene Catilina ließ den Namen seines von ihm ermordeten Bruders auf die Liste eintragen, um der Strafe zu entgehen. Gegen 100,000 Menschen sollen durch die Proscriptionen und die Schlachten dieses Bürgerkrieges ihr Leben verloren haben.

Um seinen weiteren Maßregeln den Schein der Gesetzlichkeit zu geben, ließ sich Sulla zum Dictator ernennen, und zwar auf unbestimmte Zeit und mit dem Auftrag, die Verfassung zu ordnen und die Gesetze zu erlassen, die er für nützlich erachte. Die Dictatur der früheren Zeit war durch Gesetze genau beschränkt; Sulla's usurpirte Macht hingegen war durch ein Gesetz von allen Gesetzen und Schranken entbunden. Sulla erschien hinfort mit 24 Lictoren und von einer starken Leibwache umgeben. Zur Leitung der laufenden Geschäfte ließ Sulla für das Jahr 81 v. Chr. Consuln erwählen und übernahm selbst für das Jahr 80 v. Chr. neben der Dictatur das Consulat. Gegen das Ende des Jahres 81 v. Chr. hielt er seinen Triumph. Außer der reichen Beute des mithridatischen Krieges zeichnete ihn die Menge von Verbannten aus, welche dem Triumphwagen folgten und Sulla als Vater und Retter priesen. Unverhohlen erschien durch diese Art ihrer Rückkehr Sulla's Triumph als ein Sieg, der auch über Bürger gefeiert wurde. Um seine Freunde und sein Heer zu belohnen und um das Wiederaufleben der marianischen Partei unmöglich zu machen, erließ Sulla das Proscriptionsgesetz. Das Vermögen der Proscribirten verfiel dem neuen Gebieter von Rom, und die Kinder derselben wurden für unfähig erklärt, ein öffentliches Amt zu bekleiden, die Söhne der Senatoren sollten die Lasten ihres Standes tragen, ohne die Rechte desselben zu behalten. Die feindlich gesinnten Städte verloren ihr Bürgerrecht und ihre Ländereien; der Dictator wurde ermächtigt, Kolonien dahin zu senden, und er führte 120,000 Soldaten in diese Städte. Sulla war der Urheber der verrufenen Militärkolonien. Er entriß ganzen Städten, welche sich zur Gegenpartei hingeneigt hatten, ihr Gebiet und trieb die Einwohner von ihren Wohnungen und Ländereien, um auf denselben seine Legionen gleichsam als Besatzungen gegen die Gegenpartei und das Vaterland anzusiedeln. Die Aecker, auf welchen Sulla seine Militärkolonien anlegte, waren nicht erobertes Land besiegter Feinde, sondern das Eigenthum römischer Bürger, welche mit Gewalt von Haus und Hof vertrieben wurden. Während früher arme und eigenthumlose Bürger aus Rom hinweggeführt und in den Kolonien angesiedelt wurden, um aus ihnen wohlhabende Landleute zu machen, machte Sulla die thätigen Landleute zu heimathlosen Bettlern, vermochte aber nicht die an ein unregelmäßiges Leben gewöhnten Soldaten in fleißige Ackerbauer umzuschaffen. Um seinen Befehlen im Nothfalle mit der Faust Nachdruck geben zu können, schenkte er 10,000 Sklaven von Proscribirten nicht nur die Freiheit, sondern auch das Bürgerrecht, bildete sich aus ihnen eine Art von Klientel und Leibwache und nannte sie nach seinem Familiennamen Cornelier. Er selbst nahm den Beinamen Felix, d. i. der Glückliche an.

Durch eine Reihe von Gesetzen, welche nach ihrem Urheber die cornelischen heißen, gestaltete Sulla die römische Verfassung um. Er wollte eine neue Aristokratie gründen und die Volksherrschaft für immer unmöglich machen. Der Senat war in den letzten Jahrzehnten ein Spielball der Parteien gewesen und überdies durch Marius blutige Rachsucht und Sulla's Proscriptionen auf eine geringe Anzahl von Mitgliedern zusammengeschmolzen. Sulla nahm 300 angesehene Männer des Ritterstandes, über welche er in den Centuriatcomitien abstimmen ließ, in den Senat auf und scheint dadurch denselben auf mehr als 400 Mitglieder gebracht zu haben. Der Senat sollte wieder der Mittelpunkt und die Stütze der Verfassung werden. Kein Antrag sollte fortan an das Volk gebracht werden, welcher nicht vorher im Senate berathen und gebilligt sei. Aus den Senatoren sollten alljährlich die Richter genommen werden, welche in den ständigen Kriminalgerichten entschieden. Ferner hatte der Senat seit Sulla über viele Gegenstände der höheren Verwaltung zu entscheiden, für welche früher ein Volksbeschluß nöthig war. Den Tributcomitien ließ Sulla nur die Wahlen der niederen Obrigkeiten, Tribunen, Aedilen und Quästoren, nahm ihnen aber das Recht, über die Annahme von Gesetzen und über Capitalverbrechen zu entscheiden und die Wahl der Priester. Den Centuriatcomitien blieb das Recht der Gesetzgebung, nur sollte, wie früher, jederzeit ein Senatsbeschluß vorhergehen. Die Provocation an die Tribut- und Centuriatcomitien wurde gänzlich aufgehoben. Die Zahl der Prätoren wurde auf acht, die der Quästoren auf 20 vermehrt. Ferner wurde verordnet, daß man die Prätur nicht vor der Quästur und das Consulat nicht vor der Prätur und dasselbe Amt erst nach einem Zeitraume von zehn Jahren wieder erhalten solle. Das Amt der Volkstribunen wurde sehr beschränkt und ihnen nur das Recht der Intercession und auch dieses nur in beschränkter Weise gelassen. Gesetze und andere Vorschläge durften sie nicht mehr an das Volk bringen. Ein gewesener Volkstribun sollte kein höheres Amt erhalten, und nur Senatoren gestattet sein, das Tribunat zu verwalten. Die Priesterkollegien erhielten das Recht zurück, sich selbst durch Cooptation zu ergänzen, so daß die Wahl der Tribus wegfiel. Auch wurden die Kollegien der Pontifices bis auf funfzehn Mitglieder vermehrt. Mehrere Gesetze waren gegen solche Vergehen gerichtet, zu welchen nur die Nobilität Gelegenheit hatte, so ein Gesetz über die Provinzen, ein anderes gegen Erpressungen. Die Gesetze gegen Fälschung, gegen Banditen, Giftmischer und andere Verbrecher zeigen, welche Masse von Betrügereien und Schandthaten damals verübt wurden. Sulla's Kriminalgesetze haben sich großentheils bis in die spätere Zeit erhalten. Dem eingerissenen Sittenverderben suchte Sulla durch Ehe- und Aufwandgesetze und Gesetze gegen Wagspiele entgegen zu arbeiten.

Das umfangreiche Geschäft der sullanischen Reform war 80 v. Chr. vollendet. Kaum hatten die Consuln für das Jahr 79 ihr Amt angetreten, so erschien Sulla auf dem Forum, legte die Dictatur nieder und erklärte dem Volke, er sei bereit wegen seiner Handlungen Rechenschaft abzulegen. Sulla sehnte sich nach Ruhe und Genuß und er konnte auch mit der Ueberzeugung abtreten, daß

niemand wagen werde, seine Einrichtungen zu ändern, und daß er, wenn es nöthig sein sollte, jeden Augenblick seine Gewalt wieder ergreifen könne. Auch waren die Gegner Sulla's bereits völlig vernichtet. Sie waren, nachdem Sulla ihre Heere besiegt hatte, theils nach Sicilien und Afrika, theils nach Spanien geflohen und waren in Afrika von Pompejus besiegt, aus Spanien durch einen Legaten Sulla's verdrängt worden. Sulla zog sich ganz von den Geschäften zurück und begab sich auf eines seiner Güter in Kampanien. Hier fröhnte er, wie schon früher, den Lüsten und Schwelgereien in so zügelloser Weise, daß er 78 v. Chr. an einer ekelhaften Krankheit starb.

Angriffe auf die sullanischen Einrichtungen.

Sulla meinte die Republik zu sichern, indem er der Aristokratie die Herrschaft wieder verschaffte; aber alle grauenvollen Stützen der Reform waren nur schwach und bewahrten höchstens den Bestand der Verfassung während der Lebenszeit Sulla's. Die Volkspartei war eingeschüchtert, aber keineswegs vernichtet. Der Staat war aus einem Extrem in das andere geworfen. Die Reform stand im Widerspruch mit dem Willen des größten Theils der Bürger. Sulla vermochte nicht, den Italern ihr Bürgerrecht zu entziehen, und so dauerte die Mißgestalt der Comitien fort. Durch alle Kriminal- und Sittengesetze ließ sich der alte gute Geist der älteren Zeit nicht wieder in's Leben rufen, und gerade das war verloren, was vorzüglich eine Republik stützt und hält. Sulla wollte den Senat zu seiner früheren Würde wieder emporheben; aber der Senat selbst hatte durch Habsucht und Ungerechtigkeit sein Ansehen und seine Macht geschwächt, und nun gab ihm Sulla zurück, was er nicht mehr verdiente. Die Macht der Tribunen erforderte eine Beschränkung, aber keine, welche dieses Amt der Geringschätzung preisgab. Das gesetzliche Organ war dem Volke genommen, aber desto mehr waren nun stürmische Ausbrüche seiner Rache und Wuth zu befürchten. Zu einer schweigenden willenlosen Masse ließ sich die Volkspartei nicht dauernd erniedrigen. Die Anordnungen des Dictators erhielten sich nicht einmal alle bei seinen Lebzeiten; das einzelnen Municipien entrissene Bürgerrecht wurde ihnen wiedergegeben, und die Bestimmungen über das Tribunat wurden nicht streng befolgt. Sulla reformirte den Staat mit Hülfe des Heeres, und die Idee, daß der Soldat Verfassungsfragen wie Schlachten entscheide, begann Wurzel zu treiben. Der Gewaltige hatte über Gesetze und Einrichtungen, über Leben und Eigenthum nach Willkür verfügt, und die alten ehrwürdigen Formen verloren nun ihre Heiligkeit, das Blutbad sein Gräßliches. Die Einrichtungen Sulla's stürzten bald zusammen, der Staat schwebte von neuem in der Gefahr der Umwälzung, und es begann ein fortdauernder Revolutionszustand, welcher nach den blutigsten Bürgerkriegen mit der Errichtung der Monarchie endigte.

Noch während Sulla's Dictatur begann M. Aemilius Lepidus seine Umtriebe gegen die neue Ordnung der Dinge. Der Tod Sulla's war für Lepidus, welcher im J. 78 Consul war, das Signal, offen als Parteihaupt aufzutreten. Er stellte den Antrag, alle sullanischen Gesetze aufzuheben, die Verbannten zurückzurufen und ihnen

ihre eingezogenen Güter wiederzugeben. Der Antrag scheiterte an dem Widerspruche des Senats, und Lepidus begab sich in das ihm als Provinz angewiesene cisalpinische Gallien. Hier rüstete er ein Heer, zog Verbannte an sich und erschien vor den Thoren von Rom. Pompejus wurde gegen ihn ausgesandt und dämpfte den Aufstand mit blutiger Strenge. Lepidus floh nach Sardinien, und den Rest seines Heeres führte der Proscribirte Perperna nach Spanien. Trotz der Unterdrückung dieses Aufstandes versuchten einzelne Tribunen die alten Vorrechte wieder zu erlangen, und 75 v. Chr. wurde den gewesenen Volkstribunen wieder gestattet, auch andere Aemter zu bekleiden.

Die Reste der marianischen Partei hatten sich wieder in Spanien gesammelt und hatten eine neue Kriegsmacht geschaffen; ein tüchtiger Feldherr Q. Sertorius stand an der Spitze. Sertorius war früher Statthalter in Spanien gewesen und war nach der Besiegung der Marianer dorthin zurückgekehrt. Damals wurde er aber von einem Legaten Sulla's aus Spanien vertrieben und kehrte erst später auf den Ruf der streitbaren und gegen Sulla's Statthalter kämpfenden Lusitanier nach Spanien zurück. Sertorius war ein tüchtiger Feldherr und wußte durch seine den Sitten des lusitanischen Volkes angemessene Lebensweise die Lusitanier ganz für sich zu gewinnen. Er bildete neben seinen römischen Truppen ein auf römische Weise disciplinirtes Heer von Spaniern, und weder der von Sulla 79 v. Chr. gegen ihn geschickte Metellus Pius, noch der mit einem zweiten Heer 76 v. Chr. nach Spanien gesandte Pompejus vermochten etwas gegen ihn auszurichten. Aber im Heere des Sertorius wurde durch den ehrgeizigen Perperna Mißtrauen und Zwietracht erregt und Sertorius von Perperna bei einem Gastmahle ermordet 72 v. Chr. Perperna wurde nun geschlagen und gefangen genommen, und die spanischen Völkerschaften wieder unterworfen 71 v. Chr.

Der Krieg mit Sertorius.

In derselben Zeit beendigte M. Licinius Crassus in Italien einen furchtbaren Sklavenkrieg, welcher Rom mit der größten Gefahr bedrohte. Die Zahl der Sklaven war in Italien außerordentlich vermehrt worden. Sie bearbeiteten die ungeheuren Güter der römischen Großen und hatten den freien Bauernstand ganz verdrängt. Auch das zunehmende Wohlgefallen an den Gladiatoren-Spielen hatte eine starke Vermehrung solcher Sklaven zur Folge gehabt, welche sich durch die größte Rohheit auszeichneten. Die Sklavenhändler kauften in Thracien, Gallien und anderen uncivilisirten Ländern ganze Schaaren von Sklaven ein und ließen sie zu tüchtigen Fechtern einüben. Sie verkauften diese wohl auch an unruhige Volkstribunen und andere Unruhestifter, welche sich ihrer wie eine Art von Garde bedienten. Aus einer Fechterschule zu Capua brach 73 v. Chr. eine Zahl Sklaven hervor, befreite andere Unglücksgefährten, bemächtigte sich eines Waffen-Transports und nahm am Fuße des Vesuv eine feste Stellung ein. Sie ernannten den Thracier Spartacus zum Anführer, plünderten mehrere kampanische Städte und vermehrten sich allmälig bis auf 70,000 Mann. Sie bestanden

Der Sklavenkrieg.

größtentheils aus Thraciern und Galliern, und die letzteren bildeten unter Oenomaus und Crixus eine eigene Schaar. Spartacus vermochte weder der Rachgier und der Grausamkeit seiner Leute zu steuern, noch Ordnung und eine regelmäßige Verbindung unter seinen wilden Horden einzuführen. Demohngeachtet führte er den Krieg mit so großer Geschicklichkeit, daß er sich zwei Jahre im südlichen Italien behauptete. Er forderte sein Heer auf, sich bis zu den Alpen durchzuschlagen und dann mit den erbeuteten Schätzen in die Heimath zurückzukehren. Die Gallier widersetzten sich diesem Vorschlage und zogen unter Crixus Führung nach der östlichen Küste von Italien, wo sie von einem römischen Heere angegriffen und vernichtet wurden. Dem Spartacus hingegen gelang es, mehrere römische Heere zu schlagen und bis nach Oberitalien zu kommen. Hier änderte er aber seinen Plan und statt über die Alpen zu gehen, zog er gegen Rom. Die Römer übertrugen jetzt die Führung des Krieges dem M. Licinius Crassus, welcher sich in Sulla's Schule Kriegserfahrung erworben hatte. Crassus rief Sulla's Veteranen zu den Waffen und gab dadurch seinem zahlreichen Heere eine größere Kraft. Spartacus aber zog sich mit seinen Schaaren nach Lukanien zurück, und hier wurden die Sklaven in zwei Treffen geschlagen und aufgerieben. Sechstausend gefangene Sklaven ließ Crassus an den Bäumen der von Capua nach Rom führenden Straße aufhängen 71 v. Chr. Eine Abtheilung des geschlagenen Sklavenheeres, welche allmälig wieder bis zu 5000 Mann angewachsen war, stieß in Oberitalien auf den aus Spanien heimkehrenden Pompejus und wurde von dessen Heer zusammengehauen. Pompejus nahm deshalb einen Theil von Crassus Ruhm in Anspruch.

Pompejus und Crassus. Pompejus und Crassus wurden für das Jahr 70 v. Chr. zu Consuln gewählt. Cnäus Pompejus gehörte seiner Geburt nach zur Aristokratie und hatte bereits als Knabe unter seinem Vater Pompejus Strabo gegen Cinna gefochten. Als Jüngling warb er drei Legionen und führte sie zu Sulla, welcher ihn durch den Titel Imperator und den Beinamen des Großen ehrte. Pompejus hatte dann die Marianer in Sicilien und Afrika besiegt und war jetzt aus dem glücklich beendigten Krieg gegen Sertorius zurückgekehrt. Weniger die Thaten des Pompejus, als der Meuchelmord des Perperna hatten das Ende des Krieges herbeigeführt. Obgleich Pompejus noch kein Staatsamt bekleidet und das zur Erlangung des Consulats erforderliche Alter noch nicht erreicht hatte, wurde er dennoch zum Consul gewählt, und sein Beispiel zeigte, wie wenig Festigkeit Sulla's Einrichtungen hatten. Sein Kollege Crassus war der reichste Mann seiner Zeit und besaß in seinem ungeheuren Vermögen eine Macht, durch welche er ersetzte, was ihm an Talent, Verdienst und Volksgunst mangelte. Der Reichthum verlieh damals eine größere Macht als Geburt und Verdienste; und es war ganz gleichgültig, auf welche Art man es erworben hatte. Crassus wurde wegen seiner Habsucht und Geldgier verachtet und verspottet, und dennoch verschafften ihm seine Reichthümer die Gunst des Volkes und machten die großen, ihm verschuldeten Familien von ihm abhängig.

Durch sein Benehmen während seines Consulats entfremdete sich

Pompejus die Aristokratie, wurde aber ein gefeierter Mann des Volkes. Er verschaffte den Volkstribunen die ganze Macht wieder, die sie vor Sulla's Dictatur gehabt hatten, und brachte es dahin, daß die Gerichte zu gleichen Theilen aus Senatoren, Rittern und Schatztribunen, welche Plebejer waren, besetzt wurden. So sehr auch Pompejus vom Volke gefeiert wurde, so wenig paßte er zu der Rolle eines Demagogen; niemand war dieses aus innerer Neigung weniger als er. Sobald er das Consulat niedergelegt hatte, zog er sich von den Geschäften des Forums immer mehr zurück; er erschien hier immer seltener und stets umringt von einer Menge Begleiter und Klienten; es hielt schwer, sich ihm zu nähern. Pompejus glaubte seiner Würde durch Vertraulichkeit mit der Menge Abbruch zu thun; er wollte die Gunst des großen Haufens ohne dessen Vertraulichkeit; er strebte nach Ehre und Macht ohne zur Kabale eigentliches Geschick und ohne zur Anmaßung der Gewalt Neigung und Muth zu haben.

Der Seeraub, der von jeher in den griechischen Gewässern stark betrieben worden war, hatte eine außerordentliche Ausdehnung erlangt, seitdem die Haupt-Seemächte Korinth und Karthago von den Römern vernichtet und die Rhodier ihrer Kriegsflotte beraubt worden waren. Das Uebel hatte sich von Jahr zu Jahr gesteigert. Die Seeräuber hatten einen förmlichen Raubstaat organisirt, dessen Mittelpunkt die Küste von Cilicien war; der Bund besaß 1200 große Fahrzeuge und hatte nach und nach 400 feste Seestädte erobert; erwählte Bundes-Admirale führten die einzelnen Flotten an. Die Seeräuber nahmen nicht nur Schiffe weg, sondern plünderten auch die Seestädte, landeten in Sicilien und Italien, schleppten dort reiche Einwohner und selbst römische Beamten auf ihre Schiffe, erschwerten die Zufuhr nach Rom und nahmen sogar einmal die in Ostia vor Anker liegende römische Flotte weg. Ohne Erfolg hatten bereits 78 v. Chr. die Römer einen förmlichen Krieg mit den Piraten begonnen. Deshalb stellte der Volkstribun Aulus Gabinius, ein Freund des Pompejus, vermuthlich auf dessen Anstiften, 67 v. Chr. den Antrag, einen Consular auf drei Jahre und mit ausgedehnter Vollmacht zur Bekämpfung der Seeräuber zu ernennen. Obgleich Pompejus nicht namentlich vorgeschlagen war, so begriff doch jeder, daß es sich nur um ihn handle. Trotz des heftigen Sträubens der Aristokraten wird der Antrag angenommen und die Tribus verleihen dem Pompejus mit jenem Oberbefehle zugleich die unumschränkte Vollmacht über alle Streitkräfte und Geldmittel des Staates zu gebieten. Seinem Oberbefehle wurde das ganze Mittelmeer sammt dem angrenzenden Festlande bis auf 10 deutsche Meilen von dem Ufer untergeben. Nach der Annahme dieses Antrags sank sogleich der Preis aller Marktwaaren. Pompejus vertheilte seine 500 Schiffe und die 24 Unteradmirale auf eine so kluge Weise, daß die Seeräuber nur an wenigen Orten Widerstand zu leisten wagten. Binnen 40 Tagen waren die nächsten Gewässer Italiens, binnen drei Monaten war das ganze Mittelmeer von den Piraten gesäubert.

Seeräuberkrieg und der Krieg mit Mithridates.

Kaum hatte man in Rom die Nachricht von dem Ende dieses Krieges erhalten, so machte der Volkstribun C. Manilius den Vor-

schlag, dem Pompejus die Fortsetzung des Krieges gegen Mithridates zu übertragen, ihm die bereits zur Unterdrückung der Piraten ertheilte Macht zu lassen und ihm außerdem alle in den asiatischen Ländern stehenden Truppen unterzuordnen. Der Antrag war unnöthig, da der Krieg durch Lucullus so gut wie beendigt war. Bald nachdem Sulla nach Italien zurückgekehrt war, hatte dessen Legat Murena den Krieg mit Mithridates wieder begonnen, jedoch ohne Glück geführt. Auf den Befehl Sulla's war von einem andern Legaten 81 v. Chr. der Friede wieder hergestellt worden. Einige Jahre später aber, als die Römer mit Sertorius, mit den Sklaven und mit den Seeräubern Krieg führten, hatte Mithridates die Waffen wieder ergriffen. Der römische Senat schickte deshalb 74 v. Chr. die beiden Consuln L. Licinius Lucullus und M. Aurelius Cotta mit zwei Heeren nach Asien. Lucullus, welchem einige Jahre nach einander die Leitung des Krieges übertragen wurde, nöthigte im dritten Jahre des Krieges den Mithridates aus seinem Reiche nach Armenien zu Tigranes zu fliehen. Lucullus drang dann auch in Armenien ein und nahm 69 v. Chr. Tigranokerta, die Hauptstadt des Tigranes, ein. Allein mitten in seinem Siegeslauf wurde Lucullus gehemmt. Er hatte den Bedrückungen und dem Wucher der römischen Zollpächter und Kapitalisten, welche das unglückliche Kleinasien auf eine unmenschliche Weise aussaugten, Einhalt gethan und hatte sich dadurch den unversöhnlichen Haß aller der Römer zugezogen, welche Geldgeschäfte trieben. Diese einflußreichen Männer arbeiteten an seinem Sturze, und sie erreichten ihren Zweck um so eher, da auch die Mehrzahl der Soldaten an Lucullus Stelle einen anderen Anführer wünschten. Die Unzufriedenheit des Heeres hatte sich Lucullus dadurch zugezogen, daß er das Plündern verboten und die strengste Mannszucht gehalten hatte. Die Unzufriedenheit des Heeres ging in offene Auflehnung über, als Lucullus in Parthien einzudringen beabsichtigte. Er mußte dem Heere nachgeben, zog nach Mesopotamien und suchte das Heer durch die gemachte Beute und den Winteraufenthalt in dem warmen Klima mit sich auszusöhnen. Seine Entfernung benutzte Mithridates und kehrte nicht nur in sein Königreich zurück, sondern besetzte auch Kappadocien. Jetzt wurde dem Lucullus der Consul Manius Acilius Glabrio als Nachfolger gesandt, und die Soldaten verweigerten dem Lucullus den Gehorsam. Glabrio fühlte sich einem Kriege mit Mithridates nicht gewachsen, und es wurde auf den Vorschlag des Volkstribun C. Manilius 66 v. Chr. dem Pompejus der Krieg gegen Mithridates mit sehr ausgedehnter Vollmacht übertragen. Pompejus besiegte den Mithridates und Tigranes, er versammelte viele kleinasiatischen Fürsten um sich, hob einzelne Fürstenthümer auf und errichtete neue, vertheilte Diademe und schaltete wie ein Kaiser. Mithridates fand in dem Kampfe mit seinem Sohne Pharnaces 63 v. Chr. den Tod. Die unterworfenen Länder wurden als die Provinzen Asien, Bithynien, Cilicien und Syrien dem römischen Reiche einverleibt. Pompejus verließ Asien 62 v. Chr. und feierte im folgenden Jahre einen höchst glänzenden Triumph. Der Reichthum und der Luxus des Orients wurden nach Rom versetzt, und Hunderttausende von verdorbenen Asiaten kamen als Sklaven in die römischen Familien.

Im J. 63 v. Chr. gerieth Rom durch den Auswurf der Aristokraten in große Gefahr. Mit den Reichthümern des Orients waren auch die Genüsse und Künste der Wollust nach Rom gekommen, Schwelgerei und Luxus ohne Gleichen waren Mode geworden. Die Verwaltung der höheren Staatsämter war mit großem Aufwand verbunden. Die Spiele, welche die Aedilen geben mußten, wurden immer prächtiger und forderten einen unermeßlichen Aufwand. Als Statthalter in den Provinzen suchten sich die vornehmen Herren auf Kosten der unterworfenen Völker wieder zu bereichern; aber selbst die unerhörten Erpressungen reichten bei den meisten nicht lange aus. Viele römische Große waren tief verschuldet und scheuten kein Mittel, um zu Gelde zu kommen. So hatte Crassus sogar Sulla's Proscriptionen zu seiner Bereicherung benutzt. Aus diesen Verhältnissen ging die catilinarische Verschwörung hervor. Die Verschworenen wollten die Gräuel der sullanischen Zeit erneuern und sich auf Kosten ihrer Mitbürger bereichern. Der Anstifter und Leiter dieser Verschwörung war L. Sergius Catilina, ein Mann von vornehmer Geburt und großen Talenten, welcher aber durch Ausschweifungen sein Vermögen durchgebracht und mit eigener Hand grausenhafte Mordthaten begangen hatte. Trotzdem war Catilina früher Prätor gewesen und hatte sich für das Jahr 63 v. Chr. um das Consulat beworben. Er war mit dem frechsten Gesindel in Verbindung getreten, um durch Raub, Mord und Brand sich die Mittel zu seinen Lastern und Verschwendungen zu verschaffen. Aber auch unter der verdorbenen Aristokratie Roms hatte Catilina Genossen seiner verruchten Pläne gefunden. Es war in Rom kein Geheimniß, daß die Verschworenen in Rom selbst ihre Mordversammlungen hielten, und gerade dieses beförderte Cicero's Wahl zum Consul. Es gelang der Umsicht Cicero's so unumstößliche Beweise von der Schuld der Verschworenen beizubringen, daß der Senat ihre Hinrichtung befahl. Catilina selbst hatte sich zu den mitverschwornen Truppen nach Etrurien begeben. Diese Truppen wurden bei Pistoria 62 v. Chr. geschlagen, und Catilina fand in dieser Schlacht nach verzweifelter Gegenwehr den Tod.

Die catilinarische Verschwörung.

Pompejus, welcher 61 v. Chr. aus Asien zurückkehrte, verstand es nicht die hohe Stellung, welche er erlangt hatte, zu behaupten. Er entließ gegen die allgemeine Erwartung sein Heer, sobald er in Italien gelandet war, und fand dann in Rom die Verhältnisse zu seinem Nachtheil ganz verändert. Zwar gewährte man ihm die gewünschten Ehrenbezeugungen, aber die Bestätigung seiner im Orient getroffenen Anordnungen und die Vertheilung von Ländereien an seine Soldaten konnte er nicht erlangen. Er suchte eine Stütze seines wankenden Ansehens und verband sich deshalb mit Cäsar. Cajus Julius Cäsar gehörte seiner Geburt nach der Aristokratie an; aber seines Vaters Schwester war mit dem älteren Marius vermählt, er selbst heirathete die Tochter des Cinna. Schon als junger Mann zeigte er eine große Festigkeit, indem er dem Befehle Sulla's, seine Gattin zu verstoßen und des Dictators Stieftochter zu heirathen, nicht Folge leistete, sondern aus Rom entfloh. Nach seiner Rückkehr nach Rom that er sich bald als junger aufstrebender Mann hervor, indem er durch Anklagen und Vertheidigungen glän-

Das Triumvirat und die Verhältnisse bis zum Ausbruche des Bürgerkrieges.

zende Beweise seiner Beredtsamkeit gab. Durch heitere Unbefangenheit und freundliche Dienstgefälligkeit erwarb er sich die Gunst der Menge; Aufsehen erregte er durch seine glänzenden Gastmähler und seine verschwenderische Lebensweise. Als Aedil gab er so prachtvolle Spiele, daß er dadurch tief in Schulden gerieth. Bald nachher erhielt er das Oberpriesteramt und die Prätur. Er besaß die Gunst des Volkes in hohem Grade und wurde 60 v. Chr. zum Consul gewählt. Da der Senat der Erfüllung seines Wunsches, nach dem Consulate die Führung eines Heeres zu erhalten, entgegen arbeitete, so schloß er sich an Pompejus an. Beide Männer bedurften aber auch noch Geld, und deshalb gewann Cäsar auch den Crassus, und diese drei Männer, Cäsar, Pompejus und Crassus schlossen das erste sogenannte Triumvirat, einen Bund zur gegenseitigen Unterstützung.

Als Consul gewann Cäsar das Volk durch ein Ackergesetz, welches 20,000 arme Bürger mit Staatsländereien versorgte, und den Ritterstand dadurch, daß er das Volk bewog, den Pächtern der Staatseinkünfte ein Drittel der Pachtsumme zu erlassen. Nach seinem Consulate ließ sich Cäsar vom Volke die Statthalterschaft von Oberitalien und Illyrien auf funf Jahre ertheilen, und der Senat, welcher dieses vergebens zu hindern gesucht hatte, zeigte sich so schwach, daß er auf Cäsars Wunsch auch noch die Provinz Gallien hinzufügte. Als Statthalter dieser drei Provinzen bahnte sich Cäsar den Weg zur Alleinherrschaft. Er hatte etwa 40,000 Mann mit nach Gallien genommen, vermehrte aber seine Truppen nach und nach bis auf das Dreifache. Er verstand es, seine Soldaten ganz fur sich einzunehmen und bewies sich als einen großen Feldherrn. Cäsar brach die Kraft der Gallier; er besiegte die Helvetier, ein keltisches Volk, welches sich in Gallien neue Wohnsitze erkämpfen wollte; er nöthigte den germanischen Fürsten Ariovist durch eine völlige Niederlage mit seinen Schaaren über den Rhein zurückzukehren. Cäsar setzte sogar über den Rhein nach Germanien und über den Kanal nach Britannien über, jedoch ohne die Absicht in diesen Ländern Eroberungen zu machen. Die Gallier sollen in den Kämpfen mit Cäsar eine Million Menschen verloren haben.

In Rom ging es während dieser Zeit sehr unruhig zu. Das Tribunat des P. Clodius Pulcher 58 v. Chr. war eins der unruhigsten in der letzten Zeit der Republik. Um seine Pläne durchzusetzen reizte Clodius den Pöbel zu Gewaltthaten und hielt bewaffnete Banden von Sklaven und gemeinen Bürgern. Er trieb den Cicero in die Verbannung und entfernte Cato durch den Auftrag aus Rom, Cypern zu einer Provinz zu machen. Auch setzte er mehrere dem Staate höchst nachtheilige Gesetze durch. Nach Cicero's Entfernung wurde Clodius immer kecker und unverschämter und ließ durch seine Schaaren auch Pompejus nachstellen. Titus Annius Milo, ein Todfeind des Clodius, nahm eine Anzahl Gladiatoren in Dienst, und diese geriethen häufig in den Straßen Roms mit den Banden des Clodius ins Gefecht. Die Freunde Cicero's bewirkten 57 v. Chr. mit Hülfe des Pompejus dessen Zurückberufung. Bei der herrschenden Unordnung und Verwirrung sank das Ansehen des Pompejus, während Cäsar durch seine ruhmvollen Thaten sich die Achtung und die Zuneigung seines Heeres und der römischen Bürger-

schaft gewann. Im April 56 v. Chr. hielt Cäsar mit Pompejus und Crassus eine Zusammenkunft in der Stadt Lucca. Welche Stellung die Triumvirn einnahmen, sieht man daraus, daß mehr als 200 Senatoren sich nach Lucca begaben, um sich der Gewogenheit der Triumvirn zu empfehlen. Bei dieser Zusammenkunft erneuten die Triumvirn ihren Bund und beschlossen, daß dem Cäsar seine Statthalterschaft auf weitere fünf Jahre verlängert, Pompejus und Crassus aber im nächsten Jahre das Consulat und nach Ablauf desselben eine Provinz und ein Heer erhalten sollten. Trotz alles Widerstrebens der Aristokraten wurde diese Verabredung zu einem Volksbeschluß erhoben. Pompejus und Crassus bekleideten 55 v. Chr. das Consulat und dann ging Crassus in seine Provinz Syrien. Er war hier nur auf Bereicherung bedacht und fand 53 v. Chr. im Kampfe gegen die Parther den Tod. Pompejus ließ die ihm ertheilte Provinz Spanien durch seine Legaten verwalten und blieb in Rom. Daselbst herrschte fortwährend Unordnung und Verwirrung. Bei einem Zusammentreffen des Clodius und Milo wurde Clodius von den Leuten des Milo erschlagen, und daraus entsprangen solche Unruhen, daß Pompejus im März 52 v. Chr. zum alleinigen Consul erwählt wurde. Pompejus stellte die Ruhe wieder her, und ein von Soldaten umstelltes Gericht erklärte Milo für schuldig und dieser ging in die Verbannung.

Die Erhebung zum alleinigen Consul verdankte Pompejus nicht bloß den Clodianern, sondern auch der aristokratischen Partei, und er schloß sich deshalb der letzteren mehr und mehr wieder an. Das Verhältniß zwischen Pompejus und Cäsar löste sich auf. Der Senat machte mehrere Verordnungen, welche versteckt gegen Cäsar gerichtet waren. Pompejus stellte sich aus Schwachheit, als ob er an diesen Kränkungen keinen Antheil habe. Cäsar hingegen bestach seine beiden heftigsten Gegner, den Consul L. Aemilius Paullus und den Volkstribun C. Scribonius Curio. Cäsar bat 50 v. Chr. um die Erlaubniß, noch vor Ablauf seiner Statthalterschaft und vor der Entlassung seines Heeres nach Rom kommen und sich um das Consulat bewerben zu dürfen. Der Senat hingegen verlangte von Cäsar Entlassung des Heeres, womit dann auch der Verlust des Triumphes verbunden war, oder die Verzichtleistung auf das Consulat. Vergebens erbot sich Cäsar sein Heer zu entlassen, wenn auch Pompejus dasselbe thue. Der Senat faßte im Januar 49 v. Chr. den Beschluß, daß Cäsar für einen Feind des Vaterlandes anzusehen sei, wenn er bis zum 1. März sein Heer nicht entlasse. Der Widerspruch der Tribunen wurde mit Drohungen zurückgewiesen. Da flohen die dem Cäsar befreundeten Tribunen nach Ravenna, wo sich Cäsar befand, und forderten diesen auf, die Verfassung aufrecht zu erhalten. Mit einer Legion überschritt Cäsar den Rubico, den Grenzfluß seiner Provinz, und damit begann im Frühjahr 49 v. Chr. der Bürgerkrieg zwischen Cäsar und der Aristokratie.

Cäsar rückte, durch seine ihm folgenden Truppen verstärkt, gegen Rom heran. Das Volk war allenthalben für ihn, die Städte öffneten ihm die Thore, die Soldaten gingen zu ihm über. Pompejus und der ihm anhängende Theil des Senates flüchteten ohne Cäsar's Siege.

Gegenwehr nach Griechenland, wo sie ein Heer rüsteten. Binnen 60 Tagen war Cäsar Herr von Italien, von Rom und den Schätzen im Aerarium. In Spanien stand ein bedeutendes Heer unter den Legaten des Pompejus; dorthin wandte sich Cäsar zuerst und zwang das Heer seines Gegners, wenn auch nicht ohne Mühe, sich im August 49 v. Chr. zu ergeben. Während seiner Abwesenheit in Spanien war Cäsar in Rom vom Volke zum Dictator ernannt worden; er behielt diese Würde nur zwölf Tage und ließ nach seiner Rückkehr sich selbst und P. Servilius Isauricus zu Consuln wählen; er vertheilte die Provinzen und verlieh den Bewohnern von Gallia Transpadana das Burgerrecht. Auch gab er Gesetze über die Schulden und den Geldverkehr, rief die Verbannten zurück, feierte die latinischen Ferien und setzte dann mit seinem Heere nach Epirus über. Durch das Ausbleiben der erwarteten Verstärkungen und durch die geschickten Stellungen seiner Gegner gerieth Cäsar in Epirus in große Gefahr. Auf schwierigen Wegen gelangte er in schnellen Märschen nach Thessalien. Pompejus folgte ihm. Bei Pharsalus schlugen beide Heere ihre Lager auf. Pompejus wurde von den vornehmen Herrn in seinem Lager, welche sich nach Rom zurücksehnten, gegen seinen Willen zur Schlacht gedrängt; er wurde völlig geschlagen 48 v. Chr. und entfloh nach Aegypten. Hier wurde er, als er bei dem Könige Ptolemäus Aufnahme suchte, hinterlistig ermordet.

Cäsar war dem Pompejus schnell gefolgt und kam drei Tage nach diesem in Aegypten an. Er weinte über das traurige Ende seines früheren Freundes. Er trat in Aegypten als Herr und Gebieter auf und nahm sich der Schwester des Königs, der Kleopatra, an, ließ sich aber durch die Buhlerkünste dieser Frau gänzlich umstricken. Da Cäsar nur einige Tausend Mann bei sich hatte, so schien es leicht ihn zu besiegen, und die Partei des jungen Königs erhob die Waffen. Erst nach sechs Monaten, nachdem Verstärkungen aus Asien angekommen waren, gelang es Cäsar, den Aufstand völlig zu unterdrücken. Der König war in einem Gefecht im Nil ertrunken, und Kleopatra wurde Herrscherin des Landes. Darauf wurde Pharnakes, der Sohn des Mithridates und der König von Bosporus, welcher Armenien und Pontus in Besitz genommen hatte, von Cäsar schnell besiegt, und die Angelegenheiten der asiatischen Fürsten und Städte geordnet. In Rom war Cäsar nach der Schlacht bei Pharsalus auf ein Jahr zum Dictator ernannt worden. Er kehrte im December 47 v. Chr. nach Rom zurück, wo bis zu seiner Ankunft eine schreckliche Verwirrung geherrscht hatte; er suchte seine Freunde durch Gnadenbezeugungen zu befriedigen und schiffte sich dann mit einem Heere nach Afrika ein, wo seine Gegner unter Scipio's Oberbefehl ein neues Heer gesammelt hatten. Bei Thapsus gewann Cäsar 46 v. Chr. einen entscheidenden Sieg. Scipio tödete sich auf der Flucht, Cato in Utika. Der Rest der geschlagenen Partei sammelte sich noch einmal in Spanien; mehrere spanische Städte und ein großer Theil von Cäsars dortigen Truppen erklärten sich für die Pompejaner. Cäsar eilte selbst nach Spanien und besiegte nach einem schweren Kampfe die Feinde 45 v. Chr. in einer entscheidenden Schlacht bei Munda.

Cäsar war jetzt in unbestrittenem Besitze der Alleinherrschaft über das römische Reich. Der Senat übertrug ihm noch vor seiner Rückkehr aus Afrika die Dictatur auf zehn Jahre und die Censur auf drei Jahre; er ließ ihm eine Statue mit der Inschrift: „dem Halbgott" errichten. Nach seiner Rückkehr aus Afrika feierte Cäsar vier Triumphe; legte eine ungeheure Geldsumme, über 88 Millionen Thaler, und 2822 goldene Kränze in der Schatzkammer nieder, bewirthete und beschenkte das Volk und die Soldaten auf's freigebigste und stellte prachtvolle Festspiele an. Der Senat übertrug ihm die Dictatur, die Censur und die Oberpriesterwürde auf Lebenszeit; ertheilte ihm den Titel Imperator und das Recht, das Purpurgewand und den Lorbeerkranz immer zu tragen; erklärte ihn für heilig und unverletzlich und ließ Cäsars Bild auf die Münzen prägen. Cäsar zeigte sich als König und Herr, er bewies zwar Milde und Schonung, wünschte aber zu dem königlichen Ansehen, das er besaß, auch den Glanz des Königthums hinzuzufügen. Eine ganz neue Periode sollte mit ihm beginnen, riesenmäßige Unternehmungen sollten die neue Aera bezeichnen, z. B. die Austrocknung der pontinischen Sümpfe, die Durchgrabung der Landenge von Korinth, die Vergrößerung Roms zu einer ungeheuren Weltstadt und ein Kriegszug gegen die Parther, der durch die unbekannten nördlichen Länder gehen sollte. Die Macht der Volksversammlungen wurde dadurch vermindert, daß die Hälfte der Magistrate von Cäsar ernannt, für die übrigen Stellen von ihm Candidaten empfohlen wurden. Das Ansehen des Senates wurde durch die Aufnahme von Rittern, Centurionen und anderen Unterbefehlshabern des Heeres, ja sogar von Freigelassenen und Galliern geschwächt und seine Zahl bis auf 900 Mitglieder vermehrt. Um das Ansehen der Magistrate zu vermindern, vermehrte Cäsar die Zahl der Prätoren erst auf zehn, dann auf vierzehn und sechzehn, die Zahl der Quästoren auf vierzig, die der Aedilen auf sechs; er beachtete bei der Ernennung der Magistrate die früheren gesetzlichen Bestimmungen in Beziehung auf Alter und vorher verwaltete Aemter nicht; er ertheilte die Aemter mehreren in einem Jahr, oft auf ganz kurze Zeit, z. B. das Consulat auf einen Tag, und suchte dieselben dadurch zu bloßen Titeln ohne Macht und Bedeutung umzuschaffen; ja er verlieh sogar den Rang von Consularen und Prätoren Leuten, welche nie Consuln und Prätoren gewesen waren. Dem Willen des Imperators gehorchten die Volksversammlungen und der Senat, ihm war die Verwaltung des Schatzes, die Entscheidung über Krieg und Frieden, die Anführung der römischen Heere und die Vertheilung der prätorischen Provinzen übergeben. In den Gerichten hob Cäsar die Decurie der Aerartribunen auf, so daß hinfort die Richter nur aus Senatoren und Rittern bestanden. Außerdem gab er noch viele andere Gesetze, ja er faßte sogar den Entschluß eine Durchsicht sämmtlicher Gesetze vorzunehmen und diese in einem Gesetzbuche zusammenzustellen. Auch in dem geistlichen Recht traf Cäsar mehrere Veränderungen; bedeutendes Verdienst erwarb er sich durch Einführung eines neuen Kalenders. Die Römer hatten statt des früheren Mondjahres seit dem Decemvirat ein Sonnenjahr eingeführt, welches nicht

Cäsars Alleinherrschaft und Tod.

astronomisch genau bestimmt war und häufige Einschaltungen nöthig machte. Durch die mit Hülfe des alexandrinischen Astronomen Sosigenes von Cäsar getroffene Verbesserung erhielten die Monate diejenige Zahl von Tagen, welche sie noch jetzt haben, und es wurde eine alle vier Jahre vorzunehmende Einschaltung von einem Tage verordnet. Dieser julianische Kalender ist bis 1582 nach Chr. gebräuchlich geblieben.

So vortrefflich auch viele Einrichtungen Cäsars und so wünschenswerth auch die Befestigung der Ordnung im Staate war, so konnte dies doch seine Zeitgenossen nicht mit der von ihm beabsichtigten Einführung des Königthums aussöhnen. Es bildete sich daher unter einigen angesehenen Männern, unter denen sich auch Freunde Cäsars befanden, eine Verschwörung. Die Zahl der Verschworenen stieg auf 60, und die berühmtesten derselben waren M. Junius Brutus, C. Cassius, Decimus Junius Brutus und P. Servilius Casca. Von den Verschworenen wurde Cäsar am funfzehnten März 44 v. Chr. in der Curie des Pompejus zu Anfang einer Senatssitzung ermordet.

Von Cäsars Tod bis zur Schlacht bei Aktium.

Cäsars Ermordung verbreitete Furcht und Schrecken, und nur wenige Bürger schlossen sich an die Verschworenen an. Diese flüchteten, um sich gegen die Wuth des Pöbels zu sichern, auf das Kapitol. Am siebzehnten März wurde vom Senate beschlossen, daß die Mörder nicht bestraft werden, Cäsars Verfügungen in Kraft bleiben, sein Leichnam feierlich bestattet und sein Testament veröffentlicht werden solle. Das Leichenbegängniß benutzte Antonius, ein ausschweifender und zu jeder Gewaltthat geneigter Mensch, zur Aufreizung des großen Haufens. Die Mörder hielten sich nicht mehr für sicher und verließen die Stadt. Antonius aber brachte alle Papiere und Briefschaften Cäsars an sich, nahm dessen Geheimschreiber in Dienst und bemächtigte sich einer großen Geldsumme, welche Cäsar in einem Tempel niedergelegt hatte. Mit dem geraubten Gelde vermehrte er seine Anhänger und machte als Verordnungen Cäsars bekannt, was ihm gut dünkte. In dieser Zeit erschien in Rom C. Octavius, Cäsars Schwesterenkel, den dieser adoptirt und zum Haupterben eingesetzt hatte, und der sich deshalb C. Julius Cäsar Octavianus nannte. Octavian betrachtete die Alleinherrschaft als das ihm von seinem Großoheim hinterlassene Erbe und bewies, obgleich er erst 19 Jahre alt war, eine große Schlauheit. Er gewann durch Auszahlung der von Cäsar gemachten Vermächtnisse bald einen großen Anhang und wurde dem Antonius sehr gefährlich. Antonius ließ dem Decimus Brutus seine Provinz Oberitalien nehmen und sich zutheilen und zog dann mit den von ihm gesammelten Truppen in diese Provinz, um Brutus zu vertreiben. Den Senat, in welchem damals Cicero den größten Einfluß erlangte, gewann Octavian für sich, und im Anfange des Jahres 43 v. Chr. wurden Octavian und die beiden Consuln Aulus Hirtius und C. Vibius Pansa mit drei Heeren gegen Antonius geschickt, welcher den Decimus Brutus in Mutina belagerte. Beide Consuln fielen im Kampfe, aber Octavian blieb Sieger, und Antonius floh mit den Ueberbleibseln seines Heeres nach Gallien. Der Senat und die re-

publikanische Partei suchte sich jetzt des Octavian, der ein bedeutendes Heer befehligte, zu entledigen: aber Octavian zog nach Rom und erzwang sich das Consulat. Er ließ sich den Krieg gegen Antonius und Lepidus, welche sich in Gallien miteinander vereinigt hatten, übertragen. Statt sie aber zu bekriegen, verband er sich mit ihnen. Auf einer Insel bei Bononia schlossen im November 43 v. Chr. Octavian, Antonius und Lepidus das sogenannte zweite Triumvirat, indem sie sich auf fünf Jahre die höchste Gewalt anmaßten, die westlichen Provinzen des Reiches unter sich vertheilten und die republikanische Partei zu vernichten beschlossen. Um die zur Bestreitung der Kriegskosten und zur Bereicherung der Soldaten nöthigen Summen aufzubringen, wurden Proscriptionen und Gütereinziehungen beschlossen. Nachdem die Triumvirn in Rom eingerückt waren, wiederholten sich alle Gräuel der sullanischen Zeit, Ermordungen, Plünderungen und Gütereinziehungen. Gegen 300 Senatoren und 2000 Ritter wurden proscribirt. Auch Cicero war unter den Geächteten und wurde bei Cajetä von einer Morderbande getödet.

M. Junius Brutus und Cassius waren noch von Cäsar zu Statthaltern von Macedonien und Syrien ernannt worden, sie hatten sich in ihren Provinzen behauptet, und die östliche Hälfte des Reiches war in ihrer Gewalt. Durch die härtesten Bedrückungen der Provinzialen hatten sie sich die Mittel zum Kriege verschafft. Bei Sardes vereinigten sie ihre Heere und setzten dann nach Europa über. Im Herbste 42 v. Chr. trafen sie mit ihren Gegnern bei der thracisch-macedonischen Stadt Philippi zusammen. Octavian lagerte sich dem Brutus, Antonius dem Cassius gegenüber. Lepidus war in Italien zurückgeblieben. In der ersten Schlacht wurde Cassius von Antonius zurückgeschlagen, aber Brutus besiegte den Octavian und eilte dann seinem Freunde zu Hülfe. Als Cassius die Reiterei des Brutus herannahen sah, hielt er sie für feindliche Truppen und endete sein Leben durch Selbstmord. In einer zweiten Schlacht wurde Brutus völlig geschlagen und gab sich ebenfalls den Tod. Nach der Besiegung des Brutus und Cassius ging Antonius nach Asien, um dessen Unterwerfung zu vollenden und Geld einzutreiben; Octavian begab sich nach Italien, um den Rest der republikanischen Partei zu vernichten und den Soldaten die verheißenen Ländereien auszutheilen. Antonius erpreßte in Kleinasien ungeheure Summen und schwelgte dann mit der Kleopatra in Aegypten auf eine unsinnige Weise. Octavian vertrieb in Oberitalien die Bewohner ganzer Gegenden, um den Soldaten Ländereien anzuweisen. Die Soldaten waren aber nicht zufrieden, und die vertriebenen Einwohner setzten sich an einigen Orten zur Wehre. Das benutzten Fulvia, die Gemahlin des Antonius, und dessen Bruder Lucius Antonius; sie nahmen sich der unzufriedenen Soldaten und der vertriebenen Italiäner an, und es kam zu einem Krieg. Lucius Antonius wurde aber von Octavian in Perusia eingeschlossen und zur Ergebung gezwungen (40 v. Chr.) Fulvia starb bald nachher. Als Antonius von dem Unglücke seiner Verwandten und Anhänger in Italien hörte, schloß er mit Sextus Pompejus, welcher in Sicilien die Reste der republikanischen Partei gesammelt hatte, einen Bund,

und beide belagerten Brundusium. Die Freunde des Antonius und Octavian brachten aber eine Aussöhnung zu Stande. Eine neue Theilung des Reiches wurde 40 v. Chr. vorgenommen, Octavian erhielt den Westen, Antonius den Osten, Lepidus Afrika. Eine Heirath zwischen Antonius und Octavians edler Schwester Octavia sollte den Bund befestigen. Sextus Pompejus wurde bei dieser Verbindung nicht berücksichtigt; er zwang aber dadurch, daß er Italien die Getraidezufuhr abschnitt, die Triumvirn, ihm Sicilien, Sardinien und Korsika und den Peloponnes zu überlassen.

Antonius begab sich wieder in den Orient, unternahm einen unglücklichen Zug gegen die Parther und gerieth dann wieder ganz in die Gewalt der Kleopatra. Octavian hingegen begann 38 v. Chr. von neuem den Krieg mit Pompejus und übertrug die oberste Leitung des Krieges dem M. Vipsanius Agrippa. Pompejus wurde 36 v. Chr. völlig besiegt, entfloh nach Asien und wurde dort auf Befehl des Antonius getödet. Lepidus, welcher an dem Kriege gegen Pompejus Theil genommen hatte, verlangte Sicilien; Octavian gewann aber dessen Truppen, und Lepidus mußte zu Octavians Füßen um sein Leben flehen und behielt nur die Oberpriesterwürde. Antonius führte Kriege mit den Parthern und schwelgte und prunkte zu Alexandria. Er verschenkte ganze Länder an asiatische Günstlinge und an seine mit der Kleopatra erzeugten Kinder. Die edle Octavia suchte vergebens zwischen ihrem Bruder und ihrem Gemahl den Frieden zu erhalten; Antonius schickte ihr den Scheidebrief. Als Antonius den Cäsarion, Cäsars mit der Kleopatra erzeugten Sohn, als den rechtmäßigen Sohn und Erben Cäsars bezeichnete, erklärte der Senat der Kleopatra den Krieg 32 v. Chr. und nahm dem Antonius den Oberbefehl in Asien. Antonius vergeudete die kostbare Zeit mit Festen und Aufzügen zu Ehren der Kleopatra, statt rasch zu handeln und seinem noch nicht gerüsteten Gegner zuvorzukommen. Am ambracischen Meerbusen traf Octavians Flotte auf die des Antonius, und die Landheere Beider lagerten an der Küste einander gegenüber. Nach mehreren kleineren Seegefechten kam es am 2. Sept. 31 v. Chr. bei dem akarnanischen Vorgebirge Aktium zu einer entscheidenden Seeschlacht. Octavian oder vielmehr sein Feldherr Agrippa erfocht einen glänzenden Sieg. Als der Sieg sich auf die Seite Octavians zu neigen begann, ergriff Kleopatra die Flucht, und Antonius folgte ihr, ohne der Flotte und dem Landheere Verhaltungsbefehle zu geben. Die Flotte ward völlig geschlagen, und das Landheer ergab sich ebenfalls nach sieben Tagen. Octavian folgte, nachdem er in Kleinasien und in Italien die Angelegenheiten geordnet hatte, 30 v. Chr. dem Antonius nach Aegypten. Das Kriegsglück entschied gegen Antonius, und dieser stürzte sich auf die falsche Nachricht von dem Tode der Kleopatra in sein Schwert. Auch Kleopatra tödete sich, als sie mit ihren Buhlerkünsten keinen Eindruck auf Octavian machte. Aegypten wurde eine römische Provinz, und das römische Reich hatte nun in Octavian seinen Herren.

Das Kriegswesen.

Nachdem die Römer ihre Eroberungen über Italien hinaus auf andere Länder ausgedehnt und fremde Völker unterworfen hatten,

wurden auch diese genöthigt, Hülfstruppen zu den römischen Heeren zu stellen. So finden wir seit den punischen Kriegen gallische, spanische, syrakusanische, kretische, numidische, griechische und andere Hülfstruppen. Diese wurden jedoch nur als leichte Schaaren gebraucht und außerhalb der Schlachtlinie aufgestellt. Der Gebrauch außeritalischer Hülfsvölker vermehrte sich mit der Zeit immer mehr. Als eigentliche Söldner sollen die Römer zuerst 215 v. Chr. eine Schaar Celtiberer in Sold genommen haben. In den Provinzen wurden nur in dringenden Fällen die Eingebornen zur Vertheidigung des Landes aufgeboten, gewöhnlich sorgten die Römer durch ihre eigenen Truppen dafür.

Zur Zeit der punischen Kriege enthielt die Legion 4200 Mann, 1200 Hastati, ebenso viele Principes, 600 Triarier und 1200 Leichtbewaffnete. Die Leichtbewaffneten waren die jüngsten und ärmsten Bürger, von den drei Abtheilungen der Schwerbewaffneten waren die Hastati die jüngsten, die Triarier die ältesten. Die Hastati, Principes und Triarier wurden in je zehn, also zusammen in 30 Manipeln eingetheilt. Die Manipeln der Hastati und Principes enthielten 120, die der Triarier 60 Soldaten. Außerdem hatte jede Manipel zwei Centurionen und zwei Uragen, welche das Ende bildeten und die Stelle der Centurionen vertraten, wenn diese verhindert waren, und zwei Standartenträger. Die Centurionen wurden von den Kriegstribunen erwählt und ernannten dann die Uragen und Standartenträger. Jede Manipel bestand aus zwei Centurien, und die Verbindung von drei Manipeln, einer der Hastati, einer der Principes und einer der Triarier, hieß Cohorte. Die Manipeln der Hastati und Principes waren verdoppelt worden, weil die Römer in dieser Zeit mit Völkern zu kämpfen hatten, welche ihre Truppen sehr tief aufstellten und dadurch die Römer nöthigten, ein Gleiches zu thun. Die Schlachtordnung blieb wie früher, so daß die Hastati die erste Schlachtlinie, die Principes die zweite, die Triarier die dritte bildeten. Die Leichtbewaffneten wurden theils zwischen die Manipeln der Schwerbewaffneten gestellt, um die Zwischenräume auszufüllen, theils in einer mäßigen Entfernung vor die erste Linie der Schwerbewaffneten, theils auf die beiden Flügel. Die Leichtbewaffneten eilten, sobald das Zeichen zur Schlacht gegeben war, zuerst gegen die Feinde und eröffneten die Schlacht.

Wahrscheinlich zur Zeit des dritten punischen Krieges wurden je zwei Manipeln der Schwerbewaffneten zu einer Cohorte vereinigt. Eine Legion wurde von nun an so zur Schlacht geordnet, daß die Principes die erste Linie, die Hastati die zweite bildeten. Nach diesen beiden Schlachtlinien kamen die verschiedenen Arten der Leichtbewaffneten und erst nach diesen die Triarier. Die Reiter wurden wie früher auf den beiden Flügeln aufgestellt.

In der Zeit der Bürgerkriege verschwand der Unterschied der Hastati, Principes und Triarier, und die Legion wurde bloß in zehn Cohorten eingetheilt von denen jede aus vier bis fünfhundert Mann bestand. Cäsar behielt jedoch für gewöhnlich die Aufstellung in drei Schlachtlinien bei, und zwar so, daß er in die erste von jeder Legion vier Cohorten stellte. Die Aufstellung geschah wahrscheinlich zehn Mann tief, und die dritte Linie war von der zweiten

entfernter, als diese von der ersten. Die Tiefe der ganzen Schlachtordnung betrug 666 Fuß.

Veränderung in den Sitten und dem Charakter der Römer.

Die Sitten und der Charakter der Römer am Anfange und am Ende dieses Zeitraumes sind ganz von einander verschieden. Bis in die Mitte des sechsten Jahrhunderts der Stadt behaupteten die Römer jene edele Einfachheit, Mäßigkeit und Enthaltsamkeit, durch welche sie Körper und Geist stark und kräftig erhielten zum Kampfe und zum Siege. Selbst der reichere Bürger theilte mit seinen Klienten und Sklaven die Geschäfte des Landbaus, und das Familienleben war ländlich, einfach, sittsam und mäßig. In dem zweiten punischen Kriege zeigte der Senat die größte Weisheit in seinen Entschließungen und das ganze Volk eine unüberwindliche Standhaftigkeit in den drohendsten Gefahren und erhabene Stärke und Größe der Seele mitten unter den fürchterlichsten Niederlagen und Unglücksfällen. Alle Stände, Geschlechter und Alter waren mit der feurigsten Vaterlandsliebe erfüllt; die Feldherrn führten ihre Heere mit vorsichtiger Klugheit und unerschrockenem Muthe gegen den überlegensten Feind; und die tapferen Legionen folgten ihren Anführern mit unbedingtem Gehorsam in den unvermeidlichen Tod. Noch waren Roms Bürger von Ehrfurcht vor den Göttern durchdrungen und von Abscheu vor den Lastern und jedem unerlaubten Mittel, sich zu bereichern, erfüllt. Nachdem aber die Römer durch die Ueberwindung Karthago's die höchste Stufe ihrer Macht erreicht hatten und kein Volk übrig war, welches ihnen einen kräftigen Widerstand leisten konnte, ergossen sie sich, wie ein reißender Strom alle Dämme durchbrechend, über die übrigen schwächeren Völker und streckten ihre Hände nach den Gegenden aus, in welchen Natur und Kunst die größten Reichthümer und Kostbarkeiten aufgehäuft hatten. Die mit geringer Anstrengung erfochtenen Siege über Philipp von Macedonien und Antiochus von Syrien kosteten den Römern ihre Tugenden und guten Sitten. Jeder Schritt der Römer in Griechenland und Asien war ein Schritt zu ihrem Verderben, weil die überwundenen Völker mit ihren Reichthümern und Kunstschätzen ihnen zugleich auch ihre Laster und zügellosen Begierden übergaben. Nach der Ueberwindung Philipps von Macedonien erzwang die gesteigerte Prachtliebe der Frauen die Aufhebung des ihren Putz beschränkenden oppischen Gesetzes, und die 186 v. Chr. verbotenen bacchischen Mysterien waren Schulen der schamlosesten Laster und der furchtbarsten Verworfenheit. Die Vermehrung der Reichthümer rief Pracht und Aufwand hervor, und nicht nur die Weiber, sondern auch die Männer verwendeten Zeit und Geld auf Kleidung und Putz. Schlemmerei und Völlerei zogen in Rom ein, und die römischen Magistrate erlaubten sich, um die Mittel zur Befriedigung ihrer zügellosen Lüste herbeizuschaffen, in den Provinzen jede Art von Bedrückung und Gewaltthätigkeit. Zwar fehlte es nicht an einzelnen vortrefflichen Männern, welche die früheren Tugenden bewahrten: aber weder ihr Beispiel, noch die Gesetze gegen den Aufwand vermochten den Strom der einreißenden Sittenlosigkeit aufzuhalten. Die bestochenen Richter sprachen mit frecher Unverschämtheit die offenbarsten Verbrecher und Räuber der Bundes-

genossen frei; die ins Unglaubliche vermehrten Sklaven vergifteten und verdarben die Sitten, und von ihnen ließen die Reichen ihre ungeheuren Länderstrecken bearbeiten, während eine Menge armer Familien obdachlos, ohne Arbeit und Lebensunterhalt in dem verödeten und menschenleeren Italien umherirrten. Vergebens versuchte der edle Tib. Sempronius Gracchus, vergebens sein leidenschaftlicherer Bruder Caj. Gracchus der drückenden Noth des armen Volkes zu steuern und einen wohlhabenden Mittelstand zu schaffen; sie erlagen, nicht ganz ohne Schuld, der blinden Erbitterung und dem habsuchtigen Eigennutz der Reichen und Vornehmen. Bei einer so unnaturlichen Lage des römischen Volkes, wo der bei weitem größere Theil der Bürger in der hülflosesten Dürftigkeit schmachtete, und wenige Familien die unermeßlichsten Reichthümer und gleichsam erblich die höchsten Staatsämter besaßen, mußte die Liebe zum Vaterlande und das Verlangen nach Ruhm und wirklichen Verdiensten schwinden. Statt beschwerliche Feldzüge zu machen, blieben die vornehmen Jünglinge in Italien, ergaben sich dem wollüstigen und sittenlosen Leben der Hauptstadt, hörten höchstens die Vorlesungen griechischer Weltweisen und Redner und erlangten durch das Ansehn ihrer Familien, durch Parteien, Verwandte und Freunde und durch Bestechungen die wichtigsten Stellen. Mit Geld konnte man alles erkaufen, und Rom selbst war feil, wie Jugurtha sagte. Daher zeigte sich bald ein Mangel an großen und erfahrenen Feldherrn, und der Senat war genöthigt, in dem Kriege gegen die Cimbern und Teutonen seinen erbittertsten Feind, Marius, gegen Gesetz und Herkommen fünfmal nach einander zum Consul erwählen zu lassen. Zügellose Demagogen stellten sich an die Spitze des käuflichen Pöbels und verwirrten durch verderbliche Gesetze die Verfassung des Staates; mit dem Schwerte errangen in dem ganz Italien furchtbar verheerenden Kriege die italischen Bundesgenossen die Ertheilung des römischen Bürgerrechts. Unter Marius und Sulla wutheten Bürger gegen Bürger, und mit der furchtbarsten Grausamkeit wurden nicht bloß Tausende von Bürgern gemordet, sondern ganze Landschaften verheert und ihrer Bewohner beraubt. Unter solchen Gräueln erstarb jedes Gefühl der Menschlichkeit, und die heiligsten Bande der Gesellschaft wurden aufgelöst. Mit immer zunehmender Grausamkeit wurden die Provinzen durch die Räubereien der Statthalter ausgeplündert, unermeßliche Reichthümer von einzelnen römischen Familien aufgehäuft, und die Prachtliebe und Schwelgerei, die schamlosesten Lustbarkeiten und viehische Völlerei bis ins Unglaubliche gesteigert.

Mit ungeheurer Verschwendung wurde durch öffentliche Vergnügungen die Gunst des Pöbels erkauft, und das Volk oft mehrere Tage nach einander mit den ältesten und theuersten Weinen und leckerhaftesten und ausgesuchtesten Speisen bewirthet. Durch einen so sinnlosen Aufwand stürzten sich diejenigen, welche Aemter und Ansehn im Staate erlangen wollten, in die größten Schulden, so daß z. B. Cäsar erklärte, daß er (nach jetzigem Gelde) funfzehn Millionen Thaler brauche, um Nichts zu haben. In sinnliche Lüste, in Weichlichkeit und Trägheit versunken, oder mit ihren Villen, Gärten und Kunstwerken, mit der Wartung ihrer Fischteiche oder

mit anderen Spielereien beschäftigt, bekümmerten sich die vornehmen Römer nicht um die öffentliche Wohlfahrt und sahen theilnahmlos auf das dem gesunkenen Staate drohende Verderben. Cicero und Cato waren in der letzten Zeit der Republik die einzigen Männer, welche im Senate von Tugend und Vaterlandsliebe sprechen konnten, ohne ausgelacht oder für Heuchler gehalten zu werden. Eben so schamlos und den unnatürlichsten Lastern ergeben, wie die Männer, waren die Frauen und Mädchen. Daher nahmen Untreue, Ehebruch, Ehescheidungen und der Hang zum ehelosen Stande immer mehr überhand. Die Vernachlässigung der Erziehung und die frühe Ausartung der Jugend waren eine nothwendige Folge. Die jungen Römer waren feig und kraftlos im Kriege und unerfahren in der Staatskunst, Beredtsamkeit und Rechtsgelehrsamkeit. Arbeitsamkeit, Mäßigkeit, Tapferkeit und Vaterlandsliebe waren verschwunden. Aber nicht bloß unter den Vornehmen, sondern auch unter der niedern Klasse der Bürger herrschten alle Arten von Lastern und Ausschweifungen. Die Bewohner Roms waren zum großen Theil der Auswurf von ganz Italien und den Provinzen, ein unreiner Haufe von Sklaven und Freigelassenen. In Rom kam, wie an einem Zufluchtsorte der Bosheit und des Müssigganges, das liederlichste Gesindel aller Länder zusammen, um dort auf Kosten des Staates, von den Bestechungen der Vornehmen oder dem Ertrage ihrer Schandthaten zu leben. Zu Cäsars Zeit erhielten 320,000 Bürger monatliche Getraidespenden vom Staate; Cäsar setzte ihre Zahl auf 150,000 herab. Gleiche Verdorbenheit wie in Rom herrschte auch in den römischen Heeren. Jeder Feldherr mußte sich seine Soldaten erst erziehen und an Kriegszucht, Arbeitsamkeit und Tapferkeit gewöhnen. Die römischen Legionen, aus dem verdorbenen Pöbel gebildet, waren nicht mehr von Liebe zum Vaterlande erfüllt, sie dienten weniger dem Staate als dem einzelnen Feldherrn und waren ebenso bereit gegen als für ihre Mitbürger zu fechten.

Der Landbau. Die Liebe zum Landbau und die Achtung desselben hat sich bei den Römern bis in die letzte Zeit der Republik erhalten, und es gab, selbst als die sittliche Verdorbenheit schon sehr überhand genommen hatte, wenigstens noch einzelne ausgezeichnete Männer, welche sich dieser Beschäftigung nicht schämten. Nachtheilig wirkte bei der zunehmenden Vergrößerung des Staates die Vermehrung der Staatsländereien und die Besitznahme derselben durch einzelne Reiche. Daneben fanden so selten und so kärgliche Ackervertheilungen an ärmere Bürger statt, und die vertheilten Aecker wurden von den Reichen so häufig durch Kauf, List und Gewalt mit ihren großen Gütern vereinigt, daß schon zu den Zeiten der Gracchen fast ganz Italien nur aus übermäßig großen Landgütern bestand, und die Zahl der Landleute sehr vermindert war. Die beständigen Kriege und bürgerlichen Unruhen entwöhnten die Römer der eifrigen Bebauung ihrer Aecker und verminderten die Liebe zum Landbau, während auf den Gütern der Reichen die Unmasse der nach Italien geführten Sklaven verwendet wurde. Die Verschwendung und die Genußsucht, welche nach den punischen Kriegen in Rom zu herr-

schen begann, gestaltete die Landgüter immer mehr in prachtvolle Landsitze um, bei deren Einrichtung mehr auf die Befriedigung ausgesuchter und üppiger Vergnügungen, als auf den Nutzen und vortheilhafte Bewirthschaftung gesehen wurde. Von den Sklaven wurde das Land viel schlechter als früher von den freien Landleuten bebaut; die Fruchtbarkeit des in den beständigen Kriegen verheerten Italiens verminderte sich, und der Ertrag der italischen Aecker reichte nicht mehr zur Erhaltung der Bevölkerung hin.

Wie die Römer überhaupt, so bewahrten auch die Frauen Jahrhunderte hindurch ihre Tugenden und die Reinheit und Unverdorbenheit ihrer Sitten. Züchtig und keusch waren sie im Innern des Hauses mit der Erziehung der Kinder, mit der Leitung des Hauswesens und mit Spinnen und Weben beschäftigt. Umringt von arbeitsamen Sklavinnen leiteten und belebten sie deren Thätigkeit durch ihr eigenes Beispiel. Mit schüchterner Sittsamkeit nahmen sie Theil an den Mahlzeiten der Männer; sie hörten es, wenn der Hausherr als Patron seinen Klienten über rechtliche Fragen Auskunft und über die Führung des Hauswesens seinen Rath ertheilte; und in bescheidener Schweigsamkeit waren sie zugegen bei den Gesprächen, in welchen ihr Gemahl sich mit seinen Freunden über die wichtigsten Angelegenheiten des Vaterlandes, die Verwaltung des Staates, über Recht und Gerechtigkeit, über Zucht und Sitte und die Thaten der Vorfahren unterhielt. Kein Wunder war es also, wenn, wie das Herz jedes Römers, so auch das jeder Römerin mit der edelsten Gesinnung und mit einer großartigen Begeisterung für Tugend, Ehre und Vaterland erfüllt war. Um sich vor Unehre zu bewahren oder eine drohende Gefahr von dem Vaterlande abzuwenden, war jede Römerin stets bereit, das Theuerste, was sie hatte, ja selbst das Leben freudig zum Opfer zu bringen. Die innigste Eintracht herrschte im häuslichen Leben, so daß bis 231 v. Chr. keine Ehescheidung erwähnt wird, und die größte Achtung und Ehrerbietung vor den Frauen war die Folge ihrer Tugenden. — Der Reichthum, welcher nach den punischen Kriegen in Rom zu herrschen begann und die Bekanntschaft mit den griechischen und asiatischen Sitten hatten auch auf die Frauen einen großen Einfluß. Die Römerinnen begannen jetzt sich mit den Wissenschaften zu beschäftigen und Geist und Geschmack zu bilden; sie wurden mit dem griechischen und feineren Ton des geselligen Lebens bekannt und strebten mehr durch äußere Liebenswürdigkeit, als durch innere Vorzüge die Herzen der Männer zu gewinnen. Von dieser scheinbaren Höhe der Bildung der Frauen war zum sittlichen Verderben nur ein kleiner Schritt. Schon nach dem zweiten punischen Kriege klagte Plautus, daß der Putztisch der römischen Damen zum Unglück der Männer eingerichtet sei. Dreißig Arbeiter wurden durch die Kleidungsstücke einer Dame beschäftigt, und funfzehn verschiedene Moden wechselten in einem Jahre. Durch den zunehmenden Luxus wurden die häuslichen Tugenden verdrängt; die Erziehung der Kinder wurde griechischen Sklaven, die Führung des Hauswesens Haushofmeistern, die Küche theuer erkauften Köchen, kurz die verschiedenen Geschäfte der Haushaltung treulosen Händen verschmitzter Sklaven

Die Frauen.

überlassen. Die Sklavinnen spannen und webten nicht mehr, aber hundert Hände derselben waren mit dem Putz der eitlen Domina beschäftigt. Zu Sulla's Zeiten hatten die römischen Damen in den mannigfachen Künsten der Koketterie und der Gefallsucht schon große Fortschritte gemacht; sie waren bekannt mit der griechischen und römischen Literatur, sie verstanden zur Cither zu singen und mit größerer Kunstfertigkeit, als für eine sittsame Frau nöthig war, zu tanzen, und viele andere Künste, durch welche sie sich wollüstige Vergnügungen verschaffen konnten, waren ihnen wohl bekannt; ja, alles lag ihnen mehr am Herzen als Anstand und Sittsamkeit. Sie besaßen nicht selten vielen Geist, machten artige Verse, wußten liebenswürdig zu scherzen und in der Unterhaltung bald einen bescheidenen, bald einen empfindsamen, bald einen muthwilligen Ton anzustimmen, und durch Artigkeiten und feinen Witz die Unterhaltung zu würzen. Die Gefall- und Putzsucht der Frauen machte reißende Fortschritte. Um weniger Widerspruch von ihren Männern zu erfahren, suchten sie ihre Väter zu einer reichen Ausstattung zu bewegen, bemühten sich durch Erbschleicherei große Erbschaften an sich zu bringen, oder machten Schulden und schworen, wenn sie nicht bezahlen konnten, das geliehene Kapital ab, oder nahmen endlich an staatsverbrecherischen Verschwörungen Theil, um durch den Umsturz der Verfassung sich von ihrer Verlegenheit zu befreien. Unter den Verschworenen Catilina's waren auch viele Frauen, und in den Zimmern römischer Damen wurden oft die wichtigsten Staatsangelegenheiten und die schändlichsten Verbrechen verabredet. — Unzucht und Sittenlosigkeit wurden immer allgemeiner, vornehme Frauen verkauften ihre Reize und gaben sich ausschweifenden Jünglingen hin, welche in den Armen griechischer Buhlerinnen die Künste der Buhlerei gelernt hatten. Wie die angesehensten Männer, Cäsar, Pompejus, Crassus, Antonius und unzählige andere als freche Verführer der Frauen genannt werden, so auch werden viele Frauen als schamlose Verführerinnen der Jünglinge bezeichnet. Schwiegermütter verführten die Männer ihrer Töchter, und abgelebte Mütter verkauften ihre eigenen Töchter an die Buhlen ihrer verblichenen Reize. Bei einem so zügellosen Leben nahmen Ehescheidungen und Ehelosigkeit auf eine traurige Weise überhand, und selbst der strenge Censor Metellus Numidicus nannte in einer Rede, in welcher er zur Ehe ermahnte (102 v. Chr.), dieselbe eine Last.

Die Erziehung.

In der Zeit der Decemvirn wird zuerst eine Elementarschule erwähnt, welche sich in einer Taberne auf dem Forum befand und von Mädchen besucht wurde. Der ältere Cato unterrichtete seine Söhne selbst im Lesen und Schreiben und in den gymnastischen Uebungen, obgleich er unter seinen Sklaven einen beliebten Grammatistes hatte, welcher den Söhnen anderer für Geld Unterricht ertheilte. Die Knaben lernten die Gesetze der zwölf Tafeln auswendig und übten sich im Absingen von Versen und im Vortrage von Denkreden, durch welche die Thaten wackerer Männer gepriesen wurden. War auch der eigentliche Unterricht beschränkt, so gewährte doch das öffentliche und häusliche Leben dem jungen Römer vielfache Gelegenheit, sich für den Staat auszubilden und zu praktischer Tüch-

tigkeit zu befähigen. Auch war es in älterer Zeit den Senatoren gestattet, ihre jungen Söhne mit in den Senat zu nehmen. Als ein römisches Schulbuch wird die lateinische Uebersetzung der Odyssee des Livius Andronicus genannt, und der Unterricht scheint Lesen, Schreiben, Rechnen, Deklamiren, Auswendiglernen poetischer Stücke und einige Kenntniß der Mythologie und Geschichte umfaßt zu haben. In der äußeren Haltung der jungen Römer wurde besonders Bescheidenheit und Schamhaftigkeit verlangt. Als die Kenntniß der griechischen Literatur sich in Rom zu verbreiten begann, wurde auch der Unterricht reichhaltiger und mannigfaltiger. Gebildete und gelehrte Griechen, wie Polybius und Panätius, wirkten durch ihren Umgang mit vornehmen Römern. Es vermehrten sich die Schulen, theils für den Elementarunterricht, theils für höhere Ausbildung. In Rom eingewanderte Griechen ertheilten den erwachsenen Junglingen Unterricht in der Rhetorik, und der Einfluß der griechischen Rhetoren nahm bald immer mehr zu, obgleich sie von den Männern von altrömischer Gesinnung wegen ihrer sophistischen Spitzfindigkeiten als Verderber der Jugend betrachtet wurden. Seit der Mitte des siebenten Jahrhunderts d. St. erhielten Erziehung und Unterricht eine vollkommnere Ausbildung. Es wurde Sitte den Knaben einen griechischen Pädagogen zu geben, in dessen Umgang sie mit der griechischen Sprache vertraut wurden, der ihr steter Begleiter und Aufseher war und der ihnen auch bisweilen Unterricht ertheilte.

Es bildete sich der Unterschied des Unterrichts bei einem Grammatista oder Literator und bei einem Grammaticus oder Literatus immer bestimmter aus. Der erste Unterricht wurde in einer Elementarschule von einem Literator ertheilt und umfaßte das vermittelst der Syllabirmethode zu erlernende Lesen, das Schreiben, wobei anfangs die Hand geführt wurde, das Auswendiglernen lehrreicher Sprüche und das Rechnen auf Tafeln mit Steinchen oder mit Hülfe der Finger. Dieser Unterricht stieg stufenweis bis zur Erklärung leichter Dichter auf. Der Unterricht in der griechischen Sprache wurde nun auch in den Lehrcursus mit aufgenommen. Im reiferen Alter begann ein zweiter Cursus, der grammatisch-rhetorische, unter der Leitung eines Grammaticus oder Literatus. Dieser erklärte Autoren, übte seine Schüler in praktischen Arbeiten, im Deklamiren und Disputiren, besonders in der Eleganz des Ausdrucks und der Euphonie der Aussprache. Auch bildeten Phonasci die Stimme und ertheilten Anleitung zur richtigen Modulation. Nicht selten besuchten selbst angesehene Männer die Schulen der Grammatiker. Unter Anleitung des **Rhetor Latinus** wurden Redeübungen angestellt; der **Rhetor Graecus** gab Anleitung, wie man sich die Schönheit der griechischen Sprache durch Uebersetzung und Nachahmung der griechischen Schriftsteller aneigne. Für die weitere Ausbildung kam es darauf an, ob der junge Mann sich vorzugsweise dem Kriegsdienst widmen, oder Staatsmann, Redner und Rechtsgelehrter werden wollte. Dem künftigen Heerführer bot das Lager die beste Uebungsschule. Im Contubernium mit tüchtigen Feldherrn bildete er sich gehorchend zum Befehlshaber aus. Dem künftigen Staatsmanne, dem Redner und Rechtsgelehrten war das Forum, der Senat und die Verwaltung einer Provinz die Schule weiterer Ausbildung. Eine weniger

glänzende, jedoch lange sehr in Ehren gehaltene Bestimmung des jungen Römers war die zum Oekonomen und guten Hauswirth. Man bestimmte dazu gewöhnlich Söhne von geringerem Talent und ohne Neigung zu einem höheren Beruf. Sie wurden auf ein Landgut geschickt, um die Landwirthschaft zu erlernen und dann dasselbe in Gemeinschaft mit einem Villicus zu verwalten. Begann der Jüngling seine Laufbahn im öffentlichen Leben, so befreundete er sich zunächst mit einem bedeutenden Staatsmanne, begleitete ihn bei den öffentlichen Geschäften und gehörte zu dessen Gefolge. Die Ausbildung in griechischer Rede und Wissenschaft wurde zu Rom immer allgemeiner; es entstanden nach und nach treffliche Büchersammlungen, welche gebildeten Freunden der Besitzer zu Gebote standen. Es wurde Sitte, daß die jungen Römer, um sich in der Redekunst, in der griechischen Philosophie und andern Zweigen der Wissenschaft auszubilden, sich nach Athen, Rhodus, Apollonia, Mytilene, Massilia und Alexandria begaben.

Die Religion. Die Verbreitung der griechischen Bildung in Rom hatte auch die Aufnahme der griechischen Götter und ihre allmälige Verschmelzung mit den römischen zur Folge. Die Aufnahme der griechischen Mythologie in Rom wurde sehr erleichtert durch die Verwandtschaft der Latiner und Griechen, durch eine bedeutende Summe gemeinsamer religiöser Vorstellungen und endlich durch die Geneigtheit der Griechen und Römer, in den Göttern anderer Völker bei einiger Aehnlichkeit die eigenen wieder zu erkennen. Die Verschmelzung der römischen Gottheiten mit den griechischen hatte manche Verwirrung zur Folge. Eine Menge nahe verwandter Gottheiten gaben zu häufigen Verwechselungen Veranlassung, und die Begriffe vieler Gottheiten erhielten eine große Vieldeutigkeit. Cicero theilt die Götter in Dii majores und minores. Unter die Dii majores auch Selecti genannt, gehörten zunächst die zwölf himmlischen Gottheiten, welche den Götterrath bildeten, nämlich: Jupiter, Juno, Minerva, Neptunus, Mars, Vulkan, Mercurius, Apollo, Vesta, Ceres, Venus, Diana; ferner: Janus, Saturnus, Tellus, Orcus, Liber, Sol, Luna und Genius. In **Jupiter** trat die Vorstellung eines Königs der Götter und Menschen, eines höchsten Lenkers aller Angelegenheiten immer mehr hervor. Er schützt die Grenzen des Staats- wie des Privateigenthums; er verhilft einem männlich kräftigen, um- und vorsichtigen Benehmen zu Recht und Sieg gegen freche Bosheit; er verbreitet durch solche Triumphe Freude und Segen über den ganzen Staat; er ist der Beschützer der Gerechtigkeit und Treue in allen menschlichen Verhältnissen. — Als Schwester und Gemahlin Jupiters erhielt **Juno** unter den drei hohen kapitolinischen Gottheiten die zweite Stelle und neben dem Heiligthume des Jupiter eine besondere Celle. Sie theilte die meisten Eigenschaften ihres Gemahls, jedoch wird durch die Menge verschiedener Epitheta, unter welchen sie in unzähligen Tempeln verehrt wurde, eine klare Uebersicht ihrer allmälig ausgebildeten Bedeutung sehr erschwert. Bei den alten Latinern wurde Juno als Lucina oder Lichtspenderin in enger Beziehung zur Eintheilung und zum Wechsel der Zeit gedacht. Lucina war auch die Göttin der Geburten und der allgemeinen Frucht-

barkeit. Die Hülfe der Juno wurde auch auf den Wohlstand im Allgemeinen bezogen, und damit hing es wieder zusammen, daß Jupiter und Juno als Gottheiten des Verkehrs und des Geldes verehrt wurden. Juno war ferner auch die Beschützerin verwandtschaftlicher und bürgerlicher Verhältnisse. — Minerva, welcher die dritte Celle des kapitolinischen Tempels geweiht war, ist die personificirte Denkkraft, die Göttin der Weisheit. Zu Rom wurde ihr Bild, welches zum Zeichen ihrer stets wachsamen Umsicht und Klugheit die Augen und die Lanze bewegte, als heiligstes Unterpfand (Palladium) im Vesta-Tempel aufbewahrt. Von ihrer ungeschwächten jungfräulichen Geisteskraft leitete man die wohlthätigen Erfindungen der Zahlen, der Musik, des Spinnens und Webens, der Kultur des Oelbaums und der höheren Kriegskunst ab; sie wurde als Göttin der Wissenschaften, Künste und Gewerbe verehrt. — Neptunus, der Bruder Jupiters, war Beherrscher des Meeres und aller Gewässer. — Mars wurde mit dem Ares der Griechen identificirt und nahm immer mehr einen rein kriegerischen Charakter an. Er galt für den Sohn Jupiters und Juno's und für den Bruder oder Gemahl der Bellona. — Vulcan verlor seine altrömische, politische Bedeutung und übernahm die Rolle des griechischen Hephästos. Als häßlicher, hinkender Sohn Jupiters und Juno's und als Gemahl der Venus war er der Gott des Feuers und hatte Hammer und Zange zu seinen Attributen, die Cyclopen zu seinen Gesellen, die Insel Lemnos und den Aetna zu seinen Werkstätten. — Mercurius, der Gott der Kaufleute, wurde mit Hermes identificirt und galt nun auch für den Herold und Boten der Götter, für den Gott der Beredtsamkeit, der Gelehrten und Dichter, der Musiker und Kämpfer, des Scharfsinns und der Diebe. — Apollo war ein griechischer Gott, welchem 433 v. Chr. zur Abwehr einer Pest in Rom der erste Tempel geweiht wurde. Apollo, welcher auch die Namen Phöbus, Sol und Hyperion führte, wurde als Gott der Dichtkunst, der Musik, der Wahrsagekunst und Arzneiwissenschaft verehrt. — Der Begriff und der Kultus der Vesta erhielt sich unverändert. — Der Dienst der Ceres stammte aus Griechenland und wurde 496 v. Chr. wegen Mißwachs und bei drohender Hungersnoth eingeführt. Ceres war die Göttin der Feldfrüchte und die Erfinderin des Feldbaues. Daher schrieb man ihr auch die Begründung eines gesitteten Lebens in gesetzlich geordneten Staaten zu. — Venus war eine altrömische, jedoch sehr unbedeutende Liebesgöttin, welche mit der griechischen Aphrodite identificirt wurde. — Die altlatinische Diana wurde mit der griechischen Artemis identificirt und galt nun, wie diese, für die Tochter Jupiters und Latona's und für die Schwester Apollo's. Sie war Licht-Göttin, aber auch Lebens-Spenderin und Vorsteherin der Geburten, Geburtshelferin. Die Lichtstrahlen wurden als Pfeile versinnlicht, und daher führte Diana, wie ihr Bruder, den Bogen nebst Köcher und Pfeilen und wurde die Göttin der Jagd. Die Wald- und Berg-Nymphen sind ihre Begleiterinnen. Als Beherrscherin der Nacht und weil sie Pfeile führte, wurde sie endlich auch Vorsteherin der Zauberei, der Kräuter-Kunde oder Giftmischerei, und trat, mit Proserpina verwechselt, in ein besonderes Verhältniß zum Schattenreiche.

Janus, dem in der griechischen Mythologie kein Gott entsprach, behielt seine Bedeutung. — Der altrömische Saatgott Saturnus hingegen wurde mit dem griechischen Kronos, dem Gotte der Zeit, identificirt. — Mit Ops und Tellus wurde Rhea, die Gemahlin des Kronos, verwechselt. Mit Beiden wurde endlich die 205 v. Chr. aus Pessinus in Phrygien abgeholte und in Gestalt eines steinernen Würfels nach Rom gebrachte Cybele verschmolzen. Man verehrte in ihr die Alles erzeugende Erde, die Mutter der Götter, Menschen und Thiere, die Erfinderin des Feldbaues, die Bezähmerin der wilden Sitten, die Städte- und Staatengründerin. — Als Gott der Unterwelt wurde nunmehr der griechische Pluto oder Hades, der jüngste Bruder Jupiters, verehrt. Seine Gemahlin war Proserpina, die mit Gewalt entführte Tochter der Ceres. — In dem Tempel der Ceres am Circus Maximus wurden zugleich auch ihre Kinder Liber und Libera verehrt. Liber wurde mit Bacchus verwechselt, dem Gott des Weinbaues, des geselligen Lebens, der Freude und, weil der Wein beredt macht und begeistert, der tragischen und anderen Dichter. — Neben dem altlatinischen Götterpaare Dianus und Diana wurden Sol und Luna schon in frühester Zeit als selbständige und zwar sabinische Gottheiten verehrt. — Der Begriff des Genius blieb unverändert.

Als Dii minores wurden die Heroen Hercules, die Zwillingsbrüder Castor und Pollux, die Söhne Jupiters und der Leda, Aesculapius, der Sohn Appollo's und der Gott der Aerzte, endlich Latinus, Aeneas und Romulus verehrt. Ferner hatten die Römer Hirten- und Feldgötter, Kriegs- und Meergötter, Götter des Schicksals und der Weissagung. Fast jeder einzelne Moment des menschlichen Lebens und fast jede einzelne Tugend wurde unter den Schutz einer besonderen Gottheit gestellt.

Die kirchliche Verfassung.

Obgleich in weit geringerem Grade als die Götterlehre, erlitt doch auch die kirchliche Verfassung in diesem Zeitraume manche Veränderung. Die Priesterkollegien erfuhren zu verschiedenen Malen eine Vermehrung des Personals. Von weit größerem Einflusse war das zunehmende Ansehn eines neugestifteten Priesterthums, nämlich der Aufseher über die sibyllinischen Bücher. Dieses in seiner ganzen Richtung von den altrömischen Grundsätzen abweichende, auf einer fremden Grundlage ruhende Priesterthum hat zur Erschütterung der alten kirchlichen Verfassung und des ganzen altrömischen Religionswesens bedeutend beigetragen. Denn die Aufseher der sibyllinischen Bücher waren es, auf deren Rath die fremden Kulte nach Rom verpflanzt wurden; sie brachten es dahin, daß die Römer, welche früher sogar die Tempel der verwandten Gottheiten latinischer Schwesterstädte nur außerhalb der Mauern duldeten, der phrygischen Göttermutter auf dem Palatinus selbst ihren Platz anwiesen. Nicht ohne Bedeutung war es daher, daß gerade dieses Priesterthum unter allen zuerst durch das licinische Gesetz 367 v. Chr. (S. 540) von den aufstrebenden Plebejern in Besitz genommen worden war. Daß die Plebejer sich hiermit nicht begnügten, sondern ihrem Streben nach völliger Gleichheit mit den Patriciern durch das ogulnische Gesetz 300 v. Chr. (S. 552) die Krone aufsetzten,

indem sie, bereits in politischer Hinsicht mit den Patriciern völlig gleichgestellt, nun auch die Theilnahme an dem Pontificat und Augurat errangen, war ganz konsequent und billig, aber auch ein bedeutender Schritt zum Sturz der altkirchlichen Verfassung. Einen schlimmeren Stoß erhielt dieselbe durch das Gesetz des Cn. Domitius 104 v. Chr., welches den Priesterkollegien das Recht sich selbst zu ergänzen nahm und die Wahl der Priester den Tributcomitien übertrug, jedoch so, daß nur 17 durchs Loos bestimmte Tribus die Priester wählen sollten. Mit den fremden Göttern kamen auch fremde Priesterschaften nach Rom.

Zu den religiösen Feierlichkeiten, durch welche die Götter geehrt wurden, gehörten seit den ältesten Zeiten auch festliche Spiele. Sie waren nach dem Wesen der Gottheiten, welchen sie galten, von sehr verschiedener Art und bestanden zum Theil aus bloßen Scherzen, welche das Volk sich erlaubte. Unter die wichtigsten gehörten die Ludi Apollinares, Megalenses, Cereales, Plebeji, und vor allen die den drei großen kapitolinischen Gottheiten geweihten Ludi Capitolini, Magni oder Romani. Letztere, die vorzugsweise in Circus-Spielen oder Leibesübungen bestanden, sollte schon Tarquinius Priscus gestiftet haben, der Erbauer des Circus Maximus. Dieser Circus lag zwischen dem palatinischen und aventinischen Hügel. Derselbe war drei und ein halbes Stadium ($2187\frac{1}{2}$ Fuß) lang und ein Stadium breit. Der innere unbedeckte Raum war von einem länglich runden Gebäude umschlossen, an welchem sich ringsherum die verschiedenen, nach den Ständen eingetheilten Reihen der Sitze über einander erhoben. Nach der geringsten Angabe sollen 150,000 Menschen darauf Platz gehabt haben. In der Mitte der Rennbahn streckte sich, fast in der ganzen Länge derselben, die Spina hin, ein 4 Fuß hohes und 12 Fuß breites Mauerwerk, auf welchem sich Altäre und seit Augustus mehrere Obelisken befanden. Auf beiden Enden der Spina standen je drei Säulen, um welche die Wagenlenker herumlenken mußten. Auf derjenigen Seite der Bahn, wo sich die Haupteingänge befanden, waren die Schranken, hinter welchen die Renner standen, bis das Zeichen zum Auslaufen gegeben wurde. Die Spiele.

Die Circus-Spiele wurden mit einem prächtigen Festaufzuge eröffnet. Derselbe bestand aus verschiedenen Altersklassen der römischen Bürgerschaft, aus den verschiedenen Arten der Wettkämpfer, aus Tänzern, Possenreißern und Musikanten mit dem festlichen Opferzuge; die Hauptsache aber waren die auf Tragen und kostbare Wägen gelegten Bilder und Sympole der großen kapitolinischen und anderer Gottheiten, welche von den Priestern und den höchsten Magistraten im Triumph-Ornate vom Kapitolium aus über den festlich geschmückten Markt in den Circus geleitet wurden. Die Spiele selbst waren: 1) das Wagenrennen mit Zwei- und Viergespannen und das Pferderennen mit einem oder zwei Pferden. Die Wagenlenker wurden nach den Farben ihrer Kleidung in verschiedene Abtheilungen gebracht, für welche die Zuschauer Partei zu nehmen pflegten. 2) Der gymnastische Wettkampf, bestehend aus Laufen, Springen, Faustkampf mit dem Cestus, Ringen und Discuswerfen.

3) Das Gefecht zu Pferd und zu Fuß, wohin auch der Ludus Trojae gehört, ein von vornehmen Jünglingen aufgeführtes Reitergefecht. 4) Venatio, der Kampf wilder Thiere unter einander oder mit Menschen, welche es freiwillig, oder um Lohn, oder zur Strafe thaten. 5) Das Seegefecht, welches anfangs im Circus aufgeführt wurde. Augustus ließ dazu an der Tiber einen See ausgraben; Domitian erbaute ein Schiffstheater. Die Sieger wurden von einem Herold ausgerufen und erhielten zur Belohnung einen Palmenzweig oder eine Palmenkrone und eine ansehnliche Geldsumme.

Nach altrömischer Sitte gehörten zu einem feierlichen Leichenbegängnisse auch Gladiatorenkämpfe, welche auf dem Grabe oder bei dem Scheiterhaufen angestellt wurden, um die Manen der Verstorbenen zu versöhnen. Eben solche Kämpfe fanden zur Versöhnung der unterirdischen Götter statt. Allmälig wurden solche Spiele auch zum Vergnügen des Volkes gegeben, bald auf öffentliche Kosten, bald von Privaten veranstaltet. Für diese Kämpfe und Thiergefechte wurden die Amphitheater gebräuchlich. Diese waren völlig runde Gebäude, welche aus stufenförmig sich erhebenden Sitzen bestanden und einen großen unüberdeckten Platz einschlossen. Man nahm Kriegsgefangene, Sklaven oder Verbrecher zu Gladiatoren; doch vermietheten sich auch Freie zu diesem Geschäfte. Die Gladiatoren wurden in Prozession auf die Arena geführt und zeigten zunächst ihre Geschicklichkeit in einem Gefechte mit hölzernen Waffen; auf ein mit der Trompete gegebenes Zeichen begann der Kampf auf Tod und Leben. Die Römer wurden von diesen Kämpfen so angezogen, daß sie mit der größten Spannung jeder Bewegung folgten, bedeutende Wetten eingingen und alles Andere darüber vergaßen. Nicht die Ungunst der Witterung, nicht Hunger und Durst vermochten sie von ihren Sitzen zu vertreiben.

Die Dichtkunst.

Mittelitalien hatte schon in früher Zeit seine ländlichen Feste, bei welchen die Fröhlichkeit des Volkes sich in neckenden und selbst beißenden Wechselreden und in improvisirten Versen Luft machte. Diese ländlichen Feste scheinen weniger, als bei den Griechen, mit geordneten Umzügen und heiligen Gesängen verbunden gewesen zu sein. Es wird dann ferner erzählt, 364 v. Chr. habe man zur Abwehr einer Pest etruskische Schauspieler nach Rom kommen lassen, und diese hätten ein stummes Geberdenspiel zur Flöte dargestellt. Die jungen Römer hätten nun diese Spiele nachgeahmt, aber die Bewegungen mit allerlei Witzreden begleitet, welche sie in improvisirten Versen unter einander gewechselt hätten. Durch Uebung habe sich das einigermaßen vervollkommnet, und so seien die dramatischen Satiren entstanden (eigentlich Saturae von Lanx satura, eine Schüssel mit den Erstlingen von allerhand Früchten gefüllt, welche der Ceres und anderen Gottheiten geweiht zu werden pflegte). Es waren Gedichte von muthwilligem und beißendem Inhalt, in einer sehr freien Form für launige Konversation, von Flötenspiel und Tanz begleitet. Aus Kampanien, dem Sitze heiterer Geselligkeit, erhielten die Römer später eine Art Volkskomödie, das sogenannte ludicrum Oscum in vulgarem Latein, das zum lokalen Lustspiel, der Atellana, ausgebildet wurde und unter vielfachem Wechsel des Drama's eine volks-

thümliche Gattung blieb und zuletzt sogar die sämmtlichen Erzeugnisse des römischen Theaters neben dem Pantomimus überlebte. **Livius Andronicus** aus Tarent, der Sklave, dann der Freigelassene des Livius Salinator, war der erste, welcher 240 v. Chr. die Römer mit einer künstlich angelegten Handlung in dramatischer Form bekannt machte. Er dichtete Tragödien nach griechischen Meistern, dann auch Komödien in kleiner Zahl und von geringer Bedeutung. Er trat anfangs als Schauspieler seiner eigenen Dichtungen auf. Dann führte er die Sitte ein, daß ein besonderer Sänger die Singpartei (Cantica), er selbst aber als Schauspieler nur die dazu gehörige Gestikulation und das Gespräch übernahm. Die römischen Tragödien waren lange Zeit nur Uebersetzungen und Bearbeitungen griechischer Originale; die römischen Tragiker begannen mit Uebersetzungen des Euripides, gingen allmälig zu Sophokles über und versuchten sich zuletzt sogar an Aeschylus und anderen weniger bekannten, obwohl nicht unbedeutenden Originalen. Nur sehr selten wählten die römischen Tragiker, wie Nävius, Stoffe aus der römischen Geschichte; sie unterwarfen aber die griechischen Originale einer Redaktion, durch welche diese zwar nicht freie Schöpfungen, aber doch nationale Gedichte wurden. Die römischen Tragiker beseitigten das Satyrspiel und die Chorgesänge und beschränkten das tragische Gedicht auf den Dialog und Soli's (diverbia und cantica) und gaben den Charakteren durch Beimischung nationaler Gesinnungen und Sentenzen einen so römischen Ton, daß ihre Gedichte selbst ohne große Kunst eine populare Wirkung thaten. Neben Livius Andronicus sind als Dichter von Tragödien und Komödien sein Zeitgenosse **Cn. Nävius** und **Q. Ennius** aus Rudiä in Kalabrien (239 — 169 v. Chr.) zu nennen. Die vielseitige Poesie des Ennius, die Reinheit seines Charakters und sein Umgang mit den edelsten Familien Roms verschafften den bisher verachteten Dichtern Anerkennung beim Volke. **M. Pacuvius** aus Brundusium, der Schwestersohn des Ennius, geboren um 221 v. Chr., zeichnete sich in seinen Tragödien durch Würde und erhabenes Pathos und durch korrekten Versbau aus, mißfiel aber wegen zu großer Wortfülle. **C. Attius**, geb. 170 v. Chr., erwarb sich Lob durch Kraft und Schwung im Ausdruck römischer Gesinnungen und Charaktere, wurde aber wegen seiner Härten in der Wortfügung und wegen Nachlässigkeit in den Rhythmen getadelt.

Produktiver als in der Tragödie waren die Römer in der Komödie; sie besaßen Talent für mimische Kunst und viele Gewandtheit im Dialog. Sie begannen mit Nachbildungen griechischer Komödien und eigneten sich durch lange Uebung die Formen der fremden Dramaturgie an, ehe sie mit volksthümlichen Stücken hervortraten. Doch konnten die letzteren niemals mit den griechischen Meistern, ja nicht einmal mit den Nachahmern derselben sich messen. Die aristokratische Einrichtung des Staates gaben dem Leben in der Hauptstadt eine gewisse Abgemessenheit, welche der Laune und der phantastischen Keckheit den Stoff versagten; der aristokratische, vornehme Sinn verhinderte jeden Versuch des persönlichen Spottes. **Maccius Plautus**, ein Zeitgenosse des Ennius, machte sich mehr als seine Vorgänger von den griechischen Originalen unabhängig; er nahm

sich in der Benutzung der griechischen Stoffe eine größere Freiheit; er hob viele fremdartigen Züge in der Sitten- und Charakterzeichnung der griechischen Stücke auf und verpflanzte die komische Fabel mit wesentlichen Abänderungen, Zusätzen und Zeitanspielungen auf den römischen Boden. Er nahm seine Stoffe aus der neueren Komödie der Griechen und wußte den von den Griechen entlehnten Umriß mit großer Erfindsamkeit frisch zu gestalten. Plautus stand dem Einflusse der römischen Gesellschaft und Urbanität fern und seine Stücke sind voll von plebejischen Witzen und Bildern, welche den vornehmeren Römern nicht gefallen konnten. Dagegen erlangte P. Terentius aus Karthago, der Sklave und später der Freigelassene des Senators Terentius Lukanus größeren Beifall. Er lebte in der feinen aristokratischen Gesellschaft, und man schrieb sogar dem Scipio und Lälius Antheil an seinen Stücken zu. Er zeichnete sich durch die Anordnung der Fabel, durch die Zeichnung und Haltung der Charaktere und durch eine solche Urbanität der Sprache aus, daß er noch später wegen der Wahl und Gemessenheit des Ausdrucks studirt wurde. Man nannte die Stücke, welche einen griechischen Stoff enthielten, Fabulae palliatae. Erst das siebente Jahrhundert der Stadt brachte eine mehr nationale Komödie, indem man die Stoffe der griechischen Komödien in den Kreis des römischen Lebens versetzte und römische Sitten und Charaktere darstellte. Man nannte diese Stücke Fabulae togatae, und als Meister der togata galt L. Afranius, ein geistvoller und gewandter Nachahmer des Menander. Neben Afranius besaßen als Komödiendichter einen Ruf Titinius und Atta, welche die Sitten der mittleren und niederen Volksklassen darstellten. Novius und L. Pomponius Bononiensis dichteten Atellanen, Schilderungen des Volkslebens und Charakterschilderungen der einzelnen Stände und Gewerbe in der Volkssprache. Der römische Geschmack, welcher sich überhaupt in dramatischer Hinsicht nie sehr erhob, fand bald an einer kleinen Art von Possen mehr Gefallen, den sogenannten Mimi und Pantomimi. Die ersteren waren bloß Deklamation, die letzteren bloß Geberdenspiel. In beiden wurden ohne eigentliche Fabel gewisse Charaktere auf eine lächerliche und oft etwas unanständige Weise nachgeahmt. Die berühmtesten Mimographen waren P. Laberius und P. Syrus.

Auch in der epischen Poesie waren die Griechen die Vorbilder und Muster der Römer. Livius Andronicus übersetzte die Odyssee in's Lateinische, Nävius die kyprische Ilias und schrieb zugleich ein historisches Gedicht über den ersten punischen Krieg, Ennius erwarb sich dauernden Ruhm durch eine epische Geschichte Roms (Annales), in welcher er die Sagen der Vorzeit mit den Heldenthaten der Gegenwart verknüpfte und statt des bisher üblichen saturnischen Verses den Hexameter gebrauchte. Der beste epische Dichter der Römer war P. Virgilius Maro, geboren 70 v. Chr. zu Andes bei Mantua und gestorben 19 v. Chr. zu Brundusium. Virgil zeigt zwar nirgends einen schöpferischen Geist oder lebhafte Phantasie, aber er ist ein Meister der Form. Was er leistet, ist Kunst und kunstmäßige Berechnung eines langsamen Arbeiters, dem ein reiner Geschmack zur Seite stand. Er zeichnet sich aus durch

Würde und Wohlklang der Sprache, durch auserlesene Bilder und durch harmonischen Rhythmus seiner regelrechten Hexameter. Seine Poesie verräth überall Gemüth und Unschuld des Herzens und diese Eigenschaften bewirken, daß man oft den Mangel an genialer Phantasie vergißt. Virgil erwarb seinen Ruhm zuerst durch seine dem Theokrit nachgebildeten Eclogen. Bald darauf bewährte er seine Meisterschaft in didaktischer Poesie durch seine vier Bücher der Georgica. Ein drittes Werk, dem er die letzten Jahre seines Lebens widmete, war die Aeneis, ein Epos, in dem er die mythischen Anfänge Roms und die patricischen Familiensagen zu verewigen gedachte. Virgil verstand es nicht mit psychologischem Scharfsinn und Phantasie das Wesen der Heroenzeit, die Charaktere von Göttern und Helden in einer gewissen Wahrheit zu ergreifen und darzustellen; überall entwirft er nur das Bild der feinen Gesellschaft seiner Zeit, indem er mit Vermischung des heroischen Gepräges auf die handelnden Personen die Sitten und Gesinnungen seiner Zeit überträgt. Er erbaute auf dem Grunde verfeinerter Kulturzustände aus einheimischen und griechischen Elementen eine mythische Welt. Dagegen zeichnet sich die Aeneis durch schöne Form und Darstellung aus, durch leichte und anmuthige Erzählung und durch Güte des Versbaus und einen gebildeten epischen Stil.

Die Römer besaßen keine nationale Lyrik; lange Zeit genügten ihnen zwei kunstlose Formen zum Ausdruck subjektiver Stimmung, die Satire und das Epigramm. In der Satire behandelten sie gesellschaftliche und literarische Themen; das Epigramm war ihnen eine bequeme Form, um ein Urtheil über Personen, einen polemischen Einfall oder einen praktischen Gedanken mit republikanischem Freimuth auszusprechen. Erst in den letzten Jahren der Republik, als durch die Studien der griechischen Literatur ein Umschwung der römischen Bildung erfolgte, wurden die verschiedenen Formen der griechischen Lyrik mit Eifer bearbeitet. — In der didaktischen Poesie haben die Römer gegen das Ende der republikanischen Zeit durch das Meisterwerk des **Lucretius**, und in der Zeit des Augustus durch die Dichtungen des **Virgil** und **Ovid** nicht nur ihre Vorgänger, die Alexandriner, übertroffen, sondern auch eine gewisse Vollkommenheit und Selbständigkeit erreicht. Man vergaß aber bald den Zweck des Lehrgedichts, welches nicht zum Gefäß für massenhafte Gelehrsamkeit dienen soll. In den folgenden Zeiten des Verfalls und des Siechthums benutzte man das Gewand der Dichtung zur Darstellung aller Sach- und Fachgelehrsamkeit; man brachte die Schulstudien der Medicin und Grammatik, historisches Wissen und praktische Künste in Verse.

Obgleich für die Aufzeichnung merkwürdiger Ereignisse schon seit den ältesten Zeiten von Seiten des Staates gesorgt worden war, erhielten die Römer doch sehr spät Geschichtschreiber. Erst in der Mitte des sechsten Jahrhunderts d. St. schrieb **Ennius** die römische Geschichte in Versen und **Nävius** ein Gedicht über den ersten punischen Krieg. Die gleichzeitigen prosaischen Geschichtschreiber **Q. Fabius Pictor** und **L. Cincius Alimentus** waren bloße Annalisten. Das erste mit Kritik und strengem Quellenstudium in

Geschichte und Beredtsamkeit.

lateinischer Sprache abgefaßte Geschichtswerk der Römer waren die Origines des M. Porcius Cato, in welchen er die römische Geschichte von den ältesten Stamm- und Städtesagen Italiens bis zum Anfang des 7. Jahrhunderts erzählte. Auf die annalistischen Werke, welche um die Mitte des siebenten Jahrhunderts sich von der dürren und trockenen Form bloßer Aufzeichnungen immer mehr zu einer wahrhaft historischen Darstellung zu erheben begannen, folgten zu Cicero's Zeit und kurz vorher Biographieen und Denkwürdigkeiten oder Memoiren. Solche Denkwürdigkeiten schrieben Q. Lutatius Catulus, M. Aemilius Scaurus, der Dictator Sulla und der berühmte römische Ritter Titus Pomponius Atticus. Auch Cäsar hat Denkwürdigkeiten geschrieben, und diese haben sich bis auf unsere Zeit erhalten. Er erzählt in denselben seine Unternehmungen in Gallien und seinen Krieg mit der aristokratischen Partei. Cäsar war einer der genialsten Staatsmänner Roms; mit der Weisheit des Staatsmanns und der Kriegskunst verband er tiefen Sinn für wissenschaftliche Bildung und das Talent der Darstellung. Mit durchdringendem Scharfsinn faßt er Personen und Begebenheiten auf, stellt sie mit einer fast plastischen Klarheit dar und erzählt in der reinsten römischen Prosa mit schmuckloser Einfachheit und natürlicher Lebendigkeit. — Von C. Sallustius Crispus (geb. 86, gest. 35 v. Chr.) haben wir noch die Geschichte der catilinarischen Verschwörung und die Geschichte des Krieges mit Jugurtha, zwei Monographieen, welche die Verdorbenheit und Auflösung der römischen Sitten anschaulich machen. Sallust gestaltet seine Darstellung zu einem abgerundeten Drama, welches eine klare Einsicht der inneren Zustände gewährt. Er erreicht dieses durch geschickte Gruppirung, scharfe Portraitirung und sorgfältige Zeichnung von Sitten, Zuständen und politischen Ansichten. Er hat sich selbst eine Sprache geschaffen, die zu seinem ernsten Stoffe am besten stimmte. Er nahm theils manche Wendungen aus dem Griechischen auf, theils alterthümliche Ausdrücke, theils erlaubte er sich auch Abänderungen des Sprachgebrauchs. Seine Sprache ist gedrängt, macht aber oft auch den Eindruck der Gesuchtheit und Künstlichkeit.

Die natürliche Beredtsamkeit, welche die Römer, angeregt durch die Verhältnisse im Staate, schon seit der ältesten Zeit geübt hatten, wurde durch die Bekanntschaft mit griechischen Vorbildern und durch den Einfluß der Philosophie zu einer Kunst, welche gelehrt und gelernt wurde. Als der Erste, welcher eine künstlichere Beredtsamkeit einführte, wird der Zeitgenosse des Ennius, M. Cornelius Cethegus, genannt. Neben ihm zeichnete sich Cato Censorius durch Ernst und Würde der Rede und durch Schärfe des Urtheils, Sulpicius Galba durch größeren Schmuck und die Kunst, Mitleid und Theilnahme zu erregen, und Andere aus. Durch die griechische Dialektik gebildet strebten die Römer mehr nach Einheit des Planes, Gewandtheit der Erfindung, sorgfältiger und genauer Eintheilung, Schärfe der Beweise und für die verschiedenen Zwecke der Rede geeigneter Ausschmückung. Die römische Beredtsamkeit machte schnelle Fortschritte, bewahrte aber, klar und einfach, gedrängt und kräftig, die Eigenthümlichkeit des römischen Charakters. Die beiden

Gracchen zeigten bereits den Einfluß der griechischen Bildung und die Fortschritte der römischen Redekunst. Nach ihrer Zeit war Rom reich an ausgezeichneten Rednern; alle aber überstrahlte M. Tullius Cicero, welcher durch Beispiel und Lehre die römische Beredtsamkeit auf die höchste Stufe erhob.

Bei der praktischen Richtung der Römer konnten speculative Wissenschaften, namentlich die Philosophie, keinen Eingang bei ihnen finden. Erst im zweiten Jahrhundert v. Chr. wurde durch die nähere Bekanntschaft mit den Griechen und vorzüglich durch die 155 v. Chr. von Athen als Gesandte nach Rom geschickten Philosophen, durch den Akademiker Karneades, den Stoiker Diogenes und den Peripatetiker Kritolaus die Liebe zur Philosophie bei den Römern erweckt. Allein es war mehr der Nutzen, welchen man sich von der Anwendung derselben auf die Beredtsamkeit versprach, als reine Liebe zu derselben, welcher die Römer anzog. Obgleich der Senat dem nachtheiligen Einfluß, welchen die Verbreitung sophistischer Grundsätze auf das einfache Leben der Römer äußerte, durch Verweisung der griechischen Philosophen und Rhetoren aus Rom vorzubeugen suchte, beschäftigten sich doch immer mehr Römer mit der griechischen Philosophie. Es vermochte aber diese Beschäftigung nur die Bekanntschaft mit den griechischen Philosophemen, nicht die Erweckung und Ausbildung einer eigenen römischen Philosophie zu erwirken. Von den philosophischen Systemen der Griechen fanden vorzüglich das epikureische und das stoische Beifall und weitere Verbreitung. Das erstere, weil es, mehr nach den Worten, als im Sinne Epikur's aufgefaßt, der überhand nehmenden Sinnlichkeit und Ueppigkeit der Römer angemessen war; das zweite, weil es der Einfachheit und dem kräftigen, tapferen Geiste der alten Römer, welchen die Besseren bei der einreißenden Sittenverderbniß zu erhalten wünschten, förderlich war und edleren Naturen bei dem drohenden Untergang der Freiheit Trost gewährte. Für die Verbreitung der griechischen Philosophie wirkte gegen das Ende der Republik vorzüglich M. Tullius Cicero, indem er die Lehren der griechischen Philosophen in lateinischer Sprache bearbeitete und dadurch seinen Landsleuten zugänglicher und bekannter machte. Er selbst schloß sich keiner Schule ausschließlich an, sondern durchforschte sie alle, wählte aus allen das Beste aus und suchte durch dessen Empfehlung Nutzen für das Leben zu stiften. — Größere Achtung genoß und mit größerem Eifer wurde die Kenntniß des Rechts und der Gesetze getrieben. Mit deren Ausbildung beschäftigten sich die Römer am eifrigsten und haben sich auch darin vorzüglich hervorgethan. — Das grammatische Studium der Sprache und zwar zunächst der griechischen regte zuerst der als Gesandter des Königs Attalus 159 v. Chr. nach Rom gekommene Grammatiker Krates aus Mallos an. Uiber die lateinische Sprache wurden zuerst von Cato (um 150 v. Chr.) und dann von M. Terentius Varro (116—28 v. Chr.) gelehrte Forschungen angestellt und bekannt gemacht. — Die Medicin wurde als Wissenschaft sehr spät bei den Römern eingeführt. Bei der früheren einfachen und mäßigen Lebensweise waren Krankheiten selten, und deren Heilung wurde entweder der Natur über-

Die Wissenschaften.

lassen oder durch bekannte heilsame Kräuter versucht. Der Peloponnesier Archagathus war der erste Arzt, welcher sich (219 v. Chr.) in Rom niederließ und das Bürgerrecht erhielt. Auch nach ihm waren es nur Fremde, welche in Buden ihre ärztliche Kunst übten und oft mit großer Charlatanerie eine noch größere Unwissenheit verbanden. Oft verstanden die unwissenden Griechen, welche sich für Aerzte ausgaben, kaum zu Ader zu lassen, Zähne auszuziehen und dergleichen. Daher bedienten sich viele Römer lieber geschickter und zuverlässiger Sklaven, oder sammelten sich ihre eigenen Erfahrungen, wie dieses Cato that. Auf Veranlassung des Pompejus kam während des mithridatischen Krieges Asklepiades aus Prusa in Bithynien nach Rom und wußte sich größere Achtung zu erwerben. Bei den Griechen war die Arzneikunde bereits durch die Schulen von Knidos und Kos, den aus letzterer hervorgegangenen Hippokrates und die von dessen Nachfolgern gestiftete Schule wissenschaftlich ausgebildet, die Physiologie und Anatomie von Aristoteles bereichert und bearbeitet worden. Durch Asklepiades und seine zahlreichen Schüler veränderte sich zu Rom die bürgerliche Stellung der Aerzte, sie wurden hinfort hochgeehrt, waren abgabenfrei, und die Stelle des Leibarztes wurde zu einer der angesehensten erhoben. Von Römern wurde die Arzneikunde nicht betrieben, weil sie für dieselbe, wie für Philosophie und Naturwissenschaften, keinen Sinn hatten, die Arzneikunde früher eine Kunst der Sklaven und Freigelassenen gewesen war, von den griechischen Aerzten als Erwerbsquelle benutzt wurde, und deshalb eine gewisse Verachtung auf ihr ruhte.

Die Künste. Die Musik und die Tanzkunst wurden von den Römern nie so geachtet, daß sie, wie bei den Griechen, einen Theil des Unterrichts ausmachten. Für die höheren Stände galt das Tanzen für unanständig, und nie tanzten Personen verschiedenen Geschlechts zusammen. Das Tanzen war mehr mimische Bewegung, und zwar weniger der Füße als der Arme; man suchte in die Bewegungen des ganzen Körpers Ebenmaß und Harmonie zu bringen. Außer von den Landleuten wurde fast nur bei religiösen Festen getanzt. — In der Musik haben die Römer keine hohe Bildung erlangt.

In Beziehung auf die Baukunst müssen wir die Zeit vor der nähern Bekanntschaft mit den Griechen und namentlich vor der Zerstörung Korinths und nach derselben unterscheiden. Der auf das Praktische und Nützliche gerichtete Sinn der Römer trieb dieselben in dem ersteren Zeitraum mehr zur Ausführung großartiger Wasser- und Straßenbauten, als zur Uebung und zur Ausbildung der schönen Baukunst an. Zwar wurden auch viele Tempel aufgeführt: allein vor dem von Marcellus nach der Einnahme von Syrakus erbauten und mit den syrakusanischen Kunstwerken geschmückten Tempel zeichneten sich nur wenige durch Material, Größe und Kunst aus. Noch weniger Kunst zeigte sich an den Privathäusern. An Hallen und öffentlichen Sälen fehlte es gänzlich. Erst 192 v. Chr. bauten die Aedilen den Porticus inter lignarios, und 186 v. Chr. M. Porcius Cato die Basilica Porcia zu Zusammenkünften der Tribunen. Die Uebung der plastischen Kunst erlangte dadurch grö-

ßere Ausdehnung, daß es Sitte wurde, verdienten Männern Statuen von Erz zu setzen. Auch wurden seit den Samniten-Kriegen aus der Kriegsbeute öfters Statuen und kolossale Götterbilder verfertigt. Auf den Münzen waren noch hundert Jahre, nachdem man 269 v. Chr. angefangen hatte, Silber zu prägen, die Figuren plump und das Gepräge flach. Frühzeitig aber scheinen sich die Römer mit der Malerei beschäftigt zu haben, wie wenigstens das Beispiel des Fabius Pictor vermuthen läßt.

Nach der Zerstörung Korinths. wurde Rom der Sammelplatz griechischer Künstler, unter welchen ausgezeichnete Nacheifrer der älteren griechischen Kunst genannt werden. Immer mehr wurde das zuerst von Marcellus bei der Einnahme von Syracus und dann von Mummius bei der Zerstörung Korinths gegebene Beispiel, die Kunstwerke der besiegten Städte nach Rom zu schaffen, nachgeahmt. Der Ehrgeiz der Vornehmen, durch prachtvolle Triumphe und glänzende Spiele Bewunderung zu erregen und die Gunst des Volkes zu gewinnen, brachte immer mehr Künstler und Kunstwerke nach Rom. So sehr auch eine altrömisch gesinnte Partei dieser neuen Richtung entgegenarbeitete, die Zahl derer wurde größer, welche entweder wirklich Kunstsinn und Geschmack besaßen, oder aus Prachtliebe und Eitelkeit Kunstwerke aufzuhäufen suchten. Tempel, Curien und Basiliken, mit Säulenhallen und öffentlichen Gebäuden umgebene Märkte und prachtvolle Theater wurden aufgeführt. Von den öffentlichen Gebäuden wandte sich der Luxus zu den Privatgebäuden und nahm auch hier, nachdem er einmal die ersten Schritte schüchtern und zögernd gethan hatte, mit reißender Schnelligkeit überhand. Bald war Rom reich an Marmorpalästen; Monumente wurden in der Stadt und an den Landstraßen errichtet, und mit verschwenderischer Pracht erbaute Villen entzogen dem Ackerbau den Boden. Die Kunst diente dem Luxus durch Anfertigung von kunstvollen Gefäßen, Kandelabern und anderem Hausgeräthe. Die Steinschneidekunst wurde eifrig geübt, und es wurde Mode, ganze Sammlungen geschnittener Steine zu besitzen. Man verstand auch die Kunst Edelsteine künstlich nachzuahmen. In Beziehung auf die Münzen beginnt das beste Zeitalter um 700 d. St.; doch erreichten die Römer nie die Schönheit älterer griechischer Münzen. Der Sinn für die Malerei und das Vergnügen an Gemälden nahm zu seit der Zerstörung Korinths und durch die große Menge erbeuteter und aus Griechenland und Asien nach Rom geschaffter Gemälde. Die Malerei und Mosaik, die Kunst Bilder durch Zusammensetzung farbiger Steine darzustellen, wurden zur Verschönerung der Wohnungen vielfach benutzt. So geschah es, daß Rom der Sitz der Künste, der Sammelplatz der Künstler wurde: allein dieses wurde nur durch Roms politische Uebermacht, nicht durch die künstlerischen Talente der Römer bewirkt.

III. Rom unter den Kaisern. Vom Jahr 30 v. Chr. bis 476 n. Chr.

Augustus und seine Umgestaltung der Verfassung.

Nach der Verwirrung und den Gräueln blutiger Bürgerkriege gelang es endlich Octavian, die höchste Gewalt im römischen Staate dauernd zu behaupten. Eine Menge wohl berechneter, heilsamer Einrichtungen ließ die Römer die bei ihrer sittlichen Entartung und Verdorbenheit nicht mehr für sie passende republikanische Freiheit vergessen. Die Formen der Republik ließ Octavian bestehen, vereinigte aber durch Uebernahme der wichtigsten Aemter eine so große Macht, daß die republikanische Verfassung zu einem bloßen Schattenbilde wurde. Nur die Vereinigung dieser Aemter in einer Person und die lebenslängliche Behauptung derselben war neu. Die Sitte Octavians, sich die Herrschaft immer nur auf zehn Jahre übertragen und dann erneuern zu lassen, verwandelte sich schon seit Tiberius in ein bloßes Fest, welches alle zehn Jahre gefeiert wurde. Die Regenten führten die Titel: Principes, Imperatores, Augusti, Caesares. Am ersten Januar eines jeden Jahres wurde ihnen ein Huldigungseid geleistet und nach dem Tode, bisweilen schon bei ihren Lebzeiten göttliche Verehrung zuerkannt. Der Kaiser ernannte sich seinen Nachfolger selbst, oder, wenn dieses nicht geschehen war, wählte ihn der Senat. Doch maßten sich bald die Heere die Ernennung des Kaisers an. Die Volksversammlungen wurden noch zur Wahl der Magistrate und zur Bestätigung von Gesetzen gehalten, allein schon unter Tiberius wurden die Wahlen der Magistrate dem Senate übertragen und die Erwählten in den Volksversammlungen nur bekannt gemacht. Die Geschäfte der Comitien gingen auf den Senat über, und die Bedeutung des Senates und dessen Zuziehung zur Verwaltung hing von der Persönlichkeit der Kaiser ab. Die Zahl der Senatoren war von Augustus auf 600 festgesetzt und dieselben wurden von dem Kaiser ernannt. Das senatorische Alter war das zurückgelegte fünfundzwanzigste Jahr, und der senatorische Census wurde von Augustus allmälig auf 12,000,000 Sestertien erhöht. Augustus ließ dem Senat nur den Schein von Macht und verlieh ihm größere Ehrenrechte; der Senat wurde monatlich nur zweimal versammelt, und in der That berieth die Regierungsgeschäfte ein Kollegium, welches sich Augustus aus angesehenen Senatoren und Rittern, höheren Magistraten und berühmten Rechtsgelehrten ernannte. Die eigentlichen Rathgeber Augusts waren M. Vipsanius Agrippa, C. Cilnius Mäcenas und M. Valerius Messala. Neben den früheren republikanischen Magistraten, deren Befugnisse der neuen Ordnung der Dinge gemäß beschränkt wurden, entstanden Beamte des Princeps, deren Ernennung allein von diesem abhing. Unter den früheren Magistraten nahmen, wenigstens der Ehre nach, die auf den Vorsitz im Senat und die Jurisdiction beschränkten Consuln noch den ersten Platz ein. Um Vielen die Ehre des Consulats zu Theil werden zu lassen, mußten die Consuln gewöhnlich nach einigen Monaten wieder abdanken, und es wurden neue ernannt. Das Volkstribunat bestand bis in das fünfte Jahrhundert und erlangte dadurch einen Zuwachs an Ansehen, daß der Princeps

selbst die tribunicische Gewalt annahm und diese als den Kern seiner Gewalt betrachtete. Die Tribunen dehnten ihre Gewalt zu einer Art Kriminalgerichtsbarkeit aus. Die Ehrenrechte der Consuln, Prätoren und Quästoren verlieh der Princeps auch an solche, welche diese Aemter nicht verwaltet hatten. Die Ernennung, Gewalt und Amtsdauer der Beamten des Princeps hing ganz von diesem ab. Der von August eingesetzte Stadtpräfect hatte die Polizei, Kriminal- und oberste Civilgerichtsbarkeit im Namen des Princeps. Die Präfecten der Prätorianer, der von Augustus errichteten stehenden Leibwache, erlangten allmälig eine so große und ausgedehnte Macht, daß sie unter einzelnen Kaisern die mächtigsten Staatsbeamten waren.

Die Bedeutung der Bewohner Roms war schon dadurch vermindert worden, daß alle Italer das römische Bürgerrecht erhalten und Augustus die Verpflichtung, persönlich in den Comitien abzustimmen, durch die Erlaubniß Stimmzettel einzuschicken, aufgehoben hatte. Noch mehr geschah dieses, als auch angesehene Männer aus den Municipien und Kolonien und sogar aus den Provinzen zu Senatoren ernannt wurden, und der römische Senat die früheren Befugnisse der Volksversammlungen übertragen erhielt. Rom war fortan nur der Sitz der Regierung und eine große Hauptstadt des Reichs. Für die Ruhe und Sicherheit derselben, für die Versorgung mit Getraide und Nahrungsmitteln wurde von den städtischen Beamten gesorgt und Rom zur Erleichterung der Verwaltung in vierzehn Regionen eingetheilt. Die Verwaltung Italiens erhielt unter den Kaisern dadurch eine größere Einheit, daß Italien in Bezirke eingetheilt und diese besonderen Behörden übergeben wurden. Doch bestanden noch die früheren Namen der einzelnen Völker mit einem Schein der alten Bundesverfassung und den darauf bezüglichen Religionsfesten fort. Vor den übrigen Ländern des römischen Reichs, den Provinzen, hatte Italien manche Vorrechte voraus. Augustus theilte die Provinzen in zwei Theile, die friedlichen gab er dem Senate und dem Volke, die wichtigern, zu deren Behauptung ein Heer nöthig war, behielt er für sich. Er hatte dabei die Absicht den Senat wehrlos zu machen und alle Heere in seine Gewalt zu bringen. Die Provinzen bestanden, wie Italien, aus städtischen Gemeinden, welche ihre eigene innere Verwaltung, einen Stadtrath und Obrigkeiten hatten; allein die Provinzialstädte hatten nicht die Selbständigkeit wie die italischen. Die Rechte der Provinzialstädte waren wie zur Zeit der Republik verschieden. Die Einwohner der Provinzen waren theils römische Bürger, welche das Connubium und Commercium, den Schutz gegen Leibesstrafen vor förmlichem Urtheilsspruch und die Provocation an den Kaiser gegen die Entscheidung der Magistrate hatten, theils Latiner, welche nur das Commercium, theils Peregrinen, welche auch das Commercium nicht hatten, aber jetzt zu dem ordentlichen Kriegsdienst in den Legionen verwendet wurden. Erst Antoninus Caracalla (211—217) ertheilte allen Bewohnern das römische Bürgerrecht. Die Provinzen gewannen durch die Einführung der Monarchie; denn die Regenten setzten den Erpressungen und der Willkür der Beamten ein Ziel, und die Mißbräuche bei der Erhebung der Steuern verschwanden. Die Statthalter und deren Beamte erhielten Besoldung aus

der Staatskasse. Die Verwaltung des Reiches erforderte jetzt aber weit größere Summen und deshalb führte Augustus in Italien wie in den Provinzen neue und zum Theil sehr drückende Steuern ein. Augustus sorgte für Heerstraßen, Wasserleitungen und öffentliche Bauwerke; er suchte den Wohlstand Italiens zu heben; doch waren seine Maßregeln mehr auf den Verkehr und die Blüthe der Städte gerichtet, als auf den Ackerbau und das Landvolk. Die Stadt Rom ward durch prächtige Gebäude verschönert. In Spanien und Gallien blühten Industrie und Handel; in den östlichen Provinzen des Reiches erhielt die alte Gewerbthätigkeit der griechischen Einwohner neue Nahrung, und auf der Nordwestküste von Afrika, in Aegypten und Sicilien hob sich der Ackerbau. Ein gewisser Wohlstand und die römische Bildung verbreitete sich über fast alle Theile des Reichs.

Im Kriegswesen ging dadurch eine bedeutende Veränderung vor, daß die Truppen stehende Heere wurden. Die Legionen wurden fast allein aus den Provinzen ergänzt und die Italer dadurch immer unkriegerischer. Gewöhnlich wurden Freiwillige, deren es meistens genug gab, geworben, oder auch kräftige Leute, besonders aus dem Landvolke, ausgehoben. Der Eid der Soldaten war auf den Namen des Princeps abgefaßt. Der Sold wurde unter den Kaisern bedeutend erhöht; auch bekamen die Soldaten außerordentliche Geldgeschenke. Die ausgedienten Soldaten erhielten Belohnungen an Geld, Befreiungen von öffentlichen Lasten und andere Vorrechte. Zu Augustus Zeit bestand das römische Heer aus 25 Legionen (die Legion aus 5000 Mann), drei oder vier zur Besatzung der Hauptstadt bestimmten Cohorten, neun, später zehn Cohorten der Prätorianer, sieben Cohorten städtischer Wachsoldaten und einer ausgesuchten Schaar von Veteranen und Rittern. Neben den Legionen bildeten die Hülfstruppen, welche die verbündeten Könige und Völker und die Provinzen stellten, eine bedeutende Schaar. Die Truppen wurden in die Provinzen als Besatzungen gelegt und besondere Sorgfalt auf die Sicherheit der Grenzen verwendet. Zwei Flotten waren, die eine bei Misenum, die andere bei Ravenna, aufgestellt.

Obgleich Augustus die Grenzen des Reiches nicht weiter auszudehnen beabsichtigte, wurden doch während seiner Regierung einige Kriege geführt. Weniger wichtig sind die Kriege mit dem im nördlichen Spanien wohnenden Kantabrern und Asturern, gegen welche Augustus selbst zu Felde zog, und mit den kriegerischen Hirtenstämmen des nördlichen Arabien, welche er durch den Statthalter von Aegypten angreifen ließ. Viel bedeutender waren die Kriege, welche mit den Germanen geführt wurden. Nachdem die beiden Stiefsöhne des Augustus, Drusus und Tiberius, die keltischen Völker im Süden der Donau, die Bewohner von Rhätien, Vindelicien und Noricum, besiegt hatten, wurde die Linie der Donau, die jetzt als Grenze des Reichs galt, durch zahlreiche befestigte Lager und feste Städte mit starken Besatzungen gesichert. Darauf besiegte Tiberius die sarmatischen Völker an der Drau und Sau, während Drusus Kriege mit den Germanen führte. Drusus unternahm in den Jahren 12 bis 9 v. Chr. Feldzüge nach Deutschland und drang über die Weser bis nach Thüringen vor, fand aber 9 v. Chr. durch einen Sturz vom Pferde seinen Tod. Sein Bruder Tibe-

rius, welcher nach ihm den Oberbefehl am Rhein führte, unterwarf die im Nordwesten von Deutschland wohnenden Völkerschaften. Tiberius suchte die gegenseitige Abneigung unter den germanischen Volkerschaften auf alle Weise zu nähren, durch Bestechungen und Ehrenbezeugungen einflußreiche Häupter der einzelnen Völker zu gewinnen und Volkerbündnisse zu verhindern. Tiberius führte seine Truppen noch über die Weser hinaus bis zur Elbe und brachte die kleineren Völker zwischen der Weser und Elbe in römische Botmäßigkeit. Er veranlaßte viele angesehene Germanen durch die vortheilhaftesten Anerbietungen sich nach Rom zu begeben und dort sich mit der römischen Bildung bekannt zu machen. Viele von ihnen nahmen römische Kriegsdienste, und Augustus errichtete sich sogar eine eigene Leibgarde von Germanen. Unter den Germanen, welche im römischen Heere dienten, befanden sich auch der Cherusker-Fürst Arminius oder Hermann und Marbod, ein Fürst der Markomannen. In dem Lande zwischen dem Niederrhein und der Weser ließ Tiberius an allen das Land und seine Ströme beherrschenden Stellen Kastelle erbauen und durch unwegsame Gegenden Straßen und Kanäle anlegen. Während Tiberius gegen die Germanen nur von Bundesgenossenschaft sprach, bereitete er doch eine völlige Unterwerfung des Landes vor. Der Nachfolger des Tiberius befolgte dieselben schlauen Grundsätze, suchte aus den Zwistigkeiten der germanischen Stämme Vortheil zu ziehen, die Germanen durch Freundlichkeit zu gewinnen und an römischen Kriegsdienst zu gewohnen. Im Jahr 6 nach Chr. übertrug aber Augustus dem Quinctilius Varus den Oberbefehl über die Legionen am Rhein. Varus war neun Jahre Statthalter von Syrien gewesen und hatte es dort mit verweichlichten und an Despotie gewöhnten Völkern zu thun gehabt. Er hatte wahrscheinlich den Auftrag erhalten, Germanien, so weit man darüber zu gebieten glaubte, als Provinz einzurichten und zu behandeln, und er führte deshalb sogleich die beiden Haupttheile der römischen Provinzialverwaltung in's Leben, nämlich römische Jurisdiction und römische Besteuerung. Er behandelte die Germanen mit römischem Uebermuth und überließ sich dabei einer thörichten Sicherheit. Der Cheruskerfurst Hermann brachte eine Verbindung zwischen seinem eigenen und den benachbarten Stämmen der Chatten, Brukterer und Marsen zu Stande. Varus war durch seinen Uebermuth geblendet und ließ sich täuschen. Er wurde durch die Nachricht von dem Aufstande einer Völkerschaft in die unwegsamen Gegenden des teutoburger Waldes (westlich von dem heutigen Detmold) verlockt, und hier wurde 9 v. Chr. sein 30—40,000 Mann starkes Heer völlig vernichtet, und Varus stürzte sich aus Verzweiflung in sein Schwert. Die Niederlage des Varus verbreitete in Rom den größten Schrecken, und nur mit Mühe vermochte Augustus neue Legionen auszuheben; welche er unter Tiberius an den Rhein schickte.

Je höher Augustus über allen Römern stand, desto mehr setzte er sich scheinbar mit ihnen auf den Fuß bürgerlicher Gleichheit. Sorgsam vermied er jede persönliche Auszeichnung, deren Glanz seine wirkliche Macht nicht vermehren konnte, aber den angenommenen Schein republikanischer Gleichheit überstrahlte. Nichts erinnerte an den Princeps, wenn er ohne Begleitung der Lictoren durch die

Straßen Roms einherging; in dem Senate verschmähte er die Auszeichnung, welche man jedem Consul erwies; die Senatoren mußten sitzen bleiben, wenn er in den Senat kam oder ging. Er stimmte in den Comitien wie ein anderer Bürger; erschien vor den Gerichtshöfen als Zeuge und ließ sich verhören und widerlegen. Auch sein häusliches Leben stimmte zu dieser Rolle schlichter Bürgerlichkeit. Er bewohnte ein Haus auf dem palatinischen Hügel, welches sich weder durch Geräumigkeit noch Pracht auszeichnete. Das Innere des Hauses gewährte ein Bild der Einfachheit alter Zeiten. Nur eine Erscheinung verrieth den Herrscher. In einem Flügel des Palastes (so genannt nach dem palatinischen Hügel) befand sich das Prätorium, die Behausung der Leibwächter, deren Anzahl jedoch nicht groß war. Mit Eifer hielt Augustus in seinem Hause auf den Schein einer strengen Wohlanständigkeit, und deshalb betrübte ihn sehr die freche Sittenlosigkeit seiner Tochter Julia, die selbst die öffentliche Schande nicht vermied. Ein scharfer Verstand, schlaue Besonnenheit und ein gewaltiger Ehrgeiz sind die Grundzüge von dem Charakter des Augustus. Mit klarer Ueberlegung und festem Willen unternahm er es, die Alleinherrschaft zu erringen und sich zu sichern. Seine Herrschsucht bebte vor keiner Maßregel zurück, die ihm Förderung auf der Bahn zum Throne versprach. Zu blutigen Maßregeln griff er aber nicht aus Lust am Morden, sondern weil sein Zweck sie gebot, oder zu gebieten schien. Als Rom zu seinen Füßen lag, hatten die Blutscenen ein Ende. Von da an gab er nur Beweise von Versöhnlichkeit, Milde, Gerechtigkeit und vielen andern rühmlichen Eigenschaften. Augustus starb zu Nola 14 n. Chr. im sechsundsiebenzigsten Jahre seines Alters.

Die Kaiser von Tiberius bis Domitian.

Den Ränken der Livia, welche die dritte Gemahlin des Augustus war, gelang es, ihrem Sohn **Tiberius** die Thronfolge zu verschaffen. Tiberius regierte von 14 bis 37 n. Chr. Die Grundzüge seines Charakters waren Neid, Furchtsamkeit, Sinnlichkeit, Verstellung und Grausamkeit. In den ersten acht Jahren war seine Regierung im Ganzen mild und gerecht, weil die Furcht vor seinem Neffen Germanicus, den er auf Befehl des Augustus adoptirt hatte, seinen menschenfeindlichen Sinn in gewissen Schranken hielt. Germanicus führte an der Spitze von acht Legionen rühmliche Kriege mit den Germanen und wurde von den Soldaten als ein tüchtiger Führer geliebt und von dem Volke geachtet. Tiberius rief 17 n. Chr. seinen Neffen nach Rom zurück und sandte ihn als Oberbefehlshaber in den Orient, wo Germanicus von dem Statthalter von Syrien erst vielfach gekränkt und dann 19 n. Chr. vergiftet wurde. Von dieser Zeit an trat Tiber's eigentlicher Charakter immer bestimmter hervor. Sejanus, der Präfect der Prätorianer, bewog ihn, sämmtliche Prätorianer nach Rom zu ziehen und in ein festes Lager vor den Thoren Roms zu verlegen. Grausame Verfolgungen und blutige Hinrichtungen waren an der Tagesordnung; seine eigene Familie, die besseren Schriftsteller seiner Zeit und jeder Edle waren dem Tyrannen verdächtig. Bei der Verdorbenheit und Nichtswürdigkeit der damaligen Römer wurde das Spioniren, Verleumden und Anklagen ein förmliches Gewerbe. Im

Jahre 26 n. Chr. zog sich Tiberius auf die Insel Kapri zurück und überließ sich hier den schändlichsten unnatürlichsten Lüsten, während Sejan in Rom die Ausführung seiner grausamen Befehle besorgte. Auch Sejan wurde endlich dem Tyrannen verdächtig und auf dessen Befehl 31 n. Chr. hingerichtet. Als Tiberius 37 n. Chr. erkrankte und in eine so tiefe Ohnmacht fiel, daß man ihn für todt hielt, wurde der Genosse seiner Lüste und der Diener seiner Launen, C. Cäsar Caligula, der Sohn des Germanicus, zum Kaiser ausgerufen. Tiberius, welcher wieder erwachte, wurde durch aufgelegte Polster erstickt. Caligula regierte von 37 bis 41. Er war nicht nur ein verdorbener und grausamer sondern auch ein kindisch schwachköpfiger und wahnsinniger Mensch. Er verschwendete in kurzer Zeit für Schaugepränge, Spiele und Speisungen des Volkes den ungeheuren Staatsschatz, welchen Tiberius aufgehäuft hatte. Es machte ihm Freude, den Hinrichtungen zuzusehen, und er verband Spott und Hohn mit Grausamkeit. Er wurde von zwei Officieren der Prätorianer ermordet und von den Prätorianern sein Oheim Tib. Claudius Cäsar zum Kaiser ausgerufen. Claudius hatte sich bei dem Morde seines Neffen versteckt und weigerte sich anfangs die Herrschaft zu übernehmen. Auf Zureden seiner Freunde besann er sich anders und versprach den Prätorianern ein bedeutendes Geschenk, wenn sie ihn im Besitze des Thrones schützen wollten. Dieses Geschenk war für die folgenden Kaiser ein höchst schädliches Beispiel. Claudius, ein Bruder des Germanicus, regierte von 41 bis 54. Er war blödsinnig und willensschwach, besaß aber eine gewisse Gelehrsamkeit in der lateinischen und griechischen Sprache und den Alterthümern. Statt des schwachen Kaisers herrschten seine Freigelassenen Polybius, Pallas und Narcissus, welche wieder unter dem Einflusse der Messalina, der Gemahlin des Kaisers, standen. Messalina war ein so schamloses Weib, daß ihr Name zur Bezeichnung der verworfensten weiblichen Geschöpfe gebräuchlich geworden ist. In den Heeren an den Grenzen des Reiches herrschte noch kriegerischer Muth, und damals wurde nach einem blutigen Kriege Mauritanien zur Provinz gemacht und von den Römern in Britannien fester Fuß gefaßt. Auch wurde auf große Bauunternehmungen viel Geld verwendet. Als Messalina die Schamlosigkeit so weit trieb, sich in Abwesenheit des Kaisers mit einem ihrer Günstlinge öffentlich zu vermählen, erlangten die vor ihr besorgten Freigelassenen vom Kaiser den Befehl zu ihrer Hinrichtung (48). Als Gemahlin drängte sich nun dem Claudius die stolze und herrschsüchtige Agrippina, die Tochter des Germanicus, auf. Sie suchte ihren Sohn erster Ehe, Nero, auf den Thron zu bringen und ließ ihren Gemahl durch eine Giftmischerin aus der Welt schaffen. Nero erkaufte sich durch ein Geldgeschenk an die Prätorianer den Thron und regierte von 54 bis 68. Er war bis zum zwölften Jahre unter der Aufsicht eines Tänzers und Barbiers aufgewachsen, war aber dann von dem Philosophen Seneca erzogen worden. Die ersten fünf Jahre von Nero's Regierung waren noch erträglich, und so lange Seneca und Burrus, der Befehlshaber der Prätorianer, ihren Einfluß behaupteten, wurden manche gute Einrichtungen getroffen. Nero ließ seinen Stiefbruder Britannicus, den Sohn des Claudius, seine Mutter Agrip-

pina und seine Gattin Octavia ermorden. Die verworfensten Menschen erhielten Einfluß auf den Kaiser. Dieser war ausschweifend, verschwenderisch, grausam und fast kindisch eitel. Er trat in Rom, Neapel und in Griechenland als Wettfahrer, Sänger und Citherspieler auf und machte auch die Provinzen zu Zeugen seiner Tollheiten, Frevel und Lüste. Ein furchtbarer Brand zerstörte (64) den größten Theil von Rom. Nero untersagte die Anstalten zum Löschen, betrachtete mit Wohlgefallen das entsetzliche Schauspiel und deklamirte ein Gedicht auf den Untergang von Troja. Später suchte Nero den Verdacht der Brandstiftung von sich abzuwälzen, gab das ganze Unglück den Christen schuld und ließ viele derselben hinrichten. Die abgebrannte Stadt ward schöner und nach einem von Nero entworfenen Plane wieder aufgebaut, und für sich selbst erbaute Nero einen prächtigen Palast von sehr großer Ausdehnung. Als endlich Servius Sulpicius Galba in Spanien und Julius Vinder und Virginius Rufus in Gallien sich empörten, die Prätorianer ihren Gebieter verließen und der Senat dessen Entsetzung aussprach, tödete sich Nero (68) und mit ihm starb das Geschlecht des Augustus aus.

Galba ward allgemein als Kaiser anerkannt; er war aber bereits altersschwach und schlaff und karg gegen die Soldaten; er fiel in einem Aufstande der Prätorianer im Januar 69 und Otho ward Kaiser. Er behauptete sich nur drei Monate. Von den Truppen am Niederrhein wurde Aulus Vitellius als Kaiser ausgerufen; zwei tüchtige Legaten desselben drangen nach Italien ein, besiegten Otho, und dieser tödete sich. Vitellius, welcher nur auf Genuß und träge Ruhe bedacht war, wurde schon nach acht Monaten von den Truppen entthront und T. Flavius Vespasianus, welcher damals mit dem Kriege gegen die Juden beschäftigt war, auf den Thron berufen. Vespasian, welcher von 69 bis 79 regierte, war ein würdiger und fähiger Regent, welcher eine gute Gesinnung, Kriegserfahrung, Einsicht und Kraft besaß. Im Jahre 70 eroberte und zerstörte sein älterer Sohn Titus Jerusalem. Vespasian suchte die dem Reiche durch die seitherigen Kaiser geschlagenen Wunden zu heilen. Er gab durch sein Leben und seine äußere Erscheinung ein Beispiel der alten Einfachheit und strengen Sittlichkeit. Er gestattete jedem Bürger freien Zutritt, saß selbst zu Gericht, half der eingerissenen Unordnung in den Geschäften ab, hob das Ansehen des Senats, stellte Ordnung in den Finanzen und Zucht im Heere wieder her und baute die Straßen und Gebäude der Stadt wieder auf. Vespasian's Sohn und Nachfolger, Titus Flavius Vespasianus, tilgte als Kaiser das Andenken an frühere Fehler und gewann sich durch Milde und Freundlichkeit die Liebe des Volkes. In der kurzen Zeit seiner Regierung (79—81) trafen schwere Unglücksfälle Rom und Italien. Ein Ausbruch des Vesuv (79) verschüttete die Städte Stabiä, Herculanum und Pompeji, eine Feuersbrunst zerstörte einen großen Theil von Rom und eine Pest raffte Tausende hinweg. Dem Titus folgte in der Regierung sein jüngerer Bruder Titus Flavius Domitianus (81—96). Er regierte anfangs erträglich, ergab sich aber bald einer zügellosen Ausschweifung und Verschwendung. Um Geld für seine Tollheiten zusammenzubringen und aus Furcht und Mißtrauen verübte er die schändlichsten Grau-

samkeiten, er hatte sogar Freude und Wohlgefallen am Quälen und Morden der Menschen, verschonte selbst die Gehülfen seiner Schandthaten nicht und fiel als das Opfer einer Verschwörung, an welcher seine eigene Gemahlin Theil hatte. Unter der Regierung des Vespasian und Titus erlangte das römische Reich eine größere Einheit, die Provinzen hörten nach und nach auf untergeordnete Theile des Staatskörpers zu sein, und die römische Bildung verbreitete sich über alle Länder des Reiches. Die monarchische Staatsform zeigte sich unter den besseren Kaisern förderlich für Bildung, äußeren Wohlstand und Behaglichkeit des Lebens. Dagegen wurden die Kriege an den Grenzen des Reiches mit den benachbarten barbarischen Völkern immer gefährlicher. In Thracien hatten die Römer mit unaufhörlichen Unruhen zu kämpfen und erst unter Claudius wurde das ganze südliche Donau-Ufer zur römischen Provinz gemacht. In Asien waren die Parther sehr gefährliche Nachbarn des römischen Reiches. Am wichtigsten waren die Kriege mit den Germanen. Die Thronstreitigkeiten zwischen Otho, Vitellius und Vespasianus wurden von Claudius Civilis, einem Häuptlinge der Bataver, zu einem Aufstand gegen die Römer benutzt. Die von den Batavern ausgegangene Bewegung dehnte sich auch auf andere germanische und gallische Stämme aus, und selbst unter den römischen Truppen in Gallien brach der Aufruhr aus. Es gelang jedoch den Römern die Empörung zu unterdrücken und den Frieden wieder herzustellen. Besser als in Deutschland gelang es den Römern sich in Britannien festzusetzen. Unter Claudius hatten die Römer die Eroberung Britanniens begonnen und namentlich hatte Suetonius Paullinus zu Nero's Zeit glückliche Kriege geführt. Gegen das Ende von Vespasian's Regierung war Julius Agricola, einer der tüchtigsten römischen Staatsmänner und Feldherrn, sieben Jahre lang Statthalter von Britannien. Es gelang ihm, nicht nur mit den Waffen die römische Herrschaft weiter auszudehnen, sondern auch durch Milde und Gerechtigkeit die Britten für die römische Herrschaft und zur Annahme der römischen Civilisation geneigt zu machen.

Die Kaiser von Domitian bis Commodus.

Nach Domitians Ermordung wurde der betagte Senator M. Coccejus Nerva zum Kaiser ausgerufen. Er regierte von 96 bis 98 und rechtfertigte die Freude der Gutgesinnten über seine Erhebung. Er beschränkte die Untersuchungen wegen Majestätsverbrechen, hob die Verfolgung der Christen auf, erweiterte die Macht des Senats, verminderte die Abgaben, sorgte für bessere Rechtspflege und verschönerte Rom durch ein Forum. Nur der Pöbel und die Prätorianer waren unzufrieden mit dem alten und sparsamen Kaiser, und deshalb ernannte dieser einen rüstigen und allgemein geachteten Mann zu seinem Mitregenten, nämlich den M. Ulpius Trajanus. Dieser stammte von einer römischen Familie, war aber in Spanien geboren und stand damals an der Spitze der Legionen des Niederrheins. Er regierte von 98 bis 117; er behielt auch auf dem Throne seine vorige Einfachheit und Anspruchslosigkeit; er war gerecht, milde und bescheiden und regierte mit Kraft, Einsicht und Thätigkeit. Er stellte die Kriegszucht wieder her, füllte die Staatskasse durch weise Sparsamkeit, legte in Rom eine öffentliche Biblio-

thek an und verschönerte Rom durch mancherlei Bauwerke, namentlich das nach ihm genannte Forum. Trajan führte auch glückliche Kriege gegen die Dacier in der heutigen Moldau und Wallachei, er bekämpfte die Parther, machte Armenien zu einer römischen Provinz, eroberte Mesopotamien und Assyrien. Trajan starb zu Selinus in Cilicien. Durch die Kaiserin Plotina erlangte P. Aelius Hadrianus, von Geburt ein Spanier, die Herrschaft (117—138). Der Charakter Hadrian's war eine sonderbare Mischung von guten und bösen Eigenschaften, ebenso war seine Regierung eine Mischung von verständiger Verwaltung und abgeschmackten Grillen, von Handlungen der Milde und von ungerechter Härte, von Bildung, Geschmack und Sorge für die Wissenschaften einerseits und von Schwärmerei, von Verfolgung gründlicher Gelehrten und von Begünstigung der Pedanten andererseits. Diese Vorzüge und Mängel waren eine Folge von übermäßiger Eitelkeit. Hadrian wollte alles wissen und alles sein. Er besaß die Schwäche sich da für einen Meister zu halten, wo er nur ein Dilettant war. Er konnte keinen Widerspruch ertragen, und wenn er sich übertroffen und seine Fehler aufgedeckt sah, verzieh er nicht leicht, rächte sich im Gegentheil wie ein Kind und wie ein Barbar. Unter der Regierung Trajan's hatte das römische Reich seine größte Ausdehnung erhalten. Es reichte von Assyrien und dem armenischen Hochgebirge über den Norden Afrika's hinweg bis zum Süden von Schottland. Aber es zeigte sich, daß es leichter war, Länder zu erobern, als zu behaupten. Hadrian handelte weise, daß er alle Provinzen jenseits des Euphrat aufgab. Er brachte den größten Theil seiner Regierung auf Reisen zu, besuchte alle Theile des Reiches und verweilte in einzelnen Provinzen mehrere Monate lang. Die Gelehrten erhielten unter Hadrian einen großen Einfluß auf den Hof und die Leitung des Staates. Ebenso erfreute sich die Kunst einer großen Pflege; Hadrian baute Wasserleitungen, Brücken, Bibliotheksgebäude und Tempel in Rom und in Athen, und selbst Aegypten schmückte er mit neuen Bauwerken. Das berühmteste seiner vielen Gebäude war sein großes Grabmal, die jetzige Engelsburg. Große Sorge verwandte Hadrian auf die Rechtspflege; er schaffte viele Mißbräuche ab, zog bei seinen Entscheidungen stets Rechtsgelehrte zu Rathe und veranstaltete eine Sammlung der von den Prätoren der republikanischen Zeit jährlich erlassenen Edicte. Hadrian strebte nicht nach Kriegsruhm und nach Vergrößerung des Reiches, traf aber gute Anstalten zur Bewachung der Grenzen. Hadrians Regierung war eine ruhige, nur ein Aufstand der Juden und ein dreijähriger Krieg zur Unterdrückung desselben, störte diese Ruhe.

Auf Hadrian folgte der von ihm adoptirte Antoninus Pius von 138 bis 161. Er war ein trefflicher Fürst und wurde von den Römern mit Numa verglichen. Er betrachtete seine Unterthanen wie seine Kinder, er blieb auf dem Throne ein Privatmann, sah die Kaiserwürde als ein Amt an und bestritt die Ausgaben für seine persönlichen Bedürfnisse aus seinem eigenen Vermögen. Antoninus sorgte für Armenanstalten, unterstützte die Wissenschaften und Schulen und widmete der Rechtspflege ganz besondere Sorgfalt. Kriege führte er nicht, und einige Aufstände wurden schnell unterdrückt.

Es folgte ihm sein Adoptivsohn und Eidam Marcus Aurelius, der auch Antoninus Philosophus genannt wird und von 161 bis 180 regierte. Er war, wie sein Vorgänger, mild gegen andere und streng gegen sich selbst und lebte und wirkte nur für das Wohl seiner Völker. Er blieb bis zum Tode den strengen Grundsätzen der stoischen Philosophie getreu, denen er von Jugend auf ergeben war. Manche schlimmen Ereignisse nahmen seine Thätigkeit in Anspruch. Zuerst ward Rom von einer Ueberschwemmung der Tiber heimgesucht und in Folge davon von Hungersnoth. Zu gleicher Zeit brach ein parthischer Krieg aus und drohte ein britannischer. Noch während des parthischen Krieges brach der markomannische Krieg aus. Alle barbarischen Völkerschaften, welche von Illyrien bis Gallien an den Grenzen des römischen Reiches wohnten, wandten sich gegen die römischen Provinzen. Und zu dem Schrecken des Krieges kam noch die Pest, welche, von den parthischen Legionen mitgebracht, in Rom, Italien und den Provinzen eine Menge Menschen hinwegraffte. Gegen die Markomannen zog Marcus Aurelius selbst 166 über die Alpen, verweilte drei Jahre in Pannonien und erhielt die Versicherung des Friedens und der Unterwürfigkeit. Kaum war er aber wieder in Rom, so brachen sie den Frieden und überschwemmten ganz Pannonien, ja ein furchtbares Heer der Germanen drang bis Aquileja. Es gelang dem Kaiser, die Markomannen wieder über die Donau zurückzudrängen, aber mitten in seinen Unternehmungen zur Sicherung der Donaugrenze starb er zu Vindobona (Wien) 180 und erst sein Sohn und Nachfolger Commodus beendete den Markomannenkrieg durch Friedens- und Freundschaftsverträge, die er mit den einzelnen Völkerschaften schloß.

Die Kaiser von Commodus bis Diocletian.

Immer rascher schreitet der Verfall des Reiches vorwärts; die Herrschaft elender Despoten, verdorbener Weiber und der zügellosen Prätorianer bildet den Hauptinhalt der folgenden Geschichte. Der schwache und feige Commodus (180 — 192) überließ sich ganz seinen Ausschweifungen und Grausamkeiten und wurde von seiner Umgebung ermordet. Der zum Kaiser ausgerufene Pertinax, ein bereits betagter und rechtlicher Mann, wurde schon nach 87 Tagen von den Soldaten getödet. Von diesen wurde das Reich an den Meistbietenden versteigert, und von Didius Julianus erstanden. Aber auch die Truppen in den Provinzen ernannten drei Kaiser, und von diesen behauptete sich Septimius Severus (193 — 211). Severus regierte streng, traf aber auch manche wohlthätige Einrichtungen, zog die großen Rechtsgelehrten Papinianus, Paulus und Ulpianus in seine Nähe und frug sie um Rath. Nach einem glücklichen Feldzug gegen die Parther unternahm er einen Zug nach Britannien und drang tief in Kaledonien ein. Es folgten ihm in der Regierung seine beiden Söhne Caracalla und Geta. Caracalla, welcher eigentlich Bassianus hieß, war einer der rohesten, grausamsten und ausschweifendsten Kaiser, er ermordete seinen Bruder, begünstigte die Soldaten und ertheilte allen freien Bewohnern des ganzen Reiches das Bürgerrecht, um die Steuern einträglicher zu machen, welche jeder Bürger von Freilassungen und Erbschaften entrichten mußte. Caracalla wurde auf Anstiften des

Macrinus ermordet 217, dieser zum Kaiser ausgerufen und bereits 218 von Heliogabalus, einem Verwandten des Caracalla, gestürzt. Heliogabalus, welcher Priester der Sonne zu Emesa gewesen war, benahm sich als Kaiser auf eine ruchlose und kindisch tolle Art; er führte den Dienst des Baal und Moloch in Rom ein, brachte diesen Götzen Menschenopfer, ernannte sein Pferd zum Consul und lebte in Gesellschaft von Tänzern, Kutschern und gemeinen Menschen. Er wurde 222 von den Soldaten getödet und sein Vetter Alexander Severus (222 — 235) zum Kaiser ausgerufen. Alexander regierte unter dem Einflusse seiner trefflichen Mutter Mammäa, welche den großen christlichen Philosophen Origenes achtete und ehrte; und die großen Rechtsgelehrten Paulus und Ulpianus gehörten zu den Rathgebern des jungen Kaisers. Während seiner Regierung zerstörte 226 ein Perser Ardischiir oder Artaxerxes I. das parthische Reich und wurde der Gründer des neupersischen und der Dynastie der Sassaniden. Als Artaxerxes 227 in Kappadocien einfiel, gerieth er in einen mehrjährigen Krieg mit den Römern, und Alexander Severus unternahm selbst einen Kriegszug gegen ihn. Ein Raubzug germanischer Völker rief den Kaiser an den Rhein und hier wurde er 235, als er die Mannszucht herstellen wollte, von den Soldaten erschlagen, und der rohe Thracier Maximin (235 — 238) zum Kaiser ausgerufen. Er war hart und streng und unternahm Kriegszüge in das Innere von Deutschland. Immer häufiger wurden die Einfälle barbarischer Völkerschaften in das römische Gebiet und immer gefährlicher die Herrschaft der in Zwietracht gerathenden römischen Heere. Die in Afrika zu Kaisern ausgerufenen beiden Gordiane, Vater und Sohn, wurden bald wieder gestürzt. Die vom Senat ernannten Kaiser Maximus, Balbinus und Gordianus III. besiegten Maximin bei Aquileja, aber Maximus und Balbinus wurden 238 bei einem Aufstande in Rom erschlagen. Gordianus III. wurde auf einem Zuge gegen den Perserkönig Sapores I. von dem Araber Philippus ermordet. Philippus (244 — 249), welcher 248 das tausendjährige Bestehen des römischen Reiches feierte, wurde von dem gegen die Gothen nach Mösien gesandten Feldherrn Decius gestürzt. Decius (249 bis 251) fiel im Kampfe gegen die Gothen. Der von den Soldaten zum Kaiser ernannte Gallus und nach ihm Aemilianus wurden von ihren eigenen Leuten bald getödet und der General Valerianus als Kaiser anerkannt. Valerianus (253 — 260) nahm seinen Sohn Gallienus zum Mitregenten an. Verwirrung und Soldatenherrschaft waren nicht das einzige Unglück des Reiches; öfters wüthete Hungersnoth, eine furchtbare Pest raffte viele Menschen hinweg und eine von Decius angeordnete Verfolgung der Christen trug zur Zerrüttung des Reiches bei. Die Grenzen waren immer drohenderen Angriffen ausgesetzt; die Franken verheerten Gallien; die Völker des alemannischen Bundes drangen verwüstend durch den Elsaß und die Schweiz bis nach Mailand vor, die Gothen verwüsteten Pannonien, Illyrien, Mösien und Thracien. Die Gothen fuhren über das schwarze Meer nach Kleinasien und beraubten und zerstörten die dortigen Küstenstädte. Die Perser eroberten Armenien und drangen bis nach Syrien vor. Gegen die letzteren zog Valerian selbst zu

Felde, wurde aber geschlagen und gefangen genommen 260. Sein Sohn Gallienus herrschte noch bis 268; in einzelnen Theilen des Reiches warfen sich aber gegen dreißig Gegenkaiser auf, weshalb diese Zeit die der dreißig Tyrannen genannt wird. Nach der Ermordung des Gallienus wurde Claudius zum Kaiser ernannt (268 — 270). Er besiegte die nach Italien eingedrungenen Alemannen und trieb sie über die Alpen zurück. Auch den Donauländern und den östlichen Provinzen, welche von den Gothen und anderen Völkern verheert wurden, brachte Claudius Rettung und brach auf längere Zeit die gothische Uebermacht. Claudius starb an der Pest, und nach ihm ward Aurelianus zum Kaiser ernannt (270 bis 275). Obgleich er die Alemannen zweimal aus Italien trieb, konnte er doch nur augenblickliche Ruhe erzwingen und ließ deßhalb Rom mit neuen Mauern umgeben. Am berühmtesten ist Aurelians Zug gegen Zenobia, die Königin von Palmyra. Zenobia hatte sich Syriens, Aegyptens und Vorderasiens bemächtigt und nannte sich Königin des Orients. Gegen diese durch Schönheit, Verstand, Bildung und ritterlichen Muth ausgezeichnete Fürstin zog Aurelian 273, besiegte sie, nahm sie gefangen und zerstörte Palmyra. Dann unterwarf Aurelian Aegypten und ließ den Usurpator Marcus Firmus hinrichten. Nachdem er auch den Tetricus, welcher sich in Gallien zum Kaiser aufgeworfen hatte, zur Unterwerfung gebracht hatte, war die Einheit des Reiches wieder hergestellt. Aurelian, welcher durch furchtbare Strenge, die Ruhe und Ordnung zu befestigen suchte, wurde auf einem Zuge gegen die Perser ermordet. Die folgenden Kaiser, Tacitus und sein Bruder Florianus, wurden bald von den Soldaten ermordet und Probus (276 — 282) zum Kaiser ausgerufen. Er drängte die in Gallien eingefallenen Franken, Alemannen, Vandalen und Burgunder zurück, setzte über den Rhein und verstärkte den bereits früher aufgeführten Grenzwall. Er siedelte große Schaaren von Germanen in verschiedenen Ländern des Reiches an und nahm eine große Menge derselben in die römischen Legionen auf. Als Probus die Soldaten in Pannonien zur Urbarmachung des Landes und zur Anlegung von Weinbergen benutzte, wurde er von den darüber erbitterten Soldaten erschlagen. Der von den Soldaten zum Kaiser erhobene Carus, welcher seine Söhne Carinus und Numerianus zu Mitregenten ernannte, wurde schon 283 auf einem Zuge gegen die Perser vom Blitze erschlagen oder von Meuchelmördern getödet. Numerianus wurde ermordet und Carinus von dem 284 zum Herrscher ausgerufenen Diocletian besiegt.

M. Valerius Diocletianus besaß Kraft, Beharrlichkeit und Einsicht. Da für die Verwaltung und Vertheidigung des großen Reiches die Kräfte eines Mannes nicht ausreichend zu sein schienen, so nahm er den zwar rohen, aber tapferen Maximian zum Mitregenten an. Dieser hatte in Gallien einen Krieg mit den durch Noth und Elend zur Verzweiflung gebrachten Bauern zu führen, welche Bagauden hießen. Auch empörte sich Carausius, der Befehlshaber der von Maximian gegen die Seeräubereien der Franken und Sachsen aufgestellten Flotte; er warf sich zum Kaiser auf und behauptete sich im Besitze von Britannien bis ihn 293 einer seiner

Die Kaiser von Diocletian bis Romulus Augustulus.

Generale, Allectus, ermordete und die Herrschaft an sich riß. Auch im Osten des Reiches entstanden neue Gefahren und Verwickelungen. Diocletian hielt es deshalb für nothwendig, daß jeder der beiden Kaiser einen Reichsgehülfen annehme. Die erwählten Mitregenten waren Galerius und Constantius Chlorus; sie erhielten den Titel Cäsar und waren den beiden Augusten Diocletian und Maximian untergeordnet. Die Oberleitung des Ganzen behielt Diocletian. Constantius ward dem Maximian beigegeben und erhielt die Regierung von Spanien, Gallien und Britannien, während Maximian die Verwaltung von Italien und Afrika übernahm; Galerius bekam Thracien, Illyrien und Griechenland und wurde dem Diocletian beigesellt, welcher den Orient für sich behielt. Vier Höfe und eine vierfache Militärregierung wurden eingerichtet. Diocletian nahm auch alle Abzeichen orientalischer Herrscher an, ging in Gold und Seide, ließ sich Herr nennen und die fußfällige Verehrung bezeigen. Er umgab sich mit einer Menge Beamten, Hütern seiner Gemächer und Verschnittenen, erschwerte den Zutritt zu seiner Person und suchte die gesunkene Kaiserwürde durch äußeren Glanz zu heben. Während bisher die Erscheinung des Kaisers und das Hofwesen nur unter einigen Kaisern vorübergehend einen orientalischen Charakter gehabt hatte, wurde durch Diocletian die Hofordnung und die Beamtenhierarchie fest begründet und das Oberhaupt des Reiches durch eine große Kluft von der Nation getrennt. Ehre und Ansehen, Macht und Einfluß waren von nun an ganz und gar vom Hofe abhängig. Diocletian wählte nicht Rom zu seiner Residenz, sondern das von ihm mit prächtigen Gebäuden geschmückte Nikomedien in Kleinasien. Durch alle diese Einrichtungen wurde die despotische Form der Regierung vollendet und durch die vierfache Haushaltung und die Vermehrung der Beamten die Abgaben erhöht. Dagegen wurden in verschiedenen Theilen des Reiches glückliche Kriege geführt; am ehrenvollsten war ein siegreicher Krieg gegen den persischen König Narses I., welcher einige am Tigris gelegene Provinzen abtreten mußte. Bald nach Beendigung des Perserkrieges verordnete Diocletian eine Verfolgung der Christen (303), deren Härte und Grausamkeit sich nur daraus erklären läßt, daß Diocletian mit großer Eifersucht über sein Ansehn im Reiche wachte, die Christen aber durch mancherlei Ungehorsam seine Wuth gereizt hatten und von dem Cäsar Galerius als widersetzlich, feig und meuterisch dargestellt wurden. Bald nach dem Anfange dieser Verfolgung erkrankte Diocletian und legte, als er wieder hergestellt war, 305 die Regierung nieder. Er zog sich in sein Vaterland Dalmatien zurück, wo er sich mit Gärtnerei und der Aufführung großer Gebäude beschäftigte und bis zu seinem Tode (313) als Privatmann lebte.

Auch Maximian legte auf Anregung des Diocletian die Regierung nieder. Constantius und Galerius wurden nun Auguste, und Galerius ernannte, Maxentius, den Sohn des Maximian, und Constantin, den Sohn des Constantius übergehend, zwei neue Cäsaren, den C. Maximinus und den Flavius Severus. Als aber 306 Constantius starb, wurde von seinem Heere sein Sohn Constantin zum Kaiser ausgerufen. Im Herbste desselben Jahres wurde auch Maxentius von den Bürgern und Soldaten der Stadt Rom

zum Kaiser ernannt. Ferner nahm auch Maximian den Purpur wieder, stellte sich an die Spitze seiner früheren Soldaten, zwang Severus in Ravenna zur Ergebung und ließ ihn später töden. Endlich ernannte aber auch Galerius noch einen Kaiser, den Licinius. Es herrschten also sechs Kaiser, nämlich Maximian, Galerius, Maximin, Maxentius, Constantin und Licinius, und zu diesen kam noch ein siebenter, Alexander, der sich in Afrika zum Herrscher aufwarf, aber von Maxentius wieder gestürzt wurde. Maximian wurde in Massilia 310 getödet; Galerius starb 311; Maxentius wurde 312 von Constantin in der Nähe von Rom geschlagen und fand seinen Tod in der Tiber; Maximin starb 313 auf einem Kriegszuge gegen Licinius. Dieser und Constantin theilten 314 das Reich und hielten neun Jahre den Frieden. Aber 323 brach zwischen ihnen ein Krieg aus, Licinius unterlag, mußte sich ergeben und ward hingerichtet. So hatte endlich Constantin die Alleinherrschaft erlangt und behauptete sie bis zu seinem Tode 337. Constantin verlegte seine Residenz nach Byzanz, welches er Neu-Rom nannte, welches aber allmälig den Namen Constantinopel erhielt. Durch die Verlegung des kaiserlichen Sitzes nach Byzanz wurde die spätere Trennung des Reiches in zwei Hälften vorbereitet. Das Reich wurde in vier Provinzen, den Orient, Illyrien, Italien und Gallien, diese in Präfecturen, und jede Präfectur in eine Anzahl Diöcesen eingetheilt. Es wurde eine strenge Rangordnung festgestellt und die Hofämter über alle anderen erhoben; die Civil- und Militärämter wurden streng getrennt, das Heer neu organisirt und ein neues, drückendes Abgabensystem eingeführt. Das Wichtigste, was Constantin that, war die Erhebung der christlichen Religion zur Staatsreligion. Seit seinem Zuge gegen Maxentius neigte er sich mehr und mehr zum Christenthum hin und schon 312 erließ er ein allgemeines Toleranzedict und erläuterte dies 313 dahin, daß Jedem der Uebertritt zum Christenthum gestattet sei. Seit seinem Siege über Licinius 324 erkannte er die christliche Religion als Staatsreligion an und verbot gegen das Ende seiner Regierung die öffentlichen Opfer. Er selbst blieb jedoch ein Katechumene und empfing erst kurz vor seinem Tode die Taufe. Es wird im folgenden Bande von der Entwickelung der christlichen Kirche ausführlicher gesprochen werden, und wir erwähnen deshalb hier nur, daß schon zu Constantins Zeit eine große Spaltung in der Kirche eintrat. Der Presbyter Arius zu Alexandrien behauptete, Christus sei nicht gleichen, sondern nur ähnlichen Wesens mit dem Vater. Der Bischof Alexander trat dieser Ansicht entgegen, und es entsprang daraus ein sehr heftiger Streit, zu dessen Beilegung Constantin 325 eine allgemeine Versammlung der Bischöfe, das erste ökumenische Concil, nach Nicäa berief. Hier wurde die Lehre des Arius verworfen.

Constantin hatte angeordnet, daß seine drei Söhne, Constantinus, Constantius und Constans, und seine beiden Neffen, Dalmatius und Hannibalianus, das Reich unter sich theilen sollten. Constantius ließ aber seine beiden Vettern töden, und die drei Brüder theilten das Reich. Constantinus wurde aber 340 im Kampfe gegen seinen Bruder Constans erschlagen, und Constans 350 von dem Befehlshaber seiner Leibwache Magnentius getödet. Nachdem dieser

besiegt worden war und sich selbst getödet hatte, war Constantius Alleinherrscher des ganzen Reiches. Constantius hatte alle seine Verwandten töden lassen bis auf zwei Brudersöhne seines Vaters, Gallus und Julianus. Dem Gallus übertrug er die Leitung der orientalischen Angelegenheiten und den Krieg mit den Persern, welche beständig den Osten des Reiches bedrohten. Gallus war aber zur Führung der Geschäfte untüchtig, willkürlich und grausam und wurde 354 auf Befehl des Kaisers hingerichtet. Den Julianus ernannte Constantius 355 zum Cäsar und übertrug ihm die Verwaltung des Abendlandes. Julian besiegte die Alemannen, ging dreimal über den Rhein und zwang die Franken zum Frieden. Er erwarb sich die Liebe des Heeres, erregte aber dadurch die Eifersucht des Constantius, und dieser verlangte von ihm, daß er ihm zu einem Kriege mit den Persern seine besten Truppen sende. Darüber aufgebracht rief das Heer den Julian zum Kaiser aus und dieser nahm, wenn auch mit Widerstreben, die Würde an. Als ihm Constantius die Anerkennung verweigerte, zog er gegen ihn, erhielt aber noch auf dem Marsche die Nachricht, daß Constantius in der Nähe von Tarsus 361 gestorben sei. Julian besaß große Talente und ausgezeichnete Kenntnisse, er war mäßig, keusch und entschiedener Feind alles Prunkes und jeder Weichlichkeit, er war aber auch nicht frei von Eitelkeit. In seiner Jugend war er von christlichen Geistlichen umgeben gewesen, welche ihn zu einem Christen zu erziehen und von ihm die Einflüsse des Heidenthums abzuhalten sorgfältig bemüht waren; aber die Absichtlichkeit ihres Verfahrens hatte bei Julian die entgegengesetzte Wirkung. Er wurde ein begeisterter Verehrer der polytheistischen Religion, zu der er sich auch aus Liebe zur griechischen Literatur hingezogen fühlte. Als Kaiser fiel er förmlich vom Christenthum ab, stellte den Kultus der alten Götter wieder her, unterzog sich den Verrichtungen des Oberpriesters und nahm manche Einrichtungen des christlichen Kultus z. B. den Religionsunterricht in den heidnischen Kultus auf. Die Christen verfolgte er zwar nicht, bewies ihnen aber jede Art von Zurücksetzung, Verachtung und Spott. Seine Bestrebungen gegen das Christenthum hatten keinen Erfolg, zumal er schon 363 auf einem Kriegszuge gegen die Perser seinen Tod fand. Das Heer ernannte den Obersten Jovian, einen Christen, zum Kaiser. Dieser schloß Frieden mit den Persern und starb auf der Rückreise nach Constantinopel 364. Zu seinem Nachfolger wählte man Valentinian I., einen tüchtigen Krieger, welcher seinen Sitz zu Mailand nahm und seinen zum Mitregenten ernannten Bruder Valens die Regierung des Orients überließ. Valentinian übte mit Strenge die Gerechtigkeit und schützte das Reich gegen auswärtige Feinde. Weniger tüchtig bewies sich Valens. Valentinian stritt gegen die Alemannen, und seine Generale kämpften in Britannien, gegen die Franken, Sachsen und Friesen am Niederrhein und an der Nordsee, sowie gegen die Quaden und Sarmaten an der Donau. Als Valentinian 375 auf einem Zuge gegen die Quaden starb, folgten ihm in der Regierung seine beiden Söhne, der siebzehnjährige Gratianus und der vierjährige Valentinian II. In dieser Zeit drangen die Hunnen, ein Volk mongolischen Stammes, aus dem inneren Asien nach Europa vor. Sie hatten die scythischen und sarmatischen Stämme am Don, welche

mit dem Namen der Alanen bezeichnet werden, gezwungen sich ihrem Zuge anzuschließen und griffen das Gothenreich an. Der König der Gothen, Hermanrich, fiel im Kampfe, der Bundesstaat der Gothen löste sich auf, die Ostgothen geriethen in Abhängigkeit von den Hunnen, ein Theil der Westgothen zog in die Karpathen, ein anderer Theil bat den Kaiser Valens um Aufnahme in das römische Reich. Ihre Bitte wurde ihnen gewährt gegen die Verpflichtung die Grenzen zu vertheidigen und das arianische Christenthum anzunehmen. Durch ungebührliche Behandlung und die schändliche Habsucht der römischen Beamten wurden aber die Gothen zur Empörung gereizt. Mehrere römische Heeresabtheilungen wurden von ihnen aufgerieben und Valens selbst in der blutigen Schlacht bei Adrianopel 378 geschlagen und getödet. Gratianus ernannte 379 den Spanier Theodosius zum Mitregenten und übertrug ihm die Regierung der Osthälfte des Reiches. Es gelang dem Theodosius durch Klugheit und Milde nach sieben Jahren die Gothen zur Ruhe zu bringen und zu Ansiedlungen zu bewegen. Auch die westliche Hälfte des Reiches kam 394 unter sein Scepter. Nachdem Gratianus im Kampfe gegen den von seinen Truppen zum Kaiser ausgerufenen Feldherrn Maximus 383 gefallen, Maximus anfangs als Kaiser der Präfectur Gallien anerkannt, dann aber wegen eines Einfalls in Italien von Theodosius besiegt und 388 hingerichtet war, beherrschte Valentinian II. die westliche Hälfte des Reiches. Valentinian wurde aber von dem Franken Arbogast ermordet und Eugenius, der Befehlshaber der Hofdienerschaft, auf den Thron gesetzt. Den Arbogast und Eugenius besiegte Theodosius und vereinigte das ganze Reich unter seinem Haupte. Theodosius vollendete den Sieg des Christenthums über das Heidenthum, indem er 392 durch ein Gesetz alle Opfer und den ganzen heidnischen Kultus streng untersagte. Auch der Senat zu Rom mußte sich fügen und den Dienst der Götter abstellen. Mit Entschiedenheit trat auch Theodosius für den katholischen Glauben gegen den arianischen auf. Theodosius starb 395 nachdem er seinem älteren achtzehnjährigen Sohn Arkadius zum Erben des östlichen und den elfjährigen Honorius zum Erben des westlichen Reiches ernannt hatte. Bei ihrer Jugend und Schwäche konnten die Söhne des Theodosius fremde Leitung nicht entbehren. Stilicho, ein Vandale und ausgezeichneter Feldherr, war Reichsverweser des westlichen, Rufinus, ein verschlagener, aber zur Kriegführung untauglicher Mann, Reichsverweser des östlichen Reiches. Stilicho strebte darnach seine Stellung auch auf den Osten auszudehnen und den Reichsverweser des Arkadius zu stürzen. Daher eilte er mit Heeresmacht herbei, als die Westgothen unter ihrem zum König erhobenen, tapferen Führer Alarich in Griechenland einbrachen. Auf Rufin's Anregung verbat sich aber Arkadius die Anwesenheit Stilicho's in seinem Reiche und forderte zugleich seinen Antheil an seines Vaters Schätzen und Heeren. Stilicho gehorchte und sandte die verlangten Truppen, und von diesen wurde Rufinus, als er in Begleitung des Kaisers durch die Reihen ritt, umzingelt und niedergehauen. Alarich setzte seine Raubzüge fort, eroberte und plünderte fast alle Städte von Mittelgriechenland und des Peloponnes und bedrohte die Ostküste von Italien. Stilicho eilte einer Landung der

Gothen in Italien zuvorzukommen, setzte mit Truppen nach dem Peloponnes über und schloß Alarich in Arkadien ein. Doch Alarich entkam nach Epirus und wurde von dem oströmischen Hof zum Oberfeldherrn des östlichen Illyriens ernannt. Auf Anregung des Hofes von Constantinopel fiel er 400 verwüstend in das weströmische Reich ein und drang bis in das Venetianische vor. Als er 402 seinen Einfall wiederholte und Oberitalien verheerte, lieferte ihm Stilicho 403 zuerst bei Pollentia und dann bei Verona eine Schlacht. Alarich erlitt einen so empfindlichen Verlust, daß er mehrere Jahre ruhig blieb. Dagegen sammelte Radagais aus verschiedenen deutschen Stämmen zwischen dem Rhein und der Donau einen ungeheuren Schwarm und drang mit demselben 406 über die Alpen nach Italien vor. Stilicho schloß diesen Haufen in den Gebirgen in der Nähe von Florenz so ein, daß er durch Mangel aufgerieben wurde. Zur Rettung von Italien hatte Stilicho aus Britannien, Gallien und von der Rheingrenze die meisten Truppen nach Italien gezogen, und eine Fluth von deutschen Schaaren, Vandalen, Sueven, Quaden, Alanen und andere Stämme gingen über den Rhein, durchzogen und verheerten Gallien. Noch größer war die Verwirrung in Britannien, wo zwei Usurpatoren nach einander von den Soldaten erhoben und ermordet wurden; ein dritter, Namens Constantin, ging nach Gallien hinüber und unterwarf sich einen Theil dieses Landes und Spaniens. Ueber diesen Unfällen vergaß der weströmische Hof die Verdienste Stilicho's und legte ihm die Zerrüttung des Reiches zur Last. Als nun Alarich die ihm von Stilicho versprochenen Jahrgelder forderte, gab Honorius den Einflüsterungen von Stilicho's Feinden Gehör und ließ Stilicho 408 ermorden. Da drang Alarich 408 in Italien ein, verheerend zog er bis vor Rom, welches sich durch eine hohe Contribution von der Einnahme loskaufen mußte. Dasselbe geschah 409, als Honorius die Forderung noch nicht bewilligte. 410 rückte Alarich zum drittenmal vor Rom, eroberte die Stadt und ließ sie plündern. Von da wandte er sich nach Unteritalien, wo er bei Cosenza in Kalabrien starb. Sein Schwager und Nachfolger Ataulph zog 412 mit den Gothen nach Gallien. Als Honorius 423 starb, war ein großer Theil des weströmischen Reiches in der Gewalt von germanischen Stämmen. Aus Britannien hatten die Römer selbst ihre Truppen abberufen, Spanien und fast ganz Gallien war von germanischen Völkern in Besitz genommen. Dem Honorius folgte nach einer kurzen Regierung des zum Kaiser erhobenen Ministers Johannes sein Neffe Valentinian III. (425 — 455). Unter dessen Regierung setzten 429 die Vandalen unter Geiserich nach Afrika über und gründeten daselbst das vandalische Reich. Eine große Gefahr bedrohte das weströmische Reich, als Attila, welcher seit 433 König der Hunnen war und dessen Reich von der Wolga bis fast an den Rhein reichte, 451 aus den Theiß- und Donaulandschaften aufbrach und nach Gallien zog. Der römische Feldherr Aetius eilte nach Gallien und vereinigte die Westgothen, die Burgunder, einen Theil der Franken und andere germanische Volksstämme Galliens zu einer gemeinschaftlichen Vertheidigung Galliens. Attila wurde 451 in der blutigen Völkerschlacht auf den catalaunischen Feldern (Chalons an der Marne) ge-

schlagen und zum Rückzug bewogen. Im folgenden Jahr (452) brach er aber in Italien ein und drang verwüstend bis zum Po vor; kehrte jedoch von hier wieder um. Valentinian wurde 455 von Petronius Maximus, dem Anführer der Leibwache, ermordet und Petronius zum Kaiser ausgerufen. Gegen diesen rief die Wittwe Valentinians Geiserich aus Afrika herbei Rom wurde 455 von den Vandalen geplündert und Petronius vom Volke ermordet. In Gallien wurde nun der römische Feldherr Avitus zum Kaiser ausgerufen, aber schon im folgenden Jahre (456) von Ricimer, welcher die fremden Truppen befehligte, zur Abdankung gezwungen. Eine Reihe Jahre hindurch vergab nun Ricimer den römischen Thron. Er ernannte 457 seinen Freund Majorian zum Kaiser und ließ ihn 461 töden. Der dann von Ricimer ernannte Kaiser Libius Severus starb 465. Der darauf von dem griechischen Kaiser Leo I. zum römischen Kaiser ernannte Anthemius gab dem Ricimer seine Tochter zur Ehe, wurde aber dennoch auf dessen Anstiften 472 getödet. Darauf setzte Ricimer den Olybrius auf den Thron, welcher aber wie Ricimer selbst noch in demselben Jahre (472) starb. Zwei römische Befehlshaber, Odoaker, der Anführer deutscher Schaaren, und der Römer Orestes behaupteten sich in den Gegenden, welche ihre Heere inne hatten, fast ganz unabhängig. Der in Ravenna zum Kaiser ausgerufene Feldherr Glycerius wurde bald wieder von dem vom byzantinischen Hofe zum Kaiser ernannten Julius Nepos gestürzt und genöthigt in dem geistlichen Stand zu treten (474). Orestes verjagte aber wieder den Nepos und ernannte seinen Sohn Romulus Augustulus zum Kaiser (475). Odoaker, welcher damals jenseits der Alpen beschäftigt war, ermunterte sein aus lauter Deutschen bestehendes Heer, diese Verwirrung zu benutzen, um aus Soldnern Grundbesitzer zu werden. Seine Soldaten riefen ihn zum König aus, zogen unter seiner Führung nach Italien und überwältigten Orestes und dessen Sohn. Orestes ward hingerichtet, Romulus zur Abdankung gezwungen und ihm ein Landgut in Kampanien angewiesen. So endigte 476 das weströmische Kaiserthum. Odoaker nannte sich König von Italien und ließ die bisherige Einrichtung und Verwaltung fortbestehen.

Sittliche Entartung der Römer.

Der Untergang der republikanischen Freiheit wurde nicht sowohl durch den unersättlichen Ehrgeiz einiger Mächtigen, als durch die traurige Lage des Staates, die Nichtswürdigkeit des römischen Pöbels, die Ohnmacht des Senates und die Raubsucht und schändlichen Laster der Vornehmen bewirkt. Als Augustus an die Spitze des römischen Staates trat, schien die sittliche Verdorbenheit der Römer, die Gewaltthätigkeit und Grausamkeit der Magistrate, die Selbstsucht und Schwelgerei der Vornehmen, die Entartung und Ausgelassenheit der Heere, die Trägheit und Bestechlichkeit des großen Haufens und die Schamlosigkeit und Zügellosigkeit der Frauen den höchsten Grad erreicht zu haben: allein noch hatten die Römer nicht einmal die Hälfte des Weges zu ihrem Verderben zurückgelegt, noch Jahrhunderte hindurch sollten Laster und Sittenlosigkeit wie eine krebsartige Krankheit zunehmen, bis endlich der Tod das langwie-

rige Siechthum des ungeheuren Staatskörpers endigte. Wäre auch kein Cäsar und Augustus geboren worden, dennoch würden unter den herrschsüchtigen Großen Alleinherrscher aufgetreten und ihnen von dem elenden Volke und dem knechtischen Senate eine unumschränkte Gewalt übergeben worden sein. Die Provinzen hofften von Augustus Schutz gegen die Räubereien der Statthalter, die Heere Belohnungen ihrer Dienste, der müssige, brodlose Haufe reichliche Geschenke und Austheilungen, die Vornehmen Reichthümer und Würden, alle endlich sehnten sich nach den langwierigen und blutigen Kriegen nach Ruhe und Frieden. Augustus baute nicht bloß die durch Brand und Ueberschwemmung verödete Stadt wieder auf, sondern er gab auch dem Reiche den lang ersehnten Frieden und das verlorene Ansehen, den Römern Gesetze, Eigenthum und Sicherheit wieder. Nach seinem Tode eilten die Vornehmen wetteifernd zu Tiberius, um diesem unter kriechenden Schmeicheleien ihre Unterthänigkeit zu bezeugen. Das allgemeine Sittenverderben ergriff die Beherrscher wie die dienenden Römer. Der sklavische Senat beeilte sich, durch ausdrückliche Beschlüsse den größten Schandthaten der Despoten seinen Beifall zu ertheilen, und der nichtswürdige Pöbel lobte die Tyrannen am meisten, welche den Müßiggang und die Arbeitsscheu desselben durch Austheilungen und blutige Fechterspiele förderten und durch ihr eigenes Beispiel die letzten Schranken der unnatürlichsten Laster niederrissen. In den vornehmen Römern war jedes Gefühl für Ehre, Recht und Menschlichkeit erstorben, und die ersten Magistratspersonen scheuten sich vor keiner Schändlichkeit, wenn sie dadurch die Gunst des Princeps oder eines seiner Günstlinge erlangen konnten. Das Verbrechen der beleidigten Majestät erhielt unter den Kaisern eine ganz andere Bedeutung; Worte, Seufzer und Thränen über das Unglück der Anverwandten, ja selbst die Vergehungen anderer wurden an Unschuldigen, der Besitz von Reichthum, Tugend und Ansehen als Majestätsbeleidigung bestraft. Die vornehmen Römer suchten nicht bloß durch niedrige Schmeicheleien, sondern durch falsche Anklagen und das Verderben ihrer nächsten Bekannten ihr Glück zu machen. Angst und Schrekken zerrissen die heiligsten Bande, und das Mitleiden mit den Unglücklichen nahm ab, je mehr sich die Grausamkeit des Herrschers und die Gefahren der Uebrigbleibenden vermehrten. Es gab zwar auch edle und gute Regenten, welche mitten in dem allgemeinen Verderben sich frei von dem Gifthauch der Ansteckung erhielten und durch Vorzüge des Geistes und Herzens des Thrones würdig zu sein sich bemühten: aber was sie auch Gutes thaten und wirkten, das wurde durch die nachfolgenden schlechten Regenten wieder zu Grunde gerichtet.

Die sittliche Ausartung der Römer hatte seit jener Zeit begonnen, wo die römischen Heere in Griechenland und Asien nicht bloß reiche Beute gemacht, sondern auch die Laster dieser Länder kennen gelernt hatten. Nicht bloß das Beispiel der zurückkehrenden Heere, welche die leicht zusammengeraubten Reichthümer schnell wieder in orientalischer Ueppigkeit verschwelgten, wirkte nachtheilig auf die Sitten der Römer, sondern auch jene Unmasse von Fremdlingen, welche theils als Sklaven nach Italien geschleppt wurden, theils

als Abenteurer in der Hauptstadt zusammenströmten. Welche Künste und Mittel der Schwelgerei auch irgend eine Stadt des großen Reiches darbot, sie wurden nach Rom verpflanzt, um dort auf dem Tummelplatze aller Laster für einen theuren Preis feil geboten zu werden. Unter den einreißenden Lastern war aber keins verderblicher als eine unnatürliche Ueppigkeit und die dadurch veranlaßte Zunahme einer ausschweifenden Ehelosigkeit. Mit der Unsittlichkeit hielt die Schlemmerei und Unmäßigkeit im Essen und Trinken gleichen Schritt. Von Apicius wurde die Kochkunst zu einer förmlichen Wissenschaft erhoben und darüber Unterricht ertheilt. Es war den Römern nicht genug, zu Gastmählern die seltensten Leckereien aus den entferntesten Ländern mit dem größten Aufwand herbeizuschaffen und von geschickten Köchen zubereiten zu lassen, sondern sie strebten noch mehr darnach, ihre Gerichte kostbar und theuer als wohlschmeckend zu machen. Sie lösten daher Perlen in Essig auf und tranken sie, Heliogabalus mischte sogar kostbare Steine und Perlen seinen Gerichten bei. Commodus ließ ekelhafte Stoffe unter die theuersten Speisen mischen und aß selbst davon; einmal ließ er zwei mit Senf übergossene Bucklige auf einer großen silbernen Schüssel auftragen. Die Speisesäle waren von den schönsten und theuersten Marmor, mit Vergoldungen und Gemälden geschmückt. Die Tische, Ruhebetten, Polster und Geschirre waren aus den kostbarsten Stoffen von den größten Künstlern gearbeitet. Zahlreiche Schaaren von Sklaven, in reiche, mit Gold und Silber besetzte Gewänder gekleidet und für die verschiedenen Bedienungen sorgfältig eingeübt, warteten den Gästen auf. Man schmauste und zechte nicht bloß ganze Nächte hindurch, sondern suchte auch durch künstliche oft ekelhafte Mittel den Appetit zum Essen und Trinken zu reizen und den überfüllten Magen wieder zu entledigen. Mit den Gastmählern wurden zugleich alle anderen Arten von Vergnügungen vereinigt. Schauspieler, Sänger, Hausphilosophen, lustige Zwerge beiderlei Geschlechts, Vielfresser und Gladiatoren suchten durch ihre Talente die Gäste zu unterhalten. Durch die Schwelgerei entstanden eine Menge bisher unbekannter Krankheiten. Bleich und aufgedunsen, mit dicken Bäuchen, zitternden, von der Gicht verzogenen Händen und schlotternden Knieen wankten die Römer gleich Betrunkenen einher. Von hitzigen langwierigen Fiebern, heftigem Kopfschmerz und Schwindel, Entzündungen von Augen und Ohren, bösartigen Geschwüren, unnatürlichen Begierden, Schlaflosigkeit und schrecklichen Träumen wurden die Römer, gleich wie von strafenden Furien, beständig geplagt. Nur den sinnlichen Genüssen ergeben, vermieden die Römer jede Anstrengung. Sie schienen aus Kraftlosigkeit sich gänzlich aufzulösen und zu zerfließen; eine orientalische Weichlichkeit und weibische Eitelkeit hatte sie ergriffen. Die römischen Stutzer verwandten ebenso viel Zeit als die eitelsten Frauen auf Kleidung und Putz, brachten den ganzen Tag unter Weibern zu, schrieben und lasen Liebesbriefe, kannten die Abenteuer aller Liebenden und sangen und summten süße und reizende Liederchen aus Gades und Alexandria. Bei einer solchen Verdorbenheit der vornehmen Römer sank auch der große Haufe immer tiefer. Unter den Kaisern nahmen die Austheilungen von Geld, Getraide und

Lebensmitteln immer mehr zu, das Vergnügen an den verschiedenen Arten von Spielen steigerte sich zu einer förmlichen Manie, und der römische Pöbel wurde der trägste, verdorbenste und ergötzungssüchtigste auf der ganzen Erde.

Gewerbe, Ackerbau, Handel.

Das vermehrte Bedürfniß der Bequemlichkeiten und Genüsse des feineren Lebens hob die Künste und Gewerbe, welche sich damit beschäftigten. So wurde z. B. das Schildpat, dessen Benutzung erst in Sulla's Zeiten aufgekommen war, zu Ruhebetten, Tafelaufsätzen und anderen Meubeln in unzähligen Werkstätten verarbeitet. Dasselbe war mit dem Elfenbein der Fall. Die Bereitung des Krystallglases gedieh zu immer größerer Vollkommenheit. Die Verwendung des Goldes und Silbers zu allerhand Geschirren und Geräthschaften vermehrte die Zahl und die Geschicklichkeit der Gold- und Silberarbeiter. Die Reichen und Vornehmen, welche sich nicht mehr durch Vorzüge und Verdienste auszeichneten, suchten wenigstens durch ihre äußere Erscheinung, durch theuere Kleidung und Putz, prachtvolle Paläste, kostbares Hausgeräth und durch eine zahlreiche und glänzende Dienerschaft sich vor dem großen Haufen hervorzuthun. Die Paläste der Reichen hatten einen solchen Umfang, daß sie Seneca mit großen Städten vergleicht; der Größe derselben entsprach die Kostbarkeit der Materialien und die Kunst, womit diese verarbeitet waren. Aus Griechenland, Aegypten und Numidien wurde der Marmor und Porphyr zu den Säulen herbeigeschafft; die Dächer der Häuser waren vergoldet oder mit Goldblech belegt, die Wände und Decken von Marmor, die Fußböden mit Marmor getäfelt oder mit der schönsten Mosaik ausgelegt. Gleiche Pracht wurde auch in den vielen Landgütern entfaltet. Sie waren mit Statuen, Gemälden und anderen Kunstwerken geschmückt, das Hausgeräth aus den kostbarsten Stoffen mit großer Kunst gearbeitet. Das Tafelgeschirr war von Gold, nur das Kuchengeschirr war von Silber. Silberne Becher und Schüsseln wurden nur dann geduldet, wenn sie von berühmten Meistern gearbeitet waren, und selbst goldene Becher wurden für gemein gehalten, wenn sie nicht mit seltenen Steinen und Gemmen verziert waren. Die Anfertigung dieser Dinge beschäftigte eine Menge Künstler und Handwerker und trug zur Hebung der Gewerbthätigkeit bei. — Die Mode und die Eitelkeit, welche in jedem größeren Hause eine Bibliothek verlangte, machte die Verfertigung des Papiers und den Buchhandel zu ergiebigen Erwerbsquellen. Bereits unter Augustus wurde in Rom der Buchhandel lebhaft betrieben, und unter Vespasian verbreitete er sich auch in die Provinzen, besonders nach Gallien.

Den Landbau wurden die fruchtbarsten Strecken durch die Landgüter der Reichen entzogen. Wo früher Hunderte von fleißigen Landleuten gewohnt hatten, da befanden sich jetzt einzelne Landgüter von ungeheurem Umfang, da waren prächtige Landhäuser, Gärten und Parkanlagen, Teiche und Wasserkünste. Die Reichen suchten ihre Landgüter immer mehr zu vergrößern und verdrängten und vertrieben die benachbarten Eigenthümer kleinerer Bauerngüter. Von den großen Gütern aber suchte man den größtmöglichen Ertrag zu bekommen und benutzte deshalb, da Getraide aus Afrika, Aegypten

und Sicilien wohlfeiler eingeführt, als in Italien gebaut werden konnte, große Strecken zu Weiden, zu dem Oel- und Weinbau, zu Steinbrüchen und dem Anbau von Bauholz. Auf diese Weise sank aber die Kultur und Fruchtbarkeit Italiens immer mehr, und dieses unglückliche Land wurde immer verödeter und entvölkerter. Zwar wurde dadurch die Herbeischaffung der Lebensbedürfnisse aus entfernten Ländern nothwendig und es entstand ein lebhafter Handel: allein durch denselben wurde nur der Wohlstand jener Länder, nicht der von Italien gehoben.

Verfall der Künste.

Unter der Regierung des Augustus wurden zwar die römische Sprache, Bildung und Sitten weiter als je verbreitet und in Spanien, Illyrien, Pannonien, Gallien und andere Länder eingeführt: aber es verschwanden, wie Tacitus sagt, die großen Geister, seitdem die Regierung einem Einzigen anvertraut war. Obgleich Augustus und Agrippa und manche der folgenden Kaiser noch großartige Bauwerke aufführten und Künstler und Gelehrte belohnten und unterstützten, so sanken doch mit den Tugenden der Vorfahren Künste und Wissenschaften. Die herrschenden Laster hatten die künstlerische Schöpferkraft und Begeisterung getödet; nur aus Eitelkeit wurden Kunstwerke und Bibliotheken gesammelt; die der Sinnlichkeit und Schaulust dienenden Vergnügungen wurden den Künsten und Wissenschaften vorgezogen und diese selbst zu Dienerinnen der Sinnlichkeit herabgewürdigt. Von den schönen Künsten verfiel die Malerei am ersten; sie wurde als Dienerin des Luxus vorzugsweise als Wandmalerei geübt. Unter Vespasian war nach Plinius Zeugniß die Malerei im Untergehen; unter Hadrian hob sie sich noch einmal, sank jedoch immer mehr zur Farbensudelei herab und wurde gewöhnlich von Sklaven geübt, welche nach der Laune ihrer Herren die Wände mit Bildern anfüllten. Noch plumpere Einfachheit herrschte in der Zeit Constantin's. — Die Kunst Meisterwerke in Gold und Silber zu liefern starb aus; man verfertigte mühselige, kleinliche und geschmacklose Arbeiten. Kunstwerke aus Erz wurden unter den Kaisern zu hohen Preisen gekauft, aber nicht, weil man den Werth derselben zu schätzen verstand, sondern aus Eitelkeit und weil es Mode war. Jedoch gab es noch einzelne treffliche Künstler. In Nero's Zeit wird Zenodoros als ein großer Erzgießer genannt und sein Helios-Nero von 110 Fuß Höhe gerühmt. Die zunehmende Geschmacklosigkeit zeigte sich darin, daß man alte Kunstwerke aus Bronze mit Gold überzog. Bessere Werke als in Erz lieferte die plastische Kunst in Marmor, wenngleich diese Leistungen nicht mit den Meisterwerken eines Lysippus und Praxiteles zu vergleichen waren. Einen günstigen Einfluß übte der Luxus auf die Steinschneidekunst. Die Gemmen und Cameen der ersten Kaiserzeit verdienen sowohl wegen des Materials und dessen Benutzung, als auch wegen der Komposition und Ausführung Lob und Bewunderung. Durch Hadrian erhielt die Kunst, welche sich immer mehr mit der Darstellung der Wirklichkeit begnügt hatte, einen höheren Flug. Unter den Antoninen herrschte, wie in der Redekunst, so auch in der Plastik asiatischer Bombast auf der einen und eine trockene Nüchternheit auf der anderen Seite. Unter Commodus und Septimius Severus war die

Kunst immer mehr im Sinken und zeigte Schwulst und Manier, und diese gingen noch später in Dürftigkeit und Armuth über. — Am höchsten stand von den Künsten und am meisten geübt wurde die Architektur. In der ersten Kaiserzeit bildete sich der prächtige und große Charakter der römischen Baukunst aus, und von Augustus wurde auf dem Marsfelde gleichsam eine neue prachtvolle Stadt gegründet. Die gewaltigen Bauten des Trajan und Hadrian und einzelne Bauwerke aus der Zeit der Antonine zeigen die letzte Blüthezeit der Baukunst. Sie war sowohl noch edel und groß als auch reich und geschmückt, nur in einzelnen Werken zeigte sie Ueberladung und Anhäufung von Verzierungen. Diese Fehler traten noch mehr nach der Zeit von Marcus Aurelius hervor. Seit Diocletian ging der Schwulst und die Ueppigkeit in Rohheit über und alle Gesetze und Grundformen wurden vernachlässigt.

Die Literatur. Die Zeit des Augustus war die Blüthezeit der römischen Literatur. Aus Eitelkeit und Staatsklugheit beförderte Augustus die Wissenschaft und begünstigte die Dichtkunst. Die Literatur wurde ein Bedürfniß des feineren Lebens und der vornehmen Welt. Das Interesse am öffentlichen Leben verminderte sich, seitdem Augustus in Gemeinschaft mit seinen vertrautesten Freunden die frühere Macht der Magistrate geschwächt und die letzten Entscheidungen in sein Kabinet gezogen hatte. Dem freien Manne blieb zur patriotischen Thätigkeit und zur unbefangenen Aeußerung seines Willens wenig Gelegenheit. Die Geschichtschreiber begannen zum Fürsten aufzublicken und den Ausdruck der Freisinnigkeit nach der Rücksicht auf den Regenten abzumessen, sie fürchteten die Gefahren des Freimuths und versteckten ihr politisches Urtheil. Noch empfindlicher litt durch die neue Ordnung der Dinge die Beredtsamkeit, welche auf die sehr gezügelten Staatshändel im Senat und auf Privatprocesse beschränkt wurde. Es entstand in dieser Zeit eine ängstliche Kritik, welche zwar die Sprache zur größten Feinheit des Ausdruck entwickelte, aber auch die Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die Form lenkte und dem freischaffenden Genie die Schwingen beschnitt. Auch erlangte die griechische Sprache und Literatur einen immer größeren Einfluß auf die vornehme römische Welt; die Unterhaltung wurde in guten Häusern griechisch geführt und griechische Worte und Wendungen in die Konversation gemischt. Die eigentliche Gelehrsamkeit, wie sie in Alexandria aufgekommen war, hatte schon vor Augustus bei den practischen und kriegerischen Römern Eingang gefunden, und nach dem Untergange der Republik begann das eigentliche Zeitalter der Gelehrsamkeit. Eine Menge Gelehrte und viele Gebildete beschäftigten sich mit den Wissenschaften nur zum Zeitvertreib oder um ihren Scharfsinn an gelehrten Gegenständen zu zeigen. Das Büchersammeln wurde eine Sache der Mode, in jedem vornehmen Hause wurde ein Bibliothekzimmer eingerichtet und in jeder großen Stadt eine Bibliothek angelegt. Die öffentlichen Bibliotheken dienten zugleich als Vereinigungsort der Gelehrten. Die römische Literatur nahm damals auch die Richtung auf den Nutzen des äußeren Lebens. Die Schriftsteller hatten nur das Leben und den Nutzen, den Ruhm der Gelehrsamkeit, den Vortrag und die Form im Auge; die römische Literatur erhielt einen

bestimmten und bleibenden Charakter, ein rhetorisches, gelehrtes und vornehmes Gepräge. Die römische Bildung und Literatur verbreitete sich mit der römischen Sprache über Gallien, Spanien, Britannien und Nordafrika. In der Zeit des Augustus unternahm es T. Livius aus Patavium (58 v. Chr. bis 17 n. Chr.) die Geschichte seines Volkes übersichtlich darzustellen. Von der 142 Bücher umfassenden Nationalgeschichte sind nur 35 Bücher auf unsere Zeit gekommen. Livius war ein Mann der Schule, nicht der Welt und des Geschäftslebens, es fehlte ihm politische Bildung, strenge Kritik und eigene Forschung. Er wollte seine Zeitgenossen für die Herrlichkeit der Vergangenheit begeistern, den geschichtlichen Stoff, unbekümmert um innere Schwierigkeiten und Widersprüche, von Trockenheit befreien und für das Gemüth des Lesers und einen ungestörten Genuß erzählen. Er gewinnt den Leser durch ein für alles Große und Schöne offenes Gemüth, durch den warmen Antheil, den er an jeder großen Erscheinung nimmt, durch eine stets frische, lebhafte und klare Erzählung. Er hat seinen Stoff mit allem Glanz der rhetorischen Kunst dargestellt und war der erste rhetorische Geschichtschreiber der Römer. Sein Werk ist ein wirkliches Nationalwerk geworden. Die rhetorische Behandlung der Römer zeigte sich auch in den realen Wissenschaften. Mit einer gesuchten Zierlichkeit schrieb M. Vitruvius Pollio, Kriegsbaumeister unter Cäsar und Augustus, über die Baukunst, Terentius Varro über den Landbau, Cornelius Celsus über die Medicin. In den meisten realen Wissenschaften blieben die Griechen die Lehrer der Römer.

Das rhetorische Gepräge und die überwiegende Bedeutung der Form, das Streben nach Gelehrsamkeit und der Einfluß der griechischen Literatur und namentlich die Nachahmung der verbildeten späteren Griechen zeigen sich auch in den Dichtern. Die drei bedeutendsten römischen Dichter waren Ovidius, Horatius und Virgilius; sie haben auf alle folgenden Jahrhunderte einen großen Einfluß ausgeübt. P. Ovidius Naso (43 v. Chr. bis 17 n. Chr.) lebte im Umgange mit den gebildetsten Männern seiner Zeit bis ihn Augustus aus unbekannten Gründen auf Lebenszeit nach Tomi in der heutigen Bulgarei verbannte. Ovids Dichtungen waren zur Unterhaltung der gebildeten Welt bestimmt und mit aller Grazie des gewandten Weltmannes ausgeführt. Eine gefällige und lebendige Darstellung, lebhafte und feurige Einbildungskraft, ein tiefer Blick in die menschliche Natur und das Getriebe der Leidenschaften und eine bewundernswürdige Gewandtheit der Form zeichnen den Dichter aus. Seine bedeutendsten Gedichte sind die Heroiden oder poetischen Liebesbriefe, die Kunst zu lieben, die Fasti, eine Art von poetischem Kalender, die Metamorphosen, welche eine große Menge von Mythen in der Form eines epischen Gedichtes erzählen, und die Tristien oder Klagelieder, in welchen der Dichter seinen Schmerz über seine Verbannung ausspricht. — Q. Horatius Flaccus (65 bis 8 v. Chr.) war in beschränkten Verhältnissen geboren, nahm im Heere des Brutus an der Schlacht bei Philippi Theil, gewann aber später das Vertrauen des Mäcenas, dem er ein Landgut bei Tibur verdankte, und selbst August suchte den Dichter an seine Person zu fesseln. Dennoch verlebte dieser, der höfischen Sitte und der städti-

schen Geselligkeit abgeneigt, im Verkehre mit wenigen Freunden seine schönsten Stunden behaglich auf seiner reizenden Villa. Horaz besaß eine große Welt- und Menschenkenntniß und kannte die Bedürfnisse der vornehmen römischen Welt. Er verpflanzte die Formen der griechischen Lyrik auf römischen Boden und empfahl in seinen durch wohlklingende Sprache und meisterhafte Form ausgezeichneten Oden eine den Griechen entlehnte Lebensweisheit. Seine Satiren und Briefe enthalten einen reichen Schatz von Lebenserfahrung, sie verwunden nicht tief, sondern belehren und tadeln auf eine heitere und scherzende Weise. Andere lyrische Dichter zur Zeit des Augustus waren Catullus, Cornelius Gallus, Tibullus und Propertius. — Als Fabeldichter ist Phädrus zu nennen, angeblich ein Freigelassener von thracischer Herkunft, dessen Anspielungen auf Sejan auf die Zeiten des Tiberius hinweisen. Unter seinen Namen existiren noch 97 Fabeln deren Stoff wohl größtentheils den griechischen Fabeln des Aesop entlehnt ist.

In den nächsten hundert Jahren nach August wurde das Bedürfniß nach Bildung in allen Ständen größer, und die Bildung verbreitete sich über alle Theile des Reiches und nahm überall denselben Charakter an. Allenthalben wurden Schulen und gelehrte Bildungsanstalten errichtet. Die Bildung bestand aber theils nur in gelehrtem Wissen, theils wurde ihr Werth nur nach dem Nutzen bestimmt, den die Erfahrungswissenschaften für das materielle Leben und den Erwerb hatten. Die damalige Bildung hatte denselben Charakter wie die alexandrinische. Von den nützlichen Wissenschaften wurden besonders die des Landbaues und des Rechts mit Eifer und Glück bearbeitet. Ueber den Landbau hatten bereits Cato der Aeltere und Terentius Varro Werke geschrieben und Virgil ein Lehrgedicht gedichtet. In der Zeit Nero's schrieb Columella im reinsten Latein ein Werk über die Landwirthschaft, durch welches er dem Landleben einen neuen Reiz verschaffen und die alten ländlichen Sitten wieder zu erwecken suchte. Zwar gelang ihm das nicht, aber die Wissenschaft des Landbaues wurde durch ihn ein Theil der allgemeinen Bildung. — Plinius der Aeltere, Roms fleißigster und größter Gelehrter, welcher 79 n. Chr. bei dem Ausbruche des Vesuv seinen Tod fand, verfaßte ein großes Werk, welches er selbst eine Naturgeschichte genannt hat, welches aber passender als eine Encyklopädie bezeichnet werden kann. — Quinctilian (42 n. Chr. bis 118), ein Spanier von Geburt, welcher in Rom als Lehrer der Redekunst auftrat, hat eine Anweisung zur Beredtsamkeit hinterlassen und suchte den verkehrten Richtungen seiner Zeit, auf der einen Seite dem Bombast und der Wortkünstelei, auf der anderen dem Streben nach zu großer Kürze entgegen zu wirken. — Plinius der Jüngere (62 bis 110 n. Chr.), welcher eine Sammlung von Briefen und eine Lobrede auf den Kaiser Trajan hinterlassen hat, wirkte den Lehren der schwülstigen und deklamatorischen Schule entgegen und suchte den besseren Geschmack zu erhalten. — Der vorzüglichste Geschichtschreiber der nachaugusteischen Periode ist C. Cornelius Tacitus, welcher unter Domitian in den Staatsdienst trat und bis zu Hadrian's Zeit gelebt zu haben scheint. In seinem Leben Agricola's setzte er seinem Schwiegervater ein Ehrendenkmal

und gab zugleich das Muster einer Biographie, in seiner Schilderung von der Lage, den Sitten und Völkern Germaniens hielt er den überfeinerten Römern einen Sittenspiegel vor eines kräftigen und unverdorbenen, nicht verwilderten, aber auch nicht kultivirten Volkes. Die Annalen enthalten die römische Geschichte vom Tode August's bis zu Nero's Ende; die Historien die Geschichte von Galba bis Domitian. Vellejus Paterculus hat einen Abriß der Weltgeschichte, Valerius Maximus eine Sammlung von Anekdoten geschrieben. Florus, welcher unter Trajan lebte, hat einen Auszug der römischen Geschichte, C. Suetonius Tranquillus die Lebensbeschreibungen der zwölf ersten Kaiser geschrieben. Q. Curtius Rufus hat eine Geschichte Alexanders des Großen verfaßt, welche mehr Roman als Geschichte ist, aber durch lebendige Darstellung und klare und gute Sprache sich auszeichnet.

Als der bedeutendste Philosoph, den die Römer nach Cicero aufzuweisen haben, ist L. Annäus Seneca, der Erzieher Nero's, zu nennen von welchem wir noch viele Schriften über Moral und praktische Lebensweisheit besitzen. Seneca war ein Anhänger der stoischen Philosophie und zugleich ein niedriger Schmeichler, er verband mit großem Talent eine niedrige Geldgier, mit einer auf philosophischen Grundsätzen beruhenden Tugend weiche Nachgiebigkeit gegen das Laster. Er gerieth dadurch in seinen Handlungen wie in seinen Schriften mit sich selbst in Widerspruch — Die stoische Philosophie war schon vor Seneca's Zeit in leere Spitzfindigkeiten ausgeartet. Epiktet, welcher 117 starb, reinigte sie von diesen Schlacken und machte der vorgetragenen Philosophie auch durch sein Leben Ehre. Im Sklavenstande geboren und zu Nero's Zeit freigelassen, versuchte er den Bewohnern von Rom bessere Grundsätze beizubringen, er wurde aber verspottet und mußte, als Domitian die Philosophen aus Rom vertrieb, Rom verlassen und gründete zu Nikopolis in Epirus eine vielbesuchte Schule. Sein Schüler Arrian hat seine Lehren in einer Art Taschenbuch, Enchiridion, zusammengestellt. Die meisten angeblichen Philosophen hatten nur den Namen, das Gewand und den Bart der Philosophen, um sich dadurch in die Häuser der Vornehmen einzuschleichen; andere waren bloß trockene und beschränkte Ausleger früherer Lehren, oder spitzfindige Grübler oder excentrische Schwärmer, welche durch geheime Gebräuche und durch den Umgang mit höheren Wesen die Weisheit finden zu können meinten. Zu Hadrians Zeit kam eine neue Art von Sophistik auf. Die durch die Sophisten entstehende Spitzfindigkeit und Sylbenstecherei wirkte höchst nachtheilig auf alle anderen Wissenschaften und den Unterricht der Jugend. Eben so nachtheilig waren die philosophischen Rhetoren, welche die Philosophie in einer Reihe von Prunkreden vortrugen.

In der Poesie zeigt sich ein rhetorisch-deklamatorisches Pathos und frostiger Phrasenschwulst M. Annäus Lucanus (38 — 65) aus Corduba in Spanien, besang den Krieg zwischen Cäsar und Pompejus (Pharsalia), C. Silius Italicus den zweiten punischen Krieg; Valerius Flaccus dichtete ein Gedicht über die Argonautenfahrt, Päpinius Statius eine Achilleis und Thebais. Als Satirendichter sind zu nennen: A. Persius Flaccus (34 bis 62)

und D. Junius Juvenalis, welcher 119 als 82jähriger Greis starb. Persius ist ein edler und reiner Charakter, dessen Satiren einen sittlichen Enthusiasmus und Haß gegen das Laster kundgeben. Juvenal hat in 16 Satiren eine Reihe von Sittengemälden aufgestellt und die Häßlichkeit der Sittenverderbniß in derbwitziger, aber oft anstößiger Rede ausgemalt. Er entwirft mit sichtbarem Wohlgefallen das Gemälde von Abscheulichkeiten ohne ein sittliches Ideal durchblicken zu lassen. Als Epigrammendichter fand M. Valerius Martialis, dessen Blüthezeit unter Domitian fällt, einen großen Beifall, aber keine geehrte Stellung.

Von Griechen wurden in dieser Zeit geschichtliche, geographische, rhetorische und philosophische Werke geschrieben. Diodorus aus Sicilien schrieb unter Augustus seine historische Bibliothek, Dionysius von Halikarnaß eine römische Geschichte und gute rhetorische Schriften, der Jude Flavius Josephus (geb. 37 n. Chr.) die Geschichte des jüdischen Krieges oder der Zerstörung von Jerusalem und jüdische Alterthümer, Plutarchus von Chäronea (geb. 50 n. Chr.) vergleichende Lebensbeschreibungen ausgezeichneter Griechen und Römer. Flavius Arrianus (geb. um 100 n. Chr.) schrieb mit besonnener Kritik ein Werk über die Feldzüge Alexanders des Großen, Appian aus Alexandria eine römische Geschichte, Strabo zu August's Zeiten eine Länder- und Völkerkunde.

In der Zeit nach Hadrian wurde die lateinische Literatur in Afrika, Gallien und Spanien eifrig getrieben und auf den Schulen Grammatik, Rhetorik, Philosophie, Jurisprudenz und Medicin gelehrt. Die Dichter, wie Avienus, Nemesianus und Calpurnius setzten ihre Verse aus älteren Werken zusammen; die Rhetoren schrieben nur Lob- und Prunkreden; die Geschichtschreiber (scriptores historiae Augustae) trugen ohne Kritik und Verarbeitung das Material zusammen; ausgezeichnet sind dagegen die Leistungen der Rechtsgelehrten. In der Zeit der Antonine schrieb der Afrikaner Appulejus eine Art von satyrisch-phantastischen Roman (Metamorphoseon, sonst de asino aureo genannt), welcher in manierirter, schwülstiger und dunkeler Sprache eine Schilderung giebt von der durch Aberglauben und Unsittlichkeit zerrütteten Römerwelt.

Die Dichtkunst war im Orient wie im Occident in Verfall. Es entstand aber bei den Griechen eine neue Art von Dichtung, der Roman. In den realen Wissenschaften wurde von Griechen Bedeutendes geleistet. In der Medicin und den damit verbundenen Naturwissenschaften trat damals ein ausgezeichneter Gelehrter auf, Galenus (geb. zu Pergamum 131), welcher eine Reform der Arzneiwissenschaft bewirkte. Er sicherte der Erfahrung in der Arzneiwissenschaft von neuem ihr Recht, und sein System verschmolz eine klare philosophische Grundidee mit einer Fülle von Erfahrungssätzen dergestalt, daß beide sich zu einem untrennbaren, übersichtlichen und harmonischen Ganzen verbanden. — Eine gleiche Wichtigkeit erlangte für die Astronomie, Chronologie und Geographie Claudius Ptolemäus. Für die Geschichte der griechischen Kunst ist des Pausanias Beschreibung von Griechenland von hohem Werth. Auf die griechische Geschichtschreibung übte die Rhetorik und Sophistik einen großen Einfluß. Ein rhetorisches Gepräge haben die bis zum J. 229 n. Chr. reichende, nur zum Theil erhaltene römische Ge-

schichte des Dio Cassius und die weniger genügende Geschichte des Herodianus, welche die Zeit von Marc Aurel bis zu Gordian III. umfaßt. Eine intressante Erscheinung des zweiten Jahrhunderts ist Lucianus, welcher in seinen Schriften die Thorheiten seiner Zeit mit Spott und Witz geißelte. Neben zahlreichen Sophisten und Rhetoren traten in den griechischen Städten eine große Menge von unbedeutenden Philosophen auf. Zur Zeit Hadrians war die stoische Philosophie vorherrschend; später kam der Skepticismus auf, welcher die Gewißheit jeder Ueberzeugung bestritt. Der bedeutendste Vertheidiger dieser Lehre ist im dritten Jahrhundert Sextus Empirikus. Von den stoischen Philosophen ist der Kaiser Marcus Aurelius der ausgezeichnetste. Als Lehrer der Rhetorik sind Hermogenes von Tarsus und Longinus zu nennen. Die neu-platonische Philosophie, welche im dritten Jahrhundert Mode wurde, verband Schwärmerei und Philosophie mit einander und suchte den heidnischen Mythen und den aus dem Orient empfangenen Vorstellungen eine philosophische Begründung zu geben, und bediente sich dazu der platonischen Philosophie. Sie kam dem damaligen Hange zum Mystischen und Schwärmerischen zu Statten, gab der abgestorbenen heidnischen Religion ein neues Leben und diente als Waffe gegen das Christenthum. Die bedeutendsten Neu-Platoniker waren Ammonius Sakkas, Plotinus (205 bis 270), Herennius, Amelius und Porphyrius.

Die Religion der Römer blieb auch unter den früheren Kaisern in dem S. 624 — 627 geschilderten Zustande. Nach dem Beispiele des Augustus verwalteten nicht nur alle heidnischen, sondern sogar noch die christlichen Kaiser bis Gratianus das Amt des Pontifex Maximus. Das ganze Gebäude der kirchlichen Verfassung mit seinen heiligen Gebräuchen blieb unverändert stehen. Es kam nur noch der Gebrauch der Seligsprechung oder Apotheose hinzu, durch welche die Kaiser nach einem Beschluß des Senates unter die Götter versetzt wurden. Der Verstorbene erhielt einen besonderen Priester, Tempel, Altäre und alle Ehren eines wirklichen Gottes. Die bis zu kriechender Speichelleckerei entarteten Römer warteten den Tod der Kaiser nicht ab, sondern es wurden den Kaisern schon bei ihren Lebzeiten Altäre errichtet, bei ihrem Namen und ihrem Genius die feierlichsten Eide geschworen, bei Tische ihnen Libationen gebracht. Obgleich der größere Theil der Römer an den althergebrachten religiösen Gebräuchen mit Gewissenhaftigkeit festhielt: so war ihnen doch die tiefere Bedeutung dieser Gebräuche dermaßen fremd und unverständlich geworden, daß M. Terentius Varro zur Erklärung derselben einen Aufwand von Gelehrsamkeit bedurfte, welcher bei seinen Zeitgenossen die lauteste Bewunderung fand. Die Nothwendigkeit einer gläubigen Ueberzeugung, religiöser Gefühlsstimmungen und eines fromm-sittlichen Lebenswandels wurde gar nicht mehr vorausgesetzt. Von jener Achtung gebietenden Religion der alten Römer war nur noch ein ausgetrockneter Leichnam übrig. Die nähere Bekanntschaft mit den Griechen hatte den Römern in religiöser Hinsicht dadurch geschadet, daß diese ihre einfach würdige Götterlehre mit griechischen Götterbegriffen und Göttersagen ver- Die Religion.

setzten, welche weder zu dem hergebrachten Kultus, noch zu der eigenthümlichen Sinnesart der Römer paßten. Während aber die Römer noch eifrig damit beschäftigt waren, sich die griechische Götterwelt gehörig zu eigen zu machen, hatten die griechischen Philosophen schon längst angefangen, die Mythologie und zum Theil auch den öffentlichen Kultus mit den schärfsten Waffen anzugreifen. Viel später aber, als mit der griechischen Poesie, wurden die Römer mit den philosophischen Systemen der Griechen bekannt. Denn diese wurden erst durch Cicero in Rom gewissermaßen eingeführt. Für tiefere philosophische Forschungen haben aber die Römer zu keiner Zeit weder besondere Neigung, noch Fähigkeit gezeigt. Eine oberflächliche philosophische Bildung aber hat zu allen Zeiten der Religiosität weit mehr geschadet als genützt. So war schon zu Cicero's Zeiten die Meinung herrschend, daß diejenigen, welche sich mit Philosophie beschäftigten, an keine Götter glaubten. Die Religion war zu einem gedankenlosen Ceremonien-Wesen oder zu völliger Heuchelei herabgesunken, indem man nur des großen Haufens wegen noch Götter anzurufen pflegte, an die man selbst nicht mehr glaubte. Rechnen wir nun noch den verderblichen Einfluß hinzu, welchen die Vergötterung nichtswürdiger Kaiser haben mußte, so werden wir die Andeutungen der Schriftsteller von der seit dem Zeitalter des Augustus immer herrschender werdenden Verachtung des Heiligen völlig glaubhaft finden.

Während nun besonders unter den Gebildeten der Unglaube und die Freigeisterei bald leiser, bald frecher sich kund gab, machte unter Hohen und Niederen und namentlich unter den Frauen der thörichtste Aberglaube große Fortschritte. Derselbe stand in engem Zusammenhange mit der herrschenden Lasterhaftigkeit. Denn einestheils suchte man durch die unsinnigsten Mittel das schwerbeladene Gewissen zur Ruhe zu bringen, anderntheils verhieß auch der Aberglaube in den zahllosen Arten der Wahrsagerei, der Zeichen- und Sterndeuterei, der Geisterbeschwörung, der Giftmischerei und Zauberei die bequemsten und wirksamsten Mittel zur Befriedigung der unersättlichen Begierden und unnatürlichen Leidenschaften. Dazu kam, daß die furchtbare Willkürherrschaft der Kaiser alle Lebensverhältnisse höchst unsicher und schwankend machte, daß schon der nächste Augenblick den Einen von seiner stolzen Höhe herabstürzen, den Anderen aus seiner Niedrigkeit hoch erheben konnte, daß also Furcht und Hoffnung in steter Spannung erhalten und dadurch die Menschen zur Erforschung der so verhängnißvollen Zukunft hingetrieben wurden.

Für so ungewöhnliche Bedürfnisse schien die angestemmte Religion nicht mehr ausreichend zu sein; nur das Fremdartige, Neue und Geheimnißvolle konnte dem gänzlichen Unglauben noch das Gegengewicht halten. Auch wurden von den unzähligen in Rom sich aufhaltenden Fremden die verschiedensten National-Kulte mehr oder weniger offen ausgeübt und die alten, gegen die Annahme neuer Kulte gerichteten Gesetze konnten schon lange nicht mehr mit der ehemaligen Strenge gehandhabt werden. So wurden trotz aller Verachtung, in welcher das Volk der Juden im Allgemeinen stand, die jüdischen Synagogen auch von Römern stark besucht. Um die

weitere Verbreitung der jüdischen Religion in Rom zu unterdrücken, vertrieb Tiberius die Juden aus der Stadt und schickte nur allein 4000 Freigelassene als Proselyten des Judenthums auf die Insel Sardinien, um sie daselbst umkommen zu lassen. Auch die ägyptischen Gottesdienste spielten, so abweichend von römischer Sitte sie auch waren, im römischen Aberglauben bald eine bedeutende Rolle. Namentlich hatte der Dienst des Serapis, welcher mit Osiris gleichbedeutend war, und seiner Gemahlin, der Isis, welche für ein Symbol der ernährenden Fruchtbarkeit Aegyptens oder auch der Erde gehalten wurde, wie in Griechenland, so auch in Italien festen Fuß gefaßt. Da selbst mehrere Kaiser für diese Gottheiten eine ganz besondere Verehrung hegten, so wurden diese Kulte völlig einheimisch in Rom. Besonders aber wurde der Isis-Dienst unter den römischen Frauen Mode. Im Kostüm dieses Kultus, mit ungeheuren Federaufsätzen, Lotosblumen und anderen Sinnbildern der Fruchtbarkeit auf dem Kopfe warteten sie den Tempeldienst ab, besprengten den Tempel und die Bildsäulen der Göttin wo möglich mit wirklichem Nilwasser, stellten Isis-Idole in ihren Gemächern auf und schlugen zu gewissen Zeiten regelmäßig ihre Isis-Klapper. Diese und ähnliche Gebräuche einer devoten Andächtelei gehörten schon unter Augustus zum guten Tone. Leider aber war der Isis-Dienst nur ein Deckmantel für die schändlichsten Ausschweifungen. Gewinnsüchtige Priester und Priesterinnen trieben mit der Veranstaltung unzüchtiger Zusammenkünfte ein förmliches Gewerbe. Auch der aus Syrien stammende Dienst des Adonis gab den Frauen Gelegenheit zu ähnlichen Ausschweifungen. Von Commodus wurde der Dienst des persischen Sonnengottes Mithras in Rom eingeführt, Heliogabalus dagegen nöthigte die Römer zum Dienste des syrischen Sonnengottes. Die Priester dieser fremden Gottheiten bildeten keine geschlossenen vom Staate anerkannten und unterhaltenen Körperschaften, wie die Priester der altrömischen Götter. Daher zogen sie in der Stadt und auf dem Lande umher und verdienten sich ihr Brod meistens unter dem Namen einer erbettelten Tempelsteuer an Geld oder allerhand Naturalien, Kleidungsstücken, Kuchen, Eiern u. s. w., durch tausenderlei magische Künste, besonders durch Wahrsagerei, durch Ausspendung des Segens ihrer Gottheit, durch Sündenerlaß, durch neue Anweisungen zur Versöhnung der Götter und Sicherung gegen Seuchen und andere, angeblich drohende Uebel. Alle diese fremden Schmarotzer, zu welchen noch vielerlei nicht priesterliche Klassen von Gauklern kamen, wie jüdische Wahrsager, armenische Haruspices, persische Magier und namentlich chaldäische Astrologen, welche förmlich zur Hausdienerschaft der Großen gehörten, dienten dem unsinnigsten Aberglauben und der grenzenlosesten Lasterhaftigkeit.

Man muß sich wundern, daß die heidnische Religion in Rom bei so entschiedenem Verfalle noch 400 Jahre lang neben dem eindringenden Christenthume sich behaupten konnte. Die heidnischen Vorstellungen von den Göttern und ihrer Wirksamkeit waren sinnlicher, anschaulicher und faßlicher. Der Kultus war nicht nur leicht und bequem, sondern bot sogar tausend sinnliche Reize und Annehmlichkeiten dar. Die nationale Verschiedenheit der heidnischen

Religionen, an welcher unser denkender Verstand großen Anstoß nimmt, gereichte ihnen nach damaliger Denkweise zur Empfehlung. Denn die Alten hatten von der Möglichkeit einer Universal-Religion durchaus keine Vorstellung. Die römische Religion war ganz besonders national, und noch dazu mit der Geschichte und dem Bestehen des Staates, mit allen öffentlichen und häuslichen Einrichtungen eng verknüpft. Wenn der Mensch überhaupt geneigt ist, besonders in der Religion an dem Alten mit ehrfurchtsvoller Vorliebe zu hängen, so kam bei den Römern noch die Dankbarkeit gegen die Götter hinzu, mit deren Beistand sie die Herrn der Welt geworden waren. Auch hatte nicht allein die zahlreiche Priesterschaft, sondern noch eine große Menge anderer Menschenklassen für die Erhaltung des alten Gottesdienstes ein specielles Interesse. Eine ganz besondere Stütze fanden aber die alten Religionen in den Mysterien, in welchen sich Volksreligion und Philosophie gleichsam zu einem Ganzen verbanden, und welche sowohl die Ansprüche des Verstandes als auch die des Herzens zu befriedigen suchten. Endlich traten gegen das Ende des ersten und im Anfange des zweiten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung mehrere Anhänger der platonischen Philosophie als Schutzredner der Volksreligionen auf, welche sie zu läutern und zugleich mit den höheren Anforderungen ihrer aufgeklärten Denkweise in Einklang zu bringen sich bemühten. Doch diese Männer standen zu einzeln da, um einen Umschwung zu Gunsten der Volksreligion zu bewirken. Sie hatten es nicht allein mit allerlei Ausgeburten des Aberglaubens zu thun, sondern auch mit den an sich selbst so verschiedenen, aber in der Abneigung gegen die Volksreligion übereinstimmenden Richtungen der Philosophie. Gleichwohl nahmen die alten Religionen im dritten Jahrhundert noch einmal einen erheblichen Aufschwung. Noch einmal erwachte der Eifer für die heidnischen Götter, neue Arten von Opfern und Sühnungen wurden aufgebracht, die Orakel wieder angepriesen und Erzählungen von Wundern in Umlauf gesetzt. An dieser veränderten Stimmung der heidnischen Welt hatte der Neuplatonismus den bedeutendsten Antheil, eine Philosophie, welche die platonische Innigkeit und Tiefe mit aristotelischer Dialektik und asiatisch-ägyptischer Weisheit zu verbinden strebte. Dieselbe unternahm eine Regeneration des Heidenthums, welches sie durch allegorische Deutung der Sagen auch den Gebildeten wieder anzuempfehlen suchte. Doch das konnte den völligen Untergang der alten Religionen nur auf kurze Zeit verschieben. Constantin sprach durch das Edict von Mailand (313) allgemeine Religionsfreiheit aus und gab den Christen die ihnen von seinen Vorgängern entrissenen bürgerlichen und religiösen Rechte wieder. Vergebens trat der Kaiser Julian (der Abtrünnige) zu Gunsten des Heidenthums auf und setzte an dessen Wiedererhebung alle seine Kräfte. Der Kaiser Theodosius ließ 388 den Senat darüber entscheiden, ob hinfort die Verehrung Jupiters oder die Religion Christi in Rom herrschen solle, und dieser entschied für das Christenthum.

Ende des ersten Bandes.

Inhalt des ersten Bandes.

Regierung bis zum Feldzug in Kleinasien. — Die Macht Alexanders und die des Darius. — Besiegung und Tod des Darius. — Aufstand in Griechenland. Alexanders Unternehmungen bis zur Rückkehr aus Indien. — Alexanders letzte Regierungsjahre. — Aristoteles. — S. 434 — 450. **b) Die griechische Geschichte von Alexanders Tod bis zur Zerstörung von Korinth.** Die Kämpfe um Alexanders Monarchie und die aus derselben entstehenden Reiche. — Der Raubzug der Gallier. Galatien, Parthien und Baktrien. — Macedonien und Griechenland. — Die alexandrinische Bildung. Grammatik und Dichtkunst. — Geschichte, Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaften. — Die Kunst. — S. 450 bis 466.

Geschichte der Römer. Wichtigkeit der römischen Geschichte. — Das Land Italien. — Die älteste Bevölkerung Italiens. — Etrusker. — Die troische Ansiedelung. Lavinium. Alba. — Volsker. Herniker. Aequer. Sabiner. — S. 466 — 478.

I. Rom unter der Herrschaft der Könige. Sage von der Gründung Roms. — Romulus. — Numa Pompilius. — Tullus Hostilius. — Ancus Marcius und Tarquinius Priscus. — Innere Verhältnisse des römischen Staates unter den Königen bis Servius Tullius. — Servius Tullius. — Tarquinius Superbus. — Das Kriegswesen. — Die Religion. — Die kirchliche Verfassung. — Die römische Schrift. Anfänge der Prosa und Poesie. Kenntnisse. — Kunst, Handel, Handwerke, Ackerbau. — Familienverhältnisse. — Die Sklaven. — Der Charakter der Römer. — S. 478 — 509.

II. Rom als Republik. 1) Von der Vertreibung der Könige bis zum ersten punischen Krieg. Rom. — Begebenheiten bis zum Tode des Tarquinius. — Verhältnisse der Patricier und Plebejer. — Die Dictatur. — Der Auszug auf den heiligen Berg. — Die Tribunen und Aedilen. — Die Tributcomitien. — Coriolan. — Spurius Cassius. — Publilius Volero. — Der Gesetzvorschlag des Terentillus Arsa. — Die Decemvirn. — Sturz der Decemvirn. — Die Volkstribunen. — Die Volksversammlungen und der Senat. — Die Quästoren. — Das Gesetz des C. Canulejus. Kriegstribunen. — Die Censoren. — Vergrößerung des römischen Gebietes. Kolonien. — Der letzte Krieg gegen Veji. — Der erste gallische Krieg der Römer. — Besiegung der Latiner, Volsker, Herniker und Etrusker. M. Manlius. — Die licinischen Gesetze. — Die Prätur. Die Aedilen. — Die Plebejer erlangen die Dictatur und die Censur. Kriege mit den Galliern. — Der erste Krieg mit den Samniten. — Der Krieg mit den Latinern. — Der zweite Samniten-Krieg. — Der dritte Samniten-Krieg. — Krieg gegen Tarent und Pyrrhus. Völlige Unterwerfung von Unter- und Mittelitalien. — Die politische Gleichstellung der Plebejer mit den Patriciern. — Umgestaltung der Centuriatcomitien. — Die Nobilität, die Senatoren und die Ritter. — Die übrige Bürgerschaft, die Aerarier, Klienten und Fremden. — Die Macht und der Geschäftskreis des Senates. — Die Volkstribunen. — Rechtskunde und literarische Thätigkeit. — Das Kriegswesen. — Verhältnisse der italischen Völker. — S. 510 — 561. **2) Von dem Beginn der punischen Kriege bis zum Untergange der Republik.** Syrakus von der Gründung bis zu Timoleons Tod. — Syrakus von Timoleons Tod bis zum ersten punischen Kriege. — Der erste punische Krieg. — Die Kriege zwischen dem ersten und zweiten punischen Kriege. — Der zweite punische Krieg. — Hannibals Ende. — Die Kriege in Asien und Griechenland bis zur Zerstörung von Korinth. — Der dritte punische Krieg. — Der Krieg in Spanien. — Die Provinzen. — Tiberius Gracchus. — Cajus Gracchus. — Der Krieg mit Jugurtha. — Der Krieg mit den Cimbern und Teutonen. — Marius, Saturninus und Glaucia. — Der Bundesgenossenkrieg. — Der erste Bürgerkrieg bis zum J. 66. — Sulla's Krieg mit Mithridates. — Besiegung der Marianer und Sulla's Staatsreform. — Angriffe auf die sullanischen Einrichtungen. — Der Krieg mit Sertorius. — Der Sklavenkrieg. —
